Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Herausgegeben

von

Echtermeyer und Ruge.

Vierter Jahrgang.

1841.

~~Monat Januar.~~

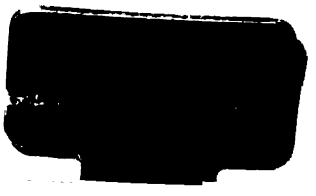
Leipzig,

Verlag von Otto Wigand.

Digitized by Google

9010 D 15

KONINKLIJKE BIBLIOTHEEK
2861



Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Herausgegeben

von

Echtermeyer und Ruge.

Vierter Jahrgang.

1841.

~~Monat März~~

Leipzig,
Verlag von Otto Wigand.

Digitized by Google

Digitized by Google

T 27 A 43

a. 1.

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Vierter Jahrgang.

1841.

KONINKLIJKE BIBLIOTHEEK

Leipzig,
Verlag von Otto Wigand.

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhaltsverzeichniss.

Hallische Jahrbücher 1841. Januar bis Juni.

Ahrens, Cours de Philosophie s. Krause.

———, Cours de droit naturel s. Krause.

An die Deutschen und insbesondere die Preußen, über das Verlangen nach Preßfreiheit in Deutschland und nach Constitution im preußischen Staate. — Von Rt. in Berlin. (S. 51—56.)

Apostel, der, der Frauen und die neue Kirche in Würtemberg. — Von F. S. (S. 114—120.)

Bacherer, Gustav, Sterne und Meteore in deutscher Zukunft und Gegenwart. Leipzig, 1839. — Von H. Lenz. (S. 439—448.)

Bauer, B., der christliche Staat und unsere Zeit. — (S. 537—558.)

Becker, Wilhelm Adolph, Charikles. Bilder altgriechischer Sitte, zur genaueren Kenntniß des griechischen Privatlebens. 1. und 2. Theil. Leipzig, 1840. — Von X. (S. 361—391.)

Bekenntniß bremischer Pastoren s. Worte, einige.

Bemerkungen über die Confession ꝛc. s. Worte, einige.

Berlin, aus. — Von p. c. (S. 335—336.)

Berlin, die Universität. — Zweiter Artikel. (S. 6—124.)

Betrachtungen eines Militairs über einen bevorstehenden Krieg zwischen Deutschland und Frankreich. Leipzig, 1841. — Von Arnold Ruge. (S. 535—540.)

Boccaccio's sämmtliche Romane, s. Uebersetzung.

Böttticher, prophetische Stimmen, s. Tacitus.

Boz, Master Humphrey's Wanduhr. Humoristisches Lebensgemälde. Aus dem Englischen von E. A. Moriarty; mit Federzeichnungen von Cattermole und Browne. Leipzig, 1840. — Von Arnold Ruge. (S. 103—112.)

Briefe über Zustände und Begebenheiten in der Türkei, s. Moltke.

Buchbinder, der, als Apologet. — Von Süßkind. (S. 512.)

Bülau, Geschichte des europäischen Staatensystems, s. Geschichtschreibung.

Cassagnac, Ad. Granier von, Geschichte der arbeitenden und der bürgerlichen Classen. Nach dem Französischen von H. H. Braunschweig, 1839. — Von H. L. Oppenheim. (S. 518—524.)

Crüger, A., Der Ursprung des Nibelungenliedes oder der Sage von den Volsungen und von Sigurd dem Fafnis-Tödter. Nebst einer Nachricht von den gothischen Verschanzungen südlich der Ostsee, als Erläuterung des Gothenzuges. Eine historische Andeutung, insbesondere für die Besitzer der Prachtausgabe des Nibelungenliedes. Landsberg, 1841. — Von A. Wellmann. (S. 386—388.)

Deutschmann, die radicale Reform des Staats- und Privatrechts, ob und wie weit dieselbe rechtlich nothwendig und zulässig sei. Mannheim. — Von Schletter. (S. 30—32.)

Erklärung. — Von Weiße. (S. 544.)

Feuerbach, Dr. L. A., Geschichte der neueren Philosophie von Baco von Verulam bis Benedict Spinoza. Ansbach.

———, Geschichte der neueren Philosophie. Darstellung, Entwicklung und Kritik der Leibnitz'schen Philosophie. gr. 8. Ansbach, 1837. — Von F. Reiff. (S. 49—70.)

Frauenstädt, J., Theismus oder Pantheismus. Beleuchtung zweier Correspondenzen in der Augsburger Allgemeinen Zeitung. — (S. 407—412.)

Freiligrath, Ferdinand, Rolands-Album, s. Rolands-Album.

Geschichte, Poetische, der Deutschen. Von Ad. St. — (S. 436.)

Geschichtschreibung, die, der Reflexion und der philosophische Standpunkt, nachgewiesen an:
Bülau's „Geschichte des europäischen Staatensystems." 2 Theile. gr. 8. Leipzig, 1839. — Von M. Duncker. (S. 73—100.)

Göttling, Karl Wilhelm, Geschichte der römischen Staatsverfassung von Erbauung der Stadt bis zu C. Cäsars Tod. Halle. — Von W. Hertzberg. (S. 561—591.)

Grieffelich und die Homöopathie. — (S. 558—572.)

Gruppe, Dr. O. F., Ueber die Fragmente des Archytas und der älteren Pythagoreer. Eine Preisschrift. 8. Berlin, 1840. — Von Adolf Stahr. (S. 42—48.)

Günderode, die. Grünberg und Leipzig. — Von Moriz Carriere. (S. 282—286.)

Haupt, Dr. C. G., Allgemeine wissenschaftliche Alterthumskunde oder der concrete Geist des Alterthums in seiner Entwicklung und in seinem System. Erste historische Abtheilung oder die Entwicklung des concreten Geistes im Alterthum. Drei Bände. Altona, 1839. — Von L. (S. 531—532.)

Hegels Vorlesungen über die Philosophie der Religion. Zweite Auflage. Berlin, 1840. — Von E. Zeller. (S. 197—220.)

Held, W., 1813. 1814. 1815. Vaterländisches Schauspiel in drei Abtheilungen; Musik von Fr. Held. Erfurt, 1841. — Von Rtg. (S. 620.)

Heller, Robert, Eine Sommerreise, s. Reisen.

Historiker, die berliner. — (S. 421—439.)

Hofmeister, K., Supplement zu Schillers Werken, s. Schiller, Fr.

Huldigungsreise eines Rheinländers in den Octobertagen 1840. Magdeburg, 1841. — Von Rtg. (S. 420.)

Jean Paul über Arndt. — Von Rtg. in Berlin. (S. 100.)

Journale, die schönen, und der Liberalismus. — Von R. (S. 130—132.)

Juristenfacultät, die berliner. — (S. 501—518.)

Kierulff, Dr. J. F., Theorie des gemeinen Civilrechts. 1. Band. Altona, 1839. — Von S. (S. 391—404.)

Klausen, Rudolph Heinrich, Aeneas und die Penaten. Die italischen Volksreligionen unter dem Einfluß der griechischen. 2 Bde. 8. Hamburg und Gotha, 1839 u. 1840. — Von Dr. W. Hertzberg. (Erster Band S. 173—194. Zweiter Band S. 579—592.)

Klein, J. L., Maria von Medici. Trauerspiel. Berlin, 1841. — Von E. Meyen. (S. 171—184.)

Klenke, Dr. Herm., Entwurf eines neuen genetischen Systems der Histologie, zugleich als Grundriß einer philosophischen Anatomie. Versuch einer Lehre von der Qualität des menschlichen Organismus, im Sinne einer neuern Physiologie. Für Naturforscher, Aerzte und denkende Freunde der Wissenschaft entworfen. Leipzig, 1840. — Von Carus. (S. 59—64.)

König, H., Aus dem Leben. 2 Theile. Stuttgart. — Von Georg Jung. (S. 126—128.)

Körner, Ph. Max., Historische Volkslieder aus dem sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert, nach den in der königl. Hof- und Staatsbibliothek zu München vorhandenen fliegenden Blättern gesammelt und herausgegeben. Mit einem Vorwort von J. A. Schmeller. — Von A. Wellmann. (S. 330—332.)

Krause. Zur Kenntniß und Kritik der Krauseschen Philosophie. — Von J. Frauenstädt. (S. 609—620.)
1. Cours de Philosophie fait à Paris sous les auspices du gouvernement. Par H. Ahrens, ancien docteur agrégé à l'université de Goettingue, Professeur de Philosophie et de droit naturel à l'université libre de Bruxelles. Premier volume contenant l'anthropologie générale. Second volume contenant la psychologie proprement dite et la partie générale de la Métaphysique. Paris, 1838.
2. Cours de droit naturel ou de philosophie du droit, fait d'après l'état actuel de cette science en Allemagne. Par H. Ahrens. Paris, 1840.

Kuhlemann, Rudolph, Gedichte. — Von C. (S. 528.)

Laube, Heinrich, Jagdbrevier. Leipzig. 1841, — Von Hurlebusch. (S. 370—372.)

Lavergne-Peguilhen, M. von, die Landgemeinde in Preußen. Königsberg 1841. (S. 359—360.)

Lewald, August, Neue Aquarelle aus dem Leben. 2 Theile. Stuttgart, 1840. — Von H. Lenz. (S. 414—416.)

Lornsen, Uwe, Die Unionsverfassung Dänemarks und Schleswig-Holsteins; eine geschichtlich staatsrechtliche und politische Erörterung. Nach des Verf. Tode herausgegeben von Dr. G. Beseler. Jena, 1841. — Von W. Lüders. (S. 602—608.)

Löwenberg, Julius, Geschichte der Geographie. Mit zwei chronologischen Uebersichtstabellen und neun Erdansichten. Berlin, 1840. — Von R—t—g in Berlin. (S. 191—212.)

Lücke, Dr. Friedrich, Erinnerungen an Karl Ottfried Müller. Göttingen, 1841. — Von †. (S. 307—312.)

Digitized by Google

Mager, Dr., Die deutsche Bürgerschule. Schreiben an einen Staatsmann. Stuttgart, 1840. — Von Hermann Büttner. Erster Artikel (S. 477—498.). Zweiter Artikel (S. 593—606.)

Mannel, Don Juan, Der Graf Lucanor. Uebersetzt von Joseph Freiherrn von Eichendorff. Berlin. — Von Karl Stahr in Stettin. (S. 339—344.)

Mayer, Karl August, Neapel und die Neapolitaner, oder Briefe aus Neapel in die Heimath. 1. Bd. Mit einem Plane Neapels und einer Musikbeilage. Oldenburg, 1840. — Von φ. (S. 280.)

Memoiren einer Pairin von England zu Fox Zeiten. Herausgegeben von Lady Charlotte Bury, übersetzt von Amalie Winter. Drei Theile. Braunschweig, 1840. — Von A. Bock. (S. 379—384.)

Merlecker's Leitfaden. — Von — φ — (S. 88.)

(Moltke) Briefe über Zustände und Begebenheiten in der Türkei; aus den Jahren 1835 bis 1839. Berlin, 1841. — Von L. Rellstab. (S. 595—600.)

Movers, D. F. C., Die Unächtheit der im Eusebius erhaltenen Fragmente des Sanchuniathon, s. Sanchuniathon.

——, Die Phönizier. Bd. 1. siehe Sanchuniathon.

Musenalmanach, deutscher, für 1841. Herausgegeben von Th. Echtermeyer und Arnold Ruge. Mit Jos. Freiherr von Eichendorffs Bildniß. Berlin. — Von Levin Schücking. (S. 315—324.)

Nachricht, zur. — Von Echtermeyer und A. Ruge.

Napoleonsche Gedichte. Zum Besten der Unglücklichen in Lyon. 12. Leipzig, 1840. — Von Rtg. (S. 240.)

Ogienski, Dr. Immanuel, Hegel, Schubarth und die Idee der Persönlichkeit in ihrem Verhältniß zur preußischen Monarchie. Trzemeßno, 1840. — Von Ein Rhein-Preuße. (S. 269—292.)

Pandora, deutsche. Gedenkbuch zeitgenössischer Zustände und Schriftsteller. Dritter Band 1840. — Von A. Bock. (S. 231—236.)

Prutz, R. E., Ein Märchen. Gedicht. Leipzig, 1841. — Von H. R. in Ggen. (S. 508.)

Püttmann, Hermann, Chatterton. Zwei Theile. Barmen, 1840. — Von R. E. P. (S. 223—228.)

Raumer, Friedrich, Beiträge zur neueren Geschichte aus dem britischen und französischen Reichsarchive. Dritter Band. Leipzig. — Von P. F. Stuhr. (S. 293—307.)

Reisen, über, und Reiselitteratur der Deutschen. Von R. E. Prutz. — (S. 125—138.)

Eine Sommerreise. Von Robert Heller. Leipzig, 1840.

Ringseis, Dr. Nepomuk von, oder Hippokrates in der Pfaffenkutte. Zur Charakteristik des modernen Afterchristenthums. — (S. 521—535.)

Robe, Kobold Pirusch. Märchen in fünf Aufzügen. Leipzig, 1840. — Von A. Ruge. (S. 275—276.)

Rotteck. Zur Charakteristik von Rottecks. — Von Rtg. (S. 409—420.)

Rolands-Album. Herausgegeben von Ferdinand Freiligrath. Zum Besten der Ruine. Cöln am Rhein, 1840. — Von Z. — (S. 214—216.)

Rückert, Dr. Emil, Oberon von Mons und die Pippine von Nivella. Untersuchungen über den Ursprung der Nibelungensage. Leipzig, 1836. — Von Ferdinand Wachter. (S. 621—624.)

Ruge, Arnold, Vorwort. (S. 1—6.)

——, die allgemeine Literaturzeitung über Strauß, oder der alte und der neue Rationalismus. — (S. 271—272.)

——, die Wahrheit in Sachen der bonner evangel. theolog. Facultät contra B. Bauer. — (S. 363—364.)

——, ein nachträgliches Wort über bonner Kritik und Apologetik. (S. 423—428.)

Sanchuniathon, zur Literatur des, mit besonderer Rücksicht auf:

Dr. F. C. Movers: Die Unächtheit der im Eusebius erhaltenen Fragmente des Sanchuniathon bewiesen. Mainzer Jahrbücher für Theologie und christliche Philosophie. 1836. Heft 1.

Derselbe: Die Phönizier. Bd. 1. Untersuchungen über die Religion der Phönizier. Bonn, 1841. — Von Rudolph Walther Roth in Tübingen. (S. 393—407.)

Schenkel, Daniel, der Kampf der schaffhausischen Geistlichkeit mit ihrem Antistes. Ein Beitrag zur Zeitgeschichte. — (S. 141—171.)

Schiller, Fr. und sein Don Carlos. (S. 516.)

1. Supplement zu Schiller's Werken. Aus seinem Nachlaß im Einverständniß und unter Mitwirkung der Familie Schiller's herausgegeben von K. Hofmeister. Erste und zweite Abtheilung. Stuttgart u. Tübingen, 1840.
2. Schillers Werke. Ergänzungsband, enthaltend: Don Carlos nach dessen ursprünglichem Entwurfe, zusammengestellt mit den beiden späteren Bearbeitungen, mit einer literär-historisch-kritischen Einleitung. Hannover, 1840.

Schrader, August, Germanische Mythologie und deutsche Alterthümer überhaupt. Vornehmlich Deutung der Mythologie. Berlin, 1840. — Von Köppen. (S. 67—84.)

Schubert, Dr. Gotthilf, Die Urwelt und die Fixsterne. Dresden, 1839. — Von D...nll. (S. 495—504.)

Siegmayer, J. G., Geschichtliche Zusammenstellung der merkwürdigsten Anmaßungen der Päpste über die protestantischen Fürsten und Völker und der (ihrer) Einmischungen in die politischen Ereignisse des 18. u. 19. Jahrhunderts. — Von K. N. (S. 163—164.)

Smets, Wilhelm von, Gedichte. Vollständige Sammlung. Stuttgart und Tübingen. — Von Dr. Lenz. (S. 474—484.)

Stahl und die Willkür, nebst Erinnerung an Feuerbach über ihn. — Von M—r. (S. 91—92.)

Staufer, Berthold, Gedichte. Stuttgart, 1841. — Von Dr. Lenz. (S. 474—484.)

Steffens, Heinrich, Christliche Religionsphilosophie. 1. Th. Teleologie; 2. Th. Ethik. Breslau, 1839. — Von Dr. J. W. Hanne. (S. 310—335.)

Steinacker, Gustav, Pannonia. Blumenlese auf dem Felde der neuern magyarischen Lyrik in metrischen Uebertragungen. Erste Abtheilung. Leipzig, 1840. — Von H. Lenz. (S. 487—492.)

Sternberg, A. von, Georgette. Ein Roman. Stuttgart, 1840. — Von A. Bock. (S. 267—268.)

Strauß, Dr. David Friedrich, Die christliche Glaubenslehre in ihrer geschichtlichen Entwicklung und im Kampfe mit der modernen Wissenschaft. Erster Band. 1840. — Von Schnitzer. (S. 337—359.)

Süßkind, Berliner Pietisten. — (S. 517—556.)

Tacitus und das Christenthum.

Böttticher, prophetische Stimmen aus Rom, oder das christliche im Tacitus. Hamburg und Gotha, 1840. — Von F. H. (S. 375—376.)

Talvi, Die Unächtheit der Lieder Ossian's und des Macpherson'schen Ossian's insbesondere. Leipzig, 1840. — Von Gruppe. — (S. 136—148.)

Theismus oder Pantheismus, s. Frauenstädt.

Thibaut. Erinnerungen an L. F. Thibaut. — Von A. Tellkampf. (S. 295—304.)

Tübingen, die Universität. Erster Artikel. (S. 441—474.)

Uebersetzung, die, in jetziger Zeit. — Von Karl Stahr in Stettin. (S. 11—28.)

Italienische Klassiker. — Boccaccio's sämmtliche Romane und Novellen. Zum ersten Mal vollständig übersetzt von Dr. W. Röder. Erste und zweite Lieferung. Stuttgart, 1840.

Varnhagen von Ense, Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften. Neue Folge. Erster Band. Leipzig, 1840. — Von L. Rellstab. (S. 221—331.)

Vasenerklärungen, moderne. Von 10. (S. 35—36.)

Verfluchungen, die, s. Worte, einige.

Verständigung, zur, über die preußische Verfassungsfrage. Berlin, 1841. — Von C. F. (S. 254—260.)

Vischer, Fr., über allerhand Verlegenheiten bei Besetzung einer dogmatischen Lehrstelle in der gegenwärtigen Zeit. Ein Sendschreiben. I. Lage der Sache. II. Reflexion. — (S. 257—267.)

Warnkönig, Dr. L. A., Rechtsphilosophie als Naturlehre des Rechts. 1839. — Von S. (S. 391—404.)

Wort, ein kurzes, gegen die Hypokrisie des liberalen Pietismus. — (S. 367—368.)

Worte, einige, über die Verfluchungsgeschichte und den Kirchenstreit in Bremen, (S. 459—472.) veranlaßt durch:

1) Die Verfluchungen. Im Interesse denkender Christen von einem Anonymus des bremischen Bürgerfreundes. Bremen, 1840.
2) Bekenntniß bremischer Pastoren in Sachen der Wahrheit. Bremen, 1840.
3) Bemerkungen über die Confession der zwei und zwanzig bremischen Pastoren. Von einem Protestanten. Oldenburg, 1841.

Zeitung, die Leipziger Allgemeine, und die öffentliche Meinung. Von Arnold Ruge. (S. 150—160.)

Zeugnisse aus dem verborgenen Leben; oder Lebens- und Glaubenserfahrungen eines Ungenannten in Gesängen. — Von C. (S. 528.)

Zschiesche, Dr. C., über die Verpflichtung der evangelischen Geistlichen auf die symbolischen Bücher, oder Katholicismus und Protestantismus. — (S. 233—254.)

Digitized by Google

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

1. Januar. № 1. 1841.

Vorwort.

Als im Herbst des Jahres 1837 diese Zeitschrift gegründet wurde, verhielt sich die deutsche Welt politisch und wissenschaftlich noch bei weitem naiver. Die großen Fragen der Zeit, die jetzt bereits auf der Schärfe des Schwertes liegen und einer durchgreifenden Krisis immer näher rücken, waren zum Theil noch sehr verhüllt. Eine bedeutende Anzahl Männer, die zu den heftigsten Gegnern freier Tendenzen und namentlich der Jahrbücher gehören, hatten damals kein Arg daraus, daß es hieß, die Isolirung der alten Litteraturzeitungen von der wahren Geistesbewegung und ihre abgestorbene Existenz sollte durch ein Organ aufgehoben werden, dem die Zeitgeschichte für ein unzertrennliches Ganze, Wissenschaft und Kunst aber für die eigentlichen Nerven ihrer Bewegung gälten. Und doch liegt nichts näher, als daß mit der Ausführung dieses Gedankens eine gewaltige Zersetzung des alten Chaos, in dem zur Zeit weder Eros noch Eris zum rechten Leben erwacht waren, eintreten müsse. Denn was konnte die Folge sein? Mußte nun nicht überall in die geschichtlichen Zustände und ihre Auflösung das Bewußtsein der Wissenschaft einzudringen streben? Und wenn dies gelang, wurden dann nicht die historischen Existenzen mit einer Klarheit über sich selbst erfüllt, welche man bisher nur in der Philosophie, nicht einmal in den empirischen Wissenschaften hatte dulden wollen? — So ist es geschehen; mehr als einmal sind daher auch die Nachtwächter von allen Enden zusammengelaufen und haben ihre Löwenstimme erhoben über den hellen Schein, den die Feuersbrunst der Unwahrheit von sich gebe; und fortwährend sehen wir Eros, die entbrannte Gesinnung der Wahrheit und der Wahrhaftigkeit, und Eris, den unerbittlichen Kampf für Beides, an den Lauf dieser Zeitschrift gebunden. Was überhaupt der Charakter unserer Zeit ist, das Erwachen zum Selbstbewußtsein, dasselbe ist auch ihrem Spiegel, den Jahrbüchern, widerfahren. Der Geist unserer gegenwärtigen Geschichte ist der bewußte; von jetzt an täuscht er sich über sein Ziel nicht mehr; wir wissen Alle, daß uns die Freiheit der litterarischen Oeffentlichkeit und die Oeffentlichkeit des freien Staates gewiß ist; aber das Einzelne wird uns immer überraschen: es wird uns überraschen, wenn unser privates Wissen zum öffentlichen Willen und unsere subjective Gesinnung zur Praxis der Wirklichkeit ausschlägt. So war auch das Ziel dieser Zeitschrift von Anfang an gesteckt und leicht zu erkennen; aber es gehörte Zeit dazu, bis sie ihre Naivetät aufgab, den Feind als Feind behandelte und zu den entschiedenen Folgen des Princips gelangte. Erst nach dieser wirklichen Scheidung konnte das volle Bewußtsein über die Gährung der Zeit in den Jahrbüchern sich ausbilden und eine gründliche Durchdringung derselben unternommen werden.

Kein geringes Verdienst um die Aufklärung der Wissenschaft und des Lebens über sich selbst, an der jeder denkende Zeitgenosse Theil nimmt, haben auch ihrerseits unsere Gegner sich erworben; und wie die theoretische Umwälzung der Geister von ihnen angeregt und gefördert worden ist, so, scheint es, werden sie nun in der nächsten Zukunft auch die praktische herbeiführen. Ja, wir dürfen es uns wohl gestehen, daß sie, die jenen wunderlichen, aber nunmehr offenkundigen Entschluß bereits festgestellt hatten, der Geistesfreiheit den Garaus zu machen, die Autorität des blinden Glaubens wieder einzuführen und die Principien der glorreichen Revolution unseres Jahrhunderts mit der Wurzel auszureißen, — daß diese Männer gleich anfangs viel weniger unschuldig dreinschauten, als wir selbst. Sie drängten sich herzu, sie hatten sich seit einigen Jahren gewöhnt, das große Wort zu führen; so waren sie gleich voran, und weil ihr Gewissen ihnen sagte, daß es ihnen galt, bevor es noch ausgesprochen war, darum suchten sie, gleich den Schlangen der Juno, das Kind in der Wiege zu erwürgen. Der Geist unserer Zeit aber war und ist ihr Herakles, und alle seine Arbeiten wird er an ihnen vollbringen; diese Kämpfe sind der Weg zu seiner Verklärung, — eine Reinigung, die wir jetzt Aufklärung, Philosophie und bürgerliche Freiheit nennen. Kein Licht ohne Schatten, kein Morgen ohne Nacht.

In einer Zeit nun, wie die unsrige, in der es sich nicht mehr um die verhüllte, sondern um die bewußte Entwick-

Digitized by Google

lung des Geistes handelt, so augenscheinlich, daß den Schleier des Geheimnisses selbst die Götter der Erde nicht mehr festzuhalten vermögen und das Weltgericht unmittelbar in den Lauf der Ereignisse hereinbricht, mußte dies Journal, welches die Wurzeln der Thaten und Begebenheiten aufzusuchen, die principiellen Enthüllungen vorzunehmen hatte, eine ganz neue Stellung zur Geschichte gewinnen, und es wird nicht ungehörig sein, beim Beginn eines neuen, eines in der That entscheidenden Jahres, dies Verhältniß mit ein paar Worten zu beleuchten.

Keine gelehrte Zeitschrift hat jemals in dem Maße und in der Bedeutung, wie die Jahrbücher, die Genugthuung erfahren, daß ihre Erörterungen Ereignisse wurden und als solche über den Kreis der Theoretiker hinausgingen, um das unmittelbare Leben mit ins Interesse zu ziehen und als Tagesangelegenheiten zur Discussion zu gelangen. Es sind aber in Wahrheit weniger diese äußerlichen Erfolge, als die Ursachen solcher öffentlichen Aufmerksamkeit, auf die wir hiemit hinweisen wollten. Die Theorie ist nicht mehr isolirt, und wird es in Zukunft noch weniger sein. Dennoch dürfen wir nicht fürchten, einer ungehörigen Praxis zu verfallen, oder gar auf die verkehrten, jetzt herrschenden Richtungen derselben jemals einen unmittelbaren Einfluß zu gewinnen. Wir wollen uns nicht täuschen, wir wollen mit der vollkommensten Offenheit unsere Lage besprechen; das Verhältniß zur Geschichte und zur Praxis läuft keine Gefahr, wenn es vollkommen erkannt und ohne Rückhalt enthüllt wird. Ohnehin ist keine Politik schlauer, als die sich aller Schlauheit entschlägt, und wenn es darauf ankommt, seine Widersacher zu täuschen, so lehrt die Erfahrung, daß man keinem Menschen weniger glaubt, als dem, der immer die ganze Wahrheit herausſagt; es fürchte also Niemand, der das Heil von den Verstößen unserer politischen und wissenschaftlichen Gegner erwartet, daß wir im Stande sein möchten, mit unsern Aufklärungen, Beweisen und Kritiken den heilsamen Sauerteig der Reaction aus der Geschichte zu verbannen. Umgekehrt, sie verhalten sich wie Oedipus, der hinging, seinen Vater zu erschlagen, weil der Gott ihm sein Schicksal enthüllte. Das Orakel unserer Zeit ist die Revolution der europäischen Menschheit; es ist umsonst, es ihnen zu verkündigen; hoffe Niemand einen solchen Erfolg: um dies Orakel zu vermeiden, ziehen sie dem Laufe der Geschichte entgegen, lassen die Sterne ihrer glorreichen Heimath, Protestantismus, Philosophie und politische Freiheit, hinter sich, und rücken dem Hohlwege immer näher, wo ihr Verhängniß sich erfüllt. Wer die Lehre der Geschichte nicht hört, sondern aus ihr nur zu lernen sucht, wie er ihren Lauf herumdrehen und den Geist der Zeiten um seine Macht und Consequenz betrügen könne, der wird den Unterricht von einem Einzelnen und die theoretische Manifestation der freien Richtung in Wissenschaft und Staat nur für eine Anmaßung halten, zumal unter uns, wo in geschichtlichen Dingen Jeder ein Laie sein soll, der zur verborgenen Lenkung der Menschen und der Begebenheiten nicht von Oben berufen und angestellt wurde. In Rücksicht auf eine solche Praxis, die den Jahrbüchern wohl mitunter als eine lächerliche Bestrebung imputirt worden ist, könnten sie gar wohl das Motto führen: „Bilde mir nicht ein, ich könne was lehren, die Menschen zu bessern und zu bekehren.“ Auf die Gefahr hin also, daß wir den eingeleiteten Proceß stören, das Gewitter zertheilen und die Welt um eine Krisis betrügen sollten, sei die Wahrheit immerhin gesagt und wieder gesagt, sie erfährt das Schicksal der Kassandra, nichts weiter.

Dagegen ist die Wirkung der Jahrbücher einzig und allein ihr Verhältniß zur Bildung, die Bildung dann weiter aber das Element, in dem die Politiker sich zu bewegen, und das Terrain, auf dem sie den Zeitgeist zu bestehen haben. Der letzte Sieg ist der Sieg im Geiste; wenn also von einer Stellung der Jahrbücher zur Geschichte und damit von der Zukunft ihrer Richtung die Rede ist, so ergiebt sich hierüber der Aufschluß aus dem öffentlichen oder genauer dem gegenwärtigen, an seiner wahren Oeffentlichkeit gehinderten Geiste. Denn es ist Jedermanns Geheimniß, daß der ostensible Geist bezahlter und überwachter Zeitungen nicht der wirkliche, der interesselose alter gelehrter Institute nicht der lebensfähige ist.

Das Princip, um das sich jetzt Alles dreht, ist die Autonomie des Geistes, und zwar im Wissenschaftlichen die Fortbildung des Rationalismus und im Staatlichen des Liberalismus. Alle Wahrheit in der Wissenschaft hat gegenwärtig die allgemeine Form des Selbstbewußtseins, ist der Proceß des denkenden Subjects. Die Einheit des geschichtlichen und des reingeistigen Processes, weil sie als dieselbe Bewegung der Vernunft erkannt worden, läßt nichts übrig, als die Welt der Vernunft selbst. So wenig das verborgene und dann offenbarte Factum, als das nur gewußte und nicht erkannte, hat gegenwärtig noch einen Sinn und eine Geltung; und eben so wenig als Vernunft und Ueberlieferung sind Geist und Natur zur Zeit noch starre Gegensätze. Im Politischen wird nun dieser Rationalismus oder diese rationale Bildung der Zeit praktisch. Hier ist das Entsprechende, daß der Staat nicht ein undurchdrungener, verschleierter, geheimer und darum fremder Zustand, sondern ebenfalls die processirende Existenz unseres Selbstbewußtseins, oder, wenn das deutlicher wäre, das geordnete und in allgemeinen oder vernünftigen Formen sich selbstbestimmende Volk ist. Das Volk, in diesen Formen sich bewegend, ist souverain, wie die Vernunft des Rationalismus in ihrer methodischen Bewegung ebenfalls souverain, der Proceß des Absoluten selbst ist. Diese Einsicht wird sich

Digitized by Google

als eine folgenschwangere bewähren; alle Fragen der Zeit entspringen aus ihr. Selbstbewußtsein und Selbstbestimmung des Volks in seiner Verfassung setzt Oeffentlichkeit, und bei dem Stande unserer Verhältnisse litterarische Oeffentlichkeit neben der unmittelbaren Zugänglichkeit der betreffenden politischen Verhandlungen voraus. Der Staat ist keine res privata, sondern res publica; er ist aber nach unsern Begriffen, genau genommen, gar keine res, kein Ding, höchstens eine Angelegenheit, aber auch nicht eine oder irgend eine Angelegenheit, sondern die Angelegenheit, sondern der Geist, die Freiheit, der Alles an sich selbst, an ihrem Wissen und ihrem Thun gelegen ist. Der Staat ist sich selbst Zweck. Sein Begriff wird sehr mißverstanden. Denn Staat ist ein schlechtes, todtes Wort, besser ist „öffentliches Leben," Geschichte, Reich des Geistes, Freiheit. Aus diesem Namen sieht man sogleich, das Subjective ist hier das Wesen und der Zweck. Unsere Zeit verlangt nun dieses Reich der Freiheit in seiner selbstbewußten und sich selbst bestimmenden Bewegung, oder die öffentlich und objectiv realisirte Vernunft des Volks. Dies ist die ethische Autonomie der Wahrheit. Diese unerschütterlich festhalten und ihrer Macht unbedingt vertrauen, das ist der große Schritt, womit die Gegenwart den Polizeistaat überwindet, das die Religion, zu welcher der politische Mensch sich zu bekehren hat. Ueber den Begriff formeller Garantieen, welcher sich nur auf den Polizeistaat bezieht, und die Voraussetzung der Unsittlichkeit nur herumdreht, indem er sie der obersten Gewalt zurückgiebt, eben so über die Abstractionen des Republicanismus geht dieser Freiheitsbegriff unserer Zeit, der das Herz der Welt bereits im tiefsten Innern ergriffen hat, weit hinaus, obgleich er allerdings nur die Ausbeutung des wahren Inhalts genannt werden kann, welcher dem Liberalismus und Republicanismus zu Grunde liegt. Das öffentliche Wesen, welches sich Selbstzweck und vernünftige, bewußte Selbstbewegung sein will, geht nicht auf diese oder jene Form, die mehr Garantie gäbe, aus, sondern mit Einem Schlage auf seine einzig richtige Form, die Form des freien Geistes. Sie allein ist das Princip, um die Zweckmäßigkeit, Macht und Nothwendigkeit einer Verfassung zu beurtheilen, wobei es aber sogleich einleuchtet, daß die Formen der Vertretung, der Oeffentlichkeit, der Preßfreiheit, der Geschwornengerichte, der Nationalvertheidigung ꝛc., welche der Liberalismus eingeführt oder aufgenommen hat, keine zufälligen, sondern Begriffsformen, entsprechende Bildungen der Freiheit oder des freien Geistes selbst sind. Dies ist, wie leicht zugegeben werden wird, der Weltzustand, in dem wir mit all unserem Interesse leben und weben. Er gründet sich, wie in seiner gegenwärtigen Ausbildung, so auch in seinem Anfange auf die Durchdringung des wissenschaftlichen und politischen Geistes; er entspringt mit einem Wort aus der ersten Form der Aufklärung, hat sich aber seit 1789 um ein Bedeutendes gezeitigt. Alle Staaten des civilisirten Europa sind mehr oder minder von ihm durchdrungen, von der Lebendigkeit politischer Gegensätze bewegt und frisch erhalten, oder mindestens mit dem Geiste des Liberalismus und seiner Fortbildung theoretisch erfüllt. Die Theorie aber hat ihre Harmlosigkeit abgelegt: Wissenschaft ohne politische Freiheit ist ein Unding, und beide Theile, sowohl die Verweigerer, als die Forderer des freien Staates, haben die Geschichte des Geistes überhaupt und die politische Geschichte für eine und dieselbe Bewegung, für die Eine Arbeit der Freiheit erkannt. Daher die Opposition nicht nur gegen den Liberalismus, sondern auch gegen seine Wurzel, den Rationalismus. Der Rationalismus aber und seine Methode wird sich durchsetzen, so wahr ein Gott lebt, denn dieser Proceß ist das Leben Gottes selbst. Die weitere Geschichte wird daher die sein, daß alle geschichtlichen Völker sich die politische Reformation erkämpfen, indem die Theorie mit dem Bewußtsein ihres göttlichen Inhaltes sich immer energischer aller Gemüther bemächtigt, und dann sowohl in innern Kämpfen, als in einem gründlichen Principienkriege das neue Weltalter erreicht wird.

Der Widerstand, den diese Reformation in der europäischen Welt findet, ist ein doppelter: 1) ein natürlicher, 2) ein künstlicher oder capricirter. Der natürliche Widerstand ist die ungehobelte Volksnatur und der rohe Inhalt der Staaten, dem die Voraussetzung der bisherigen Geschichte fehlt. Die russischen und östreichischen Barbaren bilden die spröde Materie und die rohe Natur, die in den historischen Fluß noch nicht aufgelöst werden konnte; auch unter den andern Völkern gehört dahin, was nur dem Leben, nicht dem Geiste dient. Alles dies würde sich nun aber, ganz wie die Natur selbst, nur passiv verhalten und mit seiner rohen Kraft lediglich im Dienste des Geistes stehen, wenn nicht die zweite Form des Widerstandes, die künstliche, sich zu seiner Seele machte. Künstlich aber ist der Widerstand gegen den Geist in allen denen, welche die Bildung der Zeit bereits als Theorie und als ihre eigene Art zu denken und zu fühlen in sich tragen. Dies sind die gebildeten Regierungen roher Völker und die gebildeten Völker selbst, in denen die Reste der alten Zeit mit den Erzeugnissen der neuen im Kampfe liegen. Staaten wie Frankreich, Preußen, die deutschen Bundesgenossen und selbst Oestreich in seinem gebildeteren Theil befinden sich in diesem Zwiespalt. Die Reste der alten Zeit könnten nun aber nicht kämpfen, wenn sie von der Bildung der Gegenwart ganz verlassen wären; sie würden eben so wie die natürliche Rohheit zum rein passiven Material für den neuen Geist herabsinken, denn sie würden selbst roh sein ohne den Geist, dem sie widerstehen wollen. So wird ihre Stellung eine künstliche oder capricirte. Ueberall, auch als Anführer des natürlichen Widerstandes, haben sie die Bildung mit der Bildung, die Wis-

Digitized by Google

senschaft mit der Wissenschaft, den Geist mit dem Geiste zu bekämpfen. Der Jesuitismus, auf den Geist zu speculiren, zum Zweck seiner eigenen Unterdrückung, bietet sich verlockend dar, und es ist keine Hoffnung, eine mächtige Autorität, wie einst Friedrich und Joseph, für die Freiheit zu gewinnen. Die Gegensätze laufen durcheinander, beide Lager haben Freund und Feind unter ihren Zelten, und der hereindrohende Principienkrieg scheint die Welt in diesem chaotischen Zustande überraschen zu wollen. Es ist eine ungeheure Verwickelung der Verhältnisse, in denen wir leben, vornehmlich für Deutschland, so lang es nicht politisch frei und souverain ist; denn es läuft Gefahr gegen seinen eigenen Geist zu fechten, auf sein eigenes Herz das Schwert zu zücken.

Nun ist diese Entscheidung indessen noch erst zu erwarten, vorläufig also der rein geistige Kampf in den Wissenschaften fortzusetzen, um so eifriger, da allerdings dieser innerliche uns jenen äußerlichen Krieg sparen würde, wenn es bei Zeiten gelänge, ein großartiges Interesse der ganzen Nation für die Seite des freien Geistes ins Leben zu rufen. Die Krisen der Theologie, der Servilismus der Jurisprudenz, die Mystik der Medicin, die Scholastik der Philosophie und der Romanticismus der Kunst — welch' eine Gährung! und die Geistlosigkeit, die Abhängigkeit vom Leben, die Bestechlichkeit durch Amt, Geld und äußere Rücksichten — welch' eine Masse des natürlichen Widerstandes, welch' ein Instrument in der Hand des Jesuitismus unserer Zeit! Fordere sich Jeder auf, der den Muth und die Einsicht besitzt, zur Reform dieses geistigen Reiches an Haupt und Gliedern redlich das Seine zu thun, und wer die Ueberzeugung gewonnen hat, wie denn diese nicht schwer zu erlangen ist, daß die Hallischen Jahrbücher die einzige vollkommen bewußte Zeitschrift sind, die in allen Gebieten das freie Princip zu vertreten weiß und wagt, der wende ihnen sein Interesse und seinen Beistand zu, nicht als einem fremden Phänomen, das ihn selbst nicht berührte, sondern als seiner eigenen Sache, deren Erfolg auch von seinem Antheil und von seiner Thätigkeit bedingt sei. Die Stellung dieser Zeitschrift zur Entwickelung unserer Zeit ist also diese, daß ein steigendes Interesse des Publicums, des schreibenden, wie des lesenden, ein unmittelbarer Sieg des freien Geistes sein würde. Die Wissenschaft aber ist überall zu befreien von der fremden Autorität, welchen Namen sie auch führt, von der Praxis, der sie als Werkzeug dienen soll, und von der Voraussetzung, daß Geist und Kenntniß nur für den Dienst des gemeinen Lebens und des gemeinen Bedürfnisses zuzurichten seien, während umgekehrt das Leben nicht nur dem Erfolge, sondern auch dem ausgesprochenen Principe nach unter die Herrschaft des Geistes und der Wahrheit gestellt werden muß. In der Litteratur existirt, wenn auch verfolgt und verketzert, diese freie und autonomische Wissenschaft, die Litteratur selbst aber ist noch nicht der Polizeiverfassung entwachsen und zur ethischen Autonomie hindurchgedrungen. Diese Befreiung der litterarischen Oeffentlichkeit wäre also das nächste Bedürfniß der Entwickelung, um nicht nur die scheinbar unverfänglichen wissenschaftlichen Gebiete, sondern auch das nächste und lebendigste Interesse, den Staat und seine Reform gründlich und lebhaft zur Sprache zu bringen und auf dem theoretischen Gebiete einen Kampf zu erledigen, der außerdem auf dem Boden des Lebens mit ungleich größerer Gefahr zu bestehen ist.

Allerdings fehlt es aber auch bis jetzt der Wissenschaft die frei von allen Rücksichten der Praxis, von den Einflüssen der Autorität und den endlichen Zwecken des Staates ist, an aller Concentration, an einem eignen Wohnsitz und an der freien Anerkennung von Seiten eines freien Staates. Die litterarische Existenz reicht nicht aus, sie bedarf einer lebendigeren Realität, mit Einem Worte einer neuen Universität. Wie wir gezeigt haben, liegt die Macht der Zeit und Zukunft lediglich im Princip des freien Geistes, der Staat also, welcher diese Macht zu seiner Seele erhebt, gewinnt die Initiative der Geschichte und die Anhänglichkeit aller derer, die eine Zukunft haben und zu erarbeiten im Stande sind. Die philosophischen Facultäten der alten Universitäten haben allerdings die rein wissenschaftliche Aufgabe, dennoch ist ihre Stellung factisch eine ganz schiefe. Man schiebt sie in die Vorbereitungszeit zu den eigentlichen Studien, man macht sie überall zum Beiwerk und zur Magd der übrigen, der praktischen Disciplinen; hat auch die Einleitung in die Wissenschaften, worin die Lehrer ihren Nutzen empfahlen, einer edleren Auffassung fast überall weichen müssen, so ist der leidige Nutzen als eine wahre Tollheit durch die Examenangst desto fester in die Gemüther der Studenten gefahren; und nichts ist ausgemachter, als daß die Brodstudien und der zukünftige Erwerb, das elende nackte Leben, nicht die Wahrheit und der ewige Geist das Princip unserer Universitäten sind. Die Philosophie und die reine Wissenschaft wird unterdrückt, der Gemeinheit, dem Handel, dem Werbe- und Protectionssystem, der Corruption des Edelsten im Menschen ist hiermit Thür und Thor geöffnet, und daher auf allen jetzigen Universitäten der Einfluß derer am größten, die den wahren Interessen der Wissenschaft am fernsten und den pfiffigen Praktiken des gemeinen Lebens am nächsten stehen.

(Schluß folgt.)

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Digitized by Google

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

2. Januar. № 2. 1841.

Vorwort.

(Schluß.)

Die Wissenschaft, die so unmittelbar der Praxis dient, wie dies unsere Universitäten thun, sinkt zum Handwerk herab, und es ist hohe Zeit, daß sie aus dieser Stellung erlöst wird, damit sie selbst fähig bleibt, die Welt zu erlösen. Allerdings müssen die jetzigen Universitäten bleiben, weil der Haufe, der nur für die Praxis geschaffen ist, ebenfalls bleibt; auch soll es nicht geläugnet werden, daß bei aller Unterdrückung und Anfeindung namentlich von Seiten der Theologen und Juristen, weil diese den alten Sauerteig des unfreien Staates und des beschränkten Glaubens am unmittelbarsten zu cultiviren haben, dennoch die philosophische Facultät viel Uebelstände ausgleicht und allen fähigen Köpfen die Anregung zur wahren, auf sich selbst gestellten Wissenschaft zu geben vermag. Aber damit wird das Princip der alten Universitäten nicht absolut, sondern nur in Beziehung auf die Bedürfnisse des Lebens gerechtfertigt. Ist aber die Wissenschaft von absoluter Bedeutung, ist ihre Praxis eine viel höhere, als die, dem gemeinen Leben, wie es ist, zu dienen; muß von ihr vielmehr eine fortwährende Erhebung der Welt über ihre Beschränktheit ausgehen, — und wer wollte dies läugnen? — nun so bedarf die Wissenschaft, seitdem sie ihrer autonomischen Würde inne geworden, auch einer neuen Universität mit diesem reinen und wahren Princip. Man hat bei den Akademieen diese Absicht gehabt; aber die Akademieen nehmen eine abstracte unlebendige Stellung ein, es fehlt ihnen die Jugend und das lebendige Wort, wodurch eine Phase des Geistes sich fortsetzt und ausbildet; die Mikrologie der Untersuchungen und die exclusive Vornehmheit, das Wegfallen aller wahren Oeffentlichkeit außer der litterarischen, tödtet diese Institute, und wenn sie ja ein Scheinleben fortschleppen, so ist es doch kein Geheimniß, wie unendlich weit sie von den Universitäten überflügelt werden. Es ist daher die Form der Universitäten die mächtige und die bewährte; sie hat die Entwickelung unserer Geschichte mit immer neuen Ansätzen bezeichnet. Die größte That knüpft sich an Wittenberg, welches eben so sehr vom Geiste der Reformation gegründet, als für seine Ausbildung und Realisirung thätig geworden; die neueste Universität, Berlin, kommt dem Begriff der Universität am nächsten und hat ihm in der That so lange entsprochen, als die Philosophie ihre vornehmste Facultät bildete und in Schleiermacher selbst die Theologie philosophisch geworden war. Berlin ist darum auch lange Zeit als eine Universität nach der Universität, um die es sich jetzt handelt, vornehmlich von den Württembergern benutzt worden, und es braucht wohl nicht erst gesagt zu werden, welch ein geistiges Gewicht Württemberg durch diesen rein wissenschaftlichen Eifer gegenwärtig in unserem Vaterlande behauptet. Nun aber ist Berlin mit Gewalt von seiner Höhe heruntergerissen; das alte Princip des politischen und, was noch schlimmer ist, des bornirt theologischen Nutzens steht in seiner crassesten Gestalt wieder auf, und es ist dringender als je nöthig, daß ein freier deutscher Staat der freien Wissenschaft eine Stätte bereite, daß die neue Form der Wissenschaft, die alles Material der alten Facultäten in philosophische Historie und Philosophie auflöst, in einer neuen Wohnung einen neuen Haushalt beginne, und denen, die nach dem Examen und nach der banausischen Mühe dafür nun erst den Blick zu der reinen Sonne der Wahrheit erheben, den edleren Jünglingen, die jenen berühmten Schwaben in ihrem Bildungsgange nachzueifern den Sinn und die Fähigkeit haben, eine Akademie der freien Wissenschaft eröffnet werde. Preußen ist abgefallen von der Philosophie; es ist kein Geheimniß mehr, welche Richtung dieser Staat, dem einstmals die große Mission anvertraut wurde, die Geistesfreiheit zu schirmen und durch ihren Inhalt zu siegen, einschlägt; es ist zu erwarten, ob er im Laufe der Zeiten sich wieder aufzuraffen im Stande sein, oder ob ein anderer protestantischer Staat unseres Vaterlandes die Motive des gegenwärtigen Geistes und mit ihnen die Initiative und das Steuer der deutschen Geschichte ergreifen wird; das aber ist nicht zu erwarten, daß sich kein einziger Staatsmann finden sollte, den die Geschichte nicht gelehrt, wodurch Preußen gestiegen und wodurch Sachsen seine primitive Stellung eingebüßt. Dies ist keine Lehre der Hegel'schen Philosophie,

Digitized by Google

keine Grille von Diesem und Jenem; es ist die Weltgeschichte und das Geschick der Völker mit seinem ganzen Gewicht, von dem diese Stimme ertönt. Die Forderung ist da, die Aufgabe ist nothwendig, diese Praxis steht der freien Wissenschaft bevor, früher oder später muß sie ins Leben treten, wenn auch jetzt noch nicht erkannt werden kann, welcher deutsche Fürst Geist und Muth genug besitzt, um nach diesem Kranze, der über seinem Haupte schwebt, die Hand auszustrecken.

Dies ungefähr war es, was wir über die Stellung unserer Zeitschrift und ihres Princips zur Geschichte und zur Praxis bei der Eröffnung des Jahrganges 1841 zu sagen hatten; möge auch hier das oft bewährte Wort sich erfüllen: die Zeit bringt Rosen! Arnold Ruge.

Die Universität Berlin.

Zweiter Artikel.

Am 15. October 1810, also am Jahrestage der Schlacht bei Jena, ward dieselbe eröffnet. Ein Menschenalter ist seitdem vergangen, und wirklich hat auch für sie mit dem 15. October dieses Jahres eine neue Periode begonnen. Stahl's Berufung auf den Lehrstuhl von Gans bezeichnet deren Anfang.

Wohl nie ist eine andere Universität — noch dazu unter den äußerlich ungünstigsten Umständen — mit so imposanten Kräften gleich anfangs aufgetreten, als die berliner; wohl nie haben sich aber auch an eine andere so heiße Wünsche, so ausgedehnte Hoffnungen geknüpft. Nicht Lutherische oder Calvinistische Rechtgläubigkeit, nicht absolutistische Eitelkeit und Coquetterie, sondern die Noth ist ihre Gründerin gewesen. Ihre Stiftung war, wie gesagt, nicht bloß eine wissenschaftliche, sondern zugleich eine politische That; man brauchte die Wissenschaft, darum erbaute man ihr Tempel. Sie sollte dem umgestürzten Staat wieder auf die Beine helfen; sie sollte die Jugend frei machen, damit diese wiederum den Staat frei mache. Wenn es nun freilich der Politik nicht zur Ehre gereicht, daß sie sich nur in ihren Todesnöthen an die Wissenschaft wendet und zu dieser Vertrauen faßt, so darf man doch zur Ehre der damaligen preußischen Politiker glauben, daß es ihnen eben so sehr um die Wissenschaft zu thun war, als um den Staat, ebenso sehr um die Freiheit des Geistes, als um die Befreiung der Landschaften. Was wollte man also mit der Stiftung der Universität? Keine ängstliche, pedantische Stubengelehrsamkeit, die draußen in der Wirklichkeit den Schnupfen bekommt, keinen todten Gedächtnißkram, keine esoterischen Abstractionen, keine pfiffige, hofräthliche, ...r Gelahrtheit, die, ihrer bürgerlichen Unwürdigkeit sich bewußt, bescheiden hinter dem Grafentisch Platz nimmt und mit jüdischer Verehrung die Fußtritte adeliger Brutalität lächelnd hinnimmt, keine Theologie, die blinde Unterwürfigkeit lehrt unter die Gewalt und Autorität, keine Jurisprudenz, die, wie auf der gepriesenen Georgia Augusta die Folter bis zum Jahre 1818 erhält; sondern die Wissenschaft, welche durch alle Poren des Lebens durchschlägt und bis in die Nieren und Eingeweide der Wirklichkeit dringt, die Wissenschaft, welche fähig wäre, Staat und Volk von Innen heraus umzuschaffen. Mit einem Wort: die Wissenschaft sollte nicht mehr eine Redensart sein, sondern eine Wahrheit werden. Was ganz zuletzt in Halle, vorzüglich durch Schleiermacher und Steffens angeregt, in einzelnen Funken vorahnend aufgeleuchtet, das sollte in Berlin zur lichten, wärmenden, zündenden Flamme werden.

Sehen wir jetzt, ob und wie weit die Universität in den dreißig Jahren ihres Bestehens ihrer Bestimmung nachgekommen, und wie weit sie derselben in der Gegenwart entspricht. Daß ihre Geschichte mit der Geschichte Preußens, ja Deutschlands parallel läuft, und folglich keine anderen Epochen und Perioden hat, als diese, versteht sich von selbst. Vier Abschnitte sind demnach zu unterscheiden; der erste bis zur Beendigung des Krieges, d. h. bis 1815; der zweite bis zu den carlsbader Beschlüssen, mit welchen die Einsetzung des Altenstein'schen Ministeriums und die Berufung Hegel's fast gleichzeitig ist; der dritte bis zur Julirevolution, auf welche bald Hegel's und Schleiermacher's Tod folgte; der vierte endlich bis jetzt.

Glänzend trat, wie gesagt, die neue Hochschule in's Leben, mit einer Fülle und Mannigfaltigkeit wissenschaftlicher Berühmtheiten und bewährter Lehrer. Ihren eigentlichen Stamm bildeten die heimischen Gelehrten, die Akademiker und die Mitglieder anderer gelehrten Anstalten Berlins. Zu ihnen hatte sich etwa ein Drittel und zwar das beste Drittel der Universität Halle gesellt: außer Schmalz besonders Wolf, Schleiermacher, Reil und Horkel; ferner Einzelne aus Königsberg und Greifswald, wie Rudolphi und Rühs. Unter den auswärtigen Universitäten hatte man namentlich Heidelberg in Anspruch genommen, von wo sich Böckh und Marheineke nach Berlin übersiedelten. Trotz dieses Reichthums zeigten sich jedoch hier und da bedeutende Mängel, ja offenbare Lücken. Zunächst schon waren die theologische und juristische Facultät, und nicht bloß im Verhältnisse zu den übrigen, wenig vollzählig; denn jede von ihnen bestand nur aus drei ordentlichen Professoren, an die sich in jener ein Privatdocent, in dieser ein außerordentlicher Professor fast ängstlich einsam anschmiegte. Indessen konnte wenigstens bei den Theologen bis auf Weiteres die Qualität den Mangel der Zahl ersetzen. Schleiermacher war unter ihnen, der mit gewohnter Vielseitigkeit und Gewandtheit die systematische Theologie und zugleich die neutestamentliche Exegese vertrat, und, weit entfernt, sich

Digitized by Google

daran begnügen zu lassen, noch außerdem als Mitglied der Akademie philosophische Vorlesungen zu halten anfing; ferner Marheineke, der im ersten, kräftigsten Mannesalter stand, als akademischer Lehrer bisher ungewöhnliches Glück gemacht und fast beispiellos früh zur ordentlichen Professur gelangt war, in welchem man also wenigstens hoffen durfte, einen tüchtigen Vertreter der Kirchengeschichte und Symbolik gefunden zu haben,— denn bis dahin hatte er sich nur der historischen Theologie gewidmet, und Niemand ahnte, daß er es zu seiner Lebensaufgabe machen würde, die Dogmatik anfangs auf halb und halb Schelling'sche, dann entschieden auf Hegel'sche Kategorieen abzuziehen, und so der eigentliche Scholastiker der neueren Philosophie zu werden; de Wette endlich, der zunächst für das Hebräische berufen war, dabei aber eine viel allgemeinere theologische Bildung besaß, als man sonst bei den Orientalisten zu finden pflegt, und, ähnlich wie Schleiermacher, auch den meisten übrigen Fächern gewachsen war, namentlich der Auslegung des neuen Testaments und der biblischen Dogmatik. — Anders in der juristischen Facultät. Hier beschränkte sich Savigny, der schon damals unter den Seinen für den ersten Kenner der römischen Rechtsalterthümer galt, mit gelehrter Vornehmheit streng auf die Institutionen und Pandekten; Biener las zwar neben dem Criminalrecht, seinem eigentlichen Fache, auch Lehnrecht, Rechtsgeschichte und römisches Recht, aber für alles Andere mußte Schmalz Märtyrer sein, was er zwar im Bewußtsein seiner Allseitigkeit und Unentbehrlichkeit sehr gern war; indeß wie konnte man von „einem Manne in seiner Stellung, dem der Staat weder höheres Gehalt, noch größere Ehren gewähren kann, als er schon hat," wie konnte man von einem solchen Manne verlangen, daß er sich für die Studenten zerreiße und seine ganze kostbare Zeit ihnen opfere? Nun stand es zwar nach seiner Ansicht fest, daß es seit Kant's Tode nur noch einen Rechtsphilosophen gebe, auch schmeichelte er sich, in den übrigen juristischen Fächern — wie seine weit verbreiteten Schriften bewiesen — nicht ganz unbewandert zu sein, ja er ließ es nach seiner bescheidenen Weise ungesagt, ob er nicht im praktischen Felde eben so groß sei, als im theoretischen, und ob überhaupt der Staatsmann in ihm bedeutend hinter dem Juristen zurückstehe; aber dennoch ist es keine Kleinigkeit, zugleich Naturrecht, juristische Encyclopädie, Völkerrecht, gemeines Recht, preußisches Landrecht, kanonisches Recht, Handelsrecht, Staatsökonomie, Politik und Gott weiß was noch sonst zu lesen, zumal wenn man noch obendrein Rector ist, mit den Einrichtungen der Universität und den Freitischen zu thun hat, und von dem Staat noch auf hundertfache andere Art in Anspruch genommen wird. Im Ernst, hier war eine große Lücke, die seit dem zweiten Semester zum Theil durch Eichhorn, doch vollständig erst später ausgefüllt wurde. Dabei muß man wissen, wie eigentlich Schmalz in seinen Vorlesungen zu Werke ging. Er fing meistens sehr formell und vornehm an, um den Zuhörer ganz die Wichtigkeit des Gegenstandes empfinden zu lassen, bat indeß bald, ihm eine kleine Abschweifung zu erlauben, und kam dann vom Hundertsten in's Tausendste, von den Kant'schen Kategorien auf Stadtneuigkeiten, auf die Franzosen, auf seine Verdienste, machte etwa eine Abschweifung in die Staatswirthschaft, zeigte, daß der Staat nothwendig der reichste werden müsse, welcher das Meiste ausgebe, bemerkte dabei, daß überhaupt so viel Geld gar nicht vorhanden sei, als die Leute wohl dächten, schilderte zu dem Ende sehr malerisch, durch wie viele Hände ein und derselbe Thaler an einem und demselben Tage gehe, berechnete auch in aller Kürze, daß z. B. in ganz Berlin nicht eine Million baar zu finden sei, brach endlich hiervon ab, weil dies in eine andere Vorlesung gehöre und außerdem in einer seiner Schriften auseinandergesetzt sei, und bat schließlich nur noch, ihm zu gestatten, einen höchst interessanten Rechtsfall mitzutheilen, den er regelmäßig mit der Phrase schloß: So habe ich referirt, und so ist denn auch entschieden worden. Dann war die Stunde zu Ende und er ging triumphirend zur Thür hinaus, und den armen Studenten, die des Freitisches halber aufmerksam zuhören mußten, war von all' dem Zeug so dumm, als ging' ihnen ein Mühlrad im Kopf herum. So war es wenigstens in der letzten Zeit.

Die medicinische Facultät ist von jeher die verhältnißmäßig zahlreichste und stärkste gewesen, dergestalt daß man häufig die Klage gehört hat und wohl noch hört, sie sei für die Universität dasselbe, was das Kriegsministerium für die gesammte Staatsverwaltung: sie verschlinge einen unbilligen Theil der Fonds und mache den Wohlstand der übrigen Facultäten unmöglich. Dies erklärt sich natürlich daraus, daß für sie eine Menge Pflanzschulen in Berlin vorhanden sind, und eine Reihe sonst selbstständiger Institute und Collegien in ihr sich centralisirt haben. Wirklich war dieselbe gleich anfangs ausgezeichnet besetzt, und zwar, wenn man den sogenannten „alten" Knape ausnimmt, mit lauter männlich kräftigen, ja zum Theil jugendlich frischen, zukunftfähigen Kräften, wie Rudolphi und Gräfe, die eben erst angefangen hatten, sich zu entwickeln. Auch durfte man hoffen, daß jener schändliche Materialismus, welcher die Erbsünde des medicinischen Studiums zu sein scheint, der es kastenartig abzusperren pflegt gegen jedes weitere litterarische, künstlerische, wissenschaftliche, politische Interesse, kurz gegen Alles Ideale, gegen Alles, was nicht direct mit Fleisch und Knochen zusammenhängt, und der dem Stiftungszwecke der Universität so wenig entsprach, — namentlich durch Hufeland's universelle, humane Bildung und seinen nach Nationalität strebenden Eklekticismus, und von einer anderen Seite her durch Reil und Horkel einigermaßen in Schranken gehalten werden würde.

Digitized by Google

Größere Uebelstände zeigten sich bei den Philosophen. Hier hatten vermöge der Recrutirung aus der Akademie die mathematischen und Naturwissenschaften ein fast Schrecken erregendes Uebergewicht, während von den sogenannten humanen Wissenschaften nur die classische Philologie glänzend repräsentirt wurde. Wolf hatte dafür gesorgt, daß neben ihm zwei seiner ausgezeichnetsten Schüler, Böckh und Heindorf, berufen waren, jener für die Eloquenz und Poesie, dieser für die griechische Litteratur, während er selbst wider Willen Professor der alten Litteratur hieß. Auch ein dritter und sein liebster Schüler, J. Becker, der sich damals in die pariser Handschriften vergraben hatte, war schon so gut wie designirt und trat zwei Jahre später sogleich als ordentlicher Professor ein. An sie schlossen sich unter den Akademikern Buttmann und Spalding, und mehr oder weniger auch Bernhardi.

Dagegen war Fichte in der — wie es scheint — nach ihm allein benannten Facultät nicht bloß die einzige philosophische Größe, sondern auch der einzige philosophische Name. Wäre er nicht gewesen, und hätte sich nicht Schleiermacher wenigstens der Geschichte der Philosophie gleichsam erbarmt, man hätte eine philosophische Facultät, ja eine Universität ohne Philosophie gehabt. Es ist factisch, daß Logik anfangs gar nicht, und seit Solger's Berufung bis auf Hegel's Zeit nur ausnahmsweise gelesen ward, und wenn nun auch an den Schlüssen in barbara und barocco nicht allzuviel verloren war, so muß es dennoch, namentlich unter den damaligen Zeitverhältnissen, für einen wirklichen Mangel gelten, daß gerade für die vorzugsweise idealen, die Geister erregenden Wissenschaften viel weniger, als für die übrigen gesorgt war.

Denn wie in der Philosophie, so auch in der Geschichte. Rühs war der Einzige, welcher sie vertrat, da Niebuhr, der bis zum Anfange des Krieges einigemal römische Geschichte vortrug, dieselbe doch nur kritisch und antiquarisch behandelte.

Nebst Fichte war Wolf entschieden der gefeiertste Name an der neuen Hochschule, und es konnte mithin dieser nur nachtheilig sein, daß er, von dem man für dieselbe so große Erwartungen gehegt, den man unter den mißlichsten Umständen nur mit Mühe sich erhalten, da während seiner berliner Muße verschiedene Regierungen nach ihm die Hand ausgestreckt hatten, daß er — sage ich — sich der Universität bald mehr und mehr entfremdete, oder vielmehr gleich anfangs gar nicht zu ihr gehören wollte. Schon vor deren Eröffnung war er durch Humboldt zum „Director der wissenschaftlichen Deputation für den öffentlichen Unterricht" ernannt worden, und man hoffte, daß er in dieser Stellung, in welcher er zugleich Mitglied des Ministeriums war, durchgreifende Reformen des Unterrichtswesens bewirken werde; indeß mußte sich selbst Humboldt, so hoch er ihn hielt, so zartsinnig er ihn berücksichtigte, so sehr er ihm die Geschäfte zu erleichtern suchte, doch bald überzeugen, Wolf sei für die Administration gar nicht zu gebrauchen. Schon nach wenig Monaten mußte er daher ausscheiden und Schleiermacher'n seinen Platz überlassen. Um so mehr versprach man sich, eingedenk seiner hallischen Thätigkeit, von seinen Vorlesungen, und wirklich zeigte sich in ihnen noch mehr, als in seinen Schriften, seine eigentliche Stärke. Wolf sprach auf dem Katheder wie in der Gesellschaft, oder noch besser — wie in der Kneipe, völlig frei, ungenirt und ohne Pedantismus. Ihm war es nicht um einen ängstlichen, dogmatischen, genau das Pensum erfüllenden Vortrag zu thun, nicht um den gelehrten Wust und das sogenannte, von ihm so oft verhöhnte „Tradiren," noch, wie so häufig bei andern Philologen, um eine Seiltänzerei seines Scharfsinns oder, wie er es nannte, „Spitzfinns," „vermöge dessen mit großer Selbstgefälligkeit Härchen gespalten werden, um Unkundigen eine bewundernde Maulsperre abzugewinnen," sondern lediglich um die Erweckung des wissenschaftlichen Sinnes, um Anregung zu eigener Thätigkeit und Forschung und Combination. Nicht eine Menge einzelner Kenntnisse wollte er überliefern, sondern die Grundsätze, welche zur Erwerbung eigener Einsicht reizen und nützen; nicht seine Zuhörer zu reichen, faulen Erben fremder Schätze machen, sondern ihnen den Weg zeigen, im Schweiße ihres Angesichts selbstthätig und ehrenvoll reich zu werden. In tiefster Seele waren ihm daher die „Butter- und-Brotstudenten" zuwider, die nur darauf sahen, für das Examen den Hals recht voll zu schlingen, um dann für ihr ganzes übriges Leben wiederzukäuen und in verba magistri zu schwören.

(Fortsetzung folgt.)

Bei mir erscheint im Laufe dieses Monats folgendes neue Werk:

Elementar-Lehre
der
Landwirthschafts-Wissenschaft
für die
Besitzer kleiner ländlicher oder bäuerlicher Güter.
Zum
Selbstunterricht
für denkende und betriebsame Wirthe,
von
C. G. W. Dantz,
königl. preuß. Oekonomie-Commissarius, Ritter des eisernen Kreuzes ꝛc.
gr. 8. 1841. Broschirt.
Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Digitized by Google

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

4. Januar. № 3. 1841.

Die Universität Berlin.

(Fortsetzung.)

Wie sehr wäre also Wolf mit seinem lebendigen, bisweilen etwas aphoristischen, immer aber eindringlichen und productiven Vortrage, der durch ein klangvolles Organ noch mehr gehoben und durch die köstlichsten Witze und beißendsten Sarkasmen gewürzt, gleich seinen Aristophanischen Wolken, zu einem wahren „Hohenpriesterfraß" wurde, — wie sehr wäre er hier an seinem Platze gewesen, jenen Collegen-Maschinen gegenüber, die — ein paar Einschiebsel und neu entdeckte Beweisstellen und neu gemachte Hypothesen abgerechnet — noch heut wörtlich und zwar mit denselben Mienen und Gesten die Pandekten ihren Zuhörern so in die Feder dictiren, wie vor dreißig Jahren, oder jenen Theologen, bei denen es ebenfalls heißt:

Auch Euch des Schreibens wohl befleißt,
Als dictirte Euch der heil'ge Geist,

und in deren Vorlesungen man buchstäblich vor schwirrendem Federgeraffel oft nichts hört! Sei's indeß, daß er sich in seinem Ehrgeiz gekränkt fühlte, sei's daß ihm der berliner Ton und das Cliquenwesen nicht behagte, oder seine körperlichen Kräfte nicht mehr recht ausreichen wollten, genug er zeigte nicht mehr die alte Lust und Rüstigkeit, ja er wollte, wie gesagt, nicht einmal als ordentliches Mitglied der Universität angesehen werden, sondern nur als Akademiker Vorlesungen an derselben halten. Er protestirte förmlich dagegen, daß er in das erste Lectionsverzeichniß als ordentlicher Professor eingetragen war. Meinte er vielleicht, daß die ordentlichen Professoren meist nichts Außerordentliches und die außerordentlichen nichts Ordentliches leisten, oder hatte er darauf gerechnet, Staatsrath und Kanzler oder doch Rector perpetuus der Universität zu werden? Letzteres ist nicht unwahrscheinlich. Aus seiner Correspondenz mit der Section des öffentlichen Unterrichts ergiebt sich nur so viel, daß er entweder selbst nicht wußte, was er wollte, oder daß er es nicht mit klaren Worten aussprechen mochte. Wie dem aber auch sei, er trat nie in ein recht lebendiges Verhältniß zur Universität, verlor auch nach Humboldt's Abgange seinen Halt im Ministerium, isolirte sich mehr und mehr, ward nachlässig in seinen Vorlesungen, obgleich nie in einem solchen Grade, wie einer seiner Schüler, der für die Universität so gut wie nicht vorhanden ist, las wenigstens zuletzt von zwei bis drei Collegien, die er ankündigte, meistens nur eins, setzte auch dieses häufig aus, fand deshalb nur wenig Zuhörer, während Andere Hekatomben einschlachteten, aß übrigens gut, ging fleißig ins Theater und trank Champagner.

Aus der Akademie war er schon 1812 glücklich herausmanoeuvrirt worden, weil er öffentlich erklärt, „er wisse nicht, wie es möglich sei, an einer solchen Thätigkeit, wie in den Statuten beschrieben werde, Theil zu nehmen," womit er wohl nicht so ganz Unrecht hatte. Längst war von ihm auf eine Radicalreform derselben gedrungen worden: „man solle alle Franzosen und bloße Geschäftsmänner herauswerfen, denen aber, die bisher weder tiefe Gelehrsamkeit, noch Genie bewährt, die Aufgabe stellen, sich solche Eigenschaften aufs Baldigste anzueignen, wozu in jeder öffentlichen Versammlung der Akademie ein Gebet, welches der alte Erman verfassen solle, abgelesen werden müsse" u. dgl.

Während nun Wolf solchergestalt in seiner isolirten Stellung allen Einfluß auf die Universität verlor, Fichte trotz der energischsten Wirksamkeit seiner innersten Natur noch einsam dastehen mußte, die romantische Schule aber, wenn wir Schleiermacher ausnehmen, aus der Zahl ihrer Jünger nur den guten v. d. Hagen in die Universität gebracht hatte, der übrigens in seiner rein gemüthlichen Einfachheit und Biederkeit nie im Stande gewesen ist, tiefer in die Mysterien derselben einzugehen, constituirte sich allmälig jene Hauptpartei, die von Anfang an die einflußreichste gewesen und mit ihrer einen Seite es noch jetzt ist.

Den Mittelpunkt nicht der ganzen Partei, sondern dieser letzteren Seite bildete Niebuhr, der im Jahre 1806 von Kopenhagen nach Königsberg berufen war, um bei der Wiederherstellung der gänzlich zerrütteten preußischen Finanzen thätig zu sein. Da er sich indeß in Hardenberg's Verwaltung nicht hatte finden können, so war er schon 1810

Digitized by Google

aus dem praktischen Staatsdienst geschieden und an J. v. Müller's Stelle zum königlichen Historiographen ernannt worden, um in mittlerer Position zwischen einem weisen Staatsmanne und gelehrten Philologen und Historiker die Rolle eines modernen Hugo Grotius zu spielen. Aus dieser Stellung erklärt sich der große, nachhaltige Einfluß, welchen er geübt, nicht minder, als aus seiner massenhaften Gelehrsamkeit und eigenthümlichen kritischen Richtung. Die Vorlesungen über römische Geschichte und Alterthümer, welche er auf Spalding's Veranlassung an der Universität zu halten begann, und die sich daran knüpfende Ausarbeitung und Herausgabe seines berühmten Werks bezeichnen den Anfang einer neuen Periode der historischen Kritik. Zu seinen Vorträgen fanden sich zuerst wenigstens eine ungewöhnliche Menge von Zuhörern ein, unter welchen man auch Ancillon, Süvern, Nicolovius, Schleiermacher, Savigny, Schmedding, Spalding u. A. bemerkte.

Niebuhr's Bedeutung gründet sich auf den tiefen, schneidenden Zwiespalt, der durch das Innerste seines Wesens ging und nie von ihm überwunden worden ist. Mit einer weichen, sanguinischen, überaus reizbaren Gemüthlichkeit verband sich in ihm ein scharfer, trockner, zersetzender Verstand, ohne daß ein Mittelglied zwischen beiden dagewesen wäre. Er besaß ein unglaubliches Gedächtniß, aber sehr wenig productive Phantasie, überraschenden Scharfsinn in der Auffassung des Einzelnen, aber nicht das geringste philosophische Talent. „Ich bin," sagt er selbst von sich, „mit einer inneren Disharmonie geboren, deren Dasein ich bis in die frühesten Kinderjahre verfolgen kann, obgleich sie durch eine für meine Natur nicht angemessene Erziehung, oder vielmehr durch eine Mischung von dieser und Nichterziehung sehr gesteigert ward." Auf allen Schritten und Tritten seines praktischen und theoretischen Strebens begleitet ihn diese Disharmonie, und vergebens hat er mit rastloser Anstrengung danach gerungen, sie auszugleichen. Wo der eine Factor ihm Ja sagt, spricht der andere Nein; wenn der eine ihn fortreißt, straft ihn der andere. „Es sei nie zu einer Revolution in ihm gekommen," sagt er ebenfalls, „obwohl er ihr oft nahe gewesen; ihm habe die ächte Wahrheit der objectiven Vernunft gefehlt." Daher denn sein capriciöser Eigensinn und, was damit zusammenhängt, seine kritische Leidenschaft, sein subjectives Schalten und Walten; daher aber auch jene tiefe Melancholie, jenes Verzweifeln an aller Wirklichkeit, was keineswegs erst in seinen späteren Lebensjahren, etwa als Altersschwäche, hervortrat. Eben deshalb ist das historische Wissen, die todte Gelehrsamkeit sein eigentliches Fach: je todter und gegensatzloser, desto besser. In der Gegenwart und Zukunft sah sein „Kassandra-Gemüth," wie er es selbst nennt, nur Flachheit und Schlechtigkeit und Anheben der Barbarei; er gab schon 1815 „Zeit und Nachkommenschaft" völlig auf, und so vergrub er sich denn in die Vergangenheit, weil diese wenigstens nicht unmittelbar durch ihre Kämpfe und Widersprüche verletzt, um aus ihrem Actenstaube sich seine Welt zu bauen. Aber auch in dieser fühlte er sich verwundet: es schmerzt ihn, daß dieselbe nicht mehr ist. Selbst in Rom empfindet er nicht die Freude über das ewige Rom, sondern nur die Trauer über das vergangene; er begreift nicht, wie Göthe so heiter habe durch Italien reisen können, und in ihm selbst concentrirt sich seine Grundstimmung in dem Ausruf: Daß doch das alte Rom nicht mehr da ist!

Niebuhr's religiöse und politische Ueberzeugung ergiebt sich hiernach von selbst. Er war natürlich zu scharf und kritisch, um zu den unbefangenen Gläubigen zu gehören, und doch sehnte er sich fortwährend nach einem festen, über alle Zweifel erhabenen Glauben. Hätte er weniger Verstand und mehr Phantasie gehabt, er würde sich ganz in die mystische und pietistische Richtung der Zeit versenkt haben. So aber bleibt er in einer seltsamen Halbheit stehen. Seine Skepsis treibt ihn vorwärts, aber seine Weichheit verbietet ihm, die Schranken des Positiven zu durchbrechen. Von der religiösen und theologischen Aufklärung wendet er sich „mit Ekel" weg, und doch muß er ihr dem Pfaffenthum gegenüber, welches er eben so sehr haßt, in den meisten Stücken Recht geben; er preist die Altgläubigkeit, und doch spricht er es aus, daß sie seiner innersten Natur zuwider sei. „Ein protestantischer Christ," so lautet auf der einen Seite sein Glaubensbekenntniß, „ist mir der nicht, der nicht im eigentlichen, buchstäblichen Sinne das Historische von Christus' Erdenleben, mit allen Wundern desselben, für eben so ausgemacht historisch hält, als irgend eine Begebenheit, die in den Lauf der Geschichte gehört, und eben so ruhig und sicher davon überzeugt ist, — der nicht die allerfesteste Ueberzeugung von allen Punkten des apostolischen Glaubensbekenntnisses hat, in ihrem wörtlichen Sinne, — der nicht jede Lehre und jedes Gebot des neuen Testaments als göttliche, unzweifelhafte Offenbarung betrachtet. Auch ein Christenthum nach Art der neuen Philosophen und Pantheisten ist mir keins: ohne persönlichen Gott, ohne Unsterblichkeit, ohne Individualität des Menschen, ohne historischen Glauben ist mir keins, obgleich es eine sehr geistreiche, sehr scharfsinnige Philosophie sein mag. Ich habe es oft gesagt, daß ich mit einem metaphysischen Gott nichts anzufangen weiß, und daß ich keinen andern haben will, als den der Bibel, der Herz zu Herz ist." Und doch sagt er von der andern Seite: „Eigentlicher Glaube, in einem viel weiteren Umfange als der religiöse, ist entweder nicht jeder Natur zu haben gegeben, oder es kann durch ein disharmonisches, intellectuelles Leben die Fähigkeit seines Wurzelfassens und Gedeihens vernichtet werden. Der Boden kann fruchtbar genug, aber das Klima abhold sein. Meine intellectuelle Richtung ward früh auf das Reelle und Historische gewandt,

Digitized by Google

und eigentliche schöpferische Phantasie hatte ich in dieser Hinsicht so wenig, als ein gewaltsames Bedürfniß des Herzens, über die Grenzen der Erfahrungsfähigkeit hinauszugehen. In den späteren Jahren las ich die heiligen Bücher absolut kritisch. Ich bedurfte keiner wolfenbüttler Fragmente, um die Unmöglichkeit wahrzunehmen, kritisch auch nur eine haltbare Geschichte des Lebens Jesu zu entwerfen u. s. w. Ich bin weit davon entfernt, einen so festen Glauben, eine so anschauliche Gewißheit von diesen Gegenständen zu haben, als von denen der historischen Erfahrung: sie sind nur immer noch in meinen Gedanken und unter ihnen, nicht außer mir und über mir." Daß schon dieser religiöse Kampf in seinem Bewußtsein, bei dem Mangel an Entschiedenheit und philosophischer Tiefe und Klarheit, ihn aufreiben, und daß er zuletzt, je mehr seine Verstandesthätigkeit nachließ, mehr und mehr der pietistischen Ansicht verfallen mußte, versteht sich von selbst.

(Fortsetzung folgt.)

Die Uebersetzung in jetziger Zeit.

Italienische Classiker. — Boccaccio's sämmtliche Romane und Novellen. Zum ersten Mal vollständig übersetzt von Dr. W. Röder. Erste und zweite Lieferung. Stuttgart 1840. Verlag von Griesinger und Comp.

Die italienischen Classiker sollen deutsch übersetzt und der deutschen Nation zugänglich gemacht werden; das ist ein Unternehmen in größerem Stil, und es handelt sich also um eine mehr oder weniger vollständige Darlegung und Entfaltung einer ganzen Litteratur in der Form der Uebersetzung. Wird das Unternehmen Fortgang haben, wird es glücken, welche Bedürfnisse soll es befriedigen, sind in unserer Gegenwart hier in Deutschland Regungen anzutreffen, die uns sagen: macht euch an den Genuß vorzugsweise dieser Litteratur, oder wenn wir auch nichts mehr daran zu genießen haben, wird Jemand uns mahnen, daß der Geist anderweitig daran arbeite? Von diesen Fragen und ihrer Beantwortung steht nichts in der Uebersetzung, die in den vorliegenden Lieferungen fließend und im Schillerformat ist, sondern auf dem Umschlag steht: während man Frankreich und England in Bezug auf die litterarischen Erzeugnisse dieser Länder vollständig ausgebeutet hat, so hat man noch nicht u. s. f. — das Andere weiß Jeder von selbst. Und der Uebersetzer sagt: „Italien bietet eine solche Menge litterarischer Erzeugnisse von den fernen mittelalterlichen Zeiten bis auf unsere Tage, daß das Unternehmen, die werthvollsten derselben dem „deutschen Publicum" zugänglich zu machen, keiner Rechtfertigung bedarf." Wie! wenn nun die Sachen ganz anders ständen, wenn wir in Leben und Wissenschaft auf einen Punkt gekommen wären, auf dem wir uns zur Litteratur — schöner und unschöner — ganz anders verhielten, als stille zu sitzen und eine bloße „Menge übersetzter litterarischer Erzeugnisse" ohne weiteres auf uns abfeuern zu lassen, — ich glaube, da müßte schon eine gute Anzahl von Rechtfertigungen aufgeboten werden, um einen solchen Zustand erträglich zu machen.

Wir treten hiermit in einen Kreis allgemeiner Betrachtungen ein, mit denen der Uebersetzer sich nichts zu thun gemacht hat; wir können ihn daher ohne die mindeste üble Regung vorläufig sanft auf die Seite schieben, um ihn zu rechter Zeit dann wieder vorzuführen, wenn von seinen Angelegenheiten die Rede sein wird. —

In unsern Tagen wird erstaunlich viel übersetzt, und daneben manches tüchtige Wort über die Bedeutung der Uebersetzungen gesagt; metrische Fragen wurden vortheilhaft entschieden, auch eine Geschichte der Uebersetzungen ist mehr als einmal verlangt worden. Da wo sich das Uebersetzen ohne wahrzunehmende Ordnung oder in großen Massen zeigt, gebraucht man am meisten den Ausdruck „Uebersetzungsfabriken." Eben so bezeichnet man auch Institute, die nach vorgesteckten Zwecken gute oder schlechte Uebersetzungen liefern. Mit der Verächtlichkeit, die in diesem Ausdruck liegen soll, ist es aber doch gerathen, sich etwas vorzusehen. Beabsichtigt man dabei, der ganzen Thätigkeit einen Seitenhieb zu versetzen, indem man sie durch die Bezeichnung mit der formellen industriellen Thätigkeit, Gott weiß gegen welche Vornehmheit, herabzusetzen sucht, so ist der Hieb sehr schlecht angebracht. Uebersetzungsfabriken sind erstens vollkommen so gut wie andere Fabriken, und diese mit dem System des übrigen industriellen Gefolges eben so bedeutend als die Gelehrsamkeit etwa, und noch mächtiger als sie. Wird dabei für Einzelne oder Viele Geld gewonnen — desto besser! denn nach der Erklärung, welche der Gastwirth zu Montreuil an Yorick gab, findet ein tant mieux immer da statt, when there is any thing to be got - tant pis, when there is nothing, das Eine, wenn etwas gewonnen wird, das Andere, wenn nichts! Es soll nicht der Werthlosigkeit das Wort geredet werden, aber auch nicht dem hochmüthigen gedankenlosen Tadel, der sich im Wort beruhigt. —

Schon dies kann man denen entgegen halten, die sich stets ereifern, wenn jedes gute oder schlechte französische Stück uns ganz frisch von dort herübergeschleudert wird, aber auch noch etwas Anderes. Bei dem innigen Verkehr nämlich, der in unsern Tagen unter den Nationen Europas beginnt, und der in dreißig bis vierzig Jahren sich lauter und lebendiger gestalten wird, als wir nur ahnen, und der, wie es in diesen Jahrbüchern gut bezeichnet ward, ohne Zweifel ein kräftiges, gesundes Ineinanderarbeiten des europäischen Völkerlebens zu seinem Ziele haben wird, — ist es

Digitized by Google

gar nichts Uebles, ja etwas ganz Zweckmäßiges, wenn der Verkehr auch in den Litteraturen sich schneller bethätigt. Ob es da auch unmoralische Stücke zu übersetzen giebt? O gewiß! Aber Gott sei es gedankt, daß das Verführungsgeschrei vor französischem Laster endlich allein in's Morgenblatt verwiesen ist, und wir Ruhe davor haben. Welche Albernheit, nachgerade bei einem leidlich honnetten Menschen anzunehmen, daß er sich durch Bücher und schöne Litteratur verführen lassen wird. Käme es nur erst dahin, daß solche Würfe von dort hierher und umgekehrt im raschen Tempo etablirt würden, so kämen wir auch zu jener von Göthe angedeuteten Weltlitteratur, die uns eigentlich jetzt noch nicht deutlich sein kann, und die bei so Vielen, die sich schon jetzt damit viel zu thun machen, ein eben so vornehmer unklarer Spuk ist, als die anderen Weltcompositionen. Jene Uebersetzungen also nimmt man, ohne sich weiter darüber zu ereifern, für schnelle Rapporte, die am besten aussagen, was im Reiche der Litteratur anderswo als bei uns geschieht; es ist das, was der Tag bringt, von dem Einiges der nächste Morgen vergessen macht, Anderes aber nicht. Sie sind für den angegebenen Zweck eben so willkommen, wie in ihrer Art die jetzt eingerichtete rivista Vienuense. Diese Uebersetzungen sind eben so unwichtig und wichtig, als Tagesnachrichten in der Politik wichtig und unwichtig sind. —

Das vorliegende Unternehmen gehört nun nicht in diese Classe. Vielmehr sollen die Classiker der ganzen italienischen Litteratur in Uebersetzungen aufgestellt, und, wie es heißt, dem Publicum zugänglich gemacht werden. Es thut uns leid, zu sagen, daß dies ein durchaus verfehlter Einfall und eine wunderliche Gedankenlosigkeit ist. Was! um's Himmelswillen, uns in Deutschland, die wir einen solchen Bildungsproceß durchgemacht, und eine Litteraturgeschichte von gewaltigen Thatsachen und Poesie haben, die uns eben so wie unsere Philosophie unabwendbar so weit gebracht hat, nichts Anderes zu mögen, als was durchgreifende Poesie ist, — uns sollen italienische Classiker zugänglich gemacht werden, sie, die man, wenn von den Bedürfnissen des Lernens oder Genießens die Rede ist, ohne weiteres zu den Todten werfen muß? Was hat denn das genießende oder lernende Subject bei uns an ihrem nachwüchsigen Kunstepos, oder an ihrer formenverzwickten Reflexionslyrik, oder an dem nicht zum Durchbruch gekommenen Drama, oder an ihrer Philosophie? und endlich, was haben wir trotz Macchiavelli und Guicciardini an der Partie, die auch bei uns die kümmerlichste ist, an ihrer Geschichtsschreibung? Nein! so kann es mit dieser Uebersetzung nicht gemeint sein; ihr „Zugänglichmachen" wird es wohl auf andere Zwecke abgesehen haben, auf Zwecke, die bei dem gegenwärtigen Standpunkte deutscher Bildung nicht nur sehr leicht gefaßt werden, sondern deren sich bereits jedes leidlich cultivirte Subject bemächtigt. Der historische Genuß ist gemeint, der das Erkennen des Litteraturkörpers ist, welches, wie alles Erkennen, die höchste Lust für den Menschen ausmacht, um derentwillen er so gut wie Adam noch jedes Jahr seine Seligkeit verliert, ohne sich aber so sehr darum zu betrüben, wie Jene, denen es heut zu Tage Leid thut, daß Adam das gethan hat. Diese Lust des Begreifens, dieser historische Genuß ist es, der uns an der Bildung der Gegenwart kein zufälliges uns einengend bestimmendes Gehäuse haben läßt, sondern uns fähig macht, nachdem Stirn und Augen in dem Wissenschaftsquell reingewaschen sind, bei Chinesen, Indern, Arabern, Skandinaven, bei andern germanischen und romanischen Nationen freudehell zu sehen, wie in der Poesie und in anderen Litteraturgebieten der Geist der ewigen Schönheit nie müde geworden ist, seine Bahn zu gehen und sich zu seiner Verwirklichung in die mannigfachsten Formen zu kleiden. Und wäre das nicht eine Lust, dann weiter zu sehen, wie diese Formen sich stützen, fördern, wie dann ferner die innere und äußere That des Volks, sein häusliches und öffentliches Leben mit den alles Beides bedingenden Zeitvorstellungen darin einschlägt, und so zuletzt einen Litteraturkörper aufstellt, vor welchen dann jeder Befähigte von Zeit zu Zeit wie vor ein Gemälde hintreten, den Vorhang wegziehen und das glänzende ruhige Bild schauen kann! — Es ist dies nichts Neues; allein es ist der Rede werth, diesen Standpunkt zuweilen vorzuführen, wenn wir dankbar und erquickt sind. Aus ihm fließt jener unerschöpfliche Strom des Lernens und Genießens und zum nicht unbedeutenden Theil des Producirens; denn wer producirt, muß etwas zu sich nehmen, und etwas an sich wenden. Ihn wollen wir uns auch nicht wieder nehmen lassen, damit wir in der Litteratur nicht auch in die renommirte neue Volksthümlichkeitelei hineinkommen, wie in der Politik geschieht. Denn wir verlören alsdann, was uns den Kopf hoch tragen läßt, was uns zusammenhält, und in anderer Misere etwas tröstet, während unsere Nachbarn in Frankreich, die trotz dem, daß ihnen jetzt alle voreiligen Absurditäten aufgebürdet werden, gar nicht auf den Kopf gefallen sind, noch tief im Geschmack stecken, der dann wie Jeder weiß, gut und schlecht sein kann. Die Engländer scheinen so etwas von diesem Standpunkt gemerkt zu haben, und es hat etwas auf sich, wenn Bulwer seinen Maltraver „der deutschen Nation, der Nation der Denker und Kritiker" widmete. Alexander Dumas hingegen sagt: in dem Faust muß etwas versehen sein, denn der würde bei uns keinen Effect machen!" Wie nun, wenn man ihm ein chinesisches Drama vorlegte? Ei, würde Dumas sagen — dies würde bei uns auch nicht den geringsten Effect machen. —

(Fortsetzung folgt.)

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Digitized by Google

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

5. Januar. № 4. 1841.

Die Universität Berlin.

(Fortsetzung.)

Eine ähnliche Unentschiedenheit und Unglücklichkeit in seiner politischen Ueberzeugung und Stimmung. Er sieht die Mängel des Alten, aber haßt dennoch aus Pietät nichts mehr als die Neuerungen. „Sie sind für jeden Staat das größte Unglück." Er ist mit den Regierungen unzufrieden, aber noch unzufriedener mit den neueren Constitutionen; „er möchte Blut weinen über solche Irrthümer." „Ich bin antirevolutionär," schreibt er, „ich bin es aus Grundsatz, aber ich bin es auch aus Antipathie gegen die revolutionären Ideen, die mir an sich zuwider wären, wenn sie auch gar keine Folgen hätten. Dabei aber hoffe ich, daß Du mir den allerentschiedensten Haß gegen Despotismus zutrauen wirst, aber so, daß ich gegen ihn vom Dämon der Revolution nichts mag, noch möglich denke." Niemand konnte es ihm hinsichts des Politischen recht machen; er kam sich vor wie ein „Nüchterner" unter „Betrunkenen." Die größten Gegenstände seines politischen Abscheues waren die französische Revolution und die amerikanische Verfassung, und dennoch wollte er für liberal gehalten werden, wenn auch nicht im Sinne der Zeit. Er verabscheute gleichfalls die englische Revolution, und doch war er der englischen Verfassung nicht abhold, die wesentlich erst durch jene errungen worden. Im Ganzen mochte ihm seine heimische, dithmarsische Verfassung mit ihren Freiheiten und Gerechtsamen und Privilegien als Ideal vorschweben, und daß sie so wenig Nachahmung finden wollte, machte ihn so unglücklich. In Bezug auf Preußen war seine Ansicht, daß nur von Reformen der Verwaltung, aber nicht der Verfassung etwas zu hoffen sei.

Man sieht, in welchen Gegensatz Niebuhr nach den Grundbestimmungen seines Wesens anfangs zu Fichte und später zu Hegel treten mußte. Chateaubriand sagt irgendwo, ich glaube in seinen „Historischen Studien," es gäbe in Preußen zwei entgegengesetzte Schulen, die supernaturalistische und rationalistische: das Haupt der einen sei Niebuhr, der anderen Hegel, und er hat Recht; nicht bloß hinsichts des Wissenschaftlichen, Philosophischen und Religiösen, sondern auch des Politischen.

An Niebuhr schloß sich zunächst Savigny mit Begeisterung, ja mit einer Art von Fanatismus, dergestalt daß er wohl die Opposition gegen Jenen als eine Art von Ruchlosigkeit betrachtete, und z. B. in Stuhr's „Briefen über den Untergang der Naturstaaten," die doch mehr über als gegen Niebuhr geschrieben waren, nur den Ausdruck der schwärzesten Perfidie wiederfinden wollte. Beiden aber näherte sich Schleiermacher, der durch seine griechischen Studien und kritische Richtung einige, wenn auch durchaus nicht innige Wahlverwandtschaft zu ihnen hatte, und als Mitglied des Tugendbundes schon früher zu Niebuhr in Beziehungen stand. Dazu kamen Spalding, Buttmann, Heindorf und Böckh, welche Letzteren allmälig in förmliche Opposition gegen den einst so hoch verehrten Wolf kamen. Sie und noch ein Paar Andere, namentlich Süvern, traten zu der sogenannten philologischen oder griechischen Gesellschaft zusammen, welche sich alle Freitage versammelte und in welcher ein griechischer Schriftsteller, anfangs Herodot, dann auch Platon und die Rhetoren gelesen und verschiedene Gegenstände des classischen Alterthums gelehrt, besprochen und kritisch untersucht wurden. Einen weiteren Vereinigungspunkt für sie, namentlich hinsichts der politischen Grundsätze und ihrer Erörterungen, bildeten die Salons des Buchhändler Reimer, der mit Niebuhr sowohl als mit Schleiermacher in der vertrautesten Freundschaft, ja Brüderschaft lebte. Hier fanden sich andere Gelehrte und Beamtete ein, die sich zu den Ansichten und Tendenzen des Tugendbundes bekannten, und gleichsam die exoterische Kirche jenes esoterischen Kreises ausmachten: Schleiermacher namentlich dominirte unter ihnen.

Es hat nun jene Partei, welche sich in der philologischen Gesellschaft concentrirte, von Anfang an überwiegend auf die wissenschaftliche Richtung der Universität, ja Berlins und Preußens eingewirkt, ja sie ist, wie gesagt, auch auf die Gestaltung des politischen Lebens von unberechenbarem Einfluß gewesen. Sie war es also, welche in der Akademie herrschte, und im J. 1812 die neuen Statuten derselben

Digitized by Google

entwarf, in Folge deren eben Wolf herausballotirt wurde; sie bemächtigte sich sofort der Universität, wenigstens der theologischen, juristischen und philosophischen Facultät, so daß Fichte sich nur mit Mühe ihr gegenüber halten konnte, und sich bis zu seinem Tode nur dadurch hielt, daß es überhaupt bis zum J. 1813 zu keinem offnen, entscheidenden Kampfe kommen konnte, da in dem, was zunächst Noth that, die verschiedensten Meinungen und Parteiungen einig waren. Vertreten wurde dieselbe im Ministerium durch Süvern und Nicolovius; an der Universität stimmte mit ihr besonders Rühs, der leidenschaftlichste Anhänger des Tugendbundes und Hasser der Franzosen und Juden, so wie diejenigen unter den Mathematikern und Naturkundigen, die sich überhaupt um allgemeine und öffentliche Angelegenheiten kümmerten. Sie besaß Talente und Mittel genug, um einen großen Kreis von Schülern, ja fast alle Studirenden der theologischen und juristischen Facultät, so wie sämmtliche Philologen um sich zu versammeln, und diese nach und nach in die Pfarren, Gymnasien, Universitäten und öffentlichen Aemter zu bringen.

Indeß lag der Keim des Zwiespalts von Anfang an in ihr, sowohl hinsichts der wissenschaftlichen als politischen Ansichten, eines Zwiespalts, der später, d. h. nach Beendigung des Krieges, entschieden hervortrat. Zwischen Niebuhr und Schleiermacher herrschte nämlich niemals wirkliche Uebereinstimmung. Jener war diesem zu philisterhaft, zu wenig beweglich, zu unpoetisch, zu bloß gelehrt, und dieser jenem zu keck, zu systematisch, zu geistvoll. Offenbar stand Schleiermacher immer auf der äußersten Linken, Savigny auf der äußersten Rechten, noch weiter von ihm entfernt als Niebuhr, während Böckh, der sich übrigens mehr von politischen Tendenzen fremd hielt, die Vermittelung zwischen beiden Seiten machte, durch seine Platonischen Studien eng an Schleiermacher geknüpft, dagegen in seiner „Staatshaushaltung" und in seinem „Corpus inscriptionum" mehr nach Niebuhr sich hinüberneigend. Es bedarf übrigens keiner besonderen Bemerkung, daß die Romantik und die bloß materielle Gelehrsamkeit, wenigstens von der philologischen Seite her, welche beiden wir als die zwei Hauptelemente des wissenschaftlichen Lebens in Berlin vor der Stiftung der Universität kennen gelernt haben, sich in jener Combination von Schleiermacher und Niebuhr zu verschmelzen suchten.

Indessen erkannten Alle, wie sehr sie auch sonst in ihren Ansichten über Wissenschaft und Staat differiren mochten, daß es zunächst die große Aufgabe der Universität sei, die Geister der Jugend vorzubereiten, zu erheben und zu weihen zu dem bevorstehenden Kampfe, und zur Erfüllung dieses Zweckes haben denn auch Alle mitgearbeitet, je nach ihrer Stellung und Einsicht und Fähigkeit. Eben deshalb konnte es, wie gesagt, bis dahin nicht zum offenen Zwiespalt zwischen den verschiedenen Richtungen kommen; denn sie alle trafen ja, wenn auch auf verschiedenen Wegen, doch zuletzt in den einen Punkt zusammen.

(Fortsetzung folgt.)

Die Uebersetzung in jetziger Zeit.

(Fortsetzung.)

Wenn sich nun diesen, über das unmittelbare Bedürfniß des genießenden und lernenden Subjects hinausgehenden Zwecken die Uebersetzung dienstbar erwiese, so wäre das unzweifelhaft etwas ganz Vortreffliches; aber die Wahrheit ist und bleibt, daß das die Uebersetzung und vollends so eine Art von Gesammtübersetzung nicht leisten kann. Könnte die Gesammtübersetzung die Litteratur eines Volkes so vor uns hinstellen, daß sich uns durch dieselbe ohne weiteres die Perspective in das geistige Leben der Nation eröffnete, welch' ein ungeheures Resultat wäre das; nur Schade, daß es nach zwei gewichtigen Thatsachen in der Geschichte der Uebersetzung niemals zu einem solchen kommt. So haben die Araber in förmlichen, durch das ganze Land verbreiteten öffentlichen Anstalten sich fast die ganze griechische Litteratur übersetzen lassen, und wenn auch Al-Mamun nur den beschränkten Zweck dabei im Auge hatte, daß sich die Nation die griechischen „Kenntnisse" aneignen sollte, und er sich durch Verbrennung der griechischen Originale den Rückzug abschnitt, so weiß alle Welt, ob die fähigen Araber etwas der Rede Werthes durch die so überkommene Litteratur vollbracht haben. Jene Thatsache aber ist und bleibt dennoch merkwürdig genug ein Gedanke, den der orientalische Herrscher von dem Wesen der Uebersetzung hatte, und den er sofort in Praxis setzte. So haben sich die Araber das Prachtgebäude der griechischen Philosophie, wie weiland in Rom mit Pompejus Amphitheater geschah, durch die ungeheuren Schrauben und Angeln der Uebersetzung förmlich zu sich herübergedreht, und was haben ihre Averrhoes, Alkendis, Alfarabis, Avicennas damit gemacht? Aber wir sind keine Araber? Freilich sind wir das nicht; aber es ist ungeschickt, nun von der Kindheit der Orientalen zu sprechen, von der Verschiedenheit der Verhältnisse zwischen dort und hier zu reden, — denn hätte die Uebersetzung einmal diese große Macht, wirkte sie wie mit der Allgewalt einer Naturkraft, daß sie als Feuerball überall hin sich bewegend eine Bahn von Licht und Intelligenz zeichnete, so hätte sich das bei dem damals gesunden Volke des Ostens zeigen, und das griechische Wesen hätte dadurch für alle Zeit seinen Sitz im Osten und nicht, wie es nachher gekommen ist, im Westen aufschlagen müssen. Die zweite große Thatsache in dieser Geschichte ereignete sich in der Zeit der Wiederherstellung der Wissenschaften. Damals hatte sich bei einem dem antiken wunderbar nahe kommenden Staatsleben eine vorher nie gefühlte Begeisterung für die Griechen in die Brust der

Digitized by Google

Menschen gesenkt. Es war da eine förmlich parteiische, leidenschaftlich ausschließende Liebe zum Alterthum erstanden, und Leo in seiner Geschichte Italiens hat Recht, wenn er sagt, daß der philologische Drang der neuern Zeit wenig dagegen aufkomme. Petrarca ging oft zu seinem Bücherschranke, in welchem die Rollen der Homerischen Gedichte lagen, umarmte das Buch und vergoß Thränen, dem hochgefeierten Dichter geweiht, den er nicht zu lesen verstand, weil ihn sein Barlaam nicht eben weit hatte bringen können. Was ist da Alles in das zum allgemeinen Medium der Intelligenz erhobene Latein, man kann wohl sagen — in das lebende Latein übersetzt worden! Ja es ließ Papst Nicolaus V. zwischen 1447—1457 fast ganze Bibliotheken übersetzen, wie es denn auch sein Plan war, die ganze griechische Litteratur übersetzen zu lassen. Und was für ein Honorar konnten die Herren da gewinnen! Franz Philelphi, der den Auftrag hatte, den Homer zu übersetzen, sollte ein Haus in Rom, ein Landgut, das ihn reichlich nährte, und außerdem noch 1000 Goldgulden erhalten. Valla erhielt für den Thucydides sogleich 500 Goldgulden, eben so viel Perotti für den Polybius. Ich kann mich auf das Einzelne, auf die Stellung und Bedeutung der Uebersetzungsthätigkeit von Männern wie Politianus, Valla, Ficinus u. A. nicht einlassen, denn die Wahrheit genügt vollkommen, daß, so lange es Wissenschaft giebt, so etwas nicht wieder vorgekommen ist. Ja, so groß war die allgemeine Begeisterung für das Uebersetzen, daß ein Mensch, der sich auch nur ganz äußerlich und mechanisch — wie die Schreiber, Buchbinder, die bekannten Pergamenarier — mit den Alten zu thun machte, sich in der Achtung der Menge ein gesteigertes Dasein geben konnte. Nun meinte Papst Nicolaus in seiner Freude, mit der Uebersetzung sei Alles erreicht, was erreicht werden könnte, und doch — was war die Bedeutung dieses Uebersetzens ohne gleichen? Nichts weniger und nichts mehr als ein erster, allererster Anfang. Er verwirklichte nur mit, was die ganze Zeit wollte, und was Hegel mit einem wundervollen Ausdruck, der wieder einmal für tausend ist, so bezeichnet: „es war ein nothwendiges Nachholen, ein unentbehrliches sich Wiedereinlernen in alte Bildungsformen." Von da bis zur Erkenntniß der Litteratur, das ist von der treuen, oft schönen Uebersetzung bis zu einer Darstellung der griechischen Philosophie durch Hegel, oder Göthe's Umdichtung der Iphigenie — welch' ein Zeitraum verstrich dazwischen, welche Arbeit hat nicht mit Griechenlands und Roms Wesen durchgemacht werden müssen! Die Uebersetzungen brachten die Menschen früher oder später an die Originale; das war der Verlauf der Sache. —

Nun können doch solche Thatsachen nicht vergebens in der Welt gewesen sein. Deshalb ist es gut, nach ihrer Bedeutung gefragt zu haben, denn nur so bringen sie uns etwas ein. Sie sagen unwiderruflich: bei dem Verhältniß, was wir Deutsche zu der Litteratur Italiens haben, und welches nicht mehr das Verhältniß des lern- und genußbedürftigen Subjects, sondern bei der Kenntniß des Italienischen in unsern Tagen die höhere Erkenntniß des Litteraturkörpers ist, ist die Thätigkeit des Uebersetzers nicht die richtige, sondern zwei andere sind an der Ordnung, die Geschichtsschreibung ihrer Litteratur von Männern, die philosophiren (denn nur solche können Litteraturgeschichten schreiben), und das Lesen der Originale. Die Uebersetzung aber von Gedanken, die irgend einmal gut waren, die Uebersetzung alter und neuer „litterarischer Erzeugnisse" so ohne weiteres, ist die rein willkürliche Thätigkeit des philologischen Subjects, das von edlen oder unedlen Motiven angeregt, von einer materialistischen Auffassung der Litteraturen ausgehend, Uebersetzungsbibliotheken verfertigt, deren heut zu Tage unbedeutender Einfluß mit ihrer Bände- oder Bändchenzahl im umgekehrten Verhältniß steht. — Die Geschichte der italienischen Litteratur muß geschrieben werden, dagegen wird sich nicht viel Widerspruch erheben; zudem ist die Sache nicht schwer, da man nach Muratori und Tiraboschi der Massen leicht habhaft werden kann. Ein großer Geschichtsabschnitt ist zurückgelegt, Italiens Litteratur, die früheste der europäischen, ist eine geknickte Litteratur, denn sie ist nicht zum Drama durchgedrungen, vielmehr ist der klägliche Calderon der Repräsentant des katholischen Drama, in welchem sich eine Zeit spiegelt, welche die Spanier jetzt verwünschen und sich kräftig abrevolutioniren. Aber die schöne Italia, singt Giacomo Leopardi, sitzt am Boden, verachtet, ungetröstet, das Haupt bergend zwischen den Knieen und weint. Leopardi, der nicht mehr ist, und Silvio und die weitergenannten Männer haben Ursache, von Schmerz zu reden, der kein abgeschmackter Weltschmerz, kein aus socialen Einfältigkeiten destillirtes vornehmes Weh, sondern ein wahrhaft empfundener und dichterisch gestalteter Schmerz ist, der aber, wenn die gemüthliche Theilnahme von seinem Inhalt abgezogen und die dichterischen Gestaltungen mit Schönheit gewohntem Auge angesehen werden, in der Poesie eben so ungenügend als in Praxi beklagenswerth ist. Also Italiens Litteratur ist gewesen, seine Städte- und Geschlechterpoesie hat im mittelalterlichen Glanze ihr Wesen ausgebreitet, sie hat sich darin wie trunken befriedigt, und man muß den Jubel verstehen, wenn Boccaccio's lange Sätze durch ein „nella egregia Città di Firenze oltre ad ogn'altra bellissima" u. dgl. noch verlängert werden. Aber durch die Abzugscanäle zu vieler Localinteressen ermattet, ist sie jetzt abgeströmt, und Manzoni's, Alfieri's, Silvio's und Niccolini's Dramen enden stets in die Nacht des schwarzen politischen Verhältnisses, das über Italien lastet; durch die

Digitized by Google

ganze neue Poesie hallt nur der eine Ruf wieder von dem einen Italien, das nicht ist und doch so glühend ersehnt wird — eine Nacht, die durch keine Dichtung gelichtet wird! Wer wollte wohl zweifeln, daß Italien jetzt von vorn anfängt?

Und das Lesen der Originale — und Sprachen lernen? Wer sich nicht ganz den Interessen der Gegenwart entfremdet und nicht irgend welchem verspäteten Nachtrab wissenschaftlicher Beschäftigung sich angeschlossen hat, kann leicht bemerken, daß das Lernen der neuern Sprachen im fortwährenden Zunehmen ist, und daß bei noch so verschiedenen Veranlassungen und Zwecken des Einzelnen doch immer dasselbe Ziel gewonnen wird. Wer früher Französisch verstand, war in der Gesellschaft ein ansehnlicher Mann; denn der gewandte und feine Gebrauch dieser Sprache, die seit der Selbständigkeit unserer Litteratur es aufgeben mußte, auf diese wie sonst bestimmend einzuwirken, nahm nun in der Gesellschaft die Stellung ein, daß man durch ihn hauptsächlich eine Art von Ebenbürtigkeit mit den ausgezeichnetsten Personen darin erlangte; und die Gesellschaft der höheren Stände, besonders der sich in eitler Abschließung gefallende Adel ließ das Französische vorzugsweise für das Mittel gelten, wodurch man sich ihm gesellschaftlich gleichstellen könne. Alles dies hat sich bedeutend geändert. Einmal degoutirt der jetzt ausnehmend volksthümlich gewordene Adel die Franzosen, und dann hat unsere Sprache durch die Wissenschaft eine Kraft und Tiefe, daß, wer so gebildet ist, ein Gespräch mit Gebildeten führen zu können, auf der Stelle inne wird, welch ein Mittel er an unserer Sprache hat; ja man kann die Herren aus den höheren Ständen, die jetzt wieder anfangen, mit den Tagen vor 1789 zu coquettiren und sich von der wissenschaftlichen Bildungsarbeit des Mittelstandes in ihrer unbegreiflichen Verblendung zurückzuhalten, durch die bloße gebildete Sprache in Verlegenheit setzen. Da sehen der Herr Baron mit Erstaunen, wie leicht, wie treffend, wie erhellend für jedes noch so verwickelte Verhältniß in dem Leben des Gemüths und Geistes dem gebildeten Manne die Formen sprachlicher Entfaltung gegenwärtig sind, er ahnt so etwas von Nichtmitkönnen und hält verlegen den Versuch des französischen bon mot zurück. Aber um eine tüchtige Bildung in dem Kreise befähigter Gesellschaft durch die Sprache siegreich zu machen, dazu gehört etwas, vor Allem die Geschicklichkeit, wissenschaftliche Resultate angemessen formiren zu können, die Kunst den rechten Ton anzuschlagen, der die Hörer gewinnt und allen Widerstand vergeblich macht. Hier ist der Kreis, in welchem der gebildete Mann wirken mag, und er hat etwas erreicht, wenn er es versteht, ein Gespräch zu führen. Der Gelehrte alten Stils will dies nicht Wort haben, er zuckt die Achsel, wenn von dem Werthe der Gesellschaft und des Gesprächs die Rede ist, er sieht dies für eine kraftlose, für eine elende Verflüchtigung der Wahrheit an. Allein was geschieht? Kommt er einmal in den Fall, sich einer alten, aber feinen Verstandesbildung gegenüber zu befinden, gewahrt er mit Erregung, daß hier die Sachen falsch angegriffen werden, und wie ganz anders hier geurtheilt werden müsse, so weiß er mit seinem unstreitig besseren Wissen nichts anzufangen, das schwere Geschütz der Studirstube läßt ihn bei seiner Unbehilflichkeit und Ungeschicktheit zu formiren im Stich, er wird geschlagen und muß sich mit dem Schmerz, die Wahrheit nicht geltend gemacht zu haben, wie ein Gimpel zurückziehen, während er sonst, wenn er das Zeug dazu hätte, mehr Gutes stiften könnte, als hundert Briefe an eine Dame über Philosophie, und alles mehr oder weniger unwürdige Popularisirungswesen in Schriften und Büchern. Es kommt ihm dabei ein überaus günstiger Boden zu Hilfe, weil nirgends so viel gelernt wird, wie in Deutschland und namentlich in Norddeutschland. Da heißt es lernen und immer lernen! Wer nur etwas höher hinaus will, lernt Italienisch und Englisch, und das letzte zumal sollte kein gebildeter Mensch heute verabsäumen. Mein Gott, und es ist ja so leicht! Wenn Jemand Italienisch lernen will, und mit einem Auszuge aus Fernow's Grammatik an die Sache geht, eine Chrestomathie vornimmt, 500 Uebungsstücke übersetzt, so kann er ohne weiteres Boccaccio lesen, und wie versüßt wird ihm die geringe Mühe durch das wonnevolle Wahrnehmen, wie durch die heimliche Unterstützung der rhythmischen Bewegung ihm das Verständniß immer mehr erhellt wird, wie die gedruckte Seite im Buche immer leichter und widerstandsloser geworden, zuletzt die freie Bewegung des augenblicklichen Verständnisses herbeiführt. Allmälig wird jetzt auch dieser Unterricht den Händen der Maitres entrissen und in die Schulen, Gymnasien, Real- und Töchterschulen eingeführt. Doch wie die Sachen zur Zeit noch stehen, nehme man den ersten besten Maitre, die erste beste Grammatik, eine ist so gut wie die andere, und in wenigen Monaten hat ein Mensch bei unserer Schulbildung den Grund zu einem Besitz gelegt, der eine Quelle der dauerndsten Genüsse und der geläutertsten Erkenntniß ist. Wahrlich, es giebt kaum einen schönern Besitz, als den einer Sprache; „mit jeder Sprache gewinnst du eine neue Seele," sagte ein geistvoller Mann. Hier werden wir uns wohl hüten, diesen Speicher von treffenden Einfällen zu betreten, den man über das Verhältniß von Original und Uebersetzung angehäuft hat; die Geschichte von dem, was mit der Litteratur des classischen Alterthums seit 300 Jahren geschehen, die bloße Erwägung, was uns durch Sprachkenntniß Griechenlands Kunst und Philosophie geworden, wie jeder neue Aufschwung und Bekräftigung der Wissenschaft und Bildung sich durch das Studium der Sprachen ans Licht gehoben, macht alle geistreichen Einfälle überflüssig. —

(Fortsetzung folgt.)

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Digitized by Google

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

6. Januar. № 5. 1841.

Die Universität Berlin.

(Fortsetzung.)

Es kam also darauf an, an die Stelle der alten Rohheit, Gemeinheit und Frivolität des Studententhums einen ernsten, sittlichen, patriotischen Sinn in der akademischen Jugend zu erzeugen, ihr die Bedeutung der Gegenwart und die Anforderungen, welche dieselbe an sie mache, zum Bewußtsein zu bringen, kurz sie aus dem Schmutze und der Schlaffheit der Privatliederlichkeit zu wecken und sie für das öffentliche, politische Interesse zu begeistern. Wenn dies schon an sich aus Gründen, die in der Größe und Eigenthümlichkeit Berlins liegen, nicht gerade leicht war, so kam durch die Aufhebung der Universität Frankfurt noch eine ganz besondere Schwierigkeit hinzu. Mit wenigen Ausnahmen zog nämlich die ganze frankfurter Studentenwelt nach Berlin und bildete, wenigstens im Jahr 1811 und 1812, den eigentlichen Stock der akademischen Bevölkerung, — und was konnte aus Frankfurt Gutes kommen, dem selbst von Rostock und Gießen unübertroffenen Eldorado studentischer Wüstheit, des landsmannschaftlichen Unwesens, der Duelle, Schlägereien und anderer Excesse? Es versteht sich von selbst, daß die Colonie, welche es bei seinem Erlöschen nach Berlin sandte, auch in der neuen Heimath den alten Comment weitertreiben wollte: die frankfurter Orden constituirten sich alsbald wieder, Zweikämpfe und Raufereien nahmen überhand, wenn gleich weniger vom Publicum bemerkt. Dieser Unfug war zunächst mit Stumpf und Stil auszurotten, ehe man an Weiteres denken konnte.

Auch hier sind es wiederum vor Allen Fichte und Schleiermacher, welche am kräftigsten an der Reform des studentischen Geistes gearbeitet haben. Fichte war im zweiten Jahre zum Rector der Universität erwählt worden, und er, welcher schon in Jena einen beständigen Kampf mit den dortigen Orden gehabt hatte, machte es jetzt zur Hauptaufgabe seines Berufs, „die vereinzelnden und in jeder Beziehung schädlichen Landsmannschaften zu vertilgen, dagegen unter den Studirenden den Gedanken allgemeinerer Vereine anzuregen, deren bindende Kraft in den gemeinsamen Studien und ihrer gegenseitigen Förderung durch freiesten Geistesverkehr, so wie in dem Bewußtsein des Einen Vaterlandes liegen sollte.“ Wir sehen hier die ersten Spuren der später sogenannten Burschenschaft, und nicht umsonst prangt ja Fichte's Name noch lange nach seinem Tode in den Acten der mainzer Central-Untersuchungs-Commission. Seine Ideen über diesen Gegenstand hat er in seinem „Bedenken über einen ihm vorgelegten Plan zu Studentenvereinen“ umständlicher entwickelt. Uebrigens verwirft er den Namen „Burschenschaft“ als undeutsch und mittelalterisch, und schlägt dafür die Benennung „Deutsch-Jünger“ vor. Auch warnt er ausdrücklich vor „der gewöhnlichen, viel Unheil anrichtenden Verwechselung zwischen mittelalterisch und deutsch.“

Daß Fichte auch hier in der Durchführung der Maßregeln, welche er für nöthig hielt, mit eiserner, oft eigensinniger Consequenz, hartnäckig und rücksichtslos zu Werke ging, versteht sich von selbst. Er fing an, eine förmlich spartanische Disciplin auszuüben. „Er behandelte,“ sagt Solger, „die Studenten bei dem geringsten Vergehen, als wären sie Ausgeburten der Hölle.“ Anderseits ward ihm Schuld gegeben, daß er sie mit seiner „Weltverbesserei“ anstecke, daß er sie aufstützig mache, daß er ihre „unverschämtesten Vorstellungen“ an den Senat gut heiße und unterstütze. Noch jetzt circuliren über sein Rectorat bei seinen einstigen Collegen eine Reihe zum Theil ergötzlicher Anekdoten. Es kam daher zu einer heftigen Opposition gegen ihn im Senat, dergestalt, daß Fichte seine Entlassung als Rector einreichte, welche indeß die Behörde in der Ueberzeugung von der Nothwendigkeit seines, wenn auch bisweilen „unpraktischen“ Terrorismus ablehnte.

Neben ihm war es also besonders Schleiermacher, der vom Katheder und von der Kanzel und in geselligen Cirkeln die Studenten im Sinne der Zeit bearbeitete, Gemeingeist unter ihnen zu wecken suchte, zur Vermeidung der Duelle auf die Einsetzung von Ehrengerichten drang u. s. w. Selbst die sonst so trockene und überflüssige lateinische Eloquenz machte damals bisweilen in den Vorreden zu den Lections-

Digitized by Google

verzeichnissen den Versuch, von Deutschheit, von Vaterlandsliebe, vom innigen Anschließen an einander und an die Lehrer u. dgl. Redensarten zu drechseln. Was Jahn gleichzeitig in der Hasenheide that, ist bekannt.

Unterdessen nahete die Entwickelung der großen Weltbegebenheiten: der russische Krieg begann, die große Armee durchzog Berlin, und ihre Nachhut hielt es fortwährend besetzt. Auch für die Universität traten dadurch mancherlei Hemmungen und Störungen ein: man mußte, überall von französischer Polizei umschlichen, vorsichtiger in seinem Aufregungswerk verfahren, in den Controverspredigten gegen Napoleon den Ton etwas herabstimmen. Die Zahl der Studenten verminderte sich: es wurden in dem ganzen Jahre nur 194 immatriculirt.

In ängstlicher Spannung harrte man bis zu Ende desselben: da lüftete das 30. Bülletin den Schleier. Die Stunde der Entscheidung schlug, der Aufruf „an mein Volk" erscholl, und die Universität stand verlassen. Bis dahin hatte sie ihre Bestimmung erfüllt.

Auch wir verlassen sie bis zum Ende des Krieges, und kehren erst mit den sieggekrönten Musensöhnen zu ihr zurück.

Der Kampf um die äußere Unabhängigkeit war glücklich beendigt: es begann der Kampf um die wirkliche Freiheit, d. h. um die Verfassung, um den 13. Artikel der Bundesacte. Wir haben denselben nicht zu schildern, sondern nur zu zeigen, welchen Antheil die Universität an ihm nahm, und wie sich derselbe auf ihr gestaltete.

Die Reaction, welche seit der leipziger Schlacht sich geregt, erhob keck ihr Haupt. Wie sie sich auch im Einzelnen nüancirte, sie wollte im Wesentlichen die Rückkehr zu dem Alten, sie wollte den Geist, welcher seit 1807 in Preußen gewaltet und aus welchem die Städteordnung, die Gewerbefreiheit, die neue Militärverfassung und endlich die sogenannten Freiheitskriege selbst hervorgegangen waren, nunmehr bei Seite geschoben wissen, da ja die Gefahr vorüber sei und man seiner nicht mehr bedürfe. Zu ihr gehörten besonders das eigentliche Junkerthum, ferner die reinen Monarchisten, die im besten Falle Alles für's Volk wollen, nichts durch das Volk, und die zum Theil den Rumpf der sogenannten Schule Friedrich's des Großen bildeten, endlich die juristischen Doctrinärs. Es kam zunächst darauf an, jenen Geist, der allerdings mehr überhaupt deutsch als specifisch preußisch sein wollte, und dessen Vertreter der Regierung zu verdächtigen, und dies zu thun übernahm Theodor Schmalz.

Die elende, genau vierzehn Seiten füllende Broschüre dieses Ehrenmannes, die er noch dazu nach seiner Art zur Hälfte mit alten Geschichten anfüllte, und die auch kein einziges bestimmtes Factum enthielt, durch welches die Insinuationen gegen den als eigentliche Verbindung längst aufgehobenen Tugendbund begründet würden, hätte unmöglich Aufsehen machen können, wenn nicht eben eine zahlreiche Partei nur auf den ersten Laut gewartet hätte, um von allen Seiten Feuer! zu schreien. Vorzugsweise war dieselbe gegen die Gelehrten, die Schriftsteller und Universitätslehrer gerichtet. „Gar nichts thaten sie," heißt es S. 14, „ihr Geschrei wirkte nicht auf das Volk. Manche, welche das Gerücht zu ihnen zählt, benahmen sich vielmehr so ungeschickt, daß es nicht an ihnen lag, wenn der Eifer des Volks durch ihre Linkischheit nicht erstickt wurde. Wo sie mit steifem Ernste auftraten, da sah das Volk wohl, daß sie nicht die Noth des Vaterlandes, sondern ihre eigene Würde fühlten. Keine Begeisterung herrschte, überall nur ruhiges und desto kräftigeres Pflichtgefühl. Alles eilte zu den Waffen und zu jeder Thätigkeit, wie man aus ganz gewöhnlicher Bürgerpflicht zum Löschen einer Feuersbrunst beim Feuerlärm eilt."

Der Feuerlärm, welchen Schmalz geschlagen, erregte bekanntlich nicht bloß die Hauptstadt, sondern wiederhallte in ganz Preußen und Deutschland. Wir brauchen die Broschüren nicht aufzuzählen, die für und gegen den Denuncianten erschienen. Von Seiten der Universität trat zuerst Niebuhr gegen ihn in die Schranken, mit gewohnter Unentschiedenheit, Vorwurrenheit und Schwerfälligkeit, so daß Schmalz in seiner Antwort mit Recht sagen konnte: „Wer so unklar schreibt, denkt schwerlich klarer;" dann aber Schleiermacher mit beißender Schärfe, mit dem köstlichsten Humor, ja mit einer Art wollüstiger Grausamkeit. Die Aufregung der Gemüther stieg dadurch dermaßen, daß der König sich veranlaßt fand, die weitere Discussion dieses Gegenstandes förmlich zu verbieten.

Nicht bloß in Folge dieses Streites, sondern durch die veränderten Verhältnisse selbst traten nun an der Universität bestimmtere Unterschiede, Stellungen und Gruppirungen hervor. Jetzt erst kann im strengsten Sinne von Parteien die Rede sein.

Fichte war zur rechten Zeit, im Januar des Jahres 1814 gestorben. Die Philosophie hatte mit ihm ihren Repräsentanten verloren; denn Solger war nicht dazu gemacht, sie auf eine kräftige Weise zu vertreten. Er gesteht selbst, daß die Zahl seiner Zuhörer seit Fichte's Tode anstatt zuzunehmen, sich fortwährend vermindert habe. An politischem Sinn fehlte es ihm vollends ganz. Schleiermacher's Bedeutung konnte dadurch nur wachsen, und — wie man auch sonst über ihn urtheilen möge — es ist notorisch, daß trotz seiner Salbung und unmittelbaren Erlösungsbedürftigkeit, trotz seiner bis zum Somnambulismus hinaufstreifenden Romantik er allein es gewesen, der bis zum Zeitalter Hegel's das logische und dialektische Interesse einigermaßen unterhalten hat, obwohl unter seinen Händen das Feuer der Philosophie doch zuletzt im theologischen

Digitized by Google

Qualm hätte erſticken müſſen. Aber auch hinſichts ſeiner politiſchen Anſichten rückte er entſchieden in die vorderſte Poſition. Während nämlich gar viele ſeiner Collegen pflichtſchuldigſt aufhörten, ſich um den öffentlichen Geiſt zu kümmern, trat er nicht bloß gegen die eigentlichen Reactionairs, ſondern auch allmälig gegen die Regierung in eine ſehr ſcharfe, oft mit den beißendſten Eſſenzen gewürzte Oppoſition. Fortwährend kämpfte er gegen das alte, ſich wieder vordrängende Preußenthum, und für die Weiterentwickelung der Principien von 1808 und 1813; ja er galt trotz ſeines Abhängigkeitsgefühles für einen Ultraliberalen, und mochte es im Vergleich zu den übrigen Stimmführern der Zeit wirklich ſein. Auf der Univerſität hielten außer ſeinen Platoniſchen Freunden, die eben damals Heindorf's wegen eine Fehde gegen Wolf begannen, vor Allen de Wette und Rühs, der etwa zwiſchen ihm und Jahn in der Mitte ſtand; in den geſelligen Kreiſen aber ſammelten ſich um ihn Staatsbeamtete und Militärs aller Grade, die mit dem Syſtem der Regierung unzufrieden waren und in Stein's Grundſätzen beharrten. Niebuhr war indeß nach Italien geſandt worden, und Savigny, der ſchon während des Krieges in ſeinem Buche „über den Beruf unſerer Zeit zur Geſetzgebung" documentirt hatte, daß er kein Vertrauen zur Gegenwart habe, und kein Mann des Fortſchrittes ſei, geſellte ſich nunmehr offen den Reactionären bei und wurde, nachdem er 1817 in den Staatsrath getreten, der eigentliche Chef des doctrinären Ariſtokratismus. In der Facultät durch Göſchen verſtärkt, zog er nach und nach in dieſelbe eine Anzahl ſeiner meiſt eben ſo frommen als hiſtoriſchen Schüler, und bevölkerte überhaupt mit ihnen alle preußiſchen Univerſitäten.

(Fortſetzung folgt.)

Die Ueberſetzung in jetziger Zeit.

(Fortſetzung.)

Wo bleibt denn aber nun ein Platz für die Ueberſetzung offen, wann und was ſoll denn überſetzt werden, da es doch Ueberſetzungen giebt, die ſo Unberechenbares eingebracht haben, wie die Bibel, Homer, Shakſpeare? Und wenn wir den einen Shakſpeare nehmen, ſo haben wir die Thatſache, daß der mehr eingebracht hat, als irgend Originale hätten Gewinn geben können. Warum ſollen wir nicht überſetzen, da wir Deutſche das ohne Zweifel am beſten können, indem wir eine Sprache haben, die für uns dichtet und denkt — und auch überſetzt? Freilich iſt die deutſche Sprache dazu die alltüchtige, aber ſie iſt kein ſo vom Himmel herabgefallenes fertig geſchloſſenes Ding, das bei Licht beſehen zufällig unter vielen Eigenſchaften auch dieſe hätte, das beſte Ueberſetzungsinſtrument zu ſein; ſondern Sprache iſt auch das Gewordenſein der Sprache, ein durch harte Arbeit nun allerdings gewonnener Complex von Beſtimmtheiten, der ſich in der Anwendung auf die beſtimmte formelle Ueberſetzungsthätigkeit wunderbar geſchickt erweiſt. Aber wir haben es uns auch ſeit der Reformation ſauer werden laſſen in der Arbeit des Lernens, in der Aneignung und dem Gemäßmachen des fremden individuellen Geiſtes, vielleicht auf Koſten des nationalen, und es iſt nachgerade Zeit, daß man es nicht ſo unendlich wichtig nimmt, wenn in irgend einem Winkel der Welt Einer etwas dichtet, das der Rede werth iſt; denn um und neben uns gehen Dinge vor, bei denen es gerathen iſt, verſtändig und praktiſch zu werden, und für eine Zeit lang das Aufgehen in das ſüße Schönheitsempfinden, vor Allem aber in das widerwärtige, erſchlaffende, kosmopolitiſche Litteraturintereſſe einzuſtellen. Nun da wir etwas gelernt haben, wird uns das Schöne nicht davongehen, denn ſo lange Gott und die Welt iſt, iſt auch Poeſie. — Aber das iſt richtig, wenn es auch nicht ſo vornehm klingt: die Deutſchen können überſetzen, weil ſie es gelernt haben. Nehmt einen Franzoſen, in den der Blitz Shakſpeare'ſcher Poeſie zündend eingeſchlagen und der ganz voll von ihm iſt, und laßt ihn überſetzen, ſo wird des Lachens kein Ende ſein. Es haben die Franzoſen nun einmal nicht in der Aneignung des Fremden gearbeitet, ſondern an ſich, und da haben ſie die Beſtimmtheit ihres eigenen Weſens faſt einſeitig zugeſpitzt. Daher hat ihre Sprache längſt jene wunderliche, ſtelzenhafte Proprietät angenommen, nach welcher ſie zur Darſtellung gewiſſer Verhältniſſe nicht ein Wort, ſondern ganze Wortreihen ſtehend anwenden, und bis zur Monotonie wieder anwenden, ſo daß, wenn das Gleichniß noch in anſtändiger Geſellſchaft erlaubt iſt, ihre Sprache mehr Bau als Wuchs iſt, und Yorick ſeines franzöſiſchen Bedienten Brief, den ein Trommelſchläger einer Corporalsfrau geſchrieben, für ſeine Dame aus Amiens ſchon damals ſehr gut brauchen konnte. — Nun alſo, da gut überſetzt werden kann, welche Antwort giebt man auf die vorſtehenden Fragen? Die Antwort iſt durch die Geſchichte gegeben: nicht Bibliotheken waren es, die uns förderten, ſondern das dem wahrhaft ſich kundgebenden Bedürfniſſe entgegengebrachte mächtige Wort des Einzelnen, die Einzelüberſetzung des Dichters oder Philoſophen, der für Tauſend iſt, ein Wort, das durch ſeinen Inhalt ſich noch in aller und jeder Zeit beſtimmend äußert, das befähigte Geiſter einladet, ſich immer von neuem an ihm zu verſuchen, den Kampf mit der fremden Form wieder und wieder zu beſtehen, und das in der Hülle der fremden Sprache ausgeſprochene Weſen immer durchſichtiger vorzuführen. Hierzu müſſen ſich, ſo zu ſagen, zwei Momente vereinigen: ein weit ausreichender Blick für das, was an der Zeit iſt, ob das geiſtige Leben eines Volkes, das ſich in dem Schriftwerke ausprägt, Coincidenzpunkte mit dem Werden der Gegenwart darbietet, ob in die-

Digitized by Google

ser Fugen vorhanden sind, in welche das Meisterwerk auch seinerseits hineingefugt, einen Hebel zum Fortschritt abgiebt, oder nicht. Ist das Erste der Fall, dann mag mit gutem Vertrauen hervorgeholt werden, was vor anderthalb Tausend Jahren einst gut war, es hat dann keine Noth, man wird sich heute noch dadurch gehoben sehen. Es ist so, als wie die in Gott verstorbene Burschenschaft vor 10 Jahren die Lieder von Körner, Arndt und Schenkendorf sang, die gegen die Fremdherrschaft gerichtet waren, aber die dennoch wieder hervorgeholt wurden, weil es den Burschen so vorkam, als sei das Alles noch wieder sehr gut zu gebrauchen. So wird bei dem gegenwärtigen Standpunkt der Philosophie Aristoteles, der alte Erzieher des Menschengeschlechts, in Paraphrase und Uebersetzung ausgebreitet, und das ist vortrefflich. Das zufällige Gute aber uns näher gebracht, ist gutes Holz, das durch des Meeres und der Winde Kraft an den Strand geworfen von den Küstenbewohnern nach Strandrecht genommen und aufgepackt wird, bis die Zwecke herankommen, zu denen sie es gebrauchen, und da verfault es oft. Eben dasselbe kann von der Uebersetzung der Dichter gesagt werden. Nachdem uns Lessing zuerst, wahrhaftig auch ein Marschall Vorwärts, von den Franzosen befreit hatte, fiel Shakspeare nachher wie fruchtbarer Regen in dürres Land; sein Einfluß ist unermeßlich, ja in einer Art Ausschlag gebend gewesen, weil er und unsere Nationaldichter, nachdem ihr Reichthum vor uns hingegossen, uns nichts Anderes dulden lassen, als durchgreifende Poesie. — Das andere Moment, das nicht sowohl in Betracht kommt, als zur Uebersetzung unbedingt berechtigt, ist das befähigte Subject. Hiermit soll mehr gemeint sein, als eine genaue Kenntniß des Originalwerks. Diese nämlich kann durch eine gewisse Bildungsgewandtheit, durch eine Biegsamkeit in der Auffassung des Fremden, die durch Arbeit noch befördert wird, allerdings gewonnen werden; allein das ist nicht hinreichend. Das wäre ja nur die fast schon einheimische Geschicklichkeit, eine Familiarität mit dem Autor, die, wie es lateinisch ausgedrückt werden würde, durch die Zufälligkeit langwieriger und ausdauernder Studien zusammengezogen werden kann. Da kann es denn kommen und ist gekommen, daß Jemand einen Dichter des classischen Alterthums etwa philologisch wohl kennt, und dennoch von aller Schönheit und Musik des Verses verlassen, eine schlechte Uebersetzung liefert. Vielmehr zeigt sich das befähigte Subject in anderer Weise. Es geschieht nämlich, daß sich im Verlauf der Zeiten der individuelle Geist eines ewigen Dichters in einem späteren Individuum abglänzend wiederholt, welches dann ganz in dem einen aufgeht, und sein in der Poesie ausgesprochenes Wesen zum steten Medium seiner eigenen Gedanken und Empfindungen, zum Pulsschlag seines eigenen Lebens macht. Treibt sich dies Subject nun zur Uebersetzung, so gewahren wir mit Ueberraschung, wie wunderbar das fremde Idiom an vielen Stellen in der Uebersetzung sich verdurchsichtigt, und wie unabweislich treffend, ja bis zu anmuthiger Congruenz sich deckend die Ausdrücke und Wendungen uns entgegenspringen. So ist Wolf's Uebersetzung der Wolken des Aristophanes unübertroffen; denn sein kerniges Wesen, sein Spott, sein ihn treibendes reelles Pathos für das damals und namentlich durch ihn sich aufschwingende classische Alterthum — einst der absoluteste, reinste Bildungsäther — dies Alles verlieh diesem neuen Heiden jene merkwürdigen individuellen Berührungspunkte mit dem alten Komiker, die sich in seiner Uebersetzung so deutlich herausfühlen lassen. Ueberhaupt waren auch in Wolf, ehe die Tüchtigkeit seines Wesens ermattete, jene Kant'schen Affecte der wackern Art, welche in allen Männern gewesen sind, die etwas Tüchtiges übersetzt haben. Wie einzig, ja wie incommensurabel war nicht Luther's Verhältniß zum biblischen Inhalt! Deshalb aber sind seine verdeutschten Psalmen auch Poesie, die genaue, moderne Uebersetzung aber des neueren gelehrten Theologen Prosa. Nicht alle aus diesem Grunde gelungenen Uebersetzungen brauchen hier aufgeführt zu werden; nur Lewald fühle ich mich gedrungen hier zu nennen, der Yorick's empfindsame Reise, diesen Edelstein in der englischen Litteratur, ein Buch, dem man, wie Göthe sagte, im Stillen so viel verdankt, und das unbegreiflich falsch gefaßt worden ist, entschieden auf das Vortrefflichste übersetzt hat. Aber man braucht nur Lewald's kurze, sinnige Vorrede zu lesen, um das leicht zu begreifen. — So wäre denn, nach dem was gesagt ist, nur die berechtigte Einzelübersetzung des dazu befähigten Subjects an der Stelle. Die Uebersetzungsbibliothek aber und die mit Routine verfertigte Uebertragung des zufällig irgend Vortrefflichen in irgend fremden Litteraturen, kann so ohne weiteres nicht darauf Anspruch machen, in der erhöhten Thätigkeit deutscher Wissenschaft etwas zu gelten. — [illegible] in diesen Bemerkungen von der „Uebersetzung als Kunstwerk," das unter allen Verhältnissen sein Recht in sich selbst trüge, nicht die Rede gewesen. Aufrichtig gesagt, es ist zu fürchten, daß diese pointirte Auffassung, mit der sich manche Uebersetzer in einer unschuldigen Eitelkeit so gern zu thun machen, eine altmodische Vornehmigkeit ist. Die Uebersetzung ist ein edles Geschäft und kommt dem Wesen künstlerischen Producirens verfänglich nahe, — aber man mag sich drehen, wie man will, — Uebersetzung ist doch nicht die freie Schöpfung aus nichts, sondern formelle Thätigkeit am bereits vorhandenen, ja formirten Stoff. Es gab unlängst eine Zeit, wo Alles durch forcirte Bestimmungen von Schönheit und Kunstwerkigkeit einen neuen Relief erhalten sollte; auch Gedankenkunstwerke sollte es geben, wie der zweite Theil des Faust und Anderes mehr. Das ist nun Alles spurlos verschwunden, und diese Art die Uebersetzung zu fassen am Ende mit. Und nun zu Italien und zu Boccaccio!

(Fortsetzung folgt.)

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Digitized by Google

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

7. Januar. № 6. 1841.

Die Universität Berlin.

(Fortsetzung.)

Während nun die Regierung fortfuhr zu temporisiren, und die heißersehnte und endlich ungestüm geforderte Erfüllung des Versprechens vom 22. Mai 1815 ins Unbestimmte vertagte, ja allmälig anfing, die Reaction offen zu begünstigen und sich an deren Spitze zu stellen, gährte der Geist der früheren Jahre fort und fort auf den Hochschulen und in der Tageslitteratur, ohne daß man auch nur den Versuch gemacht hätte, ihn gehörig zu bearbeiten, zu klären und zu destilliren. Wäre dies einfach und offen und zeitgemäß geschehen, ja hätte man nicht auf dem wiener Congreß und seitdem unaufhörlich demselben sich nur entgegengesetzt, ihn nur zu beschränken und zu unterdrücken gesucht, sondern ihn positiv gelenkt, geläutert und erzogen, man hätte positive Resultate aus ihm gewinnen können. So aber mußte er ins Maßlose ausschweifen und zur Caricatur werden. Es war freilich ein Rausch, in welchem die siegtrunkenen Gemüther noch fortschwelgten, aber im Rausche sind Bilder, und aus diesen Bildern lassen sich Gedanken machen.

Mit andern Worten: fern sei es, das Burschenthum und die Deutschthümelei, wie sie nun einmal durch die Verhältnisse ins Extrem geworfen, mit ihrem politischen und religiösen Fanatismus und ihren mittelalterischen Sympathieen sammt und sonders zu rechtfertigen oder sie überhaupt nur als schlechthin liberale anzuerkennen; aber fern sei es auch, den gesunden Keim zu verkennen, der ungepflegt, ja der gesunden Nahrung sorgfältig beraubt, zum wüsten Gewächs emporwuchern mußte, — den Drang nach öffentlichem, politischem Leben und nach ständischer Verfassung. Gerade diesen einzigen, richtigen Grundgedanken hat man verworfen, die Entstellungen und Auswüchse dagegen liebend weiter entwickelt, die sich dann, der politischen Basis entzogen, zu dem mystischen und pietistischen Fratzenthum der Gegenwart gestalteten.

Die weiteren Ereignisse sind bekannt: die Wartburgsfeier, der aachner Congreß, die berüchtigte Sturdza'sche Denkschrift, Kotzebue's Ermordung und endlich die karlsbader Beschlüsse.

In Berlin, in welchem übrigens der Burschengeist nur einmal zu einem öffentlichen Scandal Veranlassung gegeben, nämlich bei der Aufführung von Werner's „Weihe der Kraft," erregte besonders Jahn's Arretirung und Proceß und de Wette's Entfernung großes Aufsehen. Dieser Letztere hatte bekanntlich an Sand's Mutter ein Trostschreiben erlassen, in welchem er die That ihres Sohnes zu entschuldigen gesucht. Der Brief wurde auf bisher noch unerklärte Weise bekannt, der angebliche Schreiber zur Untersuchung gezogen und, obgleich er nur „einen Brief der Art" geschrieben zu haben bekannte und auf Vorlegung des Originals drang, seiner Stelle als Professor der Theologie entsetzt.

Während die mainzer Centralcommission ihr Werk vollbrachte, der öffentliche Geist gewaltsam unterdrückt, die Presse fast auf das reine Nichts reducirt wurde, und für Deutschland jene Zeit begann, in welcher Clauren und die Abendzeitung die eigentlichen Repräsentanten des Zeitgeistes waren, die Wissenschaft sich still wieder in die Gelehrsamkeit hineindrückte, und es für die Gemüther kaum noch eine andere Zuflucht gab, als Katholicismus und Pietismus: wurde das Werk der einstigen, endlichen Befreiung des deutschen Geistes und Volkes in der innersten, verborgensten Tiefe desselben vorbereitet — durch die Philosophie. Und diese Philosophie sollte in Berlin sich durchsetzen.

In Folge der großen Administrationsveränderungen vom Jahre 1817 war das Departement des Cultus, des öffentlichen Unterrichts und des Medicinalwesens vom Ministerium des Innern getrennt und als ein besonderes Ministerium dem Freiherrn von Altenstein übergeben worden. Wie er, der letzte große Staatsmann aus Hardenberg's Schule, mit rastloser Thätigkeit, meisterhafter Virtuosität und edler, großer Freisinnigkeit, zum Theil unter den schwierigsten und beengendsten Verhältnissen, alle Zweige der Wissenschaft gefördert und das gesammte Unterrichtswesen zu nie gesehener Blüthe getrieben hat, so beginnt auch mit seiner Verwaltung für die Universität Berlin eine neue Periode.

Digitized by Google

Es war eine der ersten Sorgen Altenstein's, Fichte's seit vier Jahren erledigten Lehrstuhl wieder zu besetzen und dadurch der Universität die Philosophie zurückzugeben. Hegel wurde auf denselben berufen. Man hat oft gefragt, wer und was dazu die nächste Veranlassung gewesen. Einige behaupten, Hegel's Aufsatz über die württembergischen Stände, in welchem derselbe dargethan, wie die Regierung sich unendlich aufgeklärter, liberaler und vernünftiger gezeigt, als jene, welche nur immer nach dem guten, alten württembergischen Recht verlangt, habe hier in den höchsten Kreisen großen Anklang gefunden und die Hoffnung erzeugt, durch ihn den demagogischen Geist und andere mit diesem zusammenhängende Richtungen radical zu curiren. Andere erzählen, Schleiermacher, der von dessen sogenanntem schlechten Vortrage viel gehört, habe gerade deshalb auf ihn aufmerksam gemacht, um nicht durch Berufung eines Andern, der vielleicht einen bessern Vortrag hätte, seinen philosophischen Einfluß zu verlieren, auf den er sehr eifersüchtig war. Doch ist es viel wahrscheinlicher, was man ebenfalls erzählt, daß hauptsächlich er sich mit Hand und Fuß gegen Hegel gesträubt und statt seiner den romantischen Schubert habe herbefördern wollen. Solger endlich versichert in seinem Briefwechsel, ihn zuerst vorgeschlagen zu haben. Indeß war Altenstein selbst noch von Fichte her ein eifriger Anhänger der Speculation, J. Schulze aber, der kurz vorher in das Ministerium berufen worden, vollends ein Freund und Verehrer Hegel's, und so braucht man denn wohl nur noch daran zu erinnern, daß zwei Jahre zuvor die Logik vollendet und gleich darauf (1817) die Encyclopädie erschienen war, um die Berufung des Letzteren ganz natürlich zu erklären. Knüpften wirklich schon damals einzelne Staatsmänner ausgedehntere Hoffnungen an dieselbe, glaubten sie in der strengen Objectivität des Hegel'schen Systems ein Heilmittel gegen die zügellose, gemüthliche, phantastische Willkür der politischen und religiösen Tendenzen des Augenblicks gefunden zu haben, hegten sie die Ueberzeugung, daß alle Halbheiten und Einseitigkeiten und Ueberschwenglichkeiten der Zeit in letzter Instanz nur durch logische Klarheit und Bestimmtheit überwunden werden könnten: so würde dies ihrem Scharfsinn sehr zur Ehre gereichen.

Im Großen und Ganzen knüpft sich nun die fernere Geschichte der Universität an die Stabilirung und Ausbreitung der Hegel'schen Philosophie, an die Gegensätze, welche sie gefunden, die Kämpfe, welche sie zu bestehen, und die Reactionen, welche sie hervorgerufen hat. Da aber diese theils der allernächsten Vergangenheit, theils noch der Gegenwart angehören, folglich in der unten zu gebenden Uebersicht des gegenwärtigen Zustandes und der Charakteristik der betreffenden Richtungen und Erscheinungen und Individuen ihre Stelle finden werden, so dürfen wir uns hier ganz kurz fassen, und lediglich an das Factische halten.

Anfangs war es ziemlich still um und über den neuen Philosophen. Seine dunkle, abstruse Sprache und der ziehende, näselnde, kreischende, unterbrochene Vortrag schreckten zurück. Man meinte, er sei wo möglich noch unverständlicher als Fichte, und ihm fehle das, wodurch Jener entschädigt habe, die kräftige, männliche Persönlichkeit und Beredsamkeit. Man wollte zwar nicht läugnen, daß hinter ihm etwas stecken möge, aber bedauerte, daß ihm die Gabe der Deutlichkeit und des Ausdrucks nicht verliehen sei; man bewunderte im besten Fall seine Tiefe, aber verstand ihn nicht. Nachdem indeß der erste Schreck überwunden war, und man sich in die wunderliche Manier und Sprache des Mannes einigermaßen gefunden hatte, fing man allmälig nach berliner Art an, ihn interessant zu finden; viele seiner Ausdrücke wurden in der guten Gesellschaft, wie bei den Studenten zu Curiosis und zu Stichwörtern; man piquirte sich, ihn trotz seiner grandiosen Unverständlichkeit zu verstehen, man disputirte über das Ansich, Fürsich und An- und Fürsich, und war erfreut, endlich das große Paradoxon von der Identität des Seins und Nichts begriffen und damit den eigentlichen Schlüssel seines Systems gefunden zu haben. Die Zahl seiner Zuhörer aus allen Classen wuchs zusehends, und schon im Anfange der zwanziger Jahre gab es hier eine förmliche Hegel'sche Schule. Als der erste seiner Schüler, die an der berliner Universität zur Verbreitung seiner Lehre beitrugen, ist bekanntlich Marheineke zu nennen; seit dem Jahre 1821 fing v. Henning an, Repetitorien über Hegel's Vorlesungen zu halten; dann traten fast gleichzeitig auf: Gans, Rötscher, Michelet, Hotho u. A. Es constituirte sich die Gesellschaft für wissenschaftliche Kritik, und die Jahrbücher derselben wurden Organ der Schule. Das Ministerium fuhr fort, dieselbe entschieden zu begünstigen; die Hegel'sche Philosophie ward zur königlich preußischen Staatsphilosophie, und es war vor zwölf bis funfzehn Jahren nichts leichter, als mit ein wenig speculativer Logik oder gar Theologie außerordentlicher und resp. ordentlicher Professor zu werden. Jetzt ist es freilich etwas schwerer, wenn ja überhaupt die Hegel'sche Philosophie noch zur Empfehlung dienen sollte.

Wie aber die Philosophie mehr und mehr in den Geistern festen Boden faßte, und ihre Bedeutung und Tendenz immer klarer und entschiedener herausstellte, hatten auch unterdeß die entgegengesetzten Richtungen sich verstärkt und fingen allmälig an, Front gegen sie zu machen. Anfangs war natürlich die Opposition gegen dieselbe so gut wie nicht vorhanden gewesen; denn wie kann man gegen eine Sache opponiren, die man nicht versteht? Dazu kam, daß Hegel von seinem Grundsatze, daß das Wirkliche vernünftig und das Vernünftige wirklich sei, nur die eine Seite nachdrücklich hervorhob, und bei seiner Rechtfertigung des Wirklichen, dasselbe nicht allzuscharf von dem bloß Bestehenden

Digitized by Google

und Positiven zu sondern für gut befand. Deshalb konnte er längere Zeit in der Politik und Theologie für orthodox gelten, da er beständig gegen das Besserwissen und Bessermachen in Staat und Kirche polemisirte und die Dogmen, namentlich die Dreieinigkeit, eifrig in Schutz nahm. Wegen seiner mysteriösen Dunkelheit und einzelner poetischer, von der Mystik entlehnter Ausdrucksweisen ward er sogar für einen Mystiker gehalten, und die Rationalisten, die Aufgeklärten, die Leute des gesunden Menschenverstandes warfen ihn dreist in diese Kategorie. Sie, gegen deren subjectives Meinen und Belieben und abstracten Verstand er so oft und heftig zu Felde zog, waren auch die Ersten, welche eine entschiedene Abneigung gegen seine Philosophie äußerten oder dieselbe doch vornehm belächelten. Ebenso aus politischen Rücksichten die Liberalen der nächsten Vergangenheit, die Männer von 1813, die Anhänger des Burschengeistes und der Demagogie, von denen nur Einzelne sich ihm anschlossen, wie z. B. Fr. Förster. Noch in späterer Zeit sprachen sie ja von dem preußischen „Knechtphilosophen," wie von dem „geschmeidigen Kammerdienerhistoriker." Indeß konnte es auch den Gläubigen und Frommen nicht länger verborgen bleiben, daß die neue Philosophie nicht in das große Buß- und Betjahr gehöre, welches sie auszuschreiben anfingen, und bald standen ihr alle theologischen Ansichten und Parteiungen kampfgerüstet gegenüber.

Schleiermacher war an der Universität vielleicht der Einzige, der vom ersten Augenblicke an eine wirkliche Malice gegen dieselbe hatte, theils weil er sich seines philosophischen Monopols und vorherrschenden Einflusses beraubt sah, theils weil er sehr richtig ahnte, daß sie aller Halbheit ein Ende machen werde und ihre Dialektik eine ganz andere Aufgabe habe, als nur Advocatie des religiösen Gefühls zu sein und demselben Complimente zu machen. Seine Malice aber mußte sich nothwendig bei den streng gläubigen Theologen, welche die Philosophie nicht einmal als Magd ihrer Wissenschaft gebrauchen wollen, und denen alles Denken ein Gräuel ist, bis zum völligen Fanatismus steigern. Es ist bekannt, wie sich die berliner Theologie, ausgehend von Schleiermacher's philosophisch gewürzter Salbung, stufenweise bis zum gedankenlosesten Pietismus und zur crassesten Orthodoxie entwickelt hat. Von Schleiermacher zu Neander, von diesem zu Tholuck, der an de Wette's Stelle Vorlesungen über das alte Testament und die orientalischen Sprachen hielt, und von diesem endlich zu Hengstenberg, der sich 1824 habilitirte und drei Jahre später die evangelische Kirchenzeitung gründete, ist ein schöner, stetiger Fortschritt gemacht worden, der dem menschlichen Geiste und unserer Zeit zur Ehre gereicht. In diesem Fortschritte hat sich denn auch der Haß gegen die Philosophie und die Reaction gegen dieselbe dergestalt fortgebildet und bis in die polizeiliche Sphäre hin ausgedehnt, daß er fast unwillkürlich an das Verhältniß Wöllner's und der Seinen zum Philosophen von Sanssouci erinnert.

(Fortsetzung folgt.)

Die Uebersetzung in jetziger Zeit.

(Fortsetzung.)

Mit Giovanni Boccaccio dem Certaldenser aus dem florentinischen Gebiet hebt die Litteratur Italiens an. Es ist kein Nachdruck darauf zu legen, wenn er der Schöpfer der italischen Prosa genannt wird, oder gar, wie in den Litteraturgeschichten ein festes Datum zu wiederholen beliebt wird, der Gründer der Novelle; sondern wie manche Nationen den Reigen der Geister gleich mit etwas Vollendetem begonnen haben, wie Homer nicht Ausgangs-, sondern Anfangspunkt der griechischen Litteratur ist, so ist Boccaccio eben so ein großer in seiner Weise vollendeter Anfang. O du einziger Mann, der du von ganz Europa in alten und neuen Zeiten unsäglich benutzt und ausgeplündert, von klugen Pfaffen schnöde verschnitten und verstümmelt, von den Händen der Maitres, die dich edirten, verunstaltet, und von der vornehmen Empfindsamkeit verächtlich zurückgesetzt bist, — was ist denn in dir, daß du noch nicht untergangen und im Zeitensturme verweht bist? Ja, das ist nur deine Wahrheit und Aechtheit, der kräftige Strom deines ewig blühenden Lebens, deine Glut und Farbenpracht, die der Genius der unsterblichen Schönheit dir anhauchte, als er an dir vorüberrauschend mit dem Saum seiner Schwingen dein Herz streifend berührte! Ach, warum kann es nicht mehr geschehen, die Muse anzurufen, daß sie mir diesen Mann besingen hilft, dessen wundervolle Geschichten jetzt verdeutscht sind, die aber immer wieder und zwar recht innig im Urtext gelesen werden müssen, wenn man einen gründlichen Genuß und ein olympisches Lachen davon gewinnen will. —

Bei Boccaccio erinnert man sich des Göthe'schen Gedankens über die Kindesnatur, welcher fein und wahr und nur vor dem Unsinn romantischer Extreme zu bewahren ist. Jener Anblik des in sich Fertigen bei den kleinen Wesen, das Treue und Wahrhaftige, womit sie ihr Wesen herausetzen, fesselt unsere Aufmerksamkeit, und die Betrachtung, wie in der Kindesnatur, aller und jeder, auch der vollendetsten, Entwickelung liegt, flößt uns eine Art heiliger Ehrfurcht ein. So nun liegt im Boccaccio noch die ganze Möglichkeit der italienischen Litteratur, und nach den „alti principi dati dalle sue novelle alla bellezza," kann man wohl trauern, daß die Zukunft diese Möglichkeit nicht zur Wirklichkeit brachte. Der Decamerone ergänzt nämlich zuerst in seiner bestimmten Weise das etwas enge Kunstepos, weil in seiner Erzählung, wie bald näher ausgeführt wird, das

Digitized by Google

wahre epische Wesen so vollendet erscheint, daß er hierdurch allein schon den Kranz verdiente. Auch für die ältere Lyrik geben seine Canzonen, wie sie nach der bekannten äußerlichen Ordnung des Buchs in Gras und Blumen unter duftenden Blüthenbäumen von der Pampinea, Lauretta, Neifile u. a. gesungen werden, wenn nach dem geendigten Erzählungstage die Königin den Lorbeerzweig vom Haupte nimmt, und die carola begonnen wird, und Alles in dem glücklichsten lebendigsten Jubel verschwimmt, die festen Rahmen für den reflectirten Charakter der romanischen Lyrik; es ist nicht das Regen und Weben tiefer Gemüthsentfaltung, wie in unserer Poesie, von einem Kyrie des funfzehnten Jahrhunderts an bis zu einem „Fülleſt wieder Busch und Thal," sondern das Nebeneinanderstellen abgewogener Reflexionen, das Aufeinanderfolgen einer Reihe von Gefühlen, Klagen, Freudelauten u. s. f., denen nach der Wichtigkeit und Bedeutendheit ihres Inhalts ein gesteigerter Ausdruck verliehen wird. Es ist merkwürdig, daß die Poesie der romanischen Lyrik gerade diesen Ausdruck gewinnen mußte, während in der prosaischen Darstellung Alles aus dem Boden der Unmittelbarkeit erwächst. Endlich liegt im Decamerone auch die Möglichkeit des Drama, und welch' eines Drama! Denn oft, wenn die Massen der Erzählung in immer lebhaftere, ja reißendere Bewegung versetzt sind, entfesselt sich plötzlich der Dialog mit der ganzen Glut südlicher Leidenschaft, und scheint die Schranken der Novelle gewaltsam durchbrechen zu wollen. Da sieht man den Keim sich regen, man sieht die Aussicht zur Tragödie und Komödie eröffnet. Zur Probe mag man die berühmte Erzählung von Tancredi prenze di Salerno (Giornat. IV. nov. I) oder die von Bernabo da Genova (Giornat. II. nov. IX), welche von andern Nationen auch schon zum Drama benutzt ist, und außer einer Menge Erzählungen des mit dem Privilegium der Ausgelassenheit ausgestatteten Dioneo, die vom Messer Ricciardo di Chinzica lesen, und viele andere. Also in Boccaccio liegt die Möglichkeit einer ganzen Litteratur, und das ist es zuerst, um dessentwillen er den Italienern und uns Allen ewig theuer sein muß. —

Was aber Boccaccio's Erzählung anlangt, — da hilft es nichts, von Trefflichkeit, Witz, Anmuth, Ausführlichkeit u. s. f. zu sprechen: das reicht nicht aus, das bezeichnet nicht, das erschöpft nicht. Am nächsten kommt man allerdings mit der Bezeichnung des Epischen. Wir wollen versuchen die Sache so zu fassen. Liest man die Novellen, und läßt man sich treiben in diesem vollen und ruhigen Wogenschlage epischen Wesens, so kommt man bald dahinter, was hier die scheinbar verborgenen Kräfte ausmachen. Es ist die ganz einzige Continuität der Erzählung, in der auch nichts, nicht das kleinste übersprungen, nichts der Voraussetzung und augenblicklichen Ergänzung überlassen wird: das Hauptereigniß mit allen es umspielenden Nebenvorfällen, der Hauptstamm wie die Nebenverzweigung, selbst die Zipfchen, Spitzchen und Abfaserungen aller der kleinen Thatsachen, durch welche die vollständige Materiatur eines Vorfalls im Tagesleben ausgebreitet wird, — dies alles ist auch dort in nie abnehmendem Reichthum ruhig entfaltet. Wenn man einen physikalischen Ausdruck hier für bezeichnend halten will, so kann man sagen und es aus ganzer Seele mit empfinden: bei ihm ist alles mit Darstellung gesättigt. Hier ist es interessant, Scott's Erzählung, die einer ganz andern Bildungsepoche angehört, mit der des Italieners zu vergleichen. Wenn der erste in seinem herrlichen Ivanhoe uns Cedric den Sachsen vorführt, sein Haus, seine Diener, seine ganze knorrige, steife und dabei doch so ehrenfeste Weise; wenn er sagt, wie der würdige Thane, umgeben von seinen Jagdhunden, unmuthig über das verspätete Abendessen ist, so ist das Alles auch ein wahres Prachtgebäude von Erzählung; allein er stört durch das ewige unangenehm verdünnende Motiviren und Einschalten reflectirter Bemerkungen, wie folgt: — „Bei dem ungeduldigen Franklin lagen mehrere Jagd- und Wachtelhunde herum, die mit Ungeduld auf das Abendessen warteten, die aber mit der diesen Thieren eigenthümlichen physiognomischen Kenntniß, aus Furcht vor der langen Peitsche, nicht wagten, das finstere Stillschweigen ihres Herrn zu unterbrechen. Nur ein alter Lieblingshund, eine alte Wolfsdogge, der sich schon etwas deshalb herausnehmen zu können glaubte, legte knurrend den Kopf in des Gebieters Hand" u. s. f., und so geht das, trotz aller kernigen ehrenhaften Breitspurigkeit des britischen Dichters, doch in einer Manier fort, die unausbleiche Ermüdung zur Folge haben muß. Nichts von dem bei Boccaccio! Hier ist derselbe schwere Damast der Erzählung, aber die Sache spricht für sich schon Alles mit aus; hier bildet ein unausgesetzter steter Realismus durch die ganze Erzählung die behaglichste Bewegung. Man lese dafür die Beschreibung der Pest, die den Decamerone eröffnet, und die sich neben die des Thucydides und das Prachtstück Manzoni's in den Promessi sposi mit Ehren hinstellt. Man darf sich hier aber ja nicht täuschen lassen durch die bei Boccaccio so sehr beliebten Einschaltungssätze mit — lasciamo stare u. a., denn diese gehören mehr dem noch ganz rohen Satzbau der eben erst gebornen Prosa, dem ersten Formiren der Wortmassen zu irgend welcher Satzform, als dem Reflexionsdrange an, und geben keinen Einwurf ab. So ist es mit der Darstellung Boccaccio's beschaffen.

(Schluß folgt.)

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Digitized by Google

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

8. Januar. № 7. 1841.

Die Universität Berlin.

(Fortsetzung.)

Gleiche Antipathieen zeigten sich in der juristischen Facultät. Hegel's beißende Polemik gegen Niebuhr und dessen Kritik und Behandlung der Geschichte eröffnete den Kampf; Gans hat dann denselben auf dem Gebiete des Rechts bis zu seinem Tode fortgeführt. Dazu kam, daß die historische Schule sich mehr und mehr in den Pietismus hineinbewegte, namentlich durch Bethmann-Hollweg und Lanzizolle, und daß sie anderseits in ihren Ansichten über den Staat entschieden zu den Stabilen, ja zu den Restaurateurs gehört, so daß ihr Gegensatz zur Philosophie nicht bloß ein juristischer, sondern zugleich religiös-theologischer und juristischer ist. An sie schlossen sich in Jarke und Phillips die Jesuiten und die Freunde des Herrn von Haller, die Gründer des politischen Wochenblattes, während die eigentlichen Historiker, namentlich Raumer und Ranke, eine Art von juste milieu zu machen versuchten, der Erstere mehr nach Hardenberg'schen, der Andere nach Ancillon'schen Principien, während die Mediciner und Naturkundigen, mit Ausnahme von K. H. Schultz, im Allgemeinen sich mit einem bequemen, vornehmen Achselzucken über Hegel's Naturphilosophie begnügten.

Seit der Julirevolution ward denn die Philosophie ihrer rein constitutionellen Tendenz halber auch nach Oben hin entschieden verdächtig, so daß sie jetzt eigentlich mit Gott und der ganzen Welt in Opposition steht. Hegel starb zur rechten Zeit, um das nicht mehr zu erleben, und selbst Altenstein war in seinen letzten Jahren nicht mehr im Stande, sie äußerlich zu halten und die Reaction gegen dieselbe zu mäßigen. Hegel ist gestorben, Schleiermacher ist gestorben und Gans ist gestorben; man hat die Stellen der beiden Ersteren besetzt, wie man konnte, die Stelle des Letzteren, wie man wollte. Auf Gans' Lehrstuhl sitzt „der geistige Sohn des Herrn von Haller," und lehrt „eine christliche Staatslehre, welche die Vernichtung des Rationalismus ist und eine höchste Probe und Autorität über sich erkennt in der Lehre der christlichen Kirche seit 18 Jahrhunderten." Diese nicht rationale Staatslehre, was lehrt sie anders, als daß der Staat nicht vernünftig sein könne und solle, — mit diesem Factum ist Alles gesagt, was man etwa noch sagen und verschweigen könnte.

Gehen wir also an das Einzelne! Und zwar stellen wir voran, was auch die Geschichte, wenn sie so fortgeht, wie sie jetzt sich eingeleitet, gar bald voranstellen wird, um auch bei uns eine Rangordnung zu begründen, welche auf der Universität einer anderen deutschen Hauptstadt aus eben so begreiflichen Gründen bereits unbestrittene Anerkennung gefunden hat: —

die medicinische Facultät.

Will man die jetzigen Darstellungen der Medicin durch Rede wie durch Schrift beurtheilen, so findet man sich in Verlegenheit wegen eines durchgreifenden allgemeinen Princips, das dabei zum Maßstab dienen könnte.

Wo so entgegengesetzte, zum Theil ganz unbegreifliche Ansichten nicht nur auftauchen, sondern sich sogar allgemeinere Geltung verschaffen, wie die Homöopathie, die magnetische Heilkunde, die Wasserheilkunde, in denen man kein anderes Princip hat, als alle vernünftige Einsicht geradezu aufzugeben und sich dem blinden Aberglauben an sogenannte sinnliche Erfahrung und rein empirische Nachahmung in die Arme zu werfen, da ist wenigstens so viel gewiß, daß ein einigermaßen überzeugendes allgemeingiltiges Princip nicht hat Wurzel fassen können, und man müßte sich wundern, wie die medicinische Praxis so ohne alle gründliche Theorie frischen Fußes im Leben fortgeht, wenn hier nicht die kräftige Persönlichkeit und Individualität des Arztes, sein Gefühl und Gutdünken, sein praktischer Takt das Bedürfniß der Grundsätze einigermaßen ersetzte. Man sieht so merkwürdiger Weise große Aerzte durch Talent und richtige Naturanschauung, die mehr durch ihre persönliche Individualität als durch die Wissenschaft groß sind. Die Medicin ist in diesem Betracht eine merkwürdige, ganz von den übrigen unterschiedene Wissenschaft, sie ist eine Naturwissenschaft im doppelten Sinne, einmal dem Gegenstande nach, dann aber auch dem Princip nach. Sie ist in dem Sinne

Digitized by Google

von Naturrecht und natürlicher Theologie eine Naturmedicin, und hat in ihrer praktischen Anwendung gar keine positiven Gesetze, wie das Recht und die Religion, sondern der Arzt ist überall ein Naturarzt, d. i. ein philosophischer Arzt, oder doch was man so zu nennen pflegt. Seine positiven Handelsmaximen sind ohne Codex und Bibel seiner freien Bestimmung gänzlich überlassen, und daher tritt die große Schwierigkeit ein, sich in allen Fällen zu helfen und zu rathen, wo dem Rechts- und Gottesgelehrten positive Satzungen vorgeschrieben sind. Sichere und feste Grundsätze auf diesem Gebiet der völligen medicinischen Handelsfreiheit werden also überall zum Bedürfniß, und es ist kein Wunder, daß man den beweglichen, nicht durchaus haltbaren und geprüften weniger traut, als den empirischen Analogieen, bei denen man doch wenigstens an Wahrscheinlichkeit des Erfolges glauben kann. Die Chirurgie, in so weit sie auf rein künstlerischer Fertigkeit und Geschicklichkeit beruht, ist wegen der Principien weniger in Verlegenheit, und da die ganze Medicin eine künstlerische Seite der Ausübung hat, so ist man sehr geneigt, sich auch in ihr auf die Seite der Routine in der Kunst zu werfen, mit der Praxis anzufangen und solche medicinische Theorieen zu verlassen, welche man im Leben doch nicht brauchen kann. Aber Alles dieses ist nur ein Nothbehelf; das dringende Bedürfniß einer vernünftigen Theorie seiner Handlungen fühlt jeder bessere Arzt sehr bald, und nur weil er durch das Gebotene nicht befriedigt wird, hat die Medicin so manchen Ueberläufer zu den medicinischen Aftermethoden, bei denen dann, da einmal der Mensch ohne sein geistiges Zuthun nicht handeln kann, an die Stelle vernünftiger Einsicht die roheste, loseste Willkür und der blinde Zufall tritt. Die Spaltung der Medicin in so mancherlei Aftermethoden ist also nur hervorgerufen durch den Mangel der Einheit in der Theorie und Praxis derselben, wobei man die ganze Theorie durch die Praxis zu überarbeiten und entbehrlich zu machen sucht. Die Wirkung dieses Mangels an Einheit und organischem Zusammenhang im ganzen Gebiet der Medicin spricht sich auch in der Litteratur hinreichend aus, wo man jetzt die größte Neigung hat, die Medicin nicht als ein systematisches Ganze, sondern stückweise, zerfetzt in Form von Wörterbüchern, Encyclopädieen, Magazinen und ähnlichen Rüst- und Polterkammern sogenannter medicinischer Erfahrungen zu behandeln, weil diese Neigung den meisten Anklang findet. Man ist auf diese Art der theoretischen Medicin abhold geworden, und Alles, was den Namen Theorie oder System in der Medicin hat, wird von Hause aus als unwahr verworfen, und an die Stelle der Achtung vor den Naturgesetzen tritt Verachtung derselben, weil man mit dem Wegwerfen der Theorie an der Erkenntniß von Ordnung und Gesetz in der menschlichen Natur verzweifelt. Die große Aufgabe einer medicinischen Facultät ist also die, mancherlei Zweige der theoretischen wie der praktischen Medicin in einem natürlichen und organischen Zusammenhang zu lehren, so daß ein Ineinandergreifen und Sichergänzen der einzelnen Disciplinen ein nothwendiges Entwickeln der Praxis aus der Theorie merkbar, und jedes Isoliren der Praxis, als gegen die organische Natur des Ganzen gerichtet, vermieden wird. Wir geben gern zu, daß die letzte Ausführung solchen Zweckes ein Ideal bleiben wird, allein daß man sich demselben nähern muß, bleibt unzweifelhaft. Eine Hauptsache bleibt hierbei die Brücke von der Theorie zur Praxis, von der Philosophie zum Leben. Die Medicin ist eine Naturwissenschaft, nur eine angewandte auf die Heilung der Krankheiten, sie besteht aus der reinen Naturwissenschaft und ihrer Anwendung im Leben; dies giebt Jeder im Allgemeinen sogleich zu. Aber so wie man zum Besonderen kommt, wird nicht Stich gehalten, und hier werden Naturwissenschaft und Medicin bald wieder getrennte Dinge, die Naturwissenschaften arbeiten sich nicht genug heran an die Medicin, und die Medicin glaubt nicht in der Naturwissenschaft, sondern in der klinischen Empirie Wurzel fassen zu müssen. Diese Trennung, man möchte sagen diese Abstoßung zweier Seiten, die doch nicht wieder ohne einander sein können, ist einer näheren Betrachtung würdig. Sie liegt in dem Fortschreiten und der weiteren Ausbildung der einzelnen Zweige der Wissenschaft, die sich allmälig aus der früheren Einheit zur Selbständigkeit erhoben und unabhängig von einander entwickelt haben. Früher waren die Aerzte, die Alten, wie die Neueren: Paracelsus, Sydenham, Boerhaave, Stahl, Haller, Linné u. And. zugleich Chemiker, Botaniker, Zoologen, Geologen, Anatomen, und dadurch, daß sie dieses waren, wurden sie große Aerzte; ihre medicinischen Systeme hatten einen naturwissenschaftlichen Grund und Boden, und die Naturwissenschaften wurden in directer Beziehung zur Medicin behandelt. Jetzt ist es umgekehrt. Die Naturwissenschaften haben sich von der Medicin emancipirt und sind selbständig groß geworden. Die Chemiker, Botaniker, Anatomen, Zoologen von Profession lehren jetzt den Aerzten ihre von der Medicin isolirten Wissenschaften, und die Aerzte machen mehr aus alter Gewohnheit, als aus nothwendigem Bedürfniß von ihnen Gebrauch. Diese Wissenschaften sind zu einer Art formeller Vorbereitungswissenschaften geworden, deren man sich längst wieder entledigt hat, wenn man zur praktischen Medicin kommt, hauptsächlich aus dem Grunde, weil ihre Bedeutung für die Medicin in dieser Behandlungsweise nie recht klar geworden, und weil sie in der empirischen Praxis auch vollkommen überflüssig sind. So sind denn auch die naturwissenschaftlichen Lehrfächer der Medicin oft an andere Facultäten, namentlich Chemie und Botanik an die philosophische vertheilt, und das Räderwerk in dem Organismus der medicinischen Facultät schon dadurch zerbrochen. Die Medicin anderseits

Digitized by Google

zu einer reinen Naturforschung zu machen, ist zwar auch versucht, aber nicht so gelungen als das gänzliche Abschütteln der Naturkunde von der medicinischen Praxis.

(Fortsetzung folgt.)

Die Uebersetzung in jetziger Zeit.

(Schluß.)

Was die Stoffe anlangt, so thun sich, einzelnes Beiherspielende abgerechnet, drei große charakteristische Hauptarten hervor. Den bei weitem stärksten Theil nehmen Liebesgeschichten ein; in einer fortlaufenden Reihe von Erzählungen treffen die Eröffnungsworte derselben — l'un del altro ferventissima mente s'inamorarono — das Ohr. Von da folgt denn der Anfang in den Verlauf der eigenthümlichen besonderen Liebesgeschichte. Hier ist nun wieder eine erstaunliche Mannigfaltigkeit, ein wunderbarer Reichthum. Unter welchen Situationen, Stimmungen, Verhältnissen, Graden, Schicksalen sich nur immer Liebe und Verliebtheit zeigen kann, das ist Alles im unerschöpflichsten Wechsel in Darstellung gebracht. Läßt man sich nun durch diesen Wechsel, durch diese bunte Ueppigkeit betäuben, so scheint wirklich Alles in der größten Liederlichkeit drunter und drüber zu gehen. Man kann es sich gar nicht reimen, wenn nach einer holden und wahrhaft poetischen Liebesgeschichte, wie zum Beispiel die ist, in welcher der verschmähte und verarmte Geliebte Federigo degli Alberighi, der sich zuletzt in ein kleines Gartenhaus hat zurückziehen müssen, seiner nach Jahren ihn besuchenden Schönen sein einziges Gut, den ihm noch übrigen Edelfalken zum Abendessen abschlachtet (Giorn. V, novell. IX) — eine andere folgt, in der einmal sämmtliche Nonnen und die Aebtissin des Klosters dazu sich von dem verkappten Gärtnerburschen zum Fall bringen lassen. Dennoch findet man in dem realen Pathos des Boccaccio, das er gegen die Pfaffen zeigt, auch hier die Lösung. Unter den Formen nämlich, die damals die Schranken des Mittelalters zu sprengen und es über sich hinauszuführen bemüht waren, zeigt die Geschichte die Ghibellinische Richtung in allen bedeutenden Städten Italiens im Kampfe mit der Guelfischen. Boccaccio nun ist Ghibelline und eine Ghibellinische Prachtnatur. Jene großen mittelalterlichen Schildhalter, Armuth, Keuschheit und Gehorsam, sind ihm von Grund der Seele zuwider, und er läßt sie durch tausend und abermal tausend Mittel in seinen Geschichten zu Grunde gehen. Unter seinem südlichen Himmel nun, wo ohnehin ein Leben der Geschlechter in glühender Leidenschaft zu Hause ist, müssen natürlich Scenen in Darstellung kommen, die unser erhöhtes sittliches Gefühl verletzen; allein bei Boccaccio wird das Alles mit einer Naivetät erzählt (Giorn. V, nov. IV), daß, wenn man den ersten Anstoß überwunden, es einem nicht in den Sinn kommt, daß hier frivole Dinge erzählt werden. Die Damen erröthen ein wenig, finden sonst aber Alles in der Ordnung. Doch wenn sonst Dioneo einen sich auf andere Dinge beziehenden weniger anständigen Ausdruck braucht, wird es ihm übel genommen, und er muß um Verzeihung bitten. — Der sinnliche Liebesgenuß ist die Hauptsache, darauf läßt es Boccaccio in der Ghibellinischen Erbitterung seines ihn sichtbar völlig beherrschenden antipfäffischen Pathos hinauslaufen. Tausendmal sagen es die schönen Frauen: wozu hab' ich meine Schönheit und Jugend, soll ich sie den Hunden vorwerfen? Boccaccio sagt: so will es die Natur, und weder Nonne noch Heilige kann sich ihr entziehen, Alle wollen sie das grandissimo piacere, und der Gärtnerbursche Massetto di Lamporecchio muß das beweisen; die Pfaffen aber, die, selbst Sünder, das Gegentheil predigen, werden erst recht in allerhand Händel verwickelt, und in den schmachvollsten Vergehen ertappt. Boccaccio hat hierin als einseitiger erbitterter Gegner nicht Maß halten können: es kommt oft vor, daß einem winzigen Ehemanne, der sich nicht besonders regt, seine Frau durch einen tüchtigeren Liebhaber abwendig gemacht wird. Nun giebt sich der arme Teufel die ehrenhafteste Mühe, er macht die genügendsten Versicherungen, aber trotz dem behält die Ausgelassenheit den Sieg, wie bei Messer Ricciardo di Chinzica. Das kann den Leser oft unmuthig machen; aber Mäßigung hat zu allen Zeiten erst nach dem Siege eintreten können, und ach! der ist in Italien Boccaccio's Sache nicht geworden! und zudem Boccaccio hat erzählt — das schlägt Alles nieder. Wie soll ein Mensch ihm böse werden, wenn das Komische dabei aus allen Ecken springt, und in einem Lachen, so daß man kaum zu Athem kommen kann, die Versöhnung vollständig macht. Eine Nonne hat ihrem Liebhaber ein Fenster geöffnet, die lauernden Schwestern, die längst dergleichen gearg wöhnt, bringen die Sache endlich heraus. Ein Theil hält in der Nacht die Thür der Sünderin besetzt, ein anderer läuft aufgeregt zur Aebtissin, ihr das Unerhörte kund zu thun. Nun will es der Zufall, daß dieser gerade in derselben Nacht von einem Pfaffen ein Besuch abgestattet wird. Um sich nicht zu verrathen, macht sich die Badessa schnell los, zündet kein Licht an, und eilt nach dem erleuchteten Versammlungssaal, in welchen unter stürmischer Begleitung die Sünderin hineingeführt wird. Nachdem diese die fürchterlichste Predigt und die schrecklichsten Drohungen von der auf dem erhöhten Stuhle sitzenden Badessa erfahren, wirft sie in ihrer Angst einen Erbarmen flehenden Blick auf die predigende Tugend. Dieser Blick wird gespannter, und sie bittet, indem sie sich still zur Herrin wendet, diese, sich doch die Bänder ihres Schleiers, die ihr in Unordnung an den Seiten herunterhängen, unter dem Kinne festzubinden. Die Badessa thut dies eilig, und ergreift statt der Bänder — ach! ein Paar Hosenträger. In der Eile und Dunkelheit hatte sie die Hosen des Pfaffen statt des Schleiers umgebunden, und in diesem Aufzuge die Strafpredigt gehalten. Ist das nicht komisch? Diese prächtige Geschichte könnte die Aesthetik im Lehrbuch gebrauchen. —

Die zweite Art bilden die Pfaffengeschichten. Sie sind

Digitized by Google

die schönsten, denn in ihnen tritt der Ghibellinische Drang am stärksten hervor, und nicht selten hat hier leidenschaftliche unendliche Erbitterung die Feder geführt. Da ist kein Widerspruch so hart, in den nicht ein Pfaff hineingestellt würde, keine Schurkerei, deren Hebel und Trieb nicht ein Pfaff wäre. Dies Geschlecht läßt er nie aus den Augen; selbst wenn zufällig in anderen Geschichten ein Streich ausgeführt wird, wie in der wundervollen Geschichte von dem Pferdehändler Andreuccio di Perugia (Giorn. II, nov. V), wo es gilt, um Mitternacht in der Hauptkirche dem Tags zuvor begrabenen Erzbischof seinen Ring und goldenen Krummstab aus dem Sarge zu stehlen, wird ein Pfaff als Hauptagent angebracht; Diebe und Mörder beben zurück vor der schaurigen That, ein Pfaff zeigt sich bereit dazu. Alle Tinten und Farben nehmen die oppositionellen Pfaffengeschichten an, es wird eine Gallerie von Gemälden entfaltet von dem Ernste des Juden Abraam an (Giorn. I, nov. II), der sich lange gegen das Christenthum sträubt, dann die Lasterhaftigkeit des Clerus in Rom sieht, und nun sich bekehrt, weil er meint, das müsse doch eine felsenfeste Religion sein, die durch solche Sündhaftigkeit ihren Verkünder nicht litte, — bis zum Frate Cipolla (Giorn. VI, nov. X), dem zwei böse Buben aus Certalda heimlich die Pfauenfeder stehlen, die er nach der Predigt dem Landvolke als Feder aus dem Flügel des Engel Gabriel zeigen will, damit sie noch reichere Klosterspenden geben. Da hören wir denn, welch' einen schönen Reliquienvorrath Frate Cipolla hat, als: etwas Klang von den Glocken aus dem Tempel Salomonis, etwas Schein von dem Sterne der Weisen des Morgenlandes, eine Klaue der Cherubim, einen Zahn von dem Kinnbacken des Lazarus u. s. f. Ja es findet sich da Manches, was wir, obschon es in die Caricatur ausläuft, auch heute noch recht wohl gebrauchen können.

Die dritte Art bilden Betrugsgeschichten. Einen tüchtig hinter das Licht zu führen, bildet einen Lieblingszug in dem Charakter der romanischen Völker, wie in dem des slavischen. Zwei Schelme machen sich über einen Gimpel her, der sonst erträglich vernünftig ist, in dem einen oder dem andern Punkte aber eine Schrulle hat. Diesem wird nun mit einer Leidenschaft, einer Pfiffigkeit ohne Gleichen irgend eine Dummheit so lange eingeredet, mit einer Lebendigkeit, wie sie nur der Süden hat, wird ihm die Sache und ihre Consequenzen so süß und plausibel gemacht, bis er sich endlich darauf einläßt und in die Schlinge geht. — So weit von den Stoffen. Es ist hier nichts erschöpfend ausgeführt. Viel Anderes wäre noch davon zu sagen, und eine deutscher Uebersetzer hätte schöne Gelegenheit dazu gehabt. Hier aber ist's unmöglich, diesen Reichthum nur einigermaßen durch Darstellung und Erzählung zu bändigen. Das Locale in vielen Lebensbeziehungen, Sitten und Sprache erhöht hier den Reiz, der durch die Uebersetzung nun und nimmer zu erreichen sein wird. Wie soll es der Uebersetzer machen, die Schimpfscenen zu übertragen, für die unser gebildetes, dem Volkstone völlig entwachsenes Hochdeutsch gar kein Medium abgiebt? Dazu bildet im Italienischen, das zum Schimpfen vorzugsweise geeignet ist, die sinnliche Pracht der Sprache, verbunden mit einem Rest altrömischer Würde, komische Reflexe, die in jeder Uebersetzung durchaus verloren gehen. Ich habe das Glück, den Boccaccio mit zwei Freunden zu lesen, von denen der eine durch einen langen Aufenthalt in Italien seine Aussprache mit dem ächt nationalen Accent stark versetzt hat. Er hat sich überdem die Kunst angeeignet, im Moment das ausdrucksvollste Mienen- und Geberdenspiel in der ächten Volksweise zu dem Worte als Accompagnement hervortreten zu lassen. Hat man sich das einmal gemerkt, so wird der ganze Boccaccio noch in neuer Weise lebendig. Die treffenden Worte suppliren bald auf der Stelle auch die Geberden des Sprechers dazu, und nöthigen sie auf, und da ist der Genuß einzig. Das gehört zum vollständigen Lernen und Lesen der fremden Sprachen, daß man so nachbildet; und wenn zum Beispiel einer bei Boccaccio verwundert fragt: deh, che questa cosa vuol dire? so sieht man den Mann mit dem verblüfften Gesicht, wie er die Augen weit aufmacht, und den Finger an die Nase legt. — Was unter diesen Umständen die Uebersetzung leisten kann, das hat Hr. Röder durch die seinige in den vorliegenden Heften ehrenvoll geleistet. Die Späße sind mit lobenswerther Unumwundenheit wiedergegeben, die Sprache fließt angenehm und leicht dahin. Oft hat er die langen Sätze zerschnitten, und es mag ihm viel Mühe gekostet haben, das Periodengewirr aufzulösen und das Einzelne zu einander in das rechte Verhältniß zu stellen. Boccaccio hat den Reichthum des Volksidioms zuerst zum Satze gebändigt, dessen grammatisch-syntaktische Form daher oft unbehilflich ist, und mit den Intentionen der Darstellung in einen seltsamen Widerspruch tritt. Oft findet sich die Ciceronianische Periode mit ihren oratorischen Schweifen inmitten der leichtfertigsten Sachlage, ein Haufen übereinander gepackter Relativsätze da, wo unabhängige einfache Sätze mit hervorhebenden und bezeichnenden Conjunctionen erwartet werden. Bei Macchiavelli ist der Satz freilich noch altrömischer, aber kürzer, kräftiger, runder. Einzelne Ausstellungen, obwohl sich diese darboten, wollen wir nicht machen; nur über Eins hätten wir gern Auskunft gehabt. Boccaccio ist in den Händen der Maitres gewesen, sein Text ist unglaublich verunstaltet und wohl bei keinem neuen Classiker findet sich solche Verschiedenheit der Lesart. Welcher Ausgabe ist Hr. Röder gefolgt? Die in England und Frankreich gedruckten weichen von einander ab, selbst Keil's Ausgabe scheint nicht ganz zuverlässig. Boccaccio wäre es in der That wohl werth, daß er einmal mit der sorgfältigst gehandhabten Kritik edirt würde, ebenso wie Orelli jetzt den Tasso herausgegeben hat. Wie groß die Discrepanz hier überhaupt sei, zeigt die Ausgabe des italienischen Grammatikers Girolamo Ruscelli (Il Decamerone d. M. Giovanni Boccaccio, di nuovo riformato da M. Luigi Groto Cieco d'Adria et con dichiarationi avertimenti et un vocabulario fatto da M. Girolamo Ruscelli. In Venetia 1588, 4). welche in der alten Orthographie prächtig gedruckt, auch wenn man das abzieht, was fromme Hände darin verschlimmert haben, dennoch so bedeutend von der Keil'schen abweicht, daß man sich die auffallende Abweichung nicht wohl erklären kann. — Der Uebersetzer aber wird mit seinen deutschen Novellen manchem Leser eine ernste und heitere Stunde machen, und ihn, wenn er es ehrlich meint, an das Original heranbringen. Wir scheiden daher mit Achtung von ihm. —

Karl Stahr in Stettin.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Digitized by Google

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

9. Januar. № 8. 1841.

Die Universität Berlin.

(Fortsetzung.)

Betrachten wir nun, nach diesen Vorbemerkungen über den jetzigen Stand der Medicin überhaupt, die berliner medicinische Facultät und das medicinische Studium zuerst im Ganzen, so kann man sagen, daß es bisher eine überwiegend isolirte, empirisch praktische Richtung genommen hat, wobei factisch die theoretischen Zweige mehr und mehr zurückgedrängt worden, oder doch außer Verbindung mit der Praxis gekommen sind, das Studium der Chirurgie als Kunst aber der Leitstern für das Ganze geworden ist. Dies ist geschehen immitten eines bedeutenden, sowohl von Innen als von Außen erregten Aufschwunges der naturwissenschaftlichen Studien, welche aber nicht in die Medicin übergegangen sind, so daß diese daraus hervorgewachsen wäre. Der innere Aufschwung der naturwissenschaftlichen Studien ist durch die bedeutendsten Naturforscher gegeben worden, welche durch die kenntnißreiche Auswahl des nunmehr verschiedenen Ministers Freiherrn von Altenstein in Berlin zusammenberufen wurden. Der äußere Antrieb wurde durch eine hohe Verordnung gegeben, nach welcher jeder Medicin Studirende vor Zulassung zu den medicinischen Doctor- und Staatsprüfungen ein Tentamen philosophicum zu machen angewiesen wurde, worin er sich über seine naturwissenschaftlichen Kenntnisse auszuweisen hatte. Aber die Ablegung des genannten Tentamens vor der philosophischen Facultät enthält zugleich den Fingerzeig in sich, warum trotz dieses Tentamens diese naturwissenschaftlichen Studien für die Medicin ziemlich unfruchtbar geblieben und die Klagen über Mangel an gründlicher theoretischer Bildung der jungen Aerzte um so lauter geworden sind, je mehr das theoretische Studium begünstigt zu werden schien. Die naturwissenschaftlichen Disciplinen sind nämlich zu isolirt und unabhängig für sich und mit wenigen Ausnahmen durchaus nicht in der bestimmten Beziehung auf die Medicin gelehrt und studirt worden, und noch weniger bietet die philosophische Facultät eine Garantie dafür dar, daß das philosophische Tentamen in den Examinanden eine zweckmäßige Kenntniß der Naturwissenschaften in der erforderlichen nothwendigen Beziehung auf die Medicin bekunde. Daher erklärt sich denn auch die eigene, im Allgemeinen nur zwangsmäßige Art, wie diese Studien betrieben werden, nämlich als eine äußere Last, deren sich Jeder schon in den ersten Semestern seiner Studien durch Ablegung des Tentamens entledigt, um dann, nicht etwa auf den Grund dieser naturwissenschaftlichen Kenntnisse, sondern ab integro von der praktischen Empirie aus seine wahrhaft medicinischen Studien nun erst zu beginnen, bei denen dann von aller Naturwissenschaft weiter keine Rede mehr ist. In diese Spaltung hat nun der Zustand der praktischen Medicin selbst auf's Lebhafteste und Durchdringendste eingegriffen, indem er mit Abneigung gegen jede theoretische Basis nur in der reinen Empirie sicheren Halt zu finden glaubte.

Dieser Zustand hat ebenfalls seinen historischen Grund, und zwar als Gegensatz gegen das speculative Construiren der Medicin durch die Naturphilosophie. Die Naturphilosophie mußte auf die praktische Medicin ohne alle positive Wirkung bleiben, und hat sich nur polemisch gegen die empirische Masse derselben verhalten können. Sie hat keine schaffende Kraft auf die Medicin ausgeübt, und es war mehr eine Berauschung durch die geheimnißvoll belebenden Hoffnungen, welche man von der Wunderwirkung der Philosophie auf die Medicin hegte, als irgend ein Beweis eines reellen Erfolges, den sie auf dieselbe ausgeübt hätte, wodurch die Aerzte von der Naturphilosophie begeistert wurden. Der scheinbar consequente Formalismus des Brownianismus, welcher der Naturphilosophie vorausging, und durch welchen man an die Möglichkeit einer mathematischen Nothwendigkeit in der Berechnung der Lebenskräfte immer mehr zu glauben geneigt wurde, brach der Naturphilosophie um so leichter die Bahn, je mehr man einzusehen anfing, daß die sogenannten Ideen über das Inzaumhalten der Lebenskraft durch reitzende oder schwächende Mittel mit der alltäglichen Erfahrung sehr wenig übereinstimmte, und so warfen sich dann berühmte Talente der berliner Universität, wie Reil, auf die Seite der Naturphilosophie, und verschafften durch ihre lebendige Beredsamkeit derselben bedeu-

Digitized by Google

tende Anhänger unter den Aerzten, um so eher, als von fernher v. Walther, Marcus auf's Nachdrücklichste und Solideste diesen Schwung verstärken und die Begeisterung für die Naturphilosophie erhöhen halfen. Ch. W. Hufeland, der sich zwischen den durchbrechenden Strömen bestimmter wissenschaftlicher Richtungen des Zeitgeistes immer in einer neutralen Mitte hielt, blieb hier, beobachtend und Theilnahme nach beiden Seiten hin zeigend, zwischen der Erregungstheorie und den naturphilosophischen Polaritäten stehen, verproviantirte sich durch die erstere und nahm den Lebenshauch der Idee von der Weltseele mit in seine wissenschaftliche Thätigkeit auf, ohne sich irgend einer Richtung feindlich zu zeigen. Die glimmenden Kohlen des thierischen Magnetismus aber wurden durch die Naturphilosophie zum lodernden Feuer angesteckt, und wie die Regierung der berliner Universität immer das Princip hat erkennen lassen, jede bedeutende wissenschaftliche Richtung bei sich repräsentirt zu sehen, so fand denn auch der thierische Magnetismus einen entschiedenen, aber freilich matten und kraftlosen Vertreter in Wolfart, der sich mit Kieser nicht messen konnte. Die ideelle Seite der Medicin artete daher nach Reil's Tode durch Wolfart zu einem phantastischen Mysticismus aus, der nur wenig Begeisterung für sich zu entzünden fähig war, und dessen nackte Blößen zu zeigen einer entgegengesetzten Richtung nicht schwer werden konnte. Selbst Kielmeyer's Ideen über den Dynamismus des Lebens, welche durch eine der Sache nicht gewachsene Individualität, die durch Reil aus Halle nach Berlin kam, verkündet wurden, konnten sich keine Geltung verschaffen, und die beziehungs- und bedeutungslose Tradition derselben verhallte ohne Wirkung und Einfluß. Es war mehr noch eine allgemeine stille Sympathie für Naturphilosophie und thierischen Magnetismus in der Medicin, als eine kräftige Individualität, mit deren Besiegung es die Gegner zu thun hatten, und die Anhänger hatten kein nachahmungswerthes Vorbild, für das sich hinzugeben der Mühe verlohnt hätte. So wurde denn mit dem thierischen Magnetismus und der Naturphilosophie jeder philosophischen Richtung in der Medicin überhaupt an der berliner Universität der Garaus gemacht, und die Saat der Empirie fing an nunmehr aufzuwachsen. Der kräftige Keim, der hier den mürben Boden durchbrach, war Rudolphi. Eine aufrichtige, edle Natur, mit Leidenschaft seinem Fache ergeben, entschieden auftretend und rücksichtslos gegen Alles, was nicht in seinen Kram paßte, vor allen Dingen gegen die Naturphilosophie und gegen jede philosophische Bestrebung in der Naturwissenschaft und der Medicin überhaupt. Sehen, Hören und Fühlen waren ihm die Hauptkriterien aller Wahrheit in der Medicin, und folglich war ihm das Gebiet der Anatomie und Naturgeschichte das einzige Element der Medicin. In der That hatte er hier einen festen materiellen Boden, den er aber als einen todten Schatz der vernünftigen Beackerung nicht preisgeben wollte. Er hielt diesen Reichthum fest, um mit ihm gegen alles Speculiren über die vernünftige Verwendung desselben zu Felde zu ziehen. Die Fortschritte der Wissenschaft lagen ihm im Sammeln und Aufstapeln von Material, und da dieses, wenn es gut einbalsamirt ist, sich wie die ägyptischen Mumien Jahrtausende lang gegen Verwesung erhält, so hielt er diese Jahrtausende für die Ewigkeit und setzte sich mit Gewalt gegen Jeden, der mit den Lichtstrahlen der Philosophie in seine Katakomben eindringen wollte.

(Fortsetzung folgt.)

Die radicale Reform des Staats- und Privatrechts, ob und wie weit dieselbe rechtlich nothwendig und zulässig sei. Erörtert von W. Deutschmann. Mannheim, Verlag von Heinrich Hoff.

Das Verhalten der Reflexion, gegenüber dem Entwicklungsgange des Gedankens, tritt in wenig Gebieten der Wissenschaft so grell hervor, als in dem der Gesetzgebungspolitik. Von dem Gipfel einer alles Bestehende umstürzenden Rechts- und Staatstheorie, den die französischen Philosophen des vorigen Jahrhunderts so rasch erstiegen hatten, strömen noch heute brausende Waldbäche in die Ebenen der Rechtsphilosophie herab, und wie sich der Verf. vorliegender Schrift auch anstellen möge, man kann ein terroristisches Element dieser Art in derselben nicht verkennen. Dabei steht aber — und deshalb leidet das eben Ausgesprochene besondere Anwendung auf selbige — dieser Nachklang, diese Abschattung außer aller Beziehung zu der Richtung, welche die Idee des Rechts auf ihrer Entwicklungsbahn in der neueren Zeit angenommen hat, und wird also als ein durch die Lüfte getragenes Echo, oder, wenn der Verf. im Stande ist, die Originalität zu dokumentiren, als ein von dem Geiste, dem Gedanken der Zeit nicht accentuirter Laut anzusehen sein. Wir wollen indeß bei gegenwärtiger Besprechung des Buches von dem ersteren Standpunkte zu Gunsten des Verf. absehen, dem dann doch wenigstens die geistige Eigenthümlichkeit zu Statten kommt, und es genüge, seine Beziehung zu früheren Tendenzen hiermit als eine wahlverwandtschaftliche zu bezeichnen.

Aber auch in ihrer Zeit steht diese litterarische Erscheinung nicht so eigenthümlich da, als man nach diesen zur Begünstigung des wissenschaftlichen Credits gemachten Zugeständnissen etwa glauben möchte. Der Verf. selbst bezeichnet zu wiederholten Malen und in fortlaufenden Citaten die Schriften von J. J. Weichsel „über die gutsherrlich-bäuerlichen Verhältnisse," und: „über die erwerbende Verjährung," von J. Ch. Fleischhauer „die deutsche privilegirte Lehn- und Erbaristokratie vernunftmäßig und geschichtlich gewürdigt," die: „Entlarvung der demagogischen Umtriebe, von R. Zeitgeist (Altenb. 1832)," und die ebend. 1831 anonym erschienene: „Deutschlands Rechtspflege, wie sie ist und sein sollte," als Ergebnisse den seinen gleichartiger Bestrebungen und als Zeugnisse für die Richtigkeit seiner Ansichten oder der ihnen unterliegenden Thatsachen. Eine Art von Vorurtheil könnte es hierbei hervorrufen, wenn Hoffmann's „Staatsbürgerliche Garantieen,"

Digitized by Google

die bekanntlich in der zweiten Auflage im J. 1831 erschienen sind, dem Verf., seiner eigenen Erklärung zufolge (S. 9), erst nach vollendeter Abfassung dieser sieben Jahre später publicirten Schrift in die Hände gekommen sind; wenigstens könnte man wohl von einem politischen Schriftsteller bei der Behandlung eines so wichtigen Gegenstandes eine größere Umsicht auf dem Gebiete der Wissenschaft und ihrer Geschichte verlangen, als daß er ein an sich keineswegs unbedeutendes und von ihm selbst höchlich gepriesenes, auch in nachträglichen Noten fast über die Gebühr oft citirtes Werk desselben Charakters sich entgehen lasse. Es dürfte dies aber ein Beweis mehr für die Vereinsamung in willkürlicher Reflexion sein, die wir an dem ganzen Buche zu tadeln haben.

Diese Willkürlichkeit liegt aber keineswegs in einer aphoristischen Form- und Grundlosigkeit, wie sie allerdings an diesem Zweige der Litteratur nicht selten anzutreffen ist, vielmehr hat sich der Verf. einer strengen Systematik der Gliederung seines Gedankenbaues befleißigt, die sogar mit etwas compendiarischer Eintheilungsmanier behaftet ist. Allein diese äußere Form birgt einen Inhalt, dessen Ausdruck, die ganze Weise der Darstellung uns sofort in das Gebiet des Formlosen und Unschönen führt. Nicht Lebhaftigkeit, nein Rapidität, ja Wildheit des Stiles ist der Charakter der Darstellung in den meisten und wichtigsten Punkten, und der Einfluß dieses Formmangels auf die Wirkung des Ganzen ist unverkennbar. Wir sind daher bei einem Spruche über den Eindruck des Buches genöthigt, von geistigem Behagen, ja von einer Assimilationsfähigkeit des Gesagten nur bei einigen einzelnen Abschnitten zu reden, deren wir schon um so mehr hier gedenken werden, als gegenfalls der zu stark fallende Schatten den Verdacht der Parteilichkeit rege machen könnte, und als überhaupt die in ihrer Grundlage höchst ehrenhafte Gesinnung des Verf. jene besondere Erwähnung wohl verdient.

Die Einleitung zerfällt in zwei Hauptabschnitte, deren I. „Ueber die Quellen des Parteienkampfs neuerer Zeit" überschrieben ist. Diese Quellen werden A) überhaupt betrachtet (§. 1); b) wird insonderheit von den Bestandtheilen 1) der vorwärts schreitenden (§. 2), 2) der rückwärts schreitenden Partei (§. 3), 3) von der sogenannten gerechten Mitte (§. 4) gesprochen. Der II. Hauptabschnitt handelt über die Nothwendigkeit dieses Parteienkampfes überhaupt (§. 5); dann werden die Fragen: A) wer diesen Kampf zur endlichen Entscheidung bringen solle (§. 6), und B) wie solches zu bewerkstelligen sei (§. 7), erst vorläufig besprochen, hiernächst aber als die specielleren Hauptfragen: Wer soll eine Radicalreform der bürgerlichen Gesellschaft leiten? in §. 8—10, und: Wie kann eine solche mit vollkommener Gerechtigkeit bewerkstelligt werden? in dem ganzen übrigen Theile der Schrift (§. 11—57) beantwortet. — Es lassen sich bei der anfänglichen Erwägung dieses Gerüstes gleich Zweifel erheben über die geschichtliche Berechtigung des hier aufgestellten Gesichtspunktes. Da steht von drei Parteien geschrieben, oder vielmehr von zwei Parteien und einer sogenannten gerechten Mitte; diese Parteiungen sind aber entweder als perennirende Gliederungen der politischen Ansichten erfahrungsmäßig stets da, wo ein politisches, darum noch gar nicht öffentliches Leben ist, und die Philosophie des Rechts wird sie als concrete Erscheinungen stets abzuhandeln haben, oder sie sind, nach ihrer besondern Bedeutung erwogen, vielleicht gerade in dem Deutschland, wovon der Verf. spricht, am wenigsten vorhanden. Lassen wir aber einmal die Reflexionen dieser vier ersten Einleitungsparggraphen — wir können auch noch den fünften Paragraph getrost hinzufügen, denn er legt nichts als das Factische dar — vor der Hand als solche, als Aeußerungen des nicht philosophirenden, überhaupt nicht zum philosophischen Denken und Ergründen berechtigten Verstandes gelten, so können wir doch unmöglich den Sprung rechtfertigen, der nun in das Gebiet der wirklichen Staats- und Rechtsphilosophie mit den Fragen: wer und wie man diesen Parteienkampf beendigen solle? gethan wird. Es ist ein Glück, daß der Verf. auf seinem singulären Gedankenwege doch noch und glücklicher Weise rasch genug bei dem Satz anlangt (S. 29), daß die Monarchie zur Leitung der von ihm geforderten Reform am geeignetsten sei; seine Argumentation ist freilich von demselben Gehalte, wie seine vorausgeschickten Principien, aber es ist immer ein Glück, sagen wir, daß es so kommt: denn die Schrift hätte sonst nicht einmal in ihren Einzelheiten die Berechtigung zu gegenwärtiger Geltung, die man ihr hier und da keineswegs versagen mag. Auf diesem neuen Sammelplatze können wir uns also wieder bei dem Verf. einfinden, und vernehmen nun seine Folgerungen aus dem eben erwähnten Hauptsatze. Zuvor aber mögen wir uns nochmals vergegenwärtigen, daß er von den Mitteln der Heilung zu sprechen beginnt, bevor er noch das Uebel selbst charakterisirt, seine Entstehung zu ergründen, seinen Verlauf darzulegen sich bemüht hat; er spricht bloß von Parteien und ihrem Kampfe und der Nothwendigkeit seiner Beendigung, — damit ist nur etwas Formelles ausgesprochen, und zwar ein solches Formelle, das, wie schon bemerkt, entweder stets vorhanden, oder gerade in Deutschland in gewisser Beziehung am wenigsten als Uebel vorhanden ist, am allerwenigsten aber, wie wir uns bald überzeugen werden, durch die Vorschläge des Verf. zu heben ist. Vielmehr haben dieselben — man kann wiederum sagen: es ist ein Glück! — gerade eine Tendenz auf materielle Verbesserung; diese ist aber eine solche, die schwerlich eine factische Beendigung jenes Parteienkampfes in Aussicht stellen möchte. Jene Folgerungen sind nun: 1) „die Nothwendigkeit, daß der Monarch sich völlig parteilos erhalte, und nur einzig und allein der Stimme der Gerechtigkeit folge;" hierbei ist im Wesentlichen auf spätere besondere Erörterungen verwiesen; 2) „die monarchische, wie überhaupt jede Regierungsgewalt finde nur in der Grenze zwischen dem Recht und Unrecht eine Schranke!" 3) „daß der Monarch mehr als jeder Andere sich vor der Gefahr der Täuschung und vor dem daraus hervorgehenden Unrecht hüten müsse!" Ohne die dialektische Consequenz dieser Sätze näher beleuchten zu wollen, wenden wir uns zu der etwas genaueren Commentirung des zweiten (S. 31—34), und lesen als ersten Satz: „Möge daher insonderheit nie eine Beschränkung der monarchischen Gewalt in die Hände der Parteien (sogenannten Stände, Parlamente u. s. w.) gelegt werden!" Wir erstaunen — es ahnt uns, was der Verf. unter Parteien zu verstehen scheint, doch wir lesen weiter: „Die Selbstsucht der Aristokratie und Hierarchie hat zwar solche als vorgebliche Garantieen für die Volksfreiheit angepriesen, und Leichtgläubige, dadurch getäuscht, haben es ihr nachgesprochen. Indeß wehe dem Lande, welches jene reactionären Elemente sich als Garantie aufdringen läßt. Sie führen aus dem Regen in die Traufe. Sie selbst wollen herrschen, und der Monarch soll nur ihre Puppe sein!" Welche Begriffe von der Theilung und Bedeutung der Gewalten im Staate, von reactionären Elementen und staatsrechtlicher Durchbildung dieses großen Problems! In der That, unsere Neugierde — denn der Wis-

Digitized by Google

senschaft und der Wißbegierde haben wir uns schon ziemlich entschlagen gelernt — wird hoch gespannt, um das Bild der Regierungsverfassung kennen zu lernen, durch welche der deutsche Rechtszustand, und zwar von einem Monarchen, ohne alle Theilnahme von Parteien — nämlich was der Verf. so nennt — radical reformirt werden soll. Als allgemeine Normen werden S. 38 aufgestellt: „I. Niemand werde ungehört verdammt! II. Nie werde etwas ohne gründliche Prüfung des pro et contra für Recht erklärt. III. Die eine Partei erhalte nie gegen die andere die Entscheidung in eigener Sache! IV. Jedes Gesetz hüte sich so viel als möglich, gegen Religion, Moral und gründlich-unparteiische materielle Gerechtigkeit zu verstoßen." Darnach heißt es (S. 39): „Die nachfolgende Darstellung wird es zeigen, wie nicht eine einzige der wichtigsten Einrichtungen in der bürgerlichen Gesellschaft auch nur einer einzigen, geschweige denn allen diesen Bedingungen bis jetzt entspricht." In Betreff der ersten der obigen Hauptforderungen bemerkt der Verf. zuerst im Allgemeinen, es existire noch immer ein höchst gefährliches geistiges Faustrecht, und legt dann näher dar, wie die wesentlichste Forderung jener ersten unerläßlichen Hauptbedingung der Gerechtigkeit die Oeffentlichkeit und Preßfreiheit sei. Es folgt nun S. 43—57 eine Deduction der rechtlichen Nothwendigkeit der Preßfreiheit, der wir, abgesehen von einigen nicht ganz haltbaren Argumentationen und von mehrfacher Outrirtheit des Ausdrucks, unsern Beifall sowohl hinsichtlich der Schärfe und Gediegenheit, als der Lebhaftigkeit und Eloquenz der Darstellung um so weniger versagen mögen, als gerade diese Lichtpunkte des Buches nur in dieser Einzelnheit einen Werth haben, den sie, auf das System, auf das Ganze bezogen, verlieren müssen. Sie haben einen solchen Werth namentlich durch die Kraft der Ueberzeugung und die derselben entsprechende, nur durch die schon oben gerügte Rapidität des Stils geschwächte Eindringlichkeit der Darstellung, welche von populärer Beredsamkeit mehr, denn von wissenschaftlicher Reinheit zeugt. Dasselbe gilt von der „rechtlichen Begründung der Oeffentlichkeit," und theilweise auch von den in §. 15 ff. entwickelten verschiedenen Seiten der schädlichen Wirkungen der Censur; von letzteren darum nur theilweise, weil hier die oben erwähnten Form- und Inhaltsmängel zum Theil noch stärker hervortreten. Bei der zweiten Hauptforderung, die wir uns aus der Rubrik ins Gedächtniß rufen, spricht der Verf. anfangs in §. 20 sich auf eine Weise über die Wahrheit oder Unwahrheit des Satzes: Keine Vorrechte! aus, welche nicht anders als höchst gemessen und umsichtig genannt werden kann, und die ferneren daraus abgeleiteten allgemeinen Folgerungen können gleichfalls in dieser Allgemeinheit selbst als großentheils rechtsbegründet zugestanden werden; allein schon §. 21 wird die Frage aufgeworfen, ob der Feudal- und resp. Geburts-Adel moralisch und rechtlich begründet sei; es wird derselbe nicht undeutlich als Scheidewand zwischen Volk und Fürsten bezeichnet und mit dem Hunde im Verhältniß zu Jäger und Hasen verglichen. Wir wollen das als einen Auswuchs jener mehrerwähnten Rapidität gewähren lassen, können aber eben so wenig der nun folgenden weitläufigen Auseinandersetzung Interesse abgewinnen, welche die in der That undankbare Mühe sich nimmt, alle Anmaßungen und Ansprüche des Adels auf Vorrechte zu widerlegen. Die Zeit eines solchen Interesses liegt weit hinter uns. Wie schief aber selbst hier die Haltung des polemischen Gebäudes oft sei, kann man daraus abnehmen, daß z. B. der Verf. S. 117 den Satz: größere geistige Kraft sei bei allen Völkern vorhanden, die sich mit andern Völkerstämmen kreuzten, dagegen eine zuletzt stupide Erschlaffung bei allen, welche sich rein erhalten, durch den andern zu erweisen meint: „selbst die durch die Reibung ihrer Selbstsucht mit andern Völkern aller Welttheile pfiffigen Juden suchen vergebens nach großen Männern aus ihrer Mitte!" — Vom Adel geräth er auf die Ständeversammlungen, Staatsräthe u. s. w. Er findet auch in den Ständebeschlüssen, wie sie jetzt stattfinden, Aergeres als das ärgste Faustrecht geben kann; er schlägt dagegen (S. 179) die Ernennung einer Referentenkammer vor, welche in einer Gesetzgebungszeitung über die schriftlich oder gedruckt eingegangenen Gesetzesvorschläge einen unparteiischen Bericht erstatten, worauf ein Gesetzgebungssenat darüber eröffnen und ein Urtheil aussprechen, hiernächst aber, nach verhältnißmäßig geräumiger anderer Frist zur Einreichung der dadurch veranlaßten Druck- und andern Schriften, ein zweiter Gesetzgebungskörper sein mit den Motiven versehenes Gutachten abgeben, endlich nach anderweiter geräumiger Frist der Monarch seine Sanction, oder sein dilatorisches oder peremtorisches Veto über den Gesetzentwurf aussprechen solle. Wir gedenken nur noch beiläufig des Umstandes, daß der Verf. in Folge jener Hauptforderung auch noch als Vertheidiger der Homöopathie und als Gegner der stehenden Heere auftritt. Die Entwicklung der vierten Hauptforderung veranlaßt ihn, mit einigen allgemeinen Bemerkungen (z. B. S. 219: „richtige Politik kann auch nur die vollkommene Uebereinstimmung des Vernunft- [oder Natur-] Rechts mit der christlichen Moral würdigen und erkennen") Vorschläge über Abschaffung der prozessualischen Förmlichkeiten, der Injurienklagen, aber auch der Denunciationsprämien und der Todesstrafe zu machen; sodann verbreitet er sich weiter über Steuerwesen, Communalwesen (auch über die preußische Städteordnung), Armenwesen, über Geschwornengerichte und Advocatenwürde, und bringt endlich Reformen für das Civilverfahren in Vorschlag. Hierauf folgen Bemerkungen über die Organisation der Staatsbehörden, und zwar zunächst über die Vorbereitung dazu auf Schulen und Universitäten, wobei das „Studententreiben" ausführlicher besprochen wird, sodann über Macht und Stellung der Staatsdiener. Lauter Materien von der höchsten Wichtigkeit, und in der That gewährt dieser Abschnitt durch seine vielen trefflichen Einzelheiten einigen Ersatz für den leidigen Inhalt manches Früheren; insbesondere sind die Bemerkungen und Vorschläge des Verf. über Armenwesen und Advocatur der höchsten Beachtung werth. Um so schmerzlicher ist es für den Berichterstatter, wenn er nach diesem wahrheitsgemäß ausgesprochenem: Sunt bona mixta malis! noch eben so wahrheitsgemäß hinzufügen muß, daß damit der fervor und strepitus der Einleitung keineswegs gerechtfertigt, ja daß in der Hauptsache die Frage noch immer zum bei weitem größten Theile unbeantwortet geblieben ist: „Wie soll eine Radicalreform des Rechts in Deutschland bewirkt werden?"

Schletter.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Digitized by Google

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

11. Januar. № 9. 1841.

Die Universität Berlin.

(Fortsetzung.)

Von einer so festen Burg aus war es leicht, erfolgreiche Ausfälle gegen die schwachen Funken der Naturphilosophie, die sich im Mesmerismus noch lebendig erhielten, zu machen, und nichts schien gewisser, als daß für alle Zeiten die Empirie den Sieg über alle naturphilosophische Bestrebung davon tragen müsse. In der That, gegen einen so kläglichen Zustand der philosophischen Richtung der Medicin, wie er damals in Berlin existirte, war es ein Leichtes, über ihn Herr zu werden und ihn am Ende zu verspotten, und dies gelang um so besser, je mehr es in den Zwecken einer anderen empirischen Partei lag, das theoretische Wissen verächtlich zu machen, um ungestört in ihrer beschränkten Einseitigkeit fortwirken zu können. Diese Partei war die der Medico-Chirurgen, welche Rust um sich bildete, und welche sich nicht sowohl durch freie Wirkung an der Universität, als durch die Triebfedern der Verwaltung des Medicinalwesens und deren Einfluß auf den Zuschnitt der Staatsprüfungen Geltung und Folge verschaffte. Rudolphi war zwar im Innern einer ungebildeten Empirie abgeneigt; insofern diese ihm aber dazu verhalf, die Naturphilosophie los zu werden, ließ er sich den Gang der Dinge gefallen, bis er zu spät erkannte, daß sie ihm über den Kopf gewachsen waren. Hufeland hätte das Schiff wohl lenken können, wenn er mit Leidenschaft für die gute Sache sich hätte begeistern wollen, aber bei seiner diplomatischen Neutralität ist er in seiner Selbständigkeit lieber untergegangen, oder doch zu dem endlichen Bekenntniß eines eklektischen Empirismus übergegangen, von dem sogar die Homöopathie nicht ausgeschlossen war, welche er als specifische Methode gelten lassen wollte. So ist uns nun der Ursprung der empirischen Medico-Chirurgie deutlich geworden. Es ist nunmehr zu hoffen, daß durch Schönlein's Beitritt zur Facultät ein zeitgemäßes Bedürfniß befriedigt und durch das Zusammenwirken von Schönlein, Müller und Schultz in organischer Einheit eine zeitgemäße wissenschaftliche Richtung der Medicin durchbrechen werde, wie sie jetzt von der Facultät selbst gewünscht wird, und wozu alle Kräfte vorhanden sind, wenn sie nur gehörig benutzt werden. Es ist aber noch, bevor wir ins Einzelne gehen, eine besondere Rücksicht auf die materiellen Hilfsmittel beim medicinischen und naturwissenschaftlichen Studium in Berlin nöthig. Diese Hilfsmittel sind durchaus großartig und reich zu nennen, und wenn sich an der wissenschaftlichen Richtung Manches aussetzen lassen möchte, so giebt doch der Reichthum des Materials zum Studium mancherlei Entschädigung dafür. Es läßt sich zwar jetzt eine specielle Angabe über den Umfang der einzelnen Sammlungen nicht geben, weil theils die vorhandenen Kataloge des zoologischen Museums, des botanischen Gartens vor längerer Zeit angefertigt sind, seit welcher bereits reiche Vermehrungen stattgefunden haben, theils von dem mineralogischen und zootomischen Museum, dem Herbarium überhaupt keine Kataloge erschienen sind; allein schon einige ausgezeichnete Einzelnheiten reichen hin, den Werth derselben für das medicinische Studium zu bekunden. Der botanische Garten hat ein vortreffliches Palmenhaus, worin sich freilich nicht so alte und hohe Exemplare, wie in englischen Häusern, aber doch schöne Stämme von Latanien, Cocos, Caryota, Eloeis, Phönix, ferner vortreffliche Cycadeen, Musaceen und große Exemplare baumartiger Farrenkräuter befinden. Im Orchideenhause wird die Vanille cultivirt. Der Brotbaum, der Kaffeebaum, das Zuckerrohr, die neue indische rothe Rhabarberpflanze und die meisten tropischen Arzneipflanzen werden unter andern gezogen. Für das medicinische Studium speciell ist noch ein kleiner Universitätsgarten dicht hinter dem Universitätsgebäude vorhanden, bloß mit officinellen Pflanzen, vorzüglich zum Gebrauch bei den Vorlesungen bestimmt. Das zoologische Museum hat an Vögeln immer den größten Reichthum gehabt; für Medicin haben die Stammältern des Haushuhns (Gallus Bankiva) vom Himalaya und die vielen durch Cultur entstandenen Varietäten dasselbe Interesse. An größeren Säugethieren hat das Museum in neuerer Zeit bedeutenden Zuwachs, theils durch Ankauf von Sammlungen, theils durch Sendungen von Reisenden erhalten, der durch die Geschicklichkeit des Inspectors Rammelsberg im Ausstopfen

Digitized by Google

angenehm in die Augen fällt. Schöne Exemplare von Elephanten, Nilpferden, Wallroſſen, Giraffen; aber unter den Affen fehlen immer noch die Orangs. Die Amphibiensammlung hat jetzt von allem Bedeutungsvollen etwas aufzuweiſen, beſonders aus der Familie der für Entwickelungsgeſchichte wichtigen Proteiden oder Kiemenſalamander, der Krokodille, Schildkröten und Schlangen, von denen man das Ausgezeichnetſte an rieſigen und giftigen findet. Die Fiſchſammlung iſt ſchon durch ihren erſten Schöpfer, Bloch, berühmt, und ſeitdem ſehr, beſonders durch Knorpelfiſche, bereichert. Valenciennes hat zu Cuvier's großem Fiſchwerk manchen Beitrag in dem Muſeum gefunden. Die Radiarien ſind um den Stamm von Gerresheim beſonders durch Ehrenberg vermehrt worden. Die Inſectenſammlung, welche in Klug ihren beſonderen Director hat, iſt urſprünglich von Hoffmannsegg, und jetzt vielleicht eine der reichſten, die es giebt, nur iſt zu bedauern, daß nichts davon zur öffentlichen Anſicht aufgeſtellt iſt. Das anatomiſche Muſeum muß in drei Theile unterſchieden werden: das der Anatomie des Menſchen, urſprünglich von Walter begründet, und ausgezeichnet durch einzelne Raritäten, z. E. die Lieberkühn'ſchen Präparate der Darmzotten, wie durch reiche Sammlung von Schädeln aller Nationen in allen möglichen Uebergängen und durch eine große Zahl feiner Präparate in Spiritus, zu denen die Walter'ſchen Nervenpräparate insbeſondere gehören. Das zootomiſche Muſeum, vorzüglich durch Rudolphi begründet, iſt beſonders an Skeletten reich, die aus allen Thierclaſſen und in mancherlei Entwickelungsſtufen zu finden ſind. Wallfiſch, Nilpferd und Elephantengerippe fehlen nicht. Auch eine große Anzahl von inneren Weichtheilen, größtentheils ſauber präparirt, werden aus den verſchiedenen Thierclaſſen in Weingeiſt aufbewahrt. Die Präparate verſchiedener elektriſcher Fiſche, der ausgeſpritzten Gefäße der Mollusken ſind unter andern ſehr inſtructiv. Das pathologiſch-anatomiſche Muſeum macht urſprünglich auch einen Theil der Walter'ſchen Sammlung aus. Es iſt an Mißgeburten, die größtentheils noch gar nicht unterſucht ſind, reich, enthält ferner viele chirurgiſche Degenerationen und andere Abnormitäten. J. Müller, als Director, widmet dem Muſeum angeſtrengte Thätigkeit, indeſſen ſcheint es für die Kräfte eines Einzelnen zu umfangreich, daher denn auch in neuerer Zeit, beſonders was die Benutzung des Muſeums für die verſchiedenen Zweige des mediciniſchen Studiums betrifft, ſich mancherlei Wünſche geäußert haben ſollen. Wenig gemeinnützig iſt das mineralogiſche Muſeum, deſſen reiche Schätze durch die ſtarre Aengſtlichkeit des Directors für die Medicin Studirenden wie vergraben ſind.

Der älteſte Lehrer in der mediciniſchen Facultät iſt jetzt Link. Link hat eine philoſophiſche Richtung und einen munteren belebten Vortrag, in den mancherlei Erzählungen aus ſeinen Reiſen im ſüdlichen Europa eingeflochten werden. Er hält Vorleſungen über Arzneimittellehre, Naturgeſchichte und Botanik. Als Director des botaniſchen Gartens behält er ſich zu ſeinen botaniſchen Vorleſungen mancherlei Hilfsmittel vor ſeinen Concurrenten voraus, und würzt die Vorleſungen über Naturgeſchichte und Botanik beſonders mit philoſophiſchen Einleitungen in die Naturkunde, in denen er Theilnahme an den neueren philoſophiſchen Fortſchritten zeigt und ſelbſt ſeine ſpeculativen Anſichten ausſpricht, wie ſie von ihm auch früher ſchon und neuerlich noch in den Propyläen der Naturkunde veröffentlicht ſind. Man findet darin keine poſitiven und concreten Entwickelungen, ſondern Link bleibt hier ganz in Kant'ſchen metaphyſiſchen Betrachtungen ſtehen, ohne daß man einen Uebergang des ſubjectiven Denkens zur Objectivität der Natur ſehe. Link beſchäftigt ſich viel mit Hegel'ſcher Philoſophie, lobt ſie im Allgemeinen, aber bemüht ſich im Beſonderen, ſie durch und durch als ſchwach und irrig zu widerlegen und zu zeigen, daß die Vereinigung der Gegenſätze, wie ſie Hegel durch die Uebergänge in ſeiner Entwickelung der Zuſtände des Seins in das Werden und Fürſichſein darſtellt, nur in der völligen Gedankenloſigkeit geſchehe und über dem Denken liege. Hegel hätte darauf wohl erwiedert, daß ſie nur über dem Denken desjenigen liege, der ſo etwas ſagt, indem er dadurch zeigt, daß er den Gang deſſen, was Hegel Entwickelung nennt, den Uebergang von der Ariſtoteliſchen Dynamis in die Energie und Entelechie nicht verſteht. Durch ſolche Mißverſtändniſſe kommt nun Link dazu, auszuſprechen, daß die Schelling'ſche Naturphiloſophie doch ein Geſetz zur Beſtimmung der Mannigfaltigkeit der Naturgegenſtände gegeben habe und darum weiter fortgeſchritten ſei, wie die Hegel'ſche Philoſophie, mit der man in der Naturwiſſenſchaft nicht aus der Stelle komme, ohne zu bedenken, daß die Seite der Schelling'ſchen Philoſophie, welche die Mannigfaltigkeit der Natur zu vergeiſtigen und in Gedanken aufzufaſſen ſtrebt, ſchon ſeit Ariſtoteles exiſtirt, und daß das Eigenthümliche Schelling's eben darin beruht, die Natur ſpeculativ zu conſtruiren und die Mannigfaltigkeit wieder auf die Einheit des Gedankens zurückzuführen, und daß man ſeiner Anſicht nach noch weiter gehen und ſagen müßte, daß Hegel nicht über Ariſtoteles hinausgekommen wäre. Die philoſophiſche Seite iſt alſo bei Link nicht die ſtärkſte, um ſo mehr, als ſie im abſtract Allgemeinen ſtehen bleibt und nicht zur Entwickelung des Concreten fortgeht, ſo daß man im Beſonderen etwas von Gedankenmäßigem empfände. Alles Beſondere faßt er rein hiſtoriſch und beſchreibend auf. Aber das lebhafteſte Intereſſe an philoſophiſcher Auffaſſung erhebt ihn über die gewöhnliche Empirie, der er ſonſt anheimfallen würde, daher denn ungeachtet aller Klagen, daß er nicht zu poſitiven Erklärungen und zu einer Durchführung der metaphyſiſchen Anſichten zu dem concreten Inhalt der Natur in dem phyſiologiſchen Theil der Naturwiſſen-

Digitized by Google

schaften komme, sondern in bloßen Feinheiten von Kritisiren und Gegeneinanderhalten stehen bleibe, doch einer roheren Empirie gegenüber seine Vorträge immer ein anregendes Interesse behalten, obgleich sie nirgends zu einem Zusammenhang von Theorie und Praxis führen, und in das Leben doch nur empirisch eingreifen können. Letzteres ist besonders mit seinen Vorlesungen über Arzneimittellehre der Fall, welche den Gegenstand mehr von der chemisch-pharmakologischen Seite darstellen, den physiologischen Proceß der organischen Arzneiwirkung aber nicht in Betracht ziehen. Im Uebrigen hat Link manches empirische Verdienst durch richtige Beobachtungen in den früheren Perioden der Pflanzen-Anatomie, in der er mit Rudolphi zusammen in Göttingen einen Preis erhielt, wenn man auch nicht sagen kann, daß viel Neues von Bedeutung und Einfluß der Wissenschaft durch ihn zugefügt worden. Allgemein steht ihm eine gute classisch-wissenschaftliche Bildung und eine vielseitige Sprachkenntniß zur Seite.

(Fortsetzung folgt.)

Moderne Vasenerklärungen.

Nicht leicht möchte sich ein anderer Zweig der Archäologie so großer und lebendiger Theilnahme erfreuen, als die Vasenerklärung, eine Theilnahme, die zu dem bedingten Werthe jener Ueberreste des Alterthums in offenbarem Mißverhältnisse steht: ich nenne den Werth der antiken Vasen einen bedingten, denn wir haben ja hier nicht echte, von dem ursprünglichen, schaffenden Genius gebildete Kunstwerke vor uns, sondern meist Gegenstände des täglichen Lebens, die freilich in späterer Zeit, wo die Kunst mehr und mehr dem Luxus huldigt und profanen Zwecken dienstbar wird, sich mit dem ganzen Reichthume griechischer Kunst schmücken: immerhin aber gebührt ihnen nur eine untergeordnete Stufe; denn wenn das Studium derselben auch ein keineswegs verächtliches Hilfsmittel ist, um unsere bei so großen Verlusten lückenhafte Kenntniß der alten Kunst und Mythologie zu vervollständigen, so wird man doch das Wesen und die Bedeutung griechischer und etruscischer Kunst daraus eben so wenig erkennen, als man aus Theetassen und Pfeifenköpfen die Bestrebungen der Malerschulen in der Gegenwart zu würdigen vermag. Aber es ist einmal Mode, altattische Oelgefäße, Aschenurnen aus Corneto und Rola, Salbenbüchsen und dergl. zu sammeln und mit Abdrücken auf Stein und tiefsinnigen Erläuterungen bald in großen Prachtwerken, bald in kleiner Monographieen zu illustriren.

Ein gleicher Wetteifer beseelt Alle, von dem Napoleoniden, Prinzen von Canino, an, bis hinab zu dem jungen deutschen Gelehrten, der mit einem knappen Reisestipendium über die Alpen wandert; und dabei ist auch eigentlich nichts Wunderbares: denn die italienische Aristokratie hat immer etwas auf Gelehrsamkeit gehalten, und sucht nun ihren erbleichenden Glanz durch wissenschaftlichen Ruhm zu restauriren; der deutsche Gelehrte, der seinen Römerzug antritt, soll Entdeckungen machen, er soll etwas Neues mit in seine Heimath zurückbringen; das ist nun auf den andern Gebieten der Kunst und Wissenschaft eine schwere Aufgabe, das Meiste und Beste ist vorweggenommen, da kann man sich nur an die schon von Tausenden gesehenen und geschilderten Kunstschätze halten, und in diese Kunstwelt einen neuen tiefsinnigen Blick zu thun, ist Sache des Studiums und gereifterer Einsicht, die mit vielen Mühen und Entsagungen verbunden ist, und zuletzt auf keine allgemeine Anerkennung rechnen kann, weil die Ergebnisse solcher Forschungen der Masse des Publicums fern stehen; in vergelbten, mottenzerfressenen Pergamenten unleserliche Schriftzüge zu entziffern und nach ungeahnten Schätzen zu suchen, das ist veraltet und durchaus unpopulär; so greift man denn zu den bunten Töpfen, alten Scherben und andern Trümmern des antiken Hausraths, und entdeckt so mit leichter Mühe eine noch nie gesehene Vase, deren Gemälde mit genialer Hermeneutik erläutert und als Meisterstücke griechischer Kunst gepriesen werden; nun fügt man einen wo möglich farbigen Abdruck bei, und ein Büchlein ist fertig, um über die Alpen zu den hyperboreischen Gönnern zu wandern, was auch eine elegante Dame, ohne sich zu schämen, auf ihrem Tischchen in Rococostil auslegen kann. Doch beleuchten wir die Vasenerklärung ein wenig näher, so wird sich bald das Unwissenschaftliche sehr vieler Versuche auf diesem Gebiete zeigen.

Die Behauptung, welche eben ausgesprochen worden ist, könnte leicht für unbegründet oder doch für übertrieben gehalten werden, es scheint deshalb nothwendig, dieselbe wenigstens durch ein oder das andere Beispiel zu erweisen, und zwar soll dasselbe nicht aus einer der vielen kleinen Schriften entlehnt werden, die alljährlich jenseits und diesseits der Alpen erscheinen, sondern aus den Werken der Männer, die gewöhnlich vorzugsweise als Meister auf diesem Gebiete der Wissenschaft betrachtet werden. Hr. Gerhard, Archäolog des königlichen Museums zu Berlin, stellt in seinen auserlesenen Vasenbildern hauptsächlich etruscischen Fundorts (Berlin 1839, bei Reimer) zunächst diejenigen Gemälde zusammen, welche sich auf Athene's Geburt beziehen, und beschäftigt sich namentlich im ersten Hefte mit der Erklärung einer Vase im Besitz des Vicomte Beugnot (hierzu gehören Tafel III und IV), wo Zeus dargestellt ist, der von seiner gewappneten Tochter eben entbunden ist, den deshalb Eileithyia und Hephästos zu verlassen im Begriff sind; dem Zeus nähern sich auf der einen Seite Artemis, auf der andern Poseidon (der mit Namen bezeichnet ist), eine geflügelte Jungfrau, die Hr. Gerhard, ich weiß nicht, mit welchem Rechte, für eine Nike oder Siegesgöttin erklärt, während sie weit eher für eine Iris gehalten werden kann, ferner Dionysos und vor diesem eine jugendliche Männergestalt, mit Lorbeer bekränzt, ohne weitere Angabe des Namens. Diesen erklärt nun Hr. Gerhard nicht etwa für den Apollo, worauf jener Kranz leicht führen könnte, sondern er dringt tiefer ein und deutet ihn als den Ἀπόλλων πατρῷος; Schade nur, daß diese geniale Exegese an einer kleinen Unwahrscheinlichkeit scheitert: Ἀπόλλων πατρῷος ist eine atheniſche Gottheit und nach einem rein attischen Mythus nicht Sohn des Zeus und der Latona, sondern des Hephästos und der Athene; wenigstens sagt Cicero, de Natura Deor. III. 22: „Vulcani item complures, primus Coelo natus, ex quo et Minerva Apollinem eum, cujus in tutela Athenas antiqui historici esse voluerunt;“ und gleich darauf im 23. Capitel: „Apollinem, antiquissimus is, quem paullo ante ex Vulcano natum esse dixi, custodem Athenarum.“ Nun ist aber dieser Apollo, unter dessen Obhut, wie Cicero an den angeführten Stellen sagt, Athen stand, kein anderer als eben jener Ἀπόλλων πατρῷος, wie unzweifelhaft hervorgeht aus Aristoteles

Digitized by Google

bei Harpokration unter *Ἀπόλλων Πατρῷος· Τὸν δὲ Ἀπόλλωνα κοινῶς πατρῷον τιμῶσιν Ἀθηναῖοι, ἀπὸ Ἴωνος· τούτου γὰρ οἰκήσαντος τὴν Ἀττικήν, ὡς Ἀριστοτέλης φησί, τοὺς Ἀθηναίους Ἴωνας κληθῆναι καὶ Ἀπόλλω πατρῷον ὀνομασθῆναι.* Hr. Gerhard läßt also den Sohn eher geboren werden, als die Mutter, denn Athene hat auf jenem Vasengemälde noch nicht einmal das Haupt des Vaters völlig verlassen, während ihr getreuer Sohn, der *Ἀπόλλων πατρῷος* schon ein reifer Jüngling erscheint, um dieselbe zu begrüßen.

Vorliegende Zeilen waren niedergeschrieben, als uns eben das Octoberheft der hallischen Litteraturzeitung in die Hände kommt, worin sich eine Recension des eben genannten Gerhard'schen Werkes von Hrn. Th. P. (Theodor Panofka in Berlin) befindet, worin die Erscheinung jenes Buches als eine höchst erfreuliche begrüßt wird; namentlich hebt Hr. Panofka hervor, daß der Verf. sich niemals mit einseitiger und oberflächlicher Namentaufe befriedige, sondern stets in den tiefern Sinn religiöser und mythologischer Scenen einzudringen strebe. Ohne weiter darauf einzugehen, wollen wir lieber ein Beispiel der Erklärungsmethode von Hrn. Panofka anführen; es befinden sich nämlich auf dem ebengenannten Vasengemälde am äußeren Rande noch zwei Figuren, und zwar links eine Mannsgestalt, mit einem Stab in den Händen, die Hr. Gerhard für einen Rhabduch, d. h. den Demos von Athen erklärt, eine Deutung, die wir ganz auf sich beruhen lassen wollen, der aber Hr. Panofka beipflichtet; rechts erblickt man einen älteren Mann mit grauem Haar und Bart, ebenfalls mit einem Stab in den Händen, den Hr. Panofka nicht für den Meergott Nereus, sondern vielmehr für einen Triton halten will, indem er sagt: „Sollte vielleicht Nereus für Triton hier dargestellt sein zur Bezeichnung der *λίμνη Τριτωνίς*, wo Athene geboren ward?" Hr. Panofka meint also, es solle eigentlich ein Triton dargestellt werden, gleichwohl hat die Figur auch nicht die mindeste Aehnlichkeit mit einem Triton, der doch sonst auf andern Bildwerken durch sein charakteristisches Aeußere sehr leicht kenntlich ist. Wie kommt nun also Hr. Panofka dazu, mit aller Gewalt an die Stelle des Nereus den Triton zu substituiren? Er fügt selbst hinzu: „In dieser Vermuthung bestärkt uns Pausanias, VIII. 26, 4: Aliphera hat seinen Namen von Alipheros, dem Sohne des Lykaon; es sind daselbst Heiligthümer des Asklepios und der Athene, die sie am meisten verehren, weil sie sagen, sie sei bei ihnen geboren und auferzogen worden; sie errichteten auch einen Altar des Zeus Locheates, zumal er hier die Athene ans Licht brachte, und eine Quelle nennen sie die Tritonische, die Sage vom Flusse Triton sich aneignend." „Alipheros bedeutet Meerungeheuer, und ist nur ein anderer Name für Triton, den ich zu Gunsten des weißhaarigen Alten hier um so lieber in Vorschlag brächte, als eine Localgottheit an dieser Stelle von jedem unbefangenen Beschauer erwartet wird." In diesen Worten herrscht eine so unglaubliche Verwirrung und Willkür, daß es nöthig ist, zuvor den thatsächlichen Bestand kurz darzulegen. Athene heißt bei Homer *Τριτογένεια*, ein Beiname, dessen Sinn den Griechen selbst unklar war, daher so vielfache Deutungen; denn während die Einen es von *τριτώ*, das Haupt (aus dem äolischen Dialekte, wo freilich das Wort sich so wenig, wie vieles Andere, was diesem Dialekt gewöhnlich zugeschrieben wird, nachweisen läßt), ableiten, so daß es die hauptentsprossene Tochter des Zeus bedeute, legen Andere einen tiefen mystischen und philosophischen Sinn unter; die gewöhnlichste Ansicht jedoch war, der Name rühre von dem libyschen Flusse Triton oder dem See Tritonis her, der mit jenem Flusse zusammenhängt, weil daselbst Athene geboren sei, aber nicht vom Zeus, sondern vom Poseidon, siehe Pausanias I. 44: *Τὸ δὲ ἄγαλμα ὁρῶν τῆς Ἀθηνᾶς γλαυκοὺς ἔχον τοὺς ὀφθαλμούς. Λιβύων τὸν μῦθον ὄντα εὑρίσκων· τούτοις γὰρ ἔστιν εἰρημένον Ποσειδῶνος καὶ λίμνης Τριτωνίδος θυγατέρα εἶναι.* Von der Verehrung der Athene am See Tritonis siehe ebendas. II. 21. Wie nun die Griechen diesen Mythos, den sie aus dem Orient erhalten hatten, nach ihrer Weise umgestalteten und auf sinnige Weise zu einer selbständigen und eben dadurch echt hellenischen Sage umschufen, so tritt auch das Bestreben ein, dieselbe in Griechenland selbst zu fixiren, um dadurch jede Spur des fremden Ursprungs zu tilgen; so finden wir in Böotien bei Alalkomená, wo der Athenecultus seit alter Zeit heimisch war, einen Fluß Triton, Pausanias IX. 33: *Ῥεῖ δὲ καὶ ποταμὸς ἐνταῦθα οὐ μέγας χείμαρρος· ὀνομάζουσι δὲ Τρίτωνα αὐτὸν, ὅτι τὴν Ἀθηνᾶν τραφῆναι παρὰ ποταμῷ Τρίτωνι ἔχει λόγος, ὡς δὴ τοῦτον τὸν Τρίτωνα ὄντα καὶ οὐχὶ τὸν Λιβύων, ὃς ἐς τὴν πρὸς Λιβύῃ θάλασσαν ἐκδίδωσιν ἐκ τῆς Τριτωνίδος λίμνης.* Ebenso war in Arkadien, wo gleichfalls der Athenecultus uralt ist, bei der Stadt Aliphera ein See, Tritonis genannt, wo Athene vom Zeus geboren sein soll, siehe Pausan. VIII. 26, welche Stelle Hr. Panofka angeführt hatte. Wie verfährt nun der Exegetes mit jener Sage? Er verlangt als unbefangener Beschauer auf dem Vasengemälde eine Localgottheit, und darum muß der Meergott Nereus dem Seeungeheuer Triton weichen; Athene ist am See Tritonis geboren, dies hängt offenbar mit dem Meerungethüm Triton zusammen; dieser bezeichnet also den Ort, und zwar Aliphera in Arkadien, dessen Gründer Alipheros ist; das ist aber kein Anderer, als eben jener Triton, denn Alipheros bedeutet Meerungeheuer. Leider sieht es mit der neuen Entdeckung Hrn. Panofka's sehr mißlich aus, denn Alipheros, der der Sohn des Lykaon ist, kann unmöglich ein Meerungethüm bedeuten, weil dies allen Gesetzen der Sprache widerstreitet, er müßte doch wenigstens Halipheros (*Ἁλίφηρος*) heißen; doch freilich dergleichen mikrologische Dinge, wie Accente, Spirituszeichen geniren die Herren Vasenerklärer nicht sehr; von dem Bedenken, was der zweite Theil des Namens (*φηρ* oder *θηρ*) erregen kann, schweige ich, aber das begreife ich nicht, wie die Arkadier als Bewohner des Binnenlandes, die bekanntlich mit dem Meere allein unter allen hellenischen Stämmen in gar keinen Verkehr traten, ihren alten Heros und Ahnherrn, ich will nicht sagen als einen Meergott, sondern als ein Meerungeheuer sich vorstellen konnten. Ferner ist ganz und gar unerwiesen, daß der Name des arkadischen Sees Tritonis oder des böotischen Flusses Triton irgendwie mit dem Seeungethüm Triton zusammenhänge; es hat nie ein Grieche daran gedacht, Beide mit einander in Verbindung zu setzen, vielmehr haben die Arkadier und Böotier ganz einfach den Namen der libyschen Localität überragen; und eben so wenig darf man bei dem afrikanischen Flusse an den Meertriton denken, eine Deutung, die erst in später alexandrinischer Zeit versucht worden ist, aber hier natürlich von gar keinem Gewicht sein kann. Oder will Hr. Panofka seine Athene an den libyschen Triton versetzen? denn seine Worte sind etwas unklar. Schade nur, daß Athene dort nicht als eine Tochter des Zeus, wie hier auf dem Vasenbilde nach hellenischer Vorstellung, sondern als eine Tochter des Poseidon erscheint. So erweisen sich denn alle Folgerungen und Schlüsse Hrn. Panofka's als übereilt und trügerisch. 10.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Digitized by Google

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

12. Januar. № 10. 1841.

Die Universität Berlin.

(Fortsetzung.)

J. Müller ist ein rüstiger Forscher und Lehrer, der nicht nur prüfend an allen neuen Fortschritten Theil nimmt, sondern auch selbstthätig durch eigene Arbeiten mitwirkt. Vorzüglich hat sich Müller im Gebiete der Anatomie und der vergleichenden Anatomie insbesondere ausgezeichnet. Berühmt ist sein Werk über den Bau der Drüsen, worin er durch Beachtungen aus allen Thierclassen zeigte, daß alle Drüsen sich nach dem Typus der einfachen und verzweigten Blinddärmchen bilden, an deren blinden Enden die Körnchen der zusammengesetzten Drüsen entstehen, was ungeachtet der früheren Beobachtungen von Meckel und Carus doch nicht so allgemein durchgeführt war. Sehr glücklich hat Müller seine anatomischen Studien auf die Naturgeschichte und Classification der Fische in dem Werke über die Myxinoiden und über die plagiostomen Knorpelfische (Rochen und Haifische), so wie neuerlich auf die Naturgeschichte der Seesterne angewendet. Obgleich Müller in seinen früheren Schriften: zur Physiologie des Gesichtssinnes, und in dem Grundriß zu Vorlesungen über Physiologie, eine philosophische Tendenz blicken ließ, so hat er jetzt diese Richtung gänzlich aufgegeben, und er zeigt sich in seinem neueren Handbuch der Physiologie als ein rein anatomischer Physiolog, der von dem fertigen Bau des Körpers ausgeht und die Lebensthätigkeit desselben mit Hilfe von chemischen, mechanischen, galvanischen und anderen physikalischen Erklärungen erläutert. Seine Physiologie ist eine anatomische Physik, wie Müller denn auch selbst seine Physiologie des Nervensystems mit dem Namen einer Physik der Nerven belegt, und seine Lehren von den übrigen Functionen ähnliche Benennungen rechtfertigen würden, weil sie in demselben Sinn behandelt werden, so daß wir hier eine Physik und Chemie der Zeugung so gut wie der übrigen Functionen erhalten. In denjenigen Theilen der Physiologie, wo wirklich physikalische Wirkungen der Organe sich zeigen, hat Müller auf diese Art sorgfältige Beobachtungen geliefert, z. E. über die Bildung der Stimme, wo von ihm die schönen älteren Versuche von Ferrein, über den Einfluß der Spannung der Stimmbänder auf die Höhe und Tiefe der Töne, mit vorzüglichem Erfolge wiederholt und bereichert worden sind. Allein in der physiologischen Erklärung der rein nach organischen Gesetzen sich äußernden Lebensactionen ist Müller, wo es über das Anatomische und Naturhistorische hinausgeht, weniger glücklich, indem sich aus Anatomie und Physik oder Chemie nie eine naturgemäße und praktisch brauchbare Physiologie wird zusammensetzen lassen, was man in der Physiologie der Generation am deutlichsten erkennt. Auch ist die formelle Anwendung der Philosophie auf die Natur, wie sie Müller in seinen genannten früheren Schriften versucht hatte, nicht wohl geeignet, die physiologischen Tiefen zu durchdringen und die wahre Idee der Natur zu Tage zu fördern, wenn gleich ihr nicht das Verdienst abgesprochen werden kann, die Aufmerksamkeit von der rohen sinnlichen Empirie zu dem Bedürfniß höherer vernünftiger Erkenntniß hinzuleiten. Müller fühlt dieses Bedürfniß ganz, und sein lebhaftes Streben ist auf seine Erfüllung hin gerichtet; aber auch die feinste anatomische Zergliederung und die letzte chemische Zerlegung der anatomischen Formen gehen nur rückwärts vom Leben zum Tode, und führen ab von dem erstrebten physiologischen Ziel, und besonders bei denjenigen Functionen, wo, wie beim Athmen und bei der Verdauung, der chemische Stoff zernichtet und in lebendige Gestalt metamorphosirt wird. Müller's Physiologie läßt daher, wegen ihres anatomisch-physikalischen Standpunktes, Vieles zu wünschen übrig, besonders für den Zweck der praktischen Medicin, wo der Körper nur in seinem eigenen, sich gegen den Chemismus erhaltenden und entwickelnden Lebensproceß verstanden sein will. Müller's Vorträge bleiben inzwischen anziehend durch ein reiches Material aus der Natur- und Entwickelungsgeschichte, durch sorgfältige Prüfung neuerer und älterer Versuche und Beobachtungen, durch umfassende Kritik fremder Ansichten, und auf den Gebieten der Anatomie entsprechen sie allen Anforderungen vollkommen. Müller hält Vorlesungen über menschliche, vergleichende und pathologische Anatomie und über Physiologie.

Auch Schlemm ist ein ausgezeichneter Anatom. Schon

Digitized by Google

zu Rudolphi's Zeiten war seine große Geschicklichkeit im Präpariren anerkannt, und in Rudolphi's Physiologie sind manche feinere anatomische Streitpunkte durch Schlemm's Präparate erläutert worden. Mit D'Alton zusammen hat Schlemm über die Nerven der Fische eine größere Arbeit verfaßt, welcher von Cuvier zur Aufmunterung ein Preis zuerkannt wurde. Auch entdeckte Schlemm die feinen Ganglien an den sensiblen Wurzeln der Sacralnerven. Schlemm's Vorträge sind durch Genauigkeit der Demonstration sehr unterrichtend.

K. H. Schultz, der botanische Harvey, wie ihn die Franzosen nennen, ist in mehreren Gebieten der theoretischen Medicin thätig, vorzugsweise in der medicinischen Botanik und Naturgeschichte, so wie in der Physiologie, allgemeinen Pathologie und Arzneimittellehre. Schultz machte sich zuerst durch die mikroskopische Entdeckung der sichtbaren Circulation des Lebenssaftes in dem Schöllkraute (Chelidonium majus) bekannt. Fortgesetzte Beobachtungen zeigten, ungeachtet aller Widersprüche und Anfeindungen, welche diese Entdeckung erfuhr, sehr bald, daß diese Circulation in dem Rindensystem aller mit Gefäßen versehenen Pflanzen vorhanden sei, und daß sie sich von einer in den Zellen der niederen sogenannten Zellenpflanzen früher schon bekannten drehenden Bewegung ganz unterscheide, weil sie in besonderen netzförmig anastomosirenden Gefäßen und nicht in freien Zellenhüllen vor sich geht. Zum Unterschiede von jener drehenden Bewegung, welche den Namen Rotation erhielt, nannte Schultz die von ihm entdeckte Circulation in den Gefäßen der höheren Pflanzenclassen Cyclose, und wies die Existenz eines neuen, bisher nicht gekannten Systems von Gefäßen in den Pflanzen (die Lebenssaftgefäße) nach, das in der Rinde und den derselben analogen Theilen seinen Sitz hat. Eine ausführliche, mit vielen Kupfertafeln versehene Arbeit über die Cyclose und das Lebenssaftgefäßsystem, in französischer Sprache abgefaßt, erhielt im Jahr 1833 von der königlichen Akademie der Wissenschaften zu Paris, welche über diesen Gegenstand eine besondere Preisfrage gegeben hatte, den großen Preis für die physikalischen Wissenschaften, und ist vor Kurzem von der Akademie herausgegeben worden (Sur la circulation et sur les vaisseaux laticiferes dans les plantes, par le Dr. *C. H. Schultz*. Memoire qui a remporté le grand prix de physique proposé par l'Académie royale des sciences de Paris pour l'année 1833. Paris 1839). In dieser Schrift wird die Existenz des Lebensgefäßsystems und seiner verschiedenen Formen in allen Familien der mit wahren Spiralgefäßen versehenen Pflanzen, als eines großen inneren Gegensatzes gegen die Spiralgefäßbildung, gezeigt, und auf diese Weise nach der Eigenthümlichkeit der Gesammtorganisation derjenigen Pflanzen, in welchen sich die Lebenssaftgefäße und die Cyclose im Gegensatz mit Spiralgefäßen finden, und derjenigen, wo dieser innere Gegensatz fehlt, das Pflanzenreich in zwei große Abtheilungen: die Einorganigen oder Gleichorganigen, Homorgana, und in die Mehr- oder Getrenntorganigen: Heterorgana, unterschieden. Diese Eintheilung war schon in dem Werk über die Natur der lebendigen Pflanzen und in dem System des Pflanzenreichs nach der inneren Organisation gegeben, und ist nur empirisch näher begründet worden. Wir können zur Charakteristik der eigenthümlichen Ansichten Schultz's nur eine ganz kurze Uebersicht seiner organischen Systematik des Pflanzenreichs versuchen. Die Homorgana sind Pflanzen, deren Inneres aus lauter unter sich gleichen einfachen Schläuchen zusammengesetzt ist, ohne wahre Gefäßbildung, so daß jeder Schlauch die Totalität aller Function der ganzen Pflanzen repräsentirt, und die Pflanze aus solchen identischen Schläuchen zusammengesetzt ist, welche das Ganze im Einzelnen immer wiederholen, so daß selbst die Fortpflanzung durch einfache Metamorphose der Schläuche geschieht. In der äußeren Form sind die Schläuche den Zellen heterorganischer Pflanzen ähnlich, aber ihre Entwicklung unterscheidet sie von den Zellen ganz, weil sie alle Gegensätze der Functionen vereint in sich enthalten. Die Heterorgana dagegen haben ein doppeltes Gefäßsystem, und die Spiralgefäße, als Grundlage des Holzes, bilden das Assimilationsorgan, die Homorgana bilden die niederste Organisationsstufe. Die Lebenssaftgefäße als Grundlage der Rinde sind das Organ der Circulation, und diese beiden großen Gegensätze sind durch das Element des Zellgewebes, als Bildungsorgan, zur Einheit verbunden. Zur Ausübung der vegetativen Functionen der Heterorgana gehören also drei Systeme von inneren Organen. Dies ist eine höhere Stufe durch innere Differenzirung und Zusammensetzung. Diese Eintheilung eröffnet eine ganz neue Ansicht von der physiologischen Entwickelung großer innerer Gegensätze der Organisation und den darauf begründeten natürlichen Classen des Pflanzenreichs, und ergänzt und vervollständigt das bisherige natürliche System nach den Kotyledonen des Samenkeims, nach welchem man alle Pflanzen in Akotyledonen, Monokotyledonen und Dikotyledonen unterschied. Die Homorgana nämlich sind theils individuell und geschlechtlich ohne Gegensätze der inneren Organisation auf gleicher niederer Stufe geblieben, haben auch homorganische Sporen anstatt der Samen (H. sporifera) und gehören so weit zu den Akotyledonen; theils aber entwickeln sie heterorganisch gebildete Blüthen, und haben dann Samen mit Kotyledonen des Keims, H. florifera. Die Heterorgana aber sinken zum Theil in den Generationsorganen zur homorganischen Natur herab, werden ohne Blüthen sporentragend, H. sporifera, und diese gehören wieder zu den Akotyledonen. Die größere Zahl aber ist blühend, H. florifera, und gehört zu den Kotyledonarpflanzen. Doch bilden auch hier die Monokotyledonen und Di-

Digitized by Google

kotyledonen keine natürlich begrenzten Abtheilungen, sondern nach Verhältniß der inneren Organisation zeigen sich Verschiedenheiten, so groß wie zwischen Vögeln und Fledermäusen. Die Heterorgana nämlich sind entweder Synorgana, d. h. sie zeigen zusammengesetzte, aus Lebenssaftgefäßen und Spiralgefäßen in Verbindung gebildete Gefäßbündel, die im Zellgewebe zerstreut liegen; oder sie sind Dichorgana oder Getrenntorganige, d. h. sie haben beide Gefäßsysteme in Holz- und Rindenkörper getrennt. Nur diese Pflanzen haben eine wahre Rinde und festes Holz. Die Synorgana enthalten nur eine Classe mit homorganischen Sporen (Akotyledonen), ihre Mehrzahl ist blüthentragend und monokotyledonisch; aber eine Classe erhebt sich zur zusammengesetzten Blüthenbildung und wird dikotyledonisch, so daß also alle drei Kotyledonar-Abtheilungen sich bei der synorganischen Bildung wiederfinden. Die Dichorgana enthalten großentheils Dikotyledonen, tragen aber auch zum Theil monokotyledone Samen. Die Eintheilung nach den Kotyledonen entspricht also, gemäß den Untersuchungen von Schultz, der Gesammtorganisation der Pflanzen durchaus nicht, und es muß als ein eingreifender Fortschritt betrachtet werden, den die Wissenschaft durch die nähere Kenntniß der inneren Pflanzenorganisation erhalten hat. Für die Medicin ist durch die genaue Kenntniß der inneren Organe und besonders der verschiedenen Formen der Secretionsorgane eine tiefeingreifende Kenntniß des Zusammenhanges der Stoffbildung und deren natürlichen Verwandtschaften in den durch Form verwandten Abtheilungen gewonnen worden, wobei denn deutlich wird, daß die Analogie der Stoffbildung nicht immer mit den Familien der Pflanzen übereinstimmt, sondern oft weiter auf ganze Ordnungen übergreift und in vielen Familien sich wieder auf Gattungen beschränkt. Schultz nimmt in seinen Vorlesungen über Botanik auf alle älteren Systeme, besonders das Tournefort'sche, Linné'sche und Jussieu'sche Rücksicht, indem er diese als Entwickelungsstufen betrachtet, welche noch jetzt wichtige Stücke in dem Gesammtorganismus der heutigen Systematik bilden.

Als Physiolog hat Schultz die eingreifendsten Arbeiten über die Circulation und über die Verdauung geliefert, welche die Physiologie zugleich in nähere Verbindung mit der praktischen Medicin bringen und für die Lehre von den Unterleibskrankheiten von besonderer Wichtigkeit geworden sind. In der Darstellung der thierischen Circulation, welche ursprünglich einen Theil der französischen Preisschrift bildete, wurde zuerst eine Entwickelungsgeschichte des Bluts und vorzüglich der sogenannten Blutkügelchen gegeben, von denen Schultz zeigte, daß sie keine festen Kugeln, sondern hohle Blasen sind, welche die eigentlichen Respirationsorgane im Blut darstellen und zugleich durch die Absorption des Sauerstoffgases die im Innern eingeschlossenen Kerne verarbeiten und in den plastischen Theil des Bluts (das Plasma) umbilden. Damit hängt zusammen, daß die Lebenszustände der Blutbläschen den Zustand der Respiration eben so sehr, wie den Zustand der Lunge selbst bestimmen, und viele Respirationsbeschwerden bisher für Lungenkrankheiten gehalten worden sind, welche in der That nur in Krankheiten der Blutbläschen ihre wahre Quelle haben, wohin besonders viele Fälle von Schwerathmigkeit gehören. Die Feststellung der wahren lebendigen Bestandtheile des Bluts, des Plasma und der Blutbläschen, wird jetzt nach Schultz allgemein angenommen. Den wesentlichsten Fortschritt hat jedoch die Wissenschaft durch die von Schultz gegebene Bildungsgeschichte, oder die Geschichte der Entstehung und Wiederauflösung der Bläschen erhalten. Früher sah man die sogenannten Blutkügelchen als bleibende, unveränderliche und unter sich gleiche Theile des Bluts an, deren chemische Bestandtheile nur untersucht wurden, ohne daß man die entfernteste Ahnung von ihrer lebendigen Bedeutung hatte. Schultz zeigte nun aber, daß die Bläschen in beständiger Metamorphose begriffen sind, daß immer neue durch die Assimilation aus der Nahrung entstehen, indem die sich stufenweise verändernden Lymphkügelchen sich mit Blasen umgeben und in Blutblasen übergehen, und daß endlich nach der gänzlichen Verarbeitung des Inhalts der Blasen diese selbst völlig aufgelöst und mittelst der Pfortader zur Gallenbereitung verwendet und so wieder aus dem Körper ausgeschieden werden. Hierdurch mausert sich das Blut und wirft, wie alle Theile, seine alten Schlacken in dem Maße ab, als es sich ewig durch die Digestion neu reproducirt. Die ganze Masse der Blutbläschen besteht also nicht, wie man früher glaubte, aus unter sich gleichen Bläschen oder Kügelchen, sondern das Blut enthält ein Gemenge von so vielen Entwickelungsstufen der Bläschen neben einander, als von ihrem Entstehen bis zum Vergehen durchlaufen werden. Wie nun durch Hemmung und Uebereilung des Mauserungsprocesses mancherlei Krankheiten entstehen, und umgekehrt durch Begünstigung des Regenerationsprocesses die Gesundheit befestigt werden kann, ist aus der weiteren Verfolgung dieser Entwickelungsgeschichte der Blutbläschen deutlich geworden, und fängt an, für die praktische Medicin, z. E. die Theorie der Wassercuren, die Lehre von den Stockungen im Unterleibe u. s. w., reiche Früchte zu tragen, kann jedoch im Speciellen hier nicht weiter verfolgt werden.

In der Lehre von der Verdauung weicht Schultz von den gewöhnlichen chemischen Theorieen gänzlich ab. Er zeigt durch Versuche, die in den Vorlesungen vor den Zuhörern wiederholt worden, daß nicht durch einen sauern Magensaft die Speisen chemisch aufgelöst werden, sondern daß der nüchterne Magen sogar alkalisch reagirt, bei den fleischfressenden Thieren nicht minder wie bei den Wiederkäuern und anderen Pflanzenfressern, und daß die Säurebildung, deren

Digitized by Google

Grad bisher gar nicht bekannt war, durch Sättigung mit Alkalien sich viel geringer erweist, als man vorausgesetzt hatte, und daß ihre Bildung im Magen erst eine Folge der Verdauung der Speisen selbst ist, so wie daß es vorzüglich der mit der Nahrung verschluckte und im Magen durch Resorption concentrirte Speichel ist, welcher die Speisen zu dem Oxydations- und Säurebildungsproceß ansteckt. Auf diese Art wird allein die krankhafte Säurebildung im Darmcanal erklärlich, indem die Speisen hier in einen wirklich chemischen Gährungsproceß unter Entwicklung von Kohlensäure übergehen, wobei der Grad der Säure stärker wird, in dem Maße, als die Digestion gestört ist, was gerade umgekehrt sein müßte, wenn die Säure selbst Ursache der Digestion sein sollte, wie denn auch durch Genuß von Säure die Digestion nicht gefördert, sondern gestört wird. Von vorzüglichem Interesse sind die Beobachtungen über die Wiederholung der Magenverdauung im Blinddarm, wo die im Magen unverdaut gebliebenen Theile einer nochmaligen Verarbeitung unterworfen werden, so daß wenn der Magen ganz oder theilweise seine Dienste versagt, der Blinddarm seine Functionen übernehmen kann. Daher kann sich bei Digestionsfehlern des Magens, vorzüglich durch Uebermaß der Nahrung, der Blinddarm des Menschen zu größerem Umfang, fast wie bei den pflanzenfressenden Thieren ausbilden, wie dies bei sehr vielen plethorischen Unterleibskrankheiten geschieht. Da aber die eine Leber den Dienst der Gallenbereitung zur Chylification für beide Digestionsstufen im Magen und Blinddarm nämlich versehen muß, so können beide nicht gleichzeitig, sondern nur in verschiedenen Perioden vollendet werden, daher denn die Blinddarmdigestion meher eine Abend- und Nachtdigestion, die Magendigestion aber eine Tagdigestion ist, woher es denn kommt, daß das starke Abendessen, besonders bei schon gestörter Digestion, dadurch sehr nachtheilig wirkt, daß, weil die Leber nicht zweien Herren zugleich dienen kann, entweder die Magen- oder die Blinddarmdigestion unvollendet bleibt und gewöhnlich alle beide wechselseitig gestört werden. Alles dieses wird in den Vorlesungen durch Experimente an Thieren anschaulich erwiesen, und es mangelt nicht an der vielseitigsten Anwendung der gewonnenen Resultate auf die praktische Medicin, an der es überhaupt bisher so sehr fehlte. Wir müssen Schultz's eigenthümliche Leistungen in der allgemeinen Pathologie und der Geschichte der Medicin hier übergehen, doch ist Einiges hiervon schon früher in diesen Blättern zur Sprache gekommen. Schultz geht hierbei überhaupt von dem Begriff des Organismus im Gegensatz gegen den Mikrokosmus und sein physikalisch-chemisches Leben aus; ein Begriff, der zuerst mystisch, dann im Einzelnen mit mehr oder weniger Einsicht entwickelt, den Geist der modernen Medicin regiert hat, ohne daß er zum bestimmten allgemeinen Bewußtsein gekommen wäre. Schultz allgemeine Naturansicht ist überhaupt diese, den Organismus in seiner aus ihm selbst hervorgehenden Idee begriffsmäßig im Großen und Ganzen aufzufassen. Er macht hierbei einen empirischen Anfang, kommt aber zu einem speculativen Ende, indem das empirische Material in seinem natürlichen Zusammenhange und im organischen Proceß nach seiner eigenen Entwicklung von Innen heraus zur Einheit verbunden dargestellt wird. Der Organismus ist das körperliche Vorbild, nach dem seine Idee zu fassen ist, aber diese Idee als concrete wird nicht, wie in der Schelling'schen Naturphilosophie, speculativ construirt, sondern erfahrungsgemäß aus dem Gange ihrer Entwicklungsgeschichte gebildet, so daß sie nicht bloß in einer allgemeinen Abstraction oder in einem Schematisiren des besonderen Inhalts nach allgemeinen Formen besteht, sondern ein durch und durch organisirtes Abbild des lebendigen Organismus wird. Wie der Gedanke organisirt ist, so ist der Organismus ein gedankenmäßiger Proceß, dessen zu Grund liegende Idee von der Physiologie gesucht wird. Auf diese Art sucht Schultz den Gedanken nicht in die Natur hineinzulegen, sondern aus der Natur herauszulesen, daher denn alle seine Werke eine organisirte systematische Form besitzen, die aber nicht abstract theoretisch bleibt, sondern zugleich praktisch durchgebildet und überall im Leben angewendet wird.

(Fortsetzung folgt.)

Im Laufe dieses Monats erscheinen bei mir folgende neue Werke:

Die europäische Triarchie.

gr. 8. 1841. Broschirt.

Liturgik

oder

Theorie der stehenden Cultusformen in der evangelischen Kirche,

nebst praktischen Beilagen,

verfaßt von

Friedrich Wilhelm Klöpper,
Pastor und Superintendent zu Bergen.

gr. 8. 1841. Brosch.

Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Digitized by Google

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

13. Januar. № 11. 1841.

Die Universität Berlin.

(Fortsetzung.)

Schönlein ist der Mann des Lebens und Handelns in der Medicin, der den rechten Punkt im rechten Augenblick ergreift und dabei mehr durch große Naturgabe, als durch systematische Theorie geleitet wird, wenigstens das Geheimniß der letzteren nicht enthüllt hat. Wie alle großen Aerzte früherer Jahrhunderte, so geht auch Schönlein von reiner Naturkenntniß in der Medicin aus und betrachtet daher die Naturwissenschaften als die alleinigen Grundpfeiler der Praxis. Dies ist es, wodurch sich Schönlein's Richtung so sehr erhebt. Die van Helmonts, Sylvius, Sydenhams, Boerhaaves, Hallers, Hoffmanns, welche Naturforscher und Aerzte in einem Guß waren, sind in neuerer Zeit nicht wiedergekommen, weil das riesenmäßig angeschwollene Material in den vielen neuen Zweigen der empirischen Naturkunde sie in der Geburt erstickt hat, und der Geist derselben nicht mehr so leicht zu fassen ist, als zu einer Zeit, wo durch leichtere Uebersicht der Forscher über das Ganze mehr Herr werden konnte. Daher sind die Aerzte zur unmittelbaren praktischen Empirie übergegangen und haben sich der Naturkunde entledigt, aber dadurch ihre wahre praktische Kraft gelähmt, indem sie sich des medicinischen Nervensystems beraubt haben. Das Vorurtheil der neueren Praktiker, daß es keine andere Wahrheit in der Medicin, als die unmittelbare Anschauung am Krankenbette gebe, ist aber so stürmisch durchgebrochen und hat so weit alle Ufer der Medicin überschwemmt, daß man es schon für eine spielende Liebhaberei anzusehen anfing, wenn sich ein Arzt neben der klinischen Beobachtung auch noch sonst mit Naturwissenschaft beschäftigte. Es war daher das Ei des Columbus von Schönlein, daß er sich über dieses Vorurtheil hinwegsetzte und es als nichtig durch die That widerlegte, indem er die Praxis wieder auf ihre natürliche Basis zurückführte und wissenschaftlich und naturgemäß die Medicin als eine angewandte Naturwissenschaft behandelte. Schönlein's Gang hierbei ist naturhistorisch, indem er sich an Sydenham unmittelbar anschließt, mehr die äußeren Phänomene studirt und den physiologischen inneren Gang des Krankheitsprocesses weniger berücksichtigt, so weit sich nämlich aus den Vorlesungen übersehen läßt. Schönlein ist nämlich selbst noch nicht zur Herausgabe seiner Naturgeschichte der Krankheiten gekommen, und das als seine Vorlesungen gedruckte Werk, wenn es auch im Allgemeinen als der Ausdruck seiner Ansichten gelten kann, ist jedoch von ihm nicht anerkannt worden, so daß man bis jetzt bloß die von ihm herrührenden Traditionen als sein Eigenthum ansehen darf. Diese sind übrigens reichhaltig und zeugen von einer reifen Verarbeitung eines reichen Materials, von umfangreicher Kenntniß durch Belesenheit und rascher Aneignung des Neuen in der Wissenschaft. Durch die naturhistorische Behandlung der Pathologie hat die Wissenschaft eine nach Analogie der Familien im Pflanzenreich und im Thierreich gebildete Unterscheidung der Krankheiten in natürliche Krankheitsfamilien erhalten, deren genaue Schilderung vor Allem zu Schönlein's Eigenthümlichkeiten gehört. Der Bildung der Familien selbst aber liegt eine getreue naturhistorische Beschreibung der Arten zu Grunde, deren Gesammterscheinungen Schönlein zu einem Krankheitsbilde zusammenstellt, wodurch er sich zu einer vollendeten Kunst der Diagnose erhoben hat. Man möchte sagen, Schönlein's ganze Vorzüglichkeit sei in der Auffassung der Krankheitsbilder und der darauf gegründeten natürlichen Diagnostik begründet. Auf die innere Analyse des Krankheitsprocesses läßt er sich weniger ein; aber dennoch gewinnt seine Pathologie durch die rein historische Behandlung eine lebendige Wissenschaftlichkeit, wie sie nur von Sydenham, Stahl, Frank irgend hat gegeben werden können. Ob die Behandlung der Pathologie nach naturhistorischen Analogieen das letzte Ziel derselben sei, kann hier dahingestellt bleiben; es handelt sich jetzt nur um eine zeitgemäße Befreiung der Wissenschaft aus den Fesseln der rein praktischen Empirie und von der drückenden Last der unbegriffenen traditionellen Massen, durch eine Rückkehr zu den Naturwissenschaften als natürlichem theoretischen Fundament der Medicin. In diesem Betracht wirkt Schönlein tief eingreifend und belebend auf das medicinische Studium schon dadurch,

Digitized by Google

daß die angehenden Aerzte von der praktischen Schule wieder auf das Studium der Naturwissenschaften zurückgewiesen werden, wodurch doch wieder die lange vermißte harmonische Verbindung und ein organischer Zusammenhang zwischen den theoretischen und praktischen Studien in der Medicin hergestellt werden muß, so daß wir nur Erfreuliches von Schönlein's Mitwirkung an der berliner Universität zu hoffen haben.

Busch ist Professor der Geburtshilfe und Director des obstetritischen Clinicums der Universität. Er ist als gewandter Praktiker und geschickter geburtshilflicher Kliniker und Techniker sehr gerühmt. In seinen Vorträgen und Schriften über Geburtskunde werden manche auf die geburtshilfliche Kunst bezügliche Gegenstände eigenthümlich erörtert, wenn auch die wissenschaftliche Medicin keine ausgezeichneten Fortschritte dadurch gewinnt. Seine Wirksamkeit ist vorzüglich im Kreise der Technik.

Hecker ist vorzüglich im Gebiete der Geschichte der Medicin thätig. Er hat sich zur Aufgabe gemacht, eine historische Pathologie gegenüber oder neben der klinischen Pathologie zu bilden. Es liegt dabei die Idee einer Bildungs- und Entwicklungsgeschichte großer Volkskrankheiten zu Grunde, die im Zusammenhange mit tellurischen und weltgeschichtlichen Begebenheiten entstehen und wieder vergehen. Dieselbe Idee, nach welcher bei den alten griechischen und römischen Aerzten und später vorzüglich von Sydenham und van Swieten die Lehre von den Epidemieen und den Krankheitsconstitutionen behandelt wurde. Hecker ist sorgfältig und fleißig, aber seine Arbeiten sind nicht auf Naturstudien, sondern mehr auf Bücherstudien gegründet, und beabsichtigen weit mehr, als sie leisten. Mittelst der durch bloß litterarische Hilfsmittel gesammelten Historien von Seuchen verschiedener Völker und Zeiten sucht Hecker den seit Sydenham beliebten Satz durchzuführen, daß die Volkskrankheiten im Ganzen wie die einzelnen Krankheiten individuell und selbständig verlaufen, wobei ihm aber die äußeren Einflüsse als geheimnißvolle Ursachen unerkannt bleiben, während gerade bei Hippokrates, Sydenham die Naturschilderungen der Epidemieen dadurch so großartig werden, daß eben der natürliche Zusammenhang der Epidemieen und Constitutionen mit den tellurischen Wirkungen aufgezeigt und beschrieben wird. In diesem Zusammenhange liegt die bewegende Idee, nach welcher der natürliche Gang der Epidemieen von großen Autoren geschildert worden ist. Die Unterscheidung von historischer und klinischer Pathologie ist mehr künstlich, in der Natur der Sache nicht begründet, denn alle wahre Pathologie muß klinisch, d. h. auf Naturstudien begründet sein, wenn sie einen Werth für das Leben haben und nicht auf bloße Wundergeschichten reducirt werden soll, deren Darstellung trocken und unerfreulich bleibt, wie inhaltreich auch der Gegenstand sonst noch sein mag. Auch läuft man hierbei Gefahr, daß die Geschichte der Medicin zu einer bloßen Geschichte der Pathologie verkümmert wird, während gerade die Geschichte der naturwissenschaftlichen Fundamente jetzt das größte Bedürfniß ist. Die Geschichte muß mit dem Studium der Sachen selbst in Verbindung getrieben werden.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber die Fragmente des Archytas und der älteren Pythagoreer. Eine Preisschrift von Dr. O. F. Gruppe. 8. 161 S. Berlin, 1840. Verlag von Eichler.

Die Gruppe'schen Arbeiten im Gebiete philologischer Forschung haben alle das Eigenthümliche, daß sie den Leser den Gang, welchen der Untersuchende genommen hat, um zu seinen Resultaten zu gelangen, vollständig mitmachen lassen. Wer die Ariadne und die Untersuchungen über die römische Elegie gelesen hat, wird wissen, was wir damit meinen. Die vorliegende Schrift, welche über einen der interessantesten Punkte des griechischen Alterthums die wundersamsten Aufschlüsse giebt, theilt jene Methode durchaus. Wir belauschen gleichsam den Verfasser in seinem Phrontisterion, sehen ihn sich über die bisherige Lage des fraglichen Gegenstandes orientiren, begleiten ihn auf seiner Wanderung zu den verschiedenen Alten, die als Kriterien über die Streitfragen, um die es sich handelt, dienen; wir bemerken, wie sich hier ein Zweifel löst, dort eine neue Frage stellt, oder eine Perspective für den weiteren Fortgang eröffnet. — Freilich streift dieses genetische Verfahren wohl hier und da an die Grenzlinie einer überflüssigen Breite; allein die belebte Darstellungsgabe und die sichtbare Freude und Lust, von der wir den zu uns Sprechenden — denn die ganze Darstellung trägt diesen heiteren Charakter lebendiger mündlicher Mittheilung — erfüllt sehen, verfehlt nicht, die gleiche Stimmung bei dem Leser und Hörer zu erwecken, und läßt es nie zu dem Gefühle der Langeweile kommen, die uns bei den gründlich gelehrten Abhandlungen mancher Philologen nicht selten gähnend überfällt. Dazu kommt noch ein anderer Umstand, der dieser Methode einen ganz eigenen Reiz verleiht. Hr. Gruppe weiß nämlich das Interesse der Leser auch dadurch in steter Spannung zu erhalten, daß er die Hauptpointen und die schlagendsten Gründe für seine Ansichten oder Entdeckungen geschickt aufzusparen versteht, so daß erst gegen das Ende der Untersuchungen die Hauptschläge geschehen, zu denen sich alle Vorbereitungen nur als leichtere Plänkeleien oder gar als Scheinangriffe erweisen, durch welche die Stärke der Gegner recognoscirt werden sollte. Indem aber doch auch im Verlaufe der Untersuchung schon hier und da mehr oder weniger deutlich auf jene Hauptpointen und die durch sie herbeizuführende Katastrophe hingewiesen wird, erhält das Ganze den Cha-

Digitized by Google

rakter eines, so zu sagen, dramatischen Fortgangs, an dem der Leser dann seinerseits auch mithandelnd, suchend und findend Theil zu nehmen sich im Falle sieht. Hier blickt offenbar ein poetisch-künstlerisches Element in der Persönlichkeit des Verfassers hindurch, das vielleicht nur durch äußere Verhältnisse in eine ihm ursprünglich fremde Bahn hineingezwängt worden sein mag.

Diese kurze Charakteristik der Gruppe'schen Methode vorauszuschicken, schien uns aus mehreren Gründen nothwendig, weil in ihr nicht nur die Stärke, sondern auch — die Schwäche seiner hierher gehörigen Arbeiten liegt. Denn abgesehen von der zu großen Breite und Weitläufigkeit, deren wir schon oben gedenken mußten, bringt dieselbe zwei Uebelstände mit sich, die der Wirkung seiner Leistungen und ihrer Anerkennung von dem vorzugsweise gelehrten Publicum nicht selten Eintrag gethan haben. Einmal nämlich ist jenes Verfahren oft — wie es auch bei der vorliegenden Arbeit der Verf. in der Vorrede andeutet — durch die „Ungunst äußerer Umstände" bedingt, welche den Verf. zu einer Eilfertigkeit nöthigen, die denn ein sorgfältigeres Scheiden des Nöthigen von dem Unnöthigen oder doch weniger Nöthigen, und ein strengeres Zusammenfassen und Abrunden unmöglich macht. Und wer hätte bei ähnlichen Bestrebungen nicht schon an sich selbst die Erfahrung gemacht, wie schwer es in der ersten Frische des Eindrucks wird, jene selbstüberwindende Strenge auszuüben, welche dazu gehört, die liebgewordenen Ausschößlinge und Nebensprossen von Studien schonungslos wegzuschneiden, und den Leser nicht auf allen den Umwegen und Seitengängen mit herumzuschleppen, die man selbst machen mußte, um den eine freie Aussicht und Uebersicht gewährenden Höhepunkt zu erreichen. Dabei soll noch nicht einmal der so leicht sich einschleichenden Eitelkeitsbefriedigung gedacht werden, welche darin liegt, daß man auch die Schwierigkeiten der Arbeit, die man zu überwinden hatte, gern in lebendigem Eindruck dem Leser zu vergegenwärtigen wünscht. Mag der den ersten Stein aufheben, der nie etwas Aehnliches empfand.

Bedenklicher aber ist der zweite Uebelstand, den jene Methode mit sich führt. Denn eben in der Zuversicht, mit welcher Hr. Gruppe auf die in Perspective liegenden Ausschlagsgewichte baut, sieht er sich nur allzu leicht verleitet, in den vorbereitenden Capiteln und Nebenpartieen es, wie man sagt, auf eine Handvoll Noten nicht ankommen zu lassen. Und da begegnet es ihm denn oft, daß er Fehler der Eilfertigkeit und Unbedachtsamkeit begeht, über die gar viele Philologen von der strengen Observanz nur gar zu leicht geneigt sind, das Positive und wirklich Neue und Gute, was dargeboten wird, zu vergessen. Auf der andern Seite führt ihn aber auch oft die Freude über das Gefundene bei der außerordentlichen Lebhaftigkeit seines Naturells zur Aufstellung von Consequenzen, welche den gegebenen festen Boden verlassen, und sich in Bereiche verlieren, für welche die Prämissen der gefundenen Resultate keine, oder doch nur eine sehr bedingte Giltigkeit haben, und wo ihm selbst die nothwendigen gründlichen Vorstudien mangeln, welche allein die nöthige Sicherheit gewähren können. Hier soll und muß die Kritik mit Ernst eintreten und das Recht der strengen Wissenschaft geltend machen, wie das denn auch in diesen Jahrbüchern zur Genüge geschehen ist. Immerhin aber haben darum die kritischen Zionswächter noch kein Recht, ihr Feuergeschrei ertönen zu lassen und, als wäre die philologische Republik in Gefahr, mit Löscheimern und Feuerspritzen herbeizueilen, oder mit Spießen und Stangen gegen einen Mann auszuziehen, dessen Irrthümer ihnen ja eben nur die beste Gelegenheit geben, die Wahrheit der alten Dogmen gegen seine ketzerischen Neoterismen auf das Glänzendste ins Licht zu setzen. „Zum großen Bau der Wissenschaften sind viele und verschiedene Hände und Köpfe erforderlich," und ich wüßte nicht, daß wir in unseren philologischen Disciplinen einen solchen Ueberfluß an dem Geiste, wie er sich doch unzweifelhaft in Hrn. Gruppe's Arbeiten trotz jener Irrthümer und Verstöße bethätigt, besäßen, um Beiträge, wie die seinigen, statt sie dankend anzunehmen, aus, wenn auch noch so gerechten, dennoch oft untergeordneten und einseitigen Rücksichten vornehm von der Hand weisen zu wollen. Freilich soll nicht geläugnet werden, daß Hr. Gruppe zuweilen, namentlich in der Ariadne, und noch mehr in der „römischen Elegie," durch die allzu leidenschaftliche Weise, mit welcher er wirkliche und mögliche Gegner seiner Ansichten und hypothetischen Resultate behandelt, eine Nemesis heraufbeschworen hat, die dann jenes pari, aut, si potes, maiore modio anzuwenden nicht verfehlte.

Von solcher Leidenschaftlichkeit hat sich Hr. Gruppe nun in der vorliegenden Arbeit durchaus freigehalten, und das ruhige Fortschreiten der wissenschaftlichen Untersuchung wird nicht durch heftige Diatriben oder spöttische Seitenbemerkungen gestört, die, selbst begründet, immer doch nur demjenigen, der sie braucht, nachtheiliger sind, als denen, gegen welche ihre Spitze gerichtet ist.

Die Schrift selbst verdankt ihr Entstehen einer Preisfrage der berliner Akademie der Wissenschaften, von der sie im verwichenen Jahre des Accessits und einer dem vollen Preise gleichen Summe für würdig erachtet worden ist. Die Akademie hatte eigentlich in vielen Punkten eine andere, namentlich eine strenger philologische Arbeit erwartet, während der Verf., wie wir glauben mit Recht, die Untersuchung mehr auf das Gebiet der philologischen Kritik gezogen hat. Man hatte eine neue vollständige Sammlung der Fragmente — Philolaos ausgenommen — verlangt, während Hr. Gruppe es vorzog, sich auf die schon vorhandenen Sammlungen zu beziehen, und nur Einiges hinzuzufügen. Die gleichfalls verlangte Emendation der Fragmente schien

Digitized by Google

ihm bei der gänzlichen Werthlosigkeit derselben unnöthig. Auch die Forderung eines näheren Eingehens auf den Dorismus erledigte sich durch die Entdeckung, daß hier die gewöhnlichste Sprache nur in dorische Vocale und Endungen verkleidet und selbst hier die Abweichung in den einzelnen Bruchstücken und Handschriften so unendlich vielfältig sei, daß sich bei dem gänzlichen Mangel eines Princips auch auf dieser Seite nichts thun ließ. Und in der That, wenn sich das Hauptresultat der Aufgabe so überwiegend negativ, wie hier, herausstellte, mochte dem Verf. wenig Lust bleiben, auf solche Nebendinge einen Fleiß zu verwenden, der seine allerdings hohe Bedeutung und Berechtigung in den scheinbar geringfügigsten Dingen doch nur in Bezug auf die Würdigkeit des Ganzen, zu dem jene gehören, hat und haben kann. Dagegen aber muß es allerdings gerügt werden, daß der Verf., der wahrscheinlich die Correctur selbst besorgte, vielleicht eben weil er noch zu sehr mit dem Inhalte selbst beschäftigt war, keine größere Sorgfalt auf Correctheit wie überhaupt so namentlich in den griechischen Citaten verwendet hat, in denen uns die störendsten Druckfehler und andere Ungenauigkeiten nur allzu häufig begegnen.

Die Schrift zerfällt in sieben Abschnitte. Im ersten wird die „Lage der Sache" dargestellt; im zweiten und dritten werden die Hauptkriterien, Aristoteles und Philolaos betrachtet und geprüft; im vierten Charakter und Lehrform des alten Pythagoreismus, und im fünften Divergenz der Pythagoreischen Lehre und Ausartung derselben dargestellt. Im sechsten wird eine Uebersicht der angeblichen Fragmente des Archytas gegeben, und das letzte Capitel durchmustert die Werke der übrigen Pythagoreer und giebt Aufschluß über den wahrscheinlichen Verfasser der Archyteischen und der meisten übrigen Fragmente. —

Der Stand der Sache war nun vor Hrn. Gruppe's Arbeit folgender. Als erwiesen ächt standen nur die Bruchstücke des Philolaos da, gegen welche sich nach Böckh's vortrefflicher Monographie auch kein Zweifel mehr erhoben hat. Philolaos Werk, in drei Abtheilungen zerfallend, wird übrigens auch schon im Alterthum bei weitem früher und von weit gewichtigeren Zeugen (Hermippos, Timon u. A., s. Böckh, S. 22 ff.) erwähnt, als irgend ein anderes der vollständig oder fragmentarisch uns überlieferten Pythagoreischen Werke. Entschieden einig dagegen war man seit Tennemann über die Unächtheit der Schriften der Pythagoreer Timäus: von der Weltseele, und Ocellus Lucanus: von der Natur des Alls. Schwankend aber waren die Ansichten über die Fragmente der übrigen Pythagoreer, von denen die des Archytas die bedeutendsten sind. H. Ritter und Trendelenburg (de Aristotelis Categor. p. 21—22) neigten sich auf die Seite der Unächtheit, während Hartenstein (de Archytae Tarentini fragmentis philosophicis) und Petersen, der eine in größerem, der andere in minderem Umfange, die Aechtheit jener Fragmente zu erweisen sich bestrebten (vgl. Petersen, histor.-philolog. Studien, Hamburg 1832, und in Zimmermann's Jahrbb. f. d. A. W., Jahrg. 1836, Hft. 9). Bei dieser Darstellung (S. 1—6) finden wir nur einen Hauptumstand übergangen. Schon Bentley nämlich verwarf in einer freilich nur flüchtig hingeworfenen Bemerkung in seinem Briefe an Boyle (de dialecto Attica p. 366—367) so gut wie alle Ueberreste der Pythagoreer als unächt. Es handelt sich dort um die angebliche Pythagoreerin Periktyone, aus welcher der Gegner Bentley's einen Mann, Periktyones, gemacht hatte. Von dieser Periktyone nun sagt Bentley a. a. O.: Sed ut ingenue dicam omnia eius fragmenta falsa et mentita puto, *ut pleraque ista librorum Pythagoricorum esse iusta suspicio est:* nam sero demum apparuerunt et longe post tempora scriptorum quibus affinguntur. Und ebendaselbst sagt er bei Gelegenheit der Erwähnung des Archytas in Porphyrius' Commentar zu den Harmonicis des Ptolemäus: *οὐ μάλιστα καὶ γνήσια εἶναι λέγεται τὰ συγγράμματα,* gradezu: Pauca reliquorum *talia habebuntur iudicio peritiorum.* Ein solches Wort in Bentley's Munde wiegt noch immer schwer genug, um hier vermißt zu werden.

Im zweiten Capitel entnimmt der Verf. aus Aristoteles folgende Kriterien der Aechtheit oder Unächtheit Pythagoreischer Ueberbleibsel. Erstens: Aristoteles sagt (Met. I, 6), Plato habe an die Stelle der Pythagoreischen Zahlen die Ideen eingeführt, also können Pythagoreische Fragmente, wie die des Archytas, wo die Ideen vorkommen, nicht ächt sein. Zweitens: Aristoteles spricht den Pythagoreern den Gebrauch der Kategorieen von *ὕλη, πάθη, ἕξις* ab (Met. I, 5), und doch kommen in den vorhandenen Archyteischen Fragmenten nicht nur diese, sondern die ganze Aristotelische Terminologie vor. Drittens: die ethischen Fragmente beschäftigen sich nicht nur ausführlich mit dem ganz eigenthümlich Aristotelischen Princip der Glückseligkeit, sondern stimmen sogar theilweise wörtlich mit Sätzen aus der Nikomachischen Ethik des Philosophen überein (S. 10). Die logischen Fragmente bei Simplicius hatten schon Petersen und Hartenstein als nicht Archyteisch fallen lassen, und ihre Unächtheit ist auch außer allem Zweifel (S. 12—18). Aber auch mit Philolaos haben diese Archyteischen Bruchstücke nichts gemein, und während dieser, um nur Eins anzuführen, noch im Polytheismus steht, „herrscht in den Fragmenten ein abstracter Monotheismus;" und wenn die Bescheidenheit der Pythagoreer, wie namentlich des Philolaos, nur die Möglichkeit einer beschränkten menschlichen Erkenntniß zu vindiciren sucht, nimmt dagegen Pseudoarchytas in einem Fragment bei Jamblichos (adhort. ad philos. IV, p. 39 ed. Kiessling) die volle Fähigkeit zur Erkenntniß der Wahrheit in allem Dasein für den denkenden Menschengeist in Anspruch: *γέγονε καὶ συνέστα ὁ ἄνθρωπος ποττὸ θεωρῆσαι τὸν λόγον τᾶς τῶ ὅλω φύσιος, καὶ τᾶς σοφίας ὢν ἔργον κτᾶσθαι καὶ θεωρὲν τὰν τῶν ἐόντων φρόνασιν.* Eine Kühnheit, für die man freilich dem Fragmentisten gut werden möchte, statt mit Hrn. Gruppe auszurufen (S. 22): „das ist doch wahrlich für jede Ansicht, sie sei auch, welche sie wolle, zu viel gesagt, und so kann sich wohl niemals ein Philosoph ausdrücken, am wenigsten ein Pythagoreer." Oder sollte Gruppe Hegel'n nicht für einen Philosophen halten? —

(Schluß folgt.)

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Digitized by Google

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

14. Januar. № 12. 1841.

Die Universität Berlin.

(Fortsetzung.)

Jüngken ist als geschickter Augenarzt und Operateur und als Lehrer der theoretischen Chirurgie sehr geschätzt. Er steht einer ophthalmiatrischen Klinik in dem Charitékrankenhause vor. Obgleich durch Originalität weniger ausgezeichnet, ist Jüngken durch Belesenheit und sorgfältiges Sammeln immer auf der Höhe der Wissenschaft geblieben und hat das Neue zeitgemäß im Leben anzuwenden gewußt.

Dieffenbach's ausgezeichnetes Talent bewegt sich im Gebiete der operativen Technik. Als Lehrer ist er weniger thätig.

Für den naturwissenschaftlichen Theil der medicinischen Studien sind an der berliner Universität noch mehrere Professoren der philosophischen Facultät thätig, deren Wirksamkeit als in die Medicin eingreifend hier zu berücksichtigen ist, namentlich in den Fächern der Chemie und Physik.

Mitscherlich zeichnet sich in der Chemie aus. Als Schüler von Berzelius, auf dessen Empfehlungen er in Berlin angestellt wurde, folgt er im Allgemeinen dessen allbekannten Grundsätzen, hat aber auch viel Eigenthümliches geleistet, z. E. über die Analogieen der Krystallformen mit der chemischen Zusammensetzung der krystallisirten Körper. Mitscherlich hat sich in neuerer Zeit viel mit organischer Chemie beschäftigt, und ist dabei im Sinne von Berzelius in Meinungsverschiedenheiten mit dem berühmten Liebig in Gießen gerathen, welcher hauptsächlich davon ausging, daß Berzelius zur Erklärung der organisch-chemischen Zerlegungen eine von der chemischen Verwandtschaft überhaupt verschiedene Kraft, die katalytische Kraft, annimmt, wodurch besonders die Bildung und Trennung der in der organischen Chemie so wichtig gewordenen zusammengesetzten Radicale, welche an die Stelle einfacher Elemente der anorganischen Chemie treten, von Berzelius und Mitscherlich erklärt wird. Liebig dagegen führt alle Processe der organischen Chemie auf die allgemeinen Gesetze der chemischen Verwandtschaft überhaupt und der mit ihr verbundenen galvanischen Spannungen zurück, und sieht die zusammengesetzten Radicalen der organischen Chemie als nur durch chemische Verwandtschaft gebildet an. Diese Differenz ist wichtiger, als es auf den ersten Anblick scheint. Der Theorie der katalytischen Kraft liegt die Neigung zu Grunde, den organischen Lebensproceß durch eine chemische Thätigkeit zu erklären und die organische Substanz als nach chemischen Gesetzen gebildet anzusehen, so daß die Chemie hiernach zur Grundlage der Physiologie gemacht und die Lebensthätigkeiten nach den Gesetzen der Chemie erklärt werden. Nach der Theorie der Wirkung allgemein chemischer Verwandtschaftsgesetze bei den organischen Stoffverbindungen aber werden die organischen Producte, so bald sie in chemischen Zersetzungen begriffen sind, nicht mehr als organisch lebendige, sondern als todte und chemische Substanzen betrachtet, worin keine organische Thätigkeit mehr, sondern der Chemismus wirksam ist. Nach der ersteren Vorstellung glaubt man durch die Chemie organische Körper machen zu können, nach der letzteren werden organische Körper durch die Chemie nur zerstört. Wir stellen diese beiden Theorieen bloß historisch zusammen, ohne uns hier irgend eine Beurtheilung derselben zu erlauben, zweifeln indessen nicht daran, daß die Aerzte, wo es auf physiologische Einsicht in Lebensvorgänge, deren Wirkungen oft gar nicht auf Stoffbildungen beruhen, ankommt, durch die Theorie der katalytischen Kraft sich wenig gefördert sehen werden, und daß, wo es auf Kenntniß der nicht mehr lebendigen organischen Stoffproducte ankommt, die allgemeinen Gesetze der chemischen Verwandtschaft vollkommen ausreichen, und man bei ihrer Anwendung nicht in Versuchung gerathen wird, organische Form und organisches Leben mit chemischer Stoffbildung und Zersetzung zu vermengen. Mitscherlich ist übrigens ein sehr geschickter Experimentator in der Chemie, der die Aufmerksamkeit der Zuhörer besonders durch die auf das praktische Leben bezüglichen Phänomene der Chemie rege zu halten und das Interesse für die Sache zu erhöhen sucht.

H. Roose hat eine ihm eigenthümliche, sehr gründliche Richtung in der Chemie sowohl der anorganischen als der organischen Stoffe. Er ist feiner Analytiker und giebt dem

Digitized by Google

Vortrag eine sehr praktische Richtung auf die Pharmacie und Pharmakologie. Er hält besondere Vorträge über die qualitative und über die quantitative chemische Analyse, und führt beide streng wissenschaftlich bis zu den schwierigsten Phänomenen durch, so daß besonders in der analytischen Chemie Geübtere die Vorträge mit Nutzen besuchen.

Kunth's Vorlesungen über die Botanik beziehen sich vorzüglich auf den terminologischen und beschreibenden Theil derselben, und seine Pflanzendemonstrationen sind sehr instructiv. In der Physiologie hat derselbe weniger gearbeitet. Kunth ist ein genauer Pflanzenkenner, geht aber in der künstlichen Trennung der Arten und der Familien, wobei er allein dem Jussieu'schen System folgt, vielleicht zu weit, und die Formbeschreibungen werden zuweilen durch übergroße Sorgfalt scrupulös.

Dove wird durch seine physikalischen Vorträge den jungen Aerzten sehr nützlich, besonders dadurch, daß von ihm die für die Lehre der Krankheitsconstitutionen und Epidemieen so wichtige Meteorologie sehr gründlich und ausführlich behandelt wird. Dove hat in dieser Wissenschaft selbst Eigenthümliches geleistet, indem er unter den Neueren die physikalischen Gesetze der Witterungsveränderungen unserer Breiten am genauesten verfolgt hat. Dove zeigte, daß sämmtliche nicht periodische Witterungsveränderungen unseres Klimas sich auf ein von ihm mit dem Namen des Drehungsgesetzes belegtes Grundphänomen zurückführen lassen. Es geht aus einer allgemeineren Betrachtung der Bewegungen des ganzen Luftkreises hervor, welche durch die örtlichen Verhältnisse Veränderungen erleiden. Es giebt eine Regelmäßigkeit des Ueberganges der verschiedenen Windesrichtungen in einander, womit die Verhältnisse des Luftdrucks, der Temperatur und der Feuchtigkeitsniederschläge constant zusammenhängen. In unseren Breiten läßt sich die Gesammtheit der Witterungserscheinungen auf den Kampf zweier entgegengesetzter (Nordost und Südwest) Luftströme reduciren, deren wechselweises Vorwalten die Witterungsextreme bei uns bedingt, so daß durch die Erkenntniß dieser Verhältnisse das Unbestimmte unserer Witterung doch durch seine bedingungsweise Regelmäßigkeit im Allgemeinen gehalten wird, wenn auch besondere Abweichungen sich zeigen. Im Uebrigen experimentirt Dove sehr geschickt, und läßt keine neue Erscheinung der Wissenschaft unverarbeitet an sich vorübergehen.

(Fortsetzung folgt.)

Gruppe „Ueber die Fragmente des Archytas und der älteren Pythagoreer."

(Schluß.)

Aber altpythagoreisch sind solche Dinge nicht, wenn gleich Platonisch und Aristotelisch, und wir geben dem Verf. vollkommen zu, daß nach Abzug aller aus Plato und Aristoteles entnommenen Momente die sogenannten Archytei-schen Fragmente völlig bedeutungs-, um nicht zu sagen inhaltslos erscheinen.

In einem diesem Capitel angehängten Excurse (S. 24—31) bestimmt Hr. Gruppe das Zeitalter des Archytas. Obgleich wir hier dem Resultate seiner Untersuchung, die bei der einfachen Lage der Sache (nur die falsche Lesart bei Cic. de Orat. III, 34, die übrigens durch den wolfenbüttler Codex beseitigt ist, streitet gegen die sonst übereinstimmenden Angaben) etwas zu sehr in die Länge gezogen ist*), vollkommen beistimmen, so können wir uns doch nicht mit allen Einzelnheiten einverstanden erklären. Mag immerhin der siebente Brief Platon's nicht minder unächt sein wie alle übrigen, jedenfalls ist er aus guter Zeit, und ein so offenbarer Widerspruch, wie der, welchen Hr. Gruppe S. 28—29 zwischen einer in ihm gegebenen Notiz gegen das Zeugniß Plutarch's finden will, schon darum nicht glaublich, weil, wenn der Briefsteller älter als Plutarch ist, dieser aus ihm, und umgekehrt, schöpfen mußte. Das δι' ἐκείνου in den Worten Plutarch's (vit. Dion. cap. 18) auf Platon zu beziehen und damit beide Zeugnisse in Einklang zu bringen, hindern weder Grammatik noch Zusammenhang. Ganz Unrecht hat aber der Verf., wenn er die Worte Cicero's (de Finib. V, 24) zu seinen Gunsten in Anspruch nimmt. Denn wenn Plato, wie der siebente Brief erzählt, die Freundschaft zwischen Archytas und Dionysius vermittelte, so mußte er sowohl den einen als den andern zuvor kennen gelernt haben.

Im vierten Capitel werden Charakter und Lehrform des alten Pythagoreismus geschildert, und auch aus der Unähnlichkeit der Fragmente mit der Art und Weise beider die Unächtheit erwiesen**). Die Lehrform der älteren Pythagoreer war die spruchartige, apophthegmatische, metaphorische, und hierher mögen auch die ὅροι des Archytas gehören, die schwerlich eine schriftstellerische Arbeit gewesen

*) Als ganz unnütz und unförderlich erscheinen z. B. die S. 31 aufgestellten Raisonnements.

**) Bei dieser Gelegenheit verwirft Gruppe als sinnlos und offenbar verdorben die Worte ἀφ' ἑστίας ἠγμένην in der Aristotelischen Oeconom. cap. 4, und conjicirt dafür ἐφ' ἑστίας ἡμένην, worauf ihn das bei Aristoteles (Rhetor. III, 4) erhaltene Apophthegma des Archytas führt. Allein es fragt sich, ob hier wirklich zu ändern nöthig sei? Aristoteles läßt die Pythagoreer sagen, man dürfe die Frau am allerwenigsten beleidigen und durch Unrecht kränken, weil sie gleichsam als eine ἱκέτις und als eine ἀφ' ἑστίας ἠγμένη, d. h. von dem Schutze des väterlichen Hauses durch den Gatten weggeführte (s. Stallb. zu Plat. Eutyphr. p. 12; Wachsmuth, Hell. Alterthumskunde, II, 1, S. 188) zu betrachten sei, die sich nur im Vertrauen, daß man sie nicht durch Unrecht kränken werde, habe wegführen lassen. Dies giebt ein richtigeres und dem Verhältnisse des Weibes zum Manne in der Ehe, wie uns dünkt, entsprechenderes Bild, als dasjenige ist, welches wir durch Hrn. Gruppe's immerhin sinnreiche Aenderung des Textes erhalten.

Digitized by Google

sind. Archytas selbst ferner ist eine bekannte, im Alterthum vielgefeierte Gestalt, viele Züge sind von ihm und seiner Persönlichkeit erhalten, aber von Schriften erwähnt kein älterer, vorchristlicher Schriftsteller etwas, und selbst Cicero, wo er eine Aeußerung erwähnt, die den Philosophen charakterisirt, beruft sich nur auf die Tradition (am auffallendsten de Amicitia cap. 23); auch Plato reiset zum Archytas, um seine Philosopheme kennen zu lernen, während er Philolaos Schriften studirte. Dies ganze Capitel ist mit besonderer Liebe behandelt, und gegen die Gründe, welche hier gegen die Existenz Archyteischer streng philosophischer Schriften überhaupt geltend gemacht werden, dürfte schwerlich viel eingewendet werden können. Nach allen ächten, uns über Archytas erhaltenen Nachrichten, haben wir uns denselben in wissenschaftlicher Hinsicht vorzugsweise als Mathematiker, Mechaniker, Musiker und vielleicht auch, nach Varro und Columella, als denkenden Beförderer der Agricultur vorzustellen, nicht aber als metaphysisch-ethischen Philosophen, wie ihn die Fragmente im Widerspruch mit aller sonstigen Ueberlieferung erscheinen lassen. Die alten Pythagoreer haben wir überhaupt nicht als schreibselige Stubengelehrte, sondern als Männer der politischen Praxis zu denken, deren lehrende Wirksamkeit bei weitem mehr eine mündliche war. Vorzugsweise gilt dies von dem mächtigen Archytas, der, an der Spitze des Staatslebens stehend, in seiner Gegenwart den weitesten Spielraum unmittelbarster Wirksamkeit besaß. Es wird höchst wahrscheinlich, daß die Schriftstellerei der Pythagoreer erst nach ihrer Vertreibung aus Großgriechenland beginnt. Der einzige Widerspruch, welcher hiergegen eintritt, eine Stelle des Aristoteles, nach welcher der Pythagoreer Alkmaion ein jüngerer Zeitgenosse des Pythagoras genannt wird (Aristot. Metaphys. I, 5), ist von dem Verf. zwar aus dem Wege geräumt, indem die hierher gehörige Notiz als spätes Einschiebsel mit gewichtigen Gründen verworfen worden ist (S. 52—58). Wenn also auch Alkmaion und seine prosaische Schriftstellerei noch etwas früher als Archytas zu setzen sein sollte, so folgt doch eben wegen der gänzlichen Inhaltsverschiedenheit zwischen der Schrift des Ersteren, welche Anatomisches, Naturbeobachtungen und Naturansichten enthielt, und den sich durchaus auf Moralphilosophie und Logik beschränkenden angeblichen Fragmenten des Archytas, daraus noch nichts für die Existenz von ächten Schriften des Letzteren zu Aristoteles' Zeit, der über Pythagoreische Physik sich auf Alkmaion und den Platonischen Timäus beschränkt. Aber daß Archytas überhaupt nichts geschrieben haben, und die ὅροι bei Aristoteles nur Tradition sein sollten, scheint mir weder aus diesem, noch aus anderen Gründen mit Nothwendigkeit zu folgen.

Im fünften Capitel weist der Verf. nach, wie schon bald nach Platon die bedeutende Divergenz innerhalb des alten Pythagoreismus, den man sich keineswegs mit so manchen Neueren als ein geschlossenes System zu denken habe, gänzlich aufhörte, und wie überdies der neuere, Platonische Pythagoreismus nur wenig Aehnlichkeit mit dem alten behielt. Daneben werden zwei Stellen des Aristoteles (Nicom. Eth. II, 5, u. I, 4 (cap. 6, §. 7 Zell.) als Interpolationen beseitigt*), und die von Damascius und Diogenes angeführten Ἀρχύτεια des Philosophen als untergeschoben nicht sowohl nachgewiesen, als verdächtigt. In diesem Capitel scheint indessen Hr. Gruppe allzuweit zu gehen, wenn er sich durchaus gegen die Möglichkeit einer Annäherung des Pythagoreismus zu Archytas' Zeit an Platonische Gedankenbestimmungen sträubt. Denn abgesehen davon, daß hier ein mäßiges Zugeständniß der von ihm behaupteten Unächtheit unserer Fragmente noch keineswegs widerstreitet, — Archytas war Zeitgenosse des Platon so gut wie Philolaos. Die Gährung der Geister, welche dem mit Platon eintretenden Wendepunkte der griechischen Philosophie vorherging, hatte nachweisbar auch die mit Platon gleichzeitigen Pythagoreer nicht unberührt gelassen. Wird ja doch Platon's Leben selbst von Geschichte und Tradition in eine sehr enge Verbindung mit den letzteren und ihren Häuptern gesetzt. Es darf daher jene Annäherung nicht nur nicht als etwas Unmögliches, es müßte vielmehr als befremdend erscheinen, wenn sich nicht schon bei jenen die Spuren und Anfänge Platonischer Gedankenbestimmungen finden sollten. Aber freilich: die Frage nach dem wieviel? hat hier den weitesten Spielraum. Auch das Pythagoreische in Platon ist auf der andern Seite nicht hoch genug angeschlagen, und daß Aristoteles dies so gering und verächtlich gehalten haben soll, wie Hr. Gruppe es zum öftern ausspricht, ermangelt des genügenden Beweises.

Wir können hier natürlich die im folgenden Capitel gegebene Uebersicht der angeblichen Fragmente des Archytas nicht im Einzelnen verfolgen, müssen vielmehr das genauere Eingehen dieser Art den speciell philologischen Zeitschriften überlassen. Nur auf zwei besonders wichtige Punkte wollen wir aufmerksam machen. Der erste ist die (S. 105) bei Gelegenheit einer Stelle des Simplicius (ad phys. f. 186 b.) über die Archyteische Definition der Zeit aufgestellte Vermuthung, daß die späteren Pythagoreer jenem alten Träger des Pythagoreismus Aristotelische Gedankenbestimmungen in der unlautern Absicht andichteten, den Aristoteles als abhängig von den Pythagoreern darzustellen, — eine Vermuthung, die sich mit dem Geiste der späteren Zeit,

*) Ueber die zuletzt genannte Stelle, an deren Interpolation zu glauben uns die von Hrn. Gruppe beigebrachten Gründe nicht vermocht haben, behalten wir uns vor, an einem andern Orte unsere Erklärung abzugeben, da Raum und Tendenz dieser Jahrbücher hier die nöthige Ausführlichkeit nicht gestatten.

Digitized by Google

in welche diese Fragmente fallen, gar wohl verträgt. Der zweite wichtige Punkt in diesem Capitel ist der S. 106—109 geführte Nachweis, daß der Fälscher, dem die jetzigen Fragmente des Archytas zugehören, bei seinem Entlehnen aus platonisirenden Neupythagoreern durch eine wunderbare Ironie des Zufalls, wie Hr. Gruppe es nennt, sogar eine Aeußerung des Moderatus, welche einen Tadel der alten Pythagoreer einschließt, in seiner Nachlässigkeit und Unwissenheit als Gedanken eines alten Pythagoreers selbst zum Besten gegeben hat.

Wer ist nun aber, oder wer sind die Verfasser dieser Fragmente? Hartenstein nimmt deren vier an. Hr. Gruppe nur einen einzigen für alle, auch für die übrigen Fragmente der Pythagoreer außer Archytas, die sich bei Jamblichos und Stobäos vorfinden. In allen treten die zwei Seiten, nach denen er sich in dem Archyteischen charakterisirte, kenntlich hervor, das Aristotelische und das — Jüdische. Dies letztere, das orientalische Element, wird insbesondere S. 129—132 an einzelnen sprachlichen Erscheinungen nachgewiesen, deren Betrachtung im Vergleich mit der Sprache der LXX und des Neuen Testaments S. 134—137 noch einmal aufgenommen wird. Auch die Vergleichung mit Philon liefert hinsichtlich der Gesammtanschauungen, Ansichten und Vorstellungen dasselbe Resultat (S. 137—143, besonders S. 141—142). Philo also dürfte den weitesten Zeitpunkt rückwärts für die Entstehung der Fragmente bezeichnen, wie sich Alexandria vorzugsweise als der Ort dafür darbietet (S. 133), weil eben dort hauptsächlich griechische Bildung mit dem Judenthum in enge Berührung trat. Was sich so in Form von Schlußfolgerungen und Conjecturen dem Verf. ergeben hat, dafür ist es ihm denn auch gelungen, einen directen Beweis in einer historischen Anspielung in den Fragmenten zu finden, auf deren Spur ihn, wie er S. 146 angiebt, Philo's Schrift εἰς Φλάκκον geführt hat. „Flaccus war unter Tiber und Caligula römischer Statthalter in Aegypten, der namentlich in späteren Jahren die zahlreichen Juden in Alexandria mit schwerem Druck sein Vorurtheil empfinden ließ. Als Cajus zur Regierung kam, wollten die Juden, wie Philo dies im 12. Capitel der gedachten Schrift erzählt, eine besondere Gesandtschaft an den Kaiser schicken. Flaccus schlug es ihnen ab, und verlangte selbst die Vermittlung zu übernehmen. Er las ihnen auch ein in ihrem Namen abgefaßtes Gratulationsschreiben vor, mit dem sie ihre Lage zu verbessern hofften; ja er sagte ausdrücklich, er wolle nichts hinzusetzen, damit der Wahrheit die Ehre würde, unterschlug aber dennoch die ganze Gesandtschaft, und suchte die Juden vielmehr dem Kaiser verhaßt zu machen." Auf diesen Flaccus nun bezieht Hr. Gruppe das in der dritten Dialeris des Anonymus befindliche, angebliche Epigramm der Kleobuline, dessen Autorschaft er dem Fälscher selbst zuschreibt:

Ἄνδρ' εἶδον πλέπτοντα καὶ ἐξαπατῶντα βιαίως.
Καὶ τὸ βιᾷ ῥέξαι, τοῦτο δικαιότατον.

In Bezug auf diesen argen Judenfeind, der den Landsleuten des Fragmentisten so viel bittere Noth bereitete (S. 147—148), setzt nun Hr. Gruppe mit großer Geschicklichkeit eine Menge Aeußerungen und Anspielungen in den Fragmenten, die allerdings für die Zeitgenossen eben so verständlich als von größtem Interesse sein mußten. Ja selbst an Anspielungen auf den eigenen, in guter Absicht unternommenen Betrug fehlt es nicht ganz (s. S. 144—145) und eben so wenig an Maskirungen des Orts, wo der Verf. lebte (S. 149), die dann wieder als Bestätigung des schon Ermittelten dienen können.

Somit ergiebt sich als Abfassungszeit das Ende der dritten Dekade im ersten nachchristlichen Jahrhundert, denn die Thronbesteigung des Caligula und somit die Unterschlagung jenes Gratulationsschreibens fallen in das Jahr 39 nach Chr. Geb. —

Von diesem Resultate ausgeschlossen sind die Kategorieen und die *λόγοι καθολικοί*. Ueber diese, namentlich die ersteren, giebt Hr. Gruppe eine Hypothese. Er hält sie für ein Machwerk der Platoniker, mit welchem diese die mit den angeblich Aristotelischen *Ἀρχυτείοις* zur Verunglimpfung der philosophischen Originalität Platon's getriebene Fälschung in gleicher Münze bezahlten, indem sie „eine Schrift fabricirten, aus welcher hervorgehen sollte, daß Aristoteles ein Plagiarius sei," und diese dem berühmten und gelehrten Commentator des Stagiriten, dem Andronikos, unterschoben. Ein Betrug, welcher selbst den Simplicius täuschte (S. 150—155). Die *λόγοι καθολικοί* gelten dann für den Versuch eines Späteren, jene einzelnen bei dem angeblichen Andronikos vorkommenden Stellen in fortlaufendem Zusammenhange zu vereinigen. In diese Classe der nicht jüdischen Fragmente setzt dann Hr. Gruppe auch die Schrift *περὶ ἀντικειμένων* bei Simplicius.

Läßt sich nun auch freilich bei dieser Art der Fragmente weder Ort noch Zeit ihrer Entstehung genauer ermitteln, immerhin bleibt dem Hrn. Verf. das Verdienst, in einer ihrer Natur nach dunklen und schwierigen Untersuchung durch geistreiche Vermuthungen und sinnvolle Combinationen zur vorläufigen Orientirung einen wichtigen Beitrag geliefert zu haben.

Oldenburg. Adolph Stahr.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Digitized by Google

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

15. Januar. № 13. 1841.

Geschichte der neueren Philosophie von Bacon von Verulam bis Benedict Spinoza, von Dr. L. A. Feuerbach. gr. 8. (31½ Bg.). Ansbach. Verlag von Brügel. (2 Thlr.)

Geschichte der neueren Philosophie. Darstellung, Entwicklung und Kritik der Leibnitz'schen Philosophie, von Dr. L. A. Feuerbach. gr. 8. (19 Bg.) Ansbach, 1837. Verlag von Brügel. (1½ Thlr.)

Das Studium der Geschichte der Philosophie gewährt demjenigen, welcher einem bestimmten philosophischen Systeme huldigt, zwei bedeutende Vortheile. Fürs Erste nämlich beweist ein System, je mehr es jenen speculativen Sinn erzeugt, der den wahren Gehalt der vergangenen philosophischen Systeme aufzuschließen im Stande ist, seinen philosophischen Werth, seine Wahrheit, seine Universalität, in welcher es nicht bloß ein besonderes System neben andern ist, sondern diese Besonderheiten in sich vereinigt, und damit das Bewußtsein eben so sehr ihres positiven Gehalts, als ihrer Beschränktheit hat. Eine Geschichte der Philosophie, welche das Verständniß der vergangenen Systeme um ein Wesentliches weiter bringt, müßte uns schon darum willkommen sein, weil wir daraus sehen, wie sehr die philosophische Bildung in der Gegenwart vorgerückt ist. Sie würde aber hiermit zugleich ein gegenwärtiges System vor der Verknöcherung in seine Besonderheit bewahren, ihm seine Lebendigkeit, seinen Geist neu erschaffen, indem es ihm die Aufgabe stellt, sich als die Wahrheit der vergangenen besonderen Productionen zu bewähren. Fürs Andere werden uns durch die Geschichte der Philosophie immerfort die eigenthümlichen philosophischen Fragen vorgehalten, und wir werden durch sie vor der Gefahr geschützt, sammt aller wahren Philosophie diese Fragen zu vergessen. Es läßt sich nicht verhehlen, daß jene Verknöcherung und diese Vergessenheit unter uns ziemlich überhand genommen hat. Beide Fehler sind aber nur einer und derselbe. Eine Philosophie, wenn sie sich im Bewußtsein der Zeit einige Geltung verschafft hat, wird gewöhnlich ein Mittel für die besonderen, realen Wissenschaften; sie erhält damit von selbst eine gewisse dogmatische Richtung; aus dieser entsteht nothwendig eine Beschränktheit der philosophischen Anschauung, aber auch zugleich die Unkenntniß dessen, was eigentlich Philosophie ist. Man adoptirt die Resultate der Philosophie, und versetzt sich mit der philosophischen Idee sogleich in das Gebiet des Realen. Man fühlt kein Bedürfniß, auf die Genesis dieser Idee zurückzugehen und die eigenthümlich philosophische Frage nach der Realität der Erkenntniß zu untersuchen. Die Philosophie als solche aber kann sich nicht damit befassen, das Verhältniß des Idealen und Realen an einem bestimmten Gegenstande, wie an Christus, zu betrachten; sie muß diese Frage ganz allgemein aufstellen, und ebenso umfassend beantworten. Ein dogmatisches Interesse an einem besondern Gegenstande kann sie unmöglich haben. Man hat schon oft wiederholt, die Hegel'sche Philosophie müsse in dem Detail der realen Wissenschaften ausgeführt werden; das ist immerhin gut. Aber man hat nicht bemerkt, daß damit die eigenthümliche Aufgabe der Philosophie, auf den Standpunkt der Erkenntniß des Realen, der absoluten Identität des Subjectiven und Objectiven zu führen, aus den Augen gerückt und die Philosophie hiermit nur zu einer Realwissenschaft gemacht würde, was sie so ohne Weiteres unmöglich sein kann. Man sollte vor Allem das thun, was die Philosophie als solche fordert, und dann das Zweite nicht lassen. Das wäre ein kräftigeres Mittel, die Würde der Philosophie zu bewahren, als wenn man sie in die Streitigkeiten des Tages hineinzieht, welche für sich immerhin ihren Gang gehen mögen, wenn sie nur die Philosophie unangetastet lassen. Diese hat noch andere und bessere Dinge zu thun, als in solchen Zänkereien mitzumachen. Um dieser Unabhängigkeit und Freiheit der Philosophie sich bewußt zu werden, dazu ist das Studium der Geschichte der Philosophie ein vortreffliches Mittel; dieses erfrischt unser Interesse an der Philosophie als solcher. Eine Zeit, in welcher der Sinn für die Geschichte der Philosophie verloren gegangen wäre, hätte in der That, wenn sie auch von lauter Philosophie strotzte, die Philosophie selbst verloren. Das Interesse für diese fällt ganz zusammen mit dem Interesse an

Digitized by Google

ihrer Geschichte. Es wird daher auch nur derjenige eine gute Geschichte der Philosophie schreiben, der mit speculativem Sinne eine uneigennützige Liebe zur Philosophie verbindet. Hr. Feuerbach hat schon vielfach gezeigt, daß er in unserer Zeit zu den Wenigen gehört, welchen die Philosophie als solche einen selbständigen Werth hat. Er besitzt daher auf besondere Weise den Beruf, eine Geschichte der Philosophie zu schreiben, ein Beruf, der bei ihm noch durch das ausgezeichnete Talent plastischer Darstellung unterstützt ist. Das Buch, das uns vorliegt, ist zum Theil schon seit mehreren Jahren erschienen; Ref. weiß aus eigener Erfahrung, daß dasselbe gern und mit Nutzen gelesen wird. Doch ist es nicht überflüssig, das Publicum auf dasselbe aufmerksam zu machen; denn es ist ganz geeignet, das uneigennützige Interesse an der Philosophie, das uns so sehr fehlt, durch ihre Geschichte neu zu beleben.

Der erste Band dieser Geschichte der Philosophie enthält die Geschichte der neueren Philosophie von Bacon von Verulam bis Benedict Spinoza; der zweite die Darstellung, Entwicklung und Kritik der Leibnitz'schen Philosophie. Die Darstellung jedes einzelnen Systems ist in den Hauptpunkten in einem besondern Anhange durch Originalstellen belegt. Diese Belege sind deshalb sehr angemessen, weil sie Vertrauen zur Objectivität der Darstellung gewähren, den Leser selbst in die Urkunden blicken lassen, und ihn damit selbst, so viel möglich, in die Eigenthümlichkeit eines Philosophen und die Vergangenheit des Systems zurückversetzen.

In dem zweiten Bande bestimmt Hr. Feuerbach seine Methode. Die Darstellung eines Systems ist zugleich Entwicklung desselben, — Entzifferung des wahren Sinns einer Philosophie, die Enthüllung dessen, was das Positive an ihr ist, die Darstellung ihrer Idee innerhalb der zeitlich bedingten, endlichen Bestimmungsweise dieser Idee. — Die Entwicklung des Geschichtsschreibers der Philosophie muß daher Reproduction sein; der Entwickler soll das Fremde nicht als Fremdes, sondern so, als wäre es das Seinige, er soll es als ein durch die eigene Thätigkeit Vermitteltes, Assimilirtes wiedergeben. — Die Kraft, die ihn erzeugt hat, dieselbe ist es, dieselbe muß es sein, die ihn wieder erzeugt. — Der Hr. Verf. fordert also speculativen Sinn von einem Geschichtschreiber der Philosophie; es ist das allererste Erforderniß, das an ihn zu machen ist; ohne dies müßten ihm die Systeme der Philosophie vollkommene Räthsel sein. Nur der speculative Sinn kann die Speculation in ihnen entdecken. Wir müssen diesen Systemen in den Hintergrund ihrer Entstehung blicken können, der ihnen selbst nicht ins Bewußtsein getreten ist; in diesem Hintergrunde liegt allein ihr Verständniß. Dieser Hintergrund muß also für uns schon Vordergrund gewesen sein; das ist nicht möglich, wenn wir selbst nicht wissen, was Speculation ist. So muß, wie Hr. Feuerbach sagt, aus dem Gesagten das herausgewickelt werden, was im Gesagten nicht gesagt ist, aber doch implicite in ihm liegt. Diese Regel muß vor allen Dingen auf den Ausgangspunkt eines Systems, auf sein Princip, aus dem Alles hervorgeht, angewandt werden. Daraus folgt aber auch, daß in der That nicht nur dieselbe Kraft dazu gehört, ein System zu reproduciren, die es geschaffen hat, — denn aus dieser würde nur dasselbe System entstehen, — sondern es gehört eine höhere speculative Kraft, eine Einsicht dazu, für welche eben jener Hintergrund schon in den Vordergrund getreten ist. Darin, daß das Princip eines Systems selbst ein höheres Princip enthält, das aber in ihm nicht gesetzt wird, — darin allein besteht die Entwicklung zu einem weiteren Systeme. Ref. wünschte deshalb, daß Hr. Feuerbach sich nicht bloß über die Entwicklung eines Systems, sondern der Systeme ausgesprochen hätte. —

Hr. Feuerbach hat in der Entwicklung der Idee, des positiven Gehalts einer Philosophie viel geleistet, — ein nicht geringes Verdienst, ein Verdienst, das noch erhöht wird durch eine geistvolle, höchst belebte Darstellung. Indem er ein System reproducirt, setzt er sich vorerst fest in der Objectivität des Systems; aber er identificirt sich mit seinem Philosophen, und überläßt sich in der Gewißheit, der Objectivität des Systems sich vollständig bemächtigt zu haben, dem ganzen Scharfsinn und der ganzen Ueppigkeit seiner freien Production, so daß er uns den wahren Gehalt einer Philosophie recht lebendig vor Augen zu stellen weiß. Wenn man auch hie und da wünschte, daß diese freie Production mehr das Princip im Auge behalten hätte, und daß, wie es einer geschichtlichen Darstellung ziemt, mehr ruhiges Gleichgewicht der Objectivität des Systems und der Subjectivität des Geschichtsschreibers gehalten würde, so möchte man doch wieder nicht den Genuß entbehren, den uns die Freiheit gewährt, welche Hr. Feuerbach mitten in der Objectivität zu behaupten weiß.

Die wahre Kritik nun, sagt Hr. Feuerbach, liegt in der Entwicklung selbst; denn diese ist nur möglich durch die Sonderung des Wesentlichen von dem Zufälligen, des Unbedingten von dem Bedingten, des Objectiven vom Subjectiven. Dieser Unterschied hat bei Hrn. Feuerbach namentlich den Sinn des Unterschieds des theologischen und philosophischen Elements einer Philosophie. Hr. Feuerbach hebt oft mit sehr großem Rechte diesen Unterschied hervor; sowie er selbst für sich die Philosophie von aller Befleckung mit der Theologie rein zu halten sucht, so hält er sich für verpflichtet, an jedem System das philosophische und theologische Element streng zu sondern. So nützlich diese Sonderung ist, und so sehr die Tendenz, aus der sie hervorgeht, ganz die Einstimmung des Ref. hat, so hat Hr. Feuerbach doch hierbei oft übersehen, daß, was er die theologische Vorstellung eines Systems nennt, doch selbst dem Inhalte

Digitized by Google

nach ein rein philosophischer Begriff, ja oft das Speculativste ist, was ein System enthält. Ref. wird unten die Belege zu dieser Behauptung geben. Diese Bemerkung jedoch muß uns, was hieher gehört, einen Verdacht gegen jene Sonderung des Wesentlichen vom Zufälligen erwecken. Das Zufällige wird denn doch auch wesentlich sein. Wir müssen es als Regel aufstellen, einen solchen Gegensatz in den philosophischen Systemen nicht anzuerkennen. Es giebt auch hier, wie überall, keine Zufälligkeit; wo wir sie finden, da sprechen wir nur das Geständniß aus, daß wir den Zusammenhang noch nicht entdeckt haben; da trennen wir die Individualität eines Systems in wesentliche und unwesentliche Merkmale. Um der Individualität des Systems willen sollten wir das nicht thun; wir zerstückeln sie damit, die an sich ein Ganzes ist. Diese Regel ist freilich unbequem; man wird sie durch Phrasen beseitigen von der Fülle und Freiheit der Individualität, die sich nicht durchaus in eine, wie man meint, pedantische Consequenz einschnüren lasse. Nichts destoweniger muß diese Regel befolgt werden, wenn wir objective Geschichte haben wollen. Ref. will hiermit nicht den Hrn. Verf. belehren, — er selbst hat sie sonst sehr genau befolgt, er hat sie gegen die Theologie angewandt, er hat gefordert, daß man sie in ihrer vollständigen Bestimmtheit erfassen müsse, von welcher nichts als zufällig und unwesentlich ausgeschlossen werden dürfe. Warum wendet er nun diese Regel nicht auf die philosophischen Systeme an? Warum spricht er hier von einer Sonderung des Wesentlichen und Zufälligen, eine Sonderung, welche die geschichtlichen Facta nur unserer Willkür preisgiebt? Und die Kritik soll diese Sonderung sein? Also wäre das Wesentliche eines Systems wahr, das Zufällige unwahr? Und die Individualität desselben, sein Unterschied von andern bestände nur in diesen unwahren Zufälligkeiten? Allein das Wesentliche eines Systems liegt gerade darin, daß es dieses bestimmte, individuelle System ist. Dieses individuelle System, in dieser Bestimmtheit, die seine Wesentlichkeit ausmacht, ist eben so vollkommen wahr, als es vollkommen falsch ist; es ist nicht nach der einen Seite wahr und nach der andern falsch. Das hat die Kritik zu zeigen. So erst ist die Kritik mit der Entwicklung identisch, und die wahre Kritik. Hr. Feuerbach hat hier eine Theorie aufgestellt, die zum Theil gerade im vorliegenden Buche seiner eigenen Praxis widerspricht.

Hr. Feuerbach entwickelt in der Einleitung des ersten Bandes den Zusammenhang des Protestantismus und der neueren Philosophie. Aus seinem „Bayle" wissen wir, daß er den Protestantismus von derselben auch zu unterscheiden weiß. Auch hier leitet er nicht gerade aus dem eigentlichen Protestantismus die neuere Philosophie ab, sondern derselbe ist ihm nur eine einzelne Erscheinung des Geistes, aus dem auch der Protestantismus hervorging. Ref. würde es daher für angemessener halten, wenn von der Entstehung der neueren Philosophie die Rede ist, gar nicht vom Protestantismus zu sprechen; denn damit entsteht immer wieder der Schein, als ob dasjenige, was man Protestantismus nennt, auch die Genesis der neueren Philosophie enthielte. Das ist durchaus nicht der Fall. Diese ist vielmehr völlig unabhängig von demselben entstanden, sie ist aus der Naturwissenschaft hervorgegangen. Um hier nur an Cartesius zu erinnern, sehe man seine Abhandlung de methodo. Die Naturwissenschaft war wieder in ihre Rechte gekommen, ohne daß hier irgendwie der Religion etwas zu verdanken wäre. Nun wurde eine höhere Begründung der Naturwissenschaft gefordert; denn der Mensch hatte gerade im Studium der Natur, das neu erwacht war, sein freies Selbstbewußtsein gefunden; es mußte gesagt werden, daß er von diesem aus zur Anschauung der Natur kam.

(Fortsetzung folgt.)

An die Deutschen und insbesondere die Preußen, über das Verlangen nach Preßfreiheit in Deutschland und nach Constitution im preußischen Staate. Leipzig, in Commission bei W. Einhorn.

Ein naives Trostbüchlein für alle Censurmüden, ein lehrreicher Rathgeber für die Constitutionssüchtigen! Trost und Rath erhalten wir aus dem Munde eines Nicht-Preußen, der wahrlich verdiente, einer zu sein. Mit dem allgemeinsten Gedankengange unseres Staates hat er sich hinreichend bekannt gemacht; seiner Sprache fehlt die Salbung nicht, bisweilen selbst nicht ein medicinischer Spott. Auf Gründlichkeit der Darstellung, abgesehen von dem undeutschen Volumen der Schrift in solchen Dingen, verzichtet der Verf. wie von selbst, indem er abbricht, ohne Manches noch hinzuzufügen, weil für Leute seiner Ansicht genug gesagt, für Andersgläubige jedes weitere Wort verloren sei. Warum aber mit so winziger Rüstung in einem so ernsten Kampfe auftreten, selbst auf die Gefahr hin, daß nach des Verf. eigener Meinung Schreier und Scribler mit unreifen Ansichten und excentrischen Wünschen dadurch herausgefordert werden möchten? Konnte er nicht, da nun einmal der Genius ihn trieb, mit einem tüchtigen, ächtdeutschen Werke, das historisch, mathematisch, philologisch die Frage über Preußen und Constitution erörterte, der Umschlagsannonce seiner Brochüre zur Wahrheit verhelfen, nämlich, daß man es lieber ganz ungelesen lassen möchte, als es nur flüchtig durchblättern, und dann sich jedes Urtheils enthalten? So aber hat der Verf. durch Umfang und Inhalt seiner Schrift die Möglichkeit geboten, sie auswendig zu lernen, ein schöner Gewinn für die Innerlichkeit derselben; durch die vielen Stichwörter, Schimpf- und Scherzreden hat er dem Publikum die Kritik ungemein erleichtert. Er hat das breite Gerede über den vorliegenden Gegenstand durch einige Beispiele, welche die Sache erklären sollen, vermehrt, hat zarte Punkte so leise als möglich berührt, und einige Wunden schmerzhaft betastet. Bisweilen könnte man bedenklich fragen: will der Verf. hier anklagen oder vertheidigen? welcher Sache will er dienen? Er ignorirt, daß durch Amnestie im politischen

Digitized by Google

Gebiete am leichtesten Einigung zu erreichen. Warum schmuggelt er halbvergessene Erinnerungen ein? Selbst die eigene Stellung, welche er sich zu den Tagesfragen giebt, möchte arge Bedenklichkeiten veranlassen. Daß wir ihm aufs Wort glauben, wie er eidlich versichert, er habe niemals ein Amt bekleidet, niemals einen Gehalt oder eine Pension bezogen, noch Hoffnung dergleichen zu erjagen, er lebe außerhalb der Grenzen des preußischen Staates ganz unabhängig, versteht sich von selbst. Stände uns eine Vermuthung frei, wir würden den Verf. für einen behäbigen Landbesitzer halten, der in gereiftem Alter für die Nachkommen besorgt, sonst schon durch Arzneimittellehre und empirische Psychologie um seine Nachbarn wohlverdient, nun auch in den lauten Streit der Gegenwart das altkluge Wort eines Nestor hineinruft. Daß es ihm dabei nicht auf Specialitäten, sondern nur auf ganz Allgemeines ankommt, beweist das ganze Schriftchen. Doch nicht zu vergessen das Bild, welches der Verf. von seiner Stellung entwirft! Welche Anklage liegt darin für Alle, die in den Grenzen des preußischen Staates leben, die ein Amt bekleiden, die einen Gehalt oder eine Pension beziehen, oder dergleichen zu erjagen sich einfallen lassen? Thäten alle diese nichts „aus eigenem, innerem Antriebe," nur immer geleitet „durch politische Medicinalräthe und polizeiliche Gesundheitsbeamte?" Soll eine solche Arznei „kühlen oder erwärmen," meint es der Verf. ernst- oder spaßhaft? Doch den Ernst verbitten wir uns; für den Spaß mag er sorgen.

Das Schriftchen nun selbst ist wesentlich historisch-combinatorisch einerseits, so wie nach der andern Seite mythisch-declamatorisch. Es nimmt theils für seinen eigenen Standpunkt die Sache aus einem zu entfernten Standpunkt, theils für die Sache selbst die Deduction meist aus den modernsten Neuigkeiten, oder unverbürgten Zeitungsnachrichten. Das Gutenbergsfest steht in Parallele mit der hambacher Versammlung, wegen der Champagner-Begeisterung in Reden und Toasten; die Forderer der Preßfreiheit und einer Constitution, besonders die preußischen Stände werden erinnert, daß die Diplomaten zu Wien im J. 1815 „zum Theil sehr warm ergriffen gewesen zu sein scheinen und in etwas exaltirter Stimmung Wechsel ausgestellt haben, die leicht geschrieben, aber schwer einzulösen waren." Eine beherzenswerthe Definition giebt der Verf. hierbei von den Diplomaten, indem er sagt: „sie müssen, um mit voller Besonnenheit zu verfahren, in ihrem Innern kalt und ruhig bleiben, selbst wenn es das Höchste und Heiligste gilt." Dies könnte allenfalls die obige Vermuthung über den Verf. umstoßen, wenn nicht die umgekehrte Meinung von den Diplomaten feststände, daß sie vielmehr, wenn es Innen noch so sehr kocht und glüht, äußerlich still und ruhig, wie das glatte Meer, erscheinen müßten, welches sich aber keineswegs in dem Aeußern dieses Schriftchens vorfindet, wie folgende Ausdrücke beweisen: sanguinische Voreiligkeit, Gehirnentzündung, die Thoren, unberufene, excentrisch-politische Kannegießer, thörichte Hirngespinnste, fanatische Freiheitshelden, sträfliche Unbesonnenheiten, Verirrungen und Tollheiten u. s. w." Behandeln wohl so Diplomaten gemüthskranke Unterhanen oder gar ganze Völker? Nicht einmal der verständige Arzt den wahrhaft Wahnsinnigen. Er knüpft an seine lichten Augenblicke an, ohne die Erinnerung desselben auf die krankhaften Momente zurückzuführen. Der Verf. wollte „beruhigende, hier kühlende, dort erwärmende Arzneimittel" reichen, und vergißt durch 76 Seiten, was er wollte. Er findet vielleicht seine Entschuldigung in den wiener Diplomaten, die auch kalt und ruhig bleiben sollten, die aber nach seinem eignen Geständniß zum Theil sehr warm ergriffen gewesen zu sein scheinen von den eben erlebten Begebenheiten. Der Hauptpunkt der Erörterung betrifft, wie natürlich, §. 18 und §. 13 der deutschen Bundesacte, gleichsam ihre Tendenzparagraphen. Um diese dreht sich die ganze Inquisition. Es wird die Zeit, bis die erstere theilweise in Erfüllung ging, bis 1837, im Ganzen 22 Jahre, eine überlange Geduldprobe genannt. Reichte hier das Wort lange nicht aus, um überlange für die Erfüllung des andern Theils zu versparen? So verschwenderisch gehen wir aber mit der Sprache und dem gedruckten Worte um. Darum erscheint dem Verf. das Verlangen nach Preßfreiheit ungerecht, wenigstens der Vorwurf gegen Regierung und Bundesversammlung, — daß die Censur von Zeit zu Zeit verschärft worden, weiß er, — weil die politische Aufregung in Deutschland selbst Männer in reiferem Alter ergriffen hatte. Meint er vielleicht die Glieder des Tugendbundes, oder die Bekämpfer desselben, wie den seligen Geheimerath Schmalz, der im Jahr 1808 als Verf. einer Adresse an die Preußen verdächtigt wurde, in welcher die Wörter: „Volk, Versammlung des Volkes, öffentliche Freiheit, Gleichheit, Abschaffung der Privilegien," die mit so schrecklichen Lettern in den Annalen der Nationen geschrieben seien, vorkamen? (S. Haude-Spen. Zeitg. vom 26. Novbr. 1808.) „Weil eine höchst gefährliche Gehirnentzündung anfing fast epidemisch zu werden, weil Handwerksburschen von diesem Schwindel ergriffen wurden, weil Kotzebue im Jahr 1819 ermordet wurde, weil ein Fest zu Hambach 1832 gefeiert wurde, konnte und durfte man nach reiflicher Ueberlegung die Preßfreiheit 1816—17 nicht stattfinden lassen." Die politische Krankheitsgeschichte Deutschlands wird mit großer Vorliebe behandelt und der Schein angenommen, als ob sich unser gutes Vaterland noch in der Nachcur befinde, aus der es sich doch zum wenigsten in den letzten Monaten bei seiner schönen Sym- und Antipathie in Bezug auf sich und Frankreich glücklich herausgerissen haben könnte. In eine ernstliche Untersuchung der Frage selbst einzugehen, verbietet der Verf. durchaus nicht, indem er diese für sich bestehen läßt, und nur die Schuld ihrer Unausführbarkeit für die Vergangenheit und Gegenwart auf die Unbesonnenen und Böswilligen wälzt, dabei aber doch unwillkürlich uns an das Schiller'sche Lied von der Hoffnung erinnert. Eine ähnliche Interpretation von der Furchtbarkeit der mißbrauchten Presse lieferte Göthe schon 1816 in den Worten: „Ein solcher Friede ward durch den äußern Frieden der Welt begünstigt, als nach ausgesprochener Preßfreiheit die Ankündigung der Isis erschien und jeder wohldenkende Weltkenner die leicht zu berechnenden unmittelbaren und die nicht zu berechnenden weitern Folgen mit Schrecken und Bedauern voraussah." Doch hinderte eine solche Prophezeiung nicht 1831 am 11. Mai, also beinahe ein Jahr nach der Juliusrevolution, die man doch allgemein auf Rechnung der Presse geschrieben hat, den baierschen Regierungscommissär, Herrn Staatsrath Abel, an der Betheuerung folgender Worte vor der versammelten Kammer: „Die Preßfreiheit ist von nun an ein Dogma in unserer politischen Glaubenslehre geworden. Und wer, meine Herren, könnte und möchte wohl jetzt noch der Censur das Wort reden, der Censur — dieser morschen Krücke einer schwachen, dieser lähmenden Fessel einer starken, in sich einigen Regierung?" Diesen Abel'schen Bildern stellt unser Schriftchen allerdings auch Bilder entgegen, die von der Jagd, dem Bratenschneiden, dem wilden Roß und dem wilden Mann hergenommen sind, sich ganz gut im Zusammenhange lesen lassen und dabei ihre Auflösung finden.

(Schluß folgt.)

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Digitized by Google

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

16. Januar. № 14. 1841.

L. A. Feuerbach „Geschichte der neueren Philosophie, von Bacon von Verulam bis Benedict Spinoza."

L. A. Feuerbach „Geschichte der neueren Philosophie. Darstellung, Entwickelung und Kritik der Leibnitz'schen Philosophie."

(Fortsetzung.)

So wenig in der mittleren und neueren Geschichte nur Christenthum zu erblicken, so wenig ist das einzige Agens der neueren Geschichte der Protestantismus; und ein bedeutendes Agens derselben ist die von ihm völlig unabhängige Philosophie. Wir sind freilich gewohnt, weil nur die Religion die Brille ist, durch die wir Alles sehen, Alles auf unsern Protestantismus zu reduciren. Wer wird läugnen, daß in allen diesen Erscheinungen ein Zusammenhang herrsche; aber warum gerade irgend eine einzelne Erscheinung zum gemeinsamen Bande aller machen? Wie wollte man aus dem Protestantismus, denselben, wie geschehen muß, in seiner ganzen Bestimmtheit genommen, die Anschauung der Natur ableiten, welche die Basis der damaligen Philosophie gewesen ist? Um ihre Entstehung zu erklären, dazu bedarf es anderer Elemente, als die im Protestantismus liegen. — Ref. ist deshalb sehr erfreut, zu sehen, daß Hr. Feuerbach (II. 7 u. f. f.) das Naturprincip als Princip der neueren Philosophie hervorhebt. Da er in diesem Princip wiederholt die Unabhängigkeit der Philosophie von aller gegebenen Religion erkennt, so glaubt Ref. mit der hier aufgestellten Ansicht sich von ihm nicht wesentlich zu unterscheiden. — Der Gegenstand der Philosophie ist das Universum; aber sie bedarf eines höheren, idealen Princips für diesen Gegenstand. So hat die neuere Philosophie sich ihre Aufgabe gestellt. Diese Aufgabe hat sie zu lösen. Aber diese Aufgabe ist nicht auf die einzelne Erscheinung des Protestantismus zurückzuführen. Wären nicht noch andere Kräfte thätig gewesen, er hätte diese Aufgabe nie erzeugt. — Es wäre ein Leichtes, in der Cartesischen Philosophie eben so viel katholisches Element nachzuweisen als protestantisches; aber das wäre nur ein allgemeiner, nicht vollständig charakterisirender Name, den wir völlig entbehren können, wenn es uns um die Sache zu thun ist.

Ref. wünschte sehr, daß der Hr. Verf. auch die italienischen Philosophen dargestellt hätte. Ihre Darstellung hätte deutlich gemacht, daß der Anfang der neueren Philosophie die Anschauung des Absoluten als Natur, als Universum war; bei ihnen zeigt es sich, daß nicht bloß „die Selbständigkeit des Geistes im Unterschiede von der Natur" (S. 30) das Interesse an der Natur erzeugte, sondern daß der Geist als freies, immanentes Selbstbewußtsein, ohne allen Dualismus, sich diese Objectivität als Natur gab. Diese so entstandene Anschauung des Universums ist das eigenthümliche Princip der neueren Philosophie; diese Anschauung hatte das Alterthum nicht. Es thut in unserer Zeit sehr noth, die Philosophie an diesen ihren Ursprung zu erinnern. In dieser Anschauung bewahrte die neuere Philosophie, wie Hr. Feuerbach sagt, auch in ihren späteren, reiferen Jahren, auch in kälteren Regionen die Glut des südlichen Himmels in sich. Hat doch selbst ein Bacon in dieser Anschauung des Universums mehr, als irdische Größe zu geben vermag! Sie wurde nun in ihr ideales und reales Element zerlegt, und Böhm hat sie aus der Innigkeit der reichsten Empfindung herausgeboren. Diese Anschauung ist die nothwendige Voraussetzung jener Kühnheit, welche die Natur als solche, diese diesseitige Objectivität zum absoluten Object des Wissens macht, welche im Buche der Natur die Wahrheit lesen will; sie ist in der That, wie sich bei Bacon deutlich zeugt, die Voraussetzung der Erfahrung als Princips; jene Unterscheidung des Geistes von der Natur, in welcher der Geist seine Freiheit erfaßt, und damit zugleich, wie Hr. Feuerbach S. 30 des 1. Bandes schön nachweist, Interesse an der Natur gewinnt, hat vielmehr selbst den Act, wodurch der Geist aus sich hinausgehend sich seine Objectivität als Natur giebt, zur Voraussetzung, und analysirt ihn.

Hr. Feuerbach beginnt mit der englischen Philosophie, Bacon und Hobbes. Sehr gut weist er hier zur Einleitung nach, wie der Standpunkt der Erfahrung kein unmittelbarer, sich von selbst ergebender und verstehender, — sondern

Digitized by Google

wesentlich ein von einem höhern Standpunkt, als die Erfahrung selbst ist, abhängiger, ein bestimmtes Geistesprincip als seinen Grund voraussetzender Standpunkt ist. Er setzt S. 30 als seinen Grund das Geistesprincip voraus, das auf bestimmte, wenn gleich noch einfache, höchst unvollkommene und subjective Weise in Cartesius sich aussprach, und vor das denkende Bewußtsein der Menschen gebracht wurde. Der geistige, der mittelbare Vater der neueren Naturwissenschaft ist daher Cartesius. Denn Bacon setzt dem Wesen nach das Princip des selbstbewußten, sich im Unterschiede von der Natur erfassenden und sie als sein wesentliches Object sich gegenübersetzenden Geistes, also das Princip voraus, das als solches Cartesius zum Object der Philosophie machte." Vortrefflich gesagt! Hier haben wir einen klaren, bestimmten Zusammenhang dieser Philosophieen. Hier sehen wir, daß die Empiriker nichts bei Bacon zu holen haben, daß seine Erfahrung Philosophie ist. Die Feuerbach'sche Darstellung der Philosophie Bacon's hebt sehr bestimmt hervor, wie derselbe durchaus nicht Empiriker im gewöhnlichen Sinne des Wortes ist.

Es ist ein formeller Uebelstand, daß Hr. Feuerbach Gassendi an die englischen Philosophen angereiht hat, dann zum Philosophus Teutonicus übergeht, und sofort zur französischen Philosophie zurückkehrt. Es liegt wohl sehr nahe, daß die Geschichte der Philosophie in dieser Periode, der Periode ihrer nationalen Entstehung, ethnographisch geschrieben werden muß. — Die Oppositionen Gassendi's gegen Cartesius, und dessen Responsionen zeigen deutlich einen Gegensatz des Materialismus und Spiritualismus. Sie konnten zusammengestellt werden, so daß der schlechte Gassendi'sche Materialismus durch diesen Gegensatz erst seine Bedeutung erhalten hätte. Gassendi sollte also nicht mit der englischen, sondern eben mit der französischen Philosophie verbunden sein. — Am meisten aber macht Böhm in dieser Periode die ethnographische Form der Geschichtschreibung nothwendig. Es ist ziemlich schwer, diesem Mystiker seine bestimmte Stellung in der Geschichte der Philosophie zu geben. Der Contrast, in welchen Hr. Feuerbach, wie Hegel, Böhm zu Bacon stellt, ist mehr ein Witz, als ein historischer Uebergang. Zu jener Zeit hat jede Nationalität aus sich die Philosophie erzeugt; keine dieser nationalen Philosophieen kann von der andern abgeleitet werden. Deshalb muß die Geschichte der Philosophie in dieser Periode ihrer nationalen Entstehung ethnographisch geschrieben werden. Die Emancipation der Nationalitäten, welche damals vor sich ging, brachte auch — und damit erst hat dieselbe ihr Recht besiegelt — nationale Philosophieen hervor. Diese eigenthümliche, in der Geschichte ganz einzige Erscheinung muß die Geschichte der Philosophie nothwendig hervorheben. Was hierüber Hr. Feuerbach in der Einleitung zum 2. Bande sagt, reicht nicht aus. Ref. hat bereits auf die gemeinsame Tendenz dieser nationalen Philosophieen hingewiesen. Um dieser willen muß irgendwo der Centralpunkt dieser Divergenzen zu treffen sein, der auf eine künftige Vereinigung derselben hinweist. So wie diese factisch von der deutschen Philosophie vollzogen wurde, so wird in Deutschland dieser Centralpunkt zu finden sein; die nationale Eigenthümlichkeit dieser Philosophie wird das Herz sein, welches die Differenzen zur Einheit zusammenbefaßt, indem es der letzte, tiefste, Eine Grund ihrer Entstehung ist. — Dieser Centralpunkt ist nach der Ansicht des Ref. Böhm; er ist in die letzte Tiefe hinabgestiegen, aus welcher die sich besondernden philosophischen Anschauungen, ohne ihren Grund zu wissen, hervorgegangen sind; er hat das Herz getroffen, aus dem diese hervorgequollen sind. — Man sage nicht mehr, daß wir Deutschen selbst in der Philosophie nicht die Initiative ergriffen haben. Böhm hat eine Theorie des Selbstbewußtseins gegeben, welche das innere Agens aller der Systeme ist, welche damals aufgetreten sind. Jedoch Hr. Feuerbach selbst weist uns auf den Zusammenhang Böhm's mit den damaligen Philosophieen hin; er sagt S. 152: „seinem wesentlichen Gedankeninhalte nach steht er in innerem Zusammenhange nicht nur mit Spinoza und Cartesius, sondern überhaupt mit der Philosophie der neueren Zeit. Denn dieser sein wesentlicher Gedankengehalt ist seine Anschauung vom Geiste, ist die Art, wie er Gott als lebendigen, wirklichen, d. i. bewußten Geist erfaßt, ist sein Bestreben, eine Genesis, so zu sagen eine Construction des Bewußtseins und der Erkenntniß des Geistes, und zwar des Geistes in seiner unendlichen Bedeutung, in der Bedeutung Gottes zu geben." Lebendiger Geist (S. 155) ist Gott nur, wenn und wiefern er, wie J. Böhm ihn erfaßt, den Unterschied von sich in sich begreift, und an diesem Andern, an diesem Unterschiede in sich sich selbst Gegenstand, offenbar, Bewußtsein ist. Ref. verweist den Leser auf das Weitere, was hier Hr. Feuerbach sagt; es enthält der Hauptsache nach Alles, auf was es hier ankommt. Diesen wesentlichen Gedankeninhalt Böhm's, — die Construction des Geistes und Bewußtseins aus der selbstthätigen Unterscheidung von seinem Gegensatz, der aber gerade als der Gegensatz, an dem und durch den er selbst ist, was er ist, nämlich selbstbewußt, Geist, wesentlich mit ihm selbst identisch ist, hat Cartesius (S. 213) frei von allem Mysticismus in einfacher Erkenntniß — und Gedankenform als Philosophie ausgesprochen. — Wir sind Hrn. Feuerbach viel Dank schuldig, daß er uns zuerst auf einen innern Zusammenhang zwischen diesen verschiedenen Philosophen hingewiesen hat. Er hat dabei das Wesentliche getroffen. Der Geist, das Bewußtsein ist nur als thätige Unterscheidung, und ist in dieser Bewegung in sich es selbst und sein Anderes. Aber weder Cartesius, noch Spinoza, noch sonst einer der damaligen Philosophen hat diesen Begriff der thätigen Un-

Digitized by Google

terscheidung und Aufhebung derselben, von welcher aus Ich erst zu einem Andern gelangt, ungeachtet ihre Systeme sämmtlich auf dasselbe als ein Princip hinweisen, das ihnen nur nicht zum Bewußtsein gekommen ist, in seiner ganzen Reinheit als Princip aufgestellt, wie Böhm es gethan hat. Das Ich setzt ins Endlose hinaus sich als Anderes; es ist das reine Hinausgehen, das reine Ja; der einige Wille. Dieser Wille aber ist auch Begierde, ein Nein, eine eingekehrte Begierde, die nach sich selbst begierig ist. Um diese beiden Begriffe handelt es sich in der Böhm'schen Mystik. Böhm hat zuerst den Begriff des Ich gefunden. Der ganze Fehler, den er machte, bestand darin, daß er meinte, er habe damit zugleich den Begriff des Absoluten gefunden, und damit glaubte, von Haus aus mit diesem Begriffe im Gebiete des Realen zu stehen. Hätte er diesen Fehler eingesehen, so wäre jene Vermischung des Idealen und Realen, welche seine Mystik so unzugänglich macht, unterblieben. Er hat die Anschauung des Absoluten aus der Empfindung, aus ihrer letzten Tiefe herausgearbeitet; aber es wurde ihm die Freude nicht zu Theil, dieselbe als selbstbewußte zu besitzen. Dieses Selbstbewußtsein, indem es auftrat, seines Ursprungs vergessend, wurde in die Differenz des Bewußtseins hineingerissen. Dies war das Schicksal der Philosophie außerhalb Deutschlands.

(Fortsetzung folgt.)

An die Deutschen und insbesondere die Preußen, über das Verlangen nach Preßfreiheit in Deutschland ꝛc.

(Schluß.)

Daß die Preßfreiheit in Preßfrechheit ausarte, ist einer von den fast schon abgenutzten und veralteten Vorwürfen, den man eigentlich in einer Sammlung von neuen Kernausdrücken, wie die vorliegende, kaum antreffen sollte. Dafür entschädigt der Verf. aber gleich darauf durch eine nicht so bekannte Notiz in Betreff der unsittlichen Folgen einer gewissen Preßfreiheit seine Leser, indem er sie auf schmutzige, Sotadische Romane aufmerksam macht, die früher in Berlin erschienen. Hier möchten wir mit ihm ein ernstes Wort reden, warum er der guten Stadt Berlin ihre alten Sünden namentlich ins Gedächtniß ruft, warum er den feinen Anstand und Geschmack der vornehmen Gesellschaft so verletzte. Doch seine Absicht ist rein, nur seine Anwendung ist grundfalsch. Das Princip der Oeffentlichkeit, welches der Preßfreiheit zu Grunde liegt, ist gerade des Lasters Todfeind. Niemand sündigt so leicht vor den Augen seiner Mitmenschen, als in seinem verschlossenen Kämmerlein. Sind solche Schriften, deren Titel der Verf. gewissenhaft angiebt, Folge der Preßfreiheit, oder nicht vielmehr einer allgemein depravirten Zeitrichtung? Kann er irgendwie den Anstoß dieser Schandlitteratur auf die Preßfreiheit wälzen, wenn er bedenkt, was in Frankreich, Italien, Spanien zur Zeit der strengsten und furchtbarsten Censur in diesem Gebiete geleistet ist? Soll darum die Wahrheit im ewigen Kerker sitzen, weil, ist sie ins Freie entlassen, Wichte von Profession in ihrem Namen betrügen und lügen, und gemeinen Sinnenkitzel für idealen Genuß anpreisen? Will der Verf. die Oeffnung Deutschlands, die deutsche Preßfreiheit verstopfen, weil auch schmutziges Wasser in die deutsche Tonne laufen möchte, so übersieht er, daß von allen Seiten die Nachbarländer ihre Gossen hineinleiten können. Er müßte überhaupt den Rath geben, den Menschen nicht laufen lernen zu lassen, weil er den Fuß brechen könnte. Solcher Ernst möchte fast spaßhaft klingen, wenn der Verf. nicht wirklich dazu aufforderte durch eine Insinuation französischer Zustände in Preßangelegenheiten und ihren Folgen. Doch sorgt er zu Ende seines Preßunfugs wohlweise für unsern bessern Humor. Er spricht von der Albernheit der Censoren, die mitunter wohl mehr Lachen, als Aerger veranlaßt, — was zu arg ist, ist zu arg. — Den Scriblern, den herum Faselnden wird auf die Finger gesehen; warum nicht geklopft? Die Censur ist wenigstens kein unnützes Uebel! — Endlich wünscht er den Deutschen die Zeit, wo ohne Gefahr ihre Presse für frei erklärt werden könnte! Aber sie müßten hübsch Geduld haben. „Das wird den Deutschen mehr Ehre machen, als ein fortgesetztes wüstes Geschrei nach Preßfreiheit."

Der zweite Abschnitt, der von Anwendung des §. 13 der deutschen Bundesacte auf Preußen handelt, ist gemüthlicher gehalten, als der erste. Es kommen nur selten solche Kern- und Stammwörter vor, wie die oben angeführten. Hier findet sich etwa „das Mark schwacher oder entzündender (wohl ein Druckfehler) Gehirne, Popularitätsbuhlerei, Modegeschwätz" u. s. w. Er nimmt diese Frage ebenfalls aus dem Jahr 1815 auf, erinnert an die schönen Maitage jenes Jahres und an die vieldeutige Phrase: „In allen Bundesstaaten wird eine landesständische Verfassung stattfinden." Die deutsche Gründlichkeit hat diese eine Zeile zu einer wagenschweren Litteratur ausgesponnen. Also war vom Verf. hier nichts Neues zu erwarten. Indem er sich aufs Jahr 1815 bornirt, bleibt das, was in Preußen seit 1807 bis dahin in der vorliegenden Sache geschah, daß schon 1811 wegen der einzuführenden neuen Besteuerung eine Art von Ständeversammlung aus dem gesammten Staate durch den Fürsten Hardenberg berufen wurde, ganz in aschgrauen Nebel gehüllt. Statt dessen ladet der Verf. seine Leser in königliche Räume zu Gaste und läßt den Patriotismus Schildwache stehen. Hier im Glanze der königlichen Majestät, auf dem glatten Boden künstlicher Pracht muß dem treuen Gaste bange werden, auszugleiten. Er bleibt ruhig stehen und nimmt Lehre an. Von allen Seiten ruft man ihm zu: habe doch nur Vertrauen, deiner Unmündigkeit soll die schönste, reinste Sorgfalt gewidmet werden. Man kennt den Controvers-Wahlspruch: Alles für, Nichts durch das Volk. Auch der Verf., der mit unverkennbarer Inbrunst eine patriarchalische Lebensweise für Familie und Staat identificirt, bekämpft mit emphatischer Heftigkeit das Wort von Montesquieu: il ne faut pas trop régner. Die theilweise Lösung dieser Worte durch die neueste Geschichte Europas hat er wohl schwerlich begriffen. Ihm ist der Staat in einer bestimmten Incarnation das Höchste, der Mensch darin nur sehr wenig. Wenn es diesem hier oder da nur erträglich an Leib und Seele geht, was wäre dann weiter zu klagen, zu fordern, unmuthig oder gar unmäßig zu sein? Er nimmt zu diesem Zwecke die Vergleichungspunkte nicht aus Deutschland selbst, was doch wohl das Natürlichste

Digitized by Google

und Sachgemäße war. Er zerrt Frankreich auch hier herbei. Die Krankheitsstoffe jenes großen Landes, wo sie auch zum Ausbruche gekommen sein mögen, müssen ihm statt der Gesundheit desselben dienen, um dadurch zu beweisen, wie viel gesünder wir wären. Der Verf. prüft auch hier die Früchte nur in Preußen und Frankreich, ohne anzugeben, wie viel von dem Stamme des einen Fruchtbaums dem andern eingeimpft worden ist. Wäre es ihm um wahre Versöhnung zu thun gewesen, wie bequem konnte er dann auch dem Erbfeinde Gerechtigkeit widerfahren lassen und diesem vorrechnen, daß im alten Frankreich 400,000 reiche Familien, 800,000 wohlhabende und 4 Millionen arme existirten, während im neuen 1 Million reiche, 4 Millionen wohlhabende und 800,000 arme sich befinden. Solcher Zahlentrost, den preußische Staatsdiener verbürgen, mundet einem Volke besser, als das süße Gelispel einer ewigen wohlwollenden Vormundschaft ohne compte rendu. Dagegen liefert uns der Verf. die Monats- und Jahreszahlen von erfüllten und unerfüllten Versprechungen. Warum diese unerfüllt blieben, wird aus der gemeinschaftlichen Unmöglichkeit hergeleitet, in welcher sich Oestreich und Preußen wegen ihrer innern Disharmonieen befunden hätten. Denn mit gleichem Rechte, schließt der Verf. weiter, könnten dann auch Rußland und die Türkei nach einer wiener Congreß-Ergänzung schreien. Nicht so übel! Die Türkei wird wohl, weil sie partiell in diesen Verfassungswahnsinn neulich verfallen ist, vom Verf. in die Cur genommen werden müssen, wobei er hinreichende Gelegenheit haben wird, seine pathologischen Kenntnisse geltend zu machen. Wie schmeichelhaft es für Preußen sein muß, sich an die Türkei gereiht zu sehen, beurtheile, wer will und kann. Daß aber die preußische Verordnung vom 22. Mai 1815, auf welche auch in dem vorliegenden Schriftchen ein besonderes Gewicht gelegt wird, sich bestimmter im Zusammenhange ausnimmt, als uns die vorliegenden Excerpten weiß machen möchten, lehrt einfältig §. 5 und 6 derselben, in welchen man die Worte lieset: „Es ist ohne Zeitverlust eine Commission in Berlin niederzusetzen, die aus einsichtsvollen Staatsbeamten und Eingesessenen der Provinzen bestehen soll. Diese Commission soll sich beschäftigen: a) mit der Organisation der Provinzialstände; b) mit der Organisation der Landesrepräsentanten; c) mit der Ausarbeitung einer Verfassungsurkunde. §. 7. Sie soll am 1. Sept. d. J. zusammentreten. Den Vorsitz in dieser Commission sollte der Fürst Staatskanzler führen, oder seinen Stellvertreter in Verhinderungsfällen bestellen.“ Diese Commission versammelte sich zu Berlin unter dem Vorsitze des Kronprinzen und hatte zum Ergebniß ihrer Berathungen am 5. Juni 1823 das Gesetz wegen Anordnung der Provinzialstände. Dies der historische Hergang. Wenn nun über Ausdrücke, wie Constitution und landständische Verfassung gestritten wird, so ist dies Sache der Philologen; oder die Frage geschichtlich genommen, ist festzustellen, welche Rechte die früheren Landstände besaßen, welche Umwandlung mit den Rechten auch die Sprache gewonnen hat. Aber auf dies Gebiet wird die Frage durchaus nicht geführt; vielmehr wird sie auf die Höhe des Thrones erhoben, und dadurch aus dem Conflict der Parteien gestellt. Man muß es kühn nennen, — doch der Verf. lebt außerhalb Preußen, — das Sprichwort „ein ehrlicher Mann hält sein Wort“ angeführt zu finden, was aber vermuthlich nur geschah, um dem folgenden Bilde von einem guten Vater Eingang zu verschaffen. Dieser hatte seinen Kindern eine Lustfahrt auf dem Meere versprochen, sieht aber, daß das Fahrzeug nicht sicher ist, ein Sturm herannaht u. s. w. Ein anderes Bild, das hier auch hätte gebraucht werden können, hört man sonst über diesen Gegenstand. Jemand will ein Geschenk machen, sieht aber später ein, dasselbe tauge nichts, und wirft es lieber in die Rumpelkammer. Welchen Bilderreichthum bei dieser Gelegenheit die deutsche Sprache gewinnen muß, läßt sich schwerlich berechnen. Die deutsche Geschichte aber ist jedenfalls durch die Behauptung des Verf. bereichert, daß der Kampf von 1813—15 nur um die Tyrannei der Franzosen los zu werden, unternommen, und daß erst späterhin das Verlangen nach anderen Formen in den alten Regierungen aufgeregt sei. Wie nicht die Formen nur, sondern der ganze Gehalt Deutschlands sich gerade während der Tyrannei der Franzosen gründlich umgestaltete, wird weislich verschwiegen. Diese Zeit ist in vielfacher Hinsicht eine vorsündfluthliche. Nicht so die Tagesgeschichte, welche sich zum Behuf warmer Declamationen trefflich ausbeuten läßt. Nennt man das Mitsprechen, Opponiren und Abstimmen in den Kammern das Wesen der Repräsentativ-Verfassung, so ist gleich der geduldige Michel überzeugt, daß er viel ruhiger schlafen werde, wenn man ihm mit solchen Plackereien vom Halse bleibe. Was kann aber alten Frauen erst willkommener sein, als ein Traum, dessen Auslegung ihnen bei der Tasse Kaffee unendlichen Stoff zum Geträtsch und Geklatsch geben kann. Der Verf. sorgt bei seiner bekannten Humanität auch für diesen Kreis, um Ueberzeugung zu verschaffen. Hat er wohl öfter im wachen Zustande an den Thüren von Kammersitzungen gestanden, ohne hinein zu kommen, so daß er nun jetzt davon träumt? Desgleichen träumt er nun auch im wachen Zustande von einer zukünftigen allgemeinen preußischen Ständeversammlung, und weist ihr im Voraus ihren Platz zwischen der sächsischen und französischen an, was die innere Bewegung betrifft. Nachdem er hierbei von Neuem die Gelegenheit benutzt hat, aus der Vergangenheit die Zukunft zu weissagen, aus der Trefflichkeit der einen Seite die Schlechtigkeit der andern zu definiren, geräth er mit einem Male in ein Zeitungsgarn, und sitzt so fest darin, daß man ihn bequem betrachten kann. Da ergiebt es sich denn deutlich, daß er weder Preußens Zustände, noch Personen kennt. Er liefert in einer Anmerkung, der zweiten in dem ganzen Schriftchen, den besten Beweis von seiner früheren Versicherung. Hier nämlich spricht er von Herrn von Gerlach, den er in einem Oden „Ober-Präsidenten, Ober-Landesregierungsrath, einen in frömmelnde Umtriebe wegen der berüchtigten Denunciationen gegen Gesenius und Wegscheider sehr verwickelten Mann“ nennt. Die Zeitungsnachrichten über dessen Anstellung im geistlichen Ministerium bezeichnet er deshalb als nichtig, „weil eine solche wie ein Losungswort zu neuen Wöllneriaden klingen würde.“ Weil dies aber in Preußen nicht möglich wäre, — wir haben schon früher auf des Verf. Geschichtskreis hingewiesen, — „können die Preußen sich auf keine edlere, herzerhebendere Weise aussprechen, als wenn sie sagen: Wir wollen keine Constitution!“ O Spiel des Schicksals! Und welch ein Ruf! Ist kein Dichter da, um auch ihn zu einem Nationalliede zu erheben?

Rt. in Berlin.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Digitized by Google

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

18. Januar. № 15. 1841.

L. A. Feuerbach „Geschichte der neueren Philosophie, von Bacon von Verulam bis Benedict Spinoza."

L. A. Feuerbach „Geschichte der neueren Philosophie. Darstellung, Entwicklung und Kritik der Leibnitz'schen Philosophie."

(Fortsetzung.)

Fassen wir so die Bedeutung Jacob Böhm's, so wird uns jener Contrast des englischen Lordstaatskanzlers und des deutschen Schusters, des Philosophus Teutonicus, in seiner ganzen Bedeutsamkeit erscheinen. Und hiemit haben wir nicht bloß die gemeinsame Tendenz, in welcher Böhm mit den auswärtigen Philosophieen übereinstimmt, sondern auch ihren wesentlichen Unterschied. — Im Uebrigen ist die Darstellung Jacob Böhm's, wie sie Hr. Feuerbach giebt, sehr gelungen zu nennen; Ref. kennt keine Darstellung, die dieses System so klar und bestimmt entwickelt hätte. Nur das billigt Ref. nicht, daß Hr. Feuerbach die naturphilosophische Terminologie Böhm's beinahe gänzlich hat bei Seite liegen lassen. Wer Böhm kennen lernen will, dem muß dieselbe mitgetheilt, und, wo möglich, erklärt werden. Auch die Weltentwicklung, — ihr Ziel, war in eine vollständige Darstellung aufzunehmen. Und warum hat Hr. Feuerbach das religiöse Element, das Verhältniß zur gegebenen Religion in der Böhm'schen Mystik nicht berücksichtigt? Er hätte hier reichen Stoff gehabt, das Verhältniß von Philosophie und Theologie in einer ganz eigenthümlichen Form dem Leser vorzuführen.

Von Böhm geht Hr. Feuerbach zu Cartesius über; es wurde schon bemerkt, auf welche Weise. Bei der Philosophie des Cartesius kommt Alles darauf an, den Zweifel, mit dem er beginnt, das cogito, ergo sum, so wie das Verhältniß zur Erkenntnißtheorie seinem ganzen philosophischen Gehalte nach zu erfassen. Hr. Feuerbach ist mehr als irgend einer, der über diese Philosophie geschrieben hat, der Lösung dieser Aufgabe nahe gekommen, indem er den Cartesischen Zweifel als den Act der Unterscheidung alles Gegebenen vom Ich erkennt; hiemit hat er das geheime Motiv dieses Zweifels entdeckt. Alles, was nur immer bezweifelbar ist, ist für ihn (S. 225) eben nur das, was von mir als Geist entfernbar und unterscheidbar ist; indem ich, sagt er, Alles, was gegeben, oder für mich ein Anderes, Object oder Gegenständliches ist, — aus meinem Geiste vertilge, ihre Realität oder Existenz aufhebe, bin ich gerade, in diesem Zweifel, meiner Existenz, meiner selbst gewiß, ist dieser Zweifel eben die Gewißheit meiner selbst, ist diese Verneinung alles Gegenständlichen, als eines von mir Unterschiedenen, gerade die Bejahung meiner selbst. „Daß aber (S. 227) bei Cartesius der Zweifel die Bedeutung der Negation und Abstraction, des sich Unterscheidens des Geistes von allem, vorzüglich aber sinnlich Gegenständlichen hat, liegt nicht bloß deutlich in dem ganzen Entwicklungsgang seiner Meditationen, in dem Resultat und Begriffe des Geistes, der und wie er ihm aus dem Zweifeln entsteht, sondern selbst für Solche, die da glauben, daß nur das in einem philosophischen Autor stehe, was sie mit den Henkeln ausdrücklicher Worte packen können, und nach Wort und Buchstaben, nicht nach Geist und Sinn seinen Inhalt bestimmen, klar genug ausgesprochen z. B. in solchen Stellen, wie Medit. II. p. 11, und Princ. Ph. P. I. p. 8: Haecque (nämlich die dubitatio, das Zweifeln) *optima* via est ad mentis naturam ejusque a corpore distinctionem agnoscendam: Examinantes enim, quinam simus nos, qui omnia, *quae a nobis diversa sunt*, supponimus falsa esse, perspicue videmus, nullam extensionem etc. ad naturam nostram pertinere, sed cogitationem solam." Ref. hat diese ganze Stelle ausschreiben zu müssen geglaubt, weil es sich hier um den wichtigsten Begriff der Philosophie, um ihren Grundbegriff handelt; weil es sich hier zeigt, daß man ohne eigenen speculativen Sinn völlig unfähig ist, den Cartesius zu verstehen. Die Feuerbach'sche Auffassung hat, wie schon bemerkt, den großen Vorzug, daß sie das Unterscheiden des Andern als das Motiv des Cartesischen Zweifels erkannt hat. Aber sie fehlt darin, daß sie diesen Act des Unterscheidens geradezu verwechselt mit dem Aufheben des Unterschiedenen. Diese Verwechslung ist klar ausgesprochen in folgenden Worten: denn ist, so fährt Hr. Feuerbach nach

Digitized by Google

obiger Stelle fort S. 228, das supponere falsa, quae a nobis diversa sunt, das Setzen, es sei nicht, und das Unterscheiden nicht Ein Act, das Unterscheiden nicht die Annahme, es sei nicht, und umgekehrt." Ist nicht das Unterschiedensein der Dinge, quae supponuntur falsa esse, vom Geiste der Grund, daß sie so angenommen werden? — Fürs Erste ist das Unterscheiden als solches, als thätiges, nicht das Unterschiedensein; das Andere kommt in ihm gar nicht zu dieser selbständigen Existenz; und dann ist das Unterschiedensein offenbar vielmehr die Realität der Dinge, denn damit sind sie; derjenige schreibt ihnen Realität zu, für den sie von ihm unterschieden sind. — Das Unterscheiden, das ein Anderes setzt, ist nicht der Zweifel, der es aufhebt. — Nur an sich, im Hintergrunde, ist der Zweifel dieses Unterscheiden; er selbst aber für sich ist nur das Aufheben des Unterschiedenen. Cartesius selbst hat jenen Act nicht mit Bewußtsein vollzogen. Es muß also hier geschieden werden das, was der Zweifel voraussetzt, und was in ihm selbst gesetzt ist. Beides hat Hr. Feuerbach vermischt; er hat den innern geheimen Grund des Zweifels, und den Zweifel selbst nicht unterschieden. Aber es macht seinem speculativen Geiste Ehre, daß er uns zuerst auf jenes Motiv hingewiesen hat. Hätte Cartesius wirklich jenes Unterscheiden als solches vollzogen, seine Philosophie müßte eine ganz andere geworden sein. Für den Ref. aber ist das Cartesische Zweifeln, wenn er sich streng ausdrücken soll, nicht ein Aufheben des Unterschiedenen, sondern die Zurücknahme des Unterscheidens eines Andern, und so ein Sichselbstsetzen des Ich; so erst wird das Recht dieses Zweifels eingesehen, und darum setzt er den Act des Unterscheidens voraus. Aber weil Cartesius diesen Act nicht weiß, ist ihm sein Zweifel auch nicht diese Zurücknahme, sondern jene Aufhebung. Alle Speculation beruht darauf, daß, was für das gewöhnliche Bewußtsein ein Unterschiedenes, ein selbständiger Gegenstand ist, vielmehr nur im Unterscheiden enthalten und gesetzt ist. Der speculative Werth eines Systems hängt ganz davon ab, wie weit es in der Auffindung dieses Princips der reinen Unterscheidung vorgedrungen ist. Das ist ein Axiom namentlich für die Geschichte der neueren Philosophie; ohne dies bleibt sie ein völlig verschlossenes Räthsel.

Nach der gegebenen näheren Bestimmung und Erörterung des Zweifels zeigt Hr. Feuerbach, wie in der dubitatio, in dem cogito, ergo sum eben der Begriff des Geistes enthalten sei. Dieses ist, sagt Hr. Feuerbach, nichts Anderes, als das Wesen des Geistes, der ganze Geist selbst oder der Begriff und die Definition des Geistes. Die positive Erkenntniß (S. 245), die Cartesius gegeben, und der positive Fortschritt, den mit ihm im Begriffe oder in der Lehre vom Geiste die Philosophie und mit ihr der menschliche Geist that, besteht darin, daß er zuerst aufs Schärfste und Bestimmteste den Geist vom Sinnlichen und Körperlichen unterschied, daß er nicht bloß bei dem unbestimmten Ausdruck und Gedanken: der Geist ist unterschieden von dem Körper — stehen blieb, sondern diesen Unterschied bestimmte als das lebendige sich Unterscheiden des Geistes, d. i. sie in die Thätigkeit des Denkens, des Bewußtseins setzte, und den wirklichen, lebendigen, den selbstgewissen und bewußten Geist, oder den Geist als Selbst zum Princip der Philosophie machte. „Der Beweis (S. 247), daß ich unterschieden bin, ist, daß ich mich unterscheide." — Aber „der Mangel (S. 248) der Philosophie des Cartesius ihrem Inhalte nach besteht darin, daß er das Selbst zum ganzen Geiste machte, — daß er bei dem Gegensatze (dem bloßen Unterschiedensein) zwischen Geist und Körper stehen bleibt."

Was nun die Bedeutung des Daseins Gottes in der Erkenntnißtheorie des Cartesius betrifft, so stellt uns Hr. Feuerbach sogleich auf den rechten Standpunkt, um sie zu verstehen, indem er die Regel des Cartesius, daß Alles wahr ist, was der Geist eben so klar und deutlich einsieht, als sich selbst, als ein bloßes Princip der Gewißheit bezeichnet, wozu noch ein Princip der Wahrheit, der Realität des Andern kommen müsse. In der Cartesischen Idee Gottes tritt in der That jenes Unterscheiden, jenes Setzen eines an sich realen Andern dem Sichselbstsetzen des Ich in cogito, ergo sum entgegen. Die Idee Gottes, in welcher Gott denken, und von seiner Existenz gewiß sein Eines ist, ist in der That nichts Anderes als der Act, das Andere als schlechthin Reales zu setzen. Und es liegt eine große Wahrheit darin, daß diese Realität wesentlich die des Absoluten ist, und daß man, ehe man Gott kennt, nichts vollkommen wissen kann. Cogito, ergo sum, dieses Sein ist nicht ohne Denken; dem tritt nun gegenüber cogito — ergo τὸ Esse est, dasjenige, dessen Was das Sein ist, ist eben so wenig ohne das Denken. Daß hier das Selbstbewußtsein Bewußtsein wird, darauf beruht die Täuschung, daß das Sein an und für sich sei; aber daß dieses Bewußtsein wesentlich Denken, somit Selbstbewußtsein ist, darin liegt es unmittelbar, daß das Andere als absolutes Sein nur im Act des Denkens ist, so wie Ich nur bin im Act des Denkens. Das klare und deutliche Erkennen, durch welches ja auch das Dasein Gottes eingesehen wird, ist ja der purus intellectus selbst, der nur auf sich gerichtet ist; Gott ist also nicht bloßes Object des Bewußtseins, sondern Object, in welchem Ich sein reines Selbstbewußtsein hat. In diesem reinen Selbstbewußtsein, wissen wir von Cartesius selbst, hat nichts Gegebenes Raum. Daß Cartesius Gott für das Denken, d. h. für das reine Selbstbewußtsein sein läßt, und doch gegeben, das ist nach seinen eigenen Bestimmungen ein offenbarer Widerspruch. Er wird aber falsch aufgefaßt, wenn nicht beide Seiten dieses Widerspruchs zusammengefaßt werden. Wenn die Idee Gottes gegeben ist, so mußte sie ja, wie alles Gegebene, be-

Digitized by Google

zweifelt werden. Sie war aber nicht gegeben, indem sie aus dem klaren und deutlichen Erkennen, aus dem reinen Selbstbewußtsein hervorging. Hiermit machte sich aber dieses Princip der Gewißheit zugleich als Princip der Wahrheit geltend. Und in der That, so ist es. Macht ja doch (Med. V.) nur der Mangel der Erinnerung an die Beweisgründe die Hilfe des Daseins Gottes nothwendig, um das, was deutlich und klar eingesehen ist, auch als wahr zu erkennen. Wie zufällig ist die Nothwendigkeit dieser Hilfe! Bedenkt man noch, wie die sinnlichen Gegenstände (Medit. VI. p. 40) nur als Objecte der reinen Mathematik für wirklich gehalten werden, daß für ihre Realität als sinnlicher, welche gar nicht ist, eine solche Hilfe gar nicht verlangt wird, so sieht man vollkommen ein, daß das subjective Princip der Gewißheit auch das Princip der Wahrheit ist, oder daß das Selbstbewußtsein selbst es ist, auf welches die Realität des Andern sich gründet. Nur weil das Selbstbewußtsein wieder bloß subjectiv ist, wird die causa der Realität des Andern eine jenseitige. Hätte Cartesius in seinem Zweifel den Act des Unterscheidens entdeckt, so wäre eben damit diese causa in das Ich gefallen; freilich hätte es dann einer weitläufigeren und gründlicheren Entwicklung bedurft, um diese Realität zu beweisen. Aber daß es der höchste Denkact sei, durch welchen, sei es nun auf welche Weise es sei, das Andere seine Realität erhalte, diese Idee ist wahrhaft philosophisch. — Hr. Feuerbach hat mit Recht darauf aufmerksam gemacht, daß Gott denken und gewiß sein, daß er ist, Ein Act sei; wenn man fragt: was ist Gott? so ist die Antwort: er ist das Sein; er findet daher mit Recht das Mangelhafte des Cartesischen Begriffs in der Form des Beweises, und faßt als den wahren Sinn desselben, daß die Existenz nicht eine einzelne Vollkommenheit, sondern die Realität des Wesens schlechthin ist. — Wenn nun Hr. Feuerbach sagt, in cogito, ergo sum sei der Begriff des Geistes bei Cartesius ausgesprochen, so ist dies nur die eine Seite dieses Begriffs; die andere eben so wesentliche Seite ist das Denken der Realität Gottes, als der Realität des Andern überhaupt. Dieser Begriff ist hier nur darum unvollständig, weil Cartesius nicht verstanden hat, diese beiden Seiten in eine innere, wahre Einheit zu bringen.

Hr. Feuerbach hebt in der Naturphilosophie des Cartesius mit Recht hervor, daß ihm die Natur bloß als mathematisches Object Realität habe. — Gerade daß die Natur in der Wissenschaft derselben Object des reinen Verstandes ist, dies hat damals die Naturwissenschaft zur Philosophie übergeführt. Damals waren die Mathematiker, die Physiker Philosophen. — Der Begriff der reinen Ausdehnung, als des Wesens der Materie, ist selbst nur ein reiner Verstandesbegriff. Man sehe übrigens die Kritik dieses Begriffs, die Hr. Feuerbach giebt, S. 275 u. flg.

Ref. wünschte noch, daß Hr. Feuerbach in die Anthropologie des Cartesius näher eingegangen wäre. Auch wäre wohl nicht überflüssig gewesen, anzugeben, wie Cartesius die Begriffe substantia, essentia, proprietas, attributum, modus und ihr Verhältniß zu einander bestimmt. Cartesius hat zuerst den Begriff des Dinges und seiner Eigenschaften genauer analysirt. Solche Begriffe bezeichnen diese Philosophie, wie es Hegel nennt, als Verstandesmetaphysik. Im Zusammenhange mit diesem Begriffe war auch die Unterscheidung der Objecte der Erkenntniß in res, rerumve affectiones und in aeternae veritates, nullam existentiam extra cogitationem nostram habentes (Princ. phil. p. 12) anzuführen. Cartesius zählt (S. 13) das cogito, ergo sum mit andern unzähligen Axiomen, z. B. ex nihilo nihil fit, zu den aeternae veritates, zum Beweis, wie wenig Cartesius daran gedacht hat, aus dem cogito, ergo sum die andern veritates aeternae abzuleiten, was Spinoza ihm nachher untergeschoben hat.

(Fortsetzung folgt.)

Entwurf eines neuen genetischen Systems der Histologie, zugleich als Grundriß einer philosophischen Anatomie. Versuch einer Lehre von der Qualität des menschlichen Organismus, im Sinne einer neueren Physiologie. — Für Naturforscher, Aerzte und denkende Freunde der Wissenschaft entworfen. Von Dr. Herm. Klenke, vormals k. preuß. Militärarzte, corresp. Mitgl. mehrerer gel. Gesellsch. u. s. w. Leipzig 1840. 8. XIV und 230 S. Verlag von J. J. Weber.

Es sind uns von dem Verf. des vorliegenden kleinen Werkes in neuerer Zeit mehrere Schriften zu Handen gekommen (naturphilosophisches System der Heilkunde, das Buch vom Tode und andere), in welchen immer ein lebendiges Bestreben sich hervorthat, aus der Gebundenheit verjährter und formaler Begriffe zu einem frischen geistigen Verständniß der Natur sich hindurchzuarbeiten, aber in keiner der frühern führte dieses Bestreben zu einem so befriedigenden und reinen Erfolge, als in der gegenwärtigen. — In einem überall klaren und verständigen, eben so weit vom phantastisch faselnden, als vom abstrusen und trocken sich haltenden Stile bespricht der Verf. hier die Lehren vom innersten Bilden und Leben des Organismus; er kennt recht gut die großen und wichtigen speciellen Arbeiten, welche die neuere Zeit in diesem Felde, wenn auch vielfältig noch nicht immer in diesem Sinne, geboren hat, und er folgt mit reinem Sinne den Geistern, in welchen, nach seinem innern Wahrheitsgewissen, ein helleres Licht für diese Lehren bereits aufgegangen war. — Man erlaube uns, daß wir hier eine Stelle aus der Vorrede des Verf. hersetzen, worin auf eine schöne Weise sich beurkundet, welche eigenthümliche Begeisterung es in einer nach Erkenntniß strebenden Seele erregt, wenn nach manchen Irrwegen endlich der Weg zum vollkommnen und genügenden Verständniß sich erschließt. — Er sagt: „Seitdem die Philosophie mit neuer Nöthigung die

Digitized by Google

Geister unserer Zeit bewegte und sich aller wissenschaftlichen Doctrinen bemächtigte, fühlte sich der Physiolog inmitten der gährenden Weltideen gewissermaßen vereinsamt; denn war es nicht größtentheils die Erfahrung am Todten, die seine Gelehrsamkeit mit unendlich mannichfaltigem Material belastete, waren es nicht Verstandesformeln, die dem Einen so, dem Andern anders erschienen, und war es nicht eigentlich das Mikroskop, welches die geistige Anschauung ersetzen sollte? — Die Natur lag analysirt in tausendfachen Zügen vor uns, viele herrliche Entdeckungen waren aufgezeichnet, wir sahen in das innere Gefüge des Lebens, aber das Leben selbst, den Naturgeist sahen wir nicht. Unser Verstand ergötzte sich an Hypothesen, die ein stärkeres Ocularglas aber bald wieder zersprengte; wir erklärten tausend Phänomene, aber das Urphänomen, das Werden, erklärten wir nicht, weil wir nur vom Gewordenen Manches wußten. Das Bewußtsein von der Welt und von der innern Verursachung derselben, welches jetzt von leuchtenden Männern ausgesprochen wurde, warf allmälig auch seine Frühlingsstrahlen über das Feld der Naturwissenschaft; das längst Bekannte erhielt eine andere Färbung, es wurden Verknüpfungsfäden und Bewegungen sichtbar, gegen die jegliche Verstandestheorie wie ein rohes, unvollkommenes Schema erschien; man sah in der Bewegung das Entstehende, und es wurde jetzt die Hand an das Lehrgebäude der Wahrheit, an eine genetische Naturwissenschaft gelegt. Damals mahnte es mich wie eine Pfingstfeier des Geistes, die empirisch-mikrologe Richtung, der ich Jahre lang zugesellt war, nur als Mittel zum Zwecke, nur als Vorbereitung gelten zu lassen, und den Geist der Welt im eignen Bewußtsein heranreifen und mannbar zu machen. Mit philosophischer Anschauung wendete ich mich nun wieder dem Weinberge zu, wo ich lange ein Arbeiter ex officio war; ich strebte, den Geist der Naturerscheinungen und Bildungen in dem Phänomen und dessen Weltverknüpfungen zu erforschen, und die denkende Vernunft in den Naturwesen, den Symbolen des schaffenden Geistes zu verstehen. — Die Empiriker fertigen solche Richtung achselzuckend mit der Phrase ab: „naturphilosophische Schule" — und erinnern sich dabei früherer, heftiger Bewegungen, welche durch Schelling, Oken und Andere erregt wurden; sie wissen aber nicht, daß die heutige naturphilosophische Schule eine ganz andere, als die im Anfange des Jahrhunderts existirende sein müsse. Damals war die Philosophie in die Pubertätsperiode getreten, die biegsame Phantasie und die Leidenschaft des frischen Gemüths herrschten und wogten. Die heutige naturphilosophische Schule ist ruhiger und männlicher." —

Vielleicht sollte übrigens, nach gewöhnlichen Begriffen, der Unterzeichnete es gar nicht unternehmen, die Richtung und die Leistungen dieses Verf. zu besprechen und auszuzeichnen, da letzterer selbst es vielfältig bewiesen hat und hier auch unumwunden es ausspricht, daß vorzugsweise das System der Physiologie von Carus es sei, wodurch ihm ein deutlicheres Verständniß des Lebens sich ergeben habe, so daß denn auch die vorliegende Schrift in Wahrheit an vielen Stellen als ein auf eigener klarer Erkenntniß ruhender Commentar zu genanntem Werke betrachtet werden kann; allein gerade daß dem so ist, bestimmt uns, dem Wunsche der Redaction dieser Blätter nachzugeben, und dem persönlich uns ganz unbekannten Verf. die Freude auszusprechen, welche es allemal gewährt, die Frucht langjährigen Fleißes und eines reinen, der Wahrheit gewidmeten Bestrebens in einer neuen Keimung sich entwickelnd gewahr zu werden. Wenn man nun ferner bedenken will, wie vielfältig die alten irrigen Vorstellungen von der Bildung des Organismus, als einem Zusammenhäufen aus einzelnen, von der Außenwelt entlehnten Materialien, wiederholt worden sind, und wie es doch der einzige Schlüssel zum wahrhaften Verständniß des Lebens ist, daß man das Schaffen von Innen heraus und vom Homogenen zum Heterogenen begreift, wie es in jedem organischen Bildungsvorgange sich immer und immer erneuert: so sieht man nun auch ein, wie nothwendig, ja unerläßlich es sei, daß die reinere, naturgemäßere Ansicht jetzt ebenfalls vielfältigst ausgesprochen und oftmals wiederholt werde. — Es ist deshalb gewiß eine recht gute und zeitgemäße Aufgabe, einmal in einem besondern Werke zu zeigen, wie das organische Gewebe überhaupt zu Stande komme, wirklich werde und sich im Leben immerfort erneuere. Bisher hatte man die Histologie eigentlich immer nur im trennenden, tödtenden, mikrotomischen Sinne verfolgt und dargestellt; man hatte die Mikroskope immer mehr verschärft und die organischen Gebilde zu immer kleinern Theilchen auseinandergelegt; man hatte eigentlich keine Histologie gekannt, sondern nur eine Histotomie bearbeitet. — Es ist gar nicht unrecht, was der Verfasser von den meisten bisherigen Erörterungen über die Grundbestandtheile der Gewebe sagt, es seien die Empiriker in Verlegenheit, wenn sie an den Atomen herumfühlten, „um in ihnen eigenthümliche Kräfte zu entdecken, welche während des Lebens darin regsam und zusammenfügend gewesen sein mußten; das todte Theilchen war doch früher lebendig und in Bewegung, eine Composition von Lebenskräften mußte daher nothwendig aus ihm entwichen sein, sogenannte Imponderabilien, welche der Zergliederung entgangen waren." Es wird hierauf die Bedeutung, so wie das Lebenvolle und die Schönheit einer wahrhaft genetischen Methode in der Erforschung des innern Gliedbaues lebender Körper hervorgehoben; allein ganz richtig stellt es der Verf. als Bedingung auf, daß wer einer solchen Ansicht und einer Bearbeitung in diesem Sinne fähig sein solle, dazu bedürfe „einer innern geistigen Entwicklung, einer Reife, welche aus der philosophischen Durchdringung des Lebens hervorgegangen ist, und die in dem Bewußtsein des Forschers selbst sich losgerungen haben müsse." — Das ist es aber eben, warum schwerlich je eine solche wahrhaft lebendige Anschauung des lebendigen Organismus die allgemeine werden wird, denn jene bedingende Grundansicht, jene innere Entwicklung — sie kann nicht erlernt, — sie muß erlebt werden; aber sie wird erlebt werden, wenn der Forscher mit reinem Sinn und ohne irregeleitet zu sein, der Natur treulich und anhaltend nachgeht. Wie sehr stören aber insgemein den Lernenden und Strebenden anfangs eine Menge der in den Generationen der Schulen geschaffnen Dunkelheiten, — wie schwer ist es in unsern Tagen, mit der einfachen gesunden Auffassungsweise des Alterthums an die Natur heranzutreten, und doch alle die Förderungen, welche die Naturwissenschaft weiterhin im Einzelnen erfahren hat, gehörig zu benutzen! — Eben darum werden oft Menschen, welche noch nicht in das Einzelne schulmäßiger Wissenschaft eingetaucht worden sind, welche aber sonst einen gesunden, scharfen Sinn und ein freies Gemüth mitbringen, leichter irgend eine Naturanschauung aus dem Ganzen erfassen, als die auf die übliche Weise schulmäßig Herangebildeten.

(Schluß folgt.)

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Digitized by Google

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

19. Januar. № 16. 1841.

L. A. Feuerbach „Geschichte der neueren Philosophie, von Bacon von Verulam bis Benedict Spinoza."

L. A. Feuerbach „Geschichte der neueren Philosophie. Darstellung, Entwicklung und Kritik der Leibnitz'schen Philosophie."

(Fortsetzung.)

Beim Uebergang von Cartesius zu Geulinx vermißt Ref. die Erklärung, wie es kam, daß Cartesius eine so natürlich sich ergebende Consequenz nicht selbst gezogen hat. Er hat sie nicht bloß nicht gezogen, sondern gegen sie protestirt. Auf die Frage des Gegners: Quomodo anima, si materialis non sit, corpus moveat, antwortet Cartesius ad C. L. R. Epistola, in qua ad epitomen praecipuarum Petri Gassendi Instantiarum respondetur (S. 147): interim tamen tibi dicam, totam quae in eis occurrit difficultatem ex hypothesi falsa et quae nullo modo probari potest, originem ducere, nimirum si anima et corpus duae sint diversae naturae substantiae, fieri non posse, ut altera in alterum agat. Nam e contrario, qui accidentia realia admittunt, ut calorem, gravitatem et similia, non dubitant, quin ista accidentia in corpus agere queant; cum tamen majus inter utraque, hoc est inter accidentia et substantiam, quam inter duas substantias sit discrimen. Auf diese Vergleichung kommt er in seinen Briefen wiederholt zurück, und sagt Ep. c. 29: Die Vorstellung der Schwere als einer Kraft, welche den Körper, dem sie als reale Qualität inwohnt, gegen den Mittelpunkt der Erde zu treibt, wende einen Begriff an einem unrechten Orte an, der uns vielmehr gegeben sei, um die Art zu fassen, in welcher die Seele den Körper bewege. Nun läßt sich allerdings, wie Siegwart gethan in seiner in dieser Beziehung namentlich lesenswerthen Schrift: Die Leibnitz'sche Lehre von der prästabilirten Harmonie in ihrem Zusammenhange mit früheren Philosophemen betrachtet (Tübingen 1822), zeigen, daß aus der Lehre des Cartesius die Aufhebung aller Wechselwirkung zwischen Seele und Leib folge; allein gegen diese bloße Folge haben immer noch directe Behauptungen des Cartesius ihre Geltung, und es fragt sich, wie dies zusammen zu denken ist. — Der Grund dieses Widerspruchs scheint dem Ref. darin zu liegen, daß bei Cartesius das absolute Selbst, der reine Verstand und das Empirische auseinander bleiben, so daß er letzterem eine ganz empirische Existenz in der Zirbeldrüse ertheilt, während er dem reinen Verstand diese gänzlich abspricht. Er nimmt eine unmittelbare Einwirkung des Gehirns auf die Seele an, die ganz innig mit demselben verbunden sei; die empfindende Seele ist dieser Einwirkung preisgegeben; aber schon das Wahrnehmen ist für ihn ein Act des reinen Verstandes (Respons. VI. p. 163). — Die Anthropologie des Cartesius enthält diese rein empirische Existenz der Seele. Auf diesem anthropologischen Standpunkte konnte Cartesius für den Verstand und die Gesinnung der Menschen das Heil von der Medicin erwarten (de Methodo). — Geulinx nun hat nichts Anderes gethan, als die Unterscheidung, in welcher der reine Verstand als thätig ist, in das empirische Ich selbst eingeführt. Damit erst wurde dieser Unterschied ein vollkommen fester; es verschwand alle Thätigkeit aus ihm. Wurde die Unterscheidung des Ich vom Körper im Zweifel als thätige festgehalten, so war damit immer noch eine Beziehung beider vorhanden, eine Beziehung, welche durch die thätige Unterscheidung aufgehoben wurde, und daher für sich ein Ineinandersein von Leib und Seele enthält, welches von selbst ein thätiges Verhältniß sein mußte. Nur aus der vollkommenen Verfestung dieses Unterschiedes ergab sich diese Geulinx'sche Lehre. Sie enthält somit nicht die speculative Consequenz der Cartesischen Lehre, sondern diejenige Consequenz, in welcher ihr speculatives Element verloren geht.

Die vollkommene Ausbildung, sagt Hr. Feuerbach S. 292, fand die Cartesische Philosophie in Malebranche und Spinoza. — Es kommt nun darauf an, in welches Verhältniß diese Beiden zu einander zu stellen sind. Dies hängt von dem Charakter ihrer Systeme ab; ein äußeres Verhältniß zwischen ihnen findet gar nicht statt, oder läßt sich nur vermuthen. Hr. Feuerbach hat mit Recht Nachdruck darauf gelegt, daß Malebranche von der Endlichkeit des Geistes, von demselben festen Unterschiede der Seele und des Leibes, des

Digitized by Google

Ich und des Andern ausgehe, welchen Geulinx festgehalten hat. So sehr nun dieser feste Unterschied jenseits des empirischen Selbst in Gott sich aufhebt, so schleicht sich derselbe doch auch hier wieder ein; Gott ist das Idealprincip des Erkennens, wie das Realprincip der Bewegung als Wille, ohne daß Malebranche irgend gezeigt hätte, wie diese Principe zur Einheit zusammengehen. — Daraus scheint dem Ref. zu folgen, daß Malebranche dem Spinoza gegenübergestellt werden muß. Dieser ist vom Unterscheiden als solchem ausgegangen, wie sogleich näher entwickelt werden soll. Auf diese Weise sind Malebranche und Spinoza parallele Entwicklungen von Cartesius. Jener steht von vorn herein in der Festigkeit des Unterschiedes, und sucht nun diese aufzuheben, ohne doch von ihr loszukommen; Spinoza fängt da an, wo der Unterschied noch gar nicht ist, und kommt dann erst zu ihm. Jeder ist die Umkehrung des Andern. Dieses Verhältniß stimmt mit der Geschichte vollkommen überein. Wäre Malebranche das Mittelglied zwischen Spinoza und Cartesius, so ließe sich dies nicht anders denken, als so, daß Spinoza auch in einem äußeren Verhältniß, im Verhältniß des Schülers, zu Malebranche gestanden wäre. Dies ist aber durchaus nicht der Fall. Daher fühlt auch Hr. Feuerbach, nachdem er sich von Malebranche aus den Weg zu Spinoza gebahnt hat, die Nothwendigkeit, Spinoza unmittelbar an Cartesius anzuknüpfen, womit geradezu das angenommene Verhältniß von Malebranche zu Spinoza widerlegt ist. — Hr. Feuerbach selbst macht auf die Dualität des Ideal- und Realprincips bei Malebranche aufmerksam (S. 339, 340), und diese Dualität ist es, welche von Spinoza S. 342 vollständig aufgehoben wird. Aber das ist eben nicht richtig, daß Spinoza von der Aufhebung dieses Gegensatzes und somit vom Gegensatz selbst ausgegangen ist. Dieser war der Ausgangspunkt bei Malebranche; eben daher kam es, daß er Gott selbst in den Dualismus verwickelte, den er in ihm aufheben wollte.

Es ist recht gut, wenn Hr. Feuerbach, um sich den Uebergang zu Spinoza zu bilden, sagt (S. 341), der Cartesische Gott sei bloß vorgestellt, er müsse realisirt werden. Aber welches sind die Bedingungen dieser Realisirung? darum handelt es sich. Er sagt S. 746: die beiden Substanzen, Geist und Materie, sind bei Cartesius ihrem Begriffe und ihrem Wesen nach unabhängig, selbständig, nur ihrer Existenz nach (als geschaffene) sind sie abhängig, unselbständig. — Der Widerspruch muß daher aufgehoben werden, was nur dadurch geschehen kann, daß die äußerliche Abhängigkeit eine innere, die Unselbständigkeit der Existenz eine Unselbständigkeit des Begriffes wird. Daß dies auf Spinoza nicht paßt, lehrt Propos. X. Eth. I. Dies weiß der Hr. Verf. selbst (S. 351), aber widerspricht sich auch hiermit. Man lese weiter, um zu sehen, wie er hier gerade das Gegentheil von dem behauptet, was er S. 347 sagt. Es ist aber, abgesehen von diesem Widerspruche, völlig unrichtig, wenn gesagt wird: Indem beide, Geist und Materie, Substanz sind, drücken sie nur eben dies aus, daß sie Substanz sind. Weder der Grund noch die Folge sind in diesem Satze richtig. Wäre Spinoza so auf seine Eine Substanz gekommen, so wäre die Substanz für ihn nichts weiter als ein Prädicat, ein Attribut gewesen, in welchem Denken und Ausdehnung zusammenstimmen; nie aber wäre es möglich gewesen, sie als Attribute der Einen Substanz zu denken. Und worauf beruht der Beweis, daß die Substanz Eine sei? Darauf, daß sie unendlich viele Attribute hat. Nach der Deduction des Hrn. Verf. hätte er ganz anders lauten müssen. Nie wäre Spinoza auf die Art, die ihm Herr Feuerbach unterschiebt, auf den Begriff der Substanz mit unendlich vielen Attributen gekommen, sondern nur auf eine Substanz mit den zwei Attributen des Denkens und der Ausdehnung, wenn man auch, was Ref. nicht thut, zugeben will, daß letzterer Begriff so hätte entstehen können. — Spinoza geht durchaus nicht von dem Gegensatze der beiden Substanzen aus, sondern er geht auf einen Punkt zurück, wo dieser feste Unterschied noch gar nicht ist, aus welchem er erst hervortritt. Er geht nicht vom Unterschiedenen aus, sondern von der Thätigkeit des Unterscheidens. Diese ist als thätige, in welcher das Andere nicht zur Consistenz kommt, eine unendliche Wiederholung, Vervielfachung ihrer selbst, ein Unterscheiden, das zur Indifferenz zusammengehend diese aufhebt, wieder setzt u. s. f., daraus entsteht eine Indifferenz, welche in sich unendlich unterschieden ist, ein Sein, das als Eines unendliche Mal gesetzt ist, — die Substanz mit unendlich vielen Attributen. — Ohne diesen Begriff gefaßt zu haben, ist es unmöglich, in das System Spinoza's hineinzukommen. Die Lehre vom Denken und von der Ausdehnung ist nicht die erste des Systems, sondern erst abgeleitet. Man muß die Rücksicht auf diesen Gegensatz vorerst ganz bei Seite lassen, um einzusehen, was die Spinoza'sche Substanz ist; man muß sich auf einen Standpunkt stellen, auf dem dieser Unterschied noch gar nicht ist, sondern erst wird, der ihn also auch nicht zur Voraussetzung hat, um ihn aufzuheben. — Ref. weiß, daß Spinoza von dieser Thätigkeit nichts sagt; die Indifferenz und die unendlich vielen Unterschiede sind unmittelbar. Aber die Unendlichkeit des Attributs ist ein factischer Beweis, daß hier jene Thätigkeit ebenso vorhanden, als sie erloschen ist. Hätte Spinoza nur den Begriff der Substanz als einer todten Indifferenz, die, weiß der Himmel, wie sie dazu kommt, unendlich viele Attribute hat, so wäre sein System alles Andere, nur keine Speculation. Zum Glück aber sagt uns Spinoza selbst, daß in der Substanz Leben, daß sie causa sui ist, daß sie Unendliches auf unendliche Weise denkt, daß

Digitized by Google

Gott vermöge der Nothwendigkeit seiner Natur sich selbst weiß, daß er sich selbst und Alles Andere erkennt, — lauter Begriffe, die mit einer todten Indifferenz schlechthin unverträglich sind. — Es muß für die Auffassungsweise des Hrn. Feuerbach höchst schwierig oder vielmehr unmöglich sein, nachzuweisen, wie denn eine so gebildete Substanz zu unendlich vielen Attributen komme. Man sehe, wie er hiemit zu recht kommt, S. 388 u. 389. Gewiß, Spinoza will seine Attribute nicht als bloße Zahlen, sondern als Qualitäten, als Realitäten angesehen wissen. Hätte Herr Feuerbach sich an den Satz gehalten, quo plus realitatis aut esse aliquod ens habet, eo plura attributa ei sunt tribuenda, so hätte er eingesehen, daß die Attribute keine nackten Zahlen, sondern Realitäten sind. Sie sind nichts Anderes, als unendliche Positionen des absoluten Seins. Man erinnere sich an die Schelling'sche Lehre (Philosophie und Religion), daß das Absolute in unendlichen Positionen seiner selbst sich realisire. Diese Lehre enthält den wahren Gehalt des Spinoza'schen Begriffes. Hierbei muß uns eine Bemerkung von Professor v. Sigwart willkommen sein, welcher in seinen historischen und philosophischen Beiträgen zur Erläuterung des Spinozismus (Tübingen 1838), S. 39, aus Agrippa von Nettesheim die Stelle anführt: „Deus ipse licet in trinitate personarum unitissimae essentiae sit, esse tamen in eo multa quaedam nomina, veluti radios ex eo emanantes, non ambigimus, quos gentium philosophi Deos, Hebraeorum Magistri Numerationes, nos Attributa vocamus. Sonach wäre das Attribut dasjenige, worin die Substanz offenbar wird und ist. Die Attribute sind also Selbstpositionen der Substanz; nur so kann deren Realität durch die Menge der Attribute vermehrt werden. —

(Fortsetzung folgt.)

H. Klenke „Entwurf eines genetischen Systems der Histologie, zugleich als Grundriß einer philosophischen Anatomie ꝛc.

(Schluß.)

Was nun unsern Verf. betrifft, so stellt er sich für eine wahrhaft genetische Histologie die Aufgabe: „das von der Idee bestimmte mathematische und elektrochemische Fortgliedern der ursprünglich gestalt- und farblosen Ursubstanz zu verfolgen, und demnach darzustellen, wie die mannichfaltigen Formen und chemischen Producte aus dem Urphänomen der Lebensbildung hervorgegangen sind. — Er geht dann die irrigen Ansichten von vielfach angenommener totaler Verschiedenheit tellurischer, sogen. unorganischer, und epitellurischer, oder ausschließlich sogen. organischer Bildungen durch, stellt das rechte Verhältniß, in welchem Krystallisation und organische Gerinnung und Gestaltung stehen, auseinander, und kommt dann zu der für die Kenntniß aller höheren organischen Gewebe so grundwesentlichen Frage „vom thierischen Urstoffe oder von der primären Substanz." — Von hier hätte überhaupt immer alle Histologie beginnen sollen, und man würde dann zeitig darauf aufmerksam geworden sein, wie alle solide organische Gestaltung stets aus einem primitiv Flüssigen hervorgehe, und nie anders als ein Lebendes gedacht werden könne, denn als von Flüssigem durchdrungen. Statt dessen hatte sich aber der Irrthum eingeschlichen, daß die Ursubstanz des Organismus eine feste sei, und nur gelegentlich von Flüssigkeit durchdrungen werde. — Rec. hat wohl zuerst diesen Grundirrthum, durch welchen, wie mit einem Schlage, jeder gesunden Ansicht von der Fortbildung des Organismus der Weg versperrt wird, in seinem System der Physiologie, 2. Th., aufgedeckt und zur Bezeichnung jenes primitiven Flüssigen den Namen der parenchymatösen Urbildungsflüssigkeit aufgestellt, späterhin aber (was dem Verf. entgangen zu sein scheint) bemerkt, daß man vielleicht noch schärfer und kürzer dieses Flüssige bezeichnen könne, wenn man ihm schlechthin den Namen: „Lebenssaft" gäbe. — Doch wie auch der Name sei, die Sache und den Begriff derselben hat der Verf. im Wesentlichen gut aufgefaßt und zu einer schönen und folgerichtigen Fortgliederung dieser Darstellung verwendet. Erinnern müssen wir jedoch, wenn der Verf. S. 44, nachdem er eben jene parenchymatöse Urbildungs-Flüssigkeit, wie denn auch ganz richtig ist, als Ursubstanz des Organismus bezeichnet hat, nun fernerhin sagt: „die Ursubstanz ist, wie Oken zuerst aussprach, wahrhafte Nervensubstanz," — so ist das eine nicht zu billigende Gleichstellung eines rein Elementaren und eines schon in gewissem Maße Differenten und Concreten. — Das Urbyschen Flüssigkeit, welches im eigentlichen Urbläschen des Eies, dem Keimbläschen, das Element aller weiteren Bildung ist, kann als solches nicht, ohne eine wahre Confusion der Begriffe, „Nervensubstanz" genannt werden. Es ist hier ohngefähr wie mit dem Begriffe des Gegensatzes der Geschlechter; das noch unbefruchtete, ganz indifferente Eibläschen kann man weder männlich, noch weiblich nennen; dieser Unterschied tritt erst hervor, wenn die Befruchtung eingewirkt und den Grund zu einer selbständigen Individualität gelegt hat. — So auch die Nervensubstanz. Ihr Begriff tritt hervor mit den ersten Begrenzungen einer irgendwie solidescirenden, bestimmten thierischen oder menschlichen Organisation. Die neueren Untersuchungen von Barry in Edinburg an Kanincheneiern, noch aus den Tuben, weisen recht schön nach, wie die erste Fortbildung innerhalb des befruchteten Eies im Keimbläschen geschieht, dessen Inhalt mit einem aus dessen Urbildungsflüssigkeit hervortretenden Aggregat von Bläschen (auch diese sind den Gährungsbläschen im Wesen völlig gleich) sich anfüllt, wobei die Hülle des Keimbläschens selbst obliterirt, und so zuerst das Rudiment eines eigentlichen Thierleibes (der auch nun schon als männlich oder weiblich zu denken ist) entsteht, und dessen zusammengedrängte mikroskopische Bläschensubstanz nun das bildet, was man auch als urthierische Punktsubstanz bezeichnet hat. Erst auf dieser Stufe, wenn der Begriff des Thieres schon ein concreter geworden ist, wenn wirklich das Rudiment eines Thierleibes gegeben ist, in welchem sich künftig die Organe einer im Nervensystem ihr Centrum findenden, willkürlichen Wechselwirkung mit der Außenwelt hervorbilden sollen, ist es gerechtfertigt, die ihrer Anlage nach zu jener endlich willkürlich werdenden Wechselwirkung mit der Außenwelt bestimmte und noch alle anderen Organe in sich einbegreifende Substanz als „Nervensubstanz" zu be-

Digitized by Google

zeichnen, und diese Bezeichnung wird dadurch gerechtfertigt, daß eben die das entwickelte Thier und den Menschen charakterisirende willkürliche Wechselwirkung mit der Außenwelt ihren wesentlichen Herd im Nervensystem, in dem eigentlichen animalen Systeme hat. — Das war es auch, warum Oken, dem damals alle jene schärferen Untersuchungen über die Entwicklung des thierischen Organismus noch abgingen, nur jene halbflüssige Punktsubstanz (wie wir sie in der Substanz vieler Dozoen bleibend werden sehen), nie aber die elementare reine Flüssigkeit des früheſten Eibläschens als eine dem Begriffe der Nervensubstanz wesentlich entsprechende aufzustellen wagte, und diesen Unterschied müssen wir daher durchaus festhalten, wenn nicht das Element der Bildung mit einer schon irgendwie gewordenen Bildung verwechselt werden soll. —

In dieser Beziehung würde nun auch in dem zunächst Folgenden, wo von der bestimmteren Gestaltung der Urgewebe aus der Urflüssigkeit die Rede ist, hier und da Einiges zu berichtigen und schärfer zu ordnen sein. Die fünf Urgestalten des ersten solidescirenden organischen Gewebes: Kugel, Hohlkugel, Faser, Röhre und Umhüllung sind dann auf einer Seite in ihrem Hervorgehen aus der Flüssigkeit erläutert, so wie auf der andern Seite das Hervorgehen der qualitativ (chemisch) verschiedenen Substanzen aus dem indifferenten Eistoff im Allgemeinen angegeben ist. Im Einzelnen möchte aber auch hier manche Erinnerung zu machen sein! — Denn so ist es allerdings wahr, daß Kugel und Hohlkugel wesentlich idiospontane Gebilde sind, die erstere insbesondere auf der animalen, die andere mehr auf der vegetativen Seite des Lebens, während Faser und Röhre wesentlich Beziehungsgebilde darstellen; desſenungeachtet muß man sich immer in Acht nehmen, wenn man der Natur adäquat bleiben will, diese Unterschiede nicht zu schroff und zu streng hinzustellen, weil eben rastloses Schwanken und ein ewiges Herüber- und Hinüberneigen ganz charakteristisch für alle Lebenserscheinung bleiben. — So stellt es der Verf. ebendeshalb nicht mit hinlänglicher Deutlichkeit auf, wie jene halbflüssige Punktsubstanz, oder jenes Aggregat äußerst feiner, zuerst aus klarer Bildungsflüssigkeit geronnener Bläschen, auch den Grund für die animalen und idiospontanen Gebilde legt, und giebt selbst eine etwas erzwungene Darstellung der Entstehung der primitiven Nervenfaser aus einer Reihe aneinander gedrängter solider Kugeln, womit die Beobachtung nicht übereinstimmt, welche jeden Nerven zuerst nachweist als eine zarthäutige Röhre voller Urbildungsflüssigkeit und Gährungsbläschen, in welcher später, bei wieder obliterirten Bläschen, die Krystallisation jener wunderbaren, unendlich zarten Primitivfaserbogen erfolgt, deren eine Umbiegungsstelle im Hirn, die andere in irgend einem peripherischen Körpergebilde gefunden wird.

Ueberhaupt möchten wir unsern Verf. warnen, nicht zu schnell zu arbeiten. Man sieht, daß ihm schon unter dem Schreiben noch manche neue Erkenntnisse aufgingen, und er war deshalb genöthigt, selbst bei einem Buche von so kleinem Umfange eine Menge Nachträge mit Berichtigungen und Erläuterungen folgen zu lassen. Gewiß, es wäre zu beklagen, wenn ein so lebhaft fassender Geist, dem es sicher um Darlegung der Wahrheit Ernst ist, deshalb, weil er zu rasch und zu viel hintereinander arbeitete, verhindert würde, dem Einzelnen die nöthige reife Ausbildung zu geben. —

Doch schreiten wir weiter in der Verfolgung der Darstellungen des Verfassers. — Wir stoßen zuerst auf die Darstellung des Zellgewebes, des (uneigentlich so zu nennenden) Zellenbaues der Lungen und Absonderungsorgane (völlig nach den Angaben unseres Systems der Physiologie), der Blutbläschen (welche, wie es nun dem Verf. klar sein wird, gleich den Nervenbläschen, eine millionenfache Wiederholung der Urform des Organismus, des Eibläschens sind), und kommen dann zu den modificirten Hohlkugelformen, wohin der Verf. Epidermis und Epithelium, Nägel und Haare, Zähne, Krystallinse und Cornua rechnet. — Dann die Hohlcylindergebilde, und zwar Röhrenformen mit stehen gebliebenen Hohlkugelübergängen (Lymphgefäße, Drüsen, Venen, Darmcanal) und reine Röhrenformen (Arterien und Nervenröhren). — Zuletzt folgen die Hüllengebilde, welche als seröse, mucöse und äußere Haut im Organismus vorkommen und im Einzelnen verfolgt werden.

So krystallisirt sich also gewissermaßen vor unserm geistigen Auge der ganze Organismus des Thieres oder des Menschen aus jenen Elementarformen und deren endlosen Wiederholungen und Durchbildungen, wie ein großer Krystall aus unzähligen kleinen faser- und blättchenförmigen Gerinnungen zusammen; und erst wenn wir diese innere Genesis der Substanz neben ihrer äußeren Mannichfaltigkeit der Gestaltung begriffen haben, kann vom Erfassen einer wissenschaftlichen Histologie die Rede sein.

Was nun aber noch in dem letzten Abschnitte vom Verf. versucht wird, nämlich ein Bild auch von der chemischen Fortgliederung (oder, wie der Verf. vielleicht weniger passend sagt, Krystallisation) der Ursubstanz zu entwerfen, könnte eigentlich ein ganz besonders verdienstliches Unternehmen sein, wenn es einmal mit vollkommener und bis ins Einzelne gehender wissenschaftlicher Schärfe erreicht würde; aber freilich bleibt gerade hier noch bisher am meisten zu wünschen übrig. — Die Schuld hiervon liegt offenbar in der bisherigen Bearbeitung der Chemie selbst, welche allen Bestrebungen auf dem genetischen Wege deshalb so wenig entgegenkommt, weil in ihr selbst das genetische Princip noch gar nicht erwacht ist. — Die Chemie befindet sich bisher, könnte man sagen, noch in dem Zustande, in welchem Botanik und Zoologie sich befand, ehe man das Princip der Metamorphose, das der Hervorbildung immer des Differenten aus dem Indifferenten in ihr begriffen hatte; daher sagt der Verf. ganz richtig: „Werden wir einst den providentiellen Mann gefunden haben, welcher die Chemie aus der empirisch einseitigen Richtung einer Scheidekunst emancipirt und eine Genesis der Elemente vom Indifferenten zum Differenten begründet und vollendet, dann wird die organische Substanzgeschichte, diese wahrhaftige Chemie, ein vollkommenes Einsehen in die Bildungsprocesse der Materie gewähren.“ — Einstweilen gewähren indeß die Betrachtungen des Verf. über die Entwicklungen qualitativer Verschiedenheiten der Substanz aus der Ursubstanz, und zwar die Andeutungen von deren Entwicklung zu Lymphe und Chylus, zu Blutplasma und zu Oel und Fett, nebst der Uebersicht der an einem Pole sauer, am andern Pole alkalisch reagirenden Absonderungen ein mannichfaltiges Interesse, obwohl wir andere Fortbildungen, wie namentlich die im Skelett vorherrschende, zu gesäuertem Kalk, zu reiner Thierkohle u. s. w. mindestens angedeutet zu finden wohl hoffen durften. — Doch es sei hier genug dieser Besprechungen, und wir meinen, es möchte das Gesagte hinreichen, den Geist dieser Schrift zu bezeichnen und zu weiterer eigener Prüfung und Anwendung dieser Ideen aufzufordern, als womit immer die wesentliche Aufgabe einer Recension erfüllt ist.

Carus.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Digitized by Google

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

20. Januar. № 17. 1841.

L. A. Feuerbach „Geschichte der neueren Philosophie, von Bacon von Verulam bis Benedict Spinoza."

L. A. Feuerbach „Geschichte der neueren Philosophie. Darstellung, Entwickelung und Kritik der Leibnitz'schen Philosophie."

(Fortsetzung.)

Herr Feuerbach wird nun an den Ref. die Forderung stellen, zu erklären, wie es denn komme, daß Spinoza ausdrücklich nur zwei Attribute aufstelle. Für ihn selbst kann diese Frage keine Schwierigkeit haben, da er den Spinoza von diesem Gegensatz ausgehen läßt. Sehen wir die Stelle in Ep. 66 an, so finden wir, daß Spinoza mit der Aufstellung der zwei Attribute den absoluten Standpunkt des rein thätigen, vielfachen Unterscheidens, aus welchem seine Substanz mit unendlich vielen Attributen, wie gezeigt, hervorgeht, verläßt, und zum empirischen des festen, bestimmten, einfachen Unterschiedes des Geistes vom Körper herabsteigt, zu jenem empirischen Standpunkt, den Geulinx und nach ihm Malebranche eingenommen haben. Bestimmt man so das Verhältniß der Lehre von den unendlich vielen Attributen und der Lehre von zweien, so wird dasselbe vollkommen klar. Die letztere ist eine nothwendige Consequenz der ersteren, nicht aber umgekehrt. Und so wenig jene Lehre den Sinn hat, daß alle möglichen Attribute in die Substanz gesetzt werden können, so wenig hat letztere den Sinn, daß eben nur ein Verstand die zwei Attribute von Außen an sie heranbringe. Es ist vielmehr eine innere Veränderung, die in der Substanz vorgeht, ihre thätige, vielfache Unterscheidung erlischt zu einem festen, einfachen Unterschiede. Diese Veränderung ist nothwendig, weil in der unmittelbaren Indifferenz der Unterschied selbst unmittelbar ist. Hiemit verschwindet auch der Schein, als ob die Substanz hinter diesen zwei Attributen noch weitere hätte, und als ob diese zwei Attribute als solche neben den andern schon in der Substanz gesetzt wären. Nur darum konnte Spinoza behaupten, eine adäquate Idee von Gott zu haben, ob er gleich viele Attribute nicht wisse. Welche Verlegenheiten hat nicht dem Spinoza die Meinung bereitet, daß hinter den zwei Attributen noch andere verborgen seien? Wie ungenügend ist die Abfertigung, welche er seinem Correspondenten im 66. Briefe ertheilt! — Auf diese Weise stellt sich der realen Welt der zwei Attribute eine ideale der unendlich vielen gegenüber. — Sieht man, wie mit der Unmittelbarkeit der Indifferenz auch die der Differenz gegeben ist, so ergiebt sich daraus von selbst das gegenseitige Verhältniß der Substanz und der zwei Attribute. Also muß nicht bloß mit Hrn. Feuerbach gesagt werden: der Substanz nach ist kein Unterschied zwischen Denken und Ausdehnung, sondern auch: der Substanz nach sind sie rein unterschieden. Denn die unmittelbare Indifferenz ist selbst der unmittelbare Unterschied, sie ist selbst darin erst unmittelbar, und umgekehrt. Hat man die Lehre von den unendlich vielen Attributen gefaßt, dann wird auch diese Lehre vollkommen verständlich sein.

In der Lehre von den Modi ist der Uebergang vom Unendlichen zum Endlichen die Hauptschwierigkeit. Hr. Feuerbach erklärt sich folgendermaßen darüber S. 400: „Die Frage nach dem Ursprunge des Endlichen aus dem Unendlichen ist nicht die Frage des Spinoza'schen Systems. Dieses hebt vielmehr die Frage selbst und den Standpunkt, von dem aus diese Frage allein möglich ist und gethan wird, auf, und verwirft sie. Dem Endlichen kommt als Endlichem nur Nichtsein zu, weil Existenz ein schlechthin Positives ist. Allerdings aber kommt nach Spinoza (S. 402) den endlichen Dingen Sein und Wirklichkeit zu, aber nicht als nur endlichen; die einzelnen Dinge folgen aus der Substanz, dem Unendlichen, aber nicht als einzelne, nicht als endliche, sie sind gleich ewig mit Gott. Denn was sind die unendlichen Attribute Gottes anders, als die einzelnen endlichen Wesen als ein Wesen? So nothwendig die Attribute oder die unendlichen Modi der Substanz zugleich mit ihr gesetzt sind, so nothwendig sind die einzelnen Dinge zugleich mit ihr gesetzt." — Mit Letzterem hat Hr. Feuerbach das Richtige getroffen, aber nicht genau bestimmt. Da Spinoza doch auch von endlichen Modi redet, so muß gefunden werden, wie er auf diesen Begriff

Digitized by Google

kommt, und worin dieser Begriff sich von dem der unendlichen Modi unterscheidet. Aus jedem Attribut selbst folgen unendliche Modi; ihre Unendlichkeit kann nur darin bestehen, daß jedes Attribut, so wie die Substanz, sich in vielen Modi selbst ponirt. Also wieder dieselbe Thätigkeit der endlosen Differenzirung, welche es nicht zum festen Unterschiede kommen läßt. Dieselben Modi unmittelbar und in fester Form von einander unterschieden, so daß der eine auf den andern hinweist und durch ihn bestimmt ist, sind endlich. Hier haben wir den Uebergang vom Unendlichen zum Endlichen, der mit dem Verhältniß der Substanz, mit den unendlichen Attributen zu den zwei Attributen, aber auch mit dem Emanatismus des Systems, der jene Differenz als Thätigkeit festzuhalten sucht, vollkommen zusammenstimmt. — Dieser Uebergang ist ein Uebergang aus der idealen Welt der natura naturans zur realen der natura naturata. Die Frage nach der Entstehung der Welt fällt für die Philosophie immer zusammen mit dem Uebergange aus dem Idealen zum Realen. Die realistischen Systeme geben dem Idealen selbst wieder eine (transcendente) Realität, sie steigen von einer idealen Welt herunter zum Realen. Dieser Begriff ist richtig, aber es fragt sich, wie wir auf ein solches transcendentes Prius der Welt kommen. Dazu ist vor Allem ein Idealismus nöthig, welcher zeigt, daß die natura naturans das Ich ist, das sich in dieser Thätigkeit den Weg zum Realen bereitet. Es ist nicht richtig, wenn Hr. Feuerbach sagt, die Frage nach dem Ursprunge des Endlichen aus dem Unendlichen sei eine theologische, und keine philosophische. Die Theologie für sich hat sich im Gegentheil gegen diese Frage, sofern sie eine Frage ist und die Lösung eines Problems fordert, immer gleichgiltig oder negativ verhalten. Dieses Problem ist nur auf dem Boden der Philosophie entstanden; denn es ist nur das rein philosophische Problem des Uebergangs vom Idealen zum Realen. Dieses Problem ist als solches allerdings für Spinoza nicht vorhanden, aber nicht darum, weil sein System nicht Theologie, sondern reine Philosophie ist, sondern weil die ideale Welt für ihn auf die gezeigte Weise unmittelbar die reale ist. Aber eben darum enthält sein System die Elemente dieses Problems; sonst wäre es gar nicht Philosophie. Die Theologie dagegen stellt in der Lehre von der Schöpfung aus Nichts ein reines Realprincip auf, welches das Idealprincip völlig von sich ausschließt.

Mit der Darstellung der Lehre vom Geiste, die sich ganz objectiv hält, ist Ref. einverstanden. Nur darauf hätte der Hr. Verf. hinweisen sollen, daß in diesem Theile der einseitige Realismus des Systems (Eth. P. V. Prop. 39. c. schol.) einem Idealismus gegenüber steht, in welchem der Geist in der adäquaten Idee, in dem amor intellectualis (Propos. 34) rein in sich die absolut thätige Identität des Subjectiven und Objectiven ist, so wie die intellectuale Liebe Gottes zu sich selbst die unendlichen Selbstpositionen der Substanz zur Ruhe der einfachen zusammennimmt. In diesem Resultate des Systems liegt ein höherer Begriff als in seinem Anfange. Sehen wir auf diese Differenz des Anfangs und des Resultats, so muß sich uns von selbst die Bemerkung, die auch schon von Andern gemacht worden ist (vgl. die oben angeführte Schrift von Professor Sigwart), aufdrängen, daß das System in der That eine lebendigere Bewegung ist, als bloß die der mathematischen Demonstration. Es wäre sehr interessant, das Verhältniß der demonstrativen Methode zu jener Entwicklung näher auseinanderzusetzen. Diese Auseinandersetzung könnte für den, der eine Einsicht in die Natur der philosophischen Methode gewinnen will, sehr lehrreich werden. In der Darstellung eines philosophischen Systems ist die Beleuchtung seiner Methode von großer Wichtigkeit; sie ist es aber insbesondere bei der Darstellung des Spinoza'schen Systems.

Der zweite Band (Ansbach 1837) enthält die Darstellung, Entwicklung und Kritik der Leibnitz'schen Philosophie, und bildet als Fortsetzung des ersten Bandes zugleich ein selbständiges Buch für sich, indem der Hr. Verf. hier seine Methode bestimmt, und in einer Einleitung die Entwicklung der neueren europäischen Philosophie aus den nationalen Differenzen auf eine treffende Weise ableitet. Der Hr. Verf. beginnt mit einer geistvollen Charakteristik Leibnitz's, bestimmt sodann das Princip der Leibnitz'schen Philosophie im Unterschiede von Spinoza und Carteſius. In Beziehung auf den ersten Unterschied, welchen der Hr. Verf. mit der gewöhnlichen Schärfe entwickelt, hat Ref. noch zu bemerken, daß Leibnitz den Begriff der Spinoza'schen Substanz selbst in seinem innern Grunde als den Begriff des Ich gefaßt hat; Leibnitz hat die Thätigkeit, welche die Spinoza'sche Substanz an sich ist, gesetzt, seine Monade ist dieselbe unendliche Setzung ihrer selbst, aber als Thätigkeit, sie ist die Spinoza'sche Substanz mit ihren unendlichen Attributen als Subject. Dies ist zunächst die absolute Monade. Aber diese als Reflexion in sich gesetzt, ist eine Monade in unendlich vielen, weil diese Reflexion ins Unendliche sich aufhebt und setzt. Man sieht hier, wie die richtige Auffassung der Spinoza'schen Substanz erst eine genaue und vollständige Einsicht in das Verhältniß von Spinoza und Leibnitz verschafft.

Der Hr. Verf. entwickelt sofort die Seele oder Monade als das Princip der Leibnitz'schen Philosophie. Diese Entwicklung ist so exact und so anschaulich gegeben, daß sie dem Ref. ein eigentliches Muster der geschichtlichen Darstellung eines Philosophems zu sein scheint; nur scheint den Hrn. Verf. seine Lebhaftigkeit im Begriffe der Materie etwas von der historischen Richtigkeit abgeführt zu haben; denn die Materie hat bei Leibnitz nirgends eine praktische Bedeutung, welche ihr S. 66 beigelegt wird, sondern eine theoretische, wie der

Digitized by Google

Hr. Verf. ſagt, ſie iſt die Vorſtellung eines Andern als Andern, aus welcher Vorſtellung doch erſt ein praktiſches Verhalten entſpringt, wenn das Andere Ich ſelbſt iſt. Der Begriff der erſten Materie könnte am eheſten noch dieſe Bedeutung haben. Allein der Hr. Verf. giebt ſelbſt die wahre Bedeutung deſſelben an, welche eine rein phyſikaliſche Beſtimmung enthält; die zweite Materie aber als die Maſſe, welche das Reſultat von vielen Monaden iſt, iſt von ſelbſt ein rein theoretiſcher Begriff.

Was das vinculum substantiale betrifft, worüber neuerdings Kahle eine leſenswerthe Abhandlung geſchrieben hat, ſo ſcheint in folgenden Worten der Begriff deſſelben enthalten zu ſein (Leibn. Op. Dut. II. 1. 317): vinculum substantiale est ipsa, ut ita dicam, potentia passiva compositi, alſo die materia prima der herrſchenden Monade. Hiemit ſtimmt überein, daß (S. 304) das vinculum substantiale substantiam compositam formaliter constituit et phaenomena realizat. Das vinculum substantiale iſt die nicht bloß ideale, ſondern reale Einheit der Monaden in der herrſchenden Monade, ſo wie die prima materia in der einzelnen Monade als ſolcher, in ihrer Idealität, das Princip der Realität iſt (als extensio et antitypia, diffusio et resistentia). Dies vinculum substantiale iſt daher das mit dem Realprincip der herrſchenden Monade nothwendig verbundene Realprincip derſelben. Auf dieſe Auffaſſung weiſt der Hr. Verf. ſelbſt hin S. 232.

(Schluß folgt.)

Germaniſche Mythologie und deutſche Alterthümer überhaupt. Vornehmlich Deutung der Mythologie. Von Auguſt Schrader. Berlin, 1840.

Der Verf., welcher „zu dem Zwecke einer Geſchichte der Baukunſt" ſich dem Studium der Mythologie zugewandt hat, erklärt in der Vorrede, auf der Schule nichts gelernt zu haben, und überläßt es ſeinen Herren Recenſenten, dies mit ihm zu bedauern. In dieſem naiven Geſtändniß liegen die weſentlichen Vorzüge und Mängel des Buches angedeutet.

Es kann hiernach dem gelehrten Splitterrichter nicht ſchwer fallen, daſſelbe vornehm und gründlich herunterzumachen. Zunächſt ſchon ſind dem Verf. viele, ſehr viele Quellen unbekannt geblieben: er hat die meiſten isländiſchen Sagas, er hat Snorri, Saro Grammaticus, Adam von Bremen offenbar nicht geleſen, ja — was noch mehr und ganz unverzeihlich iſt — dieſelben nur ein paar Mal citirt. Die Quellen aber, aus welchen er geſchöpft, ſcheint er mehr aus Ueberſetzungen als im Original zu kennen, und ſeine Schreibung einzelner isländiſcher Wörter und Namen — abgeſehen von den vielen Druckfehlern — läßt den Verdacht aufkommen, daß er weder Rask's Grammatik, noch Biörn Haldorſon's Lexikon gehörig zu Rathe gezogen hat. Auch auf die früheren Unterſuchungen und Bearbeitungen der nordiſchen Mythologie iſt wenig oder gar keine Rückſicht genommen worden. Wir hören nichts über Alles, was ſeit zweihundert Jahren die Dänen und Schweden auf dieſem Felde geleiſtet haben, nichts über die bisherigen Weiſen der Auslegung, kein Wort über P. E. Müller's kritiſche Verdienſte und Finn Magnuſen's gelehrte und geiſtreiche Hypotheſen. Und endlich, welcher Mangel an Kritik! welche übereilten, durch keine einzige Stelle belegbaren Anſichten und Behauptungen und Deutungen!

So etwa möchten diejenigen urtheilen, denen die wahre Gründlichkeit und Wiſſenſchaftlichkeit darin beſteht, vor lauter Gelehrſamkeit nicht zur Sache ſelbſt zu kommen. Wir werden ſpäter ſehen, wie weit ſie hinſichts mancher Einzelheiten Recht haben mögen; im Großen und Ganzen ſtellen ſich dagegen die von ihnen gerügten Mängel gerade als die eigenthümlichen Vorzüge des Buches heraus.

„Der Verf. hat auf der Schule nichts gelernt," d. h. er iſt trotz derſelben vollkommen geſund geblieben; er hat ſich die urſprüngliche Friſche und Lebendigkeit der Auffaſſung, die rückſichtsloſe Unbefangenheit des Urtheils bewahrt, und das baare, blanke Gold der Anſchauung nicht hingegeben für das Papiergeld der Schule, das weder in dieſem noch in jenem Leben honorirt wird. Und in dieſes Gold hat er die alten Nordlandsgötter einfach und ſchön ausgeprägt.

Es iſt ſchön, daß er ſo frank und friſch und entſchieden geradewegs auf den Mittelpunkt der Sache losgeht, ohne ſich durch den ringsumher aufgehäuften Schutt blenden oder irre führen zu laſſen, daß er den in dieſem Felde ſo reichlich zu Tage geförderten Unſinn, mit oder ohne Abſicht, ignorirt, daß er z. B. die berüchtigte, in Dänemark faſt zum Dogma gewordene „Einwanderung der Aſen" mit keiner Sylbe erwähnt, ſie, welche für die nordiſchen Alterthumsforſcher ein ähnlicher Hexentanzplatz der wüſteſten Vielwiſſerei, der willkürlichſten Combinationen und Phantasmen, oder der ſogenannten höheren Kritik geworden iſt, wie für Niebuhr's Jünger die Vorgeſchichte Roms. Es wäre eine wahre Herculesarbeit, dieſen Stall des Auglas auszumiſten; denn ſchon Torfäus und Suhm allein, durch die — wie Stuhr irgendwo ſagt — eine an Verrücktheit grenzende Verwirrung in die nordiſche Mythologie gekommen iſt, würden Einem hier mit ihrem gelehrten Unrath Jahre lang zu thun machen; es wäre aber auch zugleich eine überflüſſige Arbeit, da ja der Strom der Zeit ſolches Alles ganz von ſelbſt ins Meer der Vergeſſenheit hineinſpült. Es iſt ſchön — ſage ich — daß der Verf., unbekümmert um das gelehrte Beiwerk, ohne links und rechts abzuſchweifen, unverwandten Blicks ſeinen Hauptzweck verfolgt, — den letzten Zweck alles mythologiſchen Studiums überhaupt, —

Digitized by Google

das geistige Verständniß, d. h. die Deutung der Sage; denn sie allein ist es, die wissenschaftlichen Werth hat. Daß er sich hierbei vornehmlich an Tacitus und die beiden Edden gehalten, liegt in der Natur der Sache, und wie gründlich er die letzteren durchgemacht hat, beweist nicht bloß der Anhang, sondern das ganze Buch. Freilich würde er bei seiner lebendigen Auffassung und künstlerischen Geschicklichkeit ganz dazu geeignet gewesen sein, manche Partieen des Saxo zu restauriren, und was bei diesem lateinisch und gelehrt und mönchisch verdreht, verrenkt und verschroben erscheint, auf die ursprüngliche, mythische und germanische Form zurückzuführen. Da es ihm indeß zunächst darauf ankam, und zeit- und sachgemäß allein darauf ankommen konnte, die germanische Sagenwelt ihrem Hauptinhalte nach und in ihren großen Zusammenhängen zu erfassen und zu bewältigen, d. h. zu deuten, nicht aber dieselbe aus allen uns aufbewahrten Trümmern und Bruchstücken äußerlich vollständig zusammenzustellen, so dürfen wir ihn nicht tadeln, daß er sich so viel als möglich frei von zerstreuenden und störenden Mannigfaltigkeiten gehalten hat.

Außer Grimm's „deutscher Mythologie," als dem reichsten und geordnetsten Magazin von Nachrichten über die Religion unserer Väter, nämlich der eigentlichen Deutschen, werden von den früheren systematischen Arbeiten über diesen Gegenstand in der Einleitung nur Stuhr's „Nordische Alterthümer" genannt, und in der That, wenn man die aphoristischen Bemerkungen von Dirking-Holmfeld und Uhland's „Sagenforschungen" ausnimmt, so wüßte ich unter den sämmtlichen bisherigen Untersuchungen, die ich kenne, — und ich glaube sie alle zu kennen, — keine einzige, durch welche die Deutung der nordischen Mythologie auch nur einen Schritt weiter gefördert worden, und die also neben Stuhr's „Alterthümern" genannt zu werden verdiente. Daß der Verf. Uhland's eben so quellenmäßige als feine und scharfsinnige Abhandlung nicht gelesen hat, ist ihm allerdings schwer zu verzeihen; jedenfalls würde seine Darstellung der Thorssage nicht wenig dadurch gewonnen haben. Doch genug hiervon und vielleicht mehr als genug!

„Germanische Mythologie und deutsche Alterthümer überhaupt" — schon in diesem Titel liegt etwas Schiefes, da die Mythologie zwar den Alterthümern im weiteren Sinne, dagegen durch das „Deutsche" dem „Germanischen" untergeordnet ist. Dieses Mißverhältniß tritt aber auch in der Darstellung selbst hervor. Während nämlich einerseits in dem Hauptabschnitte „über die Religion" der Mythos beider Völker, der Skandinavier sowohl als der Deutschen dargestellt wird, obgleich, wie sich von selbst versteht, als Einheit, — ist in der Abhandlung der sogenannten Alterthümer überall nur von Deutschland und den Deutschen die Rede, nirgends von den Normännern, Dänen und Schweden, ungeachtet sich gerade die Berichte des Tacitus über die älteste Gestaltung des häuslichen und öffentlichen Lebens unserer Vorfahren viel genauer, evidenter und ausführlicher aus den nordischen Quellen ergänzen, erläutern und beleben lassen, als seine mythologischen Angaben aus den Edden, da ja überhaupt bei den Deutschen doch nur von einzelnen Götternamen, nicht aber von einer vollständig ausgebildeten Mythologie die Rede sein kann. Auch hier müssen wir es bedauern, daß der unermeßlich reiche Stoff, den namentlich die eigentlichen Isländer-Geschichten, die sogenannten Islendinga-Sögur enthalten, gar nicht benutzt worden ist. Indeß haben wir kein Recht, von dem Verf. mehr zu fordern, als er uns zu geben verspricht, zumal da ihm die Alterthümer nur einleitende Nebensache gewesen, und er mit Recht, wie er selbst sagt, „auf die Religion als das Wichtigste die meiste Aufmerksamkeit gerichtet hat."

Doch ist auch dieser erste, einleitende Theil, welcher zuerst das Land, den Bevölkerungsgang, die allgemeine äußere und innere Bildung der Deutschen, ferner das häusliche Leben, die Sitten und Gebräuche, Kenntnisse und Fertigkeiten, endlich das öffentliche Leben im Frieden und Kriege behandelt, trotz seiner fast compendiarischen Kürze nicht ohne Verdienst, namentlich durch die rasche, warme, lebendige Darstellung, in welcher die charakteristischen Grundzüge des germanischen Geistes in seinen praktischen Richtungen höchst anschaulich hervortreten. Nur bisweilen erscheint dieselbe zu wenig quellenmäßig und gehalten, und wird dann willkürlich, romanhaft, phantastisch. So z. B. S. 35, wo es von den altdeutschen Weibern heißt: „Früh Morgens, mit dem Gestirn des Tages, mit den Vögeln des Waldes verließ die Hausfrau ihre Ruhestätte, schlich sich leise von der Seite des Mannes weg; sie hatte schon einem Jeden die Geschäfte für den Tag angewiesen, ehe der Mann auf seinem Bärenfell noch seine Augen aufschlug; sie kehrte mit dem Lohn ihres Fleißes, dem Blick der heiteren Selbstzufriedenheit im himmelblauen Auge zu ihm in die Hütte zurück, bereitete ihm sein Frühstück und reichte ihm sein Jagdgewehr dar; sie versorgte ihre Kinder, säugte das jüngste an eigener liebender Brust, sah den munteren und tollkühnen Spielen der älteren mit frohem, mit prophetischem Blick auf die Zukunft zu und sorgte für das Mittagsmahl; sie ging mit dem weichen Rehfell um die Schultern, mit dem nackten Säugling auf dem Arm und den andern Kindern um sich herum, dem geliebten Manne entgegen, trocknete seine schweißtriefende Stirn, und führte den mit der Beute der Jagd Beladenen ins Haus zurück, dem wohlbesetzten Tische zu; sie ließ sich erzählen die Abenteuer der Jagd und erfreute ihn dafür wieder mit Erzählung der neuen kühnen Streiche und anderen Fortschritte seiner Kinder" u. s. w. — Dergleichen Schilderungen passen in einen sentimentalen Roman, nicht aber in ein wissenschaftliches Buch.

Halten wir uns indeß an das Mythologische, als an die Hauptsache!

(Fortsetzung folgt.)

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Digitized by Google

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

21. Januar. № 18. 1841.

L. A. Feuerbach „Geschichte der neueren Philosophie, von Bacon von Verulam bis Benedict Spinoza."

L. A. Feuerbach „Geschichte der neueren Philosophie. Darstellung, Entwickelung und Kritik der Leibnitz'schen Philosphie."

(Schluß.)

Die prästabilirte Harmonie nennt Hr. Feuerbach die schwache Seite des Leibnitz, indem ein extramundanes Wesen diese Harmonie erst setze; jedoch weiß er auch das philosophische Element in dieser Lehre hervorzuheben, und bemerkt (S. 108) sehr richtig, daß die Harmonie zwischen Leib und Seele sich auf die Harmonie zwischen dem Princip der Thätigkeit und dem Princip des Leidens reducire, die beide in der Monade selbst liegen. Daß ein außerweltliches Wesen diese Harmonie ein für alle Mal gesetzt habe, darin liegt nun freilich ein Widerspruch, weil der Grund derselben, der in der Natur der Seele liegen soll, wieder über sie hinausgestellt wird. Wollen wir aber den Werth dieser Vorstellung genau schätzen, so müssen wir den bestimmten Begriff des außerweltlichen Wesens, der in dieser Vorstellung enthalten ist, das Prädicat, das sie ihm ertheilt, festhalten; dann werden wir einsehen, daß auch diese Vorstellung, freilich nicht darum, weil sie ein außerweltliches Wesen lehrt, sondern weil sie ihm ein bestimmtes Prädicat ertheilt, einen wirklichen speculativen Begriff enthält. Der Leibnitz'sche Gott hat gerade darin seinen Begriff, seine Bestimmung, die prästabilirte Harmonie zu stiften; damit wird der Grund der Harmonie der Thätigkeit und des Leidens, welche nach Hrn. Feuerbach der wahre Sinn der Harmonie zwischen Seele und Leib ist, in die Thätigkeit selbst als solche gelegt, ohne Zweifel ein ächt speculativer Begriff, wenn Leibnitz auch nicht nachgewiesen hat, wie die reine Thätigkeit selbst die Einheit der Thätigkeit und des Leidens begründe; hätte er dies gethan, dann würde die Ueberweltlichkeit dieses so bestimmten Gottes von selbst verschwunden sein. — Es ist freilich nicht bloß nicht philosophisch, sondern geradezu falsch, gerade diesen rein speculativen Begriff, wie wenn das menschliche Ich zu gering für ihn wäre, in einer Art von Apotheose über das menschliche Ich hinaus als ein göttliches Wesen zu denken, und Ref. stimmt hierin ganz mit Herrn Feuerbach überein, wenn er dieses Hinausdenken als eine theologische Richtung bezeichnet, die aus der Philosophie verbannt werden müsse. Aber auch so ist der Gott der Leibnitz'schen Philosophie noch ein anderer als der der Theologie. Die theologische Richtung in der Philosophie wird gewiß entschiedener dadurch bekämpft, daß, was in einem philosophischen System eine theologische Farbe hat, als wirklich philosophisch nachgewiesen wird; so wäre die theologische Richtung der Gegenwart, welche namentlich Leibnitz für sich als Autorität usurpirt, mit weit mehr Erfolg von diesem ihrem Lieblinge zurückzuschrecken, und vielleicht zur Besinnung darüber zu bringen, daß sie die Bedürfnisse ihres Herzens vielleicht anderswo, nur nicht bei einem philosophischen Systeme, wie das Leibnitz'sche ist, befriedigen können. — Uebrigens hat Hr. Feuerbach II. 13. S. 111—118 den Widerspruch im Begriff der Monade als einer schrankenlosen und beschränkten, als einer rein thätigen und doch zugleich leidenden, oder den Widerspruch ihrer Transscendenz und Immanenz auf eine höchst lehrreiche Weise entwickelt.

Der Hr. Verf. giebt II. 14 eine Kritik des theologischen Standpunktes als Einleitung zur Leibnitz'schen Theodicee. Der Gegensatz der Philosophie und Theologie ist ein Lieblingsthema des Verf., das er in seinem Bayle mit der ganzen Energie seiner reichen Darstellung, und mit dem ganzen Interesse, das er in diesen Gegensatz legt, behandelt hat. Sehr richtig bestimmt er den Gegensatz zunächst der Religion und der Philosophie so, daß der Mensch in jener Gott nur in seiner Beziehung auf sich, in dieser so betrachte, wie er an sich ist, und nennt dies den Gegensatz des theoretischen und praktischen Standpunktes; nicht minder richtig aber sagt er (S. 132), daß die Theologie die Norm des Religiösen zur Norm der Erkenntniß, die Beziehung Gottes auf den Menschen zu seinem Ansichsein, zur letzten, absoluten, unüberschreiglichen Grenze mache. Eben deshalb hat Hr. Feuerbach vollkommen Recht, einen unversöhnlichen Gegensatz zwischen Philosophie und Theologie festzustellen,

Digitized by Google

ungeachtet er die bemerkte Unterscheidung zwischen Religion und Theologie nicht immer gehörig festhält, und einen Gegensatz zwischen Philosophie und Religion befestigt, welcher offenbar die Philosophie selbst zu einer bloßen Einseitigkeit herabsetzt. Ist der Gegensatz des theoretischen und praktischen Verhaltens ein letzter, über den nicht hinauszukommen ist? Hr. Feuerbach weiß selbst aus der Hegel'schen Phänomenologie, daß das speculative Wissen beide in sich vereinigt. — Sodann aber ließe sich sehr wohl denken, daß die Welt aus dem Willen entstanden ist, ohne gerade zufällig zu sein; der Wille ist von der Willkür zu unterscheiden und ist in sich selbst Vernunft, während der Hr. Verf., die Lehre von der Schöpfung als eine Consequenz des praktischen Standpunktes der Theologie betrachtend, einen Gegensatz der Vernunft und des Willens anzunehmen scheint, in welchem beide einander in Beziehung auf die Idee Gottes und der Entstehung der Welt nur ausschließen. Deshalb möchte Ref. auch der Leibnitz'schen Theodicee eine mehr philosophische Bedeutung beilegen, als der Hr. Verf. gethan hat, indem er der Ansicht ist, es lasse sich nachweisen, daß der Wille, d. h. der vernünftige Wille, das Prius der Welt ist, obwohl er eben so wohl mit dem Hrn. Verf. in dem Tadel übereinstimmt, den er über die theologisirende Tendenz der Theodicee ausspricht.

Hr. Feuerbach giebt nun einen Auszug aus der Leibnitz'schen Theodicee, in welchem das Wesentliche derselben enthalten ist, und sodann, nach einer vorangeschickten Kritik des Empirismus, die Leibnitz'sche Pneumatologie (Erkenntnißlehre und Lehre von der Freiheit des Willens), und schließt mit einer Charakteristik und Kritik der Leibnitz'schen Philosophie; in dieser weist er auf eine populäre, aber sehr treffende Weise den Idealismus als das natürliche Verhalten des Geistes überhaupt nach, charakterisirt sodann näher die Leibnitz'sche Philosophie als Idealismus, und beurtheilt das Verhältniß der Vernunft und des Glaubens derselben, wobei er aus Vorliebe zu dem (von Schelling richtig bezeichneten einseitig realistischen) Spinoza den Idealismus zu wenig anerkennt, der offenbar in der Leibnitz'schen Lehre vom göttlichen Willen enthalten ist, und das Verhältniß der Leibnitz'schen Philosophie zum Dualismus von Geist und Materie, der damals herrschend war; hier bezeichnet er diese Philosophie sehr treffend als Idealismus unter der Form des Mechanismus. Ref. wünschte jedoch, daß der Herr Verf. auch in dieser Lehre Leibnitz mehr die verdiente Anerkennung geschenkt hätte; denn soll es eine Naturphilosophie geben, so muß wohl der Idealismus das Princip des Mechanismus sein; dies wird man zugeben, wenn man auch den Mechanismus nicht auf die ganze Natur ausdehnen will; Leibnitz hat diesen Begriff, von Cartesius schon vorbereitet, zuerst in seiner ganzen Bestimmtheit ausgesprochen.

F. Reiff.

A. Schrader „Germanische Mythologie und deutsche Alterthümer überhaupt. Vornehmlich Deutung der Mythologie."

(Fortsetzung).

Ehe wir auf das Einzelne eingehen, wollen wir gleich hier zusammenfassen, was wir an dem Ganzen vermissen.

Zuvörderst scheint uns die Entwicklung nicht scharf und stetig und durchgreifend genug. Mythologie als Wissenschaft ist Geschichte des religiösen Bewußtseins und, da ursprünglich alles Wissen eben als religiöses erscheint, Geschichte des Bewußtseins schlechthin. Der Mythолog hat demnach die Aufgabe, aus der Naturbestimmtheit eines Volksgeistes, als der allgemeinen Grundlage, dessen Bewußtsein über sich selbst von dem ersten Erwachen an durch alle Phasen seiner Entwicklung zu verfolgen, bis hinauf zu einem Punkte, den wir hier wenigstens nicht näher zu bestimmen brauchen, und den ganzen Mythos als diesen — objectiv gewordenen — Entwicklungsgang nachzuweisen. Hierin nun ist, wie gesagt, der Verf. weder im Ganzen noch im Einzelnen streng und consequent verfahren; er ist mit einem Wort nicht historisch genug zu Werke gegangen. Er begleitet das Bewußtsein der alten Skandinavier nicht Schritt vor Schritt in stetigem Fortgang; er führt uns nicht ein in die Genesis der nordischen Mythologie, sondern nimmt die letztere mehr als Gewordenes, denn als Werdendes, mehr als Product, denn als Proceß. Es werden demnach die früheren Perioden nicht bestimmt, welche der nordische Geist durchgemacht, ehe er sich zu jener letzten Stufe gediegener und vollendeter Anschauung heranbildete, welche die Edden repräsentiren. Nicht als ob es der Darstellung überhaupt an aller Entwicklung fehlte; es ist durchgreifender Fortschritt in derselben, aber nur in theogonisch-kosmogonischer Rücksicht, derselbe, welchen wir in der Völu-spá und jüngeren Edda vorfinden, nicht aber der innerliche, historische, in welchem wir die Geschichte des Mythen schaffenden Bewußtseins erkennen. Beide sind wesentlich zu unterscheiden: der eine ist, so zu sagen, mehr logischer, der andere phänomenologischer Natur, und die Verwirrung in den meisten mythologischen Werken rührt daher, daß beide nicht gehörig auseinander gehalten und ineinander gebildet werden. So erscheint überall in der Kosmogonie und Theogonie, d. h. in dem allseitig ausgebildeten und in sich geschlossenen System als das Erste das Chaos, dann die Giganten, Titanen, Riesen u. dgl., endlich die Götter, während historisch genommen sich die Sache gerade umgekehrt verhält. Die Götter sind das Erste: a Jove principium! Jahrhunderte lang hatte Zeus, als Deus schlechthin, welches buchstäblich dasselbe Wort ist, im griechischen Bewußtsein gelebt, ehe die Vorstellung des Chaos in dasselbe kam; Jahrhunderte lang der nordische Geist sich als

Digitized by Google

Odhin erfaßt, bevor er die Welt aus Ymir's Fleisch und Blut entstehen ließ. Es ist daher durchaus fehlerhaft, hat übrigens auch zu einer Reihe unnöthiger Wiederholungen geführt, daß der Verf. mit der Schöpfung, mit Ginnunga-gap, Muspelheim und Niflheim anhebt, da diese abstracten Vorstellungen gerade den Ausgangspunkt des mythischen Bewußtseins bilden, und eben deshalb den Uebergang in die Reflexion, wie sich namentlich bei den Griechen ganz klar nachweisen läßt. Uebrigens würde auch hier das Studium Saxo's, trotz seiner ungeheuren Confusion, nicht ganz ohne Nutzen gewesen sein. Denn bei ihm giebt es ein mythisches Früher und Später, ein Nacheinander, kurz eine mythische Chronologie, die er sich freilich höchst willkürlich und zunächst nur in Beziehung auf die dänische Heldensage zurecht gemacht hat, die aber dennoch auch hinsichts der Göttersage manche Anknüpfungspunkte enthält, z. B. in jener berühmten Stelle, in welcher Mitothin erscheint und die Skandinavier lehrt, den Göttern nicht mehr gemeinsame und vermischte Opfer darzubringen, sondern jede einzelne Gottheit für sich durch einen eigenen, bestimmten Cultus zu verehren (ed. Stephan. p. 13).

Der zweite Hauptmangel, welchen wir zu rügen haben, hängt mit dem ersten genau zusammen: dieser hat jenen und jener wiederum diesen erzeugt. Es wird nämlich der Mythos und die Religion überhaupt zu sehr von dem Leben getrennt und daher fast als etwas Abgesondertes und Apartes behandelt. In der Einleitung S. 3 sagt zwar der Verf.: „Die Alten hatten und thaten nichts ohne Religion, wir haben nur — neben vielem Andern, was freilich im Grunde nichts ist — Religion auch. Es soll deshalb auch hier keine Trennung geschehen, sondern Beides, Religion und sonstiges Leben der alten Germanen zusammen dargestellt werden;" — allein dies Versprechen hat er nicht gehalten. Nicht nur sind die sogenannten Alterthümer, wie wir gesehen, von ihm in die einleitenden Abschnitte verwiesen worden; er abstrahirt auch bei der Darstellung des Mythos ganz von der Entwicklung der praktischen und politischen Verhältnisse. Nirgends sehen wir, wie diese durch jenen gehalten und getragen werden und ihn ihrerseits wieder tragen, wie beide mit einander Hand in Hand gehen und sich mit und durch einander entwickeln, wie die Religion alle Kreise des äußeren, namentlich des staatlichen Lebens durchdringt und ebensowohl Peripherie als Centrum ist. Freilich hieße es das Unmögliche prätendiren, wenn man die Einheit des Theoretischen und Praktischen, des Religiösen und Sittlichen überall und bis in die äußersten Extremitäten nachgewiesen verlangte; die Anforderung aber dürfen und müssen wir an den Mythologen machen, daß er im Großen und Ganzen die Entwicklung des religiösen Bewußtseins und der rechtlichen und politischen Verhältnisse als eine und dieselbe, und in beiden die nämlichen Stufen und Abschnitte und Knotenpunkte nachweist. Diesen Nachweis ist uns der Verf. schuldig geblieben.

Noch mehr: er trennt auch in der Behandlung der Religion selbst Inneres und Aeußeres, den Mythos vom Cultus, ein Verfahren, durch welches jener den letzten historischen Halt, und dieser Geist und Bedeutung verliert. Der Cultus ist etwas Factisches, er ist die äußere Form, in welcher die religiöse Vorstellung zur Erscheinung kommt, er hat eben dieser Aeußerlichkeit halber eine Geschichte, und diese Geschichte ist wiederum die sicherste, ja fast die einzige Handhabe, an welcher wir die luftige, ewig bewegliche, täuschungsreiche Gestalt der Sage fassen und festhalten können. Welche Unbequemlichkeiten, Einseitigkeiten und Irrthümer aus dieser Trennung, wie aus den übrigen angedeuteten Hauptmängeln hervorgegangen sind, wird sich aus der Betrachtung der Einzelnheiten ergeben.

Der allgemeine Gang der Darstellung ist folgender.

Sie beginnt, wie gesagt, mit der Schöpfung der Welt und des Menschen, also mit der Kosmogonie; dann erst erscheinen die Götter: als erster Mythenkreis Odhin und seine Brüder Ve und Vilir, als zweiter alle übrigen Asen, in zwei Hauptgruppen rangirt, je nachdem sie sich an Baldur oder Thor anschließen, und endlich die Vanen. Als Anhang hierzu werden die Beinamen Odhin's nach den zwölf Monaten des Jahres und die zwölf Monatsgötter und ihre Paläste aufgezählt. Hierauf folgen die Asynien, Walkyrien, Nornen, an die der Mythos vom Ursprung der Dichtkunst angereiht wird; ferner die Halbgötter, nämlich Fornjotr und seine Sippschaft, dann die Zwerge, Alfen und Riesen. Baldur's Tod, die Götterdämmerung und Wiedergeburt schließen, wie sich von selbst versteht, das Ganze, d. h. den ersten Abschnitt, das „Innerliche der Religion," wie der Verf. es nennt.

Daß wir mit dieser Anordnung nicht übereinstimmen können, erhellt schon aus dem oben Gesagten. Abstrahiren wir indeß auch von jener inneren Einheit, welche eben das nordische Bewußtsein selber ist, in seiner stetigen, stufenweisen Entfaltung von der ersten, dunkelsten, namenlosen Ahnung des Göttlichen an bis hinauf zur vollsten und individuellsten poetischen Anschauung der Götter, ja bis zur Erschaffung eines mythischen Universums: so ist doch selbst der äußere Zusammenhang zu lose gehalten und zu häufig unterbrochen. Daß zunächst die Kosmogonie nicht den Grund, sondern den Schlußstein des ganzen Gebäudes bilde, ist schon oben bemerkt worden; sie hätte daher zwischen dem Vanenkampfe und Ragnarauk ihre passende Stelle gefunden. Und ferner: warum sind die Asynien von den Asen durch die Vanen getrennt worden? Sind es Rücksichten der Keuschheit, aus welchen das weibliche Personal so streng von dem männlichen entfernt gehalten wird? Und wenn dem so ist,

Digitized by Google

wodurch hat Freya allein das Recht gewonnen, sich so umständlich in die Reihen der Männer zu mischen, wie dies S. 175—181 geschehen ist? Weshalb gebührt ihr der Vortritt vor der Jörd, Frigg, Sif und den übrigen älteren Göttinnen? Was endlich haben die zwölf Beinamen Odhin's und die zwölf Monatsgötter an der Stelle zu thun, wo wir sie finden? was die Sage vom Ursprung der Dichtkunst, die in allen Quellen unmittelbar mit dem Vanenkampfe in Verbindung gebracht wird, hinter den Valkyrien und Nornen? u. s. w.

Dagegen bekundet sich das Talent des Verf. in der Auffassung und Auslegung der einzelnen Mythen und mythischen Gestalten. Hierin hat er mehr als Gewöhnliches geleistet. Mit beneidenswerther Unbefangenheit, glücklichem Takte und nicht ohne Witz und Phantasie ist er an die Deutung gegangen, in welcher er für das Ganze der nordischen Mythologie alle seine Vorgänger hinter sich gelassen hat. Zwar steht ihm Uhland, wie an Gelehrsamkeit und Sachkenntniß, so an tief eindringendem Scharfsinn weit voran; indeß hat sich ja dieser bis jetzt in seinen Forschungen auf den besonderen Sagenkreis des Thor beschränkt. Nicht selten jedoch läßt sich der Verf. durch seine ungemeine Gewandtheit und Behendigkeit verleiten, die Sachen etwas zu leicht zu nehmen, und Ansichten und Deutungen vorzulegen, die jeder Begründung entbehren, und nichts mehr oder weniger sind, als Versicherungen.

Was aber näher die Art und Weise seiner Mythenauslegung betrifft, so sucht er durchgängig die geistig-geschichtliche Ansicht mit der physischen zu vermitteln. Die Götter sind ihm also einerseits die substantiellen Mächte des nordischen Geistes, anderseits Naturmächte, und jede Gottheit ohne Unterschied hat ihm zugleich eine ethische und natürliche Bedeutung, so daß bald diese, bald jene als ursprünglich und überwiegend hervortritt. „Jede innerliche Regung des Geistes" — so erklärt er sich selbst hierüber S. 164 — „hatte im Aeußerlichen ihr Anklingendes, Aehnliches; alle religiösen Anschauungen waren zugleich physischer und psychischer Natur, wie es der Mensch selbst ist," — und in der That es gelingt häufig seiner Geschicklichkeit, beide Deutungsweisen auf plausible Weise in Einklang zu bringen. Auch wäre es eine große Einseitigkeit, wenn man etwa die eine zu Gunsten der andern ganz verwerfen, und in den Asen sammt und sonders entweder nur ethische oder nur natürliche Potenzen wiederfinden wollte. Dennoch können wir mit dem oben aufgestellten Grundprincip des Verf. nicht übereinstimmen. Offenbar nämlich vertheilt sich der psychische und physische Inhalt des Bewußtseins an die verschiedenen Gottheiten dergestalt, daß die einen vorzugsweise, ja wie als Geistesmächte, die andern als Naturmächte zu fassen sind. Auch abgesehen vom Inhalt, was die bloße Form der Anschauung betrifft, so erscheint nur auf dem Standpunkt der eigentlichen Symbolik alles Geistige und Innerliche nothwendig im äußeren, natürlichen Abdruck; dieser Standpunkt war aber bei den alten Deutschen und Skandinaviern nicht mehr der höchste und letzte, sondern ein untergeordneter und vergangener. Hiernach scheint uns in der vorliegenden Darstellung die physische Deutung etwas zu weit getrieben zu sein. Zwar mußten auch der alte Germane, wie alle anderen Heiden, die Gewalt der Naturmächte empfinden und anerkennen; aber an eine unbedingte Hingabe an dieselben war bei seiner tiefen, trotzigen Persönlichkeit nicht zu denken. Wirklich hat er sich ihnen gegenüber freier gehalten als jedes andere Volk; ja wo sie ihm feindlich gegenübertreten, da verachtet und verspottet er sie auf beispiellose Art. Wer mit dem Tode so zu spielen vermochte, wie er, der mußte nothwendig Götter in der Brust tragen, die über alles Natürliche längst hinaus waren. Und so ist es! Die Majorität der Asen ist nicht bloß überwiegend, nein sie ist einzig und allein, durch und durch geistigen Inhalts, und schlechthin nichts Physisches in ihnen. Auf der andern Seite giebt es dagegen weder in der nordischen, noch in irgend einer andern Mythologie einen Gott, welcher rein als Naturmacht aufzufassen wäre, und an welchem nicht irgendwie zugleich ethische Seiten sich darstellten. Denn jede Gottheit ist ja doch nur eben Gottheit des Menschen und für den Menschen; sie wird angebetet, nur inwiefern sie in Beziehung zu diesem steht, und als eine Macht im Geiste und für den Geist erscheint. Sonne, Erde, Meer, Feuer u. s. w. werden nicht als Himmelskörper und Elemente verehrt, sondern weil und wie weit das menschliche Leben durch sie beherrscht wird. Daher z. B. in der griechischen Mythologie die ethische Bedeutung der Demeter, Hestia, des Poseidon, Hephästos u. a. Offenbar würde der Verf. die geistig-geschichtliche Deutung überwiegender haben hervortreten lassen, wenn er überhaupt historischer zu Werke gegangen wäre, und nicht eben einerseits von den politischen Entwicklungen, anderseits von der Geschichte des Cultus gänzlich abstrahirt hätte; denn eine Menge ethischer Beziehungen hätten ihm aus diesen fast unwillkürlich resultiren müssen.

(Fortsetzung folgt.)

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Digitized by Google

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

22. Januar. № 19. 1841.

Die Geschichtschreibung der Reflexion und der philosophische Standpunkt,

nachgewiesen an:

Bülau's „Geschichte des europäischen Staatensystems." 2 Theile. gr. 8. Leipzig 1839. Verlag von Göschen.

Die subjective Geschichte kann als Zurücknahme der Realität in die Idealität des Geistes in ihren Darstellungen von keinem andern Princip ausgehen, als von demjenigen, welchem die historischen Objecte ihr Dasein und ihre Existenz verdanken. Bei der Geschichte des europäischen Staatensystems wäre es nun darauf angekommen, das System selbst als dieses Princip aufzufassen und in der ganzen Reihe der inneren und äußeren Bewegungen der Staaten dessen Entwicklung wieder zu erkennen. Zunächst würde es sich um eine Feststellung des Begriffs Staatensystem gehandelt haben, der bisher nur als unbestimmte Vorstellung in Cours gesetzt und gebraucht worden ist. Bekanntlich ist diese Auffassung der politischen Verhältnisse der neueren Staaten von der pragmatischen Historiographie ausgegangen, welche in ihren Bemühungen um den causalen Nexus die abstracte Vereinzelung, in der sich Völker und Staaten, die ersten Formen geschichtlicher Betrachtung, darstellen, aufhob, um zu ebenso leerer Position des Zusammenhanges, zur vagen Vorstellung eines Staatenvereines zu gelangen. Unser Verf. läßt sich eine nähere Bestimmung des Begriffs, welcher seinem Werke zu Grunde liegen mußte, nicht weiter angelegen sein, indem er denselben ohne Weiteres voraussetzt und einfach bemerkt: „die Geschichte des europäischen Staatensystems beschäftigt sich mit der Darstellung, wie die gegenwärtig unter den europäischen Staaten bestehenden rechtlichen und politischen Verhältnisse sich ausbildeten (I. 1)." Auch bleibt er nun keineswegs beim Staatensystem stehen, vielmehr ergeben sich alsbald andere Fundamente. Er giebt an, daß die historischen Ereignisse ein Ganzes bildeten, welches von Gott nach einem bestimmten Plane regiert werde (I. 4, 12, 78). Indeß wird zugleich die Beschränkung hinzugefügt, daß in dem Völkerleben die Fälle nicht zu häufig seien, wo Gott sichtbar eingriffe und ein Ereigniß, das ebenso gut nicht erfolgen konnte, herbeiführe. Zuvörderst wäre hierbei nach den Kennzeichen der Sichtbarkeit zu fragen, dann aber weiter zu erinnern, daß Sehen oder Nichtsehen göttlicher Thaten doch die Sache nicht sei, sondern deren Erkenntniß. Allein der Verf. verwickelt sich in einen noch schlimmeren Widerspruch, indem er neben jenem göttlichen Plane der Geschichte einen selbständigen Endzweck zuspricht, und zwar den, daß jeder Staat einen Normalzustand erreiche, der seinen Bewohnern die allseitige Erfüllung ihrer Menschenzwecke am meisten erleichtert (I. 3), ein Ziel, welches anderswo auch als Gleichgewicht des Rechts bezeichnet wird (II. 414). Dieser Gegensatz von Gott und Welt erfährt keine Ausgleichung, und der Verf. entgeht den weiteren Dilemmen desselben im Verfolg nur dadurch, daß die höhere Weltregierung nicht weiter beachtet wird. Endlich wird auch jener vollkommene Zustand der Welt nicht als Princip der Sache gefaßt, und somit sind bereits drei verschiedene Fundamentalbegriffe eben so grundlos aufgestellt als verlassen. Doch findet sich vielleicht schließlich eine befriedigende Auskunft da, wo die Kategorie von Ursach und Wirkung vom Verf. für seine Darstellung besprochen wird, wo das Princip der Sache die Ruhe der Substantialität aufgeben und in das Leben der Causalität übergehen muß. Es sollen nach Bülau's Ansicht die Ereignisse nicht bloß erzählt, sondern auch aus ihren Ursachen abgeleitet werden. Und zwar lassen sich die Geschicke der Staaten nicht aus kleinen und zufälligen Ursachen erklären (I. 492), nicht einmal die Herbeiziehung der Leidenschaften und des Willens der Menschen reicht aus, vielmehr wirken die verschiedensten Ursachen zusammen (I. 7). Jedoch darf man selbst bei der Ableitung der historischen Ereignisse aus ihren Ursachen nicht stehen bleiben, man muß weiter gehen und begreifen, warum sie geschehen mußten (I. 12). Diese Nothwendigkeit ist Naturnothwendigkeit, nur das natürlich Begründete ist geblieben. Abgesehen von allen Bedenken, die dadurch erregt werden könnten, daß die Natur den Geist, der in der Geschichte doch den ersten Platz einzunehmen scheint, beherrschen soll, und somit ein absolut disparater Inhalt einander gegenüber-

Digitized by Google

gesetzt wird, der sich schwerlich vermitteln lassen dürfte, leuchtet es ein, daß die Frage, warum etwas geschehen sei, überflüssig wäre, wenn die Einsicht, warum etwas geschehen mußte, bereits vorhanden ist. Die Naturnothwendigkeit also hat die historischen Thaten ins Leben gerufen, sie mußten geschehen; sie wird mithin mit größerem Rechte, als das System der Staaten, die göttliche Weltregierung und der Zweck des Staates, als Princip gelten müssen, und es käme nur darauf an, genau zu wissen, was hier Nothwendigkeit sei. Eine nähere Bestimmung derselben wird zwar zunächst nicht gegeben, indeß wäre dies vielleicht ein unbilliges Verlangen, insofern solche Definition erst in der ganzen Breite der Darstellung genügenden Ausdruck und Erledigung finden könnte. Wirklich zeigt sich denn im Fortgange der Darstellung in allen Ereignissen und Vorfällen ein Unterschied zwischen Wesentlichem und Accidentellem, von denen ersteres mit den Worten der Gesetze der Staaten, der natürlichen Verhältnisse des Gebots der Umstände bezeichnet wird. Woher aber das Unwesentliche stamme, aus welchem Grunde es zur Existenz vordringt, wird nicht gesagt; mithin muß der Leser suppliren, daß das Unwesentliche wohl der nicht nothwendigen Freiheit seinen Ursprung verdanken müsse. Diese Ansicht scheint insofern auch nicht unrichtig, als sich auf allen Blättern die Bemerkung findet, diese oder jene Ansicht, dieser oder jener Zweck wurde erreicht, weil er aus dem Gebot der Verhältnisse floß, dieser aber vereitelt, weil er gegen die natürlichen Bedingungen stritt. Das Wichtigste wäre nun gewiß, in allen jenen Fällen zu erkennen, was die Nothwendigkeit sei; nicht überall wird sie genau dieselbe gewesen sein, auch die inneren Unterschiede, die besonderen Momente dieses Begriffs werden sich entdecken lassen. Mit geduldiger Selbstverläugnung haben wir beide Bände durchgelesen, ohne daß bei der ermüdendsten Wiederholung der Phrase: dies war Naturgebot und jenes nicht, dem Verfasser ein Wort entfiele, welches dem absoluten Dunkel des Naturgebots auch nur ein Streiflicht zusendete. Aber unsere Ausdauer ist doch belohnt, wir sind doch hinter die Nothwendigkeit gekommen, wenn auch nicht durch Herrn Bülau, und bewundern dies harmlose Genügen, mit welchem die concreten Erscheinungen in die Abstractionen: Gebot der Natur, Nothwendigkeit, Gesetz der Verhältnisse arglos übersetzt werden. Die Wahrheit und die Nothwendigkeit der Dinge findet Hr. Bülau nämlich, indem er sie in ihre abstracte Innerlichkeit und in die leere Beziehung auf sich übersetzt. Da dies nur durch die Negation alles besonderen und bestimmten Inhalts erreicht wird, so kann nichts übrig bleiben, als das todte Ding an sich. Näher verhält sich die Sache so. Der Verf. hat den Gegensatz von nothwendigen und nicht nothwendigen Ereignissen sich einmal fixirt und setzt diesen Unterschied im concreten Falle nur danach, ob eine Unternehmung zum Ziele gelangte oder nicht, was ihm natürlich aus seiner empirischen Kenntniß der Geschichte sehr wohl bekannt ist. Er hat den Erfolg vor Augen, die Resultate der Ereignisse, die Gestaltung der Staaten, so weit dieselbe bis heute vorgeschritten ist; von hier aus kann er nun ohne Schwierigkeit beurtheilen, was „die Verhältnisse" geboten oder nicht geboten, welcher Staat sich bilden mußte und wie, weil er sich auf diese Weise gebildet hat, und der vollendete Zustand ist dann in letzter Instanz, in abstracter Identität mit sich der Inhalt jenes Dinges an sich, der, dem Verf. selbst unbewußt, das Raisonnement tautologisch dirigirt. So sieht denn Hr. Bülau auch mit wahrhaft olympischer Ruhe den Bewegungen der Völker zu, den Kriegen, die einzelne Staaten bis an den Rand des Abgrundes, bis zum Verderben führen; ist es ihm doch wohl bekannt, daß Oestreich z. B. nicht untergegangen ist, als die Böhmen, dann die Türken Wien belagerten; darum bemerkt er jedesmal mit der größten Sicherheit, noch Schlimmeres konnte geschehen, ohne daß das Reich weiter in Gefahr gerieth, ohne daß die Noth vergrößert worden wäre, denn Oestreichs Bestehen war das Gebot der Verhältnisse. Auch Attila's Einbruch macht dem Verf. gar keine Sorgen (I. 66), denn er steht ja hinter den Coulissen und weiß sehr gut, daß seine Herrschaft keinen Bestand gehabt, und bei Gelegenheit des französischen Principats zur Zeit Ludwig's XIV. ist er durchaus für Deutschland unbesorgt. Was hat Frankreich, ruft er am Ende aus, mit allen diesen Kriegen gewonnen? nichts, als was im Gebot der Verhältnisse lag, das Terrain des Elsasses; und erklärt dann ein anderes Mal, das Gebot der Verhältnisse sei hier gewesen, daß Frankreich sich arrondirte, — die gewöhnliche Verwandlung des Factums in die Abstraction, wodurch die Nothwendigkeit auch entfernt nicht klarer wird, als vorher. Schwer wird es unserem Verf. offenbar, sehr in die Augen fallende Veränderungen und Unterschiede, die der Gang der Entwicklung im Staatsleben herbeiführt, einigermaßen zu motiviren, weil in diesen Fällen das, was dem Verf. das Allgemeine ist, jene Identität der Staaten mit sich und deren angebliches Erzeugniß gar zu weit auseinander fallen; doch steht ihm hierbei die Aushilfe zu Gebot, diese Veränderungen so unbedeutend als möglich darzustellen, so daß Jemand, der die neuere Geschichte nur aus dem vorliegenden Werke kennen gelernt, sehr wohl der Meinung sein könnte, es sei im Grunde immer so gewesen als heute, und Alles geblieben, wie es im funfzehnten Jahrhundert gewesen. Wo dieses Mittel nicht ausreicht bei Erscheinungen, deren Wichtigkeit sich gewaltsam aufdrängt, z. B. bei der Erhebung des preußischen Staates im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert, giebt sich der Verf. nicht die Mühe, erst zu seinem Gebot der Verhältnisse zu flüchten, sondern ertheilt die eben so abstracte, darum aber auch eben so viel geltende und eben so aus dem Erfolg her-

Digitized by Google

genommene Versicherung: Preußen mußte sich erheben; es war nothwendig, daß Oestreich langsam reifte; oder: Frankreich fiel in einen Gährungskampf, weil es streitende Elemente in sich trug; oder in einer andern Wendung: die Zeit war noch nicht gekommen (I. 164) u. s. w. Gegenüber dieser abstracten Nothwendigkeit wird dann Alles, was scheinbar keinen Erfolg gehabt, was sich nicht in den heutigen Staatszustand hereinreflectiren lassen will, als eben so abstracte Freiheit, als abstracte Zufälligkeit und leerer Inhalt nicht naturgebotener Leidenschaft hingestellt.

(Fortsetzung folgt.)

A. Schrader, „Germanische Mythologie und deutsche Alterthümer überhaupt. Vornehmlich Deutung der Mythologie.

(Fortsetzung.)

So läugnen wir schon in Odhin jegliche Beziehung zum Naturleben. Auch der Verf. nimmt ihn zunächst als Geist. „Nicht Geist des Alls, aber Geist des gesammten Erdenlebens ist Odin" (S. 99). Hinter ihm steht gleichsam Alfadir, „der Geist des Universums und nicht allein der germanischen Welt. Sobald diese sich als von der übrigen Welt umher Gesondertes erkennen gelernt, trat Odin als der in ihr waltende auf; Allvater mußte in den Hintergrund, und konnte nicht eher wieder hervortreten, als da die Sonderung wieder aufgehoben werden sollte, d. h. mit dem Untergange der altgermanischen Welt." Oder wie es an einer andern Stelle (S. 100) heißt: „So war Odin der Erste aller Götter der Erde, und nur allein Allvater über ihm, oder wie er zumeist in den Eddaliedern heißt, Surtur, der Schwarze, Dunkle, Unbegreifliche, und an seiner Stelle gleichsam, so lange die nordische Welt bestand und die sonst unbeschränkte Herrschaft dem Odin übertragen war: die Nornen." — Bis hierher stimmen wir aus voller Seele bei. Offenbar ist Alfadir der erste Name, die erste noch ganz wesenhafte Gestalt, zu welcher das nordische Bewußtsein aus jener uranfänglichen geheimnißvollen Ahnung des Göttlichen, von welcher Tacitus (c. 9) redet, sich herausgebildet hatte; er ist der sogenannte alte Odhin, der im alten Asgard herrschte und in seinen zwölf Namen die übrigen Asen noch in sich trug. Auch Surtur, der bis zur Götterdämmerung im Hintergrunde der nordischen Welt oder vielmehr des nordischen Bewußtseins lauert, und eben wegen seiner räthselhaften Verborgenheit den Mythologen so viel zu schaffen gemacht hat, ist kein Anderer als Alfadir selbst, und es zeugt von der tiefen und gründlichen Ansicht des Verf., dies so entschieden ausgesprochen zu haben. Eben so wenig läßt sich gegen die weitere Deutung Odhin's einwenden, so weit derselbe als „Geist des gesammten Erdenlebens" gefaßt wird, obgleich es auch hier an strenger Entwicklung fehlt, indem uns nicht gezeigt wird, wie derselbe geworden, d. h. welches die erste, unmittelbarste Anschauung desselben gewesen, wie diese immer reicher, klarer und bestimmter sich gestaltet, und aus ihr die verschiedenen Richtungen seines Wesens sich entfaltet haben. Wenn es dann aber ferner heißt: „In der sichtbaren Natur ist die Leben, Licht und Wärme gebende Sonne sein vornehmstes Abbild," so müssen wir dieser Ansicht schnurstracks entgegentreten. Zwar wird in der Anmerkung ausdrücklich hinzugefügt, „sie sei nie etwas Anderes als eben Sinnbild gewesen;" aber auch das ist schon zu viel gesagt. Wo in aller Welt findet sich in den Quellen ein Beweis dafür, ja nur eine Spur von Hindeutung darauf? Man komme mir nicht mit Odhin's Einäugigkeit! Freilich spielt auch unser Verf. verschiedene Male in diesem Sinne auf sie an; indeß hat er dieselbe ja schon S. 93 auf eine viel tiefsinnigere Weise gedeutet, und zwar so, daß jene erste Deutung mit dieser zweiten bedenklich collidirt und unmöglich mit ihr in Uebereinstimmung zu bringen scheint.

Völlig grundlos und willkürlich ist demnach auch die Beziehung der Beinamen Odhin's auf die zwölf Monate des Jahres (S. 181). Wenn es da z. B. heißt: „1) Alfadir: der erste Monat im Jahre ist der höchste, wie Alfadir der erste und höchste aller Götter. Aus dem ersten Monat gehen alle andern hervor, wie aus Allvater alle Götter; 2) Herian, der Heerende, Heeresvater: Odin, die Sonne, das Licht tritt als Kämpfer auf gegen die Nacht, die Wärme gegen die Kälte, die Gottheit gegen die kalten Dämonen der Finsterniß; 3) Nikar, der Sieger: das Licht, die Gottheit siegt vollkommen; am Schlusse dieses Monats werden die Tage wieder länger als die Nächte" u. s. w., — so läßt sich auf solche Art Alles, schlechthin Alles beweisen. Der Name Herian z. B. kann, wie Jeder sieht, nur mit Gewalt an die Sonne und das Licht hinaufgerenkt werden; er bezeichnet gleich den meisten übrigen den Schlachtenvater. Nikar heißt vollends eher im Griechischen als im Altnordischen „Sieger," und selbst wenn es so hieße, würde es doch nur ein sehr passendes Prädicat des Kriegsgottes sein. Ebenso verhält es sich mit den Beinamen Omi, Svidrir u. a.

Mit Odhin als Jahresgott fallen aber auch zugleich — was wir schon hier bemerken wollen — „die zwölf Monatsgötter und ihre Paläste" (S. 183). Bekanntlich ist es die Aufzählung der Götterwohnungen in Grimnis-mál, durch welche sich die meisten Mythologen haben verleiten lassen, die Asen als Monats- und Zeitgötter aufzufassen. Es versteht sich zwar von selbst, daß unser Verf. zu viel gesunden Sinn hat, um sich hierbei so weit ins Phantastische zu verlieren, wie F. Magnusen und Mone, welche die zwölf Asen für die Zeichen eines alt-heidnischen Thierkreises, oder wie Trautwetter, der sie für Sternbilder erklärt, indeß sind

Digitized by Google

seine Beweise nicht eben stärker, als die ihrigen. Etwas Wahres ist freilich an der Sache, aber um dieses Wenige herauszubringen, hätte es vor allen Dingen einer genauen Untersuchung der altnordischen Monatsnamen bedurft, so weit wir dieselben noch kennen, ingleichen der Opferfeste und der Zeiten, in welche diese zu fallen pflegten. Hieraus würde sich wahrscheinlich ergeben haben, daß ein Monat dem Odhin, ein anderer dem Freyr, ein dritter dem Thor — welchen letzteren der Verf. seltsamer Weise von den Monatsgöttern ausschließen will — insofern wenigstens heilig waren, als man in ihnen vorzugsweise jenen Göttern opferte. Auch ist es nicht unmöglich, daß der lieblichste Monat des Jahres dem Baldr, der Thing-Monat dem Forseti geweiht war; aber was Vali mit dem zweiten, Saga mit dem dritten Monat zu thun hat, möchte ich trotz der angeführten Gründe wohl wissen. Natürlich stimmen die verschiedenen mythologischen Calendarien schlecht mit einander überein, da sie alle keinen andern Halt und Beweis haben, als das Belieben ihrer Verfertiger: eins fängt mit Thor an, das andere mit Ullr, das dritte mit Freyr u. s. w.; ja man könnte die Ordnung beliebig umkehren, von hinten oder in der Mitte anfangen, oder sich's allenfalls an den Knöpfen abzählen, und man hätte nicht weniger Recht.

Von Odhin macht sich der Uebergang von selbst zu dessen Brüdern Vilir und Ve, und deren Behandlung bildet vielleicht die glänzendste und ursprünglichste Partie des ganzen Buches. Es werden nämlich jene Beiden, von denen die Edden und Snorri so wenig zu sagen wissen, und die, wo sie vorkommen, als längst Geschiedene und Vergangene erscheinen, auf eine scharfsinnige und im Ganzen glückliche Weise mit Hänir und Loki identificirt. Zwar ist diese Combination an sich nicht durchaus neu, sondern ergiebt sich leicht aus der Vergleichung der jüngeren Edda (Daemk. 7) mit der entsprechenden Stelle der Völu-spá (str. 15 u. 16), da nach jener Bör's Söhne, nämlich Odhin, Vilir und Ve, nach dieser Odhin, Hänir und Lodhur, d. h. Loki, den Menschen erschaffen; aber die weitere Durchführung derselben ist neu und eigenthümlich. Mit Recht sieht der Verf. in den genannten Asen die älteste Götterdreiheit der Skandinavier, während die spätere, obwohl in ganz anderer Bedeutung, sich in Odhin, Thor und Freyr darstellte. Die erste Scheidung und Besonderung des bisher ungetheilten und einigen Göttlichen tritt im Bewußtsein hervor; der Mensch erfaßt sich selbst als ein dreifacher und dreieiniger: Odhin theilt mit seinen Brüdern. Bei der Erschaffung des Menschen, heißt es, gab Odhin Geist oder, nach der altgermanischen Anschauung, Gemüth, Hänir (nach der jüngeren Edda Vilir) Verstand, Lodhur (Ve) Blut und gutes Antlitz. Da die Götter natürlich nur geben können, was sie selber haben, oder vielmehr was sie selber sind, so ist hiermit ihre Bedeutung unwidersprechlich dargethan; sie sind nichts Anderes, als — so zu sagen — die drei Naturen, die drei Hauptmächte im Menschen, wie sie nämlich die alten Nordmänner annahmen: Geist, Verstand und Sinnlichkeit, so daß der erste, als Gemüth oder Genie im ursprünglichsten Sinne, die Einheit und den Zusammenhalt der beiden anderen ausmacht. Auf ähnliche, doch durchaus nicht auf dieselbe Weise erscheint im indischen Mythos der Mensch als die Einheit der drei Welten: Brahma's, des Hauptes, der Vernunft, Wischnu's, der Brust, des Gemüths, Mahadewa's, der Welt unter dem Nabel, der Sinnlichkeit, woran sich dann ein durchgeführter Parallelismus von Makrokosmus und Mikrokosmus knüpft, in welchem die Vernunft der Sonne, das Gemüth dem Monde und die Sinnlichkeit der Erde oder dem Feuer entspricht. Diesen Parallelismus will nun auch der Verf. in der nordischen Anschauung nachweisen, und muß es gewissermaßen seinem oben aufgestellten Grundsatze zufolge, nach welchem jede Gottheit zugleich physischer und psychischer Natur ist. Und hier müssen wir abermals von ihm abweichen, so schön und geistreich er auch argumentirt.

„Hänir oder Vile," sagt er, „ist in der Natur das Licht ohne Wärme und als sein Symbol also wahrscheinlich der Mond; das Licht, welches das Dunkel der Nacht und die Wolkenluft, das Reich und Volk der Vanen durchdringt und beherrscht; das Himmelslicht, welches, indem es in den irdischen Gewässern sich spiegelt und aus ihnen widerstrahlt, von dem weisen Mimir, ihrem Herrn, sich Rath erholt. Im Menschengeiste oder dem Geistigen überhaupt, das allgemeine, ewige Gesetz, wonach Alles und Jedes seiner Bestimmung entgegengeht; der wohl leuchtende, aber kalte Verstand, der dem Volke der Vanen, den wilden Phantasieen zur Geißel gegeben und zum Herrscher gesetzt ist, der aber noch erst des Mimir bedarf." Aehnlich heißt es von Loki: „Ve ist ursprünglich in seiner sichtbaren Erscheinung das himmlische Feuer; Lodur, Logi das Feuer überhaupt; Loki, Loptr als Asloki ausschließlich das himmlische, als Utgardloki das irdische Feuer. Im Geistigen ist er ursprünglich der in der Materie zur Erscheinung gekommene, ins sichtbare Leben getretene Geist."

Mit andern Worten: wie Odhin in der sichtbaren Welt als Sonne, so erscheint Hänir als Mond, Loki als Feuer, und was haben wir folglich in ihnen? — Jene erste, uralte Götterdreiheit, welche schon Cäsar bei den Deutschen vorfand, nämlich Sol, Luna und Vulcan.

(Fortsetzung folgt.)

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Digitized by Google

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

23. Januar. № 20. 1841.

Die Geschichtschreibung der Reflexion und der philosophische Standpunkt, nachgewiesen an Bülau's „Geschichte des europäischen Staatensystems."

(Fortsetzung.)

Im Sinne des Verf. ist übrigens eine solche Freiheit ganz unbegreiflich. Regiert die Nothwendigkeit einmal in der Geschichte, und soll daneben dann noch Freiheit bestehen können, so muß dieselbe doch ebenso nothwendig oder noch nothwendiger sein, als die Nothwendigkeit. Was ferner über das Verhältniß der Nothwendigkeit zur individuellen Freiheit beigebracht wird (I. 5, 6, 12), ist ohne Interesse, da die absolute Abstraction, wie sie von Bülau gefaßt ist, mit dem concreten Geist der Individuen nicht wahrhaft vermittelt werden kann. Nur ein- oder zweimal macht unser Verf. einen schnell wieder aufgegebenen Versuch, seinem „Dinge an sich" auf den Leib zu gehen, um demselben einen Inhalt zu entlocken. Was aber zu Tage kommt, reducirt sich lediglich auf die Dürftigkeit desjenigen geographischen Moments, welches den Gewinn oder Verlust dieser oder jener Provinz aus deren Nachbarschaft deducirt. Aus diesem Grunde wird z. B. durch das Gebot der Verhältnisse Schlesien der preußischen Monarchie zugesprochen. Nun kann aber doch der Verf. unmöglich läugnen, auch wenn ich in seinem Sinne noch weiter gehe, als er, daß Schlesien dem Mittelpunkte der östreichischen Macht ebenso nahe liegt, als dem der preußischen, daß das Land geographisch sogar von Böhmen dominirt wird, daß endlich die Schlesier ihrer Abstammung nach den Böhmen und Mähren sehr nahe verwandt sind. So scheint es also in diesem Falle vielmehr das Gebot der Verhältnisse zu sein, daß Schlesien, wie es mit Böhmen an Oestreich gekommen, so auch fernerhin bei demselben geblieben sei. Noch verzweifelter steht es mit einem andern Inhalte des Gebots der Verhältnisse, den der Verf. auch nur aus Verzweiflung ergriffen zu haben scheint, wenn Ereignisse zu behandeln waren, die sich auf keine Weise in den späteren Staatszustand, also auch nicht in das Gebot der Verhältnisse hineinreflectiren lassen wollten. Abstracte Versicherungen, daß dergleichen geschehen mußten, scheinen auch nicht wohl angebracht, und so griff denn der Verf. zur Füllung des Gebots der Verhältnisse mit dem Inhalt des „nichts Anderes zu thun haben." Aus diesem höchst ergötzlichen Grunde mußten die Züge der Deutschen nach Italien unternommen werden (I. 106, 142); aus diesem Grunde kämpfen Päpste und Kaiser gegen einander (I. 117), aus demselben zieht Europa mit dem Kreuze bezeichnet ins Morgenland.

Das Princip der leeren Nothwendigkeit, als Identität der Sache mit sich (welche in der Historie der Staat ist) wäre es denn also, welches der Verf. durchgeführt, nachdem er den Begriff des Staatensystems selbst, den Begriff der göttlichen Weltregierung, des vollkommenen Staatszustandes verworfen, wie bereits oben bemerkt worden ist. Aus welchem Grunde außerdem noch zwei andere Fundamentalsätze in der Einleitung aufgestellt, aber eben so unbeachtet als die früheren für die fernere Auffassung bei Seite gelassen werden, vermag der Ref. nicht aufzuklären. In der Einleitung wird nämlich S. 9 ausführlich von dem System der Isolirung und Collidirung gesprochen, als bewegender Ursache des europäischen Staatensystems, und zwar in der Weise, daß im Mittelalter die Isolirung, späterhin die Collision stattgefunden habe. Es sind dies nur andere Namen für das, was bei dem Verf. sonst das Gebot der Verhältnisse heißt; halten wir aber das fest, was in der That durch diese Worte bezeichnet wird, so würde dasselbe in seiner wesentlichen Bedeutung der Mechanik zufallen, welcher auch das Gleichgewicht des Rechts, wie der Verf. seinen vollkommenen Staatszustand bezeichnet, vindicirt werden muß. Ein sechstes Princip, welches insbesondere für die europäische Entwicklung gelten soll, ist endlich nach dem Verf. „die Arbeit," durch welche das europäische Leben von allem übrigen specifisch geschieden sein soll (I. 22). Ich würde nicht anstehen, darauf hinzudeuten, wie auch in Rom und Athen gearbeitet worden sei, und dieser Beziehung, als einer allgemeinen, durch das geographische Moment bedingten, überall ihren Platz anweisen, wenn der Verf weiterhin auch nur mit einem Wort darauf zurückkäme.

Digitized by Google

Den Standpunkt ganz consequent durchzuführten hindert theils die Inconsequenz rein verstandesmäßiger Betrachtung überhaupt, theils die Langeweile der ermüdendsten Tautologie. Deshalb fällt Hr. Bülau sehr häufig in die Auffassung des wahrnehmenden Bewußtseins zurück, und will auch im Allgemeinen bei jedem Ereigniß sieben verschiedene Beobachtungspunkte (I. 12) unterschieden wissen: Nothwendigkeitsursache, Freiheitsursache, Farbe ꝛc., ein Schema, das für den Verlauf eben so ohnmächtig bleibt, wie die confusen Principien. Trotz der souverainen Nothwendigkeit, die die Geschichte beherrschen soll, ist Hr. Bülau denn doch der Meinung, daß aus vielen Verhältnissen ganz Anderes und Besseres hätte entwickelt werden können, als wirklich daraus hervorgegangen ist (I. 125, 127, 493); ja es geschieht ferner, daß viele Ereignisse laut bejammert und mit den Thränen des Verfassers begleitet werden. Endlich ist Hr. Bülau bei vielen Ereignissen so glücklich, das zu wissen, was eigentlich geschehen mußte, und sieht sich sogar in Stand gesetzt, den historischen Personen guten Rath zu ertheilen (z. B. I. 218, 257, 355; II. 84 ꝛc.), selbst in Bezug auf Kriegführung und Belagerung (II. 141, 150). Ja er erklärt sogar, nachdem er vorn die menschliche Leidenschaft als unzulänglich für die Erklärung historischer Objecte verworfen hat, die Kenntniß des Psychologischen doch für den Gipfel der Geschichtsbetrachtung (I. 114); und nicht einmal hierbei bleibt er stehen, er geht auf das Physiologische zurück und macht einen merkwürdigen Versuch, die französische Geschichte, wie das junge Deutschland, aus besonderen Zuständen des Nervensystems abzuleiten (I. 361; vgl. I. 508).

Den wahren Inhalt des „Gebotes der Verhältnisse" zu begreifen, hat sich der Verf. von vornherein dadurch abgeschnitten, daß seine reflectirende Betrachtung Aeußeres und Inneres zu einem fixen Gegensatze verkehrt. Gleich zu Anfang erklärt er seine Absicht, nur die äußeren Verhältnisse der Staaten darstellen zu wollen, was nur dann möglich ist, wenn man sich mit der annalistischen Form der Auffassung begnügen will. Die geringste Einsicht in den Begriff des so oft gebrauchten Worts „Verhältniß," als der Einheit der Beziehung auf sich und auf Anderes, mußte die Belehrung gewähren, daß hier das Innere keineswegs als gleichgiltiges Beiwerk eliminirt werden könne; womit nicht behauptet sein soll, daß sich keine Betrachtung die äußeren Verhältnisse zur besonderen Aufgabe machen dürfe. Nicht zu tief liegt die Erkenntniß der Identität des äußeren und inneren Staatslebens, daß nur aus der Quelle des inneren Geistes die äußere Beziehung Form und Wirklichkeit erhalte, daß die Richtung nach Außen nur die negativ auf sich selbst gerichtete Thätigkeit sei. Es mußte demnach zur Bestimmung des Innern vorgeschritten werden. Zu diesem Behufe war der Begriff des Systems ins Auge zu fassen. Sollen die Staaten ein System bilden, so ist die nächste auf der Hand liegende Bemerkung doch gewiß die, daß die einzelnen Staaten sich als Theile verhalten müssen zu dem Ganzen, welches eben in der Identität mit seinen Theilen das System ist. Tiefer wäre die Auffassung dieses Verhältnisses als eines in der Gliederung der Staaten bei sich selber bleibenden Organismus. Aber es muß noch ein bedeutender Schritt vorwärts gethan werden, es muß jenes System als die Idee des Staates, die Idee der objectiven Freiheit selbst begriffen werden, welche an den besonderen Staaten ihre Momente und in deren Bewegung ihren eignen Proceß setzt. Das Princip für die Geschichte dieses Systems ist dann kein anderes als die sich auslegende und entfaltende Idee des Staates selbst, welche von den besonderen Staaten nicht erschöpft wird, ihre Einheit vielmehr in diese Unterschiede bricht, und der Proceß der Entwicklung erfolgt in der Totalität aller dieser Momente, deren Einheit und Allgemeinheit eben der Begriff des Staates ist. Nach ihrem besonderen Princip folgen alle gleichmäßig dem Gange der Entwicklung, haben alle an derselben Theil, und das Resultat ist sowohl in jedem Augenblicke der absolute Staat, als er es nicht ist, und erst werden muß. Dies ist der vollkommene Zustand, den der Verf. im Auge hat, den er aber der Geschichte als äußerliches Ziel vorhält, wodurch sie selbst zum Mittel degradirt wird. Es erleichtert der absolute Staat auch den Menschen die allseitige Erfüllung ihrer Menschenzwecke nicht, sondern ist bereits wesentlich der erreichte Menschenzweck. Dieser Proceß ist ferner die göttliche Weltregierung, der aber die Welt nicht fremd gegenübersteht, denn die Vernunft, welche im Staate Freiheit und Recht heißt, ist eben so sehr ihr Erbtheil; diese Idee des Staates ist die concrete Nothwendigkeit, die sich selbst in den Staaten ihre Bestimmungen setzt, die den Subjecten kein Schicksal ist, weil sie auch deren Wahrheit und Wesen enthält, und die besonderen Perioden, die unterschiedenen Momente der Entwicklung schließen die einzelnen Individuen mit dem allgemeinen Begriff zur Gemeinschaft und Einheit der Freiheit zusammen. Mit solchen Ansichten vom Staate freilich, wie sie der Verf., dessen besonderes Studium die Staatswissenschaften sind, arglos vorträgt, läßt sich zu keinem Begriff des Staates, also auch zu keiner Geschichte des Staatensystems kommen. Wenn die Institute des Staates für nothwendige Uebel erklärt werden (II. S. 257), und dann so wie hier die Kategorie der Nützlichkeit negativ ausgesprochen ist, bald darauf positiv gesagt wird: das Königthum sei der Republik vorzuziehen, weil es dem Ehrgeiz, dem Neid und der Parteisucht weniger Spielraum lasse, als die Republik, — wenn ferner die Familie als Vorbild des Staates hingestellt wird (I. 26): dann fehlen sogar die Anfangsgründe jeder vernünftigen Erkenntniß.

Wenn auf diese Weise die Grundbegriffe, welche die Reflexion an die Spitze ihrer geschichtlichen Auffassung stellt,

Digitized by Google

in ihrer Allgemeinheit als abstracte und unzureichende aufgezeigt worden sind, bleibt noch übrig die Anwendung im Besonderen (so weit sich eine solche überhaupt mit ihrem Wesen verträgt), welche dieselben in unserm Werke erfahren haben, näher zu beleuchten. Diese Nachweisung schließt dann das weitere Interesse in sich, nach der positiven Seite auch die Kraft des wahren Begriffs an dem besonderen Ereigniß und dem einzelnen Factum bewähren zu können.

(Fortsetzung folgt.)

A. Schrader „Germanische Mythologie und deutsche Alterthümer überhaupt. Vornehmlich Deutung der Mythologie.

(Fortsetzung.)

Wir gestehen gern, diese letzte Wendung ist überraschend, aber dennoch hat sie uns nicht überzeugt. Was berechtigt uns zuvörderst, den Hänir als Mond zu deuten? Ist der Mond schon deshalb ein passendes Symbol für „das allgemeine ewige Gesetz, wonach Alles und Jedes seiner Bestimmung entgegen geht," d. h. für den Verstand, weil er etwa wie dieser leuchtet, ohne zu wärmen? Man gehe die Mondscheinlitteratur aller Völker und Zeiten durch, und man wird finden, daß es schwerlich zwei größere Widersacher giebt, als jene beiden, und daß nie ein Dichter gewagt hat, den halbdunklen, träumerischen, phantastischen Mond mit dem sonnenklaren, bestimmten, prosaischen Verstande auch nur zu vergleichen. Im Gegentheil, der Mond ist bekanntlich immerdar der Gemüthliche, Weiche, Sentimentale gewesen, der Vater des Nebelns und Schwebelns, wie des Spuks und der Hexerei, und auch die Sprache kennt ja den Zusammenhang von Mond und Gemüth. Wir werden von Hänir bei Gelegenheit des Vanenkampfes noch weiter zu reden haben; hier also nur noch eine Inconsequenz des Verf. Er führt nämlich an, wie Hänir sich Rath von Mimir holt, und deutet dies eben auf das Spiegeln des Mondes in den Gewässern. Nun aber kommt Mimir nur in der Heimskringla (c. 4) in einem Verhältniß zu Hänir vor, und von dieser Stelle scheint im Uebrigen der Verf. nichts zu wissen oder nichts wissen zu wollen, wenigstens hat er sie anderweitig durchaus nicht benutzt. Kein Wort darüber, daß die Vanen den Mimir tödten, das Haupt den Asen zuschicken, und daß es Odhin mit sich führt, um sich von ihm weissagen zu lassen. Im Gegentheil, er scheint diese ganze Nachricht zu desavouiren; denn sonst könnte er schwerlich den Mimir einerseits für die Materie und anderseits für den Beherrscher der Meere erklären, und den bekannten Vers der Völu-spá: „Odhin spricht mit Mimir's Haupt," wie es wenigstens den Anschein hat, so interpretiren, als wäre Mimir's Haupt bloß eine poetische Umschreibung für diesen selbst. Jene Stelle also, die er in Bezug auf Mimir gänzlich ignorirt, benutzt er gerade, um den Hänir zum Monde zu machen.

Auch bei Loki geräth er in allerhand Widersprüche. So z. B. nimmt er beide, seither von verschiedenen Standpunkten angewandte Etymologieen zugleich in Anspruch: einmal erklärt er dessen Namen durch lok, Erde, das andere Mal durch logi, Lohe, Feuer, obgleich sich dieselben doch offenbar weder auf einen Stamm, noch auf einen Grundbegriff zurückführen lassen, mithin nur eine von ihnen richtig sein kann. Ebenso unstatthaft ist die Identificirung von Asloki und Utgardloki. Zwar ist dieser letztere eine sehr späte Gestalt, und die Erzählung, in welcher er eine Rolle spielt, gehört unfehlbar zu den schlechtesten Stücken der ganzen Edda, worauf schon Stuhr hingewiesen hat; indeß förmlich verrückt müßte die Poesie geworden sein, wenn sie die beiden Lokis, als eine und dieselbe Person, je hätte so neben einander stellen können, wie es dort geschehen ist. Freilich wird Loki nicht bloß von unserem Verf., sondern fast von allen Mythologen als Feuer und Feuergott gefaßt; aber keine der vielen Sagen, in welcher er eine Rolle spielt, liefert einen entschiedenen Beweis dafür. Er ist vielmehr, wie dies auch in der vorliegenden Darstellung ausgesprochen, aber nicht streng genug entwickelt worden ist, zunächst und ursprünglich das Sinnliche im Menschen, dann aber — wozu auch der Uebergang sich von selbst macht — das Subjective schlechthin, als dem Substantiellen gegenüber. Darum ist er schlau und erfinderisch, zugleich aber auch lügenhaft und bös; darum steht er feindlich den Asen gegenüber, die ihn hassen und fürchten, aber nicht ohne ihn fertig werden können. Sie alle insgesammt bilden die eine, Loki allein die andere Seite. Sie repräsentiren die allgemeinen, wesentlichen, objectiven Mächte des germanischen Geistes; Loki dagegen die Macht des Subjects, die sich allmälig von jenen ablöst, ihnen gegenüber tritt, sie bekämpft und zuletzt besiegt. Wenn daher Odhin in der Aegis-drecka zu ihm sagt: „Erinnerst du dich noch, wie wir in den Urtagen unser Blut mit einander gemischt?" so deutet dies hin auf eine Zeit, in welcher das Subject noch im innigsten Einklange mit der Substanz war, und der Einzelne mit seinem Bewußtsein sich von dem allgemeinen Volksgeiste noch nicht getrennt hatte. Loki ist es, durch welchen die Götter fallen, und zwar in ähnlicher Weise, wie die Götter des Mittelalters durch die Aufklärung. Das Subject wird theoretisch und praktisch inne, daß es selbst alle diese Götter ist; es hebt sie damit in ihrer positiven Aeußerlichkeit auf und nimmt sie in sein einfaches Selbstbewußtsein zurück. Das ist die Götterdämmerung.

Odhin, Hänir und Loki bilden also den ersten Mythenkreis, alle übrigen Asen und Asynien nebst den Vanen den zweiten. In der Anordnung und Gruppirung ist hier der Verf. fast ganz auf Stuhr zurückgegangen, dem er über-

Digitized by Google

haupt viel verdankt. Gleich diesem geht er bei der Behandlung und Deutung der eigentlichen Asen von dem Gegensatze Baldur's und Thor's aus, und knüpft an jeden von diesen vier andere, an den ersteren: Tyr, Heimdall, Bragi und Forseti, an den andern: Vidar, Hödr, Vali und Ullr. Wir können hier unmöglich der Darstellung weiter ins Einzelne folgen, und bemerken bloß, daß leider auch hier fast allen Göttern eine Beziehung entweder zur Sonne oder zum Monde gegeben wird. Im Uebrigen aber ist die Deutung meistens höchst treffend und geistvoll.

Nur die Idee Thor's wird nicht scharf und vollständig genug entwickelt. Zwar heißt es S. 135 von ihm: „er war nicht allein der Donnerer, sondern erster, mächtigster Naturgott überhaupt;" aber es bleibt bei diesem ganz allgemeinen Ausdrucke und kommt zu keiner Durchführung durch die Hauptrichtungen von Thor's Wesen. Uhland hat gezeigt, wie dieser in allen vier Elementen herrscht: in der Luft, im Feuer, in der Erde und im Meere, und die betreffenden Sagen danach geordnet, während unser Verf. denselben fast nur als Wolkengott auffaßt. So deutet er denn auch die Stelle in Harbarz-liód, nach welcher die gefallenen Jarle zu Odhin kommen, zu Thor aber die Sklaven, fälschlich also, „als habe man sich die unedlen, schlechten und unfreien Menschen in Thor's Wolkenluft umhertreibend gedacht." Zu Thor kommen heißt vielmehr in die Erde kommen, begraben werden, was sich aus der Eyrbyggia-saga ganz klar beweisen läßt. Auch von der politischen Bedeutung Thor's, die er als Gott der Fruchtbarkeit und des Ackerbaues nothwendig erhalten mußte, hören wir nichts. Nur einmal wird in der Note bemerkt (S. 124), daß ihm und dem Baldr die Hauptmomente des öffentlichen Lebens, nämlich die freie Gemeindeverfassung und das Gefolgschaftswesen entsprochen hätten, und das letztere dem Thor vindicirt. Dies ist nun geradezu nicht wahr, so wenig als, daß derselbe je Schlachtengott gewesen, was an der nämlichen Stelle behauptet wird. Im Gegentheil, Thor repräsentirt das Bauernthum, die alte, freie, patriarchalische Stammverfassung, und bildet so einen Gegensatz zu Odhin, an welchen das Häuptlings- und Gefolgschaftswesen sich anschließt. Jener hat insofern eine demokratische Tendenz, wie wir auch an den Isländern sehen, dieser, wenigstens in der späteren Zeit, eine durchaus aristokratische und monarchische. Im Leben wie im Tode sind die Bauern bei Thor, die Jarle und Könige bei Odhin.

Auf die Asen folgen dann die Vanen und die Sage vom Vanenkampfe, und diese Sage, mit welcher die nordische Mythologie ihren eigentlichen Höhepunkt erreicht, und die deshalb neben der Sage von der Götterdämmerung die bedeutungsvollste von allen ist, hat der Verf. zwar nicht völlig falsch, aber doch im höchsten Grade einseitig aufgefaßt. „Unter den Vanen," sagt er, „hat man sich die von den Göttern aus Ymir's Gehirn geschaffenen Wolken, im Geistigen alle Wahn-, Phantasie- und Traumgestalten zu denken, und im Kampfe der Götter mit den Vanen, im ersteren Falle, einen Kampf mit den Elementen, in welchem die feste Erdmasse vom Meere, die lichtdurchströmte Götterluft von den finsteren Nebeldünsten sich sonderte." — Wir gestehen gern zu, daß unter dem Bilde der Vanen alle Phantasie- und Traumgestalten zu denken sind, wir wissen auch, daß sie zwar nicht die Wolken selber sind, aber doch in Vindheim, d. h. in der Luft und in den Wolken wohnen, wie man ja noch jetzt bildlich von Dichtern und Phantasten sagt: sie schweben in den Wolken; aber wie kommen die Asen dazu, auf einmal Repräsentanten der festen Erdmasse zu sein? wie darf man also jenen Kampf auf das „Hervortauchen der Erde aus dem Meere oder gar der Lichtwelt aus der Nachtwelt (vgl. S. 113) beziehen? Doch dies nur beiläufig. Der Verf. verkennt ja die ethische Bedeutung des Vanenkampfes nicht, indem er Niord und seine Kinder zugleich als „Personificationen des Wahnes, der Phantasieen und Träume" bezeichnet; er geht sogar bei seiner Auslegung von richtigen Anschauungen aus, aber er giebt derselben eine falsche, seltsame, mystische Wendung. Zur Begründung unseres Urtheils nur folgende Stelle: „Der Kampf der Vanen und Asen ist auch ein Kampf im Geiste des Menschen, ein Kampf, welcher mitten inne liegt zwischen dem unmittelbaren und vermittelten Bewußtsein, Glauben und Wissen, — Zweifel, Wahn und Phantasie sind die Valkyrien dieses Kampfes, — ein Kampf, der im Menschen beginnt, wo der Mensch, oder das Volk, die ersten Schritte zur Erkenntniß thut, wie die ersten Menschen der Bibel den ersten Griff nach den verbotenen Aepfeln. In demselben Momente beginnt dann auch wirklich die Sündhaftigkeit, was in der Edda nicht minder deutlich ausgedrückt wird, wie in der jüdischen Bibel; und diese Sündhaftigkeit ist es eben, welche die bisherige Trennung des menschlichen und göttlichen Geistes bewirkt: der Mensch hat sein Paradies verloren — die goldene Zeit, von der alle Völker wissen — und sehnt sich wieder zurück; der Mensch war vollkommen, so lange er Eins war mit seiner Gottheit; diese Einheit ging ihm verloren, er ward schlecht dadurch in seinen eigenen Augen und sehnte sich nach etwas Besserem; er suchte das Bessere außer sich: dies ist die Anbetung der Götter außer ihm. Die Götter schlossen wieder Frieden mit den Vanen" u. s. w.

(Schluß folgt.)

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Digitized by Google

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

25. Januar. № 21. 1841.

Die Geschichtschreibung der Reflexion und der philosophische Standpunkt, nachgewiesen an „Bülau's Geschichte des europäischen Staatensystems."

(Fortsetzung.)

Gleich von vorn herein sind nun die Grenzen, die Hr. Bülau seinem Werke gezogen hat, keine Grenzen für den Gegenstand desselben. Enger als das Staatensystem sich selbst abgrenzt, dürfen wir seinen Kreis ebenfalls nicht umschreiben. Nicht als ob besondere Phasen nicht besonderer Betrachtung unterliegen sollten, aber man darf nicht darum allein vom europäischen Staatensystem sprechen, weil man annimmt, die asiatischen Staaten seien der Totalität des Systems fremd. Vielmehr sind die asiatischen und europäischen Staaten in der Einheit des Staatensystems als solchen befaßt, und es giebt kein System und keinen Staat neben diesem. Durch das europäische Local kann die Geschichte des Staatensystems, ja sogar die der europäischen Staaten, nur mit Unrecht abgesperrt werden. Es ist überflüssig, auf das Uebergreifen des europäischen Lebens und Geistes über die localen Grenzen, besonders heutiges Tages, aufmerksam zu machen und auf die Wechselwirkung, die von anderen Localen her erfolgt; die despotischen Staaten Asiens, ja die wilde Herrschaft und Knechtschaft der Neger sind Momente und Glieder der einen Idee der Freiheit und des Staats, die in keinem Augenblicke ihre Totalität vermißt. Und da nun der geschichtliche Geist der reale ist, kann die Beziehung der Staaten, der europäischen also in diesem Falle und der nicht europäischen, keine bloß geistige und ideelle, sondern muß auch die reelle der Herrschaft und des Gehorsams, des Kriegs und des Friedens, die staatliche überhaupt sein. Auch hat die Sache selbst den Verf. gezwungen, die Schranke aufzuheben, welche er sich selbst errichtet, und hier und da sowohl die Colonien als die Reiche der Araber, der Perser und der Osmanen in den Kreis seiner Betrachtungen zu ziehen. Wenn die angegebene räumliche Umgrenzung sich somit als unhaltbar beweist, so werden die zeitlichen Grenzen, die der Verf. gewählt, noch erheblicheren Einwänden unterliegen. Es ist nämlich vom Staate in der alten Welt gar nicht die Rede; dem Mittelalter wird ebenfalls keine selbständige Bedeutung beigemessen, sondern demselben nichts als die Bedeutung der Vorbildung und Vorbereitung des Staatensystems der neueren Zeit zugestanden, so daß diese ganze große Periode nur für eine andere, nicht für sich dagewesen wäre, nur als Mittel zu einem seinem Wesen fremden Zwecke gedient hätte. Auch diese Beschränkung des Stoffes ist entschieden als Ohnmacht der Auffassung zu bezeichnen, welche in der Einfachheit der Beziehungen die Bestimmungen nicht wieder zu finden vermag, die ihr concretere Verhältnisse aufgedrungen haben. Auch in der alten Geschichte darf das System der Staaten und der sich auslegenden Staatsidee nicht verkannt werden in den Gestaltungen Ostasiens, in denen der zuerst nnr an sich seiende geschichtliche Geist die Elemente des Staates bildet, noch in den westasiatischen Reichen der Arier, Siniten und Kopten, die jenem ersten Kreise gegenüber das Moment des abstract für sich seienden Geistes entfalten. Mit ihnen beginnt denn auch die eigentlich geschichtliche Bewegung, so daß Persien, welches die westasiatischen Staaten in sich zusammenfaßt, in die bestimmteste Beziehung zu dem griechischen Staatsleben, welches aus der Identität des substantiellen und abstract-subjectiven Geistes hervorgeht, treten muß, wie sich dies nicht bloß in dem Angriff auf die griechische Freiheit zeigt, sondern auch in der Theilnahme an dem inneren Kampfe der Hellenen zwischen der Aristokratie und Demokratie, in so fern die Aristokratie nur mit Hilfe des persischen Despotismus zu siegen im Stande ist und anderseits die Demokratie sich nur mit Hilfe desselben Princips wieder emporzuheben vermag. Für den klar vorliegenden systematischen Zusammenhang der griechischen Staaten bedarf es vollends kaum einer Hinweisung. In strengster Folge gestalten sich aus dem anfänglichen Patriarchalismus das heroische Königthum, die Aristokratie und die Demokratie. Nachdem sich diese ihre Einseitigkeit im Kampfe gegen einander aufgelöst, damit aber auch der Unmittelbarkeit des griechischen Geistes wegen die griechische Entwicklung vollendet ist, tritt das heroische Königthum als militärische

Digitized by Google

Monarchie wieder ein, um die letzte Aufgabe des griechischen Geistes zu lösen. Eben so fehlt dem römischen Staat, welcher formell die Vermittelung der Aristokratie und Demokratie darstellt, wie er aus der Zusammenfassung des lateinischen, sabinischen und etruscischen Lebens, den ursprünglichen Momenten der italischen Geschichte, hervorgegangen, der nothwendige Gegensatz des Orientalismus nicht, welcher die carthagische Republik ist, ebenfalls aristokratisch-demokratisch organisirt, aber zur Zeit des Kampfes mit dem Uebergewicht der Aristokratie, während in Rom das Demokratische vorwaltet. Näher dem Inhalte nach bestimmt ist dann der Begriff des punischen Geistes, die abstracte, mithin zugleich die der Sinnlichkeit anheimgefallene Subjectivität, der des römischen bereits die in sich reflectirte.

Es würde zu weit führen, die ferneren Beziehungen des römischen Staates, sowohl auf die hellenistischen Staaten des Ostens, als die Naturstaaten des Westens, anzudeuten, und ich kehre zu unserem Verfasser zurück, der, wie er seine geographischen Grenzen überschreitet, so auch hier gezwungen ist, vom Alterthum zu sprechen, ja der Betrachtung des Mittelalters einen bedeutenden Raum zu verstatten. Anstatt aber aus dem Geiste der alten Welt den des Mittelalters zu deduciren, trägt er, dem eben bezeichneten Standpunkte, aus dem in sich reflectirten Resultat den vorhergehenden Proceß abzuleiten, gemäß, das historisch Spätere auf das Frühere auch hier über, indem er das der neueren Geschichte angehörige Germanenthum wunderlicher Weise in die alte Welt hineinschiebt und ein zweites Moment, welches auf der Grenzscheide beider Entwicklungen steht, das Keltenthum, willkürlich nach beiden Seiten hin ausdehnt. Nach der durchaus neuen Ansicht des Herrn Bülau sind auch die Römer germanisch, und außer den keltischen Stämmen auch die Griechen, Slaven und Phönicier keltisch. Keltenthum und Germanismus nehmen hier vorläufig die Stelle ein, an welche späterhin „das Gebot der Verhältnisse" tritt. Indem der Verf. jene Völker in die angegebene „Verwandtschaft bringt" (1. S. 45 geht er von der Völkerphysiologie aus), kommt es ihm besonders auf deren Charakter an. Charakter hat etymologisch den Sinn des Festen, Bleibenden, Eingegrabenen, daneben bezeichnet es aber auch das Wesentliche, wie dieses in der Erscheinung wahrgenommen wird. Somit würde hier Natürliches und Geistiges in Betracht kommen. Nun sind die genannten Völker allerdings indo-germanischen Stammes, die besondere Verwandtschaft aber der beiden angenommenen Reihen wäre vor allen Dingen zu beweisen gewesen. Doch selbst den Kreis dieser Völkerfamilie überschreitet der Verf., wenn er die Phönicier dem Keltenthume vindicirt, wenn er dasselbe von den Wallachen versichert (bekanntlich romanisirte Daker thrakischen Stammes), wenn er die Albanier, d. h. die Albanesen illyrischen Stammes, zu einem „ächtkeltischen" Volke umstempelt. Die besonders aufgeführten Arnauten übergehe ich, weil dieser Name kein Volk bedeutet, sondern allein zur Bezeichnung der albanesischen Miethstruppen dient, und bemerke endlich von den Iberern, von denen der Verf. wunderbarer Weise die Basken trennt, nur im Vorbeigehen, daß diese durch Alles, was ein Volk von dem andern scheiden kann, von den Kelten geschieden sind. Noch schlimmer steht es, wenn wir von hier aus noch einen weiteren Blick auf den vom Verf. beliebten Völkerzusammenhang der alten Welt werfen, mit der auf die Autorität des Herrn Leutsch angenommenen „äthiopischen Seecultur" und der allgemeinen Völkergenealogie, welche, trotz der ausgesprochenen Scheu und Warnung des Verf. vor Hypothesen, zu dem Verkehrtesten gehört, was jemals in dieser Art vorgebracht worden ist.

Ohne länger bei der Widerlegung grundloser Fictionen stehen zu bleiben, die der Verf. zu beweisen unterlassen hat, und ohne andere Irrthümer zu berichtigen, die über Einwanderung und Herkunft der Germanen, welche Hr. Bülau wieder mit den Thrakern, Persern und Indern zusammenbringt, vorgetragen werden, wenden wir uns zu den geistigen Beziehungen, welche innerhalb der keltischen und germanischen Reihe dem Verf. vielleicht aufzufinden vorbehalten gewesen ist. Aber Keltenthum ist Keltenthum. Hätte sich Herr Bülau nur im Geringsten um einen Gehalt für diese angeblichen Begriffe bekümmert, die Widersinnigkeit, Völker und Principien zu verbinden, die den am schärfsten geschiedenen Entwicklungsreihen der Geschichte angehören, die kaum in der weiten Allgemeinheit, geschichtliche Völker zu sein, begriffen werden, hätte ihm ins Gesicht schlagen müssen. Indeß findet sich doch allerdings weiterhin, daß „die Kelten" und „Germanen" des Verf. jene vollendete Höhe der Abstraction keineswegs in dem Grade erreichen, als späterhin das „Gebot der Verhältnisse;" ja es werden in der That einige Vorstellungen mit diesen Namen verbunden. Indem dieser gestalt die ganz leere Identität der Reflexion in sich nicht stattfindet, muß das wahrnehmende Bewußtsein mit „dem Dinge und seinen Eigenschaften" eintreten. Es wird also den Kelten zuerst die negative Eigenschaft „der untapfern Vertheidigung ihres Volksthumes" zugesprochen, welche das Volksthum selbst bereits als fertig voraussetzt und nicht weiter erklärt, so wie solche Widerstandskraft überhaupt ein ganz formeller Begriff ist, der seine Erfüllung einzig und allein in dem zu vertretenden Princip findet, woher es allein zu erklären, daß dieselben Völker, z. B. Schweizer, Holländer, Italiener (auch die Deutschen können hier genannt werden) in verschiedenen Perioden hierin ganz Verschiedenes geleistet haben. Uebrigens ist auch die factische Ueberlieferung jenem Satze des Verf. entgegen. Es zeigen die Kelten in ihren Kämpfen mit den Römern die ganze Festigkeit und Zähigkeit der unmittelbaren Volksnatur, wie

Digitized by Google

es der Begriff derselben verlangt, und ich brauche zu diesem Ende nur an die langen Kriege der Bojer und Insubrer in Italien zu erinnern, die erst mit deren Vernichtung endeten. Wurde der Streit in Gallien schneller entschieden, so ist hierbei nicht außer Acht zu lassen, daß die Römer bereits 60 Jahre vor Cäsar in jenem Lande festen Fuß gefaßt hatten, daß es endlich das größte militärische Genie der alten Welt, der Vollender der römischen Taktik und Strategie war, der hier die militärische Arbeit von halben Jahrhunderten in zwei Lustra zusammendrängte. Endlich widerspricht sich der Verf. selbst, indem er von gewissen gallischen Völkern die entgegengesetzte Eigenschaft aussagt, z. B. von den Wallisern (I. S. 38, 70), und vollends verkehrt zeigt sich das erstere Prädicat bei den übrigen keltischen Stämmen des Verf., den Phöniciern, Karthagern, Griechen, Slaven. Es weiß Jedermann, daß niemals gewaltigere Kämpfe um Herrschaft und Freiheit geführt worden sind, als zwischen Rom und Karthago; der Ruhm der marathonischen Männer strahlt noch heut in unverblichenem Glanze, und wenn man den Macedoniern geringern Widerstand entgegensetzte, so unterwarfen sich die Griechen hier nicht einem fremden Princip, sondern gingen in der Vollendung ihrer Entwicklung mit ihrem eigenen Geiste zusammen. Endlich die Slaven. Wer kennt die mehr denn vierhundertjährigen Anstrengungen der deutschen Ritterschaft nicht, die Elb- und Oderslaven, die Preußen zu unterwerfen, und Niemandem ist es verborgen, daß Mähren, Schlesien, Pommern, Meklenburg nicht durch Waffen, sondern durch den friedlichen Sieg des germanischen Geistes dem deutschen Leben gewonnen worden sind. Eben so traurig sieht es mit der zweiten keltischen Eigenthümlichkeit aus, welche der Besitz einer Priesterkaste sein soll; doch hat der Verf. den Beweis zu führen vergessen, daß die Würde der Druiden eine erbliche gewesen sei, und wenn weiterhin die Herrschaft der Druiden als politisches Merkmal des Keltenthums gilt, so ist es vielmehr empirische Thatsache, ein der Begriffsentwicklung angehöriges Resultat, daß es die Aristokratie gewesen ist, welche von der Schlacht am vadimonischen See, bis zu der von Kulloden die politischen Geschicke der keltischen Völker bestimmt hat. Bei Puniern, Griechen, Slaven von einer herrschenden Priesterkaste zu sprechen, ist dann vollends widersinnig.

(Fortsetzung folgt.)

A. Schrader „Germanische Mythologie und deutsche Alterthümer überhaupt. Vornehmlich Deutung der Mythologie."

(Schluß.)

Die Ansicht, welche hier vorgetragen wird, müßte selbst einem Symboliker Ehre machen, eine Ansicht, nach welcher consequentermaßen die ganze Weltgeschichte nur als ein Abfall von der Gottheit erscheinen würde, die aber nicht bloß hier dem Verf. gleichsam entschlüpft ist, sondern auch bei andern Gelegenheiten, z. B. S. 129, von ihm vertreten wird. Mit katholischer Sehnsucht blickt er auf den paradiesischen Urzustand zurück, und schilt wohl gar auf den Sündenfall, als ob nicht das Beste, ja das einzige Gute an der Unschuld wäre, daß man sie verlieren kann. Indeß paßt das Alles — ganz abgesehen von der zu Grunde liegenden Ansicht — doch auch nur halb und halb auf den Vanenkampf. Der nordische Sündenfall — um mich dieses jüdischen Ausdrucks zu bedienen — ist längst vor dem Auftreten der Vanen erfolgt in der Trennung Loki's von Odhin und den übrigen Asen, und wirklich gebraucht der Verf., wo er von dieser Trennung spricht, einen ganz ähnlichen Passus, als den, welchen wir so eben gelesen. Hätte er sich die Entwicklungsperioden des mythischen Bewußtseins und des heidnischen Cultus ganz klar gemacht, hätte er es versucht, beide in ihrer Einheit und gegenseitigen Durchdringung darzustellen: wahrlich! er würde die Vanen von einer ganz andern Seite angesehen, er würde nicht so gegen sie polemisirt und ihre Aufnahme unter die Götter nicht als den Anfang der Götterdämmerung bezeichnet haben.

Die Asen — berichtet Snorri und ähnlich die jüngere Edda — hatten Unfrieden mit den Vanen. Beide siegten abwechselnd. Da verglichen sie sich und gaben einander Geißeln: die Vanen Niord den Reichen und seinen Sohn Freyr, die Asen dagegen Hänir, von dem sie sagten, daß er allwohl zu einem Häuptling passe, denn er war ein großer Mann und der schönste. Mit ihm sandten sie zugleich den Mimir, den weisesten der Männer, und die Vanen überlieferten dafür den Quasir, den klügsten aus ihrem Volke. Hänir ward bei seiner Ankunft in Vanaheim sogleich zum Häuptling gemacht, doch mußte ihn Mimir alle Rathschläge lehren. Wenn daher in dessen Abwesenheit auf den Thingen schwierige Sachen vorkamen, so wußte er nichts und sprach immer dasselbe: Mögen Andere rathen! u. s. w. — Und aus dieser Sage und aus dem, was sonst noch von den Vanen erzählt wird, will der Verf. den nordischen Sündenfall herausklauben.

Wir geben ihm, wie gesagt, zu: die Vanen sind die Repräsentanten des Wahns und der Phantasie. Was sind aber ihnen gegenüber die Asen? Nichts Anderes, als was sie an und für sich sind, die eingeborenen Mächte des nordischen Geistes, gehalten in ihrer ursprünglichen, sittlich-verständigen, patriarchalisch-beschränkten Einfachheit. Das Herausringen aus diesem geistesarmen, seßhaften Zustande des Bewußtseins, das Erwachen sinnlich-phantastischer Regungen, das Aufsteigen der Bilder in der Seele der alten Nordmänner bezeichnet nun eben der Vanenkampf. Jeder Mensch, jedes Volk hat in ähnlicher Weise denselben zu be-

Digitized by Google

stehen. Die Griechen haben ihn ausgekämpft in Asien, in Jonien: dort überwanden sie die alt-pelasgische Kälte und Starrheit, dort nahmen sie die Vanen des Orients in sich auf, dort wurden sie Hellenen. Auch das Mittelalter hat seinen Vanenkampf, und das sind die Kreuzzüge, auf welchen die Occidentalen ihre erfrorene Phantasie an der Sonne des Morgenlandes aufthauen ließen. Für den Einzelnen aber beginnt der Vanenkampf, sobald er anfängt, sich als Jüngling zu fühlen und hinausstrebt über das stille, sittliche, beschränkte Vaterhaus. Mit welchen äußeren historischen Verhältnissen der Ausbruch des Vanenkampfes im Norden zusammenhängt, ob mit dem ersten Anheben der sogenannten Völkerwanderung, der ersten Bekanntschaft mit dem Auslande, namentlich dem Süden, u. dgl., brauchen wir hier nicht weiter zu erörtern.

Doch es bleibt nicht beim Zwiespalt, beim Kampfe; es kommt zum Vergleich, zur Versöhnung, und diese Versöhnung ist — wie wir dem Verf. gegenüber behaupten — die höchste, zu welcher es der altnordische Geist überhaupt bringen konnte. Bei den Griechen waren Homer und die ionische Weichheit der Friede des Vanenkampfes, im Mittelalter die provençalische Poesie, der Minnegesang, das Ritterthum, die ganze ghibellinische Bildung; was war es bei den Nordmännern? Die Sage selbst spricht es deutlich genug aus: die Asen geben den Vanen Hänir als Geißel und Häuptling — von Mimir wollen wir gleich dem Verf. schweigen — und erhalten dafür Niord und Freyr; das ganze volle Resultat des Vergleichs aber ist, nach der jüngeren Edda wenigstens, — Quasir. Einerseits also werden die Phantasieen gezähmt und beherrscht durch den Verstand, durch Hänir; anderseits wird das alte, patriarchalisch-schlichte und nüchterne Bewußtsein durch die Phantasie belebt, bereichert und geschwängert, das heißt — nicht mehr einseitig ausgedrückt — Quasir wird erzeugt, die Poesie erwacht. Dies ist nicht etwa Hypothese oder Meinung; nein, die Sage drückt sich selbst so aus: von Quasir stammt notorisch die Dichtkunst her, Quasir's Blut ist die Dichtergluth. — Wenn nun freilich das Erwachen der Poesie mit dem Sündenfalle Eins ist, so helfe Gott den Dichtern!

Noch mehr: die Sage knüpft an die Aufnahme der Vanen auch die reichere Ausbildung des Cultus. Niord und Freyr sind es, welche die Götterverehrung, nämlich die äußere, den Menschen lehren und die Tempel und Opferstätten schirmen.

Was ist also schließlich die Bedeutung des Vanenkampfes? Daß der nordische Geist seine letzte und höchste Befriedigung fand, die er innerhalb des Heidenthums finden konnte; daß er nun mittelst der Poesie anhub, sich selbst im Bilde klar zu werden; daß er fleischfarbige, anschauliche Gestalten aus seiner Tiefe hervorrief; kurz, daß sein Bewußtsein sich zur klaren mythischen Anschauung heranbildete, und eben dadurch die Mythologie erst Mythologie ward. Erst jetzt begann im Norden die Kosmogonie und Theogonie, wie bei den Griechen mit Homer und Hesiod; erst jetzt ein mannigfaltiger, vielgestaltiger Cultus; erst jetzt entstanden Tempel und Götterbilder. Und so sollte es bleiben bis zur Götterdämmerung, in welcher ja eben die Befriedigung aufhörte, die dem Geiste bis dahin in der mythischen Poesie und dem heidnischen Cultus geworden war:

An der Jahrhunderte Abend
Kehrt Niord wieder heim
Zu den weisen Vanen.

Ebenso kehrt Hänir zu den Asen zurück: die alten Vorstellungen erbleichen, die Götter verdämmern, der Glaube verschwindet, und das Bewußtsein gewinnt jene ruhige, prosaische Kälte, Nüchternheit und Verständigkeit, durch welche es zur Aufnahme des Christenthums befähigt war.

Wir begreifen also die Polemik des Verf. durchaus nicht. Daß die Vanen die heitersten, freundlichsten und plastisch-vollendetsten Gestalten der ganzen nordischen Mythologie sind, kann und wird er nicht läugnen; daß sie zuerst die Menschen gelehrt, Götter außer sich zu verehren, — was er ihnen so übel nimmt, — ist nicht wahr; denn von Anfang an setzt die Religion Gott oder die Götter als außer dem Menschen; wohl aber haben sie die Götter und den Götterdienst klar und anschaulich gemacht, und das müssen wir ihnen Dank wissen. Es ist ein großer Irrthum des Verf., daß er meint, der Cultus der alten Nordmänner habe nicht naturgemäß zum Bilderdienst fortschreiten müssen, sondern dies sei als eine Ausartung zu betrachten.

So weit über die Vanen! Wir glauben hiermit zugleich den Standpunkt, die Vorzüge und Mängel des vorliegenden Buches hinlänglich bezeichnet zu haben, und enthalten uns daher, den Verf. weiter zu den Asynien, Riesen, Alfen u. s. w., und von da bis zur Götterdämmerung zu begleiten. Der letzte Abschnitt endlich, „das Aeußerliche der Religion," oder die Geschichte des Cultus, ist die schwächste Partie des ganzen Buches.

Sollen wir trotz dem und trotz des häufigen Widerspruchs, den wir eingelegt haben, — was eben im Wesen der Kritik liegt, — sollen wir, sage ich, ein Endurtheil über das Ganze fällen, so können wir nur wiederholen, was wir schon oben gesagt: daß es die geistvollste, scharfsinnigste und durchgeführteste Darstellung und Deutung der nordischen Mythologie ist, welche wir bis jetzt besitzen.

Köppen.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Digitized by Google

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

26. Januar. № 22. 1841.

Die Geschichtschreibung der Reflexion und der philosophische Standpunkt, nachgewiesen an Bülau's „Geschichte des europäischen Staatensystems."

(Fortsetzung).

Die folgenden Eigenschaften des Keltenthums sind beim Verf. psychologischer Natur, Gewandtheit, Gefühl, nämlich äußeres, sinnlich ernstes (I. 304), Geschick, deren nähere Beleuchtung man mir erlassen wird, nur mag hierbei im Allgemeinen bemerkt werden, daß auf dem wahren Standpunkte historischer Betrachtung die psychologische Bestimmtheit eines Volkes, als nothwendige Form der vorhandenen geistigen Substanz, einzig und allein aus dieser deducirt werden kann.

Nicht besser steht es mit den Eigenschaften des Germanenthums, in welches sich Römer und Germanen theilen, eine Annahme, welche Verkehrtheit, Confusion und Widersinn im reichsten Maße erzeugen muß, sofern gerade der Germanismus im Gegensatz zum Romanismus Princip der folgenden Geschichte ist. In der That genügt diese Verbindung der Römer und Germanen vollkommen, um a priori zu bestimmen, welcher Art und welchen Wesens die Eigenschaften sein müssen, welche gleichmäßig von beiden Völkern ausgesagt werden können. Statt den Begriff des Germanismus aus dem römischen Princip zu entwickeln, statt den Geist des Mittelalters als den tieferen Grund zu begreifen, in welchen nicht bloß der römische Staat, sondern das ganze Alterthum zurückgegangen, stellt der Verf. vielmehr das römische Reich als ersten Aufschwung des Germanismus in geradlinige Verbindung mit diesem, während es keine schärfere Antithese giebt, als den Begriff des alten Staates und den des mittelaltrigen.

Dem römischen Reiche ertheilt der Verf. zuvörderst das Prädicat „mißlungen zu sein," und zwar aus dem Grunde, weil dasselbe seinen Untergang gefunden. Hiernach ist geradezu jede weltgeschichtliche Gestaltung für mißlungen zu erachten, denn über jede verhängt deren Bestimmtheit selbst den Untergang, in welchem sie jedoch ebenso conservirt als destruirt wird. Nicht bloß die Reiche und Völker der alten Welt, auch der Staat des Mittelalters, auch der Staat des Absolutismus ist zu Grunde gegangen, und wenn in der neueren Geschichte der Untergang einer geistigen Richtung, einer politischen Bildungsepoche nicht zugleich das absolute, d. h. das innere und äußere Verderben der solche Phasen tragenden Völker herbeiführt, so liegt der Grund dieses Umstandes allein darin, daß durch das mittelaltrige Princip der in sich unendlichen Subjectivität die geschichtlichen Bewegungen der Unmittelbarkeit der Realität enthoben sind. Ist es aber irgendwo nicht beim Wollen und Sollen der Bestimmung geblieben, so ist dies im römischen Reiche der Fall gewesen, dem allgemeinen Staate der alten Welt, der diese nicht bloß äußerlich unterworfen, sondern deren politische Substanzen als seine Momente in sich zusammengefaßt, verarbeitet und bis in die minutiösesten Formen durchgeführt, und als Schluß der alten Geschichte ebenso der Totalität der rein geistigen Cultur der alten Welt bei sich eine Stätte zu formeller Fixirung gegeben hat. Der Verf. ist aber so glücklich, sogar die Fehler, die den Sturz Roms verschuldet haben, zu kennen, unbekümmert, sowohl an dieser Stelle als vorher, wie sich dies mit seiner historischen Nothwendigkeit vertrage. „Es fehlten den Römern religiös-sittliche Momente." Man sieht, daß der Verf. seine gewöhnliche Volte schlägt und das Christenthum im Hintergrunde dieses Vorwurfs steht; aber es bedarf doch kaum eines Blicks, um bei den Römern, so lange ihr Wesen als gesondertes den Völkern des Alterthums gegenübersteht, die ängstlichste Befolgung der religiösen Vorschriften in vollster Ausdehnung zu erblicken, und die strengste, abstracteste Pflichterfüllung gegen den Staat in einer Weise wahrzunehmen, wie dieses Verhalten niemals in der Weltgeschichte wiedergekehrt ist. Sodann begingen die Römer nach Hrn. Bülau den Fehler, daß sie griechische Ideen aufnahmen und sich mit dem Orient befaßten. Aber dieses Eingehen auf die zunächst entgegengesetzten politischen und geistigen Bestimmungen folgt aus der Natur des Gegensatzes und der dialektischen Fortbildung der Geschichte, wie es in der Bestimmung Roms lag, allgemeiner Staat der alten Welt zu wer-

Digitized by Google

den. Erst als dieser vollendet war, konnte in seinem Schooße die allgemeine Religion, das Christenthum, geboren werden, welches somit nach Bülau den Fehlern der Römer seine Entstehung verdankt. Dann wollten die Römer „herrschen, wo sie nur bilden sollten." Ist hiermit die eigentlich wissenschaftliche und künstlerische Bildung gemeint, so stammt diese bei den Römern vielmehr aus Hellas und dem hellenisirten Orient; ist die politische gemeint, so kann diese auf dem Boden der alten Welt, als des unmittelbaren Staates, auch nur durch die wirkliche Herrschaft ins Werk gerichtet werden. Ein Völkerbündniß hätten die Römer schließen müssen, ruft Bülau aus, darauf kam es an; aber ein Bündniß ist kein Staat.

Weitere Fehler sollen das Nichtunterwerfen der Germanen und die Verlegung der Hauptstadt nach Constantinopel sein. An Versuchen, die deutschen Stämme zu besiegen, haben es die Imperatoren durchaus nicht fehlen lassen, und wenn sie mißlangen, so liegt dies nur darin, daß für jene der Geist der neuen Welt stritt, welchen sie in sich trugen, daß sie dem Kreise der alten Geschichte fremd waren; im andern Falle mußten die Germanen wie alle übrigen Völker der römischen Herrschaft anheimfallen und, durch die Stellung der Römer am Rhein und an der Donau strategisch schon besiegt, bei allem Kriegesmuth, bei aller Zähigkeit im Festhalten des Volksthums, eine Eigenschaft, die übrigens bei anderen bornirteren Völkern sich in weit höherem Grade findet, nothwendig unterliegen. Im Gegentheil machte Rom aber schon damals selbst seinen Uebergang in das germanische Princip durch Bekenntniß des Christenthums, durch Aufnahme der Germanen in den Reichsorganismus, durch die Ackerverleihung an das Grenzmilitär, durch Erzeugung seiner letzten politischen Formen, einer grundbesitzenden Aristokratie, eines gutshörigen Bauernstandes und einer beim Erschlaffen des allgemeinen Staatslebens zu größerer Selbständigkeit sich erhebenden Städteverfassung, endlich durch die Theilungen des Reiches. Die Verlegung der Hauptstadt nach Constantinopel hat gerade im Gegentheil von der Behauptung des Verf. nicht den Untergang des Reiches, sondern dessen Rettung im byzantinischen Staate bewerkstelligen helfen. Mit dieser Veränderung der Hauptstadt ist ausgesprochen, daß das römische Wesen ein anderes geworden sei, daß der Gegensatz zwischen Eroberern und Unterworfenen der dominirenden Stadt und des besiegten Erdkreises definitiv ausgelöscht sei; schon hundert Jahre früher hatte Caracalla's bekannte Constitution allen Peregrinen die Civität zugesprochen. Nunmehr kam es also nur darauf an, das locale Centrum zu finden, und dieses lag, da das Reich ebenso sehr Vorderasien, als Europa umfaßte, weit mehr in Byzanz, der Stadt an der Grenzscheide Europas und Asiens, als im alten Rom. Ferner war Byzanz durch dieselbe natürliche Lage dem Andrange der Germanen viel weiter entrückt, als Rom, welches demgemäß auch von ihnen erobert worden ist. — Endlich scheint der Verf., so sehr er früherhin den Mangel der religiösen Elemente hervorgehoben hatte, dennoch in der Annahme des Christenthums von Seiten Constantin's einen bedeutenden Fehler zu entdecken. Indeß wird es doch keineswegs für einen Fehler gelten können, der Bewegung des Weltgeistes, „der Nothwendigkeit," „dem Gebot der Verhältnisse" zu folgen, und wenn der Verf. bei dieser Gelegenheit mit leidlichem Pathos ausruft: „Rom fiel mit seinen alten Göttern!" so muß hierauf erwiedert werden, daß der Glaube an diese schon mit dem Schluß der punischen Kriege seine sittliche Bedeutung verloren hatte, und schon hier jene Uebergangsperiode beginnt, die erst mit dem Bekenntniß des Christenthums endet.

So hat uns der Verf. mit den Fehlern bekannt gemacht, die den Sturz des römischen Reiches bewirkten, ohne daß wir auch nur mit einem Wort erfahren hätten, was das römische Reich und römischer Geist gewesen sei. Aus diesem traurigen Mangel folgt aber auch mit unabweislicher Consequenz, daß der Verf. gar keine Fehler, als willkürlich von ihm fingirte herbeizuziehen vermag, indem als verfehlt doch nur das wird bezeichnet werden können, was dem Wesen und Princip eines Gegenstandes widerspricht. Und so haben wir denn auch gesehen, daß der Tadel des Verf. sich vielmehr in Lob verkehrt, indem die verworfenen Momente dem Begriff der römischen Geschichte angehören und von dessen Entwicklung nicht getrennt werden können. Im Allgemeinen gehört aber diese ganze Verhandlung über die verfehlten Maßregeln des römischen Reiches keineswegs in den Zusammenhang, da der Verf. sich vorgesetzt hatte, die Einheit des Germanismus und des Römerthums nachzuweisen; in dem „Mißlungensein" des römischen Reiches, so wie in jenen Fehlern kann aber diese Identität doch nicht liegen, und die Hoffnung des Lesers, daß diesem Uebelstande weiterhin bei der Behandlung des germanischen Wesens abgeholfen werden würde, ist nichts als eine neue Täuschung. Auch hier ist, wie bei den Kelten, nur von einigen Eigenschaften, diesmal „Verstandestugenden" genannt, als da sind: Willenskraft, Enthaltsamkeit, Pedantismus (!), die Rede; die Sache selbst bleibt dem Verf. und jedem Leser unbekannt, wer nicht die gewöhnliche tautologische Phrase: „daß in den Germanen am meisten die Eigenschaften gelegen hätten, auf denen die einstige Bestimmung Europas beruhte," für eine Erkenntniß des Germanismus gelten lassen will.

Nachdem gezeigt worden ist, wie der Verf. die geographischen und chronologischen Grenzen, welche er sich aus Mißverstand seines Gegenstandes gesteckt, selbst überschritten, — nachdem bemerklich gemacht worden, zu welchen Verkehrtheiten und confusen Behauptungen die Manier des Verf., aus dem vollendeten Factum und dem Schluß die

Digitized by Google

Entwicklung zu erklären, geführt haben, — wie das Wesen des germanischen Lebens, auf dessen Bestimmung es doch beim europäischen Staatensystem vorzugsweise angekommen wäre, nicht im Entferntesten begriffen ist: wenden wir uns zur „geographischen Grundlage," welche Hr. Bülau seiner weiteren Darstellung vorangeschickt hat. Die Ergebnisse, zu denen es hier kommt, sind die dürftigsten; das glückliche Klima, die gute Gestalt des europäischen Menschen, Möglichkeit guten Ackerertrages bei fleißiger Arbeit, Möglichkeit leichter Verbindungen u. s. f. Wie sehr das Streben gebilligt werden muß, die Natur und Geschichte ihrer abstracten Stellung gegeneinander zu entheben und diese Gebiete in wechselseitiger Wirkung und Vermittlung zu erfassen, ein Bemühen, dessen Verdienst der wissenschaftlichen Geographie, die sich über die statistische Notiz hinaus zu lebendiger Anschauung der Terraingestalten erhoben hat, nicht zum kleinsten Theil anheimfällt, — so muß dennoch dieses Verhältniß noch von ganz anderen Gesichtspunkten aus betrachtet werden, als bisher üblich gewesen und gebraucht worden sind, wenn man nicht, wie unser Verf., bei den trivialen Ergebnissen ungenügender Reflexion stehen bleiben will. Zuvörderst wäre es nöthig, den allgemeinen und darum unbestimmten Satz vom Uebergange der Natur in den concreten Geist zur Bestimmtheit der Momente dieses Processes durchzubilden. Nicht unbeachtet könnte hierbei die Frage bleiben, wie die Entwicklung der Natur überhaupt zum Dasein des für sich seienden Geistes, zur menschlichen Gattung überhaupt gelange. Näher wäre hierbei Inhalt und Form der Dialektik natürlicher Qualitäten in die Idealität des Geistes auseinanderzusetzen, um jene in der neu erreichten Gestalt wieder zu erkennen und zu begreifen. Ist diese Einsicht gewonnen, steht es fest, welche Bestimmung die planetarische Natur oder deren Gegensatz, die tellurische, als geologische, vegetative und animale, endlich die territoriale in den Dimensionen der Oberfläche, in der Vertheilung des Festen und Flüssigen, zu denen die Aeußerlichkeit aller dieser Momente als landschaftlicher Charakter tritt, dem Geiste geben: so würde es möglich sein, die besonderen geistigen Substanzen der einzelnen Völker in ihrer psychologischen Unmittelbarkeit zu begreifen. Weiterhin wäre dann die geographische Natur selbst in dem Setzen ihrer Unterschiede, in dem nothwendigen Fortgang von der in sich bleibenden massenhaften Formation zu gegliederter Gestaltung ins Auge zu fassen, um die hieraus resultirenden Unterschiede für den substantiellen geschichtlichen Geist auseinanderzusetzen. Indeß ist Wirkung und Uebergang der Natur mit dem Zeugungsacte einer besonderen menschlichen Natur auf ein bestimmtes Local nicht abgethan, es kommt dann auch ferner die Wohnstätte in Betracht, und die Frage wird verwickelter, sofern Zeugungs- und Wohnstätte nicht überall zusammenfallen und die besonderen Volksarten sich untereinander vermischen. Eben so wenig darf bei der Untersuchung eines bestimmten Locales und des aus demselben zu entwickelnden Localgeistes die natürliche Beziehung des einen auf alle übrigen außer Acht gelassen werden.

Nach solchen Prämissen könnte die Beweisführung, warum die Entwicklung des geschichtlichen Geistes hier oder dort, bei diesem oder jenem Volke begonnen, dann zu diesem Local und dieser Volksnatur übergegangen, keine weitere Schwierigkeit finden, so fern die Volksnatur das geistige Princip, welches demselben zur Entwicklung anvertraut ist, unmittelbar enthalten muß. Aber der Einfluß der natürlichen Verhältnisse setzt sich auch in schon gegründeten Staaten, und zwar nicht bloß nach den angegebenen Seiten hin, weiter fort. Abgesehen von der Familie und deren besonderen Gestaltung, welche ebenfalls von Naturmomenten bedingt ist, hängt die ständische Gliederung, so weit dieselbe auf die physische Erhaltung des Staates basirt ist, auf den Gewinn des Naturproductes und die Formirung desselben, von der natürlichen Eigenthümlichkeit des Locals ab, nur ist der Geist jetzt das Active geworden gegen die Natur. Dennoch wird das Staatsleben um so durchgreifender durch diese Beziehungen bestimmt, je näher man noch der Natur steht, je weniger sich der Geist von seiner Voraussetzung entfernt hat; ja es fehlt nicht an wissenschaftlichen Versuchen, indem man das, was in der That Moment ist, für die Totalität nimmt, die unterschiedenen politischen Institutionen, die ganze geistige Bestimmtheit eines Staates einzig und allein davon abzuleiten, ob Acker oder Weide oder See und Handel es sind, die dem Staate vorzugsweise seine Existenz sichern. Wahr ist, daß an diesen Beziehungen in der That ein Moment gegeben ist, welches auch dann noch, wenn der Staatsgeist nach dieser Naturseite hin das Product seines Bodens negirt, wenn er sich nicht mehr mit der unmittelbaren Formirung desselben begnügt, in der mercantilen und industriellen Thätigkeit seine Fortwirkung hat, und in den hieraus neu entwickelten ständischen Unterschieden bleibt die geologische, vegetative und animale Production des Landes, so wie dessen Beziehung zu allen übrigen Localen durchaus in Thätigkeit. Aber trotz alledem ist der Geist der Geschichte auch über die Natur hinaus, ist in diesem Verhalten zur Natur sein specifisch geistiges Princip nicht enthalten, wozu es nur der einfachen empirischen Hinweisung bedarf, daß auf demselben Terrain die verschiedensten geistigen Entwicklungen zu Tage kommen. Auch der Philosophie kann bei dieser Gelegenheit die Warnung ertheilt werden, die Kategorieen der Natur als Principien der Staaten hinzustellen, wie dies neuerdings wunderlicher Weise von Cieskowski geschehen, eines älteren, der Schelling'schen Schule angehörigen Versuchs von Ast gar nicht zu gedenken, der sich mit dem einfachen Schema der Himmelsgegenden und deren Indifferenz zur Construction der Geschichte begnügt. Das Hineinbringen

Digitized by Google

der Stufen der Natur als solcher in die Geschichte steht nicht höher, als die unmittelbare Anwendung der logischen Kategorieen auf dieselbe, so daß einem Staate das Sein, einem andern das Dasein, einem dritten die Grenze, einem vierten das Maß zugeschrieben wird, was Kapp in seinem Buche: Christus und die Weltgeschichte, versucht hat. Allerdings sind diese Kategorieen, so wie die Bestimmungen des Mechanismus, die Beziehung von Peripherie und Centrum, des Chemismus, des Organismus, um das Allgemeinste zu bezeichnen, im Staate, aber sie sind nicht der Staat; über Logik und Natur ist der concrete Geist der Geschichte hinaus, er hat dieselben in sich, aber auch hinter sich, und entwickelt sich in selbständiger Dialektik. Zeigt der erste Theil der speculativen Betrachtung der Einheit von Natur und Geist den für sich seienden Geist als Moment der Natur, so würde einem zweiten Theile der Nachweis obliegen, wie der Geist seinerseits die Natur bezwingt, dieselbe seinem Innern adäquat gestaltet und zu seiner Wohnung umbildet, wie er hemmende Qualitäten seines Locals hinwegräumt, ungegliederte Massen organisirt, Verbindungen herstellt, den Raum annullirt und die Natur zu Producten nöthigt; stets aber bleibt er in dieser Beherrschung der Natur auf dieselbe bezogen, und wäre, falls diese Beziehung aufhörte, nicht mehr geschichtlicher Geist.

Die geringe Einsicht des Verf. in diese Dinge beweist der oben schon angeführte Umstand, daß die Arbeit ohne Weiteres als Princip des europäischen Lebens ausgesprochen wird, so wie die weitere Bemerkung, die bei Gelegenheit der Gründung der europäischen Staaten gemacht wird: „es wurde eine Anzahl Staaten gestiftet;" ein wunderlicher Widerspruch, wenn man lange von der Bedeutung des Terrains gesprochen hat.

Von der geographischen Grundlage gelangt Hr. Bülau zur Darstellung der Berührungen zwischen Rom und den germanischen Völkern. Es wohnt diesen nur die Bedeutung bei, die unmittelbare Beziehung der alten und neuen Welt herzustellen, ein Proceß, der mit der Bildung der romanischen Nationalität, also der veränderten natürlichen Bestimmtheit, und somit auch der geistigen Substanz des Germanenthums für alle außerhalb Deutschland angesiedelten Stämme schließt. Wie der römische Staat nach unserer früheren Bemerkung seinerseits den Uebergang in den germanischen vermittelt, so treten auch die Germanen nicht bloß zerstörend gegen das Alte auf, sondern erkennen das römische Reich an und wollen dessen Erhaltung; die deutschen Fürsten verehren im Kaiser ihren obersten Gefolgsherrn und achten die Titel der römischen Reichswürden für ihren höchsten Ehrenschmuck. So scharf das Mittelalter sich der alten Welt entgegensetzt, kann es eben deshalb nicht ohne fortdauernde Beziehung auf diese seine Voraussetzung, die es hervorgebracht, existiren. Jenem ersten unmittelbaren Verhältniß zu dem alten Staat folgt in der Blüthenperiode des Mittelalters die vermittelte Beziehung auf den antiken Staat durch die Aufnahme des römischen Rechts und dessen schriftlichen Quellen, bis der Gegensatz beider Welten definitiv aufgehoben wird, da wo der germanische Geist die geistige Hinterlassenschaft des Alterthums, dessen Gesammtbildung in der sogenannten Wiederherstellung der Wissenschaften, sich aneignet und als Resultat dieses Processes die neue Zeit eintritt. Für unsern Verf. bedarf es allerdings solcher Vermittelung nicht; ihm ist Römisches und Germanisches von vorn herein identisch, aber nur weil bei ihm beiden Begriffen dieselbe Bedeutung, die der leeren Identität mit sich selber einwohnt.

(Fortsetzung folgt.)

Herrn Professor Merlecker's Leitfaden.

Der „Leitfaden zu Vorträgen über die allgemeine Weltgeschichte" weicht zwar im Ganzen von Herrn Merlecker's Art, Bücher zu schreiben, nicht ab, treibt dieselbe aber denn doch einigermaßen ins Extrem. Von den 17 Bogen dieses Leitfadens ist mindestens ein Drittel aus Wachsmuth's „Leitfaden zu Vorlesungen ꝛc." abgeschrieben. Dies hat Referent gesehen, mögen Andere zusehen, wo der Rest her ist. Nicht nur die trefflichen culturhistorischen Uebersichten bei Wachsmuth, auch der größte Theil der neueren Geschichte ist fast Wort für Wort wiedergegeben, mit den Fragezeichen bei Jahrszahlen, den Anführungszeichen bei den der Sprache der Zeit entnommenen Ausdrücken, ja sogar mit den Versehen des Autors und den Druckfehlern. So haben Beide bei Reinecke Vos die Zahl 1479; bei Gottsched 1706 statt 1700, bei Göthe den 24. Aug. 1749 statt den 28. August; Beide schreiben Lichtwehr, Göcking u. s. w. u. s. w. Nicht einmal die Zusätze wurden nachgesehen, sonst wäre Oeser nicht ausgelassen worden. Das Aergste aber ist dem Hrn. Professor beim Abschreiben von Seite 244 des Wachsmuth'schen Buches widerfahren. Bei Lichtenberg verirrt sich sein Auge auf den in der folgenden Zeile grade darunter stehenden Gerstenberg, er schreibt getrost hinter „Lichtenberg" 1737—1823 und läßt Forster und Gerstenberg aus.

So sieht es aus; aber der jüngste Tag ist angebrochen, die Bücher Wachsmuth's und seiner Gefährten stehen auf und fordern Seel' und Leib von Ihren Büchern, mein Herr, und Sie werden nichts sein und verschwunden!

— φ —

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Digitized by Google

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

27. Januar. № 23. 1841.

Die Geschichtschreibung der Reflexion und der philosophische Standpunkt, nachgewiesen an Bülau's „Geschichte des europäischen Staatensystems."

(Fortsetzung.)

Bei der Darstellung der Verhältnisse zwischen Rom und den Germanen wäre dann auch der Ort gewesen, vom Christenthum selbst, von dessen Annahme bei den deutschen Stämmen und von der Bedeutung der Kirche zu sprechen, ein Moment, welches der Verf. ganz außer Acht gelassen hat, wenn gleich die äußerlichste Betrachtung den gewaltigen Einfluß der Kirche auf die Politik des Mittelalters zeigen mußte. Richtiger ausgedrückt reducirt sich sogar die Politik des Mittelalters auf das Verhältniß zwischen Staat und Kirche. Indem das Christenthum nicht mehr unmittelbare Religion ist, kann es nicht immitten eines Volkes erstehen, welches sich noch in den Kreisen des Naturlebens bewegte, konnte es als Resultat des geistigen Processes der alten Geschichte nur dem Boden entspringen, auf welchem dieser stattgefunden hatte. Mit Ausnahme der skandinavischen Völker aber, deren Bestimmung es ist, das germanische Wesen in seiner Substantialität festzuhalten, ging der Uebertritt der deutschen Stämme zum Christenthum leicht und ohne jene Kämpfe von Statten, durch welche Religionsveränderungen bei Naturvölkern bezeichnet zu werden pflegen; denn sie mußten den eigenen Geist in demselben wiedererkennen. Die Form des christlichen Geistes blieb jedoch zunächst eine dem Alterthum angehörige, wie sie im Untergange des antiken Staates erzeugt war. Der Inhalt ist nach der Seite des Ansichseins gefaßt, und mit seiner Erscheinung, welches die Kirche ist, identisch: Bestimmungen, welche wesentlich der alten Welt angehören. Die Entwicklung der Dogmatik nahm ebenfalls die ganze formelle Bildung des Alterthums in Anspruch, die Verfassung der Kirche zeigt den Organismus des objectiven Staates. Ferner spricht dann die Kirche die Sprache des Alterthums, lebt nach römischem Recht, und die Geistlichkeit gehört auch in den germanischen Staaten der Geburt nach zunächst den Römern an. Durch das canonische Recht bereitet die Kirche die Aufnahme des römischen Civilrechts vor; in ihrer Sprache bewahrt sie das Mittel, dereinst den Geist des Alterthums aus seinem Grabe heraufzubeschwören. Auf diese Weise ist die Kirche wesentliches Moment der Vermittelung in den oben angedeuteten Beziehungen zwischen Alterthum und Mittelalter. — Der Unterschied zwischen Kirche und Staat ist beim Uebergang ins Mittelalter auch ein Gegensatz der nationalen Principien. Den besonderen Staaten steht ferner die allgemeine Kirche gegenüber, weil die Religion als wahre nur eine sein kann, und sich deshalb negativ gegen die natürlich geschiedene Volksthümlichkeit verhalten muß. Vollendet wird endlich dieser Gegensatz dadurch, daß die Kirche als das Unendliche, den Staat als Träger des Natürlichen und Endlichen negiren muß, dadurch aber an demselben ihr eigenes Ende findet, selbst endlich und selbst Staat wird, in so fern sie nicht bloß eine endliche Seite hat, wie der Staat, sondern diese Endlichkeit sogar zur unmittelbaren Erscheinung des Göttlichen macht. Diese Entgegensetzung von Kirche und Staat, welche im Alterthum in ungetrennter Einheit verharren, bis zu höchster Spitze zu entfalten, und von hier aus am Schluß des Mittelalters zur Versöhnung und vermittelten Einheit beider Seiten zu gelangen, muß als die erste Aufgabe der germanischen Entwicklung bezeichnet werden.

Eben so vollständig, als die allgemeinen Beziehungen der angegebenen Periode dem Verf. entgegen sind, bleibt ihm die besondere Bedeutung derselben für das germanische Staatsleben verborgen. Es ist dies die Bildung des heroischen Königthums, gegründet theils auf den unmittelbaren Heroismus, theils auf das Gefolgswesen, als der subjectiv vermittelten Gemeinschaft in Liebe, Treue und Ehre.

Es war ferner nicht unerwähnt zu lassen, wie bei der Gründung dieser Herrschaft der natürliche Unterschied der germanischen Stämme hervortritt, der Sachsen, Gothen, Franken, Sueven; wie jedem von ihnen sein Reich zu Theil ward, und wie endlich ein Theil jedes Stammes in Deutschland auf rein germanischem Boden zurückbleibt, welches hierdurch das Land der Allgemeinheit des neuen Weltgeistes wird, wozu dasselbe außerdem geographisch durch seine mitt-

Digitized by Google

lere Lage und seine Terrainformen bestimmt ist, so daß die Grenzlande jedesmal den Uebergang machen. Mit der Widerlegung hier vorkommender Irrthümer, daß „der keltische Ursprung der Vandalen nicht unwahrscheinlich," daß „die Gothen ein Hirtenvolk und stark mit Slaven vermischt gewesen seien," daß „in den Staaten der Baiern und Thüringer ein romanisirter Germanismus geherrscht" (I. S. 71), will ich den Leser nicht aufhalten, und gehe zum Untergang der gothischen Staaten über, der nach dem Verf. deshalb erfolgte, „weil sie des Grundes ermangelten." Weiteres als diese formelle Tautologie wird nicht beigebracht. „Die Westgothen wurden aus Gallien vertrieben, weil das Frankenreich eins werden mußte; die Sueven wurden in Spanien besiegt, weil die Westgothen Raum brauchten" u. s. w. Der concrete Grund des Untergangs der von den Ostgothen und Vandalen gestifteten Staaten ist vielmehr die aus ihrer Stammeigenthümlichkeit hervorgehende Stellung zum Romanismus, vermöge deren der alte Staat gänzlich stehen bleibt und sie selbst nur fixirtes Moment dieses Staates, das Kriegsvolk desselben werden, indeß die weitere Entwicklung vielmehr die Negation dieser unmittelbaren Beziehung zum alten Staat durch die Auflösung desselben fordert. Durch jenes Verhältniß erlangte das byzantinische Kaiserthum gegen Gothen und Vandalen das Recht, aufzuweisen, daß durch ihre Staatsgründung Italien und Afrika dem römischen Reiche nicht entfremdet seien, und die Verbindung dieser Länder mit deren altem Mittelpunkte wieder herzustellen. Die Burgunder, ebenfalls ein gothischer Stamm, wurden in das fränkische Reich aufgenommen; in Spanien besiegte zunächst die alte römische Verfassung die Westgothen, bis die germanische Bestimmtheit durch den Gegensatz und den langwierigen Kampf gegen die Araber wieder lebendiger hervorzutreten und das Fortbestehen des Staats zu sichern vermochte.

Für den neuen fränkischen Staat macht der Verf. auf die Nähe Deutschlands aufmerksam, was allerdings nicht ohne Bedeutung ist, aber die Sache nicht erschöpft. Auch für die Gründung des Sachsenreichs in Britannien war dieses Umstandes Erwähnung zu thun; und wenn die natürlichen Beziehungen vollständig in Betracht kommen sollten, so mußte für Nordfrankreich und England der planetarischen Bestimmtheit gedacht werden, welche der von Deutschland analog, diesen Stämmen gegen diejenigen, welche Südeuropa zum Wohnsitz nahmen, zu gute kam, sowie der gleichfalls durch die Lage vermittelten Art und Weise der Eroberung Erwähnung geschehen, daß nämlich beide an den Grenzen gelegene Länder successiv durch einzelne Haufen besetzt wurden, ohne daß eine Gesammtbewegung der Nation, wie für die Ueberwindung fern gelegener Landschaften, und damit die Umbildung derselben zum Heere nothwendig geworden wäre. Allerdings ist auch bei diesen Völkern der Herrscher heroischer König, aber seine Stellung ist hier wesentlich durch das Gefolgswesen vermittelt, während die alte germanische Verfassung nur auf der formellen Anerkennung der Subjectivität beruhte. Wenn nun dies Moment von den Franken, im Gegensatz zu jenen früheren politischen Formen und zum Heerkönigthum, weiter fortgebildet wird, und zugleich die Beziehung auf den römischen Staat in der Weise eintritt, daß dessen Institute als Momente am germanischen gesetzt werden, — wenn ferner die Franken sich zur katholischen Kirche bekennen, weil bei ihnen die Annahme des Christenthums erst auf römischem Boden erfolgt: so ist hier eine höhere Entwicklungsstufe des Mittelalters erstiegen, die das zurückgebliebene altgermanische Leben in sich aufnehmen, demselben seine politische Bildung, seinen Romanismus und seine Kirche einimpfen mußte, wie es anderseits selbst an dessen Ursprünglichkeit sich erfrischte. In den angegebenen Motiven liegt die Nothwendigkeit der Herrschaft des Frankenreichs, die im Reiche Karl's des Großen vollendet wird, als der höheren, jene Glieder des Gegensatzes in sich fassenden Einheit. Indem die Merovinger, sobald sie ihre Mission, die Gründung des Frankenreichs, vollendet haben, das Gefolge, auf dem ihr Thron begründet ist, dadurch aufgeben, daß sie die Anführung desselben den Majordomen überlassen, geht das persönliche, nur subjectiv vermittelte Verhältniß, welches das Wesen der Gefolgsherrschaft ist, auf die letzteren über, welche demgemäß den Thron besteigen müssen. Nach der Seite des kirchlichen Staates wird dieser Wechsel des Herrschergeschlechts dadurch bezeichnet, daß die erste bloß äußere Anerkennung des Christenthums von Seiten der Franken zu innerer Selbstbetheiligung, zum Eingehen auf den kirchlichen Zweck fortschreiten muß, so daß Staat und Kirche sich gegenseitig für sich setzen; ein Verhältniß, welches zunächst von den Karolingischen Königen und den Päpsten in wechselseitiger Anerkennung und Unterstützung ausgesprochen wird. Indem der Staat hiermit nun die kirchlichen Interessen zu den seinigen macht, ist das Verhältniß, wie es im alten römischen Reiche zwischen Staat und Kirche seit Constantin bestanden, vollkommen wiederhergestellt, das einseitige Uebergreifen des Staates, wie es zur Merovingischen Zeit statt gehabt, hört auf, die Kirche kann sich reorganisiren, der Papst die abgeschnittenen Fäden des Zusammenhanges mit den Bischöfen wieder in seine Hand nehmen, die zu Lehnsmannen gewordenen geistlichen Vorsteher sich wieder unterwerfen und die kirchlichen Institute für den germanischen Staat umbilden. Und da nun Karl der Große die westliche Welt mit Waffengewalt unterwirft, die Unterschiede, welche die Germanen gesetzt haben, zur alten Reichseinheit zurückführt, eine reelle Herrschaft in antiker Weise begründet und eine Administration allgemeiner Gesetze in romanischem Sinne und alter Form herstellt, ist die Periode der unmittelbaren

Digitized by Google

Beziehung der alten und mittleren Zeit vollbracht, der Gegensatz aufgehoben, und Karl empfängt die römische Kaiserkrone aus den Händen der Kirche, die sowohl die Hinterlassenschaft des Alterthums in sich bewahrt, als sie den neuen Geist, wenn auch in der Form der Substantialität und Aeußerlichkeit, in sich trägt. Unserm Verf. gilt nach seiner Weise das Karolingische Reich nur als Mittel zum Zweck, und zwar zu dem aus der späteren Entwicklung vorweggenommenen, die Idee des Staatensystems in die Welt zu bringen (I. S. 78). Wenn dann weiter gesagt wird (I. S. 84), Karl habe gefühlt, daß seine Institute von Persönlichkeiten abhingen, so ist dies sehr häufig vorkommende Berufen auf nur Persönliches nichts als die Umkehrung dessen, was sonst beim Verf. Gebot der Verhältnisse heißt, wobei natürlich in der reflectirten Betrachtungsform übersehen wird, daß kein Subject ohne objectiven Inhalt, und zwar ohne den bestimmten Inhalt seiner Zeit sein kann, sowie der Umstand, daß die Vollführung des subjectiven Zweckes gerade von der Identität desselben mit den objectiven Interessen abhängig ist.

Mit gewohnter Tautologie erklärt der Verf. die Auflösung des fränkischen Reiches, „weil viele Theile eines selbständigen Lebens fähig waren, die jedes auf die Nachbarländer wirken sollten," während eine concretere Betrachtung den nothwendigen Fortschritt aus der Einheit in den wesentlichen Unterschied erkannt haben würde, nachdem dieser nicht mehr der bloß germanisch stammthümliche, sondern durch den vorhergegangenen Proceß vermittelt worden ist. Der Romanismus, nach seinem Local und seiner antiken Grundlage geschieden, tritt an die Stelle der Sueven, Gothen, Franken und Vandalen, und so erfolgt die Trennung des Karolingischen Reiches. Einer reellen und objectiven Allgemeinheit, wie sie im Reiche der Imperatoren vorhanden war, widerspricht das Princip des Mittelalters, welches das der in sich reflectirten unendlichen Subjectivität ist; indem diese aber die Objectivität außerhalb ihrer selbst läßt, kann auch die rein geistige Einheit der neueren Zeit nicht eintreten, beide Seiten müssen neben einander und im Widerspruch mit einander heraustreten, die äußere Einheit ohne wahre Realität, und die geistige nur subjectiv genommen. Das ist das Kaiserthum, die nur angenommene und geglaubte, die subjective Einheit, wie das Mittelalter sie fordert. Der Kaiser soll der höchste Herr der Christenheit sein, dies wird angenommen und geglaubt, zugleich ist er es aber wirklich nicht, und es bleibt lediglich Sache des kaiserlichen Subjects, wie viel oder wie wenig er von den ihm in der Meinung zugestandenen Ansprüchen durchzuführen vermag. An die Deutschen aber mußte die Kaiserwürde fallen, weil sie das Volk der Allgemeinheit des neuen Weltgeistes sind, wie die Vertretung der Kirche an Italien fiel; denn hier auf dem alten Boden Roms muß der Romanismus, dessen Zusammenhang mit der Kirche bereits oben angedeutet worden ist, die schärfste Durchbildung erhalten.

(Fortsetzung folgt.)

Stahl und die Willkür, nebst Erinnerung an Feuerbach über ihn.

Stahl, der sich neuerdings durch seine Berufung nach Berlin und durch die Erfolge seines ersten Auftretens der gelehrten und der politisirenden Welt wieder in Erinnerung gebracht, ist bekanntlich ein Schützling der historischen Juristen und der sogenannten geschichtlichen Politik. Er nennt sein Naturrecht „Philosophie des Rechts nach geschichtlicher Ansicht," wiewohl er in Wahrheit weniger auf Historie, als auf Histörchen, namentlich des alten Testaments, seine Theorieen baut.

Die „geschichtliche" Politik und die „geschichtliche Ansicht" der Politik stehen in demselben Verhältniß, die eine zum jetzigen Staat, die andere zur jetzigen Philosophie. Beide gehen nach ihrer Art auf Freiheit aus, und halten die Nothwendigkeit sowohl im Staatsgetriebe, als auch im Denken für Unfreiheit. Es wird daher von beiden das letzte Heil in das willkürliche Subject gesetzt, d. h. in die Wahl, die Auswahl, die sogenannte „freie Wahl," — das nennt Stahl Freiheit, und schreibt sie unbedenklich Gott selbst zu. „Geschichtlich" findet er nun sein Verfahren, indem er Alles auf Gott, wie dieser in den heiligen Büchern sich offenbart, zurückführt, und erklärt ist ihm Alles aus dem Princip seines willkürlichen Gottes und aus dessen schriftlicher Verordnung mit der ratio sufficiens: tel est notre plaisir! Daß Gott nach der Nothwendigkeit seiner Natur wirkt und seine That daher stets nur eine, die vernünftige, die absolute, sein kann, — daß seine nothwendige Selbstbestimmung seine ganze Activität ist und „die Wahl" ein auf Unentschiedenheit und Unbestimmtheit, also auf einem Mangel beruhender Zustand der endlichen Unfreiheit ist, — diese wahllosen Nothwendigkeiten des tieferen Denkens faßt Stahl nicht, und es wäre nicht der Mühe werth, auf einen solchen Schwachkopf zurückzukommen, wenn er nicht von den „Geschichtlichen" als Vogelscheuche des Hegel'schen Rationalismus mitten in dem eigensten Gehege desselben aufgepflanzt worden wäre, und zudem die Staatstheorie von seinen und seiner Freunde Cruditäten stark gepflegt würde.

Es ist nämlich mit dem Staat derselbe Fall. Die Nothwendigkeit im Staate, die sich bei uns als gesetzliche Ordnung des Beamtenwesens darstellt, erscheint einem prädominirenden Theil unserer Politiker als ein geistloser und unfreier Zustand, ebenso wie die äußere Nothwendigkeit der natürlichen Ordnung und ihrer todten Gesetze der Willkür gegenüber uns für geistlos und unfrei gilt. Dennoch ist nicht die Wahl und die Willkür des Einzelnen das Höhere und Freiere gegen die Nothwendigkeit der gesetzlichen Ordnung, so wenig als der Zufall das Höhere gegen die Naturnothwendigkeit. Im Gegentheil wird erst die gesetzliche Ordnung und ihre Nothwendigkeit aus ihrer Starrheit befreit, wenn sie in die Flüssigkeit der Volksvernunft und diese in sie versetzt wird. So wenig die Nothwendigkeit aus dem freien Geist, so wenig ist der Beamtenstaat aus dem freien Staat herauszuwerfen; so wenig aber auch die Naturnothwendigkeit ohne Weiteres Vernunftnothwendigkeit ist, eben so wenig ist der Beamtenstaat schon der freie; das Hinzutretende ist das Element der sich

Digitized by Google

selbst durchsichtigen und sich selbst bestimmenden Bewegung, im Subject also die Vernunft, die ihre Gesetze als ihre erkennt und ausübt, im Staat der öffentliche Geist, der die ganze gesetzliche Ordnung als seine ebenfalls weiß und ausübt. Wie die Naturnothwendigkeit nur an sich, nur implicite Vernunft ist, ebenso ist der Beamtenstaat nur an sich, nur implicite Freiheit, der nothwendige Fortschritt also die bekannte Form der constitutionellen Monarchie, und zwar nicht der historischen Ständevertretung, sondern die Vertretung der gegenwärtigen Bildung, nicht der äußerlichen Gliederung, sondern der geistigen Verhältnisse. Um nun von der Stahl'schen „Wahl- und Willkürphilosophie" eine Probe zu geben, stehe hier seine Construction und Ableitung der Ehe aus seinem Gott. Sie lautet:

„Damit der Mensch auch durch Zeugung Gott ähnlich sei, befindet er sich in der Familie. Die geoffenbarte Lehre von der ewigen Zeugung des Sohnes kann allein das Wesen der Familie aufklären. Die Zeugung besteht in ihrem Urbilde wesentlich aus zwei Verhältnissen. Das erste ist die Vollkommenheit und Seligkeit Gottes, welche der Zeugung vorausgeht und das Motiv derselben ist; das andere ist das Verhältniß Gottes, nun des Vaters, zu dem Gezeugten. Damit verbindet sich ein drittes: die Mittheilung des Reiches an den Sohn. Dies sind die Urverhältnisse; ihnen entsprechen die drei Grundverhältnisse in der Familie: Ehe, Verhältniß der Eltern und Kinder, Erbschaft. Die Vollkommenheit Gottes ist in dem nachgebildeten Verhältnisse der Ehe nach dem Charakter des Menschen an zwei Geschlechter vertheilt, welche sich durch sie dann zu dem einen vollen Menschen ergänzen. Indem der Mensch das Ebenbild Gottes ist, das volle Bild des Menschen aber nur in beiden Geschlechtern zusammen besteht, so muß in Gott das Urbild, nach welchem der Mensch geschaffen ist, das beider Geschlechter in ihrer Einheit sein. Gott unterscheidet und erkennt sich selbst von Ewigkeit als den Allmächtigen, Herrlichen, Majestätischen, Gerechten, als welcher er das Urbild des Mannes ist, und als den Sanften und demüthigen Herzens voll Liebe, wie wir es im Sohne gesehen haben, als welcher er das Urbild des Weibes ist. Aus der Ehe ist erst das Urbild wieder zu erkennen, welchem alles Geschlechtsverhältniß nachgebildet ist, wie es in Gott selbst sich findet. Denn in Gott ist kein Begehren und keine bedürftige Sehnsucht, sondern die ewige Befriedigung. Auch der Erzählung des alten Testaments, daß die Frau aus der Rippe des Mannes genommen wurde, entspricht diese Darstellung des Urbildes der Ehe. Ja, es scheint sogar nach jener Erzählung, daß der Mensch, anfänglich auch hierin Gott ähnlich, als ein in sich vollkommenes Wesen geschaffen worden und erst nachher die Sonderung in zwei Geschlechter mit ihm vorgegangen sei. Die Ehe ist in unserem Zustande auf den physischen Trieb gegründet, der durch Wollust den Geist bewältigt, und hat sich dadurch gerade im Moment ihrer höchsten Erfüllung vom Urbild entfernt, indem das Motiv der Zeugung, welches bei Gott nur die Liebe zum Sohn ist, beim Menschen, wenigstens während derselben, in der Selbstbefriedigung der Geschlechter liegt."

Hierzu bemerkte Feuerbach in den berl. Jahrb. 1835: „Ja wohl! Das Wesen der Familie kann nur aus einer von ihr entlehnten, auf Gott nur gleichnißweise angewandten Vorstellung abgeleitet und begriffen werden! Idololatrie ist der Geist der positiven Philosophie; ihr Erkenntnißprincip besteht in nichts Anderem, als das Bild einer Sache für die Sache selbst zu nehmen, um dann hintendrein wieder aus dem Bilde, als dem Urbilde, die reale Sache als das Nachbild zu construiren. Obige Deduction ist daher auch gerade so geist- und gedankenvoll, wie wenn er aus dem bildlichen Ausdrucke: der Geist fließt aus vom Vater und Sohne, den Ursprung und Begriff des Wassers uns veranschaulicht und deducirt hätte. Jammerschade ist es nur, daß der Verf. bei seinen Deductionen so äußerst inconsequent ist, und uns z. B. bei der Ableitung der Ehe aus Gott nicht die Polygamie als die christliche Form der Ehe construirt hat, etwa in dieser Art: damit der Mensch auch in der Ehe eine „Auswahl" habe, und als das Ebenbild der göttlichen Freiheit, die in der absoluten Auswahl besteht, sich darstelle, lebt er in der Vielweiberei. Aber was ist Inconsequenz für Hrn. Stahl? Er hat ja von vorn herein allen Vernunftzusammenhang, alle Nothwendigkeit als eine lästige Bürde sich vom Halse geworfen, und der Willkür Thür und Thor geöffnet." Wie sehr waren Feuerbach's Worte und ihr centnerschweres Gewicht der gelehrten und administrirenden Welt abhanden gekommen, als Stahl berufen wurde! 1835, wie lange ist das her? Wir fordern den geistreichen und durchschlagend kräftigen Verfasser jener schon damals als epochemachend anerkannten Kritik auf, dieselbe zum Nutzen der gegenwärtigen Entwicklung und zur Erweichung der gestahlten Herzen in einem besonderen Abdruck herauszugeben. Sie würde hier in Berlin viel Leser finden. — Um dem Publicum theils eine Erinnerung, theils einen weiteren Vorschmack von der Sache zu geben, führen wir hier noch ihren Anfang an: „Nachdem Hr. Stahl in dem ersten Bande seines Werkes zur niederschlagenden Beschämung der menschlichen Vernunft, die nun, für immer gewitzigt, sich nicht mehr unterstehen wird, auf eigene Faust zu speculiren, die großen Philosophen, ehemals die Götzen ihrer Zeit, namentlich einen Spinoza, Fichte und Hegel, als gottlose Heiden aus dem Reiche des zeitlichen und ewigen Lebens in das Scheol der dürren, todten Abstraction hinabgeschleudert, und hiermit den negativen oder theoretischen Beweis von den Schwächen der Vernunft geliefert hat: so folgt im zweiten positiven Theile der praktische und positive Beweis, den er jedoch, und zwar ganz consequenter Weise, hier nicht mehr von der Vernunft Anderer, sondern seiner eigenen ablegt. Stahl geht nämlich bei seiner Philosophie von den Principien des Christenthums aus, und er mußte daher, nachdem er die Splitter in den Augen der Anderen aufgezeigt hat, die Balken in seinem eigenen Auge öffentlich zur Schau tragen, um so mehr, als eben gerade diese Balken die einzigen festen Stützen seines philosophischen Gebäudes sind. Denn hätte er nicht die Blößen seiner eigenen Vernunft aufgedeckt, so wäre Er ja als die Instanz übrig geblieben, an welche die menschliche Vernunft, nachdem sie doch bereits in dem ersten Theile den Proceß verloren, noch immer, und gewiß mit Erfolg, hätte appelliren können. Erkennen wir hierin die tiefe Ironie des Verfassers! Die Philosophen sind gefallen durch eine fremde Hand. Er aber fällt durch seine eigene; er stirbt den Tod des Helden, des Märtyrers, um die Wahrheit seiner Philosophie, daß es mit der Vernunft nichts ist, mit seinem Blute zu besiegeln."

In der That, diese Philosophie ist „historisch;" hoffen wir, daß sie es immer mehr werde und unermüdet und von ihrer Tapferkeit nicht verlassen immermehr zu ihren Consequenzen komme, was nichts Geringeres wäre, als „der Anfang des Endes" und ein anschaulicher Commentar zu Mephistopheles Spruch, gehörtem, aber leider nur noch öfter überhörtem Wahlspruch:

„Verachte nur Vernunft und Wissenschaft,
Des Menschen allerhöchste Kraft u. s. w. u. s. w.

M—r.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Digitized by Google

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

28. Januar. № 24. 1841.

Die Geschichtschreibung der Reflexion und der philosophische Standpunkt, nachgewiesen an Bülau's „Geschichte des europäischen Staatensystems."

(Fortsetzung.)

Dieselbe Entwicklung geht auch in den einzelnen Staaten vor sich, welche aus dem Reiche Karl's des Großen entstanden sind; das Lehnswesen wird zur herrschenden Form des politischen Lebens erhoben. Formell angesehen, tritt aus der Einheit, in welcher Demokratie, Aristokratie und Monarchie bis auf die Zeiten und noch unter der Regierung Karl's des Großen sich befanden, die Aristokratie des feudalen Adels hervor. Dem antiken Staat gegenüber ist aber der des Mittelalters der rein subjective, auf die bloß innere Vermittlung der Liebe und Treue gebaut, auf die sich empfindende Einheit des Geistes. Weil aber die Subjectivität für sich gesetzt ist, wird dieser Staat eben so sehr das Reich des Hasses, der Untreue und des Krieges. Der Monarch hat seine Macht und seine Rechte ausgeliehen, und steht vereinzelt als Subject neben dem Subject; wie viel Objectives geleistet werden kann, ist von beiden Seiten, des Herrschers und des Lehnsmannes, her betrachtet, rein subjectiv; der König ist, wie der Kaiser, Monarch der Meinung, und die Leute sind nur die vermeintlich Treuen und Gehorchenden.

Aus diesen Bestimmungen hätte der Verf. auch die äußere Politik der Blüthezeit des Mittelalters, welche von der Auflösung des Karolingischen Reiches, bis zum Fall der Hohenstaufen sich ausdehnt, entwickeln müssen. Aus der eben angedeuteten nothwendigen Beziehung zwischen Mittelalter und Alterthum würde sich dann auch ergeben haben, warum die Deutschen nach Italien ziehen mußten, nicht, „weil sie nichts Besseres zu thun hatten" (s. oben), sondern weil eine Beziehung auf die antike Welt und die Aufnahme romanischer Elemente nothwendig war. Die romanischen Völker hatten diese mit der Umwandlung ihrer natürlichen Volksthümlichkeit und ihrer unmittelbaren geistigen Substanz erkauft; für die Deutschen trat durch die Römerzüge eine freiere und höhere Weise der Vermittlung, zugleich die dem Charakter des Mittelalters gemäßeste ein. Eben so wenig wie über den Nutzen oder Schaden dieser italischen Unternehmungen hätte sich der Verf. über analoge Rücksichten bei den Kreuzzügen bemühen dürfen. Es kam hier darauf an, die eigenthümliche Stellung zu begreifen, die das occidentalische Mittelalter gegen seinen äußeren Gegensatz, den ebenfalls im Beginn dieses Zeitraums neu constituirten Orientalismus, einzunehmen hatte. Aber nicht wie die Hellenen, wie die Römer, kann der Occident jetzt den Orient schlechthin zu unterwerfen trachten: für jenseitige ideale Güter muß das Schwert gezogen werden. Das Mittelalter streitet für den Glauben, der nach seinem damaligen Inhalt gerade die Welt und weltliches Thun und Treiben, als das Schlechte und Endliche negirt. In seiner vermeinten Unendlichkeit hat aber das katholische Christenthum die Endlichkeit und Aeußerlichkeit an sich, und so muß denn das Ziel der Kreuzzüge auch ein endliches sein, das heilige Land, die Geburtsstätte der Religion, welche in ihrer Unmittelbarkeit für das Wesen derselben genommen wird, wie das Mittel, den Glauben zu verbreiten, ebenfalls ein äußeres ist.

Keineswegs waren darum die Kreuzzüge so flüchtig zu behandeln, wie der Verf. gethan, da dieselben neben dem Kampfe des Staats und der Kirche auch den Kern der äußeren Politik des Mittelalters in der angegebenen Periode bilden. Noch weniger durften die realen Resultate übergangen werden, welche für die Gestaltung der europäischen Staaten aus diesen Bewegungen hervorgegangen sind. Wenn auch nicht von der Eroberung des byzantinischen Reiches, das die Normannen ein halbes Jahrhundert behaupteten, nicht von der Eroberung der afrikanischen Küste von Tunis bis Tripolis und von Cypern zu sprechen war, weil diese Erwerbungen schnell wieder verloren wurden, so verdankt doch Spanien seine Gestaltung dem durch die Kreuzzüge gegebenen Impulse. Es war zu dieser Zeit, daß Toledo Alfons VI. unterlag, daß der Campeador Valencia angriff. Alfonso der Imperator faßte im Tajothale festen Fuß, Alonso Ramon eroberte das Gebiet des Guadiana; endlich siegten Castilianer, Navarresen, Aragonier gemeinsam bei las Navas de Tolosa, und erblickten nach fünfhun-

Digitized by Google

dert Jahren von neuem die blühenden Ebenen des Guadalquivir. Ebenso mächtige Fortschritte machte Aragonien unter Graf Raimund, Alfons dem Bataltador und Jayme dem Conquistador. Alle diese Erwerbungen gehören dem 12. und 13. Jahrhundert, der Periode und dem Geiste der Kreuzzüge an; die Eroberung Granadas folgte erst am Ende des Mittelalters. Aber damals fehlte auch der äußere Beistand des übrigen Europa nicht. Es waren Flandrer und Niederdeutsche, die Alfonso I. von Portugal seine Hauptstadt eroberten, 300 deutsche Schiffe kamen zur Einnahme von Alcaçar do Sal, bei las Navas stritten viele Tausende französische, englische und deutsche Ritter in den Reihen der Spanier.

Nicht einmal die Fortschritte, welche das deutsche Reich vermittelst der Kreuzzüge machte, sind dem Verf. in die Augen gefallen. Als sich Deutschland zuerst nach dem Aussterben der Karolinger als besonderer Staat auf neuen Grundlagen erhob, dann das Kaiserthum aus dem oben angedeuteten Grunde an sich brachte, war es dieser innere Aufschwung, welcher zum Siege nach Außen führte, zur Abweisung der Ungarn (eine Schlacht bei Keuschberg, von welcher der Verf. spricht, ist nicht vorgekommen), zum Gewinn der lothringischen und burgundischen Lande, zur Festsetzung an der Saale und Elbe, zur Herstellung deutschen Uebergewichts über Böhmen und Polen. Mit der inneren Getrenntheit, die durch die folgenden Königswahlen erfolgte, und erfolgen mußte, weil Deutschland in der Vertretung des Allgemeinen, nach dem Standpunkte des Mittelalters begriffen, nicht zur Durchbildung seines besonderen Staatswesens gelangen konnte, kam man auch nach Außen zurück; die Siege gegen die Slaven hörten nicht bloß auf, es erfolgten sogar Verluste. Erst mit den Kreuzzügen begannen neue Erwerbungen, die sich aber nun nicht mehr an den Namen des Kaisers schließen, sondern von den einzelnen Fürsten ausgehen, deren Kräfte durch Schaaren von Kreuzfahrern verstärkt werden. Diesseits der Oder werden die Slaven fast gänzlich ausgerottet, und deutsche Bevölkerung dringt in großer Masse in die Marken, nach Pommern und Schlesien. Innerhalb dreier Decennien unterwirft der Schwertorden Liefland und Esthland bis auf wenige Gebiete, ein halbes Jahrhundert forderte die Bezwingung Preußens durch den deutschen Ritterorden.

In ähnlicher Weise breiteten sich die skandinavischen Reiche durch die von den Glaubenskämpfen gegebene Richtung aus. Sigmund Jörsalafar von Norwegen zwang die smaländischen Heiden zum Christenthum, gegen Niklot kämpften Sachsen und Dänen gemeinsam, Waldemar der Große unterwarf die Insel Rügen für immer, Pommern und Mecklenburg huldigten Knut Waldemarsen ohne großen Widerstand, Waldemar der Sieger eroberte mit 50,000 Kreuzfahrern, was von Esthland dem Schwertorden bis dahin widerstanden, und Schweden unterwarf zur Zeit Erich's des Heiligen die finnischen Landschaften.

Wie Hr. Bülau nun weit davon entfernt ist, die wahre Bedeutung und den weiten Umkreis der Bewegungen zu erkennen, welche sich an die Kreuzzüge schließen, ist er noch weniger im Stande, die allgemeinen Resultate derselben zu würdigen, von denen die dritte große Periode des Mittelalters geleitet und bestimmt wird. Zuerst hat der Occident in diesen Kämpfen die Aeußerlichkeit des orientalischen Gegensatzes überwunden und die wesentlichen Momente jener Welt, die Berechtigung der Realität, die Geltung der Natur, die Thätigkeit der bürgerlichen Gesellschaft, die Form unbeschränkter Fürstengewalt in sich aufgenommen. Noch während des Krieges erblüht der Handel, den der Occident bis dahin noch nicht gekannt, der unter allen Umständen auf der Negation des eigenen Naturproducts beruht. Auf der Grundlage dieses Austausches und der vermittelten Formirung desselben erhebt sich ein neuer Stand, welcher hierdurch die Bedingungen seiner äußeren Existenz gewonnen, da das Grundeigenthum überall in den Händen der Aristokratie ist. Dies ist die Demokratie der Städte, welche aus dem Schooße des Lehnswesens hervorgeht und die Rechte, welche dasselbe den Fürsten abgeliehen, in ihre Hand nimmt. Fortan tritt die freie Stadtgemeinde an die Stelle der ursprünglichen germanischen Markgenossenschaft.

Dann erhält aber auch der Staat eine neue Stellung gegen die Kirche; schärfer ausgedrückt, erfolgt vielmehr die Auflösung des Gegensatzes zwischen Kirche und Staat, wie sich durch die Züge der Araber und durch die Kreuzfahrten Orient und Occident neutralisirt haben. Mit der Eroberung des heiligen Landes ist die Spitze der Aeußerlichkeit des religiösen Strebens des Mittelalters erreicht. Hiermit parallel geht die Veräußerung des christlichen Inhalts im Dogma und Cultus innerhalb der besonderen kirchlichen Entwicklung. Auf dem lateranischen Concil unter dem dritten Innocenz wird die Transsubstantiation nach langen Streitigkeiten definitiv festgestellt; Thomas von Aquino und Alexander von Hales bilden die Lehre von dem Mittleramt der Priester und der Bevormundung der Laien durch jene vollständig aus; es folgt die Entziehung des Kelches, denn nicht im Genuß und in der geistigen Thätigkeit der Gläubigen, sondern in der Consecration des Priesters liegt die Vollendung des Sacraments. Ebenso wird die regelmäßige Beichte erst in dieser Periode eingerichtet. Dazu tritt die Einführung der ständigen Inquisition, der polizeilichen und criminellen Aufrechthaltung des Christenthums, und gleich nach den Kreuzzügen der schnöde Verkauf der Sündenvergebung für die finanziellen Zwecke des heiligen Stuhles, statt der inneren Vermittlung der Gläubigen mit Gott.

Zu derselben Zeit vollendet sich die Verfassung der Kirche in ihrem Innern und in ihrer Stellung gegen den Staat.

Digitized by Google

Der Papst wird Fürst der Kirche im eigentlichsten Sinne des Worts, nachdem er die Aristokratie der Bischöfe, welche das Papstthum früherhin umgeben, zurückgedrängt; die Infallibilität des kirchlichen Oberhauptes wird zum Dogma erhoben. Kaum ist dies erreicht, als auch die Päpste den allgemeinen Kirchenstaat zur Förderung ihrer besonderen schlechten und selbstsüchtigen Zwecke mißbrauchen, die Kirche willkürlich beherrschen, die Aemter auf dieselbe Weise oder durch Simonistischen Verkauf besetzen und ihren Staat zu einer Zeit regelmäßiger Besteuerung unterwerfen, als den weltlichen Staaten dergleichen finanzielle Maßregeln noch durchaus unbekannt waren. Dies Verderben der Kirche, welches die Consequenz ihres Standpunkts und ihrer weltlichen Stellung in der angeblichen Negation alles Endlichen ist, existirt aber nicht bloß im Papste, sondern eben so sehr in der ganzen Priesterschaft, die sich von nun an dem weltlichen Treiben, den sinnlichen Interessen und der Willkür mit derselben Entschiedenheit hingiebt, und die kirchlichen Zwecke nur zur Erreichung der selbstsüchtigen Absichten benutzt. Von hier an werden die geistlichen Aemter Sinecuren und Versorgungen der weltlichen Aristokratie, die sich nunmehr mit der geistlichen vereinigt.

Dieser Uebergang der Kirche in die Welt folgt aus der erreichten dogmatischen Ausbildung, aus der vollendeten Verfassung, sofern beide von vorn herein die Aeußerlichkeit an sich tragen, folgt aus dem Siege über das Kaiserthum, welchen sie während der Kreuzzüge erfochten; aber ihre alten Waffen haben nicht ausgereicht; nicht bloß die weltliche Opposition hat sie gegen den Kaiser zu Hilfe rufen, sondern auch selbst von Innocenz IV. abwärts mit Geld, List, Verrath und den schnödesten Mitteln abstracter Realität gegen die Hohenstaufen kämpfen müssen.

Wenn die Kirche auf diese Weise die Welt und die Endlichkeit für sich gesetzt hat, hat anderseits der Staat, wie er von vorn herein nur in der Meinung der Kirche und in der Unmittelbarkeit seines Daseins und seiner Christlichkeit gott- und geistverlassen war, den christlichen Geist und die Unendlichkeit in sich hinüber genommen. Daß der Glaube eben so sehr dem Staate als der Kirche gehöre, haben die Völker in heiligem Lande bewiesen, mit geistigem Rüstzeug fechten die Hohenstaufen gegen die Päpste, selbständig erblüht die Rechtswissenschaft auf den Universitäten. Und wenn nun auch die alten Formen des Staats zerfallen, wenn die Untreue der Lehnsmannen, früher Ausnahme, jetzt zur Regel wird, wenn der Adel statt des Ritter-, nun ein Räuberleben führt, so tritt dennoch, nachdem das Lehnswesen die Mannen mit dem Fürsten vermittelt, im Untergange des Mittelalters der objective Staat aus der Subjectivität hervor, und der Staat versucht es, die Gebrechen der Kirche zu heilen, nachdem sie statt der heiligen die unheilige, statt der einen und einigen die zweifache und gedoppelte geworden ist in dem Schisma des vierzehnten Jahrhunderts.

Deutschland muß es wiederum sein, welches durch Kaiser Sigismund diese Versuche zur Einigung und Reformation der Kirche macht, nachdem Frankreich durch Philipp den Schönen den Päpsten ihren Sieg über das Kaiserthum entrissen, und trotz der Unfehlbarkeit des Papstthums die Verdoppelung desselben durch dieselben Mittel herbeigeführt hat, welche die Päpste früherhin bei den Kaiserwahlen angewendet.

Dem französischen Reiche waren die Früchte des Ringens der Hohenstaufen anheim gefallen, weil dieser Staat sich zuerst objectiver Gestaltung zugewendet hatte. Mit seinem Romanismus hatte Frankreich das Moment der Realität, der politischen Form und Allgemeinheit enthalten. Nicht aufgehalten vom Kampfe gegen die Mauren, wie Spanien, nicht überwunden vom Romanismus, wie Italien, mußte das Lehnswesen hier am schnellsten durchgeführt werden, wenn auch abstracter als in Deutschland und England, weil die volle germanische Subjectivität fehlte. Bei dem Verfasser kommt in der ganzen Darstellung Frankreichs in dieser Periode nicht einmal das Wort Lehen vor. Schon im dreizehnten Jahrhundert gründen Philipp August, Ludwig der Heilige und Philipp der Schöne die unbezweifelte Obmacht der Krone, allgemeine Gerichtsinstitutionen und die Anfänge einer anderen Staatsverwaltung, als durch lehnbare Verleihung der Hoheitsrechte. Ueber sittliche Bedenken hilft Philipp August und Philipp den Schönen der Romanismus hinaus, der die Realität abstract für sich im Auge behält. An den Städten findet das Königthum eine bedeutsame Stütze, die sich demselben um so unbedingter anschließen müssen, je mächtiger der Adel ist. So werden denn zuerst die großen Lehnsterritorien meist in offenem Kampfe von der Krone zurückerobert, der französische Name wird über den Süden ausgedehnt, und Philipp der Schöne versammelt statt des Parlaments der Lehnsträger die états généraux des Königreichs, welche Berufung den Fortschritt von der abstracten Vereinzelung der Staatsglieder zu deren Zusammenfassung in Corporationen und Stände enthält. Aber diese Corporationen waren zugleich noch nicht von der Krone bezwungen, ihr Gehorsam war ein freiwilliger, der auch fehlen konnte. Dieses Verhältniß kommt in den englisch-französischen Kriegen zur Erscheinung, welche, nachdem die Bewegungen gegen den Orient aufgehört, nachdem die Kämpfe zwischen Papst und Kaiser, zwischen Deutschland und Italien ruhen, nunmehr den Mittelpunkt des europäischen Staatensystems ausmachen. Mit den Franzosen kämpfen die Schotten, für sie streiten Adolph von Nassau und Karl von Luxemburg in Deutschland, Heinrich von Trastamare in Spanien, während die Engländer Peter den Grausamen unterstützen; Beziehungen, welche, aus dem veränderten Geist der Staaten

Digitized by Google

hervorgegangen, von unserm Verf. jedenfalls berührt werden mußten.

Die Bedeutung der deutschen Entwicklung in der Periode von den Kreuzzügen bis zum Schluß des Mittelalters, findet Hr. Bülau in der Verworrenheit und in der Beschützung Europas gegen die slavischen Nomadenvölker. Abgesehen davon, daß die Slaven niemals Nomaden gewesen sind, am wenigsten aber in dem hier zu besprechenden Zeitraum, so ist auch nicht einmal ein Vordringen der Slaven vorhanden, welches zur Abwehr genöthigt hätte. Die Herabsetzung einer selbständigen staatlichen Entfaltung aber zu einem äußeren und fremdartigen Zwecke ist ein bereits mehrfach erwähnter Mangel des reflectirenden Standpunktes. Auch die Kategorie der Verworrenheit ist von ihm nur herbeigezogen worden, weil ihm die innere Ordnung dieser Confusion und die Einheit in der Mannichfaltigkeit entgangen ist. Indem Deutschland das Allgemeine zu vertreten hatte in der Weise des Mittelalters, konnte es daneben nicht zur Durchbildung seines besonderen Staatswesens, sondern nur zur Gestaltung der einzelnen Territorien gelangen. Nicht daß es den deutschen Kaisern an Einsicht und Willen gefehlt, auch für sich eine objective Macht und dadurch den Mittelpunkt eines besonderen in sich geschlossenen Staates zu bilden. Gleich nachdem das Lehnswesen unter den Ottonen durchgebildet und das Kaiserthum erworben war, begannen die fränkischen Kaiser diese Arbeit, als in Frankreich das Ansehen der Krone sich noch nicht über Francien hinaus erstreckte, als England von den Normannen noch nicht erobert war. Zuerst mußte die Gewalt der großen Lehnsträger, der Herzöge, gebrochen und die Vererbung ihrer Stellung und Würde verhindert werden. Wenn Hr. Bülau hier den Kaisern seinen Rath in der Weise ertheilt, daß sie das Ansehen der Herzöge nicht hätten schwächen, sondern nur deren Treue erhalten sollen, so ist er selbst noch nicht über das Princip des Lehnsstaates hinausgekommen. Viel angemessener handelte Konrad, indem er die kleinen Lehnsträger gegen die oberen unterstützte, Heinrich III., indem er die Herzogthümer einzog. Es war mit allen gelungen, bis auf das sächsische. Um auch dies zu vernichten, nahm der König selbst seinen Sitz im Harze. Da geschah es, daß Heinrich starb, daß eine weibliche Vormundschaft folgte, daß die Fürsten die Besetzung von Baiern, Kärnthen und Schwaben wieder erzwangen. Indeß scheitern geschichtliche Entwicklungen nicht an solchen Umständen, Heinrich IV. nahm die Plane des Vaters gegen die Sachsen wieder auf und würde sie durchgesetzt haben, wenn nicht in diesem Augenblicke der Conflict mit dem Papstthum ausgebrochen, und diese allgemeine Beziehung alle Kräfte in Anspruch genommen hätte. Daß dieser Kampf erfolgen mußte, lag in der Stellung des Kaisers, der Herr über die Welt sein soll; aber auch der Papst ist Herr der Welt, weil sein Reich nicht von dieser Welt ist. Indem dann die Kirche das Moment der Realität an sich hat, alle Realität aber auch dem Staate gehört und somit diesem entrissen worden ist, ist der Zwist durch das Wesen beider Gewalten gegeben. Es kam dazu der Widerspruch, welcher in der deutschen Herrschaft über Italien lag, so daß die italischen Städte eine eben so mächtige Stütze am Papste gegen die deutsche Herrschaft hatten, wie die Fürsten Deutschlands gegen den Kaiser selbst. Seitdem constituirt sich nun die Opposition in Deutschland wie in Italien, die vordem die bloß zufällige vereinzelter Untreue gewesen war, zu festen Parteien, und der Kaiser vermag ihrer um so weniger Herr zu werden, als die bedeutenden Machtmittel, welche in der Besetzung der bischöflichen Aemter ihm bis dahin zu Gebot standen, an die Kirche übergegangen sind.

Dies ist der besondere geschichtliche Verlauf, der sich aus dem Begriffe des deutschen Staatslebens ergiebt. Es blieb den Hohenstaufen, um wenigstens die ideale Stellung zu behaupten, nichts übrig, als die Herzogthümer zu zerschlagen, die Opposition mit den Spolien derselben zu besänftigen und die einzelnen Territorien durch die erworbenen herzoglichen Rechte sich für sich abschließen zu lassen. Wie dann Papstthum und Geistlichkeit seit dem Siege der Kirche über den Staat das Allgemeine, welches sie zu vertreten haben, für ihre privaten Zwecke mißbrauchen, wie der Gedanke des Kaiserthums über die Fürsten keinerlei Macht mehr übt, so wenden sich denn endlich auch die Kaiser, von Rudolf von Habsburg ab, den besonderen Interessen ihres Fürstenthums zu, welche sie neben dem Kaisertitel besitzen, und gebrauchen denselben nur zum Besten der Hausmacht. Nachdem Kaiserthum und Papstthum auf die angegebene Weise sich gegenseitig vernichtet haben und nur auf ihre besonderen Interessen gerichtet sind, kann es gegen den Schluß des Mittelalters, als, wie zu Anfang desselben, der Orient wieder erobernd vordringt, nachdem er das byzantinische Reich niedergeworfen, wiederum zu einer Vereinigung beider Gewalten kommen, welche zuerst zur Zeit Friedrich's III. hervortritt, indem Kaiser und Papst, als die noch formell allgemeinen Mächte, jetzt durch ein gemeinsames Interesse gegen die Fürsten verbunden sind, die, eben so wie gegen den Kaiser, gegen die Kirche ihre territorialen Rechte geltend zu machen bemüht sind, — ein Bestreben, in welchem Frankreich, wie in andern Beziehungen, voransteht, und auf den schon von Ludwig IX. und Philipp dem Schönen gelegten Grundlagen unter Karl VII. die bedeutendsten Erwerbungen gegen die Kirche macht.

(Schluß folgt.)

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Digitized by Google

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

29. Januar. № 25. 1841.

Die Geschichtschreibung der Reflexion und der philosophische Standpunkt, nachgewiesen an „Bülau's Geschichte des europäischen Staatensystems."

(Schluß.)

Unser Verf. ist nun freilich der Meinung (I. 177), daß sich viel Besseres in dieser Periode in Deutschland hätte entwickeln können, ja er meint, daß das Leben verknöchert sei in den alten Formen. Hiervon ist aber gerade das Gegentheil richtig; niemals gab es ein lebendiger quellendes Leben auf allen Punkten Deutschlands, weil eben alle diese Punkte sich in ihrer Besonderung und Vereinzelung als für sich selbständige und mächtige zu setzen und durchzubilden strebten, und nach dem Untergang der allgemeinen Richtungen des Mittelalters dahin streben mußten. So kämpften Schwaben und Schweizer, Brandenburger und Pommern, Thüringer und Meißner, der rheinische und fränkische Adel gegen die Geistlichkeit ihrer Landschaften. Dazwischen zog sich der allgemeine Kampf der Fürsten gegen den Kaiser, der Landsassen gegen die Fürsten, der Ritter gegen die Bürger, und im Schooße der Städte selbst das Ringen der Zünfte wider die Geschlechter. Aber überall endet der Kampf mit der Bildung und Anerkennung der besonderen Landschaften und Staaten, in denen Lehnsmannen und Städte in Stände verwandelt und die Anfänge der Staatsverwaltung gegründet werden. Allgemeine Aufgaben können allerdings nicht mehr gelöst werden, nach Außen folgt aus dem angegebenen inneren Zustande allerdings die größte Schwäche. Gegen Italien, gegen die Türken ist nichts auszurichten, fruchtlos verhallen die vereinten Mahnungen des Kaisers und des Papstes; die slavischen Reiche Böhmen und Polen, dann Ungarn, welche im elften und zwölften Jahrhundert in gewisser Abhängigkeit von Deutschland standen, dann durch das luxemburgische Haus wenigstens an Deutschland gebunden waren, reißen sich völlig los; Livland und Preußen erliegen den Polen, und die Hanse beginnt ihren Einfluß im Staate zu verlieren. Eben so schwach ist das deutsche Reich in seiner Allgemeinheit gegen den Westen: die altburgundischen Landschaften gehen zum Theil verloren, und Lothringen, Elsaß, Holland, die Schweiz erhalten gegen die aufstrebende Macht des neuen burgundischen Staates keinerlei Hilfe vom Reich.

Diese Lage Deutschlands in seinem Gesammtverhältniß zu den übrigen Staaten ist aber allein aus seinem innern Geist und Leben zu begreifen. Wie die übrigen europäischen Staaten um ihre Anerkennung und Befestigung kämpfen müssen, nachdem die allgemeinen Bestimmungen des Mittelalters erschöpft sind, so hat Deutschland seinem besonderen Principe gemäß diese Kämpfe zum Besten seiner einzelnen Territorien durchzumachen. Von den Kriegen zwischen Frankreich und England ist bereits oben geredet worden, und in dieselbe Periode gehören die Kämpfe zwischen Portugal und Castilien, so wie der Streit der Häuser von Anjou und Aragonien um das italische Erbe der Hohenstaufen, welcher späterhin den gewaltigen Gegensatz der französischen und spanischen Macht ins Leben ruft, von dem die erste Periode der neuen Geschichte erfüllt ist.

Wie Deutschland kann Italien zu keiner Staatseinheit in sich kommen, weil es in seinem Romanismus die Allgemeinheit der Kirche zu vertreten hat. Abgesehen davon, daß auch der geographische Punkt, von welchem allein ein Gesammtstaat für Italien errichtet werden konnte, Rom, bereits das Centrum der Kirche war, hatten die Päpste auch das stärkste Interesse, die Bildung jeder größeren Staatsmacht zu hintertreiben, weil eine solche sie selbst zu Landesbischöfen herabgedrückt und dem allgemeinen Episkopat entzogen hätte. Demselben Streben verdankt der Kirchenstaat seine Entstehung, dessen Existenz nothwendig aus dem Begriffe der katholischen Kirche folgt. Noch schneller als in Frankreich mußte hier die Culmination und nach derselben das Herabsinken des Lehnswesen erfolgen, wo es nicht, wie in Unteritalien, durch Ansiedelung eine neue germanische Verstärkung erhalten hatte; aber bei dem Mangel eines allgemeinen Fürsten treten statt der Territorialherren auf dem Boden des antiken Staates die Städte in die erste Reihe, welche hier am frühesten als Immunität der Immunität aus dem Lehnsverbande hervorgehen müssen. Aber wie vollkommen sie

Digitized by Google

sich auch von den Rechten der Lehnsherren befreit, mit welcher Anstrengung sie auch die Ansprüche des Kaiserthums zurückgewiesen hatten, dennoch erzeugt der Kampf der Aristokratie und Demokratie im Schooße der Städte selbst die fürstliche Gewalt als vermittelndes Moment, welche die besondere aristokratische Freiheit mit der allgemeinen demokratischen zusammenschließt. An den Gebieten der Städter hatten die Signoren die Grundlagen ihrer Fürstenthümer, die sie mit dem romanischen Talent der politischen Formation bald in moderne Staaten verwandelten, mit geordnetem Finanzen und wohleingerichtetem Verwaltungs- und Militärwesen, denen es an nichts als an sittlichen Grundlagen gebrach. —

Von der Reformation spricht der Verf. nur im Vorübereilen, und ist weit entfernt, in derselben den Keim und die Quelle der folgenden Geschichte anzuerkennen. Und doch beruht die Entwicklung der folgenden Jahrhunderte allein auf dem Zusammenschluß der mittelaltrigen in sich unendlichen Subjectivität mit der Objectivität. Der objective Geist der alten Welt trat durch die Herstellung der freien, nicht mehr bloß kirchlichen Wissenschaft in das Bewußtsein der neuen Zeit ein; auf dem religiösen Gebiet wird die Aeußerlichkeit der Kirche, das Dogma und der Cultus aufgehoben; aus dem Proceß und der Vermittelung der Subjectivität in sich soll der objective religiöse Inhalt, wie die Substanz aller übrigen geistigen Sphären erzeugt werden. Von Deutschland aber muß die Reformation, als von dem Lande des allgemeinen und freien Geistes der neuen Zeit, ausgehen, von den Sachsen, die das germanische Wesen am ungetrübtesten bewahrt, die am spätesten mit dem fränkischen Reiche in Berührung gekommen, und als die letzten zum Christenthum bekehrt worden sind. Die romanischen Länder können nun die alte Kirche nicht aufgeben, da die Kirche selbst vom römischen Reiche ausgegangen ist, am wenigsten Italien; in Spanien beruht außerdem die objective fürstliche Gewalt, wie sie sich gegen Ende des Mittelalters herausgebildet, auf der Verbindung der kirchlichen Institute mit der Krone; in Frankreich kommt es zu langwierigen Kämpfen, weil hier das germanische Moment seine Energie bewahrt hat, aber wie in den anderen Gebieten siegt der Romanismus, während in England, dem germano-romanischen Lande, der Protestantismus die Oberhand gewinnen muß, wenn er gleich nicht alle Fesseln des Katholicismus zu sprengen vermag. Deutschland als allgemeines Land, bewahrt neben dem Neuen auch das Alte, und zwar erhält sich dieses in den Landschaften, die ehemals dem römischen Reiche unterworfen gewesen und am frühesten mit dem fränkischen Reiche in Verbindung getreten sind. So muß dann auch in Deutschland die Anerkennung des Protestantismus erkämpft werden, welchen die skandinavischen Staaten, mit der romanischen Welt und der Kirche nur in entfernterer Beziehung, ohne bedeutendes Ringen und Gegenstreben bei sich aufnehmen.

Aber auch die katholischen Lande können, seitdem der Protestantismus in die Welt gekommen, jene alte Stellung nicht länger behaupten, sofern sie sich in der nie ruhenden Bewegung des Gegensatzes in jedem Augenblick auf das neue Bekenntniß bezogen finden. So wird die weitere Entwicklung ihrer Bildung, ja der erneute Aufschwung des Katholicismus, der in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts erfolgt, wesentlich vom Protestantismus influencirt, wie dieser seinerseits den Katholicismus auf seinem eigenen Terrain hat in der starren Orthodoxie, welche der Periode der ersten dogmatischen Entwicklung folgt. Wie dann die Kirche nach der Seite ihrer Realität in den protestantischen Ländern Moment des Staates wird, wie hierdurch der Gegensatz des Mittelalters ausgelöscht und das Verhältniß zwischen Kirche und Staat, wie es in der alten Welt gewesen, wieder hergestellt ist, so werden auch die katholischen Fürsten Herren über die Kirche in ihren Ländern, und die allgemeine Kirche geht in die besonderen Landeskirchen auseinander. Das Papstthum darf sich diesem Gange der Dinge kaum widersetzen, wenn es die katholischen Fürsten nicht dem Protestantismus in die Arme führen will, wie es anderseits selbst gegen die Gewalt der katholischen Fürsten in geistlichen Dingen sowohl, als in rein politischer Beziehung, namentlich gegen die Habsburgische Macht in Italien, an den Protestanten eine Stütze sucht; Verhältnisse, welche durch die am Katholicismus haftende Aeußerlichkeit, durch das mit dem Papstthum verbundene Fürstenthum unabweislich hervorgerufen wurden. Es wird sich nicht bestreiten lassen, daß diese Dinge sehr wesentlich zur äußeren Politik und zu den Bewegungen des Staatensystems gehören, wonach es denn auch Hrn. Bülau's Aufgabe war, derselben wenigstens zu gedenken, besonders da hierüber in Ranke's Werken, die aber der Verfassers schwerlich eines Blickes gewürdigt hat, die trefflichste Belehrung zu gewinnen war.

Es soll nun nicht weiter ausgeführt werden, wie Beginn, Fortgang und Ende des großen Kampfes zwischen der Habsburgischen und französischen Macht hätten dargestellt werden müssen; warum der Nachweis hätte geführt werden sollen, daß von Frankreich, welches in der politischen Gestaltung, in der Erhöhung des Königthums den übrigen Staaten vorausgeeilt war, der Angriff begonnen werden mußte; nur des starken Irrthums will ich erwähnen, dessen sich der Verf. schuldig macht, wenn er behauptet (I. 292) „Karl's V. Pläne, die mehr Idealistik (!) besäßen, als die früheren Maximilian's, und weniger Naturpoesie (!), seien ohne alle Resultate geblieben," ein Ausspruch, der nur durch die oben schon besprochene Ohnmacht, Veränderungen im Staatensysteme zu begreifen, herbeigeführt ist. Karl V. hatte

Digitized by Google

vielmehr für Spanien ein ganz entschiedenes Principat begründet. Die Herrschaft über Italien und durch diese auch ein bedeutender Einfluß auf den Papst war errungen und gesichert, selbst unter Ludwig XIV. konnte Frankreich in Italien nicht wieder festen Fuß fassen; Ferdinand war zum König von Böhmen gewählt und hatte Ungarn erobert; England, bis dahin ein unsicherer Bundesgenoß, war durch die Vermählung Philipp's mit Maria auf's Engste an Spanien geknüpft. In Deutschland scheiterten Karl's Pläne allerdings an dem Princip des religiösen und politischen Lebens, welches hier einmal Wurzel gefaßt. Bei dem Unternehmen des Kurfürsten Moritz, welches den Kaiser in Beziehung zum Reiche in die frühere Stellung zurückwarf, gingen bekanntlich Metz, Toul und Verdun verloren. Der Verf. bemerkt dabei (I. 270), diese Gebiete seien „für Frankreich unentbehrlich gewesen," der Grund der Unentbehrlichkeit fehlt aber hier wie überall, wenn man nicht jedem Staate das Recht auf sämmtliche Grenzlandschaften des Nachbars ertheilen will. Die Habsburgische Macht als solche wurde aber weder durch den Erfolg der Protestanten, noch durch diese Verluste betroffen, im Gegentheil wurde Heinrich bei St. Quentin geschlagen, Paul IV. für seine Theilnahme an den französischen Plänen gezüchtigt, und da um dieselbe Zeit Frankreich durch die Aufstände der Reformirten nicht bloß im Kampfe gegen Außen gehemmt wird, sondern die katholische Partei sogar Spaniens Hilfe nachsuchen und eine spanische Besatzung in Paris aufnehmen muß, so will Philipp II. nicht bloß, wie Hr. Bülau (I. 360) meint, das Principat in Europa, sondern hat dasselbe in Händen, wie es dem alten Principe der neuen Entwicklung gegenüber zunächst zusteht.

Grundfalsch ist die Ansicht (I. 460), der dreißigjährige Krieg sei von dem Bestreben, neue Staaten zu bilden, ausgegangen. So abstracte Reflexionen und Einfälle haben wohl bei Hrn. Bülau, niemals aber in der Geschichte Einfluß und Bedeutung gehabt. Das anfängliche Unglück der Protestanten ist daher zu erklären, daß es wohl katholische, aber erst dem Namen nach protestantische Staaten gab, sowie aus der erwähnten Präponderanz des spanischen Systems. Der Umschlag erfolgte durch das Hervortreten des Widerspruches auf der katholischen Seite, sofern es nicht sowohl der Kaiser gewesen war, der die protestantischen Fürsten besiegt hatte, als der Verein der katholischen, weiter dann dadurch, daß es Richelieu gelungen war, nachdem bereits Heinrich IV. Frankreich von Spaniens Vormundschaft losgerissen, den spanischen Einfluß völlig zu vernichten und so seinem Lande die alte Stellung gegen die Habsburgischen Staaten zurückzugeben. Die eigentliche Entscheidung aber muß von der protestantischen Seite ausgehen, und nachdem Englands Hilfe wegen der katholischen Tendenzen der Stuarts schwach und erfolglos geblieben ist, Dänemark wegen seines im Innern zerrütteten Staatswesens nichts leisten kann, wird diese von den Schweden gegeben.

Unter der Theilnahme sämmtlicher europäischer Staaten ohne Ausnahme war die Freiheit des protestantischen Bekenntnisses und der protestantischen Länder in Deutschland bestritten und erkämpft worden, allerdings auf Kosten des deutschen Gebiets und der für sich abgeschlossenen Nationalität. Hieraus folgt indeß keineswegs die Nothwendigkeit, welche der Verf. annimmt, daß das Elsaß zu Frankreich gehöre. Confuser Weise erklärt er dies (II. 7) sogar für Naturgebot, wobei er dann nachzuweisen hätte, daß die Schwaben am linken Ufer des Oberrheins ihrer Abstammung und Nationalität nach Franzosen seien. Wenn wir auch die Nothwendigkeit, welche uns das Elsaß damals und späterhin entrissen hat, sehr gut einsehen, so folgt nun daraus nicht, daß wir dieses Gebiet für ein gleichgiltiges Glied am Körper des deutschen Volkes hielten, im Gegentheil haben wir alle Tage Ursache, die dadurch herbeigeführte Schwächung des schwäbischen Wesens zu beklagen, anderseits wissen wir aber auch sehr gut, daß, wie der Verlust durch Zurückbleiben in dem inneren politischen Leben Deutschlands erfolgt ist, so auch der Wiedergewinn nur durch den Fortschritt der deutschen Freiheit und des deutschen Staates vor Frankreich voraus bewerkstelligt werden kann.

Das nun folgende Principat Frankreichs unter Ludwig XIV. beruht wesentlich auf der Ausbildung des inneren Princips, und bleibt darum natürlich unserem Verf., der sich nur mit dem äußeren Staatensystem zu thun machen will, verborgen. Schritt vor Schritt waren alle Schranken der königlichen Gewalt seit Philipp August gefallen, und es stand nach Richelieu's und Mazarin's Verwaltung nichts mehr im Wege, daß sich der König mit dem Staat identificirte und so den Absolutismus zur Erscheinung brachte. Dies ist aber nicht die durch die objectiven Staatsinstitutionen mit der Substanz des Staates vermittelte fürstliche Persönlichkeit, sondern die unmittelbare und willkürliche Subjectivität. Dieses Princip ist dann wie im Fürsten, so auch in der Aristokratie und den unteren Ständen vorhanden und die Staatsformen werden als Mittel für den willkürlichen Zweck benutzt, worüber jedoch der formelle Fortschritt, der durch diese Entwicklungsstufe gemacht wird, keineswegs aus der Acht gelassen werden darf. Der Widerstand gegen die nunmehr im Monarchen concentrirten Staatskräfte Frankreichs knüpft sich an Oestreich, welches durch den dreißigjährigen Krieg, durch die Unterdrückung der religiösen Freiheit einige Fortschritte gegen seine Stände gemacht hat, aber doch nicht eher mit Erfolg im Westen widerstehen kann, bis es die Türken zurückgeschlagen, bei Gelegenheit dieses Krieges auch die Opposition in Ungarn unterdrückt und wenigstens einen Mittelpunkt formeller Macht und Allgemeinheit für das Aggregat seiner Pro-

Digitized by Google

vinzen hergestellt hat. Die Rettung Europas geht aber wesentlich von den protestantischen Staaten aus, von dem kräftigen Widerstande Hollands, von der Wiedergeburt Englands, nachdem dieses Land die protestantische Freiheit gegen die Stuarts durch die Revolution und die Erhebung Wilhelm's definitiv durchgesetzt, endlich von dem neuen protestantischen Staate Deutschlands, von Preußen, dessen Emancipation vom Reichskörper Friedrich I. ausspricht, indem er sich die Königskrone selbst auf das Haupt setzt. So lange in Deutschland das Princip der mittelaltrigen Vereinzelung festgehalten wurde, während Frankreich in seinem Fürsten centralisirt war, mußte man hier im Nachtheile sein, bis sich die particulären Staaten zu besondern erweitert, bis sich der katholischen gegenüber eine protestantische Macht gebildet, von welcher der Widerstand für das in sich kraftlose allgemeine Wesen geleistet werden konnte. Indem dann die einzelnen deutschen Staaten, vor allen Preußen, das Princip des Absolutismus in sich hinübernehmen, mißlingt Frankreich die Vollendung seiner Obmacht, welche es in der Vereinigung mit der spanischen Monarchie gesucht, und wunderbar genug sind es die Protestanten, welche ihre alten Erbfeinde, Spanien und Oestreich, aus allen Kräften gegen die Uebergriffe Frankreichs vertheidigen.

Die weitere Entwicklung hat Frankreich und Preußen zu ihren Vertretern. Nachdem Friedrich Wilhelm und Friedrich I. die absolute Königsgewalt begründet und Preußen vom Reichskörper emancipirt, macht Friedrich Wilhelm den Fortschritt zur Organisation der vernünftigen Bureaukratie, so daß für die Beamten der centrale Wille zunächst formelle Allgemeinheit ist, neben welcher ihre besondere Willkür keinen Platz finden kann. Diese strenge Ausführung des Allgemeinen findet dann eine weitere Garantie, als die der Controle, an der subjectiven Sittlichkeit des Protestantismus; ein Moment, welches, den katholischen Staaten fehlend, die Verfassung derselben immer in abstracter Stellung dem Subjecte gegenüber stehen lassen muß. Von Friedrich II., der dann weiter nicht die Unmittelbarkeit des subjectiven Willens, sondern das Wohl des Staates als den wahren Zweck und sich selbst als Mittel dieses Zweckes ausgesprochen hat, wodurch die neue objective Entwicklung des Staatslebens vom Absolutismus her möglich wird (wenn auch jenes gemeine Beste erst rein formelle Objectivität in sich trägt), der dann mit unsterblichen Ehren den Kampf der Anerkennung des protestantischen Staats gegen den katholischen durchgesetzt und diesem die Provinz, in welcher der Protestantismus nicht hatte ganz unterdrückt werden können, entrissen, von diesem findet unser Verf., daß „er die tieferen Gesetze des Staatslebens verkannt und unglücklich gewesen sei in seinen Schöpfungen und Eroberungen!"

Es ist weniger das Interesse an den Ausführungen unseres Werkes gewesen, welches einen von der allgemeinen Entwicklung des Geistes seit längerer Zeit überwundenen Standpunkt mit leidlicher Consequenz durchführt, weniger die Absicht, dem Verf. selbst auf positive Weise zu zeigen, wie seine Aufgabe, wenn sie den wissenschaftlichen Leistungen unserer Tage entsprechen sollte, angefaßt werden mußte, als die Macht der Sache selbst und das Bestreben, weniger beachtete Zusammenhänge und Entwicklungen der Aufmerksamkeit zu empfehlen, welche zu den vorstehenden Erörterungen Veranlassung gegeben haben. Für den kritischen Gesichtspunkt wird sich wenigstens das mit Gewißheit entnehmen lassen, daß der Verf. auch nicht durch empirische Kenntniß oder durch Talent der Auffassung und Darstellung einzelner Punkte zu entschädigen vermag für den Mangel des allgemeinen Princips, vielmehr dort in noch höherem Grade, als hier, aller Willkür und Confusion des ungebildeten Raisonnements verfallen erscheint.

M. Duncker.

Jean Paul über Arndt.

Audiatur et altera pars. Ueber die Stimme der Gegenwart vergißt der Besonnene nicht die Erinnerung der Vergangenheit. In das laute Lob der heutigen Stimmangeber tönt aus dem Grabe eines Genius unseres Volkes das ernste und strenge Wort über einen gefeierten Mann unserer Zeit. Jean Paul schreibt über Arndt im Leben Fibel's (Jean Paul's Werke Bd. 54) S. 175: „Wie schön hätte neuerdings Arndt in seinen Briefen an Freunde durch die Frechheit seines Urtheils über mich einfließen können, wenn er dem Mangel an Wahrheit und Verstand, woran das gute Urtheil leidet, durch ein reiches Werk, worein ers gesteckt hätte, in etwas abgeholfen hätte. Aber er wollt' es nicht recht, sondern schrieb ein leeres Buch, worin freilich sein Urtheil, und wäre es noch zehn Mal frecher gewesen, für keine zwei Pfennige werthe Besserung auf mich wirken konnte. Den Schaden hab' ich allein, weil dadurch meine Verstockung wächst. Sonst ist das Werk als eine generatio aequivoca der früheren Schlegel'schen Dichter-Infusion gut genug und der Zeit angemessen, in welcher man höheren Orts Kraft ungern sieht. Es that sich nämlich eine Gesellschaft schwächlicher Egoisten oder guter Maul-Riesen (nach Art der Maul-Christen) auf dem Druckpapier zusammen, welche die Thränen der Empfindsamkeit auszurotten suchte und welche sagte, man solle mehr von Kraft reden. Es kann aber allen Ministern nicht oft genug bewiesen werden, daß diese scheinbar verdächtigen Kraft-Menschen ihren Namen so wie die Butterblumen führen, aus welchen niemals Butter wird (denn die Kühe fressen sie nicht), und die man nur der gelben Farbe wegen so tauft; es sind gute, thatenreine Seelen, welche, so wie man nach Martial, Lipsius und Bayle sehr wohl unzüchtig schreiben kann, ohne im Geringsten so zu leben, mit ähnlicher Unschuld die Kraft-Sprache ohne schädlichen Einfluß ins Leben reden, wie Briten die französische ohne französische Gesinnung. Freilich sieht sich zuletzt Mancher für ein Donnerpferd an, der nur ein Donnereselein ist. Auch der gute Arndt findet beinahe Alles um sich her klein und gemein, wenn er es mit seinem großen Leben vergleicht. Dieses besteht seinem Buche zufolge jetzt darin, daß er sich seiner Jugendzeiten erinnert, in welchen er sich großer Ritter- und Römerzeiten erinnerte, wenn er die halbe Nacht in den Rheingegenden und in Italien mit guten Freunden spazieren gegangen und getrunken!" —

Der gute Jean Paul, wie manierirt er ironisirt! Freilich er hat was von Arndt in diesem Punkt und Arndt etwas von ihm; nichts Ironisches mein' ich, aber etwas Sprachwidriges, Gehacktes und Ungelenkes; aber trotz dem und trotz seiner verletzten Eitelkeit kritisirt er nicht ungeschickt. Die Leerheit, an welcher Arndt auch in seinen neuesten Erinnerungen laborirt, und diese ewige Erinnerung, vor der es zu keiner Gegenwart kommt, fällt einem schwer auf die Seele, obgleich Arndt jetzt um 20 Jahre mehr Recht zur Erinnerung hat, als damals. Nur eine Frage der Curiosität: Was würde Jean Paul dazu sagen, wenn er es erlebt hätte, daß aus den altdeutschen Butterblumen gegenwärtig dennoch gegen Naturgeschichte und Begriff Butter gewonnen werden soll? Wenn wir eine Conjectur wagen dürfen: liegt es nach dem Obigen nicht sehr nahe, daß er auch heute noch an jener Kraft sowohl, als an der Butter, ihrem Gleichniß, würde gezweifelt haben?

Rtg. in Berlin.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Digitized by Google

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

30. Januar. № 26. 1841.

Die Universität Berlin.

(Fortsetzung.)

Die theologische Facultät.

Bei der Gründung der Universität in jener denkwürdigen Zeit, als der preußische Staat unter der Ungunst äußerer Verhältnisse seufzend, alles Heil der Zukunft in innerlicher Kräftigung und Befreiung von veralteten Formen zu suchen sich genöthigt sah, — damals vertraute man den Männern der Zukunft, man warf sich der Philosophie und ihrem kühnsten Idealismus, der Theologie und ihrer schärfsten Kritik hingebend in die Arme. Dies war ein glorreicher Act des Protestantismus, und der damalige Umschwung zum neuen Leben kommt auch dem heutigen Berlin noch zu Gute; er ist der Halt seines Ruhmes, der Kern, aus dem eine neue Zukunft wachsen wird, wie er von Anfang an die Macht war, mit der die neue Universität alle anderen altberühmten und sicher gegründeten überflügelte. Vor Allem kam es damals also darauf an, in derjenigen Facultät, welche die unmittelbarste Erinnerung einer reformatorischen Mission haben mußte, die rechte Wahl zu treffen. Und es gelang. Für die Theologie wurden Männer berufen, welche den Grund zu einer neuen Aera in derselben gelegt, welche die Wissenschaft in eine ganz andere, frische, lebensvollere Form gegossen haben. Die beiden Richtungen freilich, welche damals in der Theologie das große Wort hatten, und sich bitter bekämpften, der alte leere Rationalismus und ihm gegenüber der träge, bornirte Supranaturalismus wurden in ihrer Einseitigkeit beide von Anfang an ausgeschlossen, um das Leben der Theologie auf einer neuen Basis Kant-Fichte'scher Anregung und ihrer Consequenzen neu zu beginnen. — Schleiermacher, Marheineke, de Wette, Neander nämlich, welche kurz nacheinander auftraten und zuerst eine Reihe von Jahren zusammen in Berlin wirkten, wird Niemand einer Partei jenes alten Gegensatzes zuertheilen können. Vielmehr hatten die genannten Männer, wie verschieden auch sonst immer ihre Standpunkte auseinander liegen mochten, das mit einander gemein, daß sie weder, gleich den alten Rationalisten, sich gegen den in Bibel und Kirche gegebenen Inhalt nur negativ und äußerlich kritisch verhaltend, das unbetheiligte Räsonnement des gesunden Menschenverstandes geltend machten, noch, wie die Supranaturalisten der blinden Vernunft zumutheten, der überlieferten Offenbarung, eben weil sie überliefert ist und in dieser Form eines fremden Gegebenen, als göttlicher Wahrheit sich hinzugeben, wobei der Vernunft nur das Amt des beaufsichtigenden Ordnens bleibe. Waren die genannten Männer damals, als der Ruf sie traf, zum Theil auch noch in jüngerem Alter, und hatten sie ihre gelehrte Laufbahn nicht lange vorher begonnen, so hatten sie doch sämmtlich durch schriftstellerische Werke genugsam gezeigt, daß sie den Standpunkt, auf welchem diese Gegensätze auftreten können, hinter sich hatten. Wurzelnd in dem modernen Geiste, dem Geiste der freien, unendlichen Persönlichkeit, wie sie Kant und Fichte zu tief eingeprägt haben, als daß diese Errungenschaft Beider je wieder verloren gehen könnte, erkannte Jeder die beiden Seiten des großen dialektischen Kampfes, die subjective Vernunft mit ihrer Gewißheit und die Ueberlieferung mit ihrer objectiven Wahrheit in ihrer Berechtigung an, und nur der verschiedene Weg, den Jeder einschlug, um diese Dialektik auszugleichen, begründete ihre Verschiedenheit, die für sie jedoch oft bis zum Gegensatze fortging. Die fernere Entwicklung und Ausbildung dieser ihrer Grundanschauung nun fällt in ihren Aufenthalt zu Berlin, und je reicher dieselbe war, je tiefer sie bis ins Herz der Wissenschaft eindrang, um so mehr wuchs denn auch der Ruhm der Facultät und immer größer wurde die Zahl der Wißbegierigen, welche von nah und fern hinströmten, um solche Männer zu hören und von ihnen zu lernen. Es werden sich nicht Viele finden, auch unter denen, welche jetzt selbst bereits einen ruhmvollen Namen in der Theologie erworben haben, die nicht entweder den Grund zu ihrem weiteren Fortbau in Berlin gelegt haben, oder es doch für nöthig hielten, um ganz in die Wissenschaft eingeweiht zu werden, auch diese Pflanzschule des theologischen Geistes zu besuchen. Und es steht fest, ohne Schleiermacher, Marheineke, de Wette und Neander zu kennen und gründlich zu kennen, ist die Entwicklung so wenig, als der jetzige Zustand der modernen

Digitized by Google

Theologie zu begreifen, da fast alle Richtungen und Gegensätze, die sich jetzt auf theologischem Kampfplatze einander gegenüberstehen, bei ihnen ihren Ausgangspunkt nahmen. Mit einem Worte, eine theologische Facultät, wie sie Berlin im zweiten Decennium dieses Jahrhunderts besaß, wird immer zu den Seltenheiten gehören. Was das Verhältniß zu den Zuhörern betrifft, so hatten Schleiermacher und de Wette entschieden das Uebergewicht, und der Grund dafür liegt gewiß nicht bloß darin, daß Beide fast das ganze Feld der Theologie mit ihrer Thätigkeit umspannten, sondern auch wohl in der größeren Beweglichkeit ihres Geistes, Marheineke und Neander gegenüber.

Doch sollte diese Vereinigung der Koryphäen der neueren Theologie nicht lange ungestört bleiben. Schleiermacher und de Wette hatten eben noch Zeit, im Verein mit Lücke, dessen Wirksamkeit in Berlin aber nur kurz und vorübergehend war, die theologische Zeitschrift zu stiften, als der erste bedeutende Schlag die Universität traf, indem de Wette bei der bekannten Veranlassung Berlin verließ. Seine Lücke wurde zwar, namentlich was die Exegese des A. T. anbetrifft, durch den gelehrten und in Ansehung seiner freien Forschungen höchst achtungswerthen Blank auszufüllen gesucht, und auch der Umstand, daß Neander's Zuhörerschaar von nun an um mehr als die Hälfte wuchs, konnte an sich keinen Nachtheil bringen, wiewohl eben bei ihm an den Schüler sich die Forderung stellt, vorzuschreiten, damit man nicht, wie's Manchem ergangen ist, in die breiten Arme der Orthodoxie zurückfalle, — aber die Zeiten hatten sich inzwischen geändert. Die retrograde Bewegung, welche, die Abspannung nach der großen Anstrengung, fast in allen Sphären des Staates und der Wissenschaft eingetreten war, konnte auch auf theologischem Gebiete ihren Einfluß nicht verfehlen. So konnte es geschehen, daß Tholuck, der um diese Zeit auftrat, von vielen Seiten beifällig begrüßt und bald von Allen denen, welchen unter dem neuen Himmel bange zu werden anfing, welche das Schwelgen in frommen, religiösen Gefühlen einer klar bewußten Frömmigkeit vorzogen, als Held der neuen Frömmigkeit gepriesen wurde. Er ist wohl eigentlich als derjenige zu betrachten, welcher das Panier derselben in der Theologie zu Berlin aufgepflanzt und dem, welcher nach ihm kam, die Pfade geebnet hat. Ohne ihn und seine vorbereitende Wirksamkeit wäre das kühne Wagniß, mit der gottverlassenen Gegenwart ganz brechen zu wollen und sie keck als Kind des Belial auszuschreien, wie es Hengstenberg, welcher kurz zuvor auftrat, ehe es für nöthig erachtet wurde, Tholuck nach Halle zu schicken, von Anfang an unternahm, gewiß beim ersten Anlaufe gescheitert. Tholuck hat es doch nicht im Sinne, wie groß auch seine Frömmigkeit sei, die moderne Bildung in Kunst und Wissenschaft, das Erbtheil der Heroen unserer Zeit, ganz und gar aufzuopfern, wenn er sie auch in ein religiöses Gewand zu kleiden weiß, und sein pietistisch-mystisches Moment giebt ihm inneren Gehalt; aber könnte es möglich sein, daß Aeußerungen, wie z. B.: es sei vor Allem einem jungen Theologen nicht gut, die gottlosen classischen Schriftsteller seit Mitte des vorigen Jahrhunderts zu lesen, von unsern Ohren geduldig ertragen würden, wenn wir nicht allmälig durch gefälligere Worte gewöhnt wären, alles Hohe und Schöne mit dem Maßstabe beschränkten Buchstabenglaubens gemessen zu sehen? Allerdings war der Zulauf zu Hengstenberg im Anfange keineswegs groß; wie konnte auch neben dem Riesen Schleiermacher, welcher durch Originalität der Gedanken und unwiderstehliche Dialektik die Geister an sich fesselte, ein so verkehrtes Treiben in weiterem Umfange sich geltend machen. Mochten Schleiermacher's Schüler, namentlich die, welche mehr dem sanfteren Neander zugewandt waren, oft auch unwillig werden, wenn er in der Exegese etwa den Matthäus vor ihren Augen zerpflückte, — der Abstand zu Hengstenberg war doch zu groß, als daß, so lange Schleiermacher lebte, nicht die bei weitem größere Mehrzahl bei ihm blieb. Aber eines leisen Zurückgehens und vielleicht unbewußten Anlehnens an die Orthodoxie und Kirche konnten sich doch auch Andere nicht erwehren, und wie es eigentlich gemeint war, zeigt das beispiellos schnelle Avancement Hengstenberg's. Das bewog denn auch Schleiermacher, hin und wieder seine warnende Stimme gegen dieses einreißende Unwesen abzugeben, wiewohl er selbst es für wunderlich erklärte, damit auf die Mitwelt einwirken zu wollen, und, wenn er von den drohenden Kämpfen der kommenden Tage in der Theologie sprach, an ganz andere Dinge dachte. Es geschah gewiß nicht mit seinem Willen, als Blank nach Bonn abging, und er so auch diesen Genossen verlor. Wenige Jahre darauf, als er noch in Benary und Vatke, welche Beide mit Beifall auftraten, neue Mitkämpfer im Reiche freier Wissenschaft hatte erstehen sehen, vollendete er, der Erste von denen, welchen Berlin seinen großen Ruhm auch in der Theologie verdankt. An seine Stelle wurde als sein Schüler, auf Betrieb Neander's, Twesten berufen, welcher Schleiermacher's Genius der Universität zu ersetzen, gewiß selbst nicht den Anspruch macht.

Wenn so die theologische Facultät Berlins im Laufe der Zeit ein ziemlich verändertes Ansehen erhalten hat, und gewiß Jeder zugeben muß, daß namentlich Schleiermacher und de Wette in ihrem ganzen, vollen Werthe noch nicht wieder ersetzt sind, so finden sich doch neben der von der Wissenschaft und dem ursprünglichen Geiste der Universität abgefallenen, jetzt freilich dominirenden Richtung immer noch so respectable Kräfte vereinigt, daß eine sorgfältige Pflege der wissenschaftlichen Seite den gänzlichen Sturz in den Obscurantismus zur Zeit wohl noch verhindern könnte. Die bedeutendsten Richtungen sind durch gewichtige Persönlichkeiten vertreten, und der junge Theolog, welcher sich

Digitized by Google

von allen in Berlin lehrenden Männern anregen läßt, welcher nicht von vornherein einseitig den einen oder andern Docenten verwirft, sondern jeden in dem, was er ist und will, zu begreifen sucht, wird inne werden, daß Berlin noch immer diejenige Universität ist, welche dem Theologie Studirenden vorzugsweise den Weg zur concreten Wahrheit und in sich erfüllten Einheit der theologischen Wissenschaft zeigen kann. Wenn er genöthigt ist, die ihm entgegen gebrachten Richtungen in eine innere, von seinem individuellen Geiste umspannte Dialektik ausbrechen zu lassen, so ist auch dafür gesorgt, daß er diesem Kampfe nicht zum Opfer falle, indem die beruhigte und in sich versöhnte Theologie ihm gleichfalls in bedeutenden Vertretern entgegen kommt. Allein das schon ist ein unterscheidendes Merkmal der berliner Theologie Studirenden, daß sich mehr als auf jeder andern Universität alsbald auch unter den Studenten dieselben Gegensätze bilden, welche zwischen den Docenten obwalten. Diese Sectirerei ist unter den Theologen so eingerissen, daß fast jeder Docent eine ziemlich von allen andern geschiedene Zuhörerschaar hat, die, je mehr er selbst von seinen Collegen abweicht, um so sicherer dann nur in seinen Collegien zu finden ist. Gegenseitige Gäste lassen sich selten blicken. Der Sinn dieses Phänomens ist der, daß die Praxis im Gefühl ihrer Ohnmacht die Wissenschaft zurückstößt, und die Wissenschaft ihrerseits eine Praxis ohne die Weihe ihrer Bildung verachtet. Diesen Bruch zu heilen, ist eine Aufgabe der höchsten und gebildeten Praxis, — es ist überhaupt die Aufgabe der gegenwärtigen Staatskunst.

(Fortsetzung folgt.)

Master Humphrey's Wanduhr. Humoristisches Lebensgemälde von Boz. Aus dem Englischen von E. A. Moriarty; mit Federzeichnungen von Cattermole und Browne. Leipzig 1840. Verlag von J. J. Weber.

Charles Dickens heiteres und freies Gesicht bildet das Titelkupfer dieser Ausgabe, und der Uebersetzer giebt uns aus dem Leben des jungen Schriftstellers, der sich unter dem Namen Boz in so kurzer Zeit so viele Freunde erworben hat, einige sehr schätzbare Aufklärungen. Das Bild gewinnt uns mehr, als sonst die Physiognomieen der Engländer es pflegen, und ohne diese Nachrichten würde die ganze Erscheinung, vornehmlich aber das vorliegende Buch viel unverständlicher und fremder bleiben. Wenn wir auch wüßten, die Engländer haben diesen Humor und diese treue Darstellung der lebendigen Wirklichkeit in der Art, so fehlten uns ohne eine nähere persönliche Kenntniß doch immer die Acten und Belege zu unserer Ansicht. Charles Dickens oder Boz, der sich zuerst mit seinen Pickwick-papers im In- und Auslande berühmt machte, stammt durchaus von der politischen und bürgerlichen Praxis seines Landes her. Er diente anfänglich, um seinen Unterhalt zu finden, einem Attorney, studirte dann allerdings einige Jahre die vaterländische Litteratur, gewann vornehmlich die Humoristen und unter ihnen Sterne lieb, bildete sich aber nebenbei zum Stenographen und kam sehr bald durch das Geschäft eines Berichterstatters der Gerichtshöfe wieder recht in das innerste Getreibe des praktischen Lebens hinein. Seine Geschicklichkeit in diesem Fach machte die Journalisten aufmerksam; er wurde nun veranlaßt zu schreiben, und lieferte zuerst für das Morning Chronicle kleine humoristische Skizzen aus dem londoner Volksleben, womit er sich seinem bisherigen Geschäft, der Auffassung und Darstellung lebendiger Vorgänge, nur mit den hinzutretenden Intentionen humoristischer Bildung und Idealität vollkommen anschloß. Diese Genrebilder, vereinigt unter dem Titel Sketches of London und begleitet von Federzeichnungen desselben Cruikshank, der auch die Pickwickier so vortrefflich illustrirt hat, führten ihn bei seinen Landsleuten als selbständigen Autor ein, erwarben ihm vielen Beifall und munterten ihn zu weiteren Versuchen auf. Seit den Pickwickiern sind nun bereits vier Werke von ihm erschienen: Memoires of Clown Grimaldi (1837), mit dem Hintergrunde des Theaterlebens, Oliver Twist, or the parish boy's progress, reich an effectvollen Schildereien aus dem niedern Volksleben und den Gerichten, Nicholas Nickleby, welcher nach der Mittheilung des Biographen sich so sehr auf wirkliche Vorfälle stützt, daß Boz von einem der Betroffenen gerichtlich belangt wurde; endlich Master Humphrey's Wanduhr, worin er aufs Entschiedenste an die Manier der Pickwickier wieder anknüpft und sich eine Form gewählt hat, die uns systematische Deutsche durch ihre gänzliche Zufälligkeit in Verlegenheit setzt. Schon die Pickwickier fuhren ohne Plan und Ziel, ohne Einheit und künstlerische Abrundung umher, wie eine Schwärmergarbe beim Feuerwerk; um so mehr vielleicht hatten sie gefallen; die Charaktere und die Scenen waren sprüchwörtlich geworden, man kannte diese Menschen von Jugend auf, man erinnerte sich nur an sie, an Pickwick, an Samm und an den alten Weller; es lag sehr nahe, daß diese Form und dieses Genre der eigentliche glückliche Fund seien. So finden wir denn hier in dem Master Humphrey absichtlich eingeleitet, was in den Pickwickiern mehr aus Zufall und Laune, wenn auch vielleicht nicht ohne Einfluß der Sterne'schen Marotten, wie sie den Tristram Shandy zusammenwürfeln, entsprungen war. Es ist an keine Einheit der Fabel, an keine regelmäßige Geschichte, an keine Aufnahme aller Fäden des anfänglichen Einschlags bei der Vollendung, an kein geschlossenes Kunstwerk zu denken, sondern nur an die humoristische Rumpelkammer, welche auf dem Umschlage des Buches genial genug als die zauberische Wanduhr, aus der alles Mögliche hervorpurzelt, abgebildet und veranschaulicht ist. Diese Methode des absoluten Durcheinanderfahrens und des Unsinns an allen Enden liegt dem Engländer viel näher als uns. Alt-England ist in der That nichts Anderes, als eine solche wunderbare alte Rumpelkammer und die moderne Bildung, die darin steckt, der Humor davon. Welch ein moderner Mann ist z. B. dieser Lord Brougham, und wie muß er sich vorgekommen sein unter der uralten Alongeperrücke des Wollsacks? Die ganze Constitution, die Hochkirche, die Lords, die Gemeinen, die Gesetze, die City, die Zünfte — kurz Alles hat entschieden den Charakter eines Gerümpels, das längst hätte ins Feuer geworfen werden müssen, aus Marotte aber von dem alten reichen Herrn mit enormem Aufwande nun gerade der Welt zum Trotz erhalten wird. Das Bewußtsein der Confusion und der Liebe quand même — was ist das anders, als der Humor? Doch wollen wir nicht hinzusetzen: und darum sind die Engländer so stark darin;

Digitized by Google

man würde denken, dies wäre eine Construction aus gegebenen Bauklötzchen; aber wir geben es einem Jeden zu bedenken. Allerdings hat die Willkür und die Confusion, das unangemessene Leben, die capricirte Form eine Beziehung zum Humor; daher der Humor der katholischen Pfaffen und der Sklaven, der Witz und die Scherzhaftigkeit mancher Pietisten und hochgestellter, nur aus Politik „christlicher" Männer unserer Gesellschaft, und je weiter wir in den altenglischen Unsinn hineinkämen, desto mehr Aussicht auf große Humoristen wäre uns gegeben: Jean Paul's Nachfolger hätten den Zettelkasten dann nicht mehr nöthig, sie könnten aus der Staatsrumpelkammer, wo sie wollten, die herrlichsten Griffe thun. Sterne repräsentirt Altenglands prächtig, er ist aus lauter Marotten zusammengesetzt, er legt den Spaß eben in die Marotte eines Jeden, in das Steckenpferd, das der Mensch seinem Alter und seiner Einsicht zum Trotz reitet; dies klingt seltsam; aber ist die Marotte, mit Bewußtsein exercirt, nicht selbst ein haut-goût im Amüsement? und wenn Sterne die Marotten so geflissentlich ausbeutet, ist er darum weniger ein ächter Sohn Altenglands, und muß man nicht am Ende nothgedrungen diesen letzten Schritt bis hart an die Grenze des Spleens thun, wenn man sich der ganzen Consequenz des humoristischen Kitzels überläßt? — Voz giebt sich entschieden diesem Zuge hin, und nicht nur die grandiose Planlosigkeit des Master Humphrey, auch das Einzelne der Charaktere, ihre schroffe und carikirte Eigenthümlichkeit, die Eremiten-, die Zwerg-, die Gassenbuben-Natur, das halbwachsene Wesen, die Wanduhrecke, das Raritätencabinet, die Werfte und Herrn Quilps Comptoir — Alles dies ist eine so marottenhafte und capriciöse Wirklichkeit, daß sie dem deutschen Leser fast zu piquant vorkommt. Auch das Einzelnste entspricht dem Charakter des großen Chaos, aus dem es auftaucht, und man kann sich des Gefühls nicht erwehren, daß überall einigermaßen auf den Effect der Sonderbarkeit, des Abenteuerlichen speculirt sein möchte. Dennoch behauptet diese Sonderbarkeit einen höheren Charakter, die Geschichte (wo es nämlich dazu kommt) spannt, die Schilderung erreicht die höchste Energie, — zwei Eigenschaften, die diesseit des Canals wiederum, ebenso wie der Humor, viel seltner sind, als jenseits, — und es liegt auf dem Ganzen ein Hauch und Duft von Liebenswürdigkeit, von Liebe zur Sache im Autor und von Gemüth in der Geschichte, daß man sich unendlich gefesselt fühlt. Wollte einer vornehme Phänomenologie mit allen diesen Dingen treiben, so würde er sagen: wir haben hier zuerst den Humor und die Engländer, sodann: das Leben und die Schilderung, und endlich: die Praxis und den Humor; aber wir lassen das bei Seite und erklären uns die Virtuosität der Schilderung, die uns bei den Engländern überall mit solchem Zauber entgegentritt, aus ihrer Lebensschule, daß sie zunächst ein sehr markirtes, marottenvolles und sodann ein überall öffentliches und zugängliches Leben zur Beobachtung vor sich haben, daß aber auch wegen des großartigen politischen Inhaltes an Charakteren und Vorfällen dies Leben der Beobachtung werth ist. — Dies würde indessen Alles noch nicht ausreichen, um die Virtuosen der Darstellung zu erzeugen; es gehört dazu auch das Interesse der schriftstellerischen Reproduction, dieser zweiten Oeffentlichkeit, in der jene erste, local beschränkte Oeffentlichkeit der Gerichte, der Parlamente und der großen Handelswelt erst zum eigentlichen Genuß für Jedermann zubereitet wird. Der Stenograph erlebt den Vorfall, die Rede, die Debatte, die Gerichtsverhandlung; dies Leben ist das Interesse Aller, und es wird daher durch seine Kunst der beschränkten Localität entrissen und in den Journalen der ganzen Nation vor Augen gestellt. Die Mittheilung und Berichterstattung ist hier zu Lande ein legitimes hochwichtiges Amt, und was bei uns eben so interessant passirt, aber für ein verbotenes Interesse gilt und in den abscheulichen Actenkammern unserer Clausuren vergraben bleibt, das ist dort unmittelbar bestimmt, zur allergemeinsten Kenntnißnahme zugerichtet und in einer zweiten, der litterarischen Oeffentlichkeit Allen vorgeführt zu werden. Diese Richtung des Lebens, diese Vernunft des Landes, die Alles vernehmen will, was den Staat und seine Bewegung betrifft, wirft die Kraft vieler Menschen auf ein Geschäft, welches uns nicht einmal dem Namen nach bekannt ist. Die Darstellung des Lebens wird eine politische Aufgabe, und so ist die Kunst der Schilderung selbst ein Theil des englischen Staatslebens. Wir dürfen uns nicht wundern, wenn nun so häufig diese gebundene und an das Leben gewiesene Kunst in eine freie poetische ausschlägt, die, wohl wissend, was sie jenem Leben, jener Praxis, ihrer Mutter, verdankt, unverwandten Auges nach ihr zurückschaut, in ihrer Erinnerung wohl Vieles verklärt und schöner bildet, nie aber sich gänzlich von ihrem mütterlichen Boden losreißt.

Soll die Darstellung nun aber wirklich Kunst werden und über die gemeine Geschicklichkeit des Berichterstatters hinausgehen, so ist ihr ein ideales Element vonnöthen, zu allererst ein kritisches freies Verhalten des Erzählers oder der bildlichen Darstellung. Die Aufnahme der gemeinen Wirklichkeit in die Idealität des freien Selbstbewußtseins, — das ist der erste Ansatz zum Humor. Die Praxis mit all' ihrem Rococo, das Leben mit seinen Nöthen und Schiefheiten recht energisch zu erblicken, recht mit vollem Bewußtsein auf dem Halse zu haben und nicht selbst jeden Augenblick darüber hinaus zu können, das wäre unerträglich; so wird gerade der Engländer, weil er so viel Bewußtsein über seine Zustände erwerben muß, nothwendig zur Kritik, zum Witz und zur Caricatur getrieben. Die unerschöpfliche Quelle der Caricaturen und die unerschöpfliche Lust des Volks an ihnen ist in England keineswegs zufällig; Beides entspringt nothwendig aus ihrer Praxis, und Beides wird zum Humor, indem sie sich trotz aller Caricatur an dieser Praxis und an dem inneren Kerne Altenglands nicht irre machen lassen, im Gegentheil, gleich einem Vater, der sein verwachsenes Kind vorzieht, ihre Liebe darum nur noch verstärken. Der Egoismus des Handels und der Handelspolitik, die hartnäckige Unterthänigkeit unter die Gewohnheit und unter das Hergebrachte macht uns dieses Volk verhaßt; überall, wo wir ihm begegnen, ärgern wir uns an ihm; diese Noth der unmittelbaren Wirklichkeit muß jede edlere Natur unter ihnen fühlen, und ist dies Gefühl dann nicht sogleich das Bedürfniß der Idealisirung ihrer Welt und ihres Lebens? Erscheint uns daher ihre Litteratur nicht ebenso anziehend, als sie selbst, wie sie unmittelbar sind und auftreten, abstoßend und widerwärtig? In einem Lande, wo Alles so vollkommen in die Noth der Praxis aufgeht, wie in England, muß nothwendig eine zweite, ganz gesonderte Welt des Herzens, der Ideale, des Sentiments, der kritischen Erhebung über jene Misere, in die ihr Leben so festgerannt ist, sich ausbilden. An diesem Dualismus leidet die Nation, wie an ihm das Mittelalter litt, denn sie leidet selbst noch am Mittelalter, das sie überall hinter sich herschleppt. Eine solche Versöhnung des Lebens und des Geistes, eine so durchgebildete und eingelebte Reformation, wie wir dieselbe an der Philosophie und freien Wissenschaft besitzen, geht einer Nation ab, welcher ein „philosophisches Institut" nichts Anderes bedeutet, als höchstens eine Gasfabrik. Ihr ist vorzugsweise die schöne Litteratur das Reich jener Welt, das bessere Jenseits, und der Humor darin entspricht vollkommen den Narrenfesten des Mittelalters und dem Carnavalsübermuth der Katholiken, den Saturnalien und den besonderen Veranstaltungen, in denen der Mensch einmal das Werkeltagskleid und die Zwangsjacke der gemeinen sklavischen Wirklichkeit ausziehen darf. Oder, um nicht zu weit zu gehen, der Humor ist dem Sonntag entsprechend, der eigens festgesetzt werden mußte zu einem menschlichen Dasein, zu einer Lüftung des irdischen Joches, das sechs Tage lang auf dem Menschen lastet, der in seiner Arbeit nicht seinen Genuß, in seinem Leben und Thun nicht seinen Gottesdienst findet. Das ist die Praxis und der Humor, — eine Welt des Dualismus, — eine unvollkommene Versöhnung, aber süß in der That, wie der Sonntag süß ist, wo der mühselige Mensch es um so stärker fühlt, daß er nun zur Abwechslung sich selbst, dem Genius, dem Göttlichen in sich leben dürfe, wie es Sokrates süß fand, die Stelle seines Fußes zu reiben, wo die Fessel gesessen hatte, und daran seinen Freunden zeigte, wie sich alle Lust aus dem Schmerz erzeuge.

(Fortsetzung folgt.)

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Digitized by Google

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redacteuren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

1. Februar. № 27. 1841.

Die Universität Berlin.

(Fortsetzung.)

Indem wir nun dazu kommen, die einzelnen Männer zu betrachten, könnte es überflüssig erscheinen, über ihren wissenschaftlichen Standpunkt Worte zu machen, da sie Alle ja durch Schriften der gelehrten Welt hinlänglich bekannt sind; allein ein anschauliches Bild ihres Wirkens kann uns nur dann entstehen, wenn wir wenigstens auf die Grundansichten der Einzelnen eingehen.

Wir sehen zunächst diejenige Richtung des religiösen und theologischen Geistes großartig auftreten, welche sich durch den Erfolg als die Mutter der wahren freien Geisteskinder der heutigen Zeit bewährt hat, die Richtung, in der allerdings die Elemente alle, welche der unendliche, wahrhaft sittliche und religiöse Geist umschließt, aber freilich mehr nur als Elemente sich geborgen zeigen. Neander ist sicherlich ein Mann, in welchem der tiefe, gehaltvolle Geist der neuen Theologie sich ein Dasein zu geben, so zu sagen, versucht hat, zur vollen Wirklichkeit aber noch nicht gekommen ist. Neander hält an den unendlich tiefen, ewigen Wahrheiten der christlichen Religion fest, wie es dem modernen Theologen gebührt, welcher auf den Schultern der als ungenügend erkannten einseitig rationalistischen und supranaturalistischen Lehren steht. Er umfaßt jene Wahrheiten aber auch mit Herz und Gemüth. Er glaubt sie, nicht weil sie von Außen gegeben sind, sondern weil sie innerlich sich ihm kräftig und mächtig beweisen, und so ist er uns zugleich eine Bürgschaft für die unendliche Freiheit des Subjects. Aber weder die Objectivität noch die Subjectivität ist bei ihm zu ihrem vollen, ungeschmälerten Rechte gekommen, und daher das richtige Verhältniß beider in Wahrheit nur angedeutet. Neander ist zu schnell von der herrlichen, reichen Welt des Geistes, welche das urchristliche Selbstbewußtsein herausgearbeitet hat, in seinem Gemüthe und Herzen ergriffen worden, als daß bei ihm die Freiheit der unendlichen Persönlichkeit hätte zur vollen Durchbildung im Gedanken kommen können. Er ist nicht wissend genug, um völlig frei zu sein. Sein Verhältniß zum Glaubensinhalt wird wieder ein unmittelbares, und eben weil es so noch wahrhafter Glaube ist, sind auch die vielen verständigen Elemente, welche der modernen Geisteswelt angehören, mit den ihm gegebenen und gläubig von ihm angenommenen christlichen Vorstellungen so zur Einheit, durch welche sich überdies ein leiser mystischer Hauch hinzieht, zusammengeschmolzen, daß er selbst nun der vollen Ueberzeugung ist, nur den reinen, christlichen Glauben zu bekennen. Dieser sein christlicher und theologischer Standpunkt ist ihm gleich so fest geworden, daß er denselben zu ändern, nicht einmal schwankend darauf zu werden, nie getrieben sein konnte. Seine Entwicklung ist nur eine befriedigende Ausbreitung auf demselben ebenen und gleichen Boden gewesen. Er hat sich tiefer und tiefer in den Inhalt der heiligen Schrift hineingelebt, durch die vieljährige, eifrige Beschäftigung auch mit allen Einzelheiten und Details, welche das große Gebiet der Wirklichkeit der christlichen Religion in der heiligen Schrift und Kirchengeschichte darbietet, und er hat überall das Bild wiederzuschauen sich gewöhnt, was zuerst ihn mit Freude, Friede und Seligkeit erfüllte.

Halten wir nun gegen diesen Standpunkt Neander's die verwandte geistige Stimmung, welche gewiß Jeder, der heute an das Studium der Theologie herangeht, mitbringt, wenn er unbefangen und empfänglich ist, das Heilige und Schöne, was ihm geboten werden wird, aufzunehmen: so können uns die Hunderte, welche Neander's ausgezeichneter Ruf und seine überaus große Liberalität, welche bisher jedem Unbemittelten offenen Zutritt gestattete, in seinen Vorlesungen versammelt, nicht auffallen. Der Eindruck, welchen Neander's ganz und gar in der Sache aufgegangene Persönlichkeit, seine ausgebreitete Gelehrsamkeit, die imposante Sicherheit und Ruhe, mit welcher er stets in einfacher, ungekünstelter, fließender Rede den mächtigen Inhalt, welcher von ihm Besitz genommen hat, mit ihm Eins geworden ist, ausspricht, auf junge Gemüther macht, ist tief und segensreich; er wird auch denen nicht verloren sein, welche nicht für immer seine Schüler bleiben können. — Neander hält Vorträge über Kirchen- und Dogmengeschichte, Exegese des N. T., Dogmatik, Moral, Begriff der Theologie und

Digitized by Google

mehrere andere kleinere Vorlesungen. Seine Verdienste und Leistungen in der Kirchengeschichte sind zu festen Vorurtheilen geworden, und da auch in seinen Vorlesungen darüber die Behandlungsweise ganz dieselbe ist (Neander spricht ganz so, wie er schreibt), so kommt hier nun in Betracht, wie sich das Verhältniß der Studenten dazu stellt. Neander durchmißt in drei Semestern das Feld der Kirchengeschichte, und da er fast immer allein liest, so ist schon aus diesem Grunde die Hälfte der hiesigen Theologen eigentlich gehalten und gebunden, in seinen geschichtlichen Vorlesungen gegenwärtig zu sein. Aber nicht Allen ist seine Ausführlichkeit und Weitläufigkeit angenehm, denn ein so großes Interesse, welches dazu nöthig wäre, erweckt Neander doch nur für den Anfang. Gerade in der schönsten Eigenthümlichkeit seines Geistes, in seiner tief religiösen Innigkeit und Gemüthlichkeit liegt der Grund dazu; indem er aller Objectivität das Gepräge seines specifisch-christlichen Geistes aufdrückt, und die großartige, reiche Entfaltung der christlichen Kirche nur nach dem festen Maßstabe dessen, was er in der heiligen Schrift als Christenthum erkannt hat, beurtheilt. Wenn er nun auch kein abstractes, alle Unterschiede nivellirendes Christenthum will, so hält er die Entwicklung desselben doch schon in der urchristlichen Zeit für beschlossen und verwirklicht in den verschiedenen Typen der heiligen Schriftsteller, und die ganze Kirchengeschichte ist ihm nur fortdauernde Bestätigung, weitere Verbreitung und Einbildung desselben in die Welt. Zu einem an eigentlich neuen Phänomenen reichen Proceß, einer Entwicklung, durch welche gerade der neue Geist der heutigen Wissenschaft aus dem Urchristenthum als aus seinem realen Keime sich herausgebildet hat, kommt es nicht, und daher ist demjenigen, welcher in der reichen und lebensvollen Welt der Kirchengeschichte eine größere Fülle von treibenden Gedanken, wenn auch erst ahnet, nicht zuzumuthen, daß er bei den stets wiederkehrenden Gesichtspunkten, der sogar stets sich wiederholenden Reihefolge von Formen, durch Neander gefesselt werden sollte. In der That finden wir daher das Interesse für die Kirchengeschichte selbst durch Neander hier nicht, wie zu wünschen wäre, gefördert, und dieselbe wird unter den hiesigen Studenten noch jetzt als eine der ödesten und unerfreulichsten Partien des theologischen Studiums bezeichnet, was doch auf andern Universitäten ganz anders ist. Auch für die Dogmengeschichte, jedenfalls der Krone von Neander's geschichtlichen Leistungen, könnte der Eifer viel größer sein. — Seine exegetischen Vorlesungen finden noch zahlreicheren Besuch und ungetheilteren Beifall, als die Vorlesungen über Kirchengeschichte. Wie sollte auch Neander nicht recht eigentlich fähig und bestimmt sein, seinen Schülern das richtige Verständniß der heiligen Schriftsteller zu eröffnen? Geübter Sinn und feiner Takt, die Producte des Geistes, in welchen er sich so eingelebt hat, aufzufassen, ist Neander nicht abzusprechen, aber doch nur in so weit, als es in heutiger Zeit überhaupt noch möglich ist, mit dem Geiste des Urchristenthums unmittelbar identisch zu sein. Weil das Treffende seiner Exegese eben nur in dieser unmittelbaren Einheit begründet ist, so fehlt ihr, da Neander, nie tief vom Zweifel ergriffen, auch den vollständigen Apparat der Kritik und Dialektik nicht hat, die objective Sicherheit und Gewißheit. Dieser Mangel an klarem Selbstbewußtsein giebt sich da deutlich zu erkennen, wo die Vorstellungen des christlichen Alterthums zu stark von den modernen Anschauungsweisen abweichen, als daß beide sich unbefangen identificiren könnten. Obwohl nun hier nicht selten das moderne Bewußtsein überwiegt und dann von ihm unwillkürlich in die heilige Schrift übergetragen wird, so kommt es viel öfter doch gar nicht zu seinem Rechte. Dessen ungeachtet polemisirt er heftig gegen Strauß, de Wette und alle Anderen, welche ihre Abweichung von den biblischen Vorstellungen offen eingestehen. — In keiner Vorlesung aber tritt dieses seiner selbst nicht klar bewußte Verfahren mehr zu Tage, als in der Vorlesung über Dogmatik. Neander selbst wird nicht behaupten, eine, am wenigsten streng Lutherisch-orthodoxe Dogmatik zu geben, wie sie etwa Hengstenberg versteht; dazu sind zu viele rationalistische Momente darin. Aber wenn er dann auch selbst seinen Standpunkt von dem Standpunkte der Schleiermacher'schen Dogmatik unterscheidet, so sieht man deutlich, daß er wieder rückwärts will. Der Einfluß, welchen diese Eigenthümlichkeit Neander's auf seine Zuhörer ausübt, zeigt sich verschieden. Was in Neander's tief religiösem Gemüthe zu inniger Einheit zusammengeschlossen ist, muß vermöge seiner concreten Natur, wenn es ausgesprochen wird, zunächst seine Unterschiede, Verschiedenheiten, selbst Gegensätze offenbaren, welche aber als solche für Neander, der eben aus der Einheit seines Selbstbewußtseins herausspricht, nicht vorhanden sein können, während die Einheit der verschiedenen und selbst entgegengesetztesten Seiten des Inhalts dem Zuhörer, da nur diese ihm zur Anschauung gebracht werden, nicht sogleich einleuchtet. So geschieht es, daß Viele Unbestimmtheiten, Inconsequenz und selbst Widersprüche, namentlich in seinen exegetischen und dogmatischen Vorlesungen, sehr leicht und bald wahrzunehmen sich überzeugt halten. Was ist der Erfolg davon? Der größere Theil, dennoch befriedigt, bleibt ihm treu, und diese haben sich dann nur vor einer gewissen Gleichgiltigkeit und einem toleranten Indifferentismus zu hüten. Aber klein ist die Anzahl derer nicht, welche mit dem festen Willen, dieser Verschiedenheiten und Gegensätze Herr zu werden und sie in die Einheit, aus der sie hervorquellen, zurückzubannen, stufenweise zu Mißbehagen, Unmuth, Zweifel und wohl auch Verzweiflung gebracht werden beim Gefühle der Unfähigkeit, in der Neander'schen Sphäre den Bedürfnissen des Geistes Genüge zu thun. Wer

Digitized by Google

diesem Proceß anheimfällt, sieht sich dann entweder zu Twesten und Hengstenberg, wo ihm eine größere Consequenz entgegenscheint, hingeworfen, oder — jedoch sind deren nicht Viele — gewinnt Zutrauen zu dem Geiste der Theologie, welche über Neander hinausgegangen zu sein behauptet, und findet die Erlösung aus diesem Zwiespalt in dem Heiligthume der concreten Vernünftigkeit und Wahrheit. Neander selbst aber kann diese objectiv nothwendige Consequenz seines theologischen Standpunktes weder erkennen noch anerkennen; er unterläßt daher, seiner aufrichtigen Herzensmeinung gemäß, auch nicht, vor der speculativen Theologie zu warnen, als einer pantheistischen, allzu hoch hinauswollenden, fürwitzigen Richtung, welche, indem ihr die einfache, reine Wahrheit der Offenbarung Gottes in dem historischen und ewigen Gottmenschen nicht gut genug sei, die concrete Wahrheit der historisch erschienenen, absoluten Religion in ein paar armselige Kategorieen verflüchtigt, und nothwendig in stoischer Selbstvergötterung ihr trauriges Ende hat. Dieses wiederholentlich von Neander ausgesprochene ungünstige Urtheil über die neue philosophische Theologie ist um so einflußreicher, je mehr seine Schüler zum Mindesten von der Unbefangenheit und völligen Parteilosigkeit ihres, mitten unter allen Schwankungen sicher und fest stehenden, Lehrers überzeugt sein zu dürfen meinen. Daß Neander, welcher in der That in Beurtheilung fremder Ansichten sich sonst liberal zeigt, jenem verwerfenden Urtheil über die neuere Theologie sogar die praktische Bekämpfung hinzufügen zu müssen glaubt, wäre, wenn es gegründet sein sollte, inconsequent, und würde uns seine liebenswürdige Persönlichkeit beflecken. So viel steht indessen über seine Wirksamkeit fest, daß die Mehrzahl seiner Schüler wenigstens für treibende und mahnende Forderungen des Geistes durch Fanatismus nicht verschlossen werden. Daß in dem kirchengeschichtlichen Seminare, welches Neander leitet, seine Schüler aus der Fülle seines Wissens bedeutende Vortheile ziehen, leuchtet ein; vornehmlich rühmen sie, daß er sie in das Verständniß der alten griechischen und lateinischen Kirchenscribenten einführt. —

(Fortsetzung folgt.)

Boz „Master Humphrey's Wanduhr."

(Fortsetzung.)

Wir kommen nun nicht auf Boz zurück, wir haben in Wahrheit immer von ihm geredet, nur daß Alles nicht von ihm allein, sondern auch von andern Humoristen der Engländer gilt. Sie haben in diesen Verhältnissen ihre Familienähnlichkeit. Um Boz' Eigenthümlichkeit ganz zu fassen, ist seine Erscheinung vielleicht noch zu neu, seine Entwicklung zu wenig abgeschlossen; er hat das 30ste Jahr noch nicht erreicht, und wird ohne Zweifel noch manches Werk unternehmen. Daß er es aber verdient, mit seinen großen Vorgängern Fielding, Goldsmith und Sterne verglichen zu werden, leidet schon jetzt keinen Zweifel. Alle Drei waren mehr dem Idyllischen zugethan, Fielding und Goldsmith brachten es überdies zu geschlossenen Kunstwerken, dem Vicar wenigstens ist der feinste Plan und eine Auflösung aller Disharmonieen nicht abzusprechen, auch die Yorick'sche Sentimentalität und der absolute Zweck des spleenhaften Humors im Tristram ist Boz gänzlich fremd; sein Zweck ist offenbar die energische, aber meist humoristisch idealisirende Schilderung des gegenwärtigen Volkslebens, wobei der Humor aus den Caricaturansätzen namentlich der Pickwickier erst allmälig sich entwickelt, indem der Autor seine Charaktere liebgewinnt und Liebe und Gemüth in die schroffen Eigenheiten derselben hineinlegt. Vom historischen Roman, zu dem er ebenfalls eine starke Beziehung hat, geht Boz zur Genremalerei der Gegenwart fort, und wenn er im Master Humphrey auch einzelne meisterhafte Bildchen aus früherer Zeit bringt, so kehrt er doch immer gar bald zu seinem eigentlichen Thema zurück. Der Boz'sche Humor zeigt sich als ein objectiver, indem er aus Ueberwindung der Caricatur und aus idealer Auffassung des gegenwärtigen Volslebens, nicht, wie jener frühere, aus der Laune und der sentimentalen Stimmung des Autors seinen Ausgang nimmt. Die Schilderungen aus London bezeichnen daher im eigentlichsten Sinne sein Genre, und wie die Pickwickier mit der Caricatur beginnen, so ist auch der Master Humphrey bis jetzt voller Schroffheiten und fast störender Energie einer eckigen und outrirten Lebenswahrheit, in dieser Poesie, wie es scheint, nicht durch Milderung, sondern durch Uebertreibung der Idealität entgegengeführt, wenn nicht gar alle Idealität der psychologischen oder empirischen Wahrheit aufgeopfert wird. Auch die Zeichner Cattermole und Browne sind zu sehr in den gewöhnlichen Caricaturenstil Altenglands verfallen. So vortrefflich einige Scenen gelungen sind, so sind andere doch von der Art, daß man sie, wenn nicht ein Unglück daraus entstehen soll, vor schwangeren Frauen sorgfältig zu hüten hat. Boz hat das unerschütterliche Zutrauen zu seinem Stoff, er werde sich als poetisch erweisen, wenn die Auffassung sich ihm nur so gänzlich hingiebt, daß sie zu seinem Grunde hindurchdringt. Wie aus dieser Hingabe an den Stoff, z. E. in den Pickwickiern, der Humor entspringt, so sehen wir daraus anderwärts eine ernstliche psychologische Vertiefung sich entwickeln. Poetisch ist allemal die Darstellung, die das Innerste der Dinge ans Licht zieht, wenn gleich nicht behauptet werden kann, daß eine solche Durchdringung und Schöpfung schon genügte. Im Master Humphrey findet sich nun sogleich eine psychologische Schilderung der Art, das Bekenntniß eines Mörders kurz vor seiner Hinrichtung. Sie hat keine andere Idealität als diese. Der Mörder ist von der gemeinsten Art, das Motiv und die Verhältnisse desgleichen, und von einer relativen Berechtigung, daß die Geschichte etwa zur Motivirung eines größeren Verlaufs diente, kann die Rede nicht sein, denn sie ist vollkommen vereinzelt. Aber sie ist meisterhaft, sie ist darin ideal, daß die ethische Welt mit furchtbarer Energie in dies bloßgelegte Mörderbewußtsein hereinscheint. Ihre Kürze erlaubt uns, dies zu veranschaulichen. Der Mörder lockt seinen elternlosen Neffen durch ein Schiffchen an den Teich, und hat beschlossen, ihn zu ermorden, um ihn zu beerben. Der Knabe geht in die Falle.

„Ich war dicht hinter ihm, ließ mich auf ein Knie nieder und erhob die Hand, um ihn hineinzustoßen, als er meinen Schatten im Wasser sah und sich umwandte."

Digitized by Google

„Der Geist seiner Mutter blickte aus seinen Augen.“ (Die hat ihn immer durchschaut und verachtet.) „Die Sonne trat plötzlich hinter einem Gewölk hervor: sie strahlte aus dem leuchtenden Himmel, der glitzernden Erde, dem klaren Wasser und den funkelnden Regentropfen auf den Blättern. Alles hatte Augen. Das ganze, große Lichtuniversum war zugegen, den begangenen Mord zu sehen.“

Der Knabe sucht ihm zu entlaufen, er tödtet ihn mit dem Degen und begräbt ihn dann in seinem Garten. Die Gewissensangst, mit welcher er fortdauernd die Grabstätte im Auge behält und von Allem, was mit ihr vorgeht, die Entdeckung fürchtet, ist meisterhaft geschildert. Alles aber übertrifft die Entdeckung. Man höre: „Am vierten Tage kam Jemand, der mit mir auswärts gedient hatte, begleitet von einem Cameraden, auch einem Officier, den ich nie gesehen hatte, zum Thore herein. Ich fühlte, daß ich es nicht über mich bringen konnte, den Platz aus den Augen zu lassen. Es war Sommerabend, und ich hieß meine Leute einen Tisch und eine Flasche Wein in den Garten bringen. Dann setzte ich mich mit meinem Sessel über das Grab, und da ich nun sicher war, daß Niemand darauf ohne mein Wissen herumstören konnte, versuchte ich ruhig zu werden und zu trinken.“

„Sie hofften, sagten sie, meine Frau befinde sich wohl — sie sei nicht gezwungen, das Zimmer zu hüten — und sie hätten sie nicht etwa verscheucht. Was konnte ich thun, als mit zitternder Stimme die Geschichte mit dem Kind erzählen? Der Officier, den ich kannte, hatte einen niedergeschlagenen Blick und hielt die Augen fortwährend auf den Boden geheftet, während ich sprach. Eben das erschreckte mich! Ich konnte mich nicht von dem Gedanken losmachen, er sähe da etwas, das ihn die Wahrheit ahnen lasse. Ich fragte ihn hastig, ob er glaube, daß — und hier stockte ich. „Daß das Kind ermordet worden ist?“ sagte er, mich sanft anblickend. „O, nein! was könnte ein Mann gewinnen durch den Mord an einem armen Kinde?“ Ich hätte ihm sagen können, was ein Mann durch eine solche That gewinnen kannte, Niemand wußte dies besser, aber ich hielt meinen Mund und schauerte, als hätt' ich das Fieber.“

„Da sie meine Aufregung falsch deuteten, bemühten sie sich, mich mit der Hoffnung zu trösten, daß man das Kind gewiß auffinden werde, — ein prächtiger Trost für mich, — als wir ein dumpfes, tiefes Geheul vernahmen und gleich darauf zwei große Hunde über die Mauer in den Garten sprangen, wo sie das frühere Gebell wiederholten. „Schweißhunde!“ riefen meine Gäste. Das brauchte man mir nicht erst zu sagen! Ich hatte in meinem ganzen Leben keinen Hund der Art gesehen, doch wußte ich, daß es Schweißhunde waren und weswegen sie daherkamen. Ich faßte krampfhaft die Seitenlehnen meines Stuhls, ohne mich zu regen, oder ein Wort zu sprechen. „Sie sind von echter Race,“ sagte der Mann, den ich noch aus der Fremde kannte, „sie wurden vermuthlich zur Uebung herausgelassen und sind ihrem Wärter entsprungen.“ Beide, er und sein Freund, wandten sich um und sahen den Hunden zu, die mit der Nase rastlos am Boden umherliefen, hin und her, auf und nieder, quer und rund im Kreise sprangen, wie toll umherrennend, und dabei unserer gar nicht achteten, sondern immer wieder das Haupt erhoben und das frühere Geheul anstimmten, dann wieder die Schnauze an den Boden haltend und ernstlich da und dort umherschürend. Jetzt fingen sie an, die Erde noch eifriger als früher zu beschnüffeln, und obgleich noch immer rastlos, sprangen sie doch nicht mehr in so weiten Kreisen umher, sondern hielten sich nah an einen Fleck, und immer kleiner ward die Entfernung zwischen mir und ihnen. Zuletzt kamen sie hart an den großen Stuhl, auf dem ich saß, und ihr furchtbares Geheul noch einmal erhebend, suchten sie die hölzernen Zwischenleisten an den Füßen meines Stuhls wegzureißen, weil sie dadurch von dem Rasengrund dahinter getrennt waren. Ich merkte an den Gesichtern meiner zwei Gäste, wie ich aussah.“

„Sie wittern Beute,“ sagten sie Beide zugleich. — „Sie wittern keine Beute!“ schrie ich. — „Um des Himmels willen,“ sagte der Eine, den ich kannte, sehr ernst, „stehen Sie auf, oder Sie werden in Stücke gerissen.“ — „Laßt mir Glied für Glied vom Leibe reißen, ich verlasse diesen Platz nicht!“ schrie ich. „Sind die Hunde dazu da, Menschen zu schmachvollem Tode zu hetzen? Haut sie nieder, haut sie in Stücke!“ — „Dahinter steckt irgend ein böses Geheimniß!“ sagte der unbekannte Officier, den Degen ziehend. „Im Namen des Königs Karl helft mir diesen Mann verhaften.“

„Sie faßten mich Beide und führten mich mit Gewalt fort, obgleich ich wie ein Wahnsinniger um mich schlug und biß und schnappte. Nach einigem Sträuben wurd' ich gezwungen, ruhig zwischen ihnen zu gehen, und da, mein Gott, da sah ich die wildgereizten Hunde die Erde aufwühlen und leicht, wie Wasser in die Luft aufwerfen.“

Welch eine Energie! welch eine Wahrheit in der Schilderung sowohl des äußerlichen, als des innerlichen Verlaufs dieser furchtbaren Entwicklung! Aber es erwarte nun nur Niemand, daß diese Geschichte einen anderen Zweck hätte, als sich selbst, daß sie als Glied eines größeren Ganzen verwendet, daß dadurch die plastische Kraft und die nur psychologische und äußerliche Wahrheit an ihren richtigen Platz gestellt würden, und daß die tiefe Disharmonie, die schauerliche, traumstörende Phantasie dieser Darstellung, einer ästhetischen Auflösung, dem Ganzen eines schönen und befriedigenden Kunstwerkes zugeführt werde. Darum ist Boz völlig unbekümmert. Es ist englischer Realismus, mit jener untergeordneten Vollendung und Meisterschaft zufrieden zu sein; aber seine Lebenswahrheit ist ungemein wohlthätig und erfrischend für uns Deutsche, die wir so entschieden an dem entgegengesetzten Fehler leiden, daß wir einem der Unsrigen ein ähnliches Bestreben nur zum Verbrechen auslegen würden, während wir an den fremden Localtönen, und wären es auch nur „die Schweißhunde“ und „der König Karl,“ schon einen poetischen Beigeschmack zu haben glauben; — wir haben den Fehler, daß wir sehr wenig von der Art zu Tage fördern, obgleich es uns an einem ähnlichen Stoff, wie der vorliegende, doch gewiß nicht fehlen könnte. Dieser Realismus und seine entschiedene Gesundheit geht uns fast gänzlich ab. Aber derselbe englische Realismus, der Boz' Tugend ausmacht, ist zugleich sein Fehler. Das vorliegende Buch macht Beides recht anschaulich.

(Schluß folgt.)

Druck von Brockhaus und Härtel in Leipzig.

Digitized by Google

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

2. Februar. № 28. 1841.

Die Universität Berlin.

(Fortsetzung.)

Twesten, welchen wir neben Neander stellen müssen, ist dem ersten Anscheine nach fähiger, den Forderungen, welche die heutige Zeit an den in ihr lebenden Theologen macht, Genüge zu leisten. Auch Twesten bekennt sich, so gut wie Neander, mit aller Zuversicht und Glaubensstärke zu dem ganzen Umfange der christlichen Lehre, wie sie in der heiligen Schrift und kirchlichen Dogmatik dargereicht wird. Dazu zeigt er eine mehr dialektische Natur und eine größere Fähigkeit, schärfer zu scheiden und zu sondern, genauer zu erörtern, eindringlicher zu argumentiren und zu demonstriren, und scheint mithin näher dem Ziele der heutigen Theologie zu sein, d. h. mehr als Neander der verständigen Vermittlung zuzugestehen und ohne Beeinträchtigung der Rechte des Subjects die wahre unendliche Freiheit zugleich mit dem Inhalte der absoluten Religion gewonnen zu haben. Jedoch genauer betrachtet, ist das Alles mehr Form und Schein, und Twesten geht viel weiter zur Orthodoxie zurück, als Neander. Er ist in der That im Irrthum über sich selbst, wenn er, wie Schleiermacher es wirklich gethan hat, seine Dogmatik nur durch Entwicklung und Herausfetzung aus seinem religiösen Gefühle heraus aufgebaut zu haben sich überredet. Wenigstens aus dem mitten im frischen Strome des heutigen wissenschaftlichen Lebens stehenden Gefühle können alle die Dogmen, wie sie uns bei Twesten begegnen, obwohl wir sie für auferstandene, im Aether unseres Geistes verklärte hinnehmen sollen, auf keine Weise hervorgegangen sein. Sie sind zu alte, greisige Bekannte, als daß wir sie in dieser Gestalt für neugeborene Kinder halten könnten. Vielmehr ist die Vermittlung des Twesten'schen Bewußtseins mit dem Inhalte der christlichen Dogmatik eine nur formelle. Twesten ist von vornherein da, wohin er nach dem Vermittlungsproceß gelangt und auch hat gelangen wollen, beim überlieferten christlichen und näher kirchlichen Glauben. Die Bewegungen und Anstrengungen, welche er macht, sind mehr Scheinbewegungen, denn er ist am Ende durch sie nicht weiter gekommen, ja in einzelnen Fällen scheint er nicht einmal für dieses Verfahren Spielraum genug zu haben, denn manche Dogmen glaubt er mit in den Kauf geben zu können, als eben so preiswürdig, wie die angeblich verklärten, bloß weil sie mit dem Siegel der Alterthümlichkeit gestempelt sind. — Twesten hat von Anbeginn seiner Lehrthätigkeit in Berlin eine bedeutende Zuhörerschaar um sich versammelt, welche in seinen dogmatischen Collegien die Zahl 100 oft bei weitem übertrifft. Er liest außer der Exegese des N. T. Dogmatik, Polemik, Apologetik, Symbolik, Moral und auch Religionsphilosophie nebst kleineren Vorträgen dogmatischen Inhalts. Was seine Zuhörer anbetrifft, so sind es fast dieselben, welche Neander anhängen und welche theils der Abwechselung wegen auch einmal bei Twesten etwas hören, theils namentlich in der systematischen Theologie eine größere Bestimmtheit und Klarheit hoffen. Er genießt unter den hiesigen Studenten mit Recht einen bedeutenden Ruf; man preist allgemein seine klare, lichtvolle, populäre Darstellung, übersichtliche Zusammenstellung und Anordnung des reichhaltigen Stoffes, über den er als sein volles Eigenthum ganz frei schaltet, und Alle diejenigen, welchen es nur darum zu thun ist, für das Examen tüchtig vorbereitet zu werden, können sich in der That keinen besseren Lehrer wünschen! Nehmen wir hiezu die gemüthliche Erscheinung, den Eifer, mit welchem er in seinem äußerst lebhaften, anregenden Vortrage ganz in der Sache weilt und spricht, seine Genauigkeit, welche für den Hörer fast nichts zu thun übrig läßt und den in Rede stehenden Gegenstand bis in die äußersten Details erörtert, so kann es nicht fehlen, daß er sich nicht wenige Zuhörer gewinnt, die ihm ihren ganzen dauernden Beifall schenken. Daß unter seinen Zuhörern, namentlich in den dogmatischen Vorlesungen, uns auch Viele begegnen, die wir sonst nur an die Hengstenberg'schen Collegia gebannt finden, hat seinen Grund darin, daß Hengstenberg diese Disciplinen selbst nicht behandelt und seine Schüler Neander'n, „der ja weder kalt noch warm ist“..... und noch viel weniger Marheineke'n, nicht wohl anvertrauen und zuweisen kann. Daß Hengstenberg ein so unbedingtes Vertrauen zu Twesten's Dogmatik zu haben scheint, könnte auf eine innigere Verwandtschaft

Digitized by Google

Beider schließen lassen. Jedoch für allzu bedeutend darf diese nicht sogleich genommen werden, da zunächst nur die Resultate es sind, in denen Beide übereinstimmen. Twesten hält doch zu sehr das verständige Element, wenn auch zunächst nur formell, unter seinen Schülern aufrecht und in Ehren, als daß er gänzlich geeignet wäre, den Hengstenbergianern, denen vor allen Dingen die ewige Feindschaft gegen die Vernunft (Verstand) gepredigt ist, völlig Genüge zu leisten. Hengstenberg weist also seine Jünger vielleicht nur deshalb an Twesten, weil er — und darin hat er Recht — ihn als den am wenigsten gefährlichen Dogmatiker ansieht; oder er läßt sich zu sehr durch die Uebereinstimmung der Resultate bestechen und übersieht die Wichtigkeit der Vermittlung, durch welche man zum Resultate gelangt ist. Und diese hat gerade bei Twesten große Bedeutung und ist von wesentlichem Einflusse auf den eigenthümlichen Charakter seiner Anhänger; denn Twesten legt großes Gewicht auf das bestimmte, formell logische Denken, und gewöhnt auch seine Schüler daran, durch genaue Anwendung dieses verständigen Denkens sich die Dogmen, so weit es durch die in demselben geltenden Kategorieen möglich ist, zu vermitteln. Daher meinen die Twesten'schen Theologen die Glaubenswahrheiten, die sie nun annehmen, als bewiesene zu haben, und rühmen sich, nicht blind, bloß weil sie geschrieben sind, dieselben zu glauben. Kommen sie daher später vielleicht auf andern Wegen zu neuen Resultaten, wird ihnen namentlich die verständige Logik einmal schwankend, so werden sie wegen des Rechtes zu denken, das Twesten selbst sie achten gelehrt hat, sich nicht an die alten Dogmen mehr gebunden achten. Der Grund dieser den Schülern Twesten's noch bleibenden Beweglichkeit und Fähigkeit, auch von andern Standpunkten her noch angeregt werden zu können, liegt aber nicht allein in Twesten's Methode, sondern auch in der liberalen, von allem Fanatismus und aller absprechenden Arroganz fernen Gesinnung ihres Lehrers, worin auch die Ursache liegt, daß sein exegetisches Seminar mit Recht als förderlich gerühmt wird, indem er die verschiedensten Ansichten frei gewähren und sich aussprechen läßt. — Diese lobenswerthen und gebührende Anerkennung verdienenden Seiten der Twesten'schen Wirksamkeit machen, daß manche von Anderen geltend gemachte Mängel als weniger bedeutend zurücktreten. Twesten kann es sehr oft nicht vermeiden, weitschweifig zu sein, und Viele sind damit nicht zufrieden, daß er in der Exegese nach genauer, so weit es geht unparteiischer Darlegung der verschiedenen Ansichten mitunter die Entscheidung übrig läßt, da es ihnen gerade darauf ankommt, bei dem großen Zwiespalt der Meinungen eine gewichtige Autorität für ein festes Resultat zu haben. Was aber die gerühmte Klarheit anbetrifft, so wollen Alle, welche von der Philosophie ausgehend, in den Dogmen Vernunft zu erkennen streben, diesem Bedürfnisse von Twesten nicht genügt wissen, nennen seine Klarheit verständige Durchsichtigkeit, welche oft den tiefern Gehalt und Kern der Dogmen aufopfere. Aus seiner Geschichte der Religionsphilosophie ist es noch interessant zu ersehen, wie er sich zu den neuesten Bestrebungen auf diesem Gebiete stellt. Er legt hier, was den Stoff angeht, wie überall eine detaillirte Kenntniß der Sache zu Tage, ist aber nur im Stande, bis zu Fichte dem objectiven Gange der Sache zu folgen, gegen dessen philosophischen Standpunkt er sich denn, unerachtet seiner Hochachtung für ihn, genugsam verwahrt. Seine Polemik gegen die neue, namentlich Hegel'sche Religionsphilosophie, von seinem verständigen Reflexionsstandpunkte beweist nur, wie man, ohne sich auf einen ganz andern Boden zu erheben, in dieselbe nicht eindringen kann, obwohl seinen Einwürfen mitunter Wahres zu Grunde liegen mag. Ob Twesten so in der That der nur weiter fortgeschrittene Schüler Schleiermacher's sei, läßt sich für Einsichtige leicht erkennen. Gefragt kann bei dieser Gelegenheit noch werden, ob Schleiermacher's Geist in denen waltet, welche seine Schüler heißen. Zur Bewerbung um das von ihm gestiftete Stipendium sollen diejenigen zugelassen werden, welche wie er mit kritisch-speculativem Geiste die Theologie zu behandeln sich fähig zeigen. Aber melde sich nur einer, und gestehe, daß er zur Fahne der Philosophie geschworen hat; seine Abweisung ist ihm gewiß, und diejenigen laufen ihm den Rang ab, welche selbst in der Preisarbeit, noch dazu einer rein kritischen, sich der heftigsten Polemik gegen Schleiermacher selbst befleißigen. — Haben wir also weder in Neander noch in Twesten den Mann erkennen können, welcher dem Theologie Studirenden die Aufgabe der Theologie genügend löst, so finden wir doch in Jedem von Beiden Mittel und Wege angedeutet, welche uns ein unaufhaltsames Vorwärts gebieten.

Nun aber tritt uns ein Mann entgegen und will uns rückwärts zwingen. Hengstenberg ist selbst aus jener Sphäre des Neander'schen und Twesten'schen Glaubens und Denkens, die allerdings noch nicht die ewige Heimath des Geistes ist, wie aus einem gefährlichen und unheimlichen Gebiete, so weit als möglich zurückgeflohen in einen Winkel, in welchem er völlige Sicherheit und Ruhe zu genießen sich wohl überredet, und dem er nur für Andere, um auch diese nach seiner Zufluchtsstätte einzuladen, durch alle möglichen Verzäunungen das Ansehen noch größerer Festigkeit zu geben redlich sich bemüht zeigt. Alle, auch diejenigen, welche rüstig vorwärts schreiten oder weit vorgeschritten sind, will Hengstenberg durch menschliche Gründe und göttliche Donnerworte zurückrufen und dahin einschüchtern, daß sie lieber bei ihm bleiben in der heimischen guten alten Klause. Doch hat er bei alledem selbst nicht die Ruhe, daheim zu bleiben. Warum käme er denn immer hervor mit Zeter- und Mordgeschrei, so ungeberdig und rüde, daß allein schon

Digitized by Google

die Aufrechterhaltung des Anstandes den gesitteten, die Ordnung liebenden Männern es zur Pflicht zu machen scheint, ihn durch ernstliche, eindringliche Worte zur Besinnung zu bringen? — Er zwingt aber doch die Leute, Notiz von ihm zu nehmen. Indessen ist es in der That nicht leicht, ins Reine darüber zu kommen, was es mit dem lärmenden, tobenden Manne eigentlich auf sich habe. So viel dürfte sich zunächst ergeben, Hengstenberg scheint einmal aus seinem Dorfe herausgekommen zu sein, aber wie muß ihm doch so arg, so tückisch das harte Schicksal in der Fremde, für die er wohl zu zart war, mitgespielt haben, daß er über die Berge seines Thales hinaus nun auch gar nichts Gutes dulden will. Wirklich, er muß in dem Kampfe der neuen Theologie viel gelitten, verzweifelte Angst und Noth ausgestanden haben. Doch ein Mann wie Hengstenberg hat auch wiederum den Kopf nie ganz verlieren können, er hat auch in jenen heißen Tagen der Entscheidung, da er vorwärts nicht konnte, noch den Entschluß fassen können: „zurück, zurück ins Land des Glaubens!" Aber eben darum läßt sich der Glaube, die Orthodoxie, welche Hengstenberg jetzt bekennt, so deutlich unterscheiden von allem, was sonst mit diesem Namen genannt wurde. Diese Hengstenberg'sche Orthodoxie ist ein Product des modernen Geistes und Hengstenberg, ihr Bekenner, ist der rel.-theologische Romantiker, ist ein Renommist, d. i. eben ein Mensch, welcher nicht unbekannt damit, daß bereits ein neuer Geist, eine neue Sitte die Zeit eingenommen hat, gegen diese sich auflehnt, weil das Hangen an dem alten Brauch und Herkommen in der neuen Zeit originell, bedeutend macht. Dies ist der Hauptpunkt bei Hengstenberg, daß er diesen alten, steiforthodoxen Glauben will und so sich selbst verdankt. Wenn er ihn also auf jede Weise zu vertheidigen und zu behaupten sich stets bemüht zeigt, so dürften wir wohl meinen, es geschehe mehr des Glaubenden, als des Glaubens wegen, denn dieser bedarf, wie Hengstenberg auch weiß, keines Beweises; er hat sonst auch so gegolten und soll ja eben geglaubt werden. Aber der Mann, welcher die Stirn hat, dem unaufhaltsam fortschreitenden geschichtlichen Geiste entgegenzutreten und denselben zurückdrängen zu wollen, welcher die Forderung wagt, daß man den freien Geist mit dem blinden Glauben vertauschen soll, — und warum? bloß weil er den Tausch wirklich gemacht hat, — der muß sich wohl, wenn er weiß, was er thut, getrieben fühlen, mit Händen und Füßen, Demonstrationen und Argumentationen darzuthun, er sei doch bei gesundem Verstande. In der That, Hengstenberg's Bemühungen und Leistungen in der Theologie haben unverkennbar genug den Zweck, ihn selbst, d. h. zugleich den die vollwichtigste Orthodoxie der vollsten Gedankenfreiheit gegenüber bekennenden Christen überhaupt zu rechtfertigen vor den Leuten der Zeit, welche sich so geneigt zeigen, einen solchen für schwach, zurückgeblieben, wo nicht gar für mehr zu erklären. Dies muß Hengstenberg aber um so bitterer empfinden, je mehr er ja in der Position, die von solchen verblendeten Leuten zu so schmählichem Verdachte gewendet wird, gerade seine Größe und seinen Ruhm hat. Den kühnen Heldensprung, welchen er glücklich hinter sich hat, in seinem vollen Glanze zu zeigen, ist sein Zweck; das ist der Nerv seiner Theologie, plausibel zu machen, daß vernünftig, allein vernünftig diejenigen sind, welche ihm folgen. Er ist das Ziel, das Centrum; sein guter Ruf, seine Ehre der Endzweck. Aber doch (wird man zugeben) nicht er als solcher, als dieses vereinzelte Atom, das wäre zu arg; vielmehr er als Repräsentant einer Richtung, welche ohne Zweifel auch aus dem einen Geiste hervorgegangen ist und auch in dessen Alleinheit wieder zurückzuführen sein wird. Hengstenberg ist der Begründer, Wortführer, Heros darf man sagen, dieser romantisch-orthodoxgläubigen Richtung. Er fühlt sich in dieser seiner Originalität und in diesem seinen Heroismus. Von Selbstsucht kann dabei zunächst nur in sehr uneigentlichem Sinne die Rede sein. Die Selbstsucht, welche ihm so ohne weiteres vorgeworfen wird, sind wir berechtigt, als die natürliche Liebe des in Hengstenberg so zu sagen incarnirten Geistes selbst, als dieses Geistes Ankämpfen gegen jede Gefahr, die ihm droht, als dieses Geistes noch einmal vor der letzten Stunde sich zusammennehmende Lebenslust, milder zu fassen. In der neuen freien Wissenschaft jedoch, welche sich aus reinen Gedanken kräftig erbaut, ist dem Hengstenberg'schen, alttheologischen, unwissenschaftlichen Standpunkte bereits sein Urtheil gesprochen. Hengstenberg hat dieses Urtheil gehört, er kann es aber und will es nicht glauben; diejenigen dagegen, welche ihm den unbesiegbaren Schild, der ihrer selbst gewiß gewordenen Wissenschaft entgegenhalten, verkennen nicht die fortdauernde Angst, welche sich in Schmähungen und Verwünschungen von sich selbst zu befreien strebt, und werden dadurch von dem letzten Kampfe, von dem Untergange des Hengstenberg'schen unwissenschaftlichen Standpunktes in der Zeit der Wissenschaft um so mehr überzeugt. Der Selbsterhaltungstrieb aber, vermöge dessen Hengstenberg als Seele seiner Partei sich nun des Todes zu erwehren sucht, ist natürlich, nothwendig, und um so nothwendiger, mit je größerem Rechte wir Hengstenberg in der That für das Haupt dieser gewiß auch nicht ganz rechtlosen Partei halten dürfen. Nun aber alle die Anmaßung, die Leidenschaftlichkeit, den Fanatismus, die Bitterkeit, die Härte Hengstenberg's gegen Andere und gerade die ausgezeichnetsten Männer der Zeit, die ihn als lumen mundi der heutigen hellen Zeit nicht anerkennen können, ganz von Hengstenberg's Person auf die Consequenz seines Standpunktes schieben zu wollen, dürfte zu viel sein. —

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Boz „Master Humphrey's Wanduhr."

(Schluß.)

Im Master Humphrey finden wir zuerst eine harmlose Gesellschaft alter Herren, diese wird sehr ausführlich eingeführt, constituirt, beschrieben, erweitert u. s. w. Alles läßt sich gemüthlich an, selbst Pickwick tritt auf und wird Mitglied, und der alte Weller mit Sam, dem Barbier und der Haushälterin stiften in der Küche einen zweiten Clubb; heißt jener in der obern Region der Clubb zur Wanduhr, so nennt der alte Weller diesen den Clubb zu seiner Sackuhr, mit welcher er nur zu ihrem Nutzen als Präsidentenhammer zugleich zur Ordnung ruft; und wir erwarten nun doch ohne Zweifel mit vollem Rechte nichts Anderes, als Leben und Thaten dieser Gesellschaft. Ganz umgekehrt ereignet es sich, und wenn die kleinen Geschichten, die sie aus der Wanduhr hervorholen, noch allenfalls für Begebenheiten des Clubbs genommen werden könnten, so bleibt es doch keineswegs dabei. „Master Humphrey's persönliche Abentheuer" führen uns in eine andere Gegend der Stadt, in ganz andere Gesellschaft und in weitaussehende Begebenheiten hinein. Master Humphrey selbst dient nur dazu, diese neue Welt zu entdecken, er selbst tritt sodann gänzlich zurück, und statt dessen interessirt uns nun die kleine Nelly, der alte Mann, ihr Großvater, der sie durch den Gewinn seines Spieles reich machen will, darüber aber selbst nicht nur all sein Geld, sondern auch seinen Verstand verliert, der Bube Kitt, eine treue Seele von Gassenbuben, der Nelly von Herzen liebt, der wucherische, boshafte Zwerg, Daniel Quilp, in seinem Werftencomptoir, der den alten Mann und das Kind von Dach und Fach vertreibt, dann das Irrsal dieser beiden Unmündigen in der weiten Welt und — so weit erstreckt sich der zweite Theil. — Es ist nicht abzusehen, wie diese Menschen und ihre Schicksale irgend zu einem vernünftigen Ganzen zusammenkommen sollen, es müßte denn sein, wie man sagt, Berg und Thal begegnen sich nicht, Menschenkinder aber kommen zusammen. Wenn dies der Fall ist, so hat Boz auch hierin den Realismus der Lebenswahrheit für sich. So geschieht es wirklich in der Welt. Und soll einmal das Leben der Menschen und die Natur seines Verlaufs das Princip sein; so ist das neue Genre mit seinem Zufall, mit den vielen Menschenaphorismen, mit dem Zusammenkommen und Sich wieder aus den Augen verlieren vollkommen gerechtfertigt, es müßte denn sein, daß in neuester Zeit vermittelst der Eisenbahnen, was sich einmal gefunden, z. E. alte Universitätsfreunde, nun auch immer sich wiederfände. Die Kunst nimmt mit ihrem innern Bande diese Zerfahrenheit des Lebens gefangen, und auch das hinreißendste Bild jenes Realismus gehört von ihrem Gesichtspunkt aus einem halbschlächtigen Genre an.

Wir würden aber Boz Unrecht thun, wenn wir den trefflichen Jungen, Kitt, und die liebenswürdige kleine Nelly ungelobt ließen, oder von einem der Herren Weller's nicht eine humoristische Rede anführten. Der alte Weller theilt mit unseren Vorzeitfreunden dieselbe Ansicht über die Eisenbahnen; es wird zugleich zur Unterstützung ihres poetischen Eifers und zur Eröffnung humoristischer Aussichten für sie dienen, wenn wir den alten Herrn Weller seine Meinung in der Kürze vortragen lassen.

„'s war auf der Bahn," sagte Herr Weller mit großem Nachdruck. „Ich geh mit Dampf hinunter nach Birmingham, un werr' eingesperrt in en geschlossenen Wagen mit ner lebendigen Wittib. Mer sind allein gewest, die Wittib un ich; un ich glaub nur, weil mer allein gewest sind, un kein Pfaff zu kriegen im Fuhrwerk, daß mich die Wittib ungeheirath ließ, ehe mer den halben Weg von der Station gemacht haben. Wenn ich mich besinn, wie sie zu schreien anfing, als mer in die Tunnels hinunterkommen sind in der Dunkelheit — un wie sie beständig Ohnmachten kriegte, un sich an mich anhalten thät — un wie ich die Thür aufstoßen wollt, die se zugesperrt hotten, daß kein Mensch herauskommen kunnt. — Ach! 's war ne schauerliche Geschichte, ganz schauerlich." Herr Weller war so angegriffen durch diesen Rückblick, daß er erst einige Male sich die Stirn abwischen mußte, bevor er auf die Frage zu antworten vermochte, ob er die Eisenbahnen billige, obgleich er, nach der Antwort zu schließen, die er endlich gab, eine sehr entschiedene Meinung darüber zu haben schien.

„Ich meine," sagte Herr Weller, „die Eisenbahn ist unconstitutionalisch, un en Rauber an unsere Prisilegien, un ich möcht gern wissen, was der alte Magnus Carter, der einmal uffgestanden is vor unsere Freiheiten, un se ooch gekriegt hat — ich möchte wissen, was er dazu sagen möcht, wenn er jetzt leben thät, daß mer Engländer eingesperrt werden mit lebendigen Wittiben oder sonst wem gegen ihren Willen. Was en alter Carter gesagt haben kunnt, kann en alter Kutscher ooch sagen, un ich sag, daß in derer Hinsicht schon die Eisenbahn ein Rauber is. Un was die Bequemlichkeit anjeht, wo is da die Bequemlichkeit, in en Großvaterstuhl zu hocken, un die Ziegelmauern oder Dreckhaufen anzukucken, keenmals zu en Wirthshaus zu kommen, keen Glas Bier zu sehn zu kriegen, durch keen Chausseehaus zu fahren, keenmals keene Abwechslung zu haben (nich von Pferden oder sonst was), aber immer zu enem Ort zu kommen, der, wenn Ihr enmal zu enem kommt, grade so aussieht, wie der andere, mit dieselben Polizeileut herum, mit demselben vermaledeiten alten Glockengebimmel, und dieselben unglücklichen Leut hinter'n Schranken, die uff'n Einlaß warten, und wenn Alles gleich is, außerm Namen, den sie mit demselben großen Fractur-ABC, wie den letzten Namen, un mit denselben Farben uffgemalt haben. Un was die Ehren und Würden beim Reisen angeht, wo kann die Würde sinn ohne Kutscher? un was is ne Eisenbahn vor solch enen Kutscher un Conducteur, wenn er darauf manchmal fahren muß, als ne Schand un Spott? Un was die Geschwindigkeit angeht, mit was vor ner Geschwindigkeit meinen Sie, daß ich, Tony Weller, Sie in ener Kutsche fahren will, wenn Sie mer fünf hundert Pfund vor ne Meile voraus uff'n Tisch legen? Un was die Maschine angeht — so ene schmutzige, hustende, knarrende, keuchende, dampfende, platzende Bestie — immerfort außer Athem, mit nem glänzend grünen un goldenen Rücken, wie en häßlicher Mistkäfer unter nem Gasmikroskop — was die Maschin anlangt, die immerfort rothe Kohlen ausspuckt bei Nacht, un schwarzen Rauch bei Tage — das gescheidtste Ding ist nach meiner Meinung, was sie thut, daß, wenn was im Weg liegt, sie en so schreckliches Geschrei anhebt, un zu sagen scheint: Nu sind 240 Passagier in der größten Gefährlichkeit un nu sind 240 schreiende Leut auf einmal drin."

Wer bedauert es nicht, diese „volksthümliche" vortreffliche Ausführung gegen die „moderne Hypercultur" nicht Herrn Weller in der Ursprache und persönlich vortragen zu hören? Aber auch so wird sie ihren Effect nicht verfehlen, wie denn aus den angeführten Stellen klar geworden sein wird, daß wir eine gewandte und mit Liebe gearbeitete Uebersetzung vor uns haben.

Arnold Ruge.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Digitized by Google

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

3. Februar. № 29. 1841.

Die Universität Berlin.

(Fortsetzung.)

So scheint Hengstenberg also bedeutend zu sein als der Theolog, durch dessen völlige Ueberwindung die Wahrheit bekräftigt werde, daß auch in der theologischen Wissenschaft von nun an der freie Vernunftgedanke allein Sitz und Stimme habe. Zugleich müssen wir Hengstenberg auch den Ruhm lassen, eine dringende Mahnung an die Wissenschaft zu sein, den concret religiösen Standpunkt, als dessen Advocaten wir ihn auch erkennen dürfen, nicht auszuschließen, sondern aufzuheben. So hätte auch Hengstenberg seine der Wissenschaft förderliche Mission, er wirkt als der Mephistopheles des noch überfliegend nach Gedankenfreiheit ringenden theologischen Geistes, und der philosophische Faust, der erst den theologischen objectiven Inhalt in sich wahrhaft verklärt hat, ist der Mann der freien, sich selbst genugsamen, unbesiegbaren theologischen Wissenschaft. — Noch steht Hengstenberg an der Spitze einer großen Partei der Zeit; man weiß, wie Viele die evangelische Kirchenzeitung noch mit großer Erbauung lesen, und was wahr ist, seine Vorlesungen ermangeln des Anklanges nicht, wenigstens erfreuen sie sich noch immer eines zahlreichen Besuches. Hengstenberg liest die Einleitung ins A. T., alttestamentliche Exegese, die Geschichte des Reiches Gottes unter dem alten Bunde, Einiges aus der neutestamentlichen Exegese und die theologische Encyclopädie, und in den wichtigeren Vorlesungen versammelt sich eine Schar von 70—100 Zuhörern um ihn. — Daß Hengstenberg nicht durch die Neuheit seiner Resultate anzieht, weiß Jeder. Was also den eigentlichen Inhalt seines Christenthums und seiner Theologie betrifft, so hat er nur die Geister der großen, streng orthodoxen Dogmatiker und Apologeten der evangelischen Kirche wieder heraufbeschworen, und er scheint sich nicht veranlaßt zu fühlen, diese alte Dogmatik nun auch in seiner eigenen Weise vor uns aufzubauen. Dieser Umstand könnte zu der Meinung geneigt machen, daß Hengstenberg am Ende doch ganz eben so mit diesem ehrwürdigen, altväterlichen Glauben eins sein dürfte, als jene Altväter selbst, wenn nur nicht die gesuchten Schleichwege, die ja aus seinen Schriften (namentlich über den Pentateuch) bekannt genug sind, uns wiederum irre machten. Es scheint schwer, eine so schlaue, scharf berechnete Taktik und einen so einfältiglichen, altfränkischen Glauben in gediegener Einheit mit und durch einander zu denken; so widersprechende Bestandtheile scheinen uns nur neben einander und confuse durch einander in eines Menschen Kopf und Herzen liegen zu können. Und Hengstenberg selbst bestärkt uns in dieser Ueberzeugung, denn mit der einfachen, positiven Hinstellung und Darlegung jenes alten Glaubensstandpunktes giebt er sich nicht ab, vielmehr geht er in seinen Vorlesungen augenscheinlich darauf aus, zu zeigen, wie jener Standpunkt, obwohl von Gefahren umgeben, von einem Manne, der nur Kühnheit, Tapferkeit und Willensfestigkeit genug besitze, zu vertheidigen und zu behaupten sei, und viele der Seinen erblicken ihren Meister wirklich, wenigstens von der Märtyrerglorie umflossen. Auf jeden Fall ist Hengstenberg an hiesiger Universität eine zu originelle Figur, als daß außer seinen eigentlichen Schülern, welche er selbst und Jedermann leicht an ihrem kopfhängerischen, düstern, lichtscheuen Wesen als die guten Schafe erkennen wird, und deren Seele und Leib er als treuer Hirte weidet, in seinen Auditorien nicht auch solche sich zeigen sollten, welche begierig sind, den Mann aus dem vorigen Jahrhundert zu sehen und — zu staunen. Nur wenige aber sind, welche auf wirklich freiem Standpunkte stehend, es über sich gewinnen, wenn auch nur in einigen Vorlesungen seine ausdauernden Zuhörer zu sein; und das ist erklärlich. Das Mißbehagen, der Unmuth, der Unwille, die Hengstenberg's unwürdige, wenigstens confuse, unwissenschaftliche Verfahrungsweise nothwendig in jedem Verehrer der lichten freien Wissenschaft aufregt, sind doch zu widerwärtig und zu schwer zu ersticken, als daß die besonnene, objective Betrachtung und Würdigung des Mannes Einen gegen diese Folter der peinlichsten Empfindung und Stimmung ganz stumpf und fühllos machen könnte. Jedoch bleibt diese Mühe nicht ganz erfolglos und unbelohnt. Man gewinnt ein treues Bild von Hengstenberg, wie er leibt und lebt, wirkt und — nicht denkt. Er ist und bleibt ein

Digitized by Google

bedeutsames Phänomen für unsere Zeit. Seine persönliche Erscheinung ist der treue Reflex seines eigenthümlichen Selbstes. Hengstenberg erscheint gleich jedem andern anständigen, vernünftigen Manne unserer Zeit, auch seine Rede ist nicht unmodern, aber der Mönch, den er doch nun einmal hat in sich hereinfahren lassen, giebt deutliche Kunde von seinem Sein und Wirken in ihm durch den hohlen, dumpfen, unheimlichen Klang der Worte, durch den seltsamen Ton in der Sprache. Hengstenberg spricht singend und tönend, demüthig fromm, weibisch klagend und vom Schmerze über die sündige Creatur gebeugt. Daß ihm überhaupt die Unbefangenheit und Offenheit, das frank und freie, helle und heitere Wesen abgeht, bewirkt Alles wohl der in ihm wirkende Geist. Aber man nimmt mehr als dieses äußerliche Bild Hengstenberg's aus seiner Vorlesung mit, man gewinnt den festen Trost des wissenschaftlichen Geistes und seiner Zukunft. Nie wird eine Partei, die eines solchen Advocaten bedarf, mag sie quantitativ auch noch so ausgedehnt sein, in dem großartigen, bereits zu Resultaten sich setzenden Proceß der modernen Theologie für die ächte Wissenschaft eine ernstliche Gefahr heraufführen. Hengstenberg scheint es auch wahrzunehmen, daß er es in seinen Vorlesungen nicht mit geübten Denkern, auch nicht mit gelehrten, tief und scharf blickenden Köpfen zu thun hat, denn in seinen Schriften (er muß uns erlauben, daß wir ihm dieses Lob aufdringen) giebt er sich wenigstens gründlichere Mühe, als gewöhnlich in seinen Vorlesungen, wenn er nicht etwa Punkte, die zu seinen Lieblingsthematen gehören, weitläufiger, aber dann auch zu gedehnt, z. B. die Echtheit des Pentateuch in der Einleitung zum A. T., ausführt. Aus der Schwäche der Seinen zieht er lieber Vortheile für seine Sache, als daß er dieser Schwäche erst gehörig aufzuhelfen sich die Mühe gäbe. Zu diesem allerdings harten Urtheile zwingen seine auf keinen Fall unbefangenen Bemühungen, welche trotz dem confusen Bewußtsein, das man dem alten Theologen in der modernen Zeit beilegen muß, doch zu berechnet erscheinen, als daß sie unabsichtlich sein sollten. Wie wäre es auch möglich, geflissentliches Ignoriren bedeutender Forscher in fundamentalen Dingen, falsch aufgefaßte Darstellungen fremder Ansichten, offenbares Gehässigmachen geehrter Persönlichkeiten, wie viele seiner wissenschaftlichen Gegner auch öffentlich haben erfahren müssen, zu verwechseln mit unbefangener Selbsttäuschung, unverschuldeter Verblendung? — Es gehört schon eine große Befangenheit in seinem Geiste dazu, um überhaupt an seiner Art und namentlich an seinem Verfahren mit der Wissenschaft Geschmack zu finden und von ihm eingenommen zu werden. Auch scheint er selbst sich in dieser Beziehung nicht zu viel anzumaßen; denn er nimmt an, daß die, zu welchen er als Lehrer der evangelischen Kirche spricht, bereits gläubige Christen sind, versteht sich in seinem Sinne. So scheint er also nur den bescheidenen Anspruch zu machen, diejenigen, welche seine Glaubensfreunde schon sind, nur specieller sich zu verbinden; die gelegentlichen Urtheile also und Warnungen „vor dem Geiste der Zeit," und die positiven Gebote und Forderungen, welche die Waffen gegen seine Angriffe an die Hand geben sollen, regelmäßiges Beten, einfältiges Bibellesen ohne allen gelehrten Commentar, Gebrauch von alten Gesangbüchern ꝛc., dürfen uns nicht wundern, wie ungenügend sie Anderen auch erscheinen möchten. Eben so wenig wird es uns befremden, wenn wir ächte Wissenschaftlichkeit in allen seinen Vorlesungen vermissen. Denn Hengstenberg's Sache ist es nicht, durch gründliches Eingehen auf die Ansichten seiner vielen Gegner und durch deren Widerlegung die seinigen hervorgehen zu lassen, sondern er, als der in der gottverlassenen Zeit specifisch Begnadigte, glaubt sich berechtigt, positiv seine Meinung als die allein richtige allen andern gegenüber zu stellen. Auch daß seine exegetischen Vorlesungen von vielen seiner Zuhörer als praktisch für den künftigen Prediger gerühmt werden, ist noch kein Beweis für ihren wissenschaftlichen Werth. Daß der Student in grammatischer und sprachlicher Beziehung aus seinen alttestamentlichen Vorlesungen, so wie aus seinem exegetischen Seminar etwas lernen könne, wird man gern zugeben, nur von vernünftiger Kritik, und folglich von eigentlich wissenschaftlichem Verfahren, darf dabei nicht die Rede sein. Den Einfluß, welchen Hengstenberg ausübt, muß man übrigens, trotz seiner großen Zuhörerschar, nicht zu hoch anschlagen, da eine große Menge allerdings von rein äußerlichen Beweggründen zu seiner Richtung hingezogen wird. Denn derer, die Hengstenberg ganz angehören und seinen Standpunkt völlig zu dem ihrigen machen, kann es nach der Natur dieses Standpunktes nur wenige geben. Von Außen angeeignet ist er, dessen Wesen bei dem Koryphäen eben in seiner Originalität besteht, eigentlich schon ein anderer und veränderter. Daher wird es nicht befremden, wenn wir viele sonst eifrige Zuhörer von der Strenge ihres Meisters ablassen sehen, sobald es darauf ankommt, seine Grundsätze auf das Leben anzuwenden, so daß es wohl eine komische, aber doch wahre Erscheinung ist, daß Hengstenbergianer, die den Tag über ihn auf's Eifrigste verehren, am Abende im Colosseum ihren schottischen Walzer so gut wie Einer hüpfen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Apostel der Frauen und die neue Kirche in Württemberg.

Es ist, als ob der Protestantismus es auf sich hätte, daß er aus einem Kirchlein immer wieder das andere gebären müsse. Schon lange stellte sich der protestantischen Kir-

Digitized by Google

che im Großen der Pietismus als innere Kirche entgegen; denn bei allen verschiedenen Branchen, die sich unter dem Namen dieser Geistesrichtung ausbreiten, bleibt doch allen der abgegrenzte, kirchenmäßig gestaltete Charakter eigen. Und jetzt, da der Pietismus mindestens in Schwaben eine Ausdehnung gewonnen hat, die ihn über das Wesen einer Secte, eines abgeschiedenen Kirchleins fast erhebt, jetzt bildet sich auch bereits wieder eine neue Capelle, die von Innen heraus das Werk ihrer eigenen Aufbauung begonnen hat. Am besten begreift man diese Erscheinungen aus einem Rückfall, aus einer Abschwächung des protestantischen Princips zum katholischen. Der Protestant darf als solcher nicht nur glauben, er muß überzeugt sein; zur Ueberzeugung, zur Entscheidung über Sein und Nichtsein des Geglaubten können sich aber unendlich Viele gar nicht erheben, und statt nicht müde zu werden auf dem dornigen Pfade des Wissens, lassen sie sich lieber in der bequemen Portechaise des Glaubens in die altkatholische Kirche zurücktragen. Eine solche Portechaise bietet uns mit dem Enthusiasmus des Religionseiferers der neue Apostel der Frauen dar, der jene Capelle fast allein aus der andächtigen Hingebung des schönen Geschlechts zu bilden begonnen hat.

Die Frau fühlt, wenn der Mann denkt; die Frau wird von der neuen auffallenden Form, vom Unerhörten hingenommen; der Mann hält das Unerhörte nicht darum, weil es unerhört ist, auch für unbegreiflich, er unterwirft es, wie das Alte, der Prüfung seiner Vernunft, und findet so Vieles, was die Frau nur durch ihn finden kann. Dies möge sich auch das schwache Geschlecht gesagt sein lassen; es möge den Gedanken der Männer zu Hilfe rufen und sich nicht im Sturme erobern lassen, nicht Eine dem Drange der Andern folgen, und sich in den chaotischen See maßloser Gefühle stürzen, aus welchem so schwer wieder ein Ausgang zu finden ist.

Treten wir aber jetzt aus dieser Vorhalle einleitender Bemerkungen in den Versammlungssaal selbst, in welchem der Apostel seine klangreiche Stimme ertönen läßt, und lernen ihn von Angesicht zu Angesicht kennen; denn daß die Person selbst hier zur Sprache kommt, das wird Niemand befremden, wenn er erst erfahren hat, wie auf dieser einzigen Person ein ganzes Kirchengebäude ruht. Gustav Werner, jetzt im vorderen Mannesalter, ist von riesenmäßiger Statur, hat aber sonst lediglich nichts Auffallendes im alltäglichen Umgange. Vielmehr erscheint er da ganz nur als der gutmüthigste aller Schwaben, fühlt sich wohl im schwäbischen Familienkreise, liebkost die Kinder, spielt mit ihnen, und im Gespräche mit Erwachsenen, welches durch religiös-moralische Rathschläge vielfach zersetzt wird, möchte man sogar manchmal etwas Schwäbisch-Fraubasiges erkennen. In seinem bescheidenen Angesicht läßt sich durchaus nichts lesen, was nicht einen ganz gewöhnlichen, auf schwäbischem Boden aufgewachsenen Prediger verriethe. Auch seine frühere Laufbahn war eben die eines württembergischen Pfarrers, und Alle, die diesen Lauf mit ihm zugleich betraten, bemerkten an dem stillen jungen Manne nichts Eigenthümliches, als etwa, daß sein in sich gekehrtes Wesen von Swedenborgianismus und Geisterseherei magnetisch angezogen wurde. Ein Aufenthalt in Straßburg, wo die Swedenborgianer einen kleinen Herd haben, muß entscheidend für seine praktische Laufbahn gewesen sein. Er fing wenigstens bald darauf als Pfarrgehilfe in einem württembergischen Dorfe an Erbauungsstunden zu halten und in diesen sein Swedenborgschriftenthum zu predigen. Daß er auch in diesem Dorfe schon verwahrloste Kinder zu sich nahm und Kleinkinderschulen errichtete, wie dies viele württembergische Geistliche jetzt thun, mag hier nebenbei bemerkt werden. Jene Erbauungsstunden hatten sich eines zahlreichen Besuches zu erfreuen, und waren ohne Zweifel auch nicht ohne guten Einfluß auf Bildung und Handlung der Zuhörer. Ganz klar scheint nach Allem bis dahin Werner'n sein Beruf zum Apostel noch nicht gewesen zu sein. Jetzt aber geschah etwas, was schnell den Gottesboten in ihm zur Reife gedeihen ließ. Die geistliche Behörde trat ihm, insbesondere seinen Erbauungsstunden, welche stark im Geruche des Swedenborgianismus standen, in den Weg, und dabei handelte diese nach einem württembergischen Kirchengesetze, welches Pfarrgehilfen verbietet, Erbauungsstunden zu halten. Jetzt hieß es: Was brauchen wir weiter Zeugniß? Wer das Gute, wer die Wahrheit will, wird ja immer verfolgt. Er galt als Märtyrer, und siehe da! — der Apostel war fertig. Natürlich mußte der Widerstand, den er erfuhr, auch seine Thätigkeit mehr steigern, als schwächen. Und wirklich — lassen wir ihm alle Gerechtigkeit widerfahren, so müssen wir sagen, daß seine Thatkraft an's Unglaubliche grenzt. Das Erste war, daß er jenem fatalen Gesetze wie ein Aal entschlüpfte. Ist es Pfarrgehilfen verboten, Erbauungsstunden zu halten, so steht doch nichts von Solchen im Gesetze, die Pfarrgehilfen gewesen sind; man legt also das Vicariat nieder, wird ein Mensch wie andere, und hält Erbauungsstunden nach wie vor. Ein Recurs, den er in dieser Angelegenheit vom geistlichen Consistorium zu einer höheren Behörde nahm, gelang.

Werner ging nun in seine Vaterstadt Reutlingen, legte dort, wie es scheint, auf eigenes Risico eine Anstalt für verwahrloste Kinder an, und bereits werden von ihm in Verbindung mit einem Lehrer und mehreren Lehrerinnen ungefähr dreißig Kinder erzogen und ernährt. Daß er, der einzelne Mann, dies Alles vermöge, könnte Manchem fabelhaft erscheinen, da die Kinder selbst häufig nichts als Lumpen am Leibe mitbringen, und die Lehrer wenigstens erhalten, wenn auch nicht durchgängig besoldet sein wollen. Was die Stadt Reutlingen dazu thut, kommt gar nicht in

Digitized by Google

Anschlag; eine gewiß nicht unbeträchtliche Summe aber kommt ihm aus den Opfern, die bei Gelegenheit seiner Erbauungsstunden zusammengelegt werden, und ein freilich unverbürgtes Gerücht sagt, daß Werner vom Auslande unterstützt werde. Die Erziehung dieser Kinder, die er ganz wie eigene behandelt, ist seine tägliche Beschäftigung; in ihrer Mitte bewegt er sich vollkommen als Hausvater; die Stelle der Hausmutter müssen die Lehrerinnen vertreten, und so hat sich unser Apostel da schon im Kleinen eine geistliche Familie geschaffen, die seiner einseitig spirituellen Richtung vollkommen angemessen ist. Wollten wir freilich alle Familien nach diesem apostolischen Modell bilden, dann würde das bald eintreffen, was Werner selbst mit so großer Begeisterung verkündigt: der jüngste Tag müßte erscheinen, weil die Menschen in Kurzem alle aussterben würden. Doch wollen wir darüber nicht vergessen, die schöne, wohlthuende Seite dieser Anstalt hervorzuheben, die durch das Mittel der Liebe aus verdorbenen, vielleicht auch verderblichen Wesen dem Staate stille, nützliche Bürger heranbildet.

Freilich könnte man auch an diesem Nutzen zweifeln, wenn man eine nähere Einsicht in seine Religion und ihre hauptsächlichsten Erkenntnißquellen, seine religiösen Vorträge oder Erbauungsstunden gewinnt. Solche Vorträge hält Werner täglich einer engeren Gemeinde, allsonntäglich nach dem öffentlichen Gottesdienste auch für entferntere Schäflein. Da strömen von Ost und West gläubige und neugierige Seelen nach der alten Reichsstadt, den gewaltigen Prediger zu hören. Seit geraumer Zeit macht der eifrige Bote des Evangeliums vom Geiste Reisen in alle größeren Städte seines Vaterlandes, nach Stuttgart, nach Tübingen, nach Ulm und in die zwischenliegenden Ortschaften, verkündigt da und dort, des Tages zwei-, dreimal sein Wort vom Geiste. Zum Glück gehen die Reisen jetzt schneller und gefahrloser, als zu den Zeiten des Apostels Paulus, und im Eilwagen fährt es sich bequemer, als zu Schiff im Meeressturme. Doch wer kann es wissen, ob nicht der thatkräftige Mann auch solche Gefahren leicht überwände, wenn sie ihm drohten. Seinem religiösen Enthusiasmus dürfen wir immerhin viel zutrauen, und nirgends erscheint dieser in höherem Maße, als eben in seinen Vorträgen. Werden dieselben von Gesang begleitet, so ist Werner selbst Vorsprecher, Vorsänger und Prediger in einer Person. Mit einer klaren, umfangreichen Stimme übertönt er die ganze Gemeinde, und schon dies, daß er so gleichsam Alles in Allem ist, nimmt manches schwache Gemüth für ihn ein. In salbungsreicher, pietistischer Form wird sodann, meist mit vielen Wiederholungen, ein Gebet aus dem Herzen gesprochen. Die Stimme hebt sich bei der Vorlesung des biblischen Abschnitts, welcher dem Vortrage zu Grunde gelegt wird, und hier schon fällt es auf, daß Werner sich für seine Vorträge eine weit bessere Aussprache und Betonung angeeignet hat, als die ist, die er im gemeinen Verkehr braucht. Weit entfernt aber, ihn hierüber zu tadeln, möchte ich ihn vielmehr darin so vielen Predigern Schwabens, die nicht daran denken, daß es ihre Pflicht sei, das Volk auch zu besserer Sprache emporzuheben, zum Muster aufstellen. Doch geht auch in dieser Sprachverbesserung Werner etwas zu weit; namentlich werden die Abschnitte aus der Schrift in einem Tone vorgetragen, der an die Recitation auf der weltlichen Bühne nur allzu oft erinnert. Die Auswahl der Bibelstellen, welche Werner zu Grunde legt, geschieht nicht so, daß man daraus die Swedenborg'sche Ausschließung gewisser biblischer Bücher, namentlich des alten Testaments und der Paulinischen Briefe abnehmen könnte. Vielmehr wird ohne Unterschied über die verschiedensten Schriften der Bibel gesprochen, der Vortrag selbst aber geschieht ganz frei und unvorbereitet, und man hat diesem Talente des freien Vortrags, welches durch große Bibelbelesenheit unterstützt wird, viel von der Anerkennung zuzuschreiben, die Werner schon gefunden hat. Zwar findet man in diesen Vorträgen in größerem oder geringerem Maße auch die Fehler alles Stegreifredens; derselbe Gedanke wiederholt sich zehn, zwanzig Mal; von Eintheilung und Ordnung ist keine Rede, der Redner kommt vom Hundertsten auf's Tausendste, läßt viele Sätze ganz unvollendet, weil der Gedanke eines Nebensatzes ihn allzu sehr in Anspruch nimmt. Aber dies Alles fühlt der oder die nicht, die ihn nicht mit kritischem, sondern mit gläubigem Ohre anhört. Ein Solcher wird hingenommen von dem außerordentlichen Feuer der Rede, von der hinreißenden Action, von dem Himmel saugenden und Himmel ausströmenden Auge. Der stille Mann ist jetzt auf einmal zum Feuerkopfe geworden, und wenn er so seinen unbegrenzten Gefühlen freien Lauf läßt, wenn er mit Titanenkraft seinen Geisterhimmel auf die Erde herabzieht, da erliegen sie alle, die zarten Seelen, die dahergekommen sind, vielleicht noch mit unbefangenem Gemüthe, vielleicht aber auch schon mit dem löblichen Vorsatze, ihre Seelen in das wollüstige Bad dieser überschwänglichen Gefühle zu tauchen, unbesorgt, ob die Badwanne von dem Strome, in welchem sie steht, fortgerissen werde und sie in den Wellen begrabe oder nicht. Die Form ist ja überall das Erste, was das Gefühl anregt, und wer bei ihr stehen bleibt, der wird auch immer ein Knecht seiner Gefühle bleiben. Zur Form mag hier auch noch die Art seiner Schriftauslegung gerechnet werden, sofern sie auf's Genaueste mit seiner bilderreichen Sprache zusammenhängt.

(Schluß folgt.)

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Digitized by Google

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

4. Februar. № 30. 1841.

Die Universität Berlin.

(Fortsetzung.)

Gehen wir nun aus dieser beengenden Sphäre des forcirten Glaubens zu den Männern über, welche auch in der Theologie der gedankenvollen, wissenschaftlichen Freiheit das Wort geredet haben und noch reden, so begegnet uns zunächst Marheineke, dessen freie Erkenntniß seit langen Jahren schon ihr Licht verbreitet, derjenige, mit dem der neue, nun dauernde Tag der vernünftigen theologischen Wissenschaft angebrochen ist. Marheineke's Parole ist das Wissen; wissen soll von jetzt an der Theolog so gut als der Philosoph die absolute Wahrheit, weil es der absoluten Wahrheit Natur ist, gewußt zu werden, geglaubt gewesen zu sein. Durch ihn haben wir zuerst das Wort der wahren, lange erstrebten Freiheit auch in der theologischen Welt verkündet und mit klarem Bewußtsein und großem Nachdruck ausgesprochen. Marheineke läugnet nicht die Nothwendigkeit, das ist ihm die Vernunft des Glaubens; er weiß, daß der Inhalt des Glaubens die absolute Wahrheit ist, daß er tief speculativ ist, und läßt so der Objectivität ihr volles Recht; aber auch das nennt er des Glaubensinhalts Recht, gewußt, begriffen zu werden vom subjectiven Geiste, welcher eben, indem er diesen Inhalt begreift, sein eigenes Wesen weiß, und so zum vollendeten Selbstbewußtsein und zur vollkommenen Freiheit gelangt, und die wahre Selbstoffenbarung Gottes ist ihm diejenige, welche diesen Proceß durchläuft. Marheineke ist ein Mann des Gedankens, der Gedanke in Allem ist ihm das Wesen; der Gedanke, den das Denken in der Vorstellung findet, erkennt, denkt, ist ihm das Wahre. Doch daß Marheineke den ewigen Gedanken nur als Gedanken giebt, ihn nicht als das Wesentliche der Vorstellung darstellt, daß er ihn nicht vor unsern Augen sichtlich genug aus der gegebenen Vorstellung, aus dem Tode der Erscheinung auferstehen läßt, das ist ein Mangel. Marheineke ist unmittelbar der neuen Entdeckung sicher und gewiß gewesen, und hat diese seine speculative Erkenntniß mit Würde und Stolz immer behauptet und mit Strenge geltend gemacht gegen überwundene, zurückgebliebene Standpunkte, welche sich in der Theologie aufspreizen. Aber eben weil Marheineke des Sieges gewiß ist und gewiß sein kann, ohne auch schon den Feind gehörig beachtet und seine Streitkräfte gebührend gewürdigt zu haben, hat der Feind in das offene, wenigstens nicht hinlänglich geschützte Gebiet sich unmerklich einschleichen können. Marheineke polemisirt daher wohl gegen Andere, und hat dazu sein volles Recht, aber weil er auf seiner Höhe bleibt und den winzigen Feind in seine Schluchten nicht verfolgen mag, so kann der Kampf wenigstens nicht zum ewigen Frieden führen. Der Marheineke'sche Gedanke nämlich, weil als freier seiner selbst gewiß, ist zu spröde gegen die Erscheinung, er ist zu stolz, sich mit ihr gemein zu machen, sich durch sie zu sättigen und zu kräftigen. Aber diese Sprödigkeit, dieser erhabene Stolz bestraft sich empfindlich dadurch, daß die Erscheinungen, da der allgewaltige Gedanke wenig Notiz von ihnen nimmt, sich verselbständigen und zu eigenen kleinen Herren machen. So sehen wir bei Marheineke Vorstellungen, Erscheinungen, aus welchen er den eigentlichen geistigen Lebensstoff bereits ausgezogen hat, neben dem wahrhaft speculativen, klar entwickelten Gedanken doch wieder zu einiger Bedeutung und Macht gelangen. Marheineke's Gedanke ist noch nicht der wahrhaft concrete und allumfassende, weil derselbe die Kritik nicht genug seiner Aufmerksamkeit gewürdigt hat. Doch ist und bleibt Marheineke, wie er's gewesen, der echte Verkündiger des freien Geistes in der Theologie. — Marheineke hat im Vergleich zu den Hunderten bei Neander und Twesten eine mäßige Anzahl Zuhörer, und wenn wir auf seine nun fast dreißigjährige Wirksamkeit an der hiesigen Universität zurückblicken, so ist von Anfang an die Zahl derselben nicht groß gewesen, wenn gleich es eine Zeit gab, wo regeres Interesse für die Philosophie auch unter den Theologen sich kund that, als jetzt. Diese Erscheinung ist auffallend. In Berlin, wo nach Hegel's Auftreten die Philosophie allmälig immer mehr die Geister an sich zog, ist's gerade die Mehrzahl der Theologen, welche ihr Studium absolvirt, ohne von der neuen philosophischen Theologie, deren Begründer doch Marheineke ist, mehr als eine oberflächliche

Digitized by Google

Notiz mitzunehmen, etwa, weil die Neugierde sie trieb, zuweilen zu hospitiren, oder weil sie an der verunstaltenden Polemik dagegen schon genug zu haben glauben. Wenn es nun eine alte Erfahrung ist, daß Philosophie nicht Sache der Menge ist, so giebt das schon Erklärung genug, und wir bedürfen dazu kaum mehr der unaufhörlichen Abmahnungen davor, „man verderbe seine Carriere, wenn man sich der Philosophie hingebe." — Vielmehr, wenn man nur so viel gelernt hat, um sein Examen zu bestehen, was nützt die speculative Theologie und Philosophie? Predigten nach der gewöhnlichen Art hilft sie ja doch einmal nicht machen, und aus reiner Liebe zur Wissenschaft sich ihr hinzugeben, sogar mit Aufopferung anderer Vortheile, halten die Meisten für Luxus. Wie sich aber darnach das Verhältniß vieler zukünftigen Prediger stellen wird, wenn sie sich wirklich von der wahren Bildung des Zeitalters überflügeln lassen, ist schwer zu sagen. Oder ist ein echter Hengstenbergianer im Stande, auf die Fragen der Gegenwart anders einzugehen, als daß er überall den Teufel durch Exorcismus auszutreiben suchen wird. Es ist merkwürdig, doch nicht unerklärlich, daß namentlich seit der letztern Zeit unter den Zuhörern der philosophischen Theologen Berlins viele Ausländer, vornehmlich Württemberger und Schweizer zu finden sind, welche weit herkommen, um an der Quelle zu schöpfen, während bei Eingebornen damit immer Besorgnisse verbunden sind. Manche Leute meinen, es liege ein philosophisches Miasma in der Luft, und die Philosophie fliege Jedem von selbst zu; uns deucht, daß noch ein ganz anderer Wind weht, den feine Nasen wohl merken. — Freilich, wenn man von Marheineke Nutzen ziehen will, ist der gute Wille, fromm zu sein und tüchtig zu lernen, allein noch nicht genug; denn bei ihm kann man so nicht bleiben, wie man ist, und zu dem Mitgebrachten nur noch eine Quantität von Kenntnissen hinzufügen. Man muß sich bei ihm an das Denken gewöhnen, und das ist schwer. Für Anfänger namentlich, welche zu früh, ohne die nöthige Grundlage der Philosophie zu ihm sich wenden, dürfte sich ein so mißlungener Versuch leicht zum Aufgeben des ganzen Unternehmens gestalten. Die bleibende Jüngerschar ist dann aber auch um so treuer, und man sieht sie ziemlich den ganzen Cursus bei Marheineke durchmachen. Er liest Dogmatik, Moral, Symbolik, Dogmengeschichte, Encyclopädie, praktische Theologie. Wie er bei allen diesen Disciplinen vom philosophischen Standpunkte ausgeht, ist theils aus den darüber herausgegebenen Werken bekannt, theils läßt sich daraus auf die anderen Disciplinen leicht ein Schluß machen, — so daß jeder mit der Zeit fortgehende Theolog weiß, wie sehr er diese Wissenschaften gefördert hat. Wenn er dann auf einmal stehen geblieben ist, nun so kann ja Einer nicht Alles machen. Sollte es aber wirklich der Fall sein, was hie und da verlautet, daß Marheineke gesonnen ist, keine neue Auflage seiner Dogmatik mehr zu veranstalten, weil sie durch Daub's herauszugebende Vorlesungen darüber unnöthig gemacht sei, so könnten wir hierin nur einen Rückschritt erblicken, wie Marheineke sich auch, gewiß mit Unrecht, in seiner Vorlesung über Dogmatik durch Göschel und Konradi hat verleiten lassen, an manchen Stellen seine wahrhaft speculative Auffassung in der zweiten Auflage der Dogmatik zu verlassen. — Marheineke's Erscheinung auf dem Katheder ist in hohem Grade würdevoll, sein Vortrag streng methodisch, echt wissenschaftlich, aber anziehend, hie und da unterbrochen durch blitzende Pointen, die das Volk da unten in seiner Erbärmlichkeit vernichten, — fast die einzige Art der Polemik gegen Alle, welche trotz allen Geschreis seinen erhabenen Standpunkt nicht von fern erreichen. Diejenigen, welche erst geübt sind, Marheineke zu folgen, nehmen nicht allein gute Hefte mit, sondern lernen, was noch mehr werth ist, wissenschaftliche Strenge und Methode. Nur diejenigen, welche aus andern Vorlesungen her gewöhnt sind, Viertelstunden zu träumen oder weniger gespannt zu sein, können über Unverständlichkeit klagen. Ob es aber nicht in Marheineke's Macht stände, noch Mehreren den Zugang zu ihm und das bei der Sache Bleiben zu erleichtern, wenn er auf geschichtliche Entwicklung, mögliche Einwendungen und auch auf Kritik einginge? Doch vergesse man dabei ja nicht seine Freisinnigkeit und Humanität, die ihn stets verhindert hat, weiter Gegangene zu verdammen und ihnen wegen Ansichtsverschiedenheiten im Einzelnen den wissenschaftlichen Werth abzusprechen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Apostel der Frauen und die neue Kirche in Württemberg.

(Schluß.)

Diese Auslegung ist nämlich die als Swedenborgianisch bekannte Erhebung des buchstäblichen Sinnes zum geistigen. Die Geschichte der Bibel — ist die Meinung — sollen wir in unserem Herzen erleben; der Buchstabe der Geschichte ist nur ein Symbol für unser geistiges Leben, wie es werden soll. Hieraus wird klar, warum z. B. die Paulinischen Briefe dem Swedenborgianer etwas ungeschickt im Wege stehen. Diese Briefe enthalten ja meist Lehre, also etwas, was unmittelbar vom Geiste aufgenommen wird. Geistiges braucht aber nicht erst in Geistiges verwandelt zu werden; die allegorische Erklärung, die nur der vom Geiste Ergriffene geben kann, wird also hier unnöthig. Doch enthalten eben diese Briefe auch Stellen, auf die man sich bei jener Schrifterklärung stützen zu können scheint; wenn es z. B. im zweiten Korintherbriefe heißt, daß der Buchstabe tödte, der Geist aber lebendig mache, wenn Paulus selbst

Digitized by Google

in eben diesem Briefe die allegorische Erklärung bei der alttestamentlichen Geschichte anwender, so läßt sich mit geringer hermeneutischer Kunst daraus ein Text gestalten, der dem ganzen Evangelium unseres Frauenapostels zu Grunde gelegt werden kann. Die allegorisirende Erklärung der biblischen Geschichte aber zieht den Menschen auf ganz ähnliche Weise an, wie jedes Kunstwerk. Die ganze Geschichte, an der sich viele Christen einzig und allein herangebildet haben, erhält durch diese Ausdeutung auf einmal eine völlig neue, kunstreiche Gestalt, jeder kleine Zug daraus wird uns so nahe gelegt, als hätten wir ein Gemälde vor uns, das sich in unserem Innern abspiegelte. Dies Kunstmäßige, Poetische in seiner Auslegung hat magnetische Kraft, läßt uns aber wiederum in Werner den Schauspieler erkennen.

Hier ist außerdem der Punkt, wo Werner am nächsten mit Strauß zusammentrifft, — ein Umstand, der unserseits ihm ganz und gar nicht zur Unehre nachgesagt sein soll, wohl aber in mancher seiner Verehrerinnen ein bedenkliches Fragzeichen erwecken möchte. Allegorie und Mythus, allegorische und mythische Erklärung haben neben einander feil; und doch ist die Wirksamkeit beider Männer himmelweit von einander verschieden, eine Thatsache, welche Jedem von selbst einleuchtet, und an diesem Orte nicht näher ausgeführt werden kann. Doch wird schon das den Unterschied zwischen Beiden gehörig bezeichnen, daß Werner in seinen Vorträgen mit Nachdruck behauptet, die Geschichte des alten und neuen Testaments bleibe bei seiner Erklärung von A bis Z stehen, nicht ein Jota davon gehe zu Grunde, und dabei habe man noch den Vortheil, daß kein Streit mehr über die Auslegung entstehen könne, — natürlich deswegen, weil bei dieser Erhebung oder besser: Erniedrigung der Geschichte eines Volks oder ausgezeichneter Individuen zur Geschichte ganz untergeordneter Menschenseelen — denn darauf läuft Werner's Auslegung hinaus — weil also bei dieser Auslegung unendlicher Willkür die Schranken geöffnet sind. Was soll man aber zu der Erklärung sagen, daß die Geschichte bei seiner Auslegung ganz stehen bleibe? Ist es nicht Accommodation an so manche Zuhörer, die den Einsturz biblischer Geschichten perhorresciren, so ist es nichts Anderes, als wenn ich einen Feldstein liegen lasse, weil ich mich nicht mit ihm schleppen mag. Er bleibt auch ganz ruhig stehen, aber nicht weil ich ihn achte, sondern weil ich ihn verachte. Ist bei der Versuchung Christi das die Hauptsache, daß ich dieselbe in mir durchlebe und überwinde, so kann die Geschichte selbst nur Nebensache sein. Und wie vielen Inconsequenzen ist diese Auslegung ausgesetzt. Sollen wir die biblische Geschichte in unserem Herzen wieder erleben, so sollten wir natürlich eigentlich Alles erleben können, wir sollten Ischariot und den Jünger der Liebe, Christum und den Versucher, Himmel und Hölle, Land und Meer, Kreuz und Tempel, kurz Alles, auch das Entgegengesetzteste in uns aufnehmen können. Die Menschen sind selten, die dies können; nur ein Dante konnte eine Hölle und ein Paradies schreiben, nur ein Shakspeare konnte die höchste Vernunft aus einem Narren reden lassen, nur ein Göthe konnte den Teufel mit Gott und seinen Engeln sich unterreden lassen, — und Werner ist auch weit entfernt, nur daran zu denken, daß solche Menschen wie das Gras wachsen. Vielmehr baut er gerade auf die scheinbare Unmöglichkeit hievon die Nothwendigkeit seines Apostolats. „Das eine Mal nämlich muß Christus unmittelbar in unsere Seele aufgenommen werden, das andere Mal darf er auch neben uns gelten; wie er auf dem Schiffe neben den Jüngern geschlafen hat, so schläft er auch manchmal neben uns. Das Eine, was uns als Geschichte erzählt wird, muß aus unserer Seele hinausgetrieben, das Andere muß gleichsam in sie hineinversetzt werden." Bis daher hat die Sache nichts Verfängliches. Dürfte man nur annehmen, daß die Zuhörer es verdauen könnten, — es möchte vielleicht aus dieser geistig reproducirten biblischen Geschichte manches Gute entstehen. Nun aber fragen die Zuhörer, denen diese Verdauungskraft abgeht: Wer giebt uns aber den Geist dazu, daß wir dies Alles recht zu unterscheiden wissen? Und diese Frage kommt Werner'n eben recht. Das ist der Geist, sagt er, der heilige Geist oder der Geist Christi (persönlich sind Beide nach Swedenborg'scher Lehre nicht zu trennen), und diesen Geist habe ich in mir. Ich, will er sagen, bin die Brücke, auf der ihr allein zu Christo kommt; ich bin der Mittler zwischen euch und Gott und — wenn er es auch nicht selbst sagt, so setzen wir es jetzt gewiß mit vollem Rechte hinzu — ich bin ein Apostel.

Nimmt man hinzu, daß Werner beinahe in jedem Vortrage auf die Nähe des tausendjährigen Reiches, des neuen Jerusalems, oder wie man jene Zeit abstracter Seligkeit nennen möge, hinweist, so mahnt auch dies an die Apostel der urchristlichen Zeit, die in ihren Briefen unstreitig die Nähe eines letzten Gerichts vorhersagen. Doch muß man billig sein und zugeben, daß zu der Zeit der ächten Apostel die Welt eher das Ansehen hatte, als ginge sie dem letzten Stadium entgegen, als dies in unsern Tagen der Fall ist. Damals zog in der That der Verfall des römischen Weltreichs den Sturz der ganzen alten Welt nach sich, und jene Apostel hatten insofern weit mehr Recht, den Einsturz einer Welt vorauszusagen, wenn sie es auch nicht in diesem Sinne meinten, als heutiges Tages unser Frauenapostel. Eine kürzlich erst noch erwartete politische Katastrophe ist glücklich vorbeigezogen, und es ist auf diese Weise Europa nur um so mehr der Friede verbürgt. Nichts, gar nichts weist darauf hin, daß nur ein kleines Gewitter ausbrechen könnte, geschweige, daß die Welt aus ihren Fugen ginge. Und doch will unser Apostel die Anzeichen dazu finden; er will wissen, daß seit achtzehnhundert Jahren die Christenheit im Argen gelegen, am Buchstaben gehangen; das fühlen die Völker, besonders das Ausland, meint er, wohl, und Aller Augen seien auf Deutschland gerichtet, von ihm aus müsse die Speise des Evangeliums vom Geiste in alle Welt verbreitet werden. Wäre dies, dann freilich ständen wir jetzt im Vorhof einer Weltkatastrophe, und unser neuer Kirchenfürst, unser germanischer Papst hieße Werner. Jene Aeußerungen, die uns auf solche Schlüsse führen, sind aber nicht etwa aus der Luft gegriffen, sondern einzelnen seiner Vorträge entnommen. Auf Frankreich weist Werner beson-

Digitized by Google

ders hin, und vielleicht hat zu jenen Behauptungen sein Aufenthalt in Straßburg ihm einiges, jedenfalls aber ein pauvres Recht gegeben; denn das weiß Jeder, der nur die politische Geschichte nicht ganz von sich weist, daß die Franzosen im Ganzen und Großen ganz und gar nicht gemeint sind, eine Kirchenmutter oder Mutterkirche, überhaupt irgend eine Vormundschaft in Deutschland zu suchen.

Die Schriften, auf welche man sich für Werner's Lehre berufen könnte: „Annchen Lineweg," Erbauungsstunden und ein Katechismus, sind namentlich in Betreff ihrer Wirkung zu unbedeutend, als daß sie hier neben seinen Vorträgen in Betracht kämen. Auch Werner selbst beruft sich lieber auf seine Vorträge, als auf seine Schriften.

Alles, was wir bisher von Werner erfuhren, weist uns darauf hin, daß er in sich nicht nur einen Apostel und Propheten, sondern sogar einen auserwählten Stellvertreter Christi oder besser einen Statthalter des Geistes sieht. Ob Verstellung, ob Selbsttäuschung ihn so erscheinen läßt, mag ich nicht entscheiden. Auf das Letztere weist die ganz ungewöhnliche Begeisterung hin, mit der er sein Evangelium verkündigt. Daß er aber auch von Verstellung nicht ganz frei zu sprechen sei, das möchte wohl am meisten daraus hervorgehen, daß er überall so berechnend zu Werke geht, daß er an keinem Orte, an dem er seine Vorträge erst beginnt, sogleich unverhohlen mit der neuen Kirche herausrückt, daß er sich zuerst meist mehr pietistischen Ansichten anbequemt, die den Meisten geläufiger sind, oder mehr mit der allgemeinen Phrase, daß man das Christenthum auch im Leben zeigen müsse, sich begnügt, und erst dann, wenn er des Erfolgs mehr gewiß ist, mit der Lehre des in ihm wirkenden Geistes hervortritt. Ein böswilliges Gerücht will sogar, daß der jesuitische Grundsatz, die Verkündigung des Wortes je nach dem zu erwartenden Erfolge und nach dem Glauben der Zuhörer umzumodeln, auch ein Swedenborgianischer sei.

Wichtig bleibt jedenfalls diese Erscheinung eines neuen Apostels und einer neuen Kirche, sowohl nach dem Zwecke, welchen sie verfolgen, als nach den Wirkungen, die sie schon hervorbrachten und immer noch hervorbringen.

Käme jener, der Zweck, zu seiner Erfüllung, so wäre nichts Anderes die Folge, als daß an die Stelle des protestantischen Princips wieder das katholische träte: Einheit der Kirche unter einem Stellvertreter des göttlichen Geistes. Die Schrift würde damit den Laien wieder aus den Händen gerissen, weil sie ja die geistliche Erklärung immer nur vom Stellvertreter Gottes zu erwarten hätten. Und wenn Werner ausspricht, daß er es gern sehen würde, wenn der Herr noch Viele erweckte, wie es bei ihm geschehen sei, so haben wir uns dies wohl nur so zu erklären, daß er gern unter seiner Obhut einen Priesterstand versammelte, der nach Art der Mönche, der Cardinäle und Bischöfe das Kirchenregiment ihm befestigen helfe.

Die Wirkungen aber sind in der That auch jetzt schon beträchtlich. Werner hat eine Frauenkirche nicht von Steinen, wohl aber von Frauenseelen bereits zu einer ansehnlichen Höhe aufgeführt. Warum er gerade der Frau es angethan hat, dies ist aus dem Bisherigen klar genug. Welches sind die Geisteskräfte, die in der Frau zur höchsten Reife gedeihen, wenn nicht Gefühl und Phantasie? Und an welcher Stelle faßt Werner die menschliche Seele, wenn nicht eben an der sentimentalen und phantastischen? Das Gefühl wird auf einen krankhaften Grad, bis zur Berauschung gesteigert; aber wer weiß es nicht, daß besonders Frauen in solchen Gefühlskrankheiten sich manchmal erst recht wohl fühlen, daß diese Schwelgerei um so mehr Reiz für sie hat, weil sie als eine geistige gewiß unschuldig, wenn nicht gar verdienstlich zu sein scheint. Es besuchen freilich auch Männer seine Vorträge; doch finden durchgängig nur die bleibenden Gefallen an ihm, die etwas Weiblich-Zärtliches und Schwächliches an sich haben, wogegen auch unter den Frauen ausnahmsweise sich solche befinden, die nicht mit dem Strome schwimmen, weil ihre Urtheilskraft ungewöhnlich ausgebildet ist. Daß die Liebe, die Werner nebenher immer als Grundstein seiner Sittenlehre hervortreten läßt, auch unter den Erwachsenen schon gute Früchte getragen, ist zu erwarten. Aber dem Evangelium der Liebe steht bei ihm auch eine schlimme Botschaft des Hasses zur Seite, wenn dies auch nicht direct verkündigt wird. Wer binden will, der muß auch auflösen. Bande des Bluts und Bande des Geistes hat unser Apostel mit dem scharfen Messer seiner Rede schon zerschnitten; die Liebe der Familien hat er zerstört, alte Freunde entzweit, damit er die Seelen mit sich verbinde. Mit dem Pietismus verglichen, ist seine Kirche für jetzt noch nicht so scharf abgegrenzt, droht es aber weit mehr zu werden; er treibt die Gefühlsreligion auf eine höhere Spitze, als der Pietist es thut, indem er als Mittel dazu ein möglichst freies Walten der Phantasie gebraucht. Daraus erklärt es sich auch, daß Werner, trotz dem Unterschiede in der Schrifterklärung und in manchen Theilen der Religionslehre, doch Manche, die früher der pietistischen Partei angehörten, auf seine Seite gebracht hat. Größtentheils aber zieht man sich von dieser Seite scheu vor ihm zurück; und so haben wir jetzt innerhalb der protestantischen Kirche Württembergs zwei kleinere abgegrenzte kirchliche Parteien. Nehmen wir hinzu, daß auch der Strauß'sche Geist kräftig eingedrungen ist unter Clerus und Laien, so giebt dies ein Bild von dem rastlosen Treiben dieser Kirche. — Strauß darf freilich neben Werner und den Helden des Pietismus ganz und gar nicht als Proselytenmacher oder Kirchenfürst genannt werden. Seine Wirksamkeit ist eine stille und nimmt eine ganz andere Gattung der Menschheit in Anspruch, als die Werner'sche und pietistische. Strauß hat es mit der denkenden Menschheit zu thun, Werner und der Pietismus mit der fühlenden. Strauß setzt die Vernunft auf den Thron, darum ist seine Tendenz eine aristokratische. Die pietistische dagegen ist demokratisch, die Werner'sche monarchisch. Werner will dadurch zum Ziel gelangen, daß er die Gemüther im Sturme erobert; er ist ein Revolutionär des Geistes, Strauß nur ein ruhiger Reformator. Ob jener Sturm gelingen werde, das ist jetzt die Frage. Der erste Act hat nun einmal begonnen, und welches Schauspiel jetzt in Schwaben gespielt wird, wie es sich bereits bis an die äußersten Grenzen Württembergs ausgedehnt hat, das glaubte ich auch dem außerschwäbischen Deutschland nicht vorenthalten zu dürfen.

F. S.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Digitized by Google

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

5. Februar. № 31. 1841.

Die Universität Berlin.

(Fortsetzung.)

Damit nun aber die große Bedeutung Marheineke's für die neueste Theologie, insbesondere für die theologische Wissenschaft Berlins vollends fest und sicher bleibe, dafür ist gesorgt durch Männer, welche Marheineke mit Recht als seine Fortsetzer und Ergänzer ansehen kann.

So treten uns Vatke, Benary und George als die ächten Söhne des neuesten theologischen Geistes entgegen. In ihnen erst ist der theologischen Wissenschaft Berlins Schleiermacher, welcher ihr sonst abhanden gekommen wäre, wiedererstanden und wiedergegeben, indem diese Männer es sich zum Zwecke gemacht haben, die von Schleiermacher und de Wette begonnene, freie Kritik weiter zu führen und zu vollenden.

Die Schleiermacher'sche Kritik, welche leider noch immer von so Vielen nicht einmal erkannt ist in ihrer hohen Bedeutung für die neue Theologie, und Marheineke's großartige Gedanken-Objectivität und -Allgemeinheit sind zunächst in Vatke zu concreter Einheit zusammengeschlossen. Kritik und Dialektik, welche das thatsächliche Manifest des modernen freien Geistes sind, daß er verschmähe, als sein Eigenthum in Ruhe und Frieden zu genießen, was er nicht im Schweiße seines Angesichts sich selbst errungen, waren bei Marheineke vor der höhern Nothwendigkeit, zunächst in kategorischer Form die neue, sich selbst genugsame Geistesfreiheit kräftig auch auf theologischem Gebiete zu repräsentiren und gegen alle zurückgebliebenen, gegen den Geist mißtrauischen Kinder der Zeit zu behaupten und geltend zu machen, in den Hintergrund getreten. Nachdem aber das gelobte Land der Theologie erreicht und überschaut und als das gelobte Land in Wahrheit erkannt war, war es nöthig, dasselbe durch das Gepräge der mitgebrachten neuen Cultur vollends zum eigensten und unverlierbaren Eigenthume zu stempeln. Es bedurfte noch des sorgfältigen Ausbaues im Einzelnen und vor Allem der Sicherung gegen die kleinen Feinde, die man vorläufig, um nur erst das ersehnte Ziel zu schauen, hinter sich gelassen hatte, ohne sie gänzlich ohnmächtig gemacht zu haben. Einen solchen nachträglichen Kampf kämpft auch Vatke mit männlicher Tapferkeit und bewunderungswürdiger Ausdauer, und vernachlässigt dennoch die Pflichten und Künste des Friedens im Innern des neuen theologischen Landes nicht. So beseitigt Vatke, selbst Herr der concretesten Fülle des Gedankens, immer noch sich kräftigend durch den dauernden Kampf, da derselbe zugleich Sieg ist, von Grund aus alle Gefährdungen, welche der neuesten Theologie noch hie und da drohen, so daß kein Zweifel an der vollkommenen Sicherheit und Selbstgewißheit des neuen Geistes über sich selbst mehr übrig bleibt. — Als Vatke im Jahre 1830 aufgetreten war, versammelte er in den ersten Jahren in seinen Vorlesungen nahe an hundert Zuhörer. Die Zahl hat abgenommen, namentlich seit Schleiermacher's Tode und seitdem seine biblische Theologie erschienen ist, so daß 30—40 jetzt gewöhnlich die Anzahl derjenigen ist, welche seine Vorlesungen besuchen. Woher das kommt, liegt auf der Hand. Das Ketzergeschrei von allen Seiten über Pantheismus und Atheismus, mit allzu deutlicher Hinweisung, auf wen es gemünzt sei, hat die Theologen eingeschüchtert und befangen gemacht. Wenn daher Vatke eine öffentliche Vorlesung von allgemeinerem, nicht gerade für Theologen von Fach berechnetem Inhalte liest, wie etwa: über das Verhältniß von Kirche und Staat, über Ursprung und Wesen der Sünde, so steigt die Anzahl seiner Zuhörer leicht aufs Doppelte, wovon aber wenigstens die Hälfte Nichttheologen sind. Man muß also wünschen, daß Vatke dies doch nie unterlasse, — denn wenn die Auserwählten das Evangelium verschmähten, so brachte es der Apostel zu den Heiden. Und doch wie Viele haben, wenn sie kühn und unbefangen genug waren, die Verdächtigungen zurückzuweisen und ein Semester durch zu bleiben, die Grundlosigkeit jenes Gerüchtes eingesehen, schon allein durch die Liebenswürdigkeit der Erscheinung und die ihnen dargebotene Gelehrsamkeit gefesselt. Vatke liest Einleitung ins A. und N. T., fast die ganze Exegese beider, seine Hauptthätigkeit erstreckt sich jedoch auf die Entwicklung der alttestamentlichen Religion, wozu noch fast jedes Semester eine neue kleinere Vorlesung allgemeinen, religions-philosophischen

Digitized by Google

Inhalts kommt. Einmal im vorigen Sommer Religionsphilosophie, deren Wiederholung nicht genug angerathen werden kann. — Seine exegetischen Vorlesungen sind gediegen und gründlich; er hat es sich zur Aufgabe gemacht, die Gegner gründlich zu widerlegen, und das thut er mit einer Umsicht, Schärfe, Unparteilichkeit, Ausdauer und Klarheit, welche den eindringlichsten Beweis der Wahrheit liefern gegen die schnöden, eintönigen Redensarten: die allein richtige Meinung ist, „das müßt ihr glauben," Gründe bedarf es dafür nicht, überzeugen kann man seinen Gegner nicht, u. s. w. Vatke verwirft nie eine Ansicht, ohne entweder das Brauchbare derselben sich anzueignen, oder wenn sie völlig absurd ist, so zeigt er wenigstens, wie der Gegner zu so crassen Behauptungen gezwungen ist, und wo wir nichts wissen können, ist er gewissenhaft genug, es offen einzugestehen. So zeigt er namentlich in seinen Vorlesungen auf dem Felde der biblischen Theologie, wie er, stets festhaltend an der philosophischen Grundlage, auf welcher er die Wissenschaft erbaut hat, dennoch alles Brauchbare, gleich viel, ob es von Freund oder Feind kommt, zu seinem Nutzen verwandt hat. Den Gipfelpunkt von Allem aber bildet seine Religionsphilosophie, welcher sich im vergangenen Semester die Vorlesung über die Sünde würdig an die Seite stellte. Hier entwickelt er seine ganze Virtuosität, speculative Tiefe und kritische Schärfe; beide Anforderungen, die an den Theologen der heutigen Zeit gemacht werden, sättigen sich hier gegenseitig bis zur völligen Ineinanderschmelzung; diese klare, anschauliche, tief eindringende Darstellung religiöser Zustände, diese Einführung concreter Philosophie bis in die einzelnen religiösen Vorstellungen zeigen dem, der folgen kann, daß nur ein tief religiöses Gemüth, seiner Erhabenheit über die Spötter gewiß, Solches zu leisten im Stande ist. Dazu noch eine gediegene, körnige, gebildete Sprache — und es ist begreiflich, wie diejenigen, welche einsehen, was sie an Vatke haben, vor allen Rückfällen nicht allein völlig sicher sind, sondern noch ganz anders die Seinen sind, als die, welche ein sich umsetzender Wind eben so fortbläst, wie sie gekommen sind. Auch bei ihm sind fast alle Schweizer und Württemberger zu finden. Eins nur könnte noch für den größeren Erfolg seiner Wirksamkeit zu wünschen übrig bleiben, daß er nämlich, wenngleich seine Natur sich mehr zur ruhigen Contemplation hinneigt, in seinen Vorlesungen lebhafter und feuriger sich darstellte, um auch äußerlich noch sichtbar zu machen, wie sehr er von der Heiligkeit seiner Sache durchdrungen ist. Es wäre wahrlich ein zu hoher Grad von Bescheidenheit, die Ansprüche, zu denen ihn sein Werth berechtigt, nicht überall mit voller Energie geltend zu machen.

Benary, der gelehrte und rüstige Kampfgefährte Vatke's in seinen kritischen Bestrebungen und Kämpfen, ist zwar von Hause aus mehr reiner Orientalist, aber da ja der noch dauernde Kampf in der Theologie nun vorzugsweise seinen Boden in den Urkunden der hebräischen und urchristlichen Religion und Geschichte genommen, und Benary sich vorzugsweise den alttestamentlichen Studien mit großem Erfolge widmet, so ist auch er eine bedeutende Stütze der mündig und frei gewordenen Theologie auf der berliner Universität. Auch Benary, als Streiter für Wahrheit und Freiheit von Aberglauben und Unglauben, hatte früher mehr Zuhörer, bevor die weithin lärmende Trompete der evangelischen Kirchenzeitung das neue Märtyrerthum des Glaubens so Vieler, die sich übertäuben lassen, plausibel gemacht hat. Dennoch ist Benary's Wirksamkeit noch immer umfangreich genug. Er hat sich auf das exegetische Feld des A. T. (im N. T. liest er bloß die Apokalypse) beschränkt, und geht vornehmlich genau bei seiner Exegese auf das Grammatische ein, liest auch abwechselnd die hebräische Grammatik besonders und leitet grammatisch-exegetische Uebungen. Er geht, wie es seiner feurigen Natur angemessen ist, in der Exegese dem hartnäckigen und zähen Feinde aller Kritik mit noch viel größerer Energie zu Leibe, und läßt sich die Mühseligkeit nicht verdrießen, ihm bis in die entlegensten Schluchten zu folgen. Wenn nämlich Vatke die alttestamentliche Religion mehr im Ganzen und Großen behandelt, so wählt Benary sich lieber einzelne Punkte, verfolgt diese dann aber auch mit bewundernswürdiger Schärfe. — Ihm fallen gewöhnlich alle diejenigen zu, welche zugleich Philologen sind, wie's hier Viele giebt, die die theologischen und philologischen Studien verbinden. Solchen hat es natürlicher Weise die Beschäftigung mit den classischen Autoren unmöglich gemacht, an Hengstenberg's Exegese Gefallen zu finden, und für das Grammatische haben sie schon von der Philologie her eine Vorliebe. Von ihnen wird Benary's lebendiger, anregender Vortrag, der die Zuhörer in Spannung und im Interesse der Sache erhält, sein erfolgreiches Bestreben, klar und deutlich zu sein, sehr gepriesen.

George, der sich durch seine Schriften bereits als scharfsinniger, ganz in den Geist der neuen Theologie eingeweihter Kritiker bekannt gemacht hat, liest Exegese, Alterthümer, auch seit einiger Zeit Philosophie der Kirchengeschichte, wird aber gleichfalls durch die obwaltende Lage der Dinge verhindert, viele Zuhörer um sich zu versammeln, wozu auch wohl sein noch etwas befangener Vortrag mitwirken mag.

Von den noch übrigen Docenten ist wenig zu sagen. Uhlemann, ein tüchtiger Kenner des Syrischen, hat trotz seiner Bemühungen, Anfängern das Studium zu erleichtern, niemals zahlreich besuchte Vorlesungen zu Stande bringen können. Er liest Einleitung ins A. und N. T., Exegese des A. T., und beschäftigt sich jetzt mit Studien in der Dogmengeschichte. Die beiden Licentiaten Erbkam und Philippi sind erst zu kurze Zeit aufgetreten, als daß sich

Digitized by Google

über sie schon ein Urtheil fassen ließe. Es wird ihnen schwer werden, neben Neander, dessen Fußtapfen sie, zugleich mit großer Hinneigung und Abhängigkeit von Hengstenberg, einzuschlagen scheinen, viele Zuhörer zu gewinnen. Beide lesen Kirchengeschichte und Exegese des N. T. Erbkam hat seinen Standpunkt deutlich in der Abhandlung: „Ueber die Lehre von der ewigen Verdammniß" (Studien und Kritiken) dargelegt. Das, was an Schleiermacher anklingt, bezieht sich durchaus nur auf die Form. — Von Philippi dürfte bemerkenswerth sein, daß er in seiner Vorlesung über den Paulinischen Lehrbegriff geflissentlich darauf ausgeht, beim Apostel Paulus die streng Lutherische Dogmatik nachzuweisen. Wie er so in des großen Apostels Lehre gerade die Seele tödtet und überdies zu dem willkürlichsten Verfahren gezwungen wird, wonach er einzelne, bald hie, bald da einen Vers herauspflückt, ist leicht einzusehen.

Weniger gut als mit den übrigen Zweigen des theologischen Studiums ist es in Berlin mit den praktischen Uebungen für die zukünftigen Geistlichen bestellt. Marheineke, welcher gediegene Vorlesungen über die praktische Theologie hält, schlägt den Nutzen der homiletischen Seminare nicht sehr hoch an, und wenn er dabei nur Berlin im Auge hat, kann man ihm schon beistimmen. Aber sonst ließe sich darüber noch streiten. Die berliner Studirenden zeigen hier einen richtigen Takt. Das homiletische Seminar, welches der hiesige Hofprediger Dr. Strauß leitet, ist fast gar nicht besucht (20 — 30 im Verhältniß zu den 400 — 500 Theologie Studirenden will wenig bedeuten). Sie ziehen es mit Recht vor, sich nach dem Muster der ausgezeichneten Prediger Berlins, nach den Vorträgen Hoßbach's, Theremin's, Ehrenberg's, Couard's und vieler Anderer zu bilden. Es wäre ungerecht, wenn man Strauß glänzende Rednertalente absprechen wollte, aber sowohl zu seinen Vorträgen über Homiletik, Katechetik, Pastorallehre, als zur erfolgreichen Leitung des Seminars geht ihm die modernwissenschaftliche Bildung ab, und Schleiermacher's Urtheil, das noch im Munde der Studirenden lebt, wird wohl wahr bleiben. Strauß hat ohne Zweifel tüchtige Kenntnisse in der biblischen Geschichte und Geographie und überhaupt die speciellste und detailirteste Gelehrsamkeit in allen sich auf Kenntniß der heiligen Schrift beziehenden Sphären, weiß auch alle Formeln der altlutherischen Dogmatiker und englischen Apologeten gut zu handhaben und zu citiren, aber von der neuen Theologie scheint er nur geringe Notiz genommen zu haben. — Strauß theilt alle Predigten ein in analytische, synthetisch-analytische und synthetische, von welchen Unterschieden jedoch die beiden ersten ziemlich zusammenfallen, so daß uns eigentlich doch nur der alte Unterschied von eigentlichen Predigten und Homilien übrig bleibt. Er steift sich freilich dagegen, die Homilien in diesem bestimmten Sinne zu fassen, da er gründlich beweist, daß von Anfang an alle Predigten Homilien geheißen haben, allein das ist für uns Nebensache. Mehr Bedeutung hat, daß er durchaus keine synthetischen Predigten, d. h. solche, die einen Hauptgedanken aus dem vorliegenden Texte herausheben, als vom Texte und somit auch vom Geiste der heiligen Schrift zu leicht zu eigenen unbiblischen Gedanken führend, gelten lassen will. Dies mag noch von der Opposition gegen die Aufklärer alten Stils herrühren, welche allerdings oft gar nicht aus der heiligen Schrift, sondern wer weiß wo überall sonst her ihr Thema nahmen; allein schon gegen Reinhard wird seine Polemik ungerecht, und überhaupt so allgemein hingestellt, wird die Ansicht höchst einseitig. Seine analytisch-synthetische Methode, in der man übrigens durch mehrstündige Uebung dahin gebracht werden soll, daß man sogleich beim ersten Ueberblick aus jedweder vorgelegten Bibelstelle verschiedentliche Themata zugleich mit den gehörigen Divisionen und Subdivisionen vor Augen hat, unterscheidet sich nur formell von der rein analytischen, denn das Thema, welches gewonnen wird, ist doch nur eine äußerliche Zusammenfassung der einzelnen, nach Kant's zwölf Kategorieen zerlegten Sätze. An die rein analytischen Predigten ohne bestimmtes Thema, die höchste Gattung, dürfe sich so leicht Niemand wagen, sie wären nur Wenigen, hochbegabten Männern, wie Luther, gelungen. Außerdem stellt er noch Mosheim und Chrysostomus als die bleibenden Vorbilder für Kanzelredner hin. — Wo Strauß aber seinen grimmigen Eifer gegen alles Moderne herbekommen hat, wie der Verfasser der doch ohne Zweifel vom Geiste moderner Poesie und Kunst tingirten Glockentöne zu Behauptungen verleitet wird: „man habe der Liturgie die Schande anthun wollen, sie eine heilige Kunst zu nennen, eben so wie man sich nicht entblödet habe, der Dogmatik den Namen einer christlichen Philosophie zuzueignen," — ist schwer zu begreifen.

Gönnen wir uns nun zum Schlusse noch einen Gesammtüberblick über das in seinen einzelnen Richtungen von uns betrachtete theologische Leben der berliner Universität. Wie wir in der Seele desselben noch keineswegs die volle Harmonie und die erfüllte Einheit zur wahren Wirklichkeit gekommen sehen, indem in der theologischen Facultät unserer Universität die constituirenden Momente des vollen theologischen Geistes sich zum Theil noch in den besonderen Repräsentanten als selbständige Elemente behaupten, und keineswegs schon jeder Docent auch alle übrigen wahrhaft begreift und anerkennt, so muß diese noch statthabende Unvollständigkeit noch augenscheinlicher hervortreten an dem Körper der Theologie Studirenden, den die Facultät der Docenten erst noch zu beherrschen und zu durchdringen hat. Hier zeigen sich natürlich die Besonderungen und Einschnitte im vergrößerten Maßstabe; denn die gegenseitige Beziehung, die Durcheinanderbildung der verschiedenen Richtungen unter den Studirenden, welche natürlich den verschiedenen

Digitized by Google

Standpunkten der Docenten entsprechen, sind durch die Verhältnisse, welche die große Residenzstadt mit sich bringt, verhindert und unmöglich gemacht. Und in der That kann ja auch die letzte vollendete Auflösung der theologischen Gegensätze nicht auf dem Markte des geistigen Verkehrs, sondern einzig im Heiligthume des rein wissenschaftlichen Austausches der Gedanken zu Stande gebracht werden. Daß also unter den Studirenden verhältnißmäßig erst Wenige von der in sich versöhnten Theologie sich beleben und beseelen lassen, trotz der genügenden Fülle der in der berliner theologischen Facultät ihnen gebotenen Mittel, wäre selbst bei größerer Gunst der äußeren Verhältnisse nicht unerklärlich. Nun liegen aber in der That die Umstände, welche der speculativen Philosophie das Eindringen in die Theologie erschweren und überhaupt dem raschen Umsichgreifen der neuesten Philosophie als bedeutende Hindernisse sich in den Weg stellen, offen zu Tage. In Beziehung auf die Theologie wollen wir nur an das allgemein bekannte Factum erinnern, daß ihre Jünger in der Regel mit den Gütern dieser Welt nicht zu gesegnet sind; jedoch wahrhaft hinderlich muß dieser Umstand dem rüstigen, freien Vorwärtsstreben im Gebiete der Wissenschaft erst dann werden, wenn den Theologen, welche vor Allem auf baldige Versorgung und selbständige Stellung im Leben hinarbeiten müssen, ihre Aussichten durch die Aufnahme speculativer Tendenzen versperrt und beengt zu werden scheinen, und zu dieser Meinung sind sie berechtigt, so lange die speculative Theologie sich nicht einer größeren Anzahl gewichtiger und höher gestellter Fürsprecher zu erfreuen hat. So lange dies noch nicht der Fall ist, kann offenbar der gläubige, d. h. unwissenschaftliche Theolog sich ein schnelleres Fortkommen in der Welt versprechen. Dieser Punkt ist von der höchsten Bedeutung. Es werden hiemit die gemeine Praxis, die endlichen Zwecke, das Leben und die Noth des Lebensunterhaltes über die ewige Wahrheit, es wird die Politik und ihre Heuchelei über die Religion und ihre Hingebung gesetzt. Dies zu erkennen und diesen Krebs zu exstirpiren, das wäre die Cur und die wahre Restauration einer Anstalt, in welcher das innerste Herz des deutschen Vaterlandes so lange frei und mächtig treibend schlug, jetzt aber die freie Wissenschaft unter dem Drucke des Lebens und seiner beschränkten Politik ein ungedeihliches Dasein fristet. An sich ist immer der alte Geist noch da; aber er ist weder das ausgesprochene Princip der theologischen Facultät, noch der Universität im Ganzen, noch des Staates, der sie pflegt. So fehlt es aller Enden an dem Zutrauen und an der Aufmunterung zur Wissenschaft, deren allerdings der große Haufe und der gemeine Sinn so sehr bedarf. Ist aber solche Aufmunterung und Anregung zu freier Wissenschaft erst sicherer verbürgt, so wird der Geist der zu Berlin Studirenden im Allgemeinen auch freudiger und schneller dem Zuge nach seinem wahren Ziele folgen. Denn werfen wir noch einen flüchtigen Blick auf die Motive und Triebfedern der theologischen Studentenwelt Berlins, und auf die Verhältnisse und Umstände, unter denen das Leben der meisten Theologen sich hier gestaltet, so werden wir auch in dieser Beziehung in Berlin einen noch kräftigeren Keim zu wahrhaft geistigem, freiem, von niederen Interessen weniger gebundenem Leben, als auf andern Universitäten gewahren. Daß nämlich die Studirenden und am meisten die Theologen trotz der zahlreichen und mannigfaltigen Zerstreuungen der Residenz und großen Stadt doch mehr auf sich und den Zweck, welcher sie eben nach Berlin geführt hat, gewiesen sind, wird jeder in die Verhältnisse nur einigermaßen Eingeweihte leicht zugeben. Die berliner Universität ist eine moderne Universität. Das Interesse des genußvollen, heitern Lebens, welches auf den andern alten Universitäten, sonst freilich auch mehr als jetzt, als unzertrennlich von den Jahren des Studiums gilt, gehört hier nicht mehr gerade wesentlich zum Leben des Studenten, und findet keine allgemeine Vertretung mehr in einem Gemeinwesen der Studirenden. Man ist auf der berliner Universität nicht mehr Student, sondern man studirt Theologie ꝛc., man studirt als Privatmann und amüsirt sich als Privatmann je nach den individuellen Verhältnissen und Umständen. Die Mehrzahl, zumal der Theologie Studirenden, da sie Fremde in Berlin bleiben, kommen mit dem socialen Leben der Residenz wenig in Berührung, kleinere oder größere, zum Behufe des bloßen Vergnügens etablirte Vereine sind von geringer Bedeutung und finden bei der vorgeschrittneren geistigen Bildung keinen erheblichen Anklang, und so ist der Studirende mehr auf sich selbst, wie er gegenübersteht einem reichen Schatze von gelehrter und philosophischer Bildung, hingewiesen, in dieser Welt, wo es ihm freisteht, seine jugendliche Thatkraft durch gründliche Besitznahme und Aneignung des occupirten Gebietes zu üben und zu bewähren. — Die Wissenschaft ist in Berlin überhaupt universeller Natur und nicht mehr an eine bestimmte Form der äußern Erscheinung gebunden, und eben dieser Universalismus des geistigen Lebens ist ein und dasselbe damit, daß äußerlich betrachtet die wahre Einheit, der organische Zusammenhang der Einzelnen unter einander dem berliner wissenschaftlichen Staate abzugehen scheint. Aber die wissenschaftliche Sphäre ist für die in Berlin Studirenden das Reich jener Welt, aus welcher sie eigentlich stammen, und auf welches sich schließlich immer wieder zurückzubeziehen ihre Bestimmung und ihr Wesen ist, während das sonstige äußerliche und gesellige Leben als der weite, unwesentliche Spielraum für Belieben, Willkür, individuellen Geschmack, besondere Richtung und Neigung übrigbleibt.

(Fortsetzung folgt.)

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Digitized by Google

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

6. Februar. № 32. 1841.

Ueber Reisen und Reiselitteratur der Deutschen.

Eine Sommerreise. Von Robert Heller. Leipzig, 1840. Druck und Verlag von Philipp Reclam jun.

Man hat es noch nicht für werth erachtet, unsere Reisebeschreibungen, soweit dieselben nicht in rein wissenschaftlicher oder doch gelehrter Rücksicht geschrieben wurden, sondern mehr oder weniger in das Gebiet derjenigen Litteratur hinübergreifen, welche man die schöne zu nennen pflegt (denn von diesen allein soll hier die Rede sein), einer übersichtlichen und zusammenhängenden Darstellung, Entwicklung und Beurtheilung zu unterwerfen. Und doch möchte auch an diesem abgesonderten, mehr blätter- als früchtereichen Zweige sich deutlicher, als man glaubt, das eigenthümliche Wachsthum und der gesammte Bildungsgang des großen Baumes unserer Litteratur nachweisen lassen. Irren wir nicht, so erfolgte die erste Einführung der Reiselitteratur in die schöne Litteratur überhaupt in der Blüthezeit der Sentimentalität und gemüthlichen Ueberschwänglichkeit. Yorick's Sentimental Yourney, schon 1768 übersetzt (von Bode; diese Uebersetzung erlebte bis in den Anfang des neuen Jahrhunderts fünf Auflagen), fiel gerade in diese Zeit, und es konnte nicht fehlen, daß bei der damaligen Mustergiltigkeit der englischen Litteratur im Allgemeinen, sodann bei der wunderbaren Energie, mit welcher gerade Sterne in seinem bizarren Gemisch von Empfindsamkeit und Frivolität, von Enthusiasmus und Nüchternheit das aussprach, was weit und breit, diesseits und jenseits des Meeres die Gemüther bewegte, die Nachahmungen Yorick's und mit ihnen die sentimentalen Reisen sich ebenso häuften, wie wir nur irgend in unsern Tagen andere Könige andern Körnern zu thun geben sehen. Es gesellte sich dazu, daß jener sentimentale Hang, wie er durch die Naturmalerei (in Brockes und mit entschiedenstem Erfolg in Kleist) war verbreitet worden, nun auch selbst wieder eine neue, bis dahin unerhörte Art des Naturgenusses, um nicht zu sagen der Naturschwelgerei, ein Jagen und Suchen nach Naturbeschauung, ein Erbauen und Begeistern an landschaftlichen Schönheiten hervorbrachte, welches diese Reiselitteratur ungemein befördern mußte. Denn wie diese Schwärmerei für Natur und Naturgenuß unsere Jünglinge (man erinnere sich der göttinger Verbündeten!) hinaustrieb ins Freie, in die süße Pracht der Blüthezeit, die stille Melancholie der Mondnacht, und wie unsere Poeten diese Eindrücke in Oden und Liedern wiedergeben, so trieb sie dieselben auch weiter ins Land hinaus, schwellte ihnen die Brust mit Wandersehnsucht, und ließ sie endlich ebenso das Gesehene und Erfahrene in Reisebeschreibungen niederlegen. Es war überdies die Zeit, wo, nach dem Göthe'schen Ausdruck, die Litteratur sich näher rückte: litterarische Freundschaften wurden gesucht und geschätzt, auf Reisen daher und Besuchen mit raschem Enthusiasmus begründet, und als nun bald darauf in diese wunderliche Masse durch Lavater's Physiognomik ein neues, mächtiges Ferment hineinkam, da gab es für die Reiselustigen einen solchen Ueberfluß von Motiven, Titeln und Berechtigungen, daß nicht allein der Parnaß in wandernder Bewegung erscheint, sondern auch die übrige Welt mehr und mehr in dies Treiben hineingezogen wird. Eine besondere Geltung gewinnt von nun an die Schweiz, theils als das Mekka der Naturreisenden, theils aber, was man ja nicht außer Acht lassen darf, der litterarischen Bedeutung wegen, die sich damals an die Schweiz knüpfte und wie mit einem Heiligenschein jene Ufer und Inseln des zürcher Sees umgab, an denen einst Klopstock seine Fanny zu vergessen gesucht hatte, und die nun fortlebten in den geliebtesten seiner Oden; nicht zu erwähnen, daß nun auch Lavater, für Manche der Messias selbst, für Unzählige ein Prophet desselben, in der Schweiz seine heilige Stätte gegründet hatte. Diese Richtung der deutschen Sentimentalität hat sich außerordentlich lange behauptet; wir dürfen nur den Namen Matthisson nennen, um unsere Leser sogleich daran zu erinnern, wie viel von diesem sanften, süßen, enthusiastischen Ichor (denn gemeines Blut, wie andere Menschen es auch haben, wagen wir diesen Lebenssaft der Sentimentalen nicht zu schelten!) noch in der gegenwärtigen Litteratur und dem nie aussterbenden Trosse der Nachahmer sich regt.

Digitized by Google

Allein unsere Poesie selbst war nicht lange in der Sentimentalität, diesem bloßen selbstsüchtigen Selbstempfinden des bewegten Ich, stecken geblieben; es war dies nur ein Kriegslärm gewesen, mit welchem sie überhaupt das Subject, das sie seit Jahrhunderten in Convenienz und Dogma verloren, als poetisches Eigenthum sich wiedererobert hatte. Nicht mehr abstract das Subject und sein maßloses Pathos allein (wie in den Stürmern und Drängern), sondern das schöne Subject ward Ziel und Aufgabe der Poesie; Winkelmann, Heyne und Homer lösten Brockes, Kleist und Klopstock ab, die Kunst trat an die Stelle der Natur, und — Göthe reiste nach Italien. Denn dieses Land ward nun, was bis dahin die Schweiz gewesen war; die Gletscher und die Seen und der Rheinsturz mußten zurückweichen vor dem Apoll von Belvedere, der Sixtinischen Capelle und der Kuppel der Peterskirche. Mit einem Worte, die Bewunderung der Schweiz fing an die Stelle einzunehmen, in welcher der Italienfahrer auf seiner Reise selbst die Schweiz erblickte: sie lag an der Schwelle seines Allerheiligsten, er nahm sie mit, wie im Vorbeigehen, sie war ein Zweites und Beiläufiges geworden, während von Rom Einer dem Andern zurief, daß es noch immer die Herrscherin der Welt, Italien noch immer der Garten der Erde sei. Der Uebergang vom Naturenthusiasmus zur Kunstschwärmerei zeigt sich zum Theil noch in Heinse's Reisebriefen; bald aber kam die Kunst und mit ihr Italien zur unbestrittenen Hegemonie, und es ist fast rührend anzusehen, wie von Weimar, als dem eigentlichen Mittelpunkt dieser Cultur, die in Göthe ihren hauptsächlichen und unvergleichlichen Repräsentanten hat, Einer dem Andern nachzieht nach Italien, wie das bloße Wort Italien ein Funke wird, der Unruhe in die Glieder treibt und das Blut sieden macht, und wie dieser allgemeine Rausch außerordentlich bald selbst diejenigen erfaßte, die doch ihren Durst aus ganz andern Gefäßen zu stillen im Sinne hatten, als aus dem köstlichen, antiken und also heidnischen und ungeweihten Becher Italiens. Denn schon 1791 reisten die Stollberge, auch jenen Apoll von Belvedere und all jene Ueberreste heidnischer Kunst anzusehen, von denen sie nachher meinten, die alten Bilder, Götter wie Menschen, Männer wie Weiber, sähen doch alle nur aus wie melancholische, verdrießliche, zornige Heiden, und „selbst auf den Gesichtszügen der ewigen Götterjugend schwebe, wie eine schwarze Wolke, der Gedanke des Todes" (Reise, II. 310; vgl. Bd. III, 75). Diese also, das sieht man, trieb Begeisterung und Liebe für die alte Kunst nicht nach Italien, und Göthe und Schiller schossen daher auch die Pfeile ihrer Xenien gegen diese Stollberg'sche Reise. Freilich, hätten sie damals schon gewußt, was bald darauf die Welt erfuhr, daß nämlich nicht die ewig sprudelnde Quelle der alten Kunst, sondern ein Tröpfchen Weihwasser aus dem Becken zu Rom es gewesen war, wonach die Stollberge dürsteten, und hätten sie damals schon gewußt, welche würdige Begleitung diese Reisenden an den Herren von Droste (denn es krümmt sich früh, was ein Haken werden will!) gehabt hatten, sie würden ihre Pfeile vermuthlich anders gerichtet oder voll tiefen Grams im Köcher behalten haben. So dürfen wir hier die Stollberg'sche Reise als den Uebergang zu einer neuen Phase betrachten, in welche mit ihr unsere Litteratur überhaupt und somit auch die Litteratur der Reisen getreten ist, — jene Phase meinen wir, in welcher man die heitere Bläue des italischen Himmels mit der wüsten Dämmerung des Mittelalters vertauschte, wo an die Stelle der schlanksäuligen, luftigen Tempel des Alterthums die engen, schnörkelhaften Bogen gothischer Klosterkirchen traten, wo man den Apoll für einen St. Sebastian, die lächelnde Mutter der Grazien für ein Muttergottesbild dahingab, kurz — wo die Reaction der Romantik begann und Tieck — nicht der Verfasser der Novellen, sondern der Herausgeber von Sternbald's Wanderungen — auf den Stuhl des Meisters sollte erhöhet werden. Italien freilich blieb bei diesem Wechsel dennoch unverändert das Ziel der Pilger: denn es steht ja in Rom nicht bloß der Faun, auch der Papst lebt in Rom, und nicht Rafael allein hat gemalt, sondern auch vor ihm haben Meister, welche zweifelsohne frömmer, als geschickt, und bessere Christen, als Künstler waren, Heilande am Kreuz und betende Marien und Wunder und Mysterien gemalt. So bekam nun Italien zu dem Ruhm, die lieblichste Heidin zu sein, auch noch den der frömmsten Heiligen; zu dem Epheukranz ward die Dornenkrone, zu dem weltlichen das geistliche Diadem gesellt, — und sind wir recht berichtet, so haben auch diese neuen Pilger selbst diese doppelte Natur Italiens, die übersinnliche und sinnliche, in der eigenen Praxis recht wohl zu vereinigen gewußt.

(Fortsetzung folgt.)

Aus dem Leben von H. König. 2 Theile. Stuttgart. Verlag von F. Cast.

Der Verf. zweier unserer ausgezeichnetsten neueren Romane bietet uns hier in einer Reihe von Bildern Erlebnisse und Betrachtungen aus seinem Leben dar. Wenn auch unter vielen dieser Bilder kein sichtbarer Zusammenhang besteht, so dienen sie doch in ihrer fortlaufenden Reihe sämmtlich dazu, uns die Entwicklung eines Menschen von dem unbewußten, den äußeren Eindrücken hingegebenen Knaben, bis zu dem die Außenwelt poetisch durchdringenden und überwindenden Manne vorzuführen. König gehört nicht zu den Litteraten, die reformirend in alle Fragen der Zeit eindringen und dennoch sich der strengen Consequenz einer philosophischen Kritik entziehen zu können glauben, noch zu denen, die nur leise um die Erscheinungen herumspielen und Alles mit einem ästhetischen Firniß überziehen, damit nur ja nicht ihre ganze, sowohl in wissenschaftlicher, als charakterlicher Beziehung haltungslose Persönlichkeit durchschaue. Was König bespricht, das behandelt er mit der Ehrlichkeit und dem Ernste eines Mannes, dem

Digitized by Google

die Sache ans Herz gewachsen ist, auch wo er nicht raisonnirt, sondern uns bloß Gestalten vorführt, sitzt er als ein stets unbestochener Richter über die gewissenhafte Austheilung von Schatten und Licht. Wenn daher der Verf. S. 97 von sich sagt: „Mir hat von Kindesbeinen auf jene Erziehung und Umgebung gefehlt, die mich auf den Kern und die Bedeutung der Dinge aufzumerken gewöhnt hätte. — Ein forschender Geist wohnte dem Knaben nicht ein, sondern vielmehr ein flatternder" — so hat er dies einerseits mit kräftigem Mannssinn überwunden, anderseits gab ihm die Natur nebenbei eine solche Inspiration für das Wesentliche, daß er gefahrlos als Knabe die Blumen am Abgrunde pflücken konnte, den erst ein späteres Alter ihn erkennen lehrte.

Diesen Abgrund, an dem seine Jugend sich so sorglos erging, finden wir in dem ersten Abschnitt, „Excommunication" betitelt, geschildert. König ward nämlich in Fulda geboren, einer Stadt, die, wie sie von Bergen umgeben, und somit vor jedem Windzug geschützt daliegt, damals unter der Obhut eines geistlichen Fürsten, umschirmt von Klöstern und Pfaffen, nicht den leisesten Luftzug von den großen Orkanen im Westen empfand. Der Fürstbischof, sein goldner Wagen, seine Kammerhusaren, die prachtvollen Hochämter, das waren die Hauptinteressen des Knaben, das Alles schaute er durch das Prisma eines gläubigen und vor Allem poetischen Gemüths, und so hatte er freilich keine Ahnung von der innern Fäulniß dieses äußerlich so harmlosen und so glänzenden Treibens. Er war zum Mönche bestimmt, das Höchste, was der Ehrgeiz eines so armen und so geringer Familie entsprossenen Knaben erwarten konnte. Hier rettete ihn aber seine richtige Inspiration; denn ohne zu wissen warum, läuft er in dem Augenblicke davon, als er zum Novizen vorgeschlagen werden soll. Im späteren Alter entwickelt sich aus der Ahnung das Bewußtsein, und der gläubige Knabe, der eigenhändig das Rauchfaß geschwungen, wird im Jahr 1831 von dem freilich indeß säcularisirten Bischof von Fulda ganz im Stillen excommunicirt. — Mit Freuden begrüßen wir am Ende dieses Abschnittes den Verf., der sich aus der Hütte der Armuth und aus der Höhle des Aberglaubens zu einer so schönen, so freien Höhe emporschwang, von der wir ihn das Christenthum betrachten sehen. Er findet es in keiner äußern Form oder Kirche, sondern im schaffenden, erlösenden Geiste, der Formen und Kirchen nach Bedürfniß hervorruft. Den alten und ewigen Zwiespalt dieser Welt zwischen der Faulheit der Materie, die jeden Fortschritt sofort verfeinern möchte, und dem Geiste, der kein Fertigsein und keine Ruhe kennt, findet er schon in den Aposteln Petrus und Paulus personificirt: „Petrus, dem Altmosaischen zugewendet, die neue Lehre nur als verjüngtes Judenthum begreifend und unfähig, das Freigeistige derselben zu fassen, bildet den Stamm der sogenannten rechtgläubigen Kirche. Das Wortgemäße, Satzungsfeste, Werkheilige, kurz das Hierarchische findet in der Petrinischen Kirche alte Gunst und neues Glück. Paulus erfaßt den Geist des Christenthums und verchristlicht seine eigenen und die Ideen seiner Zeit. Er will also ein Christenthum, das sich dem fortschreitenden Leben anschmiege, aber schon er wird nicht begriffen, der beschnittene und beschränkte Haufen wird unzufrieden mit ihm. Er, der Apostel der Geistreichen und Geistesfreien, bildet, bis einst sein Bau an die Reihe kommt, die Opposition der ersten Kirche." Dies wird aber nach aller Voraussicht so bald nicht geschehen, denn bis jetzt lehrt uns die Geschichte, daß der freie Geist noch von jeher in der Opposition und der Minorität war, und so wird es auch wohl bleiben, denn eine ruhige Herrschaft kann dem nicht dienen, der zum Kampfe in die Welt gekommen ist; je mehr Kämpfe, desto größere Siege, desto mehr Wahrheit. Sehr schön sagt in dieser Beziehung der Verfasser: „Aber diese sogenannten Ketzereien sind ja auch nur die Schmerzenstöne des unwilligen gefesselten Christusgeistes, während die seltsamen Kirchensatzungen für den Siegesjubel des Weltgeistes zu erklären sind, dem es gelingt, den Paulus in den Petersfelsen zu bannen."

Nachdem König uns gezeigt, wie aus der inneren Fäulniß der römischen Weltherrschaft das Christenthum hervorging, und in der großen Calamität die Menge, welcher bei dem allgemeinen Verfall die Nichtigkeit alles Irdischen recht vor die Augen gerückt wurde, um so bereitwilliger war, der Stimme des Geistes Gehör zu geben, malt er uns im zweiten Abschnitte: „Krieger und Priester," Begebenheiten aus unserer Zeit, wo ähnliche Ursachen ähnliche Wirkungen hatten. Die Morschheit der alten Zustände erkannten wir in der Schilderung der fuldaer Pfaffenherrschaft; das darauf folgende Elend, den französischen Rückzug von Leipzig, Plünderung, Armuth, Spitalfieber, zeigt uns der „Krieger;" „der Priester" endlich führt uns mit meisterhaft poetischen Farben das wiedererwachende religiöse Gefühl bei der Menge in der Schilderung einer großen Wallfahrt vor die Augen, die König schon früher einmal in seiner Novelle, „die Wallfahrt," benutzt hat. — Katholiken und Protestanten vereinigen sich hier aus eigenem Antriebe zu einem großen Zuge, um gemeinschaftlich ihr von so vieler Noth gedrücktes Herz in der gemeinsamen Anerkennung einer höheren, geistigen Macht zu entladen. „Aber, sagt am Ende der Verf., jeder Geistesstrahl der Menschheit leuchtet nur im Uebergange zu neuer Verhüllung wie ein zuckender Blitz; auch jene reine, religiöse Flamme des deutschen Geistes ist inzwischen wieder von der Priesterherrschaft für ihre Altäre in Beschlag genommen worden. Sie unterhalten damit die ewige Tempelleuchte des Hasses." Also Paulus ist abermals unterlegen. Zum Schlusse ruft der Verfasser: „Besinne dich, o Vaterland, und sei stolz! Laß weder fremdgehorsame Priester, noch stille, politische Unzufriedenheit deinen heiligen Glauben mißbrauchen. Pfui über Pfaffen, die dich mit Haß gegen die Ketzer, — und über Pastoren, die dich mit Aengsten um die Gnadenwahl segnen!"

Von dem größten Interesse ist es, einem so ruhigen, gesinnungstüchtigen und doch so geistreichen Beobachter im dritten Abschnitte zu einem Besuche in Weimar bei Göthe zu folgen, im Jahr 1828.

Der Verf. naht sich ihm mit großer Begeisterung und noch größerer Pietät, aber auch mit offenem Auge und einem gesunden Sinn, dem es unmöglich ist, jeden krankhaften Auswuchs eines großen Mannes in die Apotheose desselben aufzunehmen. Der ganze pedantische Apparat, das drückende Ceremoniell, mit dem Göthe umgeben war, und dann seine eigene steife und vornehme Haltung veranlassen König mit vollem Rechte zu dem Wunsche: „Wer möchte ihn nicht in seiner genialen Jugend gekannt haben, wo er gewiß von Innen mehr durchglüht aussah, als ich ihn damals fand." Ja man kann es unter solchen Umständen einem heißblütigen Kopfe, wie König, einem Börne nicht verargen, wenn er auf seiner Reise durch Weimar es gradezu verschmähte, Göthe'n zu sehen.

Sehr ergötzlich sind die kurzen Bemerkungen über die Hausfreunde Göthe's und insbesondere über die Frau Schopenhauer nebst Tochter.

Digitized by Google

Nr. IV. „Tischrede im Traum" ist eine humoristische Apologie des Magens und seiner Interessen. Nr. V. „Von Pillnitz bis Sonnenstein" enthält eine höchst anmuthig beschriebene Reise des Verf. durch die sächsische Schweiz, in die ein geschiedenes und sich doch nachlaufendes Ehepaar hineinspielt. Der Mann ist Reactionär, im vollsten Sinne des Wortes, hofft eine Wiedergeburt der Welt von Rom und dem politischen Wochenblatte her, die Frau hingegen schwört auf die Emancipation der Frauen, wird aber von unserem Verf. bekehrt und will eben wieder der Reaction in die Arme eilen, als dieselbe in Pirna ins Irrenhaus und zwar als unheilbarer Kranker abgeführt wird.

Im zweiten Bande führt uns König nach Mainz zu den Festen bei Gelegenheit der Enthüllung der Gutenbergsstatue. Jeder Deutsche möge es dem Verf. danken, daß er es war, der einzig und allein die Ehre des Festes rettete. Denn er wagte es, bei dem großen Festmahle die eigentliche Frage des Tages, die Freiheit der Presse zum Gegenstand einer Tischrede zu machen. Mögen alle Präsidenten der Welt ihre Schellen schwingen, wie sie der mainzer schwang, solche Stimmen werden sie doch nicht niederklingeln. Vor einem halben Jahre waren wir Zeuge, wie König in Mainz abermals beim Gutenbergsfeste seine Stimme für die freie Presse erhob. Auch bei diesem Feste sowohl in Frankfurt, als in Mainz war Alles vorgesehen, Alles censirt, die Präsidenten hatten Schellen und die Redner vorher von Senat und Censur gehörig geprüfte Manuscripte; nur im Gutenbergssaale, wohin das Programm am zweiten Tage zu vertraulicher Besprechung einlud, enthob sich diese den Banden der Festordner, und fünf Redner wiesen vor einem sich schaarenweis herandrängenden Publicum das ganze Interesse des Tages auf die zu erstrebende Freiheit der Presse hin. Der einstimmige Jubel der versammelten Menge feierte den Erfinder der Buchdruckerkunst mehr und besser, als die schön gemalten, goldumrahmten Fahnen der frankfurter Innungen, als weiß gekleidete Mädchen und schwarze Pastores und aller sonstige Apparat es vermochte, und doch geschah nirgends Erwähnung davon.

König ist bei aller Tapferkeit in Wort und That keiner von denen, die ohne alle Rücksicht für Verhältnisse stets mit geschwungener Waffe von der Höhe ihres ideellen Standpunktes herabstürmen, im Gegentheil, er geht mit großer Pietät und Deferenz an das Bestehende heran, aber er läßt sich nie so von demselben bewältigen, daß ihm nicht ein Nachsatz, eine Anspielung, vielleicht nur ein kleines Beiwort übrig bliebe, um plötzlich der Idee ihr Recht widerfahren zu lassen, um zu zeigen, daß man als Dichter sich der concreten Erscheinung hingeben und dennoch die Besonnenheit bewahren könne, das Ungeistige, Willkürliche derselben durch die Läuterung des Gedankens abzustreifen.

Wie natürlich gestaltet sich diese Schreibweise häufig zum Humor; indeß irren wir uns wohl nicht, wenn wir König's Humor mehr den Verhältnissen, als einer Naturanlage zuschreiben. Die Censur wird noch manchen braven Mann in Deutschland zum mehr oder weniger versteckten Humoristen machen und beim Publicum immer mehr die Kunst ausbilden, zwischen den Zeilen zu lesen. — Es giebt kein Uebel ohne Gegenmittel.

Der dritte Abschnitt des zweiten Bandes enthält „den segensreichen Bildstock, eine Geschichte für Gläubige," höchst belustigend und vortrefflich erzählt, könnte auch heißen: „Anweisung, auf die angenehmste Art Wunder zu verrichten."

Im vierten und letzten Abschnitte: „die Russen in Deutschland," schildert König diejenigen russischen Litteraten, deren Bekanntschaft er in Deutschland machte. Was wir darin über Rußland erfahren, ist wahrlich nicht erfreulich. „Was nur von fern nach Liberalismus bisamt, wird in die frische Luft von Sibirien gehängt und mit der Knute ausgeklopft. Und nicht etwa, daß solche Strenge nur von oben käme, geht ihr vielmehr die Stimme und Stimmung des Volkes meist voraus." — Ja es soll eine förmliche Reaction gegen das wenige Freigeistige, das unter Kaiser Alexander seinen Weg nach Rußland fand, bestehen, die sogar mit Unzufriedenheit auf Peter den Großen zurückblickt. — In der That Nacht in der Nacht, Schwarz auf Schwarz, es ist unglaublich und doch ist es consequent; denn wer die Freiheit so gänzlich verläugnet, der ziehe auch das Kleid der Sklaverei wieder an, lasse sich seinen altrussischen Bart wachsen, so wird ihm wenigstens der Trost werden, echt national zu sein.

Was die geschilderten Dichter anbelangt, so vermögen wir nicht über ihren Werth zu urtheilen; Großes möchte indeß schwerlich von ihnen zu erwarten sein, da sie, wie wir hören, fast sämmtlich dem Adel, der orthodoxen griechischen Kirche und der Welt mit Leib und Seele angehören. Es ist schon sehr Mißtrauen erweckend, daß Rußlands gefeiertster Dichter, Puschkin, ein so unreines Element in sich aufnahm, wie die Byron'sche Zerrissenheit, und wenn auch der Russe mehr Anlaß dazu haben mochte, als der englische Lord, der im jugendlichen Alter schon im Oberhause ein freies Volk vertreten durfte, der nur ins frische Menschenleben hinein zu greifen brauchte, um ein freudiger, großer Mann zu sein, so ist es doch sehr seltsam, daß Puschkin, wie in „den Zigeunern," über Cultur und Bildung jammert und Nomaden selig preist, da er das Poesielose an den russischen Steppen und ihren Bewohnern doch genugsam vor Augen hatte. Eine Litteratur, die mit so krankhafter Verstimmung beginnt, läßt wahrlich nicht viel Gutes voraussehen; die Melancholie uncultivirter Völker, von der man so viel schwatzt und die man auch in Puschkin finden wollte, beruht meistens nur auf einer gewissen geistlosen Monotonie, die sich bei den Wilden, in den Volksliedern uncultivirter und wenig versprechender Völker, ja auch bei uns im Gesange der Matrosen findet, — in den Anfängen großer Litteraturen aber ist sie nicht. Homer und der Sänger des Nibelungenliedes haben keine Spur davon, sie sind frisch und freudig, und verweilen mit besonderem Wohlgefallen bei allen Erzeugnissen der Cultur, der Industrie; erst unserer Zeit blieb es vorbehalten, in der krankhaften Reaction gegen dieselbe Poesie finden zu wollen. Wenn dies aber bei unseren Zuständen erklärlich ist, so ist es in Rußland und bei einem russischen Dichter nicht sowohl unerklärlich, als trostlos.

König hat viele Anfeindungen von einer gewissen Partei in Rußland ob seiner Bemühungen für Verbreitung russischer Litteratur erfahren müssen. Von den pöbelhaften Angriffen des Staatsrathes Gretsch ist schon in diesen Blättern die Rede gewesen; seit der Zeit ist ein zweites Pamphlet von Gretsch als Replik, „König und seine Lügen," erschienen. Solche Angriffe, die in ihrem Schmutze ihre eigene Widerlegung mit sich führen, sind eben so gleichgiltig, wenn nicht vortheilhaft für den Angegriffenen, als nachtheilig für den Vertheidigten.

Georg Jung.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Digitized by Google

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

8. Februar. № 33. 1841.

Ueber Reisen und Reiselitteratur der Deutschen.

(Fortsetzung.)

Im Ganzen freilich ist diese Richtung weniger in Reisebeschreibungen vertreten worden; diese wären dem transcendenten Enthusiasmus dieser Herren zu plan, zu trivial, zu prosaisch gewesen; auch erforderte selbst die dünnste Reisebeschreibung mehr Leib, mehr Plastik, als sie zumeist aufzuwenden im Stande sind. Sie verarbeiteten daher Italien mehr gelegentlich, mehr gesprächsweise; auch gehören zu ihnen jene Vielen, die nur den Pinsel zu führen wissen, jene Maler, die mit ihren Marieen und Engeln und Heiligen uns nur Langeweile oder im glücklichsten Falle Bedauern über das verirrte Talent erregen. — Desto munterer dagegen gedeiht noch jene ältere kunstkennerische Reisebeschreibung, wiewohl sie sich allmälig aus der Sphäre der schönen Litteratur zurückgezogen und, die Kunst mit den Künsten, die Poesie mit der Industrie vertauschend, sich mit Vasengemälden und ein Bischen Mythologie und ein Bischen Archäologie in der Wissenschaft dilettirend niedergelassen hat.

Hier möchte wohl gleich der Ort sein, ein Vorurtheil oder Mißverständniß der jüngsten Zeit zu berichtigen, dieses nämlich, als ob die Stimmen, welche neuerlichst in Spott und Warnung gegen die einseitige Ueberschätzung Italiens und das wunderlich übertriebene Gewicht sich erhoben haben, welches die exclusiven romantischen Cirkel auf den Besuch dieses Landes legen, damit einen Bannspruch über Italien überhaupt hätten aussprechen und jenem komischen Wehe! Wehe! sich anschließen wollen, welches ein bekannter, nun wohl auch vergessener Reisender über Italien ausrief, weil er den Biß der italienischen Flöhe und anderes ähnliches Ungemach nicht hatte ertragen können. Selbst Wohlmeinende haben sich diesem seltsamen Mißverständniß mit einem Eifer und einer Gereiztheit hingegeben, die unbegreiflich scheint, dennoch aber, wenn wir nicht irren, sich sehr leicht erklären läßt. Denn wir Deutschen sind gründlicher und inniger Natur; eine Reise nach Italien ist uns (wir haben die Mehrzahl im Sinne!) nicht, wie etwa den professionirten travellers anderer Nationen, die ihre season in Rom oder Neapel machen, weil es eben zu Hause keine comfortablen Vergnügungen giebt, nur ein veränderter Aufenthalt, ein bloßer Zeitvertreib, eine Ergötzungsreise, sondern zumeist eine Herzensangelegenheit, ein lang und sehnlich gehegter Wunsch, ein Traum unserer Kindheit, den wir endlich nach jahrelanger Ungeduld nur spät und mühsam auszuführen im Stande sind. Schon daß wir nicht so reich sind, wie unsere Nachbarn, daß die größere Mehrzahl, die vielen Gelehrten und Künstler, die es nach Italien treibt, diese Reise erst durch Opfer, durch Entbehrungen und Einschränkungen erkaufen müssen, erhöht ihnen den endlichen Werth derselben, bringt sie zu Italien immer entschiedener in das Verhältniß des Liebenden zur Geliebten, macht sie aber auch eben deshalb um so gereizter und empfindlicher gegen jedes Wort, welches die unbedingte Schätzung, also die Ueberschätzung Italiens in Zweifel zieht und auch hier auf das richtige Maß, die ernste Wahrheit dringt. Und mehr, glaubt Ref., haben jene Stimmen selbst niemals gewollt. Oder wer möchte in Wahrheit die hohe Bedeutung läugnen, welche Italien durch seine Natur, seine Kunst, nicht minder, wenn schon auf eine weniger freundliche Art, durch seine Geschichte für einen Jeden hat, der es mit offenen Augen und geradem Sinne zu betrachten weiß? Gewiß, so lange auf unsern Fluren der nordische Nebel lastet, den der ewig blaue Himmel Italiens nicht kennt; so lange jene üppige Natur, jenes heitere Sinnenleben, das bei uns nicht zur Reife gedeihen kann, in Italien sich lieblich und überreich entfaltet; so lange die Schönheit der Kunst, die Erinnerung alter Zeiten ein Herz bewegt; so lange endlich es auch von Nutzen für uns sein wird, zu sehen, was bei allen Geschenken der Natur, allen überschwänglichen Gaben des Himmels, aus einem Volke wird, wenn es verlernt hat, ein Volk zu sein, und wie wenig die ästhetische Befreiung allein genügt: — so lange wird Italien von unsern Dichtern, unsern Künstlern und Gelehrten besucht werden, so lange wird es die köstliche Bildungsschule bleiben für Jeden, der den Aufenthalt in diesem Lande wirklich zu würdigen versteht. Denn dies ist der Punkt! Wie es im Alterthum

Digitized by Google

nicht Jedem frei stand, Korinth zu besuchen, so und noch viel mehr ist es nicht Jedem vergönnt, Italien zu sehen, und wenn er auch mitten auf dem spanischen Platze steht und alle Gassen von Neapel kennt, wie die Winkel seines Vaterhauses. Denn waren es nur gemünzte Talente, nur Frische und Jugendkraft des Körpers, was man nach Korinth mitbringen mußte, so bedarf es in Italien geistiger Talente, es bedarf geistiger Jugend und eines frischen, ungeschwächten und unverblendeten Auges, um nicht als ein Geck über die Alpen zurückzukommen, die man erst als ein Thor überstiegen hat. Nur gegen diesen Mißbrauch Italiens kann unseres Bedünkens jene Polemik gerichtet sein, — gegen jene Schwätzer, die noch heut die gut neapolitanische Hyperbel: vedi Napoli e mori! in unserer deutschen Gegenwart wollen zur Wahrheit machen; gegen jene Gelehrten, die sich wie Mauerschnecken festsaugen an pompejanischem Trümmerwerk, oder wie Milben einnisten in alte Schriften, aber die Fühlhörner einziehen und erschrocken davonlaufen, wo ein frischer Hauch der Geschichte sie anweht; gegen jene Dichter, die ein weiches Herz haben für die Wollust italischer Nächte und die schwarzen Augen der römischen Mädchen und sogar für die Ruinen ich weiß nicht welchen alten Tempels, — aber kein Herz haben für den schwülen Mittag unserer Geschichte, für den weinenden Blick unseres Volkes, für die Ruinen unserer Freiheit; gegen jene Maler, die uns mit ein paar Albaneserinnen und einigen Marieenköpfen und ein paar italienischen Landschaften abzuspeisen gedenken, wo wir Gemälde von That und Handlung erwarten, die dem Inhalt unserer Zeit entsprechen; gegen jene Aesthetiker endlich, die Wunderdinge geheimnissen von dem Kunstverständniß, das ihnen jenseits der Alpen aufgegangen, und die daher mit einem achselzuckenden: Er war nicht in Italien! jede andere Meinung, die an ihre ausschließlichen Kreise sich heranwagt, ablehnen zu dürfen meinen. Diesen also, nicht dem schönen Italien selbst, nicht denen, die es verstehen und richtig würdigen, gilt der Krieg; aber diesen auch Krieg bis zur Vernichtung! Möchten sich dies doch Alle gesagt sein lassen, die an der Polemik gegen die Italienfahrer Anstoß genommen und aus ihr auch diesen Jahrbüchern, in welchen sie namentlich geübt worden ist, den Vorwurf der Barbarei gemacht haben, und möchten sie sich nicht berechtigt glauben, wenn ja von der einen Seite, wie dies im Kampfe wohl kommt, hin und wieder das Kind mit dem Bade ist verschüttet worden, nun von der andern Seite dasselbe zu thun! —

(Fortsetzung folgt.)

Die schönen Journale und der Liberalismus.

„Was sich liebt, das neckt sich;" so die Jahrbücher und die schönen Journale mit und ohne Modekupfer. Wir haben es immer mit Vergnügen beobachtet, wie lebhaften Antheil sie nehmen, wie jedes nach Kräften mitredet; und wenn sie ihrerseits auch noch so sehr versichern, sie seien böse, es ist nichts als jene reizende Coquetterie, womit sich die Schönen interessant zu machen wissen. Böse und im Herzen ergrimmt sind nur die, welche maulen und verstockt bei Seite gehen. Wir werden es daher über den kleinen Differenzen nie verkennen, wie gut sie's im Herzen meinen, wie sie gewiß eine Stütze Canning's sein würden, wenn der große Minister unter uns wäre und über uns regierte; nun es aber zur Zeit unter uns nichts dergleichen giebt, wie sehr würden wir uns freuen, wenn es den Führern schöner Journale dennoch gelänge, was nach Platon so schwer ist, das Schöne schön zu vollbringen. Und warum sollte es nicht? Die Zeit ist reich, sie ist so gewaltig, daß sie einen Weltzustand gewöhnlich findet, in welchem die Fabelreiche des Orients sich aufthun, und das Ziel langer und wiederholter Kreuzzüge in wenig Tagen erreicht werden könnte. Giebt das nicht Stoff zu den besten Gesängen? Oder werden sie vielleicht eben darum überhört, unsere trefflichen Poeten? Haben wir es wirklich mit so ernsten Dingen zu thun, daß die reiche ästhetische Bildung, die an uns verschwendet wird, davor in den Hintergrund treten muß? Fast sollte man's meinen, und den schönen Journalen zumuthen, wenn sie aus ihrer untergeordneten Stellung heraus wollen, sich ernstlich um die Freiheit und ihren saueren Dienst zu bemühen. Die Schönen sondern ihre Sache nicht grade wissentlich von der Freiheit, aber seitdem es ins Publicum gekommen ist, daß der Verstand einseitig, die Aufklärung unpoetisch und der Rationalismus oberflächlich sei, vergreifen sie sich sehr häufig in der Partei, und halten es nicht für unanständig, den Autokraten die Hände zu küssen, die „würdigen Prälaten" zu loben und auf die Philosophie zu schimpfen, statt dies dem Pöbel und seinen Führern, den Pfaffen, zu überlassen. Gewiß werden viele noch Buße thun im Sack und in der Asche, wenn es erst offenbar werden wird, daß mit der Philosophie unsere heiligsten Interessen bei der Wurzel angegriffen sind; denn der öffentlichen Meinung und ihrem Umschwunge, der mit einer solchen politischen Offenbarung eintreten würde, sich zu widersetzen, ist so wenig ihre Sache, daß sie vielmehr ohne Steuer auf den Wellen der jedesmaligen Meinung sich schaukeln; und wollten sie in Dingen der Freiheit recht sicher gehen, so würde es für sie freilich auch jetzt schon besser sein, mit den Jahrbüchern zu irren, als mit den Gegnern derselben Recht zu haben. Doch wäre es grausam und mehr als katholisch, wenn man eine solche Maxime ernstlich anrathen und durch sie den liebenswürdigen Irrthum, die naive Unschuld und die ganze Lebensart der schönen Schriftsteller gefährden wollte; erst der jüngste Tag des jetzigen Weltzustandes wird für den Augenblick der Krisis eine eiserne Phalanx absoluter Entschiedenheit bilden. Bis dahin — und es ist nach den neuesten Nachrichten ja wohl noch lange hin — dürfen sich die Velites unserer Publicität noch aller möglichen Wahl und Willkür hingeben und den Schmetterlingen gleich bald auf den Mistbeeten des Neukatholicismus, bald in der Waldeinsamkeit des vorigen Jahrhunderts, bald in dem Rosenhain der jüngstvergangenen Frivolität umherflattern. Sage Niemand, daß ihr Loos nicht beneidenswerth sei, wenn sie dem Teufel im Faust Recht geben, sich fern halten von den dürren Haiden der Speculation, und in der Regel diese traurige Region nur so im Vorbeifliegen mit einigen passenden Verwünschungen begrüßen. Oder verhielte sich's etwa anders mit der

Digitized by Google

Geschichte, als Mephistopheles vorgiebt? wäre nicht die Einsamkeit der Haide, sondern die Einsamkeit der Sonne die der Wahrheit? und wäre es nicht die Dürre ihrer Region, sondern das ungemischte helle Licht, dessen vollen Anblick die Welt zwar nicht erträgt, dessen Schein ihr aber dennoch Leben und Seele herniederstrahlt? Seltner begiebt es sich, daß ein schönes Journal sich selber auf's Speculiren einläßt. Wir erinnern uns aber doch sogleich eines Falles, der, richtig gewendet, interessant werden kann. Im vorigen Jahre bemerkte ein leipziger Rosenblatt (28. Nov.): „die Jahrbücher verwechselten oft die einfachsten Begriffe miteinander," und suchte diesen Fundamentalvorwurf, der auf die eigene Sicherheit des Philosophirens gegründet sein wird, zu beweisen, indem es fortfuhr: „Eine Recension der „politischen Zustände" von Florencourt (Jahrb. 1840, Nr. 281) behauptet, daß darin die Ansicht ausgesprochen wäre, Leo sei **nicht protestantisch genug**. Herr Fl. läßt sich aber auf den confessionellen Inhalt von L's Broschüre gegen (den) Athanasius gar nicht ein, sondern meint nur, daß dessen (L's) Auftreten nicht tolerant genug sei. Ist Toleranz und Protestantismus aber synonym? Wohl nicht immer." Die Stelle in den Jahrbüchern steht S. 2246 und heißt: „Er (Florencourt) hält also L's Broschüre für protestantisch (! Rec. hält ihn nämlich für katholisch, wenigstens so circa) und für **zu sehr** protestantisch" u. s. w. Zu sehr ist doch nicht synonym mit nicht genug? Dies wäre also ein Gedächtnißfehler, der aber philosophisch interessant ist, denn er zeigt die Richtigkeit der alten Lösung des Problems über die Möglichkeit des Irrthums im Theätet bei Platon: Was man wirklich begreift, kann man nicht verwechseln; zum Irrthum gehört die Erinnerung und die Vorstellung, daß man etwas gesehen habe, was nicht vorhanden war. Doch das bei Seite! Interessanter zeigt sich die Frage, ob es denn nur wahr ist, daß dergleichen Begriffe, wie protestantisch und tolerant, so einfach sind, wie hier behauptet wird? Wenn es richtig ist, was wir gern zugeben, daß sie „nicht immer synonym sind," so zeigt sich ja sogleich darin ihre complicirte Natur, daß sie es bisweilen sind und bisweilen nicht. Oder ist dies wieder ein Irrthum, und sind sie es etwa niemals? — Der protestantische Mensch setzt sein Wesen darin, daß er auf keinen Besitz irgend einer Form der Wahrheit einen Werth legt, den er nicht selbst durch seine innerliche Arbeit sich angeeignet. „Gefallen für die Geistesfreiheit!" steht auf dem lützner Steine Gustav Adolph's. Das ist es zunächst, was der Protestantismus gewährt; und Geistesfreiheit gewähren, heißt das nicht, den Menschen frei lassen in seiner innern Arbeit? heißt es nicht, die subjective Wahrheit und die Autonomie des Einzelnen in seinem Denken zum Princip machen, und Niemanden, auch nicht zur Kirche und zur ewigen Seligkeit, die sie verspricht, zwingen? Und wovon ist dies anders der Begriff, als von der Toleranz so gut, wie vom Protestantismus? Aber „sie sind nicht immer synonym diese beiden Begriffe." Das ist gewiß richtig. Des Protestirens hat es kein Ende, denn die Geschichte hört nie auf. Protestirte das 16. Jahrhundert gegen das Papstthum, so protestirt das 19. gegen die absolute Monarchie. Wollten Jene den todten und verborgenen Gott aus dem Tabernakel und aus der Hostienbüchse erlösen und in dem lebendigen Busen seinen Tempel gründen, so gilt es jetzt der Staatshierarchie, die den Bürgern des Staates den Staat verbirgt, wie jene frühere Hierarchie vor den Kindern Gottes das Himmelreich zuschloß. Protestantismus ist jetzt Philosophie und Constitution, und das ist ganz etwas Anderes als Toleranz. Ganz etwas Anderes? Ist das auch gewiß? Ist es nicht vielmehr wiederum Toleranz, wenn man Alles zu begreifen sucht, wie der Philosoph es thut, also Alles (auch die schönen Journale) seinem vernünftigen Kerne nach anerkennt? Und ist es mehr, als eben nur Toleranz, wenn der Staat, d. h. was jetzt den Staat zum Monopol hat, die Individuen wirklich alle mit Leib und Seele an sich Theil nehmen, wenn er die Presse frei und sein Inneres offen läßt, wenn er uns armen verstoßenen, politischen Parias zu seinen Tribunen, zu seinen Ministerialacten gelangen läßt, wenn er uns bei sich duldet, wie er uns jetzt von seinem Innersten ausschließt? O Protestantismus und Toleranz, werdet synonym und seid es immer! Ob ihr es aber immer bleiben könnt? — Was meinen Sie, meine Herren? — Entscheiden Sie es!

Eine zweite „Verwechslung der einfachsten Begriffe," die den Jahrbüchern schuldgegeben wird, ist nun schon bedenklicher. Es handelt sich um eine Verwechslung des Staatsrechts mit dem Privatrecht, aber nicht in der Art, wie die jetzigen Herren vom Staat denselben für ihre Privatsache halten, sondern ganz anders. Es heißt a. a. O.: „In derselben Recension (der Jahrb.) ist die Ansicht aufgestellt, daß die Verträge des Staates mit der Kirche ins Privatrecht gehörten. Das scheint ebenfalls auf einer kleinen Ideenverwirrung zu beruhen. Ein Organ, welches so entschieden aburtheilend, gleichsam als höchste infallible Instanz im Gebiete des Geistes auftritt, sollte vorher wenigstens immer jedes Wort sorgsam überlegen. Wenn man den gesunden Menschenverstand verachtet, so muß man sich keine Blößen vor ihm geben."

Aber giebt's denn noch „Verträge des Staates mit der Kirche?" und wenn es dem Begriff der Sache zum Trotz dennoch welche geben sollte, ist die Frage nach dem Inhalte des Staats- und Privatrechts eine Sache des gesunden Menschenverstandes, und sind ihre Grenzen von jedem Gelehrten, geschweige denn von jedem Bürger und Bauer sogleich zu erkennen, wie der Horizont, der Himmel und Erde begrenzt? Diese Materien plagen jetzt, da es mit ihnen zum Klappen kommt, mehr als Einen Verstand, dem gewiß Niemand mehr, als die Jahrbücher, eine rechte und wo möglich kernige Gesundheit wünscht, damit die absolute Souverainetät des Geistes einmal wieder ihren Friedrich den Großen, und die unglückliche Privatrechtsmeinung, daß der Staat die Domaine des Souverains sei, ihren deus terminus finde. Aber wo soll jene Recension „Verträge des Staates mit der Kirche," dieses unglückliche Gespenst unserer Tage, ins Privatrecht gesetzt haben? Schade, daß die Stelle nicht näher citirt worden ist! Indessen kann nichts Anderes gemeint sein, als Folgendes. S. 2246 heißt es: Florencourt beachte den Cardinalpunkt in der cölner Frage, den Kampf der Reaction mit der Reformation, so wenig, „daß er vielmehr der ecclesia pressa Recht gebe und sich als Unparteiischer an die abstracte Privatrechtsfrage, ja noch weiter zurück an das Moralische in dem Verfahren des Erzbischofs halte." Und S. 2259 wird dies näher so bestimmt, daß er „augenscheinlich alles Gewicht auf die bekannte Reversgeschichte lege." Dahin suchten die Jesuiten den Handel zu spielen. Man sollte nicht untersuchen, ob der Katholicismus historisch ein Recht gegen den modernen Staat hätte oder nicht, es sollte nicht vom Rechte des Welt- und Zeitgeistes geredet, die Hermesianer also auf den Grund des Vertrags unterdrückt

Digitized by Google

werden u. s. w.; man sollte vielmehr untersuchen: ob der Herr von Droste den Vertrag, den er vor seiner Erhebung mit der Regierung eingegangen war, gehalten, oder vielmehr, wie dieser Vertrag beschaffen gewesen ist, und dergleichen Quisquilien mehr. Diese Reversgeschichte ist kein „Vertrag des Staates mit der Kirche," sondern eine persönliche Verpflichtung, also eine „Privatrechtsfrage," oder vielmehr nur eine Sache der Moralität und des Gewissens. Indessen könnte über diesen Punkt noch gestritten werden, da die Privatperson es mit dem Staate zu thun hat, und ihr Versprechen sich auf eine, wenn auch nur zukünftige officielle Stellung bezieht.

Diese Frage hat aber nicht das geringste Interesse, wenn man nicht auf den letzten Grund der Sache zurückgeht, daß es sich bei jenem Conflict nämlich gar nicht um den Rechtspunkt in der persönlichen Sphäre, überhaupt gar nicht um abstractes Recht handelte, sondern um die absolute Souverainetät des freien Geistes über alle Formeln, Verträge, Clauseln, Institute, die der Vernunft und der Bildung, zu der sie gelangt ist, widersprechen, als Sklaverei, leibliche und geistige, Wahrheits- und Freiheitsmonopole u. s. w. Die Institute, die sich der absoluten Berechtigung der Vernunft, den „ewigen ungeschriebenen Gesetzen," die Sophokles' Antigone anruft, widersetzen, sind so bekannt, als sie zäh sind in ihrer Existenz. Ihnen auch noch mit der Doctrin zu Hilfe zu kommen, ist eine Sünde am Geist, und der Ausdruck „Verträge des Staates mit der Kirche," so glatt er den Leuten über die Zunge geht, bleibt daher immer ein sehr verfänglicher. Im Protestantismus und in den Staaten der Revolution giebt es dem Begriffe der Sache nach keine Kirche mehr; die Kirche als Staat ist nun einmal unwiderruflich zu Grunde gegangen, es führt zu nichts, sie als Ruthe der Politik hinter den Spiegel des Absolutismus zu stecken. Napoleon ist bekanntlich der Vater dieser Klugheit, die Philipp II. auch hatte, aber weder der Papst hat Napoleon, noch Napoleon den Papst in Frankreich gerettet. Auf keinen Fall heißt diese nützliche Verwendung eine Anerkennung der Gleichheit ausdrücken, und es ist ein thörichtes Staatsrecht, welches auf dieser Basis sie anerkennt, oder gar Verträge mit ihr schließt. Die Kirche verhält sich nicht anders, als wie Universitäten und Schulen; sie ist Staatsinstitut, nichts weiter, und nur in dem Falle könnte von ihrem Rechte dem Staate gegenüber die Rede sein, wenn der Staat sich und sein absolutes Wesen so sehr vergäße, daß er im innern Staatsrecht, also in der Repräsentation, die äußere Kirche, d. h. im katholischen Sinn ihre Diener und Fürsten, mit in Rücksicht nähme. Die Kirche ist die unsichtbare, die wahre Kirche ist die Wissenschaft des Absoluten, das Gefühl der Hingabe an den Geist ist Religion, und die Arbeit seiner Hervorbringung der Cultus. Alles das ist nichts Anderes, als der Eine Offenbarungsact der göttlichen Vernunft, und diese braucht keine aparte äußerliche Vertretung. Ihr Recht ist das höchste, das souveraine Recht und die absolute Macht des Weltgeistes, dessen Bildung ihr anheimfällt in der Wissenschaft und Kunst; ihre Vertretung bewirkt sich daher auf eine ganz andere Art, als durch Einen oder etliche Deputirte. Alle Deputirte werden die Bildung, den Zeitgeist, die unsichtbare Kirche vertreten; ja noch mehr, Alle, die es vermögen, sind berufen und deputirt, und vertreten sie wie Ein Mann, aber besser als ein einzelner Mann oder zehn faule Prälatenbäuche, deren Geist ihrem Begriffe nach immer ein Ungeist ist, gleichviel, ob sie protestantisch oder katholisch heißen. — Dergleichen Fragen nun über das Verhältniß von Kirche und Staat, sind die so liquid, daß sie Jeder entscheiden kann, der gesunde Sinne und den Kopf auf dem rechten Flecke hat? oder ist es nicht vielmehr jene große und schwierige Differenz der Zeit, die uns entgegentritt, wenn die Reactionärs fingiren, Kirche und Staat seien gleichberechtigt und auf diesem Fuß zu Verträgen miteinander qualificirt, die consequenten Protestanten, die Constitutionellen und die Philosophen dagegen den Staat für absolut, die Kirche für eine unsichtbare erklären, beide Begriffe aber im Geist und seiner geschichtlichen und innerlichen Arbeit zu ihrer Wahrheit gelangen lassen, von „Verträgen zwischen Kirche und Staat" also nichts wissen wollen? Man wird sagen, es sei Unrecht, auf jenen leichten Ausdruck eines schönen Journals so viel Gewicht zu legen; — wie er gemeint ist, hat er gar kein Gewicht, an und für sich aber das allergrößte; oder ist eine Sache nicht der Untersuchung werth, welche die Welt bewegt und an deren mangelhafter Erkenntniß so viele Staaten in Europa krank liegen? und sollten nicht auch die schönen Journale sich ernstlich bemühen, zu wissen, was besser ist:

„Ob Frankreich oder England siegt?"
Ob Hegel oder Ignatius Loyola.

Es ist nicht genug, in dem guten Glauben zu stehen, man liebe den Liberalismus und führe seine Sache; es muß auch in Wahrheit der Fall sein. Man irrt sich leicht; hier geht es nicht nach Cocarden und Wahrzeichen, sondern nach der mühseligen, nie fertigen Arbeit des Begreifens oder des Protestirens und Discutirens. Dies war es, was wir den Herren sagen und an einem Beispiel veranschaulichen wollten. Wir haben jene angeblich „einfachen Begriffe" redlich mit ihnen erörtert; sie werden als complicirt und folgenreich erschienen sein; und wie viel ist immer noch von ihnen zu sagen, wie viel alle Tage von der verschiedenen Art ihrer Auffassung zu fürchten oder zu hoffen? R.

In meinem Verlage ist so eben erschienen:

Rechtslexikon

für

Juristen aller teutschen Staaten.

Enthaltend

die gesammte Rechtswissenschaft.

Bearbeitet von den ausgezeichnetsten Juristen und redigirt von

Dr. und Prof. J. Weiske.

III. Band, 3. [illegible]t. gr. 8. 1841. Brosch. 16 Gr.

Jedes Heft ist mindestens 12 Bogen stark, und 5 Hefte bilden einen Band; mithin sind bis Januar 1841 13 Hefte erschienen. An der Fortsetzung und möglichst raschen Beendigung wird unausgesetzt gearbeitet.

Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Digitized by Google

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

9. Februar. № 34. 1841.

Ueber Reisen und Reiselitteratur der Deutschen.

(Fortsetzung.)

Auch hat Italien bereits in Wirklichkeit das Principat verloren, welches ihm bis dahin Reisende und Reisebeschreiber eingeräumt hatten. Die Entwicklung der Poesie ist nicht bei Göthe, nicht bei dem schönen Subject stehen geblieben; eine Versöhnung und Durchdringung der Poesie und der Geschichte, der Kunst und der Wirklichkeit, der Litteratur und des Lebens ist in Aussicht gestellt, und wird von den verschiedensten Seiten, zum Theil sehr bewußtlos, angestrebt. Es ist hier nicht der Ort, zu enwickeln, welchen Theil an dieser Arbeit des modernen Geistes die bekannte jüngere Litteratur halb übernommen, halb überkommen hat. Jedenfalls gebührt ihr das Verdienst, diesen neuen Tendenzen in der Reiselitteratur zuerst zum Durchbruch verholfen zu haben, wie denn diese Litteratur überhaupt recht eigentlich der Tummelplatz und gleichsam die Domäne dieser Autoren ist. Auch wie dies gekommen, mögen wir hier im Einzelnen nicht nachweisen; denn wir müßten von politischen Denunciationen, von erzwungener Heimathlosigkeit, unfreiwilligen Reisen und anderem gewaltsamen Unrecht sprechen, welches den Vertretern dieser Richtung widerfahren ist, und welches nun, nachdem hoffentlich die Regierungen eingesehen haben, daß die Controle der Litteratur nur deren eigene Sache, nicht Sache der Polizei ist, als eine Schmach der deutschen Geschichte auf ewig mag verschwiegen und vergessen werden. Auch ist dies nur die eine Seite; von der andern her ist es im Guten wie im Bösen, im Wahren wie im Falschen, freie Wahl dieser Autoren, daß sie sich mit so besonderem Eifer auf Reisen begeben und die Litteratur der Reisebriefe, Weltfahrten, Spaziergänge, Reisenovellen producirt haben. Gemeinsam ist all diesen Reisenden die Emancipation von Italien und der verjährten Ueberlieferung italischer Herrlichkeit; denn nicht Kunst, sondern Politik ist ihr Wahlspruch, und Paris daher, der Herd der Julirevolution, das Herz der neuen Geschichte, die Weltstadt, wo Heine und Börne und nach ihnen die Hunderte deutscher Flüchtlinge eine Stätte fanden, ist das Ziel ihrer Fahrt, — wenn nämlich dieselben überhaupt ein Ziel haben und nicht abstracter Weise „Welt"fahrten sind. Hätten diese Reisenden immer in Wahrheit, wie sie zu thun vorgeben, den politischen, den socialen Gesichtspunkt festgehalten, hätten sie wirklich immer nur den Pulsschlag der Zeit behorcht und in wahrhafter lebendiger Schilderung uns ein Bild eigener und fremder nationaler Zustände gegeben, so würde diese Reiselitteratur durchaus nur mit Dank aufzunehmen und als ein bedeutender Gewinn und Fortschritt unserer Litteratur überhaupt zu schätzen sein. Aber dazu wäre Mancherlei nöthig gewesen, was gerade sie entweder nicht aufwenden wollten oder nicht konnten: — zunächst also, da Niemand durch das Reisen wird, was er nicht zu Hause im innersten Kern schon gewesen ist, Kenntnisse und Studium, allerdings ein lästiges Gepäck, das sich minder leicht erwerben läßt, als eine Taschenpolyglotte und Reichard's Passagier auf Reisen. Es wäre dazu innerer Fonds und eigene productive Kraft nöthig gewesen, statt daß nach dem eigenen Bekenntnisse dieser modernen Weltfahrer ihre Reisen nur zur Anreizung und Belebung ihrer productiven Kraft, nur zur Ausfüllung des ungeheuren Vacuum dienen sollen, das sie selbst in sich verspüren, — fürwahr, ein großartiger Luxus! Denn ehedem genügte unsern Poeten ein Blick aufwärts zu dem blauen Himmel, ein Athemzug erquickender Frühlingsluft, ein Gang durch den duftigen grünen Wald, um das Herz zu erfrischen, die Kraft zu beleben und die Saiten der Seele zu harmonischem Spiel zu stimmen. Gutmüthige Kinderzeit der Litteratur, wo man sich Decennien lang, wie von etwas Großem, von Kleist's „Bilderjagden" erzählte, die er in den Straßen von Potsdam, auf der Wachtparade und in der nächsten, einförmigen Umgebung seines Ortes sollte angestellt haben! Jetzt bedarf es anderer Aphrodisiaca, um die Productionskraft unserer jungen Litteraten anzureizen! Jetzt müssen sie Paris gesehen haben und London, und müssen einen selbstmitgebrachten türkischen Shawl um das blasse Haupt winden können, eh' ihnen ein Verschen, ein Novellchen, eine kleine niedliche Tendenzkomödie glücken will! Ach und dennoch, so viel

Digitized by Google

Länder sie schon durchirrt, in so viele Meere (nämlich in den Seebädern) sie schon wie ein bedrängter Arion gesprungen sind: immer noch will der rechte Trieb und Aufwuchs nicht kommen, es läßt sich kein Ems entdecken für die unfruchtbare Poetenseele, und der Delphin, der geschwommen kam, brachte nur unaussprechlich thörichte Novellen, unsäglich vergessene Komödien, und hat sich bekanntlich nun schon längst im Sande festgefahren. Dies also ist der Uebelstand, daß die Erde zwar groß ist, aber doch nicht unendlich, daß es der Länder und Städte zwar viele giebt, aber doch nicht unzählige, und daß den Weltfahrern die Welt ehe (wie das Sprichwort sagt) mit Bretern vernagelt ist, als sie des eigenen Vortheils wegen wünschen. Darum nun, und weil man doch interessant sein wollte, quand même, und weil selbst das strenge Feuer des Ungemachs jenen Individuen die Schlacken der Eitelkeit und des Egoismus nicht hat ausbrennen können, vielmehr sie nur noch fester mit ihnen verschmolzen hat (ein Urtheil, welches, so herb es ist, wir dennoch ohne Scheu aussprechen oder eigentlich nur wiederholen dürfen, da jene Individuen durch die Stellung, welche sie zur Litteratur, zur Wissenschaft, zum Leben einnehmen, es sich längst selbst gesprochen haben und in ihrer eigenen Zerrüttung und Selbstverfolgung, ihren kleinlichen Fehden, ihren kindisch gehässigen Anfeindungen es täglich neu belegen!), — darum hat man die neueste Reiselitteratur in eine Klatschlitteratur verwandelt, darum hat man, so schlecht der ehrlichen Bourgeoisie diese aristokratische Haltung auch lassen will, das famöse Beispiel jenes Verstorbenen so begierig nachgeahmt, der gar nicht nöthig hat, noch länger mit der Maske der Leiche zu coquettiren, da er wirklich nur eine geschminkte Leiche ist; darum (vielleicht noch aus andern Gründen) machte man Jagd auf Zötchen und Anekdötchen, portraitirte Männer, bei denen man kaum im Vorzimmer seine Karte abgegeben, und brachte jenes System litterarischer Spionerie auf, um dessen willen ehrliche Leute, die nicht in der nächsten Woche in irgend einem „Skizzenbuche" wollen abgemalt sein, reisenden Litteraten keinen Zutritt mehr gestatten. Zwar ist auch diese Klatsch-Reiselitteratur älter, als diese Reisenden selbst wissen, was allerdings nicht viel sagen will, wenngleich sie zum Theil Litteraturgeschichte schreiben, aber wohlgemerkt! auch nur schreiben. Denn schon vor sechzig Jahren suchte man die halbwissenschaftlichen, statistischen und geographischen Reisen durch diesen Zusatz der Klatscherei etwas schmackhafter und gaumenkitzelnder zu machen, wofür statt aller andern nur Risbeck's zu ihrer Zeit begierig gelesenen „Briefe eines in Deutschland reisenden Franzosen" und viele Partieen der verrufenen Nicolai'schen Reise, besonders in den letzten Bänden, und aus späterer Zeit zum großen Theil auch Weber's Reisen als Beispiel dienen mögen. Zum System ist diese Klatschlitteratur allerdings nur erst in neuester Zeit geworden, nachdem der Verstorbene, weil ja Todte sich nicht zu schämen brauchen, das Eis der keuschen Scham durchbrochen hat, und erst in neuester Zeit ist das Reisen und Reisebeschreiben eine Profession, die reisenden Autoren selbst Handwerker geworden, nur mit dem Unterschiede, daß Handwerker sonst auf Reisen gehen, um etwas zu lernen, diese aber, weil sie nichts gelernt haben und auch nichts lernen wollen. Denn daß ihnen das Reisen Profession ist, bekennen sie ja selbst, wie z. B. der Verf. jener „Reisenovellen" (die man jetzt, nachdem die Sansculotterie unserer Litteratur ihr Ende gefunden hat, wenn noch überhaupt, doch nur heimlich und im Verborgenen liest) im Eingange seines Buches selbst thut, wo er mit andern Handlungsreisenden zusammen im Postwagen sitzt und auf deren Frage nach seinem Principal ganz humoristisch antwortet: „Ich reise für das Haus...," nämlich die Firma des verlegenden Buchhändlers, mit einigen andern unsaubern Witzen, die wir hier nicht wiederholen mögen. Wahrlich, ein würdiger Anfang, ein edles Selbstgefühl, diese Zusammenstellung von Meßreiter, Weltfahrer und — Litteraten! Diesem Bewußtsein des Reisenden entspricht denn auch die Ausführung der Reisebeschreibung, die, unbekümmert, quid pulcrum, quid honestum, nur das Piquante, das Moderne, das Unerhörte zur Absicht hat. So entsinnen wir uns, kürzlich in einem Journale einen Bericht aus Algier, dem Indien derer, die keine reisenden Fürsten sind, gelesen zu haben, in welchem eben jener Reisenovellist erzählt, wie am Abend oder doch bald nach seiner Ankunft in Algier, er selbst sich in ein maurisches Freudenhaus führen läßt, während seine Gemahlin der Beschneidung eines arabischen Knaben beiwohnt; nachher kommen Beide zusammen und theilen sich ihre Erfahrungen mit, und endlich wird die ganze interessante Historie, die allerdings mit einem Male den uralten Schleier von Afrika aufhebt, in einer Zeitschrift abgedruckt. Fürwahr, man könnte dies naiv nennen, wenn es nicht frech wäre. Aber doch, was geschieht nicht, um interessant, um modern, um emancipirt zu sein? — So nun ist die jüngste Reiselitteratur in der That der Auskehricht der gesammten Litteratur geworden, und es wäre wahrlich mehr als traurig, nämlich lächerlich zugleich, wenn die neue Aera, welche man uns prophezeihte und welche man selbst herbeizuführen sich vermaß, in diesem Sumpfe zu Ende gehen sollte. —

Erschrecke nun Hr. Heller nicht, wenn wir jetzt diesen eben so nöthigen, als unerfreulichen Bemerkungen die Erwähnung seiner „Sommerreise" folgen lassen! Allerdings hat sein Buch uns auf jene Betrachtungen über den Gang unserer Reiselitteratur und deren jüngste Entartung hingeführt, auf eine Art jedoch, die dem Buche des Hrn. Heller und seiner schriftstellerischen Richtung überhaupt, so weit wir dieselbe aus diesem Buche erkennen konnten, zur höchsten Ehre gereicht. Nämlich wir lasen dies überaus an-

Digitized by Google

spruchslose Buch, erfreuten uns an der Einfachheit der Darstellung, der bescheidenen Natürlichkeit der Ansichten und Erlebnisse, an der redlichen und ehrenwerthen Gesinnung des Verf., — mit Einem Worte, an dem Häuslichen, Unmodernen, Natürlichen des Buches, gaben uns willig diesen Eindrücken hin, und wurden dann sehr bald gewahr, daß das, wodurch diese „Sommerreise" so wohlgefällig wirkt, eben die Abwesenheit jenes modischen Unfugs ist, den wir oben geschildert haben. Hiefür, je seltener heut zu Tage eine solche Mäßigung und diese freiwillige Verzichtleistung auf den Beifall derjenigen ist, deren aristokratische Nase nur von dem Wildgeruch der Fäulniß gekitzelt wird, ist die Kritik Hrn. Heller eine laute und freundliche Anerkennung schuldig. Im Uebrigen wird das Buch bei allen denjenigen, die an einer einfachen, unterhaltenden, öfters sogar belehrenden Lectüre noch Gefallen finden, sich gewiß von selbst empfehlen; nur, wie gesagt, man verzichte von vorn herein auf den Ton der Weltfahrten und was dem ähnlich ist, erwarte vielmehr etwas Nachklang des ancien regime, etwas Naturschilderei, etwas breiten Tagebuchstil, wiewohl das Alles immer von einer nüchternen, wachsamen und darum Vertrauen erweckenden Ueberlegung in den richtigen Schranken erhalten wird.

(Schluß folgt.)

Die Unächtheit der Lieder Ossian's, und des Macpherson'schen Ossian's insbesondere. Von Talvi. 122 S. Leipzig 1840. Verlag von Brockhaus.

Wir Alle haben in unserer Jugend die Begeisterung für Ossian getheilt, welche Göthe im Werther so stark ausdrückt: „Gefällt! das Wort hasse ich auf den Tod. Was muß das für ein Mensch sein, dem Lotte gefällt, dem sie nicht alle Sinnen und alle Empfindungen ausfüllt! Gefällt! Neulich fragte mich Einer, wie mir Ossian gefiele." — Und in den Worten: „Ossian hat in meinem Herzen den Homer verdrängt. Welch eine Welt, in die der Herrliche mich einführt!" stellt sich uns der ganze Einfluß dar, den der celtische Barde auf die deutsche Litteratur ausgeübt. Herder bedauerte nichts mehr, als daß nicht auch Klopstock schon in jungen Jahren den Ossian gekannt; denn Macpherson gab seine angebliche Uebersetzung erst im Jahr 1760 heraus. Auf Herder selbst übten die Macpherson'schen Lieder Ossian's eine große Macht; er glaubte in ihnen wahre Naturlaute zu erkennen, und seine Liebe für Volkspoesie, die für die deutsche Litteratur so fruchtreich geworden ist, zündete sich hauptsächlich hier an, mehr noch als es an Percy's altschottischen Balladen geschehen war; denn Ossian erschien einmal viel großartiger und auch dem Geschmacke der Zeit viel entsprechender; überdies mußte ihm schon der Umstand in Herder's Augen großes Gewicht beilegen, daß sich neben aller Empfindsamkeit zugleich auch große Verwandtschaft einerseits mit Homer und anderseits sogar mit den Psalmen vorfand, hauptsächlich was die Bilder und den Ausdruck angeht. Endlich pflegten die Theoretiker der Zeit bei der epischen Poesie ein hauptsächliches Augenmerk auf Metaphern und Gleichnisse zu richten; wo gab es nun aber deren häufigere und kühnere, als in dem neuentdeckten Ossian. Sogar der trockene Adelung hat deshalb in seiner Anleitung zum deutschen Stil als Beispiel für wohlgelungene, richtig gewählte Gleichnisse am meisten den Ossian angeführt; neben Opitz, Gottsched, Klopstock, Gellert nennt er in dieser Beziehung Keinen so oft, als den celtischen Barden des dritten Jahrhunderts, d. h. neben denen, die ihre Kunst aus dem Horaz und dem Virgil, dem Racine und dem Boileau haben, den Sänger eines rohen nordischen Volkes, das damals noch keine steinernen Häuser, geschweige denn Kirchen und Christenthum hatte. Aber in den Ossian'schen Gesängen war einmal der König Caracull genannt, und hierunter wollte Macpherson keinen Anderen, als den römischen Caracalla verstanden wissen. Dies hohe Alter, wogegen die Nibelungen, das Ludwigslied, ja selbst die Edden modern sind, mußte die Erhabenheit des schottischen Natursängers noch bewundernswerther machen, und in der That konnten jene Volkslieder dadurch wahrhaft in Staunen versetzen; gleich einem vulcanischen Gebirgskegel erhoben sie sich, eben so groß als isolirt, ohne Zusammenhang mit anderen Höhen, denn auch Percy's altschottische Balladen ließen sich, den Abstand der Zeit ungerechnet, schon dem Charakter nach in gar keine Verbindung damit bringen.

Von Herder pflanzte sich nun vollends die Bewunderung des Ossian auf alle Jüngeren über, hauptsächlich auf Jean Paul, der von Niemand mehr angeregt wurde, als von Herder, wie er selbst sagt und, sagte er es nicht, alle seine Werke schon genugsam bekunden würden. In seiner Kunstart ist Jean Paul der Nachfolger des Sterne; aber Hippel war es auch, und welch' ein Abstand zwischen diesen beiden deutschen Humoristen! Der Abstand füllt sich aber aus und erklärt sich besonders dadurch, daß Ossian zwischen beiden liegt; denn wer hätte den, übrigens auch in Prosa schreibenden Dichter wohl mehr auf sentimentale Naturschilderung hinführen können? Von und mit Jean Paul ist die Liebe für Ossian allen Deutschen ins Blut gegangen, und die immer wiederholten Uebersetzungen beweisen am besten, wie viel er gelesen worden. Die Bearbeitung des wiener Jesuiten Denys in schlechten Klopstock'schen Hexametern war die erste, ihr sind viele prosaische gefolgt. Stolberg gab eine mit poetischem Sinne; später ist die von Rhode

Digitized by Google

am meisten geschätzt worden; sie ist nach der damals beliebten Art in rhythmischer Prosa, — denn etwas der Art Vers zu nennen, wäre zu höflich. Endlich folgte im Jahr 1811 die Uebersetzung von Ahlwardt in Versen, wie der Titel sagt, im Silbenmaße des Originals, d. h. des gälischen Originals, nicht des englischen. Was es mit diesem für eine nähere Bewandtniß hat, davon sogleich; hier nur so viel, daß jene Uebersetzung ohne Reim und eigentliches Maß auch nur in freien Rhythmen einherschreitet, und was ihr an Bestimmtheit eines metrischen Taktes abgeht, durch Wortbildungen in Voß'scher Art, so wie überhaupt durch einen gewissen hochvossischen Ton zu ersetzen sucht. Hierdurch sollte die Aehnlichkeit mit Homer noch mehr hervortreten, vielleicht auch die vermeintliche Naturkräftigkeit und das nordische Colorit anschaulich werden. Dies Colorit wurde dadurch noch bedeutend erhöht, daß alle Namen, welche bei Macpherson so sanft und melodisch geklungen hatten, jetzt nach der Schreibart des sogenannten Originals um so barbarischer klangen: Ossian z. B. hieß jetzt Oisian, Fingal Fionghal, Temora Tighmora u. s. w.

Während nun die Deutschen über Ossian so wohl befriedigt waren, indem sie in ihre große Central-Registratur der allgemeinen Weltlitteratur auch den celtischen Barden, wohlübersetzt nach seinem Versmaß und Charakter, aufstellen konnten, gingen in England die Zweifel an der Echtheit Ossian's fort. Beim ersten Erscheinen hatten englische Kritiker von Rang, hauptsächlich Johnson, ihre Bedenken geäußert; man nahm Partei für und wider; aber selbst als endlich nach Macpherson's Tode ein Ossian in gälischer Sprache aus der Verlassenschaft des bei Lebzeiten so hart darum bedrängten Herausgebers erschien, konnte auch dies die Zweifel nicht niederschlagen, im Gegentheil wurde der Kampf jetzt nur noch lebhafter. Er ist nun entschieden, er ist für England schon lange entschieden, schon vor mehr als zehn Jahren; nach Deutschland aber ist die Kunde davon, was wahrlich Wunder nehmen mag, noch nicht gedrungen, wenigstens gewiß nicht so allgemein, als der Glaube an die Echtheit verbreitet und befestigt ist. Dies erklärt sich aus dem Umstande, daß die Beweise dafür großentheils in den Quartbänden gelehrter Gesellschaften vergraben liegen, aus welchen jetzt erst die um Volkspoesie vielfach verdiente Verfasserin dem deutschen Publicum mittheilt, was für dieses allerdings vom höchsten Interesse sein muß.

Nicht als ob es für die deutschen Aesthetiker der gegenwärtigen Zeit noch so überraschend wäre, als es offenbar für Stolberg und Herder gewesen sein müßte; nicht als ob wir uns ein theueres Besitzthum entrissen oder, was noch schlimmer ist, verleidet sähen, wenn die Verfasserin uns schonungslos beweist, daß Macpherson einer der schlimmsten Falsarien sei, der unsere Leichtgläubigkeit auf's Schmählichste betrogen: im Gegentheil, auch bei uns, denen es an den positiven Elementen der Kritik fehlte, ist es Allen, die sich mit der Volkspoesie näher beschäftigen, wohl nach und nach aus inneren Gründen klar geworden, daß diese Lieder, weder wie Macpherson sie gab, noch wie Ahlwardt sie aus dem angeblichen Original übersetzte, jemals volksmäßig gewesen sein können. Referent, welcher seit vielen Jahren hierüber nicht den mindesten Zweifel gehabt hat, kann sich nicht vorstellen, daß nicht alle anderen Gelehrten, welche dem Studium der Volkspoesieen obliegen, sich in derselben Ueberzeugung befestigt haben sollten. Die Kenntniß der verschiedensten Volkspoesie, welche nach Herder in Deutschland so allgemein geworden ist, hat bei aller Nationalverschiedenheit doch auf's Deutlichste den Charakter der im Munde des Volkes erwachsenen Poesie ergeben, zufolge dessen sie sich bestimmt von aller Kunstpoesie unterscheidet. Wer ihr Wesen einmal kennt, erkennt es auch überall wieder; die neugriechischen, die serbischen, die russischen, die böhmischen Volkslieder haben dies mit allen germanischen gemein, mit den deutschen, den dänischen, den schwedischen, den englischen, den schottischen, — nur durchaus haben alle diese nichts gemein mit Ossian. Ossian hat nichts von dem Wesen an sich, wodurch es den Volksliedern allein möglich wird, ohne Aufzeichnung mündlich fortzuleben; er stand da als eine große Anomalie in der Volkspoesie, als ein Räthsel. Dies Räthsel ist gegenwärtig gelöst, der Verdacht ist gerechtfertigt, und Allen, die, so wie Referent, ohne die schlagenden Beweise in Händen zu haben, den Ossian verdammten, d. h. unter den Ansprüchen, mit welchen ihn Macpherson in die Welt schickte, denen ist jetzt ein schwerer Stein vom Herzen gefallen. Wenn aber die neuere deutsche Litteratur zur Zeit ihres Aufstrebens allerdings mit der Bewunderung des Ossian und mit dem Glauben an die Echtheit verwachsen war, so ist sie dem auch bereits entwachsen, und das Anschmiegen an den Charakter wahrer Volkspoesie hat ihr seitdem eine ganz andere Richtung gegeben. Hat doch Göthe selbst, außer dem Werther, in keinem anderen Werke diesem nordischen Nebelsterne geopfert.

(Fortsetzung folgt.)

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Digitized by Google

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

10. Februar. № 35. 1841.

Ueber Reisen und Reiselitteratur der Deutschen.

(Schluß.)

Die Reise geht von Leipzig über Dresden und Prag, wo das Nepomuksfest (S. 21) lebendig und anschaulich geschildert wird, zunächst nach Wien, über dessen litterarische und Censurverhältnisse, die zugleich für die gesammten österreichischen Provinzen eine nur allzu gewisse Geltung haben, Hr. Heller sehr interessante, vollständige und im höchsten Grade dankenswerthe Mittheilungen macht (S. 62 flg.). Auch mögen die litterarischen Meßreiter sich gesagt sein lassen, was S. 60 über das Mißtrauen nicht bloß der Behörden, sondern auch der Privatpersonen in Oesterreich gesagt wird. „Auch Privatpersonen," sagt er S. 60, „betrachten den auswärtigen Schriftsteller wie ein giftiges Insect, vor dessen Stich man sich hüten muß. Dazu ist der Grund in dem unerhörten Mangel an Takt und Zartgefühl zu suchen, mit dem die fremden Schriftsteller offenherziges Vertrauen, Gastfreundschaft und redliches Anschließen vergolten haben. Kaum waren sie in die Heimath zurückgekehrt, so erschienen die Reiseberichte, in welchen die österreichischen Zustände erörtert wurden. Je härter man tadelte, je stärker man auftrug, je bitterer man die Ausdrücke wählte, desto mehr glaubte man seiner litterarischen Aufgabe genügt zu haben. Es wurden Behauptungen aufgestellt, Thatsachen erzählt, die ohne Gewährsmann nicht geglaubt worden wären, und der Verfasser nannte ohne alles Zaudern die Personen, welchen er seine Nachrichten verdankte. Ja, indem der Berichterstatter die Personen bezeichnete, in welchen nach seiner Ansicht der Schmerz über die Zustände der Gegenwart zum deutlichsten Bewußtsein gelangt war, führte er wohl gar bei den einzelnen Namen auch die Aeußerungen wörtlich an, in welchen ein Jeder dem Zorne seines Herzens Luft gemacht. Es ist nicht schwer zu ermessen, in welch' eine mißliche Stellung die Personen, von denen dergleichen Dinge gerühmt wurden, der Regierung gegenüber geriethen. Strengere Aufsicht, mißtrauische Maßregeln, Zurücksetzung in amtlicher Beziehung, wenn nicht geradezu eine polizeiliche Untersuchung, waren die Folgen von dergleichen Rücksichtslosigkeiten, und die österreichischen Schriftsteller endlich genöthigt, ihre Thüren vor Fremden zu verschließen, um nicht auf's Neue Gefahr zu laufen, sich und ihre Gedanken ohne Schonung preisgegeben zu sehen." Von Wien reist der Verf. über Grätz durch Illyrien, wo die adelsberger Grotte besucht und lebendig geschildert wird (S. 133), nach Triest und Venedig, über das nicht eben Neues, doch das Alte recht anmuthig gesagt wird. Interessant ist die berichtigende Mittheilung über die vielberufenen Bleidächer (S. 178), die nun freilich dem, der unter ihnen gefangen saß, doch ein wenig minder luftig vorgekommen sein mögen, als jetzt dem neugierigen Reisenden. Dann wird Verona und der Gardasee besucht, von wo der Verf. nach Meran eilt (S. 238). Die Schilderung des dortigen Badelebens und dieser ganzen Alpenwelt bis nach Salzburg hin, bildet den Rest und zugleich mit den Stellen über die österreichische Censur die anziehendste Partie des Buches, welches wieder einmal einen Beweis dafür liefert, wie viel weiter man in jedem Verhältniß und bei jeder Bestrebung, vor Allem als Autor, mit Einfachheit, Anspruchslosigkeit und redlichem Willen gelangt, als — mit dem Gegentheil von diesem Allen. Doch hätten wir auch aus diesem Buche einige Stellen, wo die vertrauliche Einfachheit zur Nachlässigkeit wird, besonders aber einige Scherze weggewünscht, die doch gar zu platt, zum Theil ohne alle Pointe sind, wie der, welcher S. 213 gegen diese Jahrbücher und ihren künftigen Recensenten des vorliegenden Buches gerichtet wird, und über den Ref., welchen er nun also ganz besonders angeht, recht gern gelacht hätte, wenn er nur besser wäre. Doch man urtheile selbst! In Verona wird dem Reisenden ein alter marmorner Wassertrog, den er sogleich als solchen erkennt, für Julia's Sarg ausgegeben; er empfängt auch eine Reliquie von demselben, und sagt nun: „Die Ausantwortung der Reliquie kostet mich wahrhaftig kein großes Opfer, und selbst wenn sie einer meiner Herren Recensenten in den... Hallischen Jahrbüchern verlangte, ich würde ihm seine Bitte nicht abschlagen." Um des Himmels willen, wo ist hier der Witz?! —

Digitized by Google

Und so sei zum Schluß dieser Anzeige uns noch ein Wort an jene Litteraten erlaubt, deren wir oben gedacht, — ein Wort, welches diesen und wohl auch manchen andern Angriff, den dieselben hier und anderwärts zu erleiden haben, in das gehörige Licht setzen und manche schiefe Ansicht berichtigen wird. Man hat es zu einer Sache ehrenhafter Rücksicht, ja zu einer Sache des Mitleids machen wollen, gegen diese Autoren eine andere, als eine nachsichtsvolle Kritik zu üben, weil ihnen die Waffen der Vertheidigung von Staatswegen genommen seien. Wenn dies jemals wahr gewesen ist, so ist es das doch nicht mehr in diesem Augenblick, ist es seit Jahren nicht mehr, da wir ja täglich in Journalen und selbständigen Schriften die ungehinderte Thätigkeit dieser Litteraten vor Augen sehen. Ja wir sehen sie auch selbst sowohl unter einander sich bekämpfen und, ging' es nur an, vernichten, als sie nach Außen hin die mehr blanken und klirrenden, als scharfen und treffenden Waffen kehren. Ein offener und ehrlicher Kampf gegen diese Richtung wird daher wohl am Platze sein, und allen denen als ein Recht und eine Pflicht zustehen, welche in der Eitelkeit, der Selbstsucht und Inhaltlosigkeit dieser Litteratur eines der größten Hemmnisse sehen, welches überhaupt dem rüstigen und sieghaften Aufblühen unserer gesammten Litteratur im Wege liegt. Man erhebe seine Stimme also nicht und klage, daß nun, nachdem kaum die politische oder polizeiliche Aechtung von jenen Häuptern genommen ist, die Kritik eine litterarische über sie verhängen wolle! Die Kritik, die wissenschaftliche nämlich und historische, die Kritik also, die allein dieses Namens würdig ist, kennt und übt keine Aechtung der Personen, nur eine Aechtung der Grundsätze, — dieselbe Aechtung, welche an Eitelkeit, Anmaßung, Unwissenheit, bösem und verkehrtem Willen und aller kleinlichen Pflege des eigenen Ich die Geschichte selbst seit Jahrtausenden geübt hat und ferner üben wird, so lange ein Gott in der Geschichte lebt. Die Kritik verkennt also keineswegs, welche Theilnahme auch jene Litteraten an dem neuen Aufschwunge und dem ganzen neuen Elemente haben, in welches dieselbe, wenn es mit Zahlen soll bezeichnet werden, mit dem Jahre 1830 getreten ist; aber sie kann die Frucht nicht anerkennen, die man aus jener Saat gezogen hat, und die man uns dennoch anpreisen will, als wär' es in der That eine edle, eine reife Frucht. Diese verwerfende Stimme der Kritik muß aber um so lauter und unabläßiger ertönen, je mehr jene Autoren es durch ihre journalistischen Assecuranzen, durch ihr lautes Lob, ihren lauteren Tadel, ihr geflissentliches Ignoriren es dahin gebracht haben, daß man ihrem Treiben, wenn nicht lobpreisend (denn eine Hand wäscht die andere!), so doch schweigend zusieht, wär' es auch nur aus Scheu vor dem Scandal, und je weniger die kleineren Blätter, die von der Gunst des Augenblicks hinleben, sich den mächtigen Tyrannen der Journalistik, den einflußreichen Chefs der litterarischen Claqueurs zu widersetzen wagen. Es mag wohl unbehaglich sein und jene Autoren mögen es schwer empfinden, daß keine andere Kritik, als die, welche sie hebersehen, sich ihrer annimmt, und kein anderes Lob ihnen zu Theil wird, als ein solches, dessen unlautere Quelle sogleich Jeder, auch der Unerfahrenste, entdeckt. Aber was mehr? Ausgeschlossen ist nur, wer sich selbst ausschließt: werfen sie denn den Kram von Eitelkeit und Egoismus von sich und nehmen, unbekümmert um den eigenen Ruhm und nur im Dienste der Freiheit, der Wissenschaft und Kunst, herzlichen und aufrichtigen Antheil an dem Leben des Geistes! Noch ist nicht verloren, wen seine Vergangenheit ärgert und wem die Gegenwart widrig ist: — ihm bleibt die Zukunft! Macht den Gebrauch von ihr, der Männern, der Dichtern und Gelehrten ziemt, und Ihr werdet Kampfgenossen da finden, wo jetzt das Schwert gegen Euch entblößt ist und die Scheide weggeworfen!

R. E. Prutz.

Talvi, „Die Unächtheit der Lieder Ossian's, und des Macpherson'schen Ossian's insbesondere."

(Fortsetzung.)

Bevor wir aber den Verlauf des Streites über die Aechtheit in seinem sehr interessanten Detail näher andeuten, mag es billig sein, diejenigen inneren Gründe vorzubringen, welche gegen die Authenticität eines gälischen Sängers Ossian mißtrauisch machen mußten. Es ist viel, was uns als Ossian gegeben worden: zwei große Gedichte, Fingal und Temora, und außerdem noch eine reiche Anzahl kleinere. In allen zeigt sich ein großer Mangel in Klarheit des Factums, gerade dies aber ist eine hauptsächliche Eigenschaft der Volkspoesie, welche sich sogar vieler Kunst bedient, um die Hauptwendungen recht schlagend hervorzuheben. In aller epischen Volkspoesie ist das Gerippe der Fabel höchst kenntlich, die Gliederung in die Augen springend, ja die ganze Poesie beruht wesentlich auf diesem gleichsam taktmäßigen klaren Fortschreiten der Handlung selbst. Hiervon ist nun Ossian so weit entfernt, daß die Fabel fast überall höchst unsicher und verworren ist; wer ein Gedicht eben gelesen hat und das Buch zuschlagen soll, um den Inhalt zu erzählen, d. h. den Geschichtshergang zu referiren, der wird meistens in die größte Verlegenheit gerathen. Ein Minimum von Fabel zieht sich nothdürftig durch, und nun sind alle Begebenheiten einerseits höchst allgemein und unbestimmt und anderseits höchst abgerissen und zusammenhangslos. Desto mehr Schmuck und Schilderung ist auf diesen dünnen Faden aufgereiht, ja auf den bloßen Schmuck ist es dem Verfasser sichtlich angekommen, der Ge-

Digitized by Google

schichtsfaden ist ihm nur das Vehikel, um jenen zu verbinden. Dies läuft nun wieder ganz gegen den Charakter der Volkspoesie. Die Nibelungen haben bekanntlich gar keine ausgeführten Gleichnisse, nur zwei ganz kurze Metaphern, wenn man es noch so nennen will, werden in ihnen gefunden; große Naturschilderungen streiten aber vollends gegen den Volksgesang, sie sind in der Poesie immer das Letzte, sie sind der alten Poesie, der Poesie in ihren ersten Stadien immer fremd, sie begegnen bei den Griechen so wenig, als bei den nordischen Völkern; das Interesse knüpft sich, wie bei allen praktischen und tüchtigen Menschen, vielmehr an das Schicksal, an das Wohl und Wehe der Personen. Eine sentimentale Anschauung der Natur ist nur den Städtern eigen, nicht dem, der beständig in ihr lebt, er sei Süd- oder Nordländer. Und wo die Volks- oder Naturpoesie einmal auf die Natur zu sprechen kommt, da ist es auch nicht die landschaftliche, malerische Schönheit, nicht das Pittoreske und Romantische, welches vielmehr Kunstbildung voraussetzt, sondern es ist das Praktische, was den Dichter und seine Helden interessirt. Ein celtischer Sänger des dritten christlichen Jahrhunderts, der für die grünen Hügel, auf denen die Rehe hüpfen, so empfindsam schwärmt, der uns das Rauschen des Baches, das Säuseln des Halmes, das Geflüster des Baumes und jeden Sonnenblick so ungleich besser und ausführlicher schildert, als die Geschichten und Charaktere seiner Helden, ein solcher ist ein Unding; auch müßte er des Nebels und Regens wohl mehr gewohnt sein, als daß er dessen so fortwährend gedächte, und so ganz im Sinne der modernsten Poesie. Seine Helden sind gar keine Charaktere, keine Individuen, ja eigentlich keine Figuren, sondern bloße Namen. Aller Volkspoesie ist die theilnehmendste Liebe für ihre Helden eigen; Ossian dagegen, in dem doch so viel Kunst herrscht, hat nur die nicht, uns für seine Helden zu interessiren. Alles ist ohne Zeichnung, ohne Umriß, Alles kommt ihm nur auf den Farbeneffect, auf die Wirkung des Helldunkels an. Ossian ist wie ein englisches Bild, — wer hätte nicht einmal eins gesehen, — oder auch wie ein englischer Kupferstich, wie ein englisches Aquatintablatt; die Volkspoesie dagegen ist Holzschnitt, Holzschnitt nach der alten Art, voll Zeichnung und Bestimmtheit, voll Mark und Leben, aber roh und derb, nicht mit den verschwommenen Effecten der Aquatinta, noch mit den feinen Tönungen des Stahlstichs. Und nach allen Seiten hin erstreckt sich dieser Mangel an Bestimmtheit. Es ist in den Gedichten weder Geschichte, noch Geographie, wir erfahren nichts von der Vorzeit Fingal's, nichts von der Geschichte des Volkes, nichts von fernen Ländern, was doch in der Erinnerung des Volkes eben das Erste und Wichtigste sein muß, so wie es aller Poesie zu Grunde liegt. Ossian besingt seine und höchstens seines Vaters Kämpfe; während diese Lieder sechszehn Jahrhunderts unverändert, wie Ossian sie sang, sich sollen erhalten haben, geht seine Erinnerung nicht über seinen Vater hinaus! Und doch liegt es im Wesen der Poesie, daß gerade das Entferntere poetischer ist, als das Nahe, und daß keine Volkspoesie blühen kann, ohne eine alte Tradition vor sich zu haben. Noch mehr wird Alles vermißt, was zur Sitte gehört, und dieser Mangel ist es hauptsächlich, welcher die Helden so abstract erscheinen läßt. Ein Volk ohne Gebräuche, ohne Cultus, ohne Religion ist wieder ein pures Unding. In diesen Liedern herrscht eine höchst allgemeine, höchst abstracte Nebelmythologie; es ist zwar häufig von Geistern in den Wolken die Rede, von Geistern der Abgeschiedenen, aber wir finden keine Götter, wenigstens haben sie keine Namen, keine Eigenschaften und keine Verehrung: wahrlich schöne Götter! Allerdings verstößt diese Mythologie mit keinen Sonderbarkeiten gegen den Geschmack unserer Zeit, wie sie doch sicherlich thun würde, wenn sie alt und ächt wäre; allein sie hat auch nicht einmal so viel Substanz und Glauben, als für die poetische Wirkung erforderlich ist. Mit einem Worte, diese Mythologie kann nur erfunden sein, und sie ist wahrscheinlich nur darum erfunden, weil nach den Theorieen der damaligen Zeit eine solche, wie es hieß, zur epischen Maschinerie gehörte. Es wird sich sogleich zeigen, daß diejenigen Lieder, welche Macpherson zum Ausgangspunkte dienten, aus christlicher Zeit sind, und daß der Bearbeiter nur nach solchen poetischen Theorieen handelte, wenn er lieber das Christenthum fern hielt, denn dies war damals unter den Poeten nicht eben Mode, die Zeit wußte ihm nichts Poetisches abzugewinnen. Das Christenthum würde überhaupt Alles ins Gewöhnliche gezogen haben, und hätte den Nimbus einer eigenthümlichen, durchaus autochthonen, urals-schottländischen Poesie, auf die es dem Helden nächst seiner Vorliebe für Naturschilderung besonders ankam, freilich nicht begünstigt. Aber eben deshalb mußte er sich noch viel wesentlichere, noch viel schlimmere Fälschungen erlauben.

Doch nicht diese, sondern vielmehr ganz andere, und zwar meistens chronologische Gründe waren es, welche zuerst die englischen Kritiker Verdacht gegen die Aechtheit der Ossian'schen Gedichte faßen ließen. Wo etwas so Großes, so Fertiges, so durchaus Ueberraschendes auftaucht, und wo man mit den äußeren Beweisen der Aechtheit so sehr zurückhält, da konnte der Verdacht nicht ausbleiben. Macpherson's Ausflüchte und Verzögerungen, das Original zu zeigen, die Widersprüche, in die er sich verwickelte, dies Alles mußte allein schon Argwohn erwecken, falls sonst auch der Inhalt an sich es weniger gethan hätte. Die Schotten, an sich höchst eifersüchtig auf ihre Nationalität, fanden sich durch den unvorhergesehenen Zuwachs ihres Nationalruhms, auf den sich die Augen aller Welt richteten, nicht wenig geschmeichelt, und sahen sich deshalb schon befriedigt, wenn

Digitized by Google

nur die Namen in den neuen Gedichten wiederklangen, die sie in ihrer Jugend in alten Liedern gehört zu haben sich erinnerten; sie hätten sich freilich auch des Abstandes erinnern müssen, der in dem Ton und der Stimmung dieser und jener Lieder war. Aber sie thaten es nicht, sie wollten es nicht. Strenger waren die englischen Kritiker. Doch fehlte es auch in England natürlich nicht an großen Bewunderern, die eben ihre Bewunderung die Frage nach der Ursprünglichkeit vergessen ließ. Unter ihnen waren Adam Smith, Home und Blair; dagegen war Home, obwohl ein Schotte, doch ein zu guter Historiker, um sich so schnell so viel aufbinden zu lassen; er mußte Letzteren in seiner Antwort auf dessen Lobschrift erst darauf aufmerksam machen, daß es für die Aechtheit der Zeugnisse, nicht aber der Gründe bedürfe. Statt mit solchen Zeugnissen hervorzutreten, antwortete Macpherson den Kritikern mit Drohungen, und wie stark und ernstlich diese waren, läßt sich aus einem Briefe Johnson's abnehmen.

Was Macpherson unterließ, thaten mittlerweile die Freunde seines Ossian. Shaw, der Verf. einer ersischen Sprachlehre, unternahm eine Reise nach den schottischen Hochlanden in der Absicht, hier die Originale der von ihm bewunderten Gedichte zu finden. Allein er kam sehr abgekühlt zurück, und wurde aus einem Anhänger Ossian's dessen eifriger Gegner in einer 1781 erschienenen Schrift. Er schreibt: „Manchen Berg habe ich erstiegen, manches Thal erforscht, — keine Ausgabe habe ich gescheut;" — er schmeichelte sich, den ungläubigen Dr. Johnson zu bekehren, und ward selbst bekehrt. Alles was er fand, ließ nicht im Entferntesten einen Vergleich mit Macpherson's Ossian zu. Später machte ein gelehrter Irländer, Dr. Young, dieselbe Reise; er fand auch allerdings Lieder ähnlichen Inhalts, aber von den Macpherson'schen verschieden, „wie Osten von Westen." Gleiches fand der Engländer Hill. Man begreift hiernach schwer, wie es nur zugegangen ist, daß der Betrug nicht schon in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts aufgeklärt worden; allein die Schotten hatten mittlerweile den Streit zu einer Nationalsache gemacht, in welcher sie durchaus mit Leidenschaftlichkeit und eben deshalb mit Blindheit verfuhren. In London bildete sich eine hochländische Gesellschaft, deren Aufgabe nicht die Kritik über die Aechtheit Ossian'scher Gedichte, sondern deren Herausgabe unter Voraussetzung dieser Aechtheit war. Macpherson wußte sie für sich auszubeuten. Er bezog von ihr nach und nach 1200 Pfund, um den Ossian im Original ediren zu können, und kam dennoch bei Lebzeiten damit nicht zu Stande, während er doch, zufolge seiner Behauptung, daß er sie übersetzt, bereits im Besitz der Originale sein mußte. Nunmehr war ihm kein Winkelzug zu schlecht, und, einmal auf dem Wege des Betrugs, mußte er darauf immer weiter gehen. Falsche Zeugnisse wurden erdichtet; ja sogar die hochländische Gesellschaft folgte ihm hierin nach, — Alles aus Patriotismus. Als Macpherson im Jahre 1796 starb, fand sich unter seinen Papieren allerdings ein gälischer Text seines Ossian, diesen gab die Gesellschaft 1807 mit lateinischer Uebersetzung heraus, und er ist es, welchen Ahlwardt übersetzt hat. Hiermit hatten denn die schottischen und deutschen Verehrer Ossian's auf einige Zeit Waffenstillstand und erfreuten sich des status quo. Auch die Engländer griffen nicht mehr so hart an, allein gefährlichere Feinde fanden sich in Irland. Die gälische oder erische Sprache ist nämlich auch in Irland verbreitet, ja sie ist es mehr und ursprünglicher als in Schottland. Dieselben Lieder, die in Schottland noch hie und da fortlebten, fanden sich reichlicher in Irland, und hier gab es Aufzeichnungen derselben aus alter Zeit. Unter dem Namen der Finnianischen Lieder waren diese Gesänge hier allen Gelehrten bekannt. Die irische Akademie nahm nunmehr im Jahr 1829 sich der Sache an, indem sie einen Preis auf die Untersuchung der Authenticität Ossian's setzte. Zwei Abhandlungen gingen ein, die eine von Oreilly, die andere von Drummond, beide der gälischen Sprache vollkommen kundig. Ihre genauen Untersuchungen beweisen nunmehr, daß Macpherson's sogenanntes gälisches Original nichts ist, als eine Uebersetzung seines englischen Ossian. Macpherson war als geborener schottischer Hochländer allerdings des Gälischen mächtig, allein sein Machwerk erwies sich als in ganz moderner Sprache verfaßt, mit vielem Kauderwelsch vermischt, was zu keiner Zeit gesprochen worden ist; denn natürlich brachte ihn die Uebersetzung seines neumodisch verfeinerten Ossian in diese rohe Sprache aller Orten in die größte Verlegenheit. Nach den genannten Kritikern findet außer den Namen kaum noch irgend eine Aehnlichkeit zwischen den alten Liedern, die in Irland, so wie auch in Hochschottland noch hie und da gesungen werden, und dem Macpherson'schen Original statt, es verhalte sich zu diesen „wie ein gepuderter, parfümirter Hofmann zu einem nackten Wilden."

(Fortsetzung folgt.)

Bei mir ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Vorlesungen über Eßkunst
von
Antonius Anthus.
gr. 8. Brosch. 1 Thlr. 15 Ngr.

Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Digitized by Google

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

11. Februar. № 36. 1841.

Der Kampf der schaffhausischen Geistlichkeit mit ihrem Antistes.

Ein Beitrag zur Zeitgeschichte

von

Daniel Schenkel.

Die Streitigkeit zwischen dem Antistes Hurter und dem Convente der Geistlichkeit von Schaffhausen hat mit Recht weiteres Aufsehen gemacht, und ist als eine nicht unwichtige Zeiterscheinung von in- und ausländischen Blättern besprochen worden. Da aber nur Vereinzeltes, auch Parteisüchtiges, besonders viel Verwirrendes in der Sache geschrieben worden, die Vertheidigungsschrift des Hauptbetheiligten*) auch kaum geeignet sein möchte, die Leser auf den rechten Standpunkt zu stellen, und das Gegenschriftchen des Hrn. Prof. Zehnder**), eines der achtbarsten Gegner Hurter's, weder die Sache umfassend behandelt, noch wohl viel in das Ausland gedrungen ist: so möchte es am Platze sein, in einer geachteten, vom Schauplatze der Parteiung entfernten Zeitschrift Deutschlands, ein übersichtliches Bild des ganzen Handels, so wie eine Beleuchtung seiner tieferen Motive und mitwirkenden Factoren zu geben.

Antistes Dr. F. Hurter, seit dem Anfange des Jahres 1835 erster Geistlicher und Conventsvorsteher (Decanus) im Canton Schaffhausen, ist unstreitig ein mit außerordentlichen Eigenschaften und reichen Naturanlagen ausgerüsteter Geist. Diese Eigenschaften und Anlagen traten aber von frühester Jugend an in Verbindung mit einem Charakterzuge auf, der leicht einseitige Ausbildung und starre Verknöcherung in ererbten und angelebten Anschauungsformen zur Folge haben konnte. Hurter gehört zu jenen immer seltener werdenden Geistern, die etwas Fertiges in ihrem Sein und Handeln gleichsam mit auf die Welt bringen, die anstatt durch Erfahrungen, Umstände und Geschicke sich erst zurechtbilden zu lassen, diese vielmehr nach eigenem Ermessen zu bilden streben, und was außer dem Bereich dieser Bildsamkeit liegt, oder sich sonst nicht fügen will, als unstatthaft bedauern und verwünschen. Solche Geister muß man nach ihrer Beschaffenheit beurtheilen, und sie nicht darum nicht gelten lassen wollen, weil sie Vieles nicht wollen gelten lassen. Gehen sie aber über das Maß subjectiver Berechtigung hinaus, und versuchen sie ihren Typus der frei sich entwickelnden Zeit als Urtypus aufzudrücken, wozu ihnen besonders leicht die Lust da ankommen kann, wo sie in Amt und Stellung hiemit zusammenhängenden Einfluß besitzen: so ist auch alsobald die Verpflichtung vorhanden, sie zurecht zu weisen und ihnen gebührende Beschränkung aufzuerlegen.

Ob Hurter überhaupt einen Beruf zum Studium der Theologie in sich gehabt habe, ob nicht in der Wahl dieses Berufes schon der Keim zu den neuesten Verwicklungen liege, — ist von mehreren Seiten gefragt worden. Es wäre gewiß unstatthaft, behaupten zu wollen, daß nur weichfromme, sanft hingebende Gemüther Sinn und Geschick für diese Berufsart hätten. Die Kirche bedarf, zumal auf Lehrstühlen und in höheren amtlichen Stellungen, entschiedener, streitbarer Geister, die Rechte und Pflichten derselben scharf ins Auge zu fassen und wohl auseinander zu halten wissen. Daß aber Hurter früh die Neigung in sich fühlte, über den Rang eines gewöhnlichen Geistlichen hinauszustreben, beweist seine noch auf der Hochschule geschriebene Geschichte des ostgothischen Königs Theoderich, so wie sein Aufenthalt bei dem Kanzler von Ittner, während derselbe in St. Blasien sich als Commissär zur Säcularisation dieser Abtei befand, wo er den noch nicht examinirten, kaum zwanzigjährigen Hurter mehrere Monate lang zu schriftlichen Arbeiten verwandte. Hurter gesteht auch selbst nach erfolgter Heimkehr und abgelegtem Examen, wider Wunsch, Absicht und Willen, die nach einer ganz andern Laufbahn gingen*), dem Rufe auf eine Pfarrei gefolgt zu sein. Die letztere Aeußerung möchte manches Nachherige erklären. Hurter hatte, den geheimen Wunsch nach einer ganz andern Laufbahn im Herzen, den Beruf eines evangelischen Geistlichen gewählt; der jugendliche Geschichtschreiber des Königs

*) Der Antistes Hurter von Schaffhausen und sogenannte Amtsbrüder. Schafft. 1840.

**) Antistes Hurter und seine verunglimpften Amtsbrüder. Schafft. 1840.

*) Der Antistes Hurter und sog. Amtsbrüder, S. 8.

Digitized by Google

Theoderich sah sich nach einer einsamen Landpfarrei verschlagen, einem höchst bescheidenen Lebensloos verfallen, die stolzesten Hoffnungen der Jugend schienen in Dampf und Nebel aufgegangen. Unter solchen beengenden Verhältnissen ist es nicht befremdend, daß der von Natur zu Einseitigkeit und Schroffheit hinneigende Charakter sich immer enger nach Außen hin abschloß, und im Umgange mit meist ziemlich untergeordneten Collegen jenes scharfe, schneidende Gepräge bekam, das so oft verletzend und verwundend näher und ferner Stehende berührte. Die Versetzung Hurter's im Jahre 1824, bei außergewöhnlicher Jugend, an die zweitoberste geistliche Stelle des Cantons, die zugleich die Anwartschaft auf die Antistesstelle giebt, mag dazu beigetragen haben, sein Selbstgefühl noch zu vermehren. Hierbei ist der damalige intellectuelle Zustand Schaffhausens noch in Rechnung zu bringen. Schaffhausen ist eine der kleineren Schweizerstädte, in der längere Zeit, theils aus Schwäche, theils aus Mißwollen, die geistige Ausbildung der Jugend möglichst wenig gefördert wurde. Als Hurter nach Schaffhausen kam, waren die eigentlichen Stadtschulen in einem jämmerlichen Verfalle, das Gymnasium kaum mittelmäßig, an guten Lehrern fehlte es fast gänzlich, wie überall, wo man wissenschaftliche Leistungen weder schätzt, noch bezahlt. Hurter's Verdienst ist es hauptsächlich, daß diesem Uebelstande durch Verabreichung besserer Besoldungen und Herbeiziehung tüchtiger Lehrer abgeholfen wurde; aber gerade der Gedanke, fast alleiniger Schöpfer besserer Zustände zu sein, an Einsicht und Scharfblick auch die Höchstgestellten weit zu überragen, nährte in seiner Brust ein beinahe an Uebermuth grenzendes Ueberlegenheitsgefühl, das den sonst leicht beweglichen und reizbaren Mann gegen Willen und Absicht zu Mißgriffen und des gehörigen Maßes der Klugheit ermangelnden Schritten fortreißen konnte.

Ich habe bisher einer immer deutlicher hervortretenden Hinneigung Hurter's noch nicht erwähnt, obwohl diese hauptsächlich die neuesten Vorgänge herbeigeführt hat; ich meine seine entschiedene Vorliebe für die hierarchische Verfassung der katholischen Kirche. Hurter um dieser willen gleich in die Classe der sog. Dunkelmänner und unbedingten Römlinge werfen, wäre zu voreilig, da sie überhaupt ihren Entstehungsgrund weniger in dogmatischen Vorurtheilen (Hurter kümmert sich überhaupt wenig um Dogmatik), sondern in politischen Ueberzeugungen und Grundsätzen hat. Hurter ist ein Aristokrat im vollsten Sinne des Wortes, kein Aristokrat im Sinne der Neuzeit, mit zierlichem Ordenshand und duftendem Haar, ohne Begriff herkömmlicher Standesehre und -Würde, sondern ein Aristokrat aus mittelalterlichem Stein gehauen, mit allen Ansprüchen, allem furchtbaren Ernste der herabgeschwundenen Vergangenheit. Nun war aber die mittelalterliche Aristokratie auf dieselbe Grundlage wie die Kirche gegründet, auf eine aus dem göttlichen Rechte hinübergenommene Machtvollkommenheit. Die Majestät eines mit allem Glanze himmlischer Pracht ausgestatteten Jenseits warf ihren Glorienschein auch auf sie, und verklärte die schnöde Weltlichkeit zu einer göttlich beglaubigten und begnadigten Stiftung. Darum hat die Aristokratie des Mittelalters auch nur so lange gedauert, als die mit der Kirche gemeinschaftlichen Grundlagen dauerten; seit der Reformation sind sie erschüttert, gesunken. Der Staat mit seinen Großen hat sich von der Kirche emancipirt und nennt sich von Gottes Gnaden, ohne daß die Gnade mehr von Rom käme und aus jener Schatzkammer kirchlicher Autoritäten flösse, und unsere mittelalterlichen Aristokraten können es darum der Reformation immer noch nicht vergessen, daß sie mit dem Priesterfürsten von Rom auch ihre Privilegien gestürzt hat.

Es handelt sich hier nicht darum, das Mittelalter zu tadeln oder zu loben, ihm Vorzüge oder Nachtheile vor der Neuzeit nachzuweisen. Jede Zeit ist gut, die nach dem Plane der Vorsehung ihren Beruf erfüllt und die Menschheit wieder um die Stufe emporarbeitet, welche ein nächstkünftiges Geschlecht einzunehmen bestimmt ist. Das Mittelalter hat seine Aufgabe gelöst; das verkennen, wäre Verstockung. Ein Anderes aber ist, das Mittelalter als eine gute, aber überwundene Erscheinungsform völkergeschichtlicher Entwicklung anerkennen, ein Anderes, diese Form auch noch in die Gegenwart hinübernehmen und ihr aufdringen wollen, wozu sie weder Beruf noch Geschick hat. Es hat lächerliche Verächter des Mittelalters gegeben, die überhaupt alles Sein, dem sie auf ihrer Studirstube nicht den Freibrief gestempelt, ächten und für ungiltig erklären zu müssen meinten; aber es giebt heut zu Tage nicht weniger lächerliche Lobredner des Mittelalters, die dasselbe zum alleinigen Maßstab des vernünftigen Geschehens erheben, es unserer Zeit, wie eigensinnige Kinder, übelnehmen, daß sie ihre eigenen Wege geht, und sich um ihr Grämen nicht kümmert. Wenn Hurter einigermaßen zu den Fahnen dieser letzteren sich gesellt hat, so mag das Folgende diese Erscheinung erklären.

Die neuere Zeit hat dem Mittelalter hauptsächlich zwei Mächte gegenübergestellt: die freie, von den Fesseln des Formalismus erlöste Philosophie, und die eben so freie, der Leibeigenschaft des Dogmatismus entnommene Kritik. Jeder frischere Geist, der unsere Zeit verstehen und fördern will, muß, ohne gerade Philosoph oder Kritiker zu sein, wenigstens mit neuerer Philosophie und Kritik sich bekannt gemacht, und einen Blick in die Bedeutung dieser beiden Geisteshebel der Gedankenbewegung gewonnen haben. Für den Antistes Hurter giebt es aber weder Philosophie, noch Kritik, von denen er die eine verlacht, die andere verdammt. Der Einführung eines gründlicheren philosophischen Unterrichts in Schaffhausen, wo man bis vor wenigen Jahren außer dem alten dürren Snell'schen Leitfaden nichts von Phi-

Digitized by Google

losophie wußte, hat er immer systematisch entgegengewirkt; von den großen kritischen Leistungen unserer Zeit hat er nie die geringste Notiz genommen. So stand er da unter protestantischen Geistlichen, an Intelligenz und Scharfblick alle überragend, aber ohne Theilnahme und Herz für die Arbeit und die Geisteskämpfe ihrer Kirche, ohne Kenntnißnahme und Beachtung der Forschungen, über die im Examen der geringste theologische Candidat Auskunft zu ertheilen wissen muß; kalt gegen die Heroen der neuen deutschen Theologie, kopfschüttelnd über Jeden, der im Dienste wahrheitsliebenden Strebens die gemeine Bahn des Fürwahrhaltens verließ und zum selbstdurchdachten Begriff der Wahrheit emporzusteigen versuchte; als bloßen Tand verwerfend, was die Besten unserer Zeit in der Tiefe angeregt, entflammt, erschüttert hat. Sich unheimlich fühlend im Umgange mit protestantischen Theologen, mit deren Geistesrichtung er nicht übereinstimmen konnte, schloß er sich hauptsächlich an Theologen katholischer Confession an, unter denen er auch die meisten Bekannten und Freunde zählt. Hier fesselte ihn das Fertige, Abgeschlossene, Unabänderliche der Richtung, und daß der Einzelne nicht das Recht hat, von göttlichen Dingen mehr wissen und denken zu wollen, als ihm der enge Kreis seines Glaubensbekenntnisses und die Willkür des Priesters gestattet; in der freien Entwicklung des Dogmas sah er immer nur Ketzerei und Abfall.

Uebrigens thäte man bei dem Allen Hurter Unrecht, wenn man ihm die Absicht unterlegte, seine amtliche Stellung zu katholisirenden Tendenzen benutzt zu haben. Weder hat er selbst, meines Erachtens, jemals an eine Confessionsänderung ernstlich gedacht, noch Andere zu convertiren gesucht. Der Gedanke an jene mußte ihm schon durch seine zahlreiche Familie, durch sein Verwurzeltsein in ein durchaus protestantisches Gemeinwesen, endlich durch seine Jahre lang behauptete kirchliche Stellung zu einem unausführbaren geworden sein; zu diesem hätte ihm alles fanatische Element gefehlt, das den Bekehrungseifer genährt und getragen hätte. Hurter's Zusammenhang mit der katholischen Kirche ist zunächst nicht durch das Herz, sondern durch den Verstand bedingt, durch jene einseitige Verstandesansicht, die den revolutionären Geist unserer Zeit aus der Freiheit des Gedankens ableitet, während Revolutionen doch eigentlich nur da möglich sind, wo die dumpfe Naturkraft eines Volkes sich noch nicht zum Lichte des Bewußtseins emporgearbeitet hat, sondern noch in unsicherem, wüstem Streben gährt. Darum will das intelligente, überwiegend protestantische Deutschland von Revolutionen nichts wissen; das bigotte, dumpf-katholische Spanien wälzt sich dagegen im Pfuhl der Anarchie. Die Hierarchie mit ihrer Abgeschlossenheit, mit ihrer consequenten Ausschließlichkeit, mit ihrer Gedankenbändigungskraft, mit ihrer abgerundeten Einförmigkeit, als Vormauer und Schutzwehr der Aristokratie, als Bevormunderin des nach Selbständigkeit strebenden Staates, als erste principielle Weltmacht, als Urquell und Ausfluß irdischer und himmlischer Lebensfülle, — gegenüber einer freien, im Fortschritt begriffenen, aber irdischer Ansprüche und Herrscherbefugnisse entkleideten Kirche: das war von früher Jugend an Hurter's Sehnsuchtsgedanke, das ist noch die Schwärmerei seines Alters.

(Fortsetzung folgt.)

Talvi „Die Unächtheit der Lieder Ossian's, und des Macpherson'schen Ossian's insbesondere."

(Fortsetzung.)

Der wahre Stand der Dinge ist nunmehr folgender: die Gesänge sind ursprünglich irisch, sie sind von Irland erst nach Schottland übertragen worden; der Held heißt in Irland Finn, in Schottland Fingal, Gal aber heißt der Fremde. Dies Verhältniß erkennen auch die schottischen Lieder, welche Macpherson vorfand und benutzte, vollkommen an, und erst durch consequente Verfälschung ist es ihm gelungen, die sämmtlichen Helden der schottischen Nationalität anzueignen. Unmöglich ist es, daß die schottische Gesellschaft dies Verhältniß nicht sehr bald sollte erkannt haben; allein sie schwieg nicht nur dazu, sondern sie begünstigte es und fuhr in solchen Verfälschungen fort. Was das Zeitalter des Finn anlangt, so setzen ihn die irischen Annalen allerdings in das dritte Jahrhundert, allein ein ganz Anderes ist die Zeit der Entstehung der Gedichte. Das eine, welches die Verfasserin uns nach dem wahren Original in treuer Uebersetzung mittheilt, hebt gleich mit dem heiligen Patrick an, dem Heiligen Irlands, der in's sechste Jahrhundert gehört. Dies kann aber auch noch nicht die Zeit der Abfassung sein. Drummond will letztere zwischen das sechste und elfte Jahrhundert setzen, allein auch das ist wohl, namentlich im Vergleich zu allen übrigen Volksliedern wohl noch viel zu früh; Irland freilich war früher cultivirt, als irgend ein anderes nordisches Land. Die Form der Gedichte besteht hauptsächlich in einer eigenthümlichen Verbindung von Allitteration und Assonanz; Rhythmus und Prosodie sollen höchst complicirt sein. Von alledem hatte Macpherson's Original nichts an sich.

Leider theilt die Verfasserin nur ein einziges dieser irischen Lieder mit; sie wählt die Schlacht von Lora, weil sich diese noch am ersten mit Macpherson vergleichen läßt, den sie in der Rhode'schen Uebersetzung gegenüber stellt. Schon das Raumverhältniß giebt deutlich zu erkennen, wie sehr bei Macpherson der Schmuck überwiegt; Ton und Erzählungsweise weicht in der That „wie Osten von Westen" ab. Nichts von Bildern und Gleichnissen, keine Naturschilderung, keine lyrischen Apostrophen, keine sentimentalen Beiwörter, sondern Alles kurz, rasch; der Dialog ohne weitere Ein-

Digitized by Google

führung, wie meistens in den Volksliedern. Auch kommen volksmäßige Wiederholungen vor, die Macpherson, obwohl sie ihn doch an Homer erinnern konnten, seltsamer Weise vermieden hat. So heißt es erzählend:

Wir sandten des Königs Tochter zu ihm,
Blauäugig, mit weißen Zähnen, die Maid,
Und sandten hundert Rosse mit ihr,
Die besten, die je ein Zügel gelenkt.
Und hundert Reiter saßen darauf,
In Seide schimmernd wie Sonnenstrahl.

Dem entsprechen nachher in der Anrede die Worte:

So bietet dir deine Freundschaft Finn,
Als Geißel bleib' ich bei dir zurück,
Und hundert Rosse sind dein Theil,
Die besten, die je ein Zügel gelenkt.
Und hundert Reiter sitzen darauf,
In Seide schimmernd im Sonnenstrahl.

In den folgenden Worten ist sogar das Original ausführlicher als Macpherson, weil hier die Volkspoesie in der symmetrischen Aufzählung mit refrainartigen Wiederholungen ganz auf ihrem Gebiet ist. Wir setzen diese Verse noch hierher:

Die sollst du haben, und Gürtel auch,
Hundert an Zahl, wunderreich.
Den, wen sie binden, nicht Krankheit trifft,
Qualen und Schmerzen stillen sie.
Willkommnes Geschenk der Gebärerin,
Die sollst du haben, und mehr!
Hundert Schüsseln, die einstmals
Vor den Königen standen der Welt.
Er, der Speise von ihnen ißt,
Ewiger Kraft und Jugend genießt.
Die sollst du haben, und hundert Schiff',
Die Wellen durchschneidend in schwellender Flut,
Und ein herzhaftes Schiffsvolk drauf,
Das in jeglicher Schlacht gesiegt.
Die sollst du haben, und hundert Führer,
Tribut zu erringen in hartem Kampf,
Die sollst du haben, und hundert Geier,
Siegreich stets in der Luft.
Die sollst du haben, und hundert Stuten,
Trächtige, und so viel weißes Vieh,
Als je füllen ein ganzes Thal.
Dies Alles sollst du haben, du Held.

Hiermit muß man Macpherson's Worte vergleichen, um das Wesen seiner Kunstart sogleich zu durchschauen.

„Sohn des fernen Sora! Komm zum Mahle des Königs von Morven, zu Selmas schattigen Mauern! Nimm den Frieden der Helden, o Krieger, laß ruhen an deiner Seite das schwarze Schwert! Wählst du Schätze der Könige, höre die Worte des edeln Aldo: Er giebt Erragon hundert Rosse, die Kinder des Zaumes, und hundert Mädchen aus fernen Landen, hundert Falken mit flatternden Flügeln, welche den Himmel durchkreuzen. Hundert Gürtel giebt er dir zu gürten hochbusige Mädchen, Freunde der Heldengeburten und Genesung der Söhne des Schmerzes. Zehn Muscheln, besetzt mit Steinen, sollen in Soras Thermen schimmern. Auf ihren Sternen erzittert das blaue Wasser und scheint funkelnder Wein. Sie erfreuten einst Könige der Welt in ihren tönenden Hallen. Dies, o Held, soll dein sein, oder deine weißbusige Gattin" u. s. w.

Daß Macpherson jenes Lied vor Augen gehabt, leuchtet ein; sehr merkwürdig aber ist seine Umstellung des Einzelnen und das ausdrückliche Vermeiden alles dessen, was volksmäßig ist; variirt er doch sogar die Zahl, und nennt zehn Muscheln neben den hundert Rossen. Die hundert Reiter darauf, ganz im Sinne der Volkspoesie, läßt er weg und giebt dafür ohne allen Sinn hundert Jungfrauen. Sehr charakteristisch aber ist, daß er die Schüsseln in Muscheln umwandelt und „die tönenden Hallen" einschiebt. Es scheint fast, als ob ihm der Sinn für das Volksmäßige ganz gefehlt habe, da er dies so mühsam zerstört; vielleicht aber mußte er es auch schon darum thun, um eine gewisse Gleichmäßigkeit des Stils zu erreichen, denn in allem Uebrigen war er ja so himmelweit davon abgewichen.

Uebrigens ist das Original keineswegs in allen Theilen sehr poetisch, und Macpherson hat insofern ganz richtig gerechnet, daß er mit einer treuen Uebersetzung und mit Ehrlichkeit nimmermehr solches Aufsehen zu seiner Zeit gemacht haben würde, als mit seiner Taschenspielerei. Was jenen Enthusiasmus erregt hat, sind nicht etwa die Brocken des Alten, die Macpherson aufnahm, sondern es sind lediglich seine Zuthaten und Gewürze. Homer und die Psalmen haben ihm offenbar bei der Stimmung seines Ausdrucks vorgeschwebt, seine Beiwörter und Anreden sind ganz in diesem Sinne. Im Uebrigen ist er in der landschaftlichen Schilderung ein würdiger Schüler des Thomson und Gray, wenn man nicht sagen will, daß er sie weit übertrifft. Er hat in jungen Jahren den Homer übersetzt, und — er hat ein selbständiges Gedicht auf das Hochland verfaßt, in welchem, nach Walter Scott's Urtheil, sich schon ganz dasselbe Talent der Naturschilderung zeigt. — Zu bemerken ist, daß wir in der verglichenen Stelle den Macpherson haben, wie er sich noch am meisten den alten Originalen anschließt; aus der Drummond'schen Untersuchung geht hervor, daß er immer kühner wurde, und es immer weniger für nöthig erachtete, sich solche Fesseln anzulegen. Während fast für alle Gedichte des ersten Bandes sich noch eine Art von Autorität finden läßt, entbehren die seines zweiten Bandes einer solchen fast gänzlich, und Ton und Inhalt, Schmuck und Geschichte gehört hier gleich sehr und ganz und gar dem Dichter Macpherson.

(Schluß folgt.)

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Digitized by Google

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

12. Februar. № 37. 1841.

Der Kampf der schaffhausischen Geistlichkeit mit ihrem Antistes.

(Fortsetzung.)

Schon in seinem Theodorich liebäugelt Hurter mit dem Katholicismus, mit „der herrlichen, phantasiereichen Religion und dem allbeglückenden, beseligenden Glauben;" schon dort nennt er „das jetzt so verschrieene Mönchsthum einen im höchsten Glanz seiner Glorie strahlenden himmlischen Genius"*). Seinen eigentlichen Standpunkt hat er aber doch erst in dem Haupt- und wohl Schlußwerke seines Lebens, in seiner so berühmt gewordenen Geschichte des Papstes Innocenz III. festgestellt. Hier liegt der Schlüssel zu der Denk- und Sinnesweise des Mannes. Wenn er es nicht selbst herausgesagt hätte, die Kirche, wie sie zu dieses Papstes Zeiten war, und ein Papst, wie zu jenen Zeiten dieser war, schlössen die Ideale seines Lebens in sich: so würde jedes Blatt des merkwürdigen Buches dies verkünden. Er hat es übrigens selbst an den Bischof von la Rochelle geschrieben: „Das Zeitalter und die Person Innocenz's III. stellten ihm das schöne Ideal des Christenthums in allen Beziehungen dar"**). Sollte hieraus schwer zu folgern sein, daß ihm die Reformation und der ganze Protestantismus bereits ein Abfall, eine Entwürdigung dieses Ideals sein muß?

Wer war denn nun dieser Innocenz, dieses Ideal Hurter'scher Christlichkeit? Ein großer, staatskluger, scharfblickender, vielgewandter, in mancherlei Beziehung auch wohlmeinender geistlicher Fürst; aber war er ein Ideal des Christenthums nach gereinigten christlichen Begriffen? Kann, wer den Innocenz für ein Ideal der Christlichkeit erklärt, noch ein Christ im Sinne und der Meinung eines ehrlichen Protestantismus sein? Die vornehmste That des Protestantismus war, die christliche Kirche nach einem Principe wiederherzustellen; das Princip war ein materiales und ein formales zugleich. Das materiale oder auch positive Princip war die Verjüngung der Kirche zu einer der Absicht des Stifters entsprechenden Gemeinschaft, wie deren Grundzüge in den heiligen Schriften sich vorfanden; das Formale oder Negative war eine die während jahrhundertlanger kritischer Sorglosigkeit eingeschlichenen und in Geltung gekommenen Mißbräuche wieder ausscheidende Kritik. Diese Mißbräuche, wie waren sie eingerissen? Jene Verjüngung, wie war sie herbeizuführen? Wo fand die Reformation gegen jede Verbesserung den kräftigsten Widerstand? Die Hierarchie bildete zunächst zwischen ursprünglicher Vergangenheit und entarteter Gegenwart eine unübersteigliche Kluft; an ihr hatten sich alle Einrichtungen abgesponnen, sie hatte die Dogmen, die jetzt als irrig in Anspruch genommen wurden, geheiligt, sie hatte die fromme Einfalt anfänglicher Sitten in Pomp und Pracht ausgedachter Ceremonien verwandelt, sie hatte den Staat unter die Kirche gebracht und damit die Kirche verweltlicht. Man hört heute noch sonst achtungswerthe Stimmen bedauern, daß dem Schisma nicht vorgebeugt, daß dem päpstlichen Ansehen nicht mehr Rechnung getragen und die Verbesserung nicht unter den Flügeln des geistlichen Oberhirten vorgenommen worden sei, der sich gewiß, von ihrer Nothwendigkeit fest überzeugt, auch bereitwillig dazu gezeigt hätte (?). Eine Reformation mit und durch den Papst! Das funfzehnte Jahrhundert hätte darüber belehren sollen. Wenn Concilien reformiren wollten, mußten sie sich erst des Papstes entledigen, und selbst dieser Schatten von päpstlicher Autorität, der nur aus der Ferne noch droht, wie gespenstig riesengroß steigt er bald vor den erschrockenen Vätern wieder aus seiner Gruft! Man denke nur an Pius II. und das conciliabulum Pisanum. Wenn es auch anfänglich in der Absicht der Reformatoren gelegen hätte, kein Schisma zu bilden und die päpstliche Autorität fortwährend anzuerkennen, ihr Princip hätte sie von selbst eines Besseren belehren und auf den Sturz der Hierarchie führen müssen. Daher ist ihre Polemik gegen den Antichrist keine erkünstelte, auch keine in persönlichen Rachege-

*) Geschichte des ostgoth. Königs Theoderich, I. S. 28 flg.

**) Es heißt in dem Briefe wörtlich: Mon dessein était de faire un tableau du développement et de l'influence du christianisme sous tous les rapports et cela non d'après le beau idéal que pourrait rêver un poète ou un philosophe: car je le trouvais en réalité dans la personne et le siècle d'Innocent. Der Brief ist zuerst abgedruckt im Echo Rochelais (Journal de Charente-inférieur) 1839, Mai 28.

Digitized by Google

fühlen wurzelnde: sie hat ihre innerste Wurzel in dem Bewußtsein, daß das mögliche Gedeihen der Reformation von dem theilweisen oder gänzlichen Sturze der Hierarchie abhängt.

Nun war Innocenz III. ein Hierarch im vollsten Sinne des Wortes. Unter einem Hierarchen verstehen wir aber einen geistlichen Fürsten, der durch das Mittel geistlicher Gewalt sich irdische Macht zuzueignen und die äußeren politischen Weltverhältnisse zu unterwerfen sucht. Wir lassen uns hier nicht auf die Frage ein, ob die Hierarchie eine für die Staats- und Völkerstellung des Mittelalters nothwendige oder unpassende Form gewesen sei, — wer wird es heute noch wagen, die Geschichte schulmeistern zu wollen? Wir behaupten nur, daß die Hierarchie mit dem Wesen des Protestantismus im Widerspruche steht, und daß Innocenz III. ein Hierarch war.

Seine ersten Regierungshandlungen zeigten deutlich, daß es ihm nicht um die Begründung einer geistigen Herrschaft über die Gemüther, eines Alle durchströmenden und zu einer Geistesgemeinschaft verbindenden christlichen Gemeingefühles, sondern vor Allem um Befestigung seines weltlichen, auf Besitz gegründeten Ansehens zu thun sei. Die Unterwerfung Roms und die Aneignung des Kirchenstaates waren die ersten öffentlichen Gewaltthaten des Statthalters Christi. Denn wollte man die an den kaiserlichen Stadtpräfecten ergangene Weisung, ihm (dem Papste) den Lehnseid abzulegen, noch keine Gewaltthat nennen, so wüßte ich keinen anderen Namen für den Angriff auf die Mark Ancona und das Herzogthum Spoleto, womit Kaiser Heinrich die deutschen Fürsten Markwald von Anweiler und Conrad von Lützenhard belehnt hatte. Hr. Hurter nennt diesen, mit allen zur Verfügung stehenden Mitteln der Gewalt durchgeführten Angriff freilich „Innocenz's beharrliches Streben nach einem bestimmten und dem als allein richtigen erkannten Ziele"*). Derselbe Mann sagt in seiner neuesten Vertheidigungsschrift: „er stelle die Reichskrone wie die Tiara, das Juwel eines Fürsten wie den geringsten silbernen Kelch einer Dorfkirche unter den Schutz des achten Gebots, welches ihm in Bezug auch auf den letztern höher stehe, als die Stelle des Propheten Daniel: er wird seinen Maufim ehren"**). Diesmal wäre die Reichskrone unter den Schutz des achten Gebots zu stellen gewesen. Denn wie die gewaltsame Vertreibung kaiserlicher Vasallen aus ihrem Lehnsgebiete sich irgend mit Rechtsgründen entschuldigen lasse, abgesehen davon, daß sie dem Statthalter Christi am wenigsten anstand, läßt sich nicht wohl einsehen, da der Papst etwaige Rechtsansprüche doch zuerst auf rechtlichem Wege hätte erheben und ausmitteln lassen müssen. Noch weniger ist klar, wie Hr. Hurter nachher von der Begründung der Gerechtigkeit und des Rechtes in diesen Staaten sprechen kann, deren widerrechtliche Erwerbung so ziemlich auf der Hand liegt. — War die erste bedeutende Regierungshandlung Innocenz's ein gewaltthätiger Eingriff in kaiserliche Gerechtsame und bestehende Herkömmlichkeit, so war die zweite nicht viel Besseres. Wir meinen seine Einmischung in die deutschen Händel wegen der streitigen Königswahl. Kaiser Heinrich VI. war bekanntlich jung und plötzlich im Herbste des Jahres 1197 gestorben, als Leibeserben ein dreijähriges Söhnlein, den nachherigen Friedrich II., hinterlassend. Die damaligen verworrenen Zustände Deutschlands machten eine kräftige Regierung nothwendig, weshalb der Bruder des Verstorbenen, Philipp von Schwaben, mit Uebergehung des noch ganz unmündigen Friedrich's, zu Mühlhausen in Sachsen von einem großen Theile der deutschen Fürsten zum Könige gewählt wurde. Die Bemühungen Adolph's von Cölln, die Wahl durch Gegenwahl zu vereiteln, was ihm auch durch Aufstellung des Gegenkönigs Berthold von Zähringen bald gelang, sind bekannt. Als Berthold seine Ansprüche an Philipp verkaufte, wußte Adolph Otto, einen Sohn Heinrich's des Löwen, zu gewinnen, und nun sah Deutschland in seinem Innern den Ruhe und Wohlstand zerstörenden Brand des Bürgerzwistes auflodern. Während Hurter billig genug ist, anzuerkennen, daß Adolph von Cölln nicht im Interesse seines Vaterlandes handelte, indem er von ihm sagt: „er hätte sich zu groß gefühlt, um so leicht von seinen Entwürfen abzustehen, und nicht groß genug, um sie dem Frieden, der Eintracht, Deutschlands Wohl zu opfern"*) — warum ist er nicht billig genug, dasselbe von dem Papste einzuräumen, von dem er sagt: „Deutschlands Recht und seine Stellung hätten ihm geboten, daß er die Entwicklung dieser Verwirrung abwarte?" Wartete denn Innocenz wirklich ab? Oder zögerte er nicht vielmehr mit dem Entscheide nur so lange, bis er mit sich selbst eins war, welchen der streitigen Nebenbuhler zu beschützen, mehr im Vortheile des apostolischen Stuhles liege? Wie leicht wäre es ihm aber geworden, Deutschland den Frieden zu geben und ihm unsäglichen Jammer zu ersparen, wenn er sich für Philipp erklärt hätte, für den sich gleich im Anfang eine glückliche Vereinigung von Umständen erklärt hatte. Der Bann, unter dem er gestanden, war von dem päpstlichen Legaten gelöst; die Mehrzahl der Fürsten stand auf seiner Seite; die reichsten Bezirke Deutschlands hatten ihn als Herrn anerkannt; seine Kriegsmacht war die stärkere; die Schätze, die sein Bruder aus Sicilien gebracht, boten ihm zur Befestigung seiner Gewalt reiche Mittel dar; die kaiserlichen Beamten waren auf seiner Seite, die Reichsvesten in seiner Hand, er besaß die Reichskleinodien**). Nehmen wir nun noch hinzu, daß Innocenz

*) Geschichte Innocenz's III. ꝛc. I. S. 131.
**) Antistes Hurter u. s. w. S. 45.

*) A. a. O. I. S. 146.
**) A. a. O. I. S. 253.

Digitized by Google

im Anfange verheißt, „er werde die apostolische Gunst demjenigen zuwenden, für welchen zahlreichere Zustimmung, größeres Verdienst spreche," plötzlich aber sich gegen den der größeren Zustimmung sich erfreuenden und verdienstvolleren Philipp wendet und Otto ganz einseitig begünstigt: so haben wir so ziemlich einen Blick in die reine Gerechtigkeitsliebe dieses Papstes. Jetzt mit einem Mal, da ihm die günstige Aufnahme Philipp's und seine steigende Macht gefahrdrohend zu werden scheint, weiß er eine Menge Scheingründe zu seinen Ungunsten vorzubringen, wie z. B.: die Lösung vom Banne durch den Bischof von Sutri sei nicht giltig, — obschon sie es nach dem kanonischen Rechte war, oder: Philipp sei wenigstens als Gönner des mit dem Bann belegten Markwald's ebenfalls dem Bann verfallen, — was ein bloßer Sophismus ist, oder endlich: Philipp's, des Bruders des verstorbenen Königs Wahl könnte Deutschland aus einem Wahlreich in ein Erbreich zu verwandeln scheinen, — was eine Lächerlichkeit ist. Den eigentlichen Grund seines Verfahrens gegen Philipp wußte Innocenz, obwohl er erklärte, es wäre der Pflicht seines Amtes und dem Befehle Christi entgegen, an Verfolgern Rache zu üben, doch nicht zu verbergen. „Er ist ein Verfolger, sagt er von Philipp, von Verfolgern abstammend, und würden wir uns ihm nicht widersetzen, so würden wir einem Rasenden gegen uns die Waffen und gleichsam das Schwert gegen unser Haupt in die Hand geben"*). Dieses deutlich durch weltliche Rücksichten geleitete, mit innern Widersprüchen behaftete Verfahren nennt Hurter „ein um so *großartigeres*, da Innocenz dabei einzig von Erkenntniß seiner Befugniß, seiner Pflicht und des Wohles der Kirche durchdrungen gewesen sei; es zeige sich darin jene dem Menschen inwohnende moralische Kraft, welche aus der Ueberzeugung, für eine höhere Ordnung der Dinge zu wirken, hervorgehe"**).

Uebrigens dauerte dieser großartige Widerstand Innocenz's nur so lange, als Hoffnung auf die mögliche Unterwerfung Philipp's unter Otto's Waffen oder wenigstens ein Gleichgewicht zwischen den streitenden Parteien vorhanden war; wie aber das letzte Bollwerk Otto's, die Stadt Cölln, gefallen war, worauf Philipp sich im ganzen deutschen Reiche als König anerkannt, Otto auf seine braunschweigischen Erblande beschränkt sah, wurde auch Innocenz anderer Meinung und fing an, um mit Hurter zu reden, großen Werth auf die Beendigung der Zwistigkeit zu setzen, die übrigens damals factisch schon beendigt war. Es ist merkwürdig, daß einen so scharfsichtigen Mann, wie Hrn. Hurter, der Umstand nicht befremdet, daß Innocenz, so lange der Friede noch eine Wohlthat für Deutschland gewesen wäre, Alles aufbietet, um das Kriegsfeuer zu nähren, und daß derselbe Mann, nachdem der Friede mit der völligen Besiegung Otto's in Wirklichkeit getreten ist, nun ernstlich auf Beseitigung des Zwistes zu denken anfängt. Fast möchte man meinen, die Hurter'sche objective Geschichtsbetrachtung hätte darin ihre größte Stärke, das geliebte Object überall den Wünschen des darstellenden Subjects gemäß auftreten zu lassen, unbekümmert um den wahren und wirklichen Zusammenhang des geschichtlichen Verlaufes.

(Fortsetzung folgt.)

*) A. a. O. I. S. 342.
**) A. a. O. I. S. 346.

Talvi „Die Unächtheit der Lieder Ossian's, und des Macpherson'schen Ossian's insbesondere."

(Schluß.)

Aber wie ist es denn nur zugegangen, daß er, dem eine seltene poetische Begabung gar nicht abzusprechen ist, auf diesen poetischen Ruhm verzichtete, und daß er vorzog, als Uebersetzer zu erscheinen, da er als Originaldichter glänzen konnte. Hierauf ist nicht schwer zu antworten. Er hat sich offenbar nicht vorgestellt, daß die Sache so kommen würde, wie sie kam; ein Schritt zog nachher den andern nach sich und zog ihn immer weiter fort auf der schlüpfrigen Bahn. Und doch hat er im Ganzen richtig gerechnet und seinen Vortheil eben so gut verstanden, als bei den 1200 Pfund, die er der schottischen Gesellschaft abnahm. Waren die Gedichte nicht sein, so konnte er selbst viel eher den Ton ihrer Schätzung angeben, der ihm lieb war, nimmermehr würde *ihm* ein gleich begeistertes Lob zu Theil geworden sein, als jene Lieder unter der Voraussetzung alter Naturpoesie fanden. Eben hierin lag ja das Staunenswerthe, sie mußten unter dieser Annahme Aufsehen erregen, bloß ästhetisch betrachtet, ganz abgesehen von der schottischen Nationaleitelkeit, die aus diesen Liedern eine Partei- und Ehrensache machte. Die wärmsten Anhänger des Ossian würden ganz anders über diese Lieder geurtheilt haben, wenn Macpherson von Hause aus wahr gewesen wäre und seinen Antheil offenherzig bekannt hätte. Man hätte alsdann nicht bloß das Verdienst getheilt, sondern man wäre von vorn herein kritisch gestimmt gewesen und, was noch mehr sagen will, man würde den gewöhnlichen Maßstab der Kritik angelegt haben; dies aber verbot sich eben von selbst, so wie die Gedichte dem dritten Jahrhundert angehörten. Sie hatten mit dieser Behauptung einen Schild gegen die gewöhnlichsten Anforderungen der Kritik, und es blieb ihnen dagegen nur das Wunderbare der Erscheinung, namentlich auch in der Uebereinstimmung manches Einzelnen mit Homer. Sobald man dagegen Macpherson beurtheilte wie jeden andern Dichter, sobald dieser Ossian ein Zeitgenoß war, so konnte man tausend Fehler und Gebrechen der Composition rügen, die Unklarheit, das Flickwerk durfte auffallen, und Macpherson wäre bei allem Talent doch nur ein schlechter, nachahmender Bearbeiter gewesen, selbst wenn die Zeit, de-

Digitized by Google

ren Geschmack so sehr geschmeichelt war, nicht die ganze Hohlheit und Widersinnigkeit des seltsamen Unternehmens eingesehen hätte. In Deutschland nun vollends, wie wir schon an Göthe und namentlich an Herder gesehen haben, war die Firma von Naturlauten bei dem Glück, das sie machten, ganz wesentlich, und auch hier hat ihnen offenbar der Antheil von Macpherson mehr Eingang verschafft, als das schwache Ueberbleibsel von alter Volkspoesie. Es ist übrigens für uns Deutsche gut, daß die Enttäuschung in eine Zeit fällt, wo die Schwärmerei für Ossian schon von selbst nachgelassen, und wo jene Stimmung bereits überwunden ist, welche dem Macpherson'schen Ossian die Eroberung aller Herzen so leicht machte. Eine besonders eigene Rolle spielt jetzt aber die Ahlwardt'sche Uebersetzung, welche sogar neuerdings eine zweite Auflage erlebt hat. Bei dem Anspruch, mehr zu leisten, als die Anderen, und mit dem Anschein, den ihr ihre eigene Steifheit und Härte giebt, treuer und wörtlicher sich einem alten Text anzuschließen, leistet sie jetzt sogar weniger, als die frei nach dem Englischen unternommenen, denn diese haben doch wenigstens Macpherson's Poesie, so zweideutig diese auch sein möge, aus erster Hand, während jene mit gelehrter Pedanterei sich dem Kauderwelsch hingiebt, das Macpherson nur mit stillem Lächeln zusammengestoppelt haben kann. Diese Uebersetzung ist es denn auch, welche uns den Traum von Ossian'schen Volksliedern um zehn Jahre länger erhalten hat; in England hat die Komödie 69 Jahre gespielt, bei uns 79; ohne Madame Robinson vielleicht noch länger!

Aber wenn es auch keinen Ossian mit jenen schwankenden Nebelgeistern, keinen mit der kreisenden Muschel in der tönenden Halle mehr giebt, so tritt ja an die Stelle desselben vielmehr ein anderer Liederkreis, der, was ihm vielleicht an Poesie im modernen Sinne des Worts abgeht, reichlich durch Wahrheit und Charakteristik ersetzt, und jedenfalls ist der Kreis europäischer Volkspoesie gleichzeitig von einem störenden Gliede befreit, und um ein gesundes, lebenskräftiges bereichert worden. Hier müssen wir nun abermals bedauern, daß die Verfasserin nicht mehr gethan hat, um uns den leer gewordenen Raum durch das Neue, das an die Stelle des Ausscheidenden rückt, besser auszufüllen. Ihr Büchlein hat den seltenen Fehler, daß es kein Buch ist, und daß es unsere Wißbegierde bei weitem mehr erregt, als befriedigt. Gewiß hätte sie aus Oreilly und Drummond noch mehr von alter irischer Poesie mittheilen können; eben so wünschten wir noch bestimmter zu erfahren, in welchem Verhältniß die Sammlungen gälischer Poesie, welche von Clarke und darauf von John Smith (S. 22) bald nach Macpherson erschienen, zu diesem stehen. Aber es scheint, als habe die Verfasserin sich diesmal auf das negative Resultat beschränken wollen, in welchem Sinne sie auch den Titel wählte: „Die Unächtheit der Lieder Ossian's" u. s. w.; denn sonst ist dieser ungenau und der Mißdeutung unterworfen, da sich ja doch vielmehr zuletzt auch die Aechtheit solcher Lieder, aber freilich in ganz anderer Art, ergiebt.

Ueberhaupt werden wir hier erinnert, daß wir bisher mehr aus dem uns zugeführten schätzbaren Material eine eigene Darstellung zusammengesetzt, als die von der Verfasserin gegebene kritisirt haben. Dies kann nunmehr sehr kurz geschehen. Das Büchlein zeigt aller Orten, daß es aus einer reifen und vollständigen Kenntniß der Sachen hervorgegangen; die Darstellung ist verständig und klar, die Schreibart gefällig und oft recht anziehend; doch wünscht man öfters mehr Licht und Schatten, noch mehr Wärme und eine wirkungsvollere Gruppirung der Partieen. Obgleich Alles, was zum Ueberblick der Verhältnisse erforderlich ist, sich nach und nach zusammenfindet, auch eine recht hübsche Aussparung der ineinander greifenden Dinge zu loben ist, so fehlt doch noch das, was die Untersuchung, oder wenn man lieber will, die Relation davon zu einem wahren Kunstwerk machen könnte. Hieran scheint uns die Capiteltheilung Schuld zu sein, welche wir nicht für glücklich halten, denn sie hat die Verfasserin von der Erzählung der Wechselfälle des Streits abgeführt und einen mehr abhandelnden Ton zur Folge gehabt, der hier weder so interessant, noch so angemessen ist. Der Einleitung folgt ein Capitel: „Historisches," darauf ein zweites: „Ossianischer Streit;" dann drittens: „Alterthum der Macpherson-Ossianischen Dichtungen;" das vierte Capitel ist überschrieben: „Ob sie Producte des Mittelalters sind;" darauf ein fünftes: „Ob sie in alten erisischen Manuscripten enthalten waren," und ein sechstes: „Macpherson, Verfasser des Ossian;" endlich als siebentes Capitel: „Jetziger Zustand der gälischen Volkspoesie in Schottland." So logisch und wohlgeordnet auch diese Abschnitte klingen mögen, so zerschneiden sie doch den natürlichen Faden, reißen das Zusammengehörige von einander und nöthigen überdies zu Wiederholungen. Das zweite Capitel, das hier neben sechs anderen coordinirt erscheint, hätte die meisten in sich aufnehmen und absorbiren sollen. Die einfache Erzählung des Streites mit seinen Momenten war bei weitem das Interessanteste, und alle die Resultate hätten sich hier in ihrem Zusammenhange und in ihrer Folge am natürlichsten zusammengefunden; so wäre unserer Meinung nach die meiste Klarheit, die meiste Kürze und die spannendste Darstellung gleichsam von selbst erwachsen. Ueberdies hat die Verfasserin viele von den Beziehungen, auf denen das Interesse der Untersuchung ruht, zur Seite liegen lassen. So stellt sie den Charakter der Volkspoesie viel zu wenig in den Vordergrund des Streites, obwohl sie, wo sie gelegentlich darauf zu sprechen kommt, sich auch hier vollkommen unterrichtet zeigt; desgleichen würde es sehr dankbar gewesen sein, wenn sie, und wäre es auch nur zur Färbung der Darstellung, mehr der mannigfaltigen Einflüsse gedacht hätte, welche Macpherson's Mystification auf die englische und besonders auch auf die deutsche Litteratur ausgeübt hat. Sie zeigt hierin eine allzu große Enthaltsamkeit, und hat eben hiedurch gemacht, daß diese Anzeige ihres sehr verdienstlichen Buches mehr eine nebenhergehende Erzählung, als eine Kritik ihrer Leistung geworden ist.

Gruppe.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Digitized by Google

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

13. Februar. № 38. 1841.

Der Kampf der schaffhausischen Geistlichkeit mit ihrem Antistes.

(Fortsetzung.)

Nicht minder tritt die rein weltliche Gesinnung des Papstes in seinen nachherigen Verhältnissen zu dem durch Philipp's gewaltsamen Tod an das endliche Ziel seiner Wünsche gelangten Otto hervor. Hr. Hurter läßt Otto selbst die Gerechtigkeit widerfahren, daß er nie eine Schmälerung der geistlichen Rechte des Papstes beabsichtigt habe; dagegen ging sein Bestreben dahin, die vom Papste der Lehnsherrschaft des Reiches widerrechtlich entrissenen Provinzen dem Reiche wieder einzuverleiben. Diesen Versuch strafte Innocenz mit dem Banne. Ein durchaus nur gegen geistliche Vergehungen der Natur der Sache nach anwendbares Mittel wurde hier in einem rein weltlichen Sinne angewandt und bis zu der furchtbaren Consequenz fortgetrieben, die Otto endlich des Reiches verlustig erklärte, alle deutschen Fürsten der Verpflichtung gegen ihn entband und Jedermann ihm zu gehorchen verbot. Diese alle geistlichen Befugnisse des Papstes übersteigende Anmaßung heißt bei Hrn. Hurter „Standhaftigkeit, festes Benehmen, Ernst und Muth, der Würde und Stellung des hohen Amtes nichts zu vergeben." Wer sieht aber nicht ein, daß es sich hier nicht im Mindesten um die amtliche Stellung des Papstes, sondern um die weltliche Herrschaft über widerrechtlich eroberten Besitz handelte, welchen dem rechtmäßigen Lehnsherrn wieder zu erstatten, in der heiligen Pflicht des Statthalters Christi gelegen hätte. Statt dessen zündete der Papst in Deutschland noch einmal die Kriegsfackel an, indem er Otto den jungen Friedrich entgegenstellte.

Die weltliche Gesinnung Innocenz's, dessen glühender Durst sein Ansehen und seinen Einfluß in allen Fürstenhändeln geltend zu machen, bewies sich fast noch mehr in seinem Verfahren gegen England. Der berüchtigte Johann ohne Land, das er in schmählicher Vasallenunterthänigkeit gegen den apostolischen Stuhl verlor, hatte freilich sein Schicksal verdient; Laune, Willkür, Bedrückung, Grausamkeit verunzieren jede seiner öffentlichen Handlungen. Allein Johann blieb derselbe, nachdem er dem Papste seinen Willen gethan, und sein Reich St. Peter's Stuhle verpfändet hatte, der er vorher gewesen war. Nichts destoweniger sehen wir von diesem Augenblick an den Papst auf Seiten Johann's und gegen die unruhigen Vasallen, auch gegen die Ansprüche Philipp's von Frankreich stehen, obwohl er jene vorher zum Abfall aufgereizt, diesen zum Kriege gegen Johann verleitet hatte. Was hilft hier aller dem Papste von Hurter angezündete Weihrauch? Es mag staatsklug sein, die Verlegenheit eines elenden Fürsten dazu benutzen, ihm sein Land abzugewinnen; ob es gerecht sei, ist eine andere Frage. Männer, die das achte Gebot so hoch preisen, hätten hier zum Mindesten einen unentschuldbaren Eingriff in fremdes Landesgebiet finden dürfen. Am empörendsten aber ist dabei der Heiligenschein, mit dem der Papst diesen Eingriff umhüllt. „Der heilige Geist, schreibt er an Johann, habe es ihm eingegeben, sein Reich der römischen Kirche zu unterwerfen, um dasselbe als priesterliches Königreich und königliches Priesterthum erlauchter und fester zu besitzen, als bisher"*). Und das Alles gehört zum Hurter'schen Ideale?

Wird er endlich auch die Schrecken und Gräuel des von Innocenz angestifteten und durchgeführten Albigenserkrieges dahin zählen? Er hat in der Vorrede eine Art Entschuldigung des Papstes vorausschicken zu müssen geglaubt, wobei zwischen dem Unternehmen und der Art seiner Ausführung unterschieden wird. Es handelt sich aber hier nur um das Princip; die Durchführung ist das Zufällige. Indem sich Hurter für das Princip erklärt, hat er zu gleicher Zeit über die Reformation den Stab gebrochen. „Sobald das Gottesreich, sagt er in der Vorrede zum zweiten Bande, nicht nur als ein Gegebenes, sondern auch als ein in bestimmter Form Gegebenes betrachtet ward, mußte jede Trennung von demselben und noch vielmehr jeder Versuch, es umzugestalten, als Empörung erscheinen," d. h. die dieser bestimmten Form Widerstrebenden mußten als Hochverräther behandelt werden. Nun hat die katho-

*) A. a. O. II. 496.

Digitized by Google

lische Kirche nie aufgehört, das Gottesreich als ein in ihrer bestimmten Form Gegebenes zu betrachten und jede Abweichung von derselben als Empörung zu bezeichnen. Der Protestantismus dagegen, voraussehend, daß dieser Grundsatz alle Mängel und Gebrechen der irdisch unvollkommenen Erscheinung des Gottesreiches sanctioniren und jeden Fortschritt zum Bessern unmöglich machen würde, hat zwischen der in bestimmter irdischer Form vorhandenen Erscheinung und der ewigen, unwandelbaren Idee des Gottesreiches streng unterschieden. Die Form, d. h. die Erscheinung, ist das Wandelbare an der Wahrheit, widrigenfalls es nur eine Form zur Repräsentation der Wahrheit gäbe, d. h. den Tod. Die Form ist auch das Mangelhafte und Unvollkommene an der Wahrheit, denn die Wahrheit erschöpft die Fülle ihres Inhaltes nie in einem Momente. Mit der Anerkennung dieser Sätze hat die Reformation die Ausschließlichkeit der katholischen Kirchenform verurtheilt und ihre eigene Schöpfung der ruhigen Bewegung eines geistigen Processes überlassen, von dem wir hoffen dürfen, daß er uns wenigstens vor Fäulniß schützt, wenn auch nicht vor Sturm und Ungewitter. Von diesem Processe will die katholische Kirche und mit ihr Hurter nichts wissen, als ob in der gegebenen Form das Gottesreich schon vollendet wäre. Servat quidem, sagt die von Hurter beschworene helvetische Confession etwas scharf, caput Romanum tyrannidem suam et corruptelam inductam in ecclesiam: sed impedit interim, oppugnat et quantis potest viribus excindit justam ecclesiae reformationem. „Nur keine Bewegung, kein Kampf, kein Aneinandergerathen der mächtigen Zeitpotenzen, ist der Wahlspruch Vieler, die über das Schicksal der Völker gebieten zu können vermeinen. Man müsse Alles vermeiden, was Anstoß, Aergerniß geben, Spaltung hervorrufen könne." Nun ist es richtig, daß die Ketzereien im Zeitalter Innocenz's III. meistens von Solchen ausgingen, deren Bekanntschaft mit der Bibel sie dem ganz unbiblischen Katholicismus entfremdet hatte. Daher scheut sich Hurter auch nicht, die Verbreitung der Bibel unter den Laien für bedenklich zu erklären. Er nennt sie ein Buch, „welches den Menschen eben so leicht auf Abwege, als auf die Pfade des Heils führen könne*), und meint, darum sei es nicht rathsam, sie Jedermann in die Hände zu geben. Wer die aus dem Streben, die Kirche zu reformiren, hervorgegangenen Secten der Waldenser und Albigenser für Empörungsversuche erklärt, der muß natürlich auch die diese Versuche zunächst erzeugende Bekanntschaft mit der Schrift für etwas mindestens Bedenkliches halten.

*) A. a. O. II. 245.

(Fortsetzung folgt.)

Die Leipziger Allgemeine Zeitung und die öffentliche Meinung.

Seitdem bei uns ein neues politisches Leben erwacht und ganz Deutschland augenscheinlich der Lösung des constitutionellen Problems entgegenrückt, wird das Bedürfniß einer unabhängigen politischen Zeitung fühlbarer als je, wird von allen denkenden Männern, welche die Entwicklung unsers Vaterlandes nicht aufgeben, der heilsame Einfluß, den sie gerade jetzt ausüben müßte, einmüthig anerkannt. Natürlich verfällt man hiebei sogleich auf die Leipziger Allgemeine Zeitung, es ist unmöglich, dies Bedürfniß zu empfinden, ohne ihrer zu gedenken. Wer hätte vor drei Jahren nicht mit den besten Hoffnungen die Gründung eines Instituts vernommen, welches berufen schien, den politischen Genius Norddeutschlands in seinen verschiedenen Nüancen und Schicksalen darzustellen, und außerdem, nach dem Vorbilde der Augsburger Allgemeinen Zeitung eingerichtet und durch die ausgedehnten Verbindungen einer bedeutenden Firma unterstützt, Originalberichte aus allen Hauptstädten von intim-unterrichteten und geistig und politisch hochgestellten Männern zu liefern versprach? Wer nähme nicht auch jetzt, nun nach einem mehrjährigen Kampf und Bestande diese Erwartung mehr und mehr in den Hintergrund tritt, immer noch den lebhaftesten Antheil an den Thaten und Schicksalen eines so wichtigen Organs? Dennoch, scheint es uns, wird an einer hohen Stelle das Verhältniß eines solchen Organs zur öffentlichen Meinung überschätzt. Die Erfahrung wird lehren, daß es nicht zu leisten vermag, was zu unternehmen es nicht umhin konnte, — kein beneidenswerthes Experiment weder für den Politiker, noch für die Zeitung. Will man in der Sache ganz klar sehen, so frage man sich doch nur, wie Zeitungen wirken und wie sie den Geist der Zeiten darstellen, so verhehle man sich nicht, wie die öffentliche Meinung und auf welcher Grundlage sie sich bildet, und was sonst so geläufig ist, daran erinnere man sich auch in diesem Falle, wir meinen an das beliebte: nicht „gemacht," nur „werden" und wachsen könne alles Politische, — und man hat das Ergebniß der großen Rechnung oder vielmehr der völligen Verrechnung vor sich, ohne daß es nöthig wäre, die Probe erst noch anzustellen. „Gazetten, wenn sie wirken sollen, müssen interessant sein;" interessant ist es aber keinem Menschen, am allerwenigsten dem politischen, düpirt, oder wie Göthe sagt, genasführt zu werden: dies ist eine Bewegung, bei welcher die Locomotive immer übel empfunden wird, eine Bewegung, welche selbst für die härteste und russelhafteste Natur so viel Markirtes und Unbequemes hat, daß es durchaus unmöglich fällt, sie für den unbefangenen, freien Hergang auszugeben. Was ist uns denn aber interessant? — Ohne Zweifel dies, daß die wunden Flecke unserer Politik, die unzweckmäßigen Männer, die verderblichen Doctrinen, die bedenklichen Richtungen, die

Digitized by Google

schädlichen Allianzen, die ohnehin jeder politisch Feinfühlende an seinem eigenen Zustande gewahr wird, nun auch öffentlich berührt, „besprochen" und durch dies sympathetische Mittel ihrer Heilung entgegengeführt werden. Mit Unrecht ist dies Heilverfahren in Verruf gebracht, mit Unrecht wird es „Opposition" genannt und von den deutschen Regierungen ungefähr mit Widersetzlichkeit für gleich geachtet; viel treffender denkt man es sich als die wahre Diagnostik und die jedesmalige Krisis der Krankheit in Eins. Wir wollen diese Krankheit bei fähigen und wohlmeinenden Staatslenkern nicht höher anschlagen, als das Verdauungsfieber, ja wir setzen in die Energie dieses politischen Processes gewiß mit Fug und Recht die eigentliche Gesundheit des Staates, glauben daher nicht zu irren, wenn wir einer Zeitung, die den Muth oder die Erlaubniß zur Opposition nicht hat, alle Macht über die Bildung des Zeitgeistes absprechen. Die Opposition ist das Ferment dieser Bildung. Wie soll nun etwas fermentiren ohne Ferment? wie eine Meinung öffentlich werden, ohne zum Vorschein zu kommen? Hierauf schien neuerdings die Magdeburger Zeitung eine sehr unerschrockene Antwort im Sinn zu haben und zu meinen, man wolle auch weder das Fermentiren des Geistes, noch das Veröffentlichen einer politischen Meinung, wenn dieselbe eine Opposition, eine Unzufriedenheit, eine Befürchtung oder Kritik ausdrückte; wenigstens jubelte sie laut über „die wirksamen Warnungen, die das Kind (die L. A. Z.) so wohlgezogen und artig gemacht hätten, daß es nun seit einiger Zeit mit seinem Geschrei nicht mehr lästig fiele." Aber ist die Magdeburger Zeitung denn von gestern, daß sie nicht weiß, wie politische Entwicklungen vor sich gehen? Sind es jemals die Zeitungsschreiber gewesen, die sie gemacht, oder waren es die schweigenden Zeitungen, die sie hintertrieben? Wir Anderen, die wir nicht so jung sind, erinnern uns noch viel wirksamerer Warnungen und ganz ähnlicher Jubilanten, als ein gewaltiger Mann (Napoleon) die Wunden unseres Volkes nicht heilen, sondern ignoriren wollte. Wir sind daher nicht aufgelegt, an die „wirksamen Warnungen" der Magdeburger Zeitung zu glauben, sie verriethen ein zu kurzes Gedächtniß, — und jedenfalls wäre die Wirksamkeit sehr problematisch. Denn was soll bewirkt werden? Es handelt sich doch nicht um das bedruckte Papier der Leipziger Zeitung, nicht dieses ist das schreiende Kind, sondern das schreiende oder vielmehr nun nicht mehr schreiende Kind wäre die preußische Opposition, die nun allerdings nach der magdeburger Correspondenz gar kein Organ mehr zum „Schreien," aber darum nach dem Gefühl von Millionen nicht weniger eine Existenz und eine Ausbreitung, ein Recht, eine Macht und eine Zukunft hat, die also zu ignoriren etwa so herauskäme, als wenn es einem Fuhrmann begegnete, daß der Radnagel herausspränge und das Rad im Begriff wäre abzulaufen, er nun aber dem Uebelstande damit abzuhelfen gedächte, daß er nicht darauf achtete, vielmehr denen, die ihm seine Gefahr zuriefen, mit „wirksamen Warnungen" vom Bock herunter „das Schreien" austriebe. Ist dieser Magdeburger (der übrigens eine magdeburger Ausnahme ist) nicht unter der Fuhrmannscultur, und ist es nicht zu viel Ehre für ihn, daß man so viel Worte an ihn verschwendet? oder ist es nicht Jedem von selbst klar, daß Brockhaus nur Gewinn davon hätte, wenn er nun auch die andere Seite der preußischen Correspondenten, Streckfuß und die übrigen „nicht ultraliberalen Männer" auslassen, ja wenn er noch einen Schritt weiter gehen, alles Drucken überhaupt auslassen, und statt des lästigen und oft gar lügnerischen Geschreis aus allen Enden der Welt lauter weißes, unbedrucktes Papier für denselben Preis, wie jetzt die schreiende Zeitung verkaufen könnte? Wie käme also der Verleger der L. A. Z. dazu, ein Interesse an diesem Geschrei zu nehmen, weil es Geschrei wäre, und nicht vielmehr, weil es Nachricht oder Zeitung von einem Geschrei oder auch von einer harmonischen Aeußerung der Tagsgeschichte ist? Wer eine Zeitung will, muß ohne Zweifel auch das Lautwerden der Opposition wollen, oder es entstehen Zeitungen, wie die Staatszeitung, die Magdeburger Zeitung, die Vossische Zeitung, der Hallische Courier u. s. w., in denen die Intelligenzblätter die einzigen Neuigkeiten, alles Uebrige aber als Nachdruck gleich dem unbedruckten Papier ist, denn es bringt nichts aus, was nicht schon von andern unvorsichtigen Leuten ausgebracht wäre; weshalb denn auch das Volk der Intelligenzblätter die Nachrichten über sich selber seit undenklichen Zeiten in auswärtigen Blättern zu suchen gewohnt ist. Dennoch würde jener vorlaute Magdeburger seine rohe Ansicht über Zeitung und Opposition nicht so zuversichtlich in die Welt gesendet haben, wenn sie nicht leider ein sehr gewöhnlicher Irrthum leitender Politiker wäre, den immer erst die Geschichte der Zukunft, nie das Beispiel, der Erfolg oder die Calamität der Vorfahren auszurotten im Stande ist. Was heißt Regieren anders, als den Sinn der Zeit treffen? Nur fasse man diesen Begriff bei der Wurzel.

Man irrt sich über die Art und Weise, wie Zeitungen den Zeitgeist darstellen. So einfach aber die Sache ist, so verhängnißvoll bleibt immer der Irrthum über sie. Gewiß, die jetzigen Zeitungen, selbst die preußischen und noch „ruhigere und zufriedenere," noch vornehmere und „officiellere," noch geistlosere und sogar die völlig leeren, die nur unschuldiges Papier sind, stellen den Zeitgeist dar. Wären wir in politischer Indifferenz nicht bis zur Indolenz heruntergekommen, wie ließe sich's da auch nur einen einzigen Tag ertragen, daß wir gar keine lebendige Zeitung im ganzen Lande, gar keine Nachricht, geschweige denn eine Discussion über unsere nächsten und wichtigsten Angelegenheiten, gar keine Kenntniß, geschweige denn Erkenntniß und Kritik unseres Staatslebens, unserer öffentlichen Charaktere, ihrer

Digitized by Google

Thaten, Richtungen, guten oder verfehlten Absichten haben? daß wir die Nachrichten über Preußen, wenn es ja einmal dergleichen giebt, über Leipzig, Hamburg und Paris empfangen? Ist von einem Volke und von einem allgemeinen freien Selbstgefühl auch nur zu träumen, wo dies nicht empfunden und, weil empfunden, auch von Staatswegen augenblicklich gebessert wird? Von diesem Zeitgeiste allerdings zeugt der Zustand unserer politischen Presse; und wenn es nicht den Anschein hat, daß ein nationales Ehrgefühl oder, wie man zu sagen pflegt, der Patriotismus oder das Selbstgefühl des Staates ihn bessern wird: was bleibt übrig, als die Existenz jener nichtschreienden Kritik und die zunehmende Opposition? — Wir sind es seit Jahrhunderten gewohnt, daß alle Reformen von den Regenten ausgehen. Die Ausnahmen haben uns nicht aus der Gewohnheit gebracht, und als Friedrich Wilhelm II. dem Geist der politischen Reform sich widersetzte und sein Jahrhundert nicht verstand, während sonst die Hohenzollern immer vorzugsweise ihre Zeit zu begreifen pflegten, als er gegen Frankreich marschirte, trotz aller Sympathieen für die Freiheit, die er in seinem Rücken ließ: da übernahm die Nation keineswegs das Amt der Fortbildung, sie ließ Alles gehen, wie es Gott gefiel; erst nach dem Sturze der alten Monarchie durch äußere Feinde wurde es offenbar, daß Preußen seine Zeit versäumt hatte und daß die Zeit des abstracten Regierens vorüber sei, daß vielmehr die ganze Nation am Staat und seiner Souverainetät Theil nehmen, daß der Staat frei sein müsse, um sein zu können. Aber wer war es nun wieder, der die Consequenzen der großen Zeit in den Staat einführte? Die Regierung. Freilich ist dies neue System, welches die Gesetzgebung Friedrich Wilhelm's III. zur Rehabilitation Preußens einführte, nichts Geringeres, als gerade das, woran es bisher gefehlt hatte, das Heranziehen der ganzen Nation zum Staate: jetzt erst entsteht eine Nation, eine bürgerlich und militärisch gegliederte, betheiligte und folglich politisch mitzählende Nation, dieselbe, welche durch ihr Selbstgefühl die Fremden vertrieb, und sich nun zu ihrer eigenen freien Entwicklung, wie der wiener Congreß sie in Aussicht stellte, die Bahn brach. Aber die Regierung hat jenen Ansatz zur Bildung und Organisirung einer wirklichen Nation nach Innen nicht durchgeführt; nachdem das Selbstgefühl als Mittel zur Selbständigkeit gegen Außen seine Dienste geleistet hatte, wurde es als unbequem für den Staat zurückgewiesen; man verließ nun wieder den Begriff des Staates als des selbstthätigen, selbstbewußten und sich lebendig fühlenden Gemeinwesens, und fiel in den alten Begriff des Polizeistaates zurück. Seit dem Ausgange der Kriege gegen Frankreich ist die Regierung des verstorbenen Königs bei der interesselosen Existenz des Staates und bei seiner Erhaltung durch zweckmäßige und gerechte, aber geheime Verwaltung stehen geblieben; sie hat den Staatsgeist, das öffentliche Leben nirgends zum Vorschein und zur Wirksamkeit gelangen lassen, im Gegentheil, der Staat ist ein absolutes Geheimniß, und die Organe der Oeffentlichkeit, die Zeitungen, veröffentlichen eben nichts, ja sie hüten sich, auch nur etwas zu verrathen oder sich entschlüpfen zu lassen, was irgend eine öffentliche Person näher berührte, als die Anzeigen, daß sie angekommen oder abgereist, angestellt oder in Gnaden entlassen sei. Die alte Unmündigkeit ist wiedergekehrt, die liberalen Institutionen, Landwehr und Städteordnung, sind Anomalieen in dem System der „Nichtbetheiligung" des Volkes, die Regierung hat den ganzen Staat wieder auf sich genommen und die Nation dadurch in den Indifferentismus zurückgeworfen. Ein solcher Zeit- und Staatsgeist, der, ehrlich angesehen, doch ohne Widerrede als ein Mangel an allem öffentlichen Geist, also als die entschiedenste Negation des Staatsgeistes selbst erscheint und durch unsere Zeitungen leider nur zu augenscheinlich dargestellt wird (sie machen uns zum Gegenstande des Witzes unserer Nachbarn, und wir haben nicht den Humor der Oestreicher, uns hänseln zu lassen, wir sind ehrgeizig, ja wir sind stolz), kann allerdings in diesem Zustande nicht ewig verharren. Ihm muß opponirt werden. Die Ewigkeit der Censur, die fortdauernde Bewahrung des absoluten Staatsgeheimnisses durch Abwehrung aller Wege der Oeffentlichkeit in Presse und Constitution ist eine moralische Unmöglichkeit; auch giebt es überhaupt keinen Zustand in der Welt, der nicht in einen andern und, um das Donnerwort auszusprechen, in sein Gegentheil umschlüge, wie Hitze in Kälte und umgekehrt, nur daß es damit im Reiche der Freiheit die Bewandtniß hat, daß sich darin ein Selbstbewußtsein, bereichert mit dem Kerne aller wechselnden Zustände, erhält und fortsetzt. Die historische Bewegung der geistigen Welt erreicht also nicht bloß entgegengesetzte, sondern immer auch reichere und höhere Zustände; sie ist kein Convolut von Rückfällen, wie die Witterungsveränderung, sondern eine ewige Befreiung des Geistes, der mit dem Aufheben eines jeden Zustandes unfehlbar einen völlig neuen schafft. Der nächste Zustand oder die Zukunft eines Reiches beruht nun aber oder wurzelt eben so gut im Zeitgeiste, als jene trostlose, officiell anerkannte Gegenwart, und es ist also eine sehr mangelhafte Art, mit einer geistlosen Statistik ohne alle Opposition, Kritik, Preßfreiheit und öffentliche Vertretung, wie die preußischen Zeitungen es thun, den Zeitgeist darzustellen. Oeffentlich wird freilich auf diese Weise die Zukunft des Staates nicht, aber wird sie darum weniger werden? und ist es nicht ein ungeheurer Irrthum, wenn bei der jetzigen wissenschaftlichen und politischen Bildung, bei den bereits gemachten Concessionen bürgerlicher Ehre und Freiheit, bei dem so sehr vergeistigten Wesen der europäischen Entwicklung überhaupt, die Regierung sich dennoch zutraut, sie könne mit ihrer Initiative von Oben herab, mit ihrer Privatansicht der nicht gehörten, sondern höchstens doch abgelauschten Interessen des Volks, noch immer wie ehedem auskommen? Was auf einem solchen isolirten, wenn auch noch so erhabenen Standpunkte für Selbsttäuschungen und Versäumnisse möglich sind, hat der Anfang dieses Jahrhunderts zur Genüge bewiesen. Ist nun aber der Staatsgeist so in der Kindheit, der norddeutsche Staat so ohne alles Bewußtsein über sich, so sehr ohne Einheit in gemeinsamen großen Gefühlen, so entschieden ohne allen Anspruch auf Selbstthätigkeit, wie ihn der große Kurfürst und selbst noch Friedrich II. vorfand und hinterließ? Ist es nicht vielmehr hohe Zeit, über die Angelegenheiten der Gegenwart und Zukunft auch die Dissenters zu hören, damit nicht eine zweite Ueberraschung ein abermaliges großes Versäumniß an den Tag bringe?

(Fortsetzung folgt.)

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Digitized by Google

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

15. Februar. № 39. 1841.

Der Kampf der schaffhausischen Geistlichkeit mit ihrem Antistes.

(Fortsetzung.)

Daß Hurter nun auch die von Innocenz gegen die Empörer getroffenen Gewaltmaßregeln in der Ordnung finden muß, versteht sich von selbst, wenn er auch die Gräuel nicht billigt, welche die mit unbedingter Vollmacht versehenen Legaten zuließen und von denen Innocenz nicht näher unterrichtet gewesen sein soll. Hurter meint, Innocenz hätte in seinem Verfahren gegen die Albigenser den Geist des Christenthums ebensowohl begriffen, als irgend einer der Modernen, die ihn deswegen verdammten, weil er das, was jedem Heilungsversuch unzugänglich blieb, am Ende lieber mit Gewalt von dem Körper der Kirche trennen, als dieselbe in falscher Toleranz gänzlich anstecken lassen wollte. Vom katholischen Standpunkt aus hat Hurter Recht, wo jede Abweichung von der bestehenden Kirchenform, wenn sie noch so sehr aus dem Bedürfniß des Bessern hervorgeht, Abfall und Verrath ist. Vom protestantischen aus wüßten wir dem protestantischen Antistes nicht besser zu antworten, als mit den Worten der helvetischen Confession: „Gravia semper fuerunt in ecclesia certamina et dissenserunt inter se de rebus non levibus doctores ecclesiae praeclarissimi, ut ex his contentionibus interim ecclesia non id esse desineret, quod erat. Ita enim placet Deo, dissidiis ecclesiasticis uti, ad gloriam nominis sui, ad illustrandam denique veritatem, et ut qui probati sunt, manifesti fiant.“

Die Hurter'sche Geschichte Innocenz's III. ist ein Werk, das längeres Studium und bequeme Muße erfordert, und es ist nicht zu verwundern, wenn vielbeschäftigte, kaum zu der nöthigsten Lectüre bemüßigte Landgeistliche sich erst besinnen, ehe sie dasselbe gründlich durchlesen. So mochten manche der Collegen Hurter's mit dem näheren Inhalte des Buches längere Zeit unbekannt bleiben, bis die deutsche Kritik denselben und nicht gerade zum Vortheile der protestantischen Gesinnung des Verfassers ans Licht stellte. Ueberschaut man auch in der That das ganze Regierungsleben Innocenz's, von seiner ersten widerrechtlichen Aneignung der kaiserlichen Lehnsherrschaften, bis zu den blutigen, von ihm hervorgerufenen Schreckensscenen des Albigenserkrieges: so kann man kaum begreifen, wie ein protestantischer Geistlicher mit Wohlgefallen bei dem Bilde dessen verweilen kann, der seinen Grundsätzen gemäß heute noch die protestantische Kirche mit derselben grausamen Hartnäckigkeit verfolgen müßte, mit der er die unglücklichen Albigenser verfolgte. Hr. Hurter hat sich zwar in seiner neuesten Schrift die Frage: Wie kann ein protestantischer Geistlicher die Geschichte eines Papstes und dazu noch eines solchen Papstes beschreiben? selbst vorgelegt, und darauf geantwortet: Etwa wie ein Anderer eine heidnische Mythologie schreiben, oder Ovid's Metamorphosen herausgeben und dennoch ein Geistlicher irgend einer christlichen Confession sein könnte*). Die Schiefheit der Vergleichung liegt hier auf der Hand. Nicht daß Hurter eine Geschichte Innocenz's III. schrieb, sondern daß er sie als die Geschichte eines Ideals der christlichen Kirche schrieb, hat ihm die Vorwürfe seiner Confessionsverwandten zugezogen. Was würde er von einem Geistlichen der schaffhausischen Kirche halten, der die heidnische Mythologie als das Ideal religiöser Erkenntniß anpriese, oder Ovid's Metamorphosen als unübertreffliches moralisches Musterbuch geltend machte? Hurter meint, es hieße doch viel gefordert, die Geschichte dieses Papstes bereits im Hinblick auf Dr. Martin Luther und Magister Ulrich Zwingli schreiben zu wollen. Aber Manche meinten, Hurter habe sie gerade in diesem Hinblicke geschrieben, etwa so, wie die Schweizer die Heldenzeiten der Vergangenheit im Hinblicke auf eine nicht sehr heldenkräftige Gegenwart schildern.

Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß es die Geschichte Innocenz's III. ist, welche zuerst Argwohn und Mißtrauen gegen Hurter's aufrichtige protestantische Gesinnungen in die Herzen seiner Amtsbrüder ausgestreut hat. Dazu gesellten sich noch anderweitige Momente, welche die spätere Aufregung mit herbeiführen halfen. Vorerst gehört dahin die Gründung einer katholischen Kirche in Schaff-

*) Antistes Hurter u. s. w., S. 50.

Digitized by Google

hausen. Schaffhausen an sich eine kleine Stadt und ringsum von katholischen Nachbarschaften umlagert, hat natürlich mehr Interesse, das Eindringen katholisirender Tendenzen zu verhüten, als eine größere, durch Zahl der Einwohner und Umgebungen geschützte Stadt. Auch wird das Bedürfniß der Gründung einer katholischen Kirche innerhalb der Stadtmauern um so eher in Zweifel gezogen, als kaum drei Viertelstunden von Schaffhausen entfernt das Kloster Paradies liegt, von dessen Säcularisirung wohl vorübergehend die Rede war, dessen Bestand aber in neuester Zeit wieder gesichert ist, und woselbst die nicht sehr zahlreiche katholische Genossenschaft von Schaffhausen kirchgenössig war. Seit dem Jahre 1836 hatte aber der angesehenere Theil der katholischen Kirchgenossenschaft mit einer Petition durchzudringen gewußt, die, vom Regierungsrathe an den Kirchenrath gewiesen, die Ernennung einer Commission zur Folge hatte, um die zur Bewilligung der Gründung einer katholischen Kirche erforderlichen Bedingnisse zu entwerfen. Die Bedingnisse wurden unter hauptsächlichster Mitwirkung Hurter's entworfen, genehmigt, und somit war das Bestehen einer katholischen Kirche in Schaffhausen, wenn auch unter schützenden Cautelen, garantirt.

(Fortsetzung folgt.)

Die Leipziger Allgemeine Zeitung und die öffentliche Meinung.

(Fortsetzung.)

So verhält es sich mit der öffentlichen und nicht öffentlichen Meinung, mit den Intelligenzzeitungen und mit dem, was sie darstellen und verschweigen. Die Leipziger Zeitung erwarb sich daher ein Verdienst um die deutschen Staaten, als sie den Oppositionen derselben das Wort zu verschaffen suchte, am entschiedensten um Preußen, wo dies so dringend nöthig war und ist, damit Deutschland nicht noch einmal auf die Principien des ein für allemal historisch gestürzten Absolutismus zurücksinken könne; und es wäre sehr zu bedauern, wenn diese factische, immerhin kümmerliche und ungeschickt genug verwaltete Preßfreiheit so vollkommen verkümmert bleiben sollte, wie sie dies in diesem Augenblicke wirklich ist.

Wir haben es schon ausgesprochen, das Heil und die Zukunft, die Größe und das Glück unseres Vaterlandes liegt in den Händen der Opposition und, um es grad' heraus zu sagen, in den Händen der preußischen Opposition. Alle Verwaltungsveränderungen, auch die besten, führen zu nichts, — es bedarf einer völligen Systemsänderung. Seit 1830 kann Niemand mehr darüber in Zweifel sein, daß es in Europa nur Eine Macht giebt, die moralische, und es ist eine Verblendung, nach solchen Erfahrungen, wie die europäische Menschheit sie in den letzten 50 Jahren gemacht hat, nun noch auf die Ansichten von Oestreich und auf die angeblichen Principien Rußlands zurückzukommen. Es ist also von Wichtigkeit, daß man diese moralische Macht, wie man auch gegen sie gesinnt sein mag, kennen lernt. In der That es ist schwer zu begreifen, zu wessen Vortheil der gegenwärtige Zustand einer reprimirten Opposition dienen könnte. Denn daß er der Regierung ihr Geschäft erleichtere, wird man nicht sagen. Wem könnte mehr daran liegen, als der Regierung, die Gedanken und die Gesinnung des Volks in Erfahrung zu bringen und den Effect des Ausgesprochenen zu beobachten, um ihre eigene Basis zu würdigen? Was thut nun die überwachte Presse? Sie unterdrückt die Opposition, sie läßt nichts ans Tageslicht kommen, was nicht gern gesehen wird; und denkt man sich dabei an die Stelle des Regenten, so muß man gestehen, durch die Censur arbeitet er geflissentlich auf Selbsttäuschung hin. Wählen wir ein Beispiel. Die ganze Welt der politischen Zeitungen ist unverändert, wie vor Jahren, höchstens noch ein wenig gedrückter, und dennoch ist ein großer Umschwung der öffentlichen Meinung in Norddeutschland geschehen, in Preußen, wie in Hannover, und es wird nicht ausreichen, diese Thatsache, die auch ohne die Zeitungen offenkundig genug ist, zu verdecken, um sie ungeschehen und unwirksam zu machen, es wird nothwendig werden, den Volks- und Zeitgeist nicht wider sich, sondern für sich zu haben, und obgleich es Niemand ausspricht, wodurch einzig und allein diese Zeit zu versöhnen und zu beherrschen ist, so liegt das Zauberwort doch so gewiß auf Millionen Zungen, daß es einen gewaltigen Effect geben dürfte, wenn es laut wird. Wozu dient nun die Ueberwachung? Die Gedanken der Zeit sind niemals temporäre Grillen, die man nur zu ignoriren braucht, um sie einer spurlosen Vergessenheit zu überliefern, sie sind allemal ihr saurer Erwerb und die Basis aller künftigen Realität, ebenso wie rückwärts die Stimmung der politischen Welt nur aus den fühlbarsten Thatsachen geboren wird, und eben darum ein ächtes Kind ihrer Aeltern, d. h. selbst eine gewaltige Existenz ist; nichts ist beklagenswerther also, als der Irrthum, der Zeitgeist lasse sich machen, etwa durch Zeitungsartikel und ganz abgesehen von dem Bestande der Wirklichkeit, ganz gegen die Interessen des Volks und seiner Freiheit; ja allen, auch den offenkundigsten und schroffsten Ereignissen gegenüber sei immer noch mit Redensarten ein haltbares Terrain in der sittlichen Welt zu gewinnen. Wo solche Widersprüche zwischen liberalen Worten und illiberalen Thaten stattfinden, tritt jener Fuhrmannsmißgriff, dessen wir oben gedachten, deutlich hervor, nämlich der Gedanke, es sei genug, die öffentliche Meinung oder das Urtheil der Welt nicht zum Vorschein kommen zu lassen, damit es nicht sei. Die politischen Richtungen und die öffentlichen Thatsachen werden von einem ganzen Volke auf die Länge nie verkannt;

Digitized by Google

auch die mächtigsten Apostaten von der Idee des Jahrhunderts entfremden sich unwiederbringlich das Herz und die Sympathieen der Mitwelt, ihr Name spricht ihr Schicksal aus, und die Zukunft ist für sie noch trostloser, als die Gegenwart, denn sie bringt ihnen ihr Urtheil. Wir erinnern an Karl X. und seinen Sturz, an den Champagnerfeldzug und seine Enttäuschungen, an das Jahr 1806 und seine Enthüllungen. Der entschlossenste und glücklichste Apostat war Napoleon; aber wie hohl zeigte sich die Macht des Gewaltigen, als der lebendige Hauch des Weltgeistes von ihm gewichen war? Und waren gleich alle Bulletins seines Ruhmes voll, alle Zeitungen seines Winkes gewärtig: das Nichtfühlen, das Nichtwissen und Nichtwollen der Freiheit ward durch keine Hypothesen gefälliger Diener, durch keine Vorspiegelungen gewissenloser Creaturen und ihrer feilen Organe gutgemacht. Jede Apostasie ereilt ihr gewisses Verhängniß; nur das Eine ist dabei nicht leicht zu erklären, wie es kommt, daß die Fürsten nach allen Erfahrungen, welche die Geschichte darbietet, nicht lieber den Dienern mißtrauen, als dem Zeitgeiste. Niemand geht sicherer, als wer es, wie die unfreien Zeitungen und die gemeinen Diener, immer mit den jedesmaligen Machthabern hält, denn immer wird einer die Macht haben; daß sie aber dieser Bestimmte behält, ist das für den gewissenlosen Diener der Macht nothwendig? Wer keine Gesinnung hat, für den kann das Vaterland nicht untergehen. Diener, was er war, das bleibt er, auch wenn der Eroberer sein Herr wird. Wir haben das gesehen, wir erinnern uns noch sehr wohl, wie man Napoleon in Versen und in Prosa und mit den schlimmsten Dienstleistungen schmeichelte, wie das ganze öffentliche Deutschland so entschieden Bonapartistisch war, daß man hätte denken sollen, es gäbe nun keinen andern Inhalt des deutschen Gemüths und seiner Gedanken, als diesen Helden des Jahrhunderts. War nun dieses öffentliche Deutschland und seine überwachte Presse die Wahrheit und seine innerste Gesinnung? Warum verfällt kein Freund der freien Presse auf solche Analogieen? Mit Einem Wort, die innerste Gesinnung eines Volkes ist immer die Freiheit, und eine öffentliche Meinung, die dieser entgegenwirkt, ist niemals *seine* Meinung. Wenn also von einer öffentlichen Meinung des Volks die Rede ist, so heißt das nichts Anderes, als die jedesmalige Form der Freiheit und ihre unverkümmerte Entwicklung. So entstehen die Gedanken, so die Gefühle der Zeit; sie sind das Innere der Geschichte, das pulsirende Herz und der arbeitende Geist in ihr. Wer wäre nun wohl ein solcher Thor, wenn er es vermöchte, das große Getriebe nicht bei dieser Alles bewegenden Feder zu ergreifen? Es thut es in der That auch Jeder, der es vermag; und so sollen sie denn also frei gesprochen sein, die vom Christenthum zu den Göttern des Olymp (wie Julianus Apostata), die von der Reformation zur geistigen Knechtschaft, die von der Revolution zum Despotismus zurückfielen; denn was sie auch ausrichten und anrichten, sie sind und bleiben profan, es fehlt ihnen das Vermögen, den Geist zu fassen und zu halten, ihr Fehler ist im letzten Grunde *ein Fehler des Wissens*. So darf man es auch, wenn gleich im umgekehrten Sinne, eine Anerkennung der öffentlichen Meinung und der Freiheit nennen, wenn die Machthaber nach den Organen der öffentlichen Meinung, den Zeitungen, greifen, nur daß freilich diese Organe aufhören wirklich solche zu sein, sobald sie in den Abfall vom Zeitgeist und von der Freiheit verwickelt und an den Mißverstand einer beschränkten politischen Richtung gekettet werden.

Die Leipziger Allgemeine Zeitung ist sehr nahe daran, in eine solche Verwicklung zu gerathen; wer sich für sie interessirt, muß für ihre Unabhängigkeit ernstlich besorgt werden. Wir geben ihr nicht Schuld, daß sie sich verkauft habe, — wer würde das auch beweisen können, und wie unrecht wäre es, ohne allen Beweis zu verdächtigen? wir glauben auch nicht, wie die Magdeburger Zeitung andeutete, daß die Verlagshandlung ausdrücklich eingeschüchtert worden sei; aber die Thatsache liegt vor, daß nur die obscure Partei in den berliner und sonstigen norddeutschen Correspondenzen noch zu Worte kommt. Nur einige schlagende Beispiele. Es war eine Beleidigung der öffentlichen Meinung, daß nicht nur der Bischof Dräseke, ungeachtet seiner entschieden obscuren und hierarchischen Proceduren in der Sintenis'schen Angelegenheit, sondern auch der Prediger Kämpfe, dessen Teufelspredigt ein wahres Phänomen modern-theologischer Erudität und geistiger Verkommenheit ist, gegen den freisinnigen Magistrat der Stadt Magdeburg in Schutz genommen wurde; kennt die Leipziger Zeitung die Absichten solcher Sophisten nicht, oder ist es nur Unparteilichkeit, wenn der Teufelsglaube in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts in einem freisinnigen öffentlichen Organ einen so ausführlichen und beredten Vertheidiger aufstellen darf? Glaubt an den Teufel in des Teufels Namen, aber bleibt uns mit euren Absurditäten und mit dem Kitzel, den sie euch anregen, aus der Gemeinde, aus dem Staat und aus der Litteratur. Gegen den Obscurantismus als Privatvergnügen hat kein Mensch etwas einzuwenden, aber seine öffentliche und politische Existenz werden wir überall, wenn nicht lächerlich, nur um so verhängnißvoller finden. Dagegen versichern uns die harthörigen, aber gewiß nicht ultraliberalen berliner Correspondenten in der L. A. Z., es gebe in Preußen gar keine Pietisten, gar keine Obscuranten, und wenn es welche gäbe, ja wenn sie auch noch so hohe Aemter zu bekleiden berufen würden, so vermöchten sie doch gar nichts Obscures ins Werk zu richten, es bliebe Alles, wie es immer gewesen wäre, und an ein Religionsedict sei nicht zu denken. Gewiß ist das richtig, auch wohl an ein Zeitungsedict ist nicht zu denken; es ist auch Beides in der

Digitized by Google

That nicht nöthig; die Benutzung der Mittel, die in dem System der Ueberwachung des Unterrichtswesens und der Litteratur liegen, reichen überall aus, um gegen die Aufklärung ganz hübsche Handstreiche auszuführen. Aber ist das Publicum so verächtlich, daß man ihm solche Antworten auf seine Fragen zumuthen darf? Wenn wir unzufrieden sind mit der accentuirten Christlichkeit, mit der völligen Herrschaft der Romantik in Personen, Richtung und Maßregeln, mit dem geheimen Staat und mit den Vorgängen, welche uns alle Aussicht auf Constitution und freie Presse abzuschneiden drohen, mit der Thatsache endlich, daß Preußen seinen Ehrgeiz, an der Spitze der Wissenschaft und des Zeitgeistes zu stehen, vertauscht hat mit der Resignation, an der Spitze des „christlichen Glaubens" zu stehen, die Kirche bei ihrem Bestande zu schützen und die Philosophie zwar zur Zeit noch für sich, aber auch schon jetzt in der Theologie nicht zu dulden, — so antworten uns die Beruhigungscorrespondenten der Leipziger Allgemeinen Zeitung: „Alle Unzufriedenheit ist gänzlich unbegründet, denn — es wird kein Sonntagsgesetz und kein Religionsedict gegeben werden," — als wenn der Patriotismus erst bei so crassen Consequenzen der Gläubigkeit und nicht schon bei dem Zurückbleiben unsers Vaterlandes hinter allen freien und geschichtlich lebendigen Völkern Ursache zur Besorgniß und Grund zur Opposition hätte?

Die Erwiederung des Herrn Streckfuß auf die vortreffliche Correspondenz eines Rheinländers, der die Nothwendigkeit der freien Publicität schlagend an unsern Zuständen darthat, fällt der Zeitung nicht zur Last; daß aber die Antwort des braven Rhenanen lediglich auf die Adelspartie sollte beschränkt gewesen sein, und daß er sich die so ergiebigen Pietisten und die übrigen Gespenster, die Herr Streckfuß trotz ihrer grellen und kolossalen Erscheinung nicht wahrnehmen will, sollte haben entgehen lassen, ist auch uns eben so unglaublich, als der schlesischen Zeitung, die darüber mit der Leipziger ins Gericht geht. Die L. A. Z. kann sich wegen Verkürzung der freisinnigen Artikel mit der Censur entschuldigen, dagegen fallen die positiven Zopf-, Teufels-, Adels-, Kreuz- und Quercorrespondenzen unbedenklich ihrer Redactionspolitik zur Last, es müßte denn sein, was sie noch viel weniger wird zugeben wollen, daß sie in aller Unschuld niemals gemerkt hätte, was denn eigentlich dahinter steckt. Daß es indessen Artikel giebt, bei denen es nicht leicht ist, den Ernst für baaren Ernst zu halten und sich des Verdachts einer Mystification zu entschlagen, beweist die neuerliche Nachricht von dem Geburtstage der beiden Neuchristen Neander und Stahl. Die Sache verdient, daß wir einen Augenblick dabei verweilen. Der Correspondent führt das schalkhafte Zeichen ein Kreuz und einen Stern, als sei er ein decorirter Christ, und schreibt von 20. Jan. aus Berlin Dinge, die schwerlich ein wirklicher Wiedergeborner ausgeplaudert hätte, wie folgt: „Am vergangenen Sonnabend war der Geburtstag des hiesigen berühmten Professors Neander, zu dessen Feier ihm alljährlich von den Theologie Studirenden ein Ständchen gebracht zu werden pflegt. Der gewöhnliche Beweis der Liebe und Anhänglichkeit blieb auch diesmal nicht aus. Bei Gelegenheit des Becker'schen Rheinliedes hatte aber Professor Neander früher einmal geäußert, die Idee desselben leide heutzutage auch Anwendung auf den Glauben, und dadurch einen seiner Zuhörer veranlaßt, nach dem Vorgange des patriotischen und politischen Liedes ein religiöses Lied zu dichten, das den Refrain hat: „den alten deutschen Glauben, den soll uns Niemand rauben!" Dieses Lied, das besonders gegen die rationalistischen und pantheistischen Tendenzen unserer Zeit auf einen einfachen Glauben an Gott und Christus verweist, wurde zur Feier des Geburtstages gesungen und der akademische Meister dadurch zu einer solchen Wärme und Lebendigkeit des Gefühls begeistert, daß er endlich ausrief: „„Ein Pereat dem absoluten Gedankending, dem Gott ohne Wärme, ohne Liebe und Leben, dem Gott der Philister, dem Moloch des alten Bundes! Ein Pereat der einseitigen speculativen, ein Pereat der einseitigen orthodoxen Richtung! *Pectus est quod facit Theologum!*"" Ohne uns hier weiter in kritische Bemerkungen einlassen zu wollen, halten wir die Stimme eines Mannes, der heute an der Spitze (?) der theologischen Welt steht und damit den Ruf der wahrsten, kindlichsten Frömmigkeit verbindet, auch wenn die Ausdrücke etwas scharf gewählt sein sollten, für beachtungswerth. Solche Stimme zeugt von einer Gesinnung, die eben so sehr einer socialen Seichtigkeit und Schalheit, als jener Herrschaft des vergötterten Gedankens widerspricht. Die faulen Flecke der Zeit lassen sich nicht immer mit Glacéehandschuhen angreifen, und wie arg es um uns steht, mag jeder Wohlmeinende ermessen, wenn ein Gelehrter von Neander's ruhiger und humaner Gesinnung sich zu solcher Erörterung gedrängt sieht. Im Verlauf des Abends bemerkte Prof. Neander, ein glücklicher Zufall vereine mit seinem Geburtstage auch den des Prof. Stahl. Dies veranlaßte die Studirenden, auch diesem ein Ständchen zu bringen, und der überraschte Lehrer bewies dagegen seinerseits durch Spendung eines Fäßchens vaterländischen, d. h. bairischen Bieres seine Dankbarkeit. Dies letztere besonders soll große Heiterkeit erregt haben."

(Schluß folgt.)

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Digitized by Google

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

16. Februar. № 40. 1841.

Der Kampf der schaffhausischen Geistlichkeit mit ihrem Antistes.

(Fortsetzung.)

Natürlich, daß die seit drei Jahrhunderten an keinen katholischen Gottesdienst in Schaffhausen gewöhnte Bevölkerung durch diesen Beschluß in einige Unruhe gerieth, und sich hie und da unzufriedene Stimmen aus der Bürgerschaft vernehmen ließen. Diese Unzufriedenheit wuchs aber bis zur Gährung an, als im März des Jahres 1838 in einem Zeitungsblatte der Abdruck eines von der katholischen Genossenschaft zu Aufforderung um Liebessteuern ausgegangenen Circulars erschien, worin die Reformation als revolutionär, d. h. ungefähr so bezeichnet wurde, wie sie von Innocenz III. würde bezeichnet worden sein. Die Erbitterung der Bürgerschaft wurde natürlich dadurch nicht gedämpft, daß ein protestantischer schaffhausischer Bürger, Herr Fiscal Hans von Zieglern, sich als Verfasser nannte; denn einmal war es schmerzlich, bemerken zu müssen, daß ein den höheren Ständen angehöriger schaffhausischer Protestant so tief sinken konnte, sich zur Abfassung von Schmähschriften auf den Protestantismus herzugeben; im Weiteren hatte die katholische Genossenschaft das Ziegler'sche Machwerk adoptirt und es durch Namensunterschrift zu dem Ausdrucke ihrer eigenen Gesinnung gemacht. Der Vorfall wurde in Zeitungen besprochen, und ängstlich gewordene Gemüther, die Absichten zum Umsturze der durch die Verfassung garantirten evangelischen Confession argwöhnten, meinten, es wäre an der Zeit, daß die Geistlichkeit sich der bedrohten Kirche annähme. Nun war aber die Geistlichkeit so sehr gewöhnt, Alles nur nach dem Willen ihres Antistes zu thun, und der Antistes so wenig Willens, zur Beruhigung der Aengstlichen durch Veranstaltung eines geistlichen Convents mitzuwirken, daß dies natürlich der gereizten Bürgerschaft und den verletzten Amtsbrüdern nicht verborgen bleiben konnte. Als endlich der muthigere Theil der Geistlichkeit dennoch mit der Einberufung eines Convents durchdrang, reiste der Antistes nach Frankfurt ab, ein Schritt, der, mochte er auch nicht vorbedacht sein, doch so aufgefaßt wurde, da es ja, wie der Betreffende selbst von sich rühmt*), „zu den Eigenthümlichkeiten des Antistes Hurter gehört, sich mancherlei mögliche Fälle und die dannzumal zu ergreifenden Maßregeln lange vorher zu denken, um, so wie jene eintreten, diese in Vollziehung zu setzen." Während der Abwesenheit des Antistes erließ die Geistlichkeit eine Vorstellung an den großen Rath und eine Proclamation an ihre Mitbürger zu Stadt und Land, worin in ziemlich energischer Sprache auf die Gefahr eindringender katholischer Tendenzen aufmerksam gemacht und schützende Garantieen, namentlich gegen Versuche von Proselytenmacherei, verlangt wurden. Die Regierung ließ sich in der That, durch die allgemeine Beunruhigung aufmerksam gemacht, zu einschränkenden Bestimmungen gegen die katholische Kirche herbei; es wurde durch das Gesetz festgestellt, daß die katholische Kirche nur als eine geduldete zu betrachten, alle proselytenmacherischen Versuche aber streng zu bestrafen seien. Der Antistes versäumte nicht, seinen Aerger über diese Schritte laut zu äußern, was Alles nicht zu seinem Vortheile ausgelegt wurde.

Sollte sich nun Jemand wundern, daß in Schaffhausen die Besorgniß vor einbrechender Religionsgefahr durch die Gründung einer katholischen Kirche so groß war, so müssen die Verhältnisse dieser Stadt dabei wohl erwogen werden. Staaten und Städte haben ihre Zeit der Blüthe, ihre Zeit des Verfalls. Die Blüthezeit Schaffhausens fiel mit dem Glanze und dem Reichthume seines Adels zusammen, der aber früh verdorben, ökonomisch gestürzt und nicht immer durch die redlichste Staatsverwaltung sich wieder aufzuhelfen bestrebt, in sich selbst zerfiel, und endlich durch die Revolution vollends zu Grunde gerichtet, ohne die Kraft, sich geistig wieder zu heben, seitdem ein Schattenleben führt. Während einige treffliche Männer aus den alten Adelsgeschlechtern in bescheidener Zurückgezogenheit und der Ausübung bürgerlicher Tugenden Ersatz für verlorenen politischen Einfluß suchen, scheinen nun Andere ihre Blicke nach der alleinseligmachenden Kirche zu richten und von dieser

*) Der Antistes Hurter, S. 37.

Digitized by Google

eine Art von Wiedergeburt der socialen und politischen Verhältnisse für Schaffhausen zu erwarten. Die Reformation gilt diesen für revolutionär, die Revolution hat sie aber um Vorrechte und Einfluß gebracht; den Katholicismus halten sie für conservativ, mit diesem, meinen sie, ließe das Volk sich wieder an die Fessel legen, er würde die Bestie der Demagogie niederzuschlagen im Stande sein. Sie bedenken nicht, daß da, wo früher so sehr materiell ist gesündigt worden, formell nicht mehr geholfen werden kann, daß eine Nemesis durch die Geschichte geht, daß Revolutionen, so verabscheuenswerth sie sind, im Namen des Schicksals oft das Amt des Scharfrichters zu übernehmen haben. Anderen scheint der Katholicismus in der Befriedigung sinnlicher Gefühle Angenehmes zu bieten; Weihrauchduft, Schellengeklingel, Fahnen und Kreuze, Musik, heitere Feste würden ihnen besser zusagen, als der etwas herbe, sittliche Ernst des Protestantismus, und man will sogar wissen, Einige könnten den Ablaß brauchen. Dieser katholisirenden, sogenannten vornehmen Welt gegenüber steht eine ehrenwerthe, aber von Seiten geistiger Bildung vernachlässigte Bürgerschaft, die mit dem ehemaligen Adel durch Bande des Vertrauens und der Anhänglichkeit wenig zusammengehalten, neue Ansprüche desselben argwohnt und eifersüchtig über dem kostbaren Erbe der von den Vätern errungenen Reformation wacht. Unter dieser Bürgerschaft galt nun schon lange Antistes Hurter als Stützpunkt einer gestürzten und unserer Zeit nicht mehr angemessenen Aristokratie, als Freund aller Klöster, Priester, Ceremonieen u. s. w.; die allmälig unter den Geistlichen wider ihren Antistes hervortretende Opposition war nur Ausdruck der längst verbreiteten öffentlichen Meinung.

Auch unter diesen mißlichen Umständen wäre es Hurter noch möglich gewesen, einem ausbrechenden Sturme zu entgehen, wenn er nur einigermaßen die seiner Stellung schuldigen Rücksichten der Klugheit beobachtet hätte. Dagegen war sein Haus nicht nur der Sammelplatz aller katholischen Geistlichen aus der Umgegend, seine Freundschaft mit den Säulen des Ultramontanismus Görres, Haller, Jarke nicht nur weltkundig, seine inständigen Verwendungen für den Fortbestand der Klöster nicht nur officiell bekannt, sondern zwei bald auf einander folgende Reisen nach Mailand und Wien, von denen die letztere Anlaß zu einer vielbesprochenen Reisebeschreibung gab, mußten die steigende Mißstimmung ihrem Gipfel nähern. Die Behaglichkeit, mit der der protestantische Antistes sich hier in den Klöstern herumtreibt, die Vorzüge des Klosterlebens, ohne seiner Nachtheile zu gedenken, glänzend schildert, sich fast immer durch den katholischen Cultus rein angesprochen sieht*), Bilder und Ceremonieen auf's Beredteste in den Schutz nimmt, mit einem Worte in katholischer Luft so heiter und gesund lebt, als ob er diese seit frühester Jugend eingeathmet hätte: das Alles mußte den strengen Protestanten eben so sehr anwidern, als den eifrigen Republikaner sein Bedauern, daß ihm das Glück nicht zu Theil geworden sei, sich an dem ehemaligen französischen Hofe in Kirchberg vorstellen zu lassen, in welcher Beziehung er es als eine besondere Vergünstigung des Schicksals rühmt, „daß ihm die Freude zu Theil wurde, in der Folge wenigstens Jemand zu finden, der früher in irgend welcher Beziehung zu dem französischen Königshause gestanden hatte."

Es war nach Hurter's eigener Erzählung*) geraume Zeit vor Ende des Jahres 1839, als er von der Priorin des Klosters der Dominicanerinnen zu St. Katharinenthal, anderthalb Stunden von Schaffhausen, eine Einladung erhielt, der er aber erst am St. Josephstage im März des darauf folgenden Jahres in Begleitung des Grafen von Enzenberg, eines der Hauptpatrone der katholischen Kirche in Schaffhausen, Folge leistete. Das war für Hurter der Unglückstag. Er wohnte im Kloster zuerst der Predigt, dann der Messe bei, einen gerade anwesenden Landmann aus einer benachbarten schaffhausischen Gemeinde nicht beachtend. Dieser Landmann, Namens Buchter, der übrigens die erste Beamtenstelle in der zahlreichen Gemeinde bekleidet und eines guten Leumundes genießt, behauptete, Hurter'n während der Messe knieend gesehen zu haben, allen Gebräuchen der katholischen Kirche sich accommodirend. Der Landmann, voll Eifers, berichtet dies seinem Ortsgeistlichen, und dieser hält sich für verpflichtet, mit einem Freunde in der Stadt darüber Rücksprache zu nehmen. Es war dies der Funke, der den längst gelegten Zündstoff in Flammen setzte.

(Fortsetzung folgt.)

*) Ausgenommen der Gottesdienst in der St. Stephanskirche zu Wien. Ausflug u. s. w. I. 283.

Die Leipziger Allgemeine Zeitung und die öffentliche Meinung.

(Schluß.)

Wie ist uns nun zu Muthe? Haben wir die evangelische Kirchenzeitung gegen Rationalismus, Aufklärung, Vernunft und Pantheismus predigen hören, oder steckt Mephisto in dem Mantel des Doctors; das „Bier" und das „bairische Vaterland" riecht ungefähr nach ihm, auch die „kindlichste Frömmigkeit," das selbstredend atheistische Pereat und „der arge Zustand, in dem wir leben," versteht sich, die große Unchristlichkeit, deuten auf den Schalk. Doch nehmen wir ernsthaft, was sich ernsthaft giebt und noch ernsthafter ist, so haben wir hier die berliner Christenheit dramatisch dargestellt. Das Pereat der Philosophie und der Geburtstag Stahl's — das sind die Weltuntergangsgedan-

*) Der Antistes Hurter u. sog. Amtsbrüder, S. 1 ff.

Digitized by Google

ken, die sich immer mehr realisiren. Jene Correspondenz führt uns in das Herz der preußischen Christlichkeit, welche in vollem Ernst den Geist als ein Gedankending sich vorstellt und Gott, den Geist, in dem Alles ist, lebt und webt (so sagt pantheistisch die Schrift), periren lassen möchte. Habt ihr das Pereat „des vergötterten Gedankens" erst gründlich durchgesetzt, wozu euch Gott helfen wolle, dann werdet ihr ja sehen, wo das Uebrige bleibt; da ihr das nach Abzug des Gedankens übrig Bleibende aber zufällig selber seid, so möchte kein Schade dabei sein, wenn ihr erst ganz unvernünftig und völlig unrationalistisch wieder als Bären und Waldmenschen die Straßen von Berlin belebtet. Erwarten wir diesen jüngsten Tag mit Ruhe, oder vielmehr erwarten wir ihn nicht, meine tapfern Landsleute, und machen wir ihn unmöglich durch die Unruhe des Denkens und des Nachdenkens über eine solche Christenheit. Vor wenigen Tagen nannte die evangelische Kirchenzeitung die A. L. Z. noch „eine Pestbeule, in der sich der giftige Eiter des Aufklärichts sammelte;" wie schnell hat sich das geändert; gewiß hat hier ein Mann aus dem Muldenthale und nicht officielle Fingerzeige so „wirksam gewarnt und gebessert."

Soll übrigens die Zeitung ein Spiegel der Zeit sein, so versteht es sich, darf sie sich gegen die reißenden Fortschritte der Christlichkeit in ganz Deutschland nicht verstocken. Das bürgerliche Leben ist jetzt in dem Stadium der Romantik angekommen, welches die Urteutonen, die Bibel auf dem Ränzen, das große deutsche Vaterland nebst Kaiser und Reich im Munde und Franzosenhaß im Herzen, 1817—19 von Universität zu Universität propagirten. Dieselbe Geschichte, die damals sehr anstößig war und durch Hegel aus ihrer Bärenhaftigkeit zur Cultur gebracht werden sollte, ist jetzt wunderbar legitim und rächt sich blutig an Hegel, indem sie ihn erbarmungslos excommunicirt und mit allerlei polizeilichen Maßregeln zu Paaren treibt. Vielleicht geht die Analogie weiter, und wie damals das Altdeutsche gar bald in das Neufranzösische, in Liberalismus und Constitutionalismus umschlug, ja endlich sogar überall zur Hegel'schen Philosophie, als der wahren und wirklich begriffenen Freiheit, überging, so mag es sich auch jetzt ja wohl wieder begeben. Unterdessen müssen wir uns die Periode der Christlichkeit eine Weile gefallen lassen. In Preußen sind nach einander viele christliche Männer zu hohen Aemtern gelangt. Diesen setzt das liberale und weniger christliche Publicum gewöhnlich Eichhorn und Arndt entgegen; aber ganz mit Unrecht. Beide Männer sind antirationalistisch, antihegelsch, mit einem Worte durchaus für den Glauben und gegen die Philosophie der Zeit. Eichhorn und Arndt halten sich selbst für liberal, und waren es zu ihrer Zeit auch wirklich, sind es aber für die unsrige nicht mehr. Bezeichnend ist in dieser Hinsicht der Vorgang mit dem Licentiaten Bauer in Bonn, den der Minister nur auf die Bedingung eines christlichen Bekenntnisses bei dem Versprechen des verstorbenen Altenstein erhalten wollte und konnte, vornehmlich seitdem die bonner theologische Facultät in Pleno gegen Bauer und dessen kritisch-philosophische Richtung protestirt hatte. Es blieb nun, als Bauer sich auf die Glaubens- und Lehrfreiheit berief, dem wohlwollenden Staatsmanne nichts Anderes übrig, als dem Privatdocenten seine Pensionirung mit einer entsprechenden Summe freizustellen. Bauer aber glaubte dies seinen Jahren und seiner wissenschaftlichen Stellung, der die Zukunft gewiß ist, ganz unangemessen, verharrte in seinem bisherigen Verhältniß und ging nach Bonn zurück, um seine Vorlesungen als Privatdocent der Theologie fortzusetzen. Diese Angelegenheit, welche die Allgemeine Augsburger Zeitung zwar berührt, aber nicht unter ihrem wesentlichen Gesichtspunkte aufgefaßt hat, ist von großer Wichtigkeit. Sie zeigt zuerst, daß der Minister Eichhorn noch mehr, als sein Vorgänger, und wir glauben aus Ueberzeugung, auf den Gedanken eingeht, das Christenthum und den Glauben im Gegensatz gegen die Philosophie durch äußere, wenn auch nicht grade schroffe Mittel aufrecht zu erhalten, namentlich dadurch, daß die Fortsetzung der linken Seite der Hegel'schen Philosophie und der kritischen Seite der Schleiermacher'schen Richtung von den Lehrstühlen der Theologie, den besoldeten Stellen wenigstens, fern gehalten, der Gros der Studenten also mehr oder weniger im alten Stil und Glauben unterrichtet wird. Dieselbe Politik befolgt die württembergische Christlichkeit; auch sie sucht ihren Glauben durch gläubige und vom Glauben plombirte und gestempelte theologische Professoren gegen die mächtig andringende Wissenschaft zu vertheidigen. Das württembergische Ministerium ist für die Wissenschaft wie bisher, und es versteht sich, daß der Glaube keine Sache der Ueberlieferung, sondern eine individuelle Angelegenheit jedes Gemüths ist. Dagegen arbeitet nun der Clerus in Württemberg auf eine Glaubensrestauration los. Seit dem Erscheinen der Strauß'schen Dogmatik ist eine ungemeine Aufregung der Gemüther bemerkbar, fast auf allen Kanzeln der Hauptstadt wird gegen Strauß und Hegel gepredigt, die Synode versammelt sich gegen den Antichrist und man denkt ernstlich an die Zukunft. In Tübingen wurde nun der Professor Elwert, der Dogmatik lesen sollte, plötzlich krank, das Ministerium beauftragte daher den Docenten Zeller, einen philosophisch gebildeten jungen Mann, der sich auch in der gelehrten Welt bereits rühmlich bekannt gemacht hat, mit dieser Vorlesung. Dies scheint übel vermerkt und die altgläubige Geistlichkeit darüber besorgt geworden zu sein. Wenn nun der Prof. Elwert, wie dies wahrscheinlich ist, die Universität verläßt, so sind über seinen Nachfolger heftige Kämpfe vorauszusehen, da die Pietisten weder in Tübingen, noch im Ministerium unbedingt verfügen können. Das Ministerium aber muß allen

Digitized by Google

Lärm über religiöse Dinge vermeiden, da allerhöchsten Orts vor religiöser Aufregung große Scheu obwaltet. Dies wissen die sonst *nicht* wissenden Gläubigen. Auf Betrieb einiger pietistischen Geistlichen und aus Veranlassung der Strauß'schen Dogmatik hat daher die Synode (Prälaten und Consistorium) einen Hirtenbrief an die Geistlichkeit Württembergs erlassen, worin sie vor den Verirrungen einer ungläubigen Speculation warnt, und zugleich eine Eingabe an das Ministerium gerichtet, worin sie bittet: „*man möchte auf theologische Lehrstühle nur Männer von bewährter christlicher Gesinnung und ja keine Hegelianer berufen.*" Für die nächste Zeit wenigstens wird eine solche Verwendung der praktischen Theologie wahrscheinlich gegen die Freiheit der theoretischen das Uebergewicht erhalten und dem Ministerium die Hände binden; und so haben wir in Württemberg das öffentlich ausgesprochen, was bei uns in Preußen, weil es bereits politische Maxime ist, nicht mehr in Petitionen gesagt zu werden braucht. Dies nannten wir oben: die Wissenschaft und die Höhe der Zeit verlassen und sich an die Spitze des Glaubens oder, was einerlei ist, einer untergehenden Bildung stellen. Daß der Philosoph nichts glaubte, wäre absurd zu meinen; er glaubt, was er weiß; daß nun aber jene beschränkten Menschen die Aufgabe stellen, Jeder solle die Gesinnung und den guten Willen haben, die christliche Glaubenslehre früherer Zeiten oder gar die Anfänge des religiösen Bewußtseins in den heiligen Schriften überall historisch und mehr als principiell wissenschaftlich zu rechtfertigen, ist mehr, als alle Weisen des Morgen- und Abendlandes leisten, mehr, als alle Ministerien in ganz Deutschland zu bewirken im Stande sein werden. Eine ostensiblere Ohnmacht des untergehenden Geistes ist noch nicht vorgekommen. Es lasse sich daher Niemand irre machen. Wie die preußischen Intelligenzblätter nicht der politische Zeitgeist sind, so ist alle jene Glaubensangst nicht die religiöse; auch hier ist die Freiheit und nichts Anderes das innerste Pathos unserer Zeit. Und was wird die Folge sein? Die Zurücksetzung der vorauseilenden und Epoche machenden Männer löst diese von dem Universitätsschlendrian los, macht sie also nur um so freier; es entstehen viele unabhängige Gelehrte und Schriftsteller. Ihr Gewicht wird bald noch mehr, als es schon jetzt der Fall ist, zum geistigen Uebergewicht werden, und die Reform jenes Unwesens und Abfalls von der Reformation wird eher gemacht sein, als die Dogmatiker sich's träumen lassen. Gesinnung haben und aussprechen, Glauben und Wollen — das überzeugt und gewinnt Niemand, als Solche, an deren Gewinn nichts gewonnen, an deren Verlust nichts verloren ist. Diese Menschen haben noch nie die Welt regiert, und es ist nur scheinbar der Fall, daß ihre Zeit jetzt endlich gekommen sein soll. Alles kommt gegenwärtig und in Zukunft darauf an, zu wissen und zu beweisen. Die Beides leisten, gewinnen das Spiel, und ging es auch, wie es denn wirklich geht, um die Herrschaft der Welt.

Von diesem Glauben ist Jedem grade jetzt eine hinlängliche Dosis zu wünschen, jedem Preußen zumal und auch der Leipziger Allgemeinen Zeitung, die ja so entschieden die unsrige geworden ist, daß sie es fast uns selbst zu sehr zu sein scheint.

Wir haben von ihrer Stellung zu der (wahren) öffentlichen Meinung in Norddeutschland, der politischen und der religiösen, genug gesagt, um zu beweisen, wie bei aller Verschwiegenheit die Welt davon denkt. Es ist nun nicht unrichtig, daß die jetzt regierende altdeutsche Partei, die in grader Linie von Hermann dem Cherusker, Menzel dem Schlesier, und andern alten Kriegshelden abstammt, in der Leipziger Zeitung vorkommt; es gehört auch dahin, daß in ihr nach der Tagesmelodie gesungen und gebetet wird: „den alten deutschen Glauben, den soll uns Niemand rauben!" Aber es wäre ein großer Uebelstand, wenn der Opposition und dem Liberalismus in Religion und Politik bis zu dem wirklichen zweiten Untergange der altdeutschen Dogmatiker die Leipziger Allgemeine Zeitung verschlossen sein sollte, — der Uebelstand des verhaltenen Zornes. Oder ist der kein Uebelstand? — Wie man's nimmt.

Die Auffassung der auswärtigen Verhältnisse in der L. A. Z. näher zu erörtern, würde uns hier zu weit führen; an eine Täuschung in dieser Sphäre ist schon wegen der Tribunen und Zeitungen in England und Frankreich auf die Länge nicht zu denken. Deswegen kann hier allerdings weder ein Princip den Thatsachen zum Trotz sich halten, noch ein so lehrreicher Conflict des Bestandes und der Zukunft entstehen, wie in der Darstellung des politischen Genius von Norddeutschland, dem Lande der Verheißung, zum Vorschein kommt. In den auswärtigen Verhältnissen könnte in der That jede Farbe interessant sein, vorausgesetzt, daß der Schreiber nur au fait ist, und wenn selten so Einschlagendes und Werthvolles vorkommt, wie in der Augsburger Allgemeinen Zeitung, diesem wahrhaft europäischen Organ, so liegt das ohne Zweifel an keinem geistigen Princip oder System, sondern an den Personen und Mitteln, an den Verbindungen und dem Renommée des Instituts. — Alles das kann denn aber mit der Zeit sich heben und eine gleiche Höhe wie das Vorbild erreichen. Trachtet also am ersten darnach, die Correspondenten aus Berlin und Hannover zu reformiren (mit Manier kann Jeder so liberal sein, als er will, auch ultraliberal, wie denn jetzt nichts nöthiger ist, als das ewig Wahre und Theure: plus ultra!), so wird euch das andere Alles von selbst zufallen. Ist das nicht möglich, — nun, so thut, was ihr *könnt*, und duldet, was ihr *müßt*.

Arnold Ruge.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Digitized by Google

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

17. Februar. № 41. 1841.

Der Kampf der schaffhausischen Geistlichkeit mit ihrem Antistes.

(Fortsetzung.)

Nach meiner Meinung hat man auf den Vorgang selbst zu viel Gewicht gelegt und mit allzu großer Aengstlichkeit sich darüber gestritten, ob der Antistes wirklich oder nur scheinweise gekniet, ob er nach neumodischer Weise nur um einige Zoll das Knie dem Kniebret genähert oder es sogar berührt habe. Die Schuld allzu großer Gewichtlegung trug aber nicht die Geistlichkeit, sondern, wie dies bei unsern republikanischen Einrichtungen nicht anders möglich ist, die öffentliche Meinung bemächtigte sich der Sache, die Zeitungspresse trug zu ihrer Verbreitung bei, und ein protestantischer Antistes, der vor der Hostie kniet, ist vor dem Forum der Volksmeinung natürlich weit eher ein Katholik, als ein solcher, der Innocenz III. für ein Ideal der christlichen Kirche ausgiebt, dessen Namen das Volk nicht einmal kennt. Die Geistlichkeit that, was in ihrer Pflicht war; ein Mitglied derselben wählte zuerst den Weg vertraulicher Besprechung, und zwar mit dem Bruder des Antistes, der mit dem letzteren Rücksprache nahm. Dieser schien aber von dem Gerüchte keine Notiz nehmen zu wollen. Daher sah sich nun in einem am 30. März abgehaltenen Stadtconvente die Geistlichkeit aufgefordert, einen ostensibleren Schritt zu thun, der übrigens immer noch darauf abzielte, den Handel im amtsbrüderlichen Kreise abzumachen. In der Sitzung vom 30. März nämlich wurde von einem Jugendfreunde des Antistes, der sich während des Verlaufes immer als dem Antistes geneigt erwiesen hatte, in Gegenwart des letzteren des Gerüchtes Erwähnung gethan und um beruhigenden Aufschluß gebeten. Der Antistes selbst gesteht, daß die Anfrage zwar etwas weit ausholend, aber freundlich, bescheiden, cordial, aufrichtig, wohlmeinend gestellt worden sei. Nach dem Urtheile aller Unbefangenen hätte der Antistes durch eine einfache, Vertrauen erweckende Erklärung das Feuer sogleich dämpfen können; die bloße Hinweisung auf seine amtliche Wirksamkeit aber, mit entschiedener Ablehnung, den wenigstens anscheinenden Widerspruch seiner Schriften u. s. w. mit seiner amtlichen Stellung aufzuklären, in Verbindung mit einem eben so unzeitigen als ungerechten Ausfall auf die Unbestimmtheit des reformirten Lehrbegriffs, steigerte nur die in den Gemüthern schon vorbereitete Erbitterung und veranlaßte eine lebhafte Erörterung, die als Ergebniß den vollständigen Bruch zwischen dem Antistes und seinen Amtsbrüdern herausstellte. Der 30. März zerriß das Band collegialer Liebe und trennte die schaffhausische Geistlichkeit in zwei Parteien, eine zu dem Antistes stehende Minorität und eine mit ihm im Kampfe liegende Majorität. Man hat über die beiden Heerlager und die Richtungen und Strebungen der in beide vertheilten Kämpfer höchst wunderliche Dinge verbreitet, und gar die Anhänger des Antistes als Freunde des Lichts seinen Gegnern, als Dunkelmännern, Pietisten u. s. w., gegenübergestellt. Hier kann ich nun bezeugen, daß wenn sich auch auf gegnerischer Seite pietistische Elemente befanden, dieselben im Kampfe ganz zurücktraten. Die schaffhausische Geistlichkeit ist überhaupt in dogmatischer Hinsicht viel zu gemischt componirt, als daß es leicht wäre, so reine Sonderungen heraus zu erhalten. Der Kern derselben, der jüngere Nachwuchs, ist in Berlin nach Schleiermacher, Neander, Twesten, kleineren Theils in Bonn nach Nitzsch, auch noch in Erlangen gebildet, von wo bekanntlich kein dogmatischer Impuls ausgeht; Einer oder Zwei mögen allerdings auch Hengstenberg'schen Feuereifer hegen; die Aelteren sind meistens ohne dogmatisches Interesse, mehr rationalistisch als orthodox, überhaupt ohne dogmatische Durchbildung. In der Mitte liegen Einige, die mehr dem Pietismus angehören, ehrliche und wohlmeinende Leute, wenn auch in beschränkter Weise die Idee des Christenthums auffassend und im Leben darstellend. Diese übernahmen aber im Hurter'schen Streite gerade eine vermittelnde Rolle, während das jüngere Geschlecht, von 25—40 Jahren, den Angriff leitete, das ältere, von 50—75, mit wenigen Ausnahmen auf Seiten Hurter's stand.

Fragt man nun, worauf die Gegner des Antistes eigentlich hinauszielten, so hat Hurter selbst in seiner Schrift einen weit versponnenen Angriffsplan, schlau angelegte Hinterhalte, tückische Verabredungen, die auf nichts Anderes

Digitized by Google

als seinen Sturz berechnet gewesen wären, herausfinden wollen. Das sind Phantasieen, deren er sich jetzt selbst wohl schämt. Die erste Einsprache der Geistlichkeit am 30. März war Ausdruck des, schmerzlich bewegten collegialischen Gefühls; Hurter's Benehmen damals vermehrte das längst im Stillen schleichende Mißtrauen. Die Majorität der Geistlichkeit war von diesem Augenblick an allerdings entschlossen, von Hurter über seine Stellung zur protestantischen Kirche eine beruhigende Erklärung zu fordern, in der Ueberzeugung, wenn er diese weder geben könne noch wolle, sei das Band brüderlichen Vertrauens gelöst und Hurter's Stellung eine unhaltbare geworden. Eine wirkliche Anklage gegen Hurter zu richten, daran dachte die Geistlichkeit niemals. Von ihm hing es ab, ob er diejenigen Schritte thun wolle, die seine Stellung für die Zukunft wieder sichern konnten, oder ob er es vorziehe, dieselbe aufzugeben.

So erscheint das Verhältniß der Geistlichkeit zu Hurter als ein sehr klares und wohlbegründetes. Der Vorsteher einer Corporation hat seit längerer Zeit Anlaß zu Mißtrauen gegeben, und den Schein, als begünstige er eine andere Gemeinschaft mehr, als die ihm angehörige, auf sich gezogen. Die mit ihm verbundenen Corporationsglieder haben aus Rücksicht auf sonstige Verdienste des Vorstehers lange keine Einsprache erhoben; endlich macht ein eclatanter Vorgang auch ferner Stehende aufmerksam und scheint längst gehegten Argwohn vollkommen zu bestätigen. Können die Corporationsglieder länger schweigen? Erlaubte das Ehre, Pflicht, Stellung? Sie könnten vielleicht den Verdächtigten sogar als pflichtlos anklagen und seine Entfernung aus seinem bisherigen Verhältnisse zu ihnen fordern. Das thun sie nicht; sie glauben für einmal an den Verdacht noch nicht, sie sind nur beunruhigt, in Zweifel. Es genügt ihnen aber, wenn der Betreffende aus eigenem Munde ihnen ein Wort der Beruhigung giebt, wenn er Mißverständnisse aufklärt und durch offenes Zurückweisen des Verdachtes sich reinigt. Will sich dieser nicht reinigen, so verdient die schnöde Gesinnung, daß er nicht länger einem Verhältnisse angehöre, dessen Grundlagen gegenseitige Achtung und Vertrauen sein müssen; kann er sich nicht reinigen, und giebt er deswegen keine Antwort, so hat er das Urtheil selbst über sich gesprochen.

Was that nun Hurter? Auf den 9. April trat der Generalconvent (die Versammlung der Stadt- und Landgeistlichen des Cantons) zusammen. Noch jetzt wäre es an der Zeit gewesen, dem Hader durch offenes Auftreten ein Ende zu machen; noch jetzt hätte es nur wenige Worte gekostet, um etwa Uebelwollende zu entwaffnen (deren es im schlimmsten Falle nur Wenige gewesen wären), Wohlwollende (deren es sehr Viele waren) zu versöhnen und die Kirche vor einem Scandale zu bewahren. Da erschien Hurter gar nicht, ließ in freiwilliger Abwesenheit die Conventssitzung durch den auf seiner Seite stehenden Actuar eröffnen (wogegen als gegen einen ungesetzlichen Schritt protestirt wurde) und ein Schreiben verlesen, worin er seine Stelle als Präsident des Convents (Decanus) niederlegte. In leidenschaftlicher Gereiztheit that hier der nur an blinde Unterordnung seiner Collegen gewöhnte Mann den ersten trennenden Schritt.

Was that dagegen der Convent? Anstatt sich durch die brüsque Abbitte Hurter's zu ungehörigen Erwiederungen verleiten zu lassen, anerkannte er in einem Antwortschreiben in der freundlichsten, wohlwollendsten Weise die Verdienste des Hrn. Antistes, die derselbe in einem Schreiben an den Convent in starker Ausführlichkeit dargelegt hatte, drückte dagegen nochmals seinen Wunsch aus, daß nach dem apostolischen Worte: „meidet allen bösen Schein," der Verdacht einer katholisirenden Gesinnung von ihm weggenommen, durch eine offene Erklärung die Gemüther beruhigt und das Vertrauen wiederhergestellt werden möchte, bat bloß um Bejahung der Frage, daß er der evangelisch-reformirten Kirche von Herzen zugethan sei, und beschloß der Abbitte Hurter's von seiner Präsidentenstelle keine weitere Folge zu geben. Hierauf erwiederte Hurter kurz, und erklärte die an ihn gestellte Frage als „anmaßliche Herzens- und Nierenprüferei" *).

Der Convent war nun in einer schwierigen Stellung. Anfangs wahrscheinlich ohne den fernsten Gedanken, daß eine freundlich gestellte Anfrage eine so tiefgreifende Spaltung hervorrufen werde, sah er sich jetzt mit seinem Vorsteher in entschiedener Opposition. Er wählte nochmals den Weg friedlicher Ausgleichung und entsandte nach Beschluß der Conventssitzung vom 7. Mai zwei der Versöhnungspartei angehörige Mitglieder, um Hurter nachgiebig zu machen. Allein dieser schickte die Vermittler mit der kurzen Antwort zurück, daß er sich auf Nichts einlasse, dagegen eine „fulminante" Schrift im Hintergrunde halte, um bei weiteren aggressorischen Schritten der Geistlichkeit damit ins Feld zu rücken.

Bis hierher hatte die Geistlichkeit fast immer einmüthig gehandelt, nur einige Wenige hatten als erklärte Freunde Hurter's sich den bisherigen Schlußnahmen nicht angeschlossen. Nun gelang es aber, den sehr geachteten, aber durch Alter und Krankheit etwas geschwächten und durch Hurter's Zuvorkommenheit geblendeten zweiten Stadtgeistlichen zu gewinnen, der in einem am 14. Mai zur Anhörung der Abgesandten veranstalteten Convente durch ein Schreiben an die Geistlichkeit darauf drang, der Convent möchte erklären, „daß er in seine, des hochwürdigen Hrn. Antistes, der vaterländischen reformirten Kirche, deren Vorsteher er ist, zugethanen, treugünstigen Gesinnungen nicht den ge-

*) A. a. O. Beilage F.

Digitized by Google

ringsten Zweifel setze." Gewiß hat der gute Mann hier mehr auf äußere Anregung hin, als aus eigenem Antriebe gehandelt. Unbegreiflicheres könnte man einer Corporation nicht zumuthen, als, während sie eine beruhigende Erklärung von ihrem Vorsteher verlangt, von ihr verlangen, daß sie ihm eine solche Erklärung zustelle.

Unterdessen war der Zeitpunkt verstrichen, in welchem sonst alljährlich die Synode abgehalten wurde. Die Geistlichkeit beschloß aber unter diesen Umständen die Synode zu verschieben und, wenn der Antistes eine Erklärung durchaus verweigere, binnen 14 Tagen der Regierung die Anzeige zu machen, daß dies die Ursache der Verschiebung der Synode sei. In einem Schreiben, worin es heißt: „Wir reichen Ihnen nochmals die brüderliche Hand und bitten Sie, beruhigen Sie und erfreuen Sie Ihre Amtsbrüder durch eine den friedlichen Gesinnungen des Convents entsprechende und eine genügendere Erklärung enthaltende Antwort," wurde dem Antistes die Anzeige von dem letzteren Beschlusse gemacht.

Der Antistes ignorirte Alles, das Schreiben der Geistlichkeit ging an die Regierung ab, in welches durch Majoritätsbeschluß von 13 gegen 11 auch die an den Antistes gestellte Frage wörtlich aufgenommen wurde, und die Regierung beschloß, nachdem auch noch der Privatversuch eines Geistlichen, Einigung auf freundlich-collegialischem Wege zu bewirken, gescheitert war, dem Kirchenrathe den Auftrag zu ertheilen: „Derselbe solle trachten, dahin zu wirken, daß dem beunruhigten Theile die gewünschte Beruhigung werde." Der Kirchenrath, der in Schaffhausen, beiläufig gesagt, größtentheils aus weltlichen Mitgliedern besteht, und auch nur durch ein solches präsidirt wird, erließ an die Geistlichkeit ein Schreiben, worin er zur baldmöglichsten Schlichtung der Angelegenheit Hrn. Hurter zur Veranstaltung eines Generalconvents auffordert, und als schließliches Auskunftsmittel, wenn der Friede auf ersterem Wege nicht hergestellt werden sollte, die Berufung auf den Entscheid einer protestantischen theologischen Facultät in Aussicht stellt.

Aber Hurter wollte durch kühnen Effect seine Gegner niederwerfen: eine bogenreiche Schrift war seit längerer Zeit unter der Presse, diese sollte urplötzlich, wie ein gewaltiges Schwert, in die Reihen seiner Widersacher hereinbrechen und sie vernichten. Es war am 21. Juli, den Tag nach Empfang des kirchenräthlichen Schreibens, als Hurter Schaffhausen verließ, um seine Freunde in München zu besuchen, und als gleichzeitig seine Schrift: „Antistes Hurter und sogenannte Amtsbrüder," erschien.

Diese Schrift hat bekanntlich ihre Wirkung völlig verfehlt, allein sie ist geeignet, ein merkwürdiges Licht auf den seltsamen Mann zu werfen. Was in derselben zunächst unabweislich hervortritt, ist ein ungewöhnliches Selbstgefühl, verbunden allerdings mit ungewöhnlicher Kraft. Diese Kraft ist aber keine durch besonnene Mäßigung beherrschte, durch Kunst- und Schönheitsgefühl veredelte. Sie schäumt wie ein von Felsen stürzender Bach, der Alles, was sich ihm entgegenstemmt, niederzuwerfen droht. Gewiß ziemt dem seiner Geistesüberlegenheit bewußten Manne auch Selbstachtung und Festigkeit des Wortes wie der That; so wie jene aber in Selbstüberschätzung übergeht, und gar den Schein hochmüthiger Menschenverachtung annimmt, so ist auch schon die Grenze des sittlich Anständigen überschritten. Wer selbst im Bewußtsein einer gerechten Sache blind auf seinen Gegner loswüthet und mehr darauf ausgeht, ihn zu vernichten, als ihn zu widerlegen, der tritt die Gerechtigkeit seiner eigenen Sache mit Füßen, indem er mit schnöden Waffen dieselbe vertheidigt. Das Innehalten der vom sittlichen Takte gebotenen Grenzen ist von jedem gebildeten Manne zu fordern; am meisten jedoch von einem Diener des Evangeliums, von einem Boten des Friedens, der durch den milden und reinen Geist seines Lebens dem Geiste der von ihm verkündigten Lehre entsprechen soll. Nun ist aber die Hurter'sche Schrift nach der einen Seite hin mit eben so starker Selbstüberschätzung, als nach der andern mit wegwerfender Menschenverachtung geschrieben. Seine Selbstüberschätzung zeigt sich schon in der breiten Umständlichkeit, mit der er seine Verdienste dem großen Publicum aufzählt. Jedem Menschen von etwas feinerer Bildung ist nichts unangenehmer, als von sich selbst reden zu müssen; wo man es muß, macht man es wenigstens mit den kürzesten Worten ab.

(Fortsetzung folgt.)

Geschichtliche Zusammenstellung der merkwürdigsten Anmaßungen der Päpste über die protestantischen Fürsten und Völker und der [ihrer] Einmischungen in die politischen Ereignisse des 18. und 19. Jahrhunderts. Von J. G. Siegmayer. 93 S. Berlin 1839. Verlag von Hayn.

Motto von Schiller:

Gefährlich ist, den Leu zu wecken,
Verheerend ist des Tigers Zahn;
Jedoch das Schrecklichste der Schrecken,
Das ist der Mensch in seinem Wahn.

Sicherlich ist es vielen Menschen, namentlich in Deutschland, wie dem Ref. ergangen, welcher sich schon oft die Augen rieb und sich zu erinnern bemüht war, in welchem Jahrhundert er lebe. Die Leute des vorigen mochten ihre Ziffer lebhafter vor Augen haben, denn dasselbe verfolgte im Augiasstalle mit ungemeiner Kraft und Consequenz Ein Ziel, seine Aufgabe der Verneinung und Zerstörung. In neueren Zeiten aber hat es sich ausgewiesen, daß viele Gestalten wieder aufleben, welche man längst für abgethan hielt. Zu schweigen von gewissen Staatstheorieen und von politischer Offenbarungsdogmatik, — wird man jetzt nicht Zeuge förmlicher Verirzustände und Culturattrapen auf dem religiösen und kirchlichen Gebiete? Jesuitismus, Klosterthum, alleinseligmachende Kirche, Verdammlich-

Digitized by Google

keit gemischter Ehen, Apotheose kreuzlahmer Glaubensformeln und todtgeborner Sacramente, auf welche sich alle Lotterbuben abonniren und assecuriren, periodisch und sporadisch blutende Nonnenwundmale, Wundermedaillen u. s. w. Welch' ein Todtentanz!

Das Streben scheint die Bestimmung des Menschen; der Kampf selbst ist der Lohn. Jeder Sieg ist die Thür zu einem neuen Kampfe, so wie vor dem Wanderer der Horizont überall zurückweicht. Jede Periode, welche vorwärts strebt, hat ihre Noth mit den Leuten, welche sich mit den Saugrüsseln in der Vergangenheit festgebissen haben, oder aus namenloser Angst vor der Zukunft krebsen. Die Stillvergnügten, welche nicht aus der Stelle wollen, welche das Unmögliche, den Tod aller Geschichte, anbeten, mag man allenfalls in Ruhe lassen. Die Zeit ist ein schreitender Riese; aber er muß sich (dies der Humor des Weltkampfes) öfter umdrehen, um die Gassenjungen, welche auf ihn mit Koth und Steinen werfen, zu züchtigen.

Welche Grotesken führt uns die römisch-katholische Kirche noch jetzt auf! Eine gewisse Partei hat es auf die Restauration des mittelalterlichen Kirchenthums abgesehen, welches bekanntlich für seine Mitarbeiter schöne Einkünfte abwarf. Nach allen Zeichen der Zeit ist noch mancher Hammerschlag nöthig, die Stücke zu zermalmen, welche die Sprengung des Reformatorenjahrhunderts zurückließ. Härter als Diamant ist das Vorurtheil, der Aberglaube; der kirchliche fällt außer aller Vergleichung. Daher ist niemals überfüllt das ansehnliche Regiment der Streiter, welche in den neueren kirchlichen Wirren und Anmaßungen das Banner der Vernunft und Gerechtigkeit vertheidigten. Unter ihre Schriftsteller reiht sich als Gemeiner oder vielmehr als Troßknecht der Verf. des oben genannten Büchleins, welcher es gut meint, aber seine Sache etwas ungeschickt anfängt. Eine gewisse unerquickliche Selbstgefälligkeit bricht öfter zu Tage, z. B. S. 10: „Uebrigens wolle man sich über die in dieser Schrift geführte derbe Sprache nicht wundern, sondern nur an Luther erinnern, der auch recht gut wußte, daß eingewurzelte Krankheiten nur durch kräftige Arzneien zu heilen sind; und vielleicht findet sich auch ein Melanchthon, der das Herbe meiner Gedanken mit sanfteren Worten zu sagen und zu mildern weiß." Daran ist sehr stark zu zweifeln. Was der Verf. giebt, ist plan- und gestaltlos durch einander geworfen; historische Actenstücke und Zeitungsartikel (mit letzteren sind fast ganz angefüllt S. 68—81) bringt seine Unkritik neben einander. Krumm und kraus, wie in einem Pferdehaarpolster, liegen seine Ideen. Deshalb kann es nicht auffallen, wenn auch seine Sprache häufig ein so ausnehmend undeutscher Wirrwarr ist, z. B. S. 5: „Merkwürdig in der Weltgeschichte ist die Bemerkung: daß niemals ein dauernder Friede in dem Staaten- und Familienleben statt hat, [und] was wahrscheinlich nach den Grundgesetzen der ewigen in einem steten Kreislauf abwechselnden, und in zwei Waagschalen sich abwiegenden Verhältnissen [sse] des Glücks oder Unglücks der Menschheit, der organischen und unorganischen sich ausgleichenden Wesen, dem Streben des Guten gegen das sogenannte Böse, und nach dem Willen des Allerhöchsten Geistes, den wir Gott nennen, nicht anders sein darf; und daß das Böse als materieller Stoff an Quantität immer größer, aber weniger glückselig als das Gute als geistiger Stoff, ist."

Die römischen Anmaßungen, über welche sich der Verf. verbreitet, sind hauptsächlich die Verhältnisse der Päpste Clemens XI. und XII. zu den sächsischen Regenten im vorigen Jahrhundert (die heiligen Väter waren zärtlich bemüht, die Urlutheraner in den wonnevollen Pferch der Gläubigen zurückzubringen), die Protestation des Ersteren gegen die preußische Königswürde (eine ewig denkwürdige Posse), dies und jenes aus der römischen Proselytenmacherei und dem Jesuitentreiben, die erzbischöflichen Händel mit der preußischen Regierung (S. 42—60), und sonstige Züge des papistischen Hochmuths u. s. w.

Der Verf. interessirt sich für die Wiedervereinigung der beiden Kirchen, wobei er lebhaft für die protestantische den Mangel an sinnlicher Pracht bedauert, „weil Gott mehr Achtung bei seiner Anbetung verdiene" (S. 9). Glaubt er etwa, daß die rohe Verkörperung des Gottesdienstes das Volk nicht ziemlich rasch in den Aberglauben stürzt, den er doch selbst verwirft? Unter einzelnen richtigen, wenn auch nicht neuen Bemerkungen (z. B. die Herrscher Europas hätten 1815 Maßregeln treffen müssen, „um das menschliche Glück durch erdichtete Gewissenszweifel nicht länger zerstören zu lassen," S. 41), stößt man bei dem Verf. überall auf Unklarheiten und Schiefheiten. Folgende Stelle würde ihm bei der Voce della verità in Modena und anderswo näher zum Empfehlungsschreiben gereichen (S. 82): „Was sind Revolutionen anders als Früchte der Aufklärungen (?), die ihre Entstehung aus Unglauben haben? Man lächelt zwar über die Zeiten des Aberglaubens, und doch waren sie für Fürsten und Völker, die vernünftig dachten und handelten, besser als jene. Die Folgen des Unglaubens (?) sind gewöhnlich anarchische, republikanische, demokratische, constitutionelle, aristokratische Staatsverfassungen, während welcher stufenweisen Bildung Millionen Menschen unglücklich werden müssen, ehe das Schicksal wieder Männer auf den Kampfplatz ruft, denen es vorbehalten ist, durch redlichen Sinn und Kraft dem Uebel wieder Einhalt zu thun und weise monarchische Regierungen herzustellen." Wie viel lernt man hier! Es giebt anarchische Staatsverfassungen; die constitutionellen sind unweise oder unmonarchische. Und waren etwa die Republiken des Alterthums und des Mittelalters (gar nicht von den neueren zu reden) ebenfalls „Folgen des Unglaubens?" — Ein anderer Wirrknäuel findet sich S. 41 und 42: „Was hält die Fürsten Europas noch jetzt ab, den Papst, wenn er, angeblich an Christi Statt, seine Pflicht und Schuldigkeit nicht erfüllt, durch einen Beschluß des deutschen Bundestages seiner Länder und des apostolischen Stuhls für verlustig zu erklären?" Gleich darauf heißt es: „Was kann, wie schon berührt, die Regenten Europas jetzt noch abhalten, den Papst mit seinen Hoheitsrechten bloß auf seinen Kirchenstaat zu beschränken?" u. s. w.

Närrisch genug ist der, übrigens auch schon in anderen Köpfen erblühte, Vorschlag, der uns mit zwei Päpsten beschenken möchte (S. 90). Mittel, „ein dauerndes Equilibre herzustellen: entweder den Papst in seiner weltlichen Macht zu beschränken und ihn wieder in seinen natürlichen — den Priesterstand — zu versetzen, oder einen protestantischen Priester auch zu einem evangelischen Papste [horribile dictu!] zu erheben, ihn [m] ein ebenfalls so großes Ländergebiet anzuweisen und eine solche Souverainetät der Kirchenregierung zu verschaffen. Gleicher Hofstaat, gleiche Würden, gleiche geistliche Politik zu Erweiterung seines geistlichen Gebiets, würden sich auch wohl schon nach und nach von selbst finden." Nun wahrlich, der Protestantismus bräche über sich selbst den Stab, wenn er seine Würde dadurch wahren wollte, daß er die Harlekinsjacke seiner Gegner anzöge und im Jesuitenschlamm wühlte. Will man Geistesknechtschaft in der Kirche, so bedarf es keiner neuen Schöpfung. Jene giebt Rom schon sattsam, und die politische Unmündigkeit in den Kauf. K. R.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Digitized by Google

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

18. Februar. № 42. 1841.

Der Kampf der schaffhausischen Geistlichkeit mit ihrem Antistes.

(Fortsetzung.)

Es wäre aber dieses Herzählen der Hurter'schen Verdienste um so weniger nöthig gewesen, als Niemand daran dachte, Hurter von dieser Seite in etwas schmälern zu wollen, vielmehr die Geistlichkeit selbst in ihren Schreiben und Anfragen auf's Anerkennendste ihn behandelt hatte. Hat es aber Hurter an gutem Willen oder an Scharfblick einzusehen gefehlt, daß es in Principienfragen nicht auf vorangegangene Verdienste, sondern auf das in Frage gestellte Princip ankommt. Ein Beamter kann z. B. innerhalb seines Wirkungskreises sehr viel Gutes stiften, und allgemein geschätzt sein, dabei aber doch anvertraute Cassagelder veruntreuen. Wehrt er sich nun gegen den letzteren Verdacht dadurch, daß er auf seine übrigen Dienstleistungen hinweist, die Casse aber zur Einsicht nicht öffnen will, so wird man ihm sagen: deine Verdienste lassen wir gelten; aber es handelt sich nicht um diese, sondern um deine Ehrlichkeit. Dadurch, daß Hr. Hurter auf seinen zum Behufe besserer ökonomischer und moralischer Stellung der Geistlichen verwandten Eifer verweist, auf die durch seine Verwendung hauptsächlich herbeigeführte Erwerbung eines neuen Versammlungshauses für die Geistlichkeit, auf die außergewöhnliche Gewandtheit, mit der er ihre Versammlungen präsidirte, auf die Leutseligkeit und Zuvorkommenheit, die er im Geschäfts- und Umgangsleben Einzelnen bewies, sich beruft, könnte er Manchem den Blick von der Hauptfrage auf Nebendinge, von dem Wesentlichen auf Zufälliges hinübergelenkt zu haben scheinen.

Dieser Uebelstand erklärt sich am besten aus der Art und Weise, wie Hurter den ganzen Handel auffaßt. Er faßt ihn rein persönlich. Daß man es auf ihn, seine Person abgesehen, daß man dieser Demüthigungen, Erniedrigungen, wo nicht noch Aergeres habe bereiten wollen, daß heimliche Neider und Hasser, denen seine Berühmtheit und Geistesgröße unangenehm wären, jetzt die vergifteten Pfeile ihres Angriffes auf ihn gerichtet hätten: das sind die Gespenster, die ihn unablässig in seinem Buche verfolgen, und denen er leider nirgends auszuweichen Miene macht. Woraus entspringt nun aber dieser Wahn, Alles nur auf sein Ich und dessen unmittelbare Interessen zu beziehen? Dessen Quelle ist Selbstüberschätzung. Wird nämlich die Selbstliebe bis zur Selbstverliebtheit gesteigert, so treten die Sachverhältnisse dem in sein Ich Verliebten alsbald von den Personverhältnissen zurück, und wie die Sonne einstens dem Selbstgefühle der Erdenbewohner zu lieb mit dem ganzen Firmamente sich um die Erde drehen mußte, so dreht sich hier um das Ich die Sache mit den Ideen. Leider paart sich nun mit der Selbstüberschätzung gewöhnlich eine schmerzlich verletzende Menschenverachtung, die nur allzu sehr aus der Hurter'schen Schrift entgegenspringt. Man hat Hurter vorgeworfen, er sei mit der Gegenwart zerfallen; das ist nur zur Hälfte wahr. Er ist in einem viel umfassenderen Sinne, trotz seines Humors und seines geselligen Frohsinns, mit der Menschheit zerfallen. Denn wer die „bassesse des mortels“ *) zu einem stehenden Artikel in seinem Beurtheilungskanon des Menschengeschlechts macht, zwischen den und sein Geschlecht ist eine dritte, unheimlich-düstere Macht hineingetreten. Die Sprache, die Hurter gegen seine Amtsbrüder führt, die Selbstgewißheit, mit der er sie als „Sogenannte“ schon auf dem Titel erklärt, bevor nur der geringste Beweis für diesen bittersten aller Vorwürfe geleistet ist, die schnöde Ironie, mit der er sie zu bloßen Nummern entwürdigt, die unglaubliche Selbstmeinung, die seine Amtsbrüder für zu niedrig hält, um nur mit ihren Namen an denjenigen des Hrn. Antistes angehängt auf die Nachwelt hinübergeflößt zu werden, die Kühnheit, mit der zu wiederholten Malen auf das Schonungsloseste die Männer, die es wagten, im Namen der Kirche der persönlichen Autorität ihres Vorstehers gegenüberzutreten, als Revolutionäre, mit einem Ausdrucke bezeichnet werden, der im Munde Hurter's zu einer wahren Beschimpfung wird: das Alles in Verbindung mit dem wegwerfenden, stolzgebietenden, rücksichtslosen, oft höhnenden Tone der Schrift läßt auf ein

*) Antistes Hurter u. seine verunglimpften Amtsbrüder, S. 29.

Digitized by Google

in seinen innersten Wurzeln erschüttertes, sonst längst an geheimem Mißmuthe kränkelndes Gemüth schließen. Und gereicht ein solcher Schluß dem Charakter des Mannes nicht zu größerer Ehre, als wenn wir jenes Alles aus einem Momente blinder Leidenschaftlichkeit, unbesonnenen Dreinfahrens erklären wollten? Nicht als ob nach unserer Meinung leidenschaftliche Gereiztheit nicht endlich den Ausbruch herbeigeführt und der heimlichen Flamme Luft gemacht hätte; aber die Leidenschaft war nicht das Feuer selbst, das schon längst in stiller Seele geglimmt hatte, sie war nur der Sturmwind, der die glühenden Funken auseinander jagte*).

Hurter wird wahrscheinlich jetzt bei kühlerem Blute selbst einsehen, daß auch berühmte Männer, wenn sie bloß der Intelligenz vertrauen, vor entsetzlichen Mißgriffen nicht gesichert sind; denn mehr fehlzugreifen, wäre kaum möglich, als Hurter damit fehlgreift, daß er eine tiefverspönnene Intrigue gegen sich arbeiten läßt, in deren Gewebe er sich wie in ein Zaubernetz verstrickt glaubt, während am Ende er selbst der Zauberer ist, der Netz und Gewebe in seiner Vorstellung hergezaubert hat. Am unbegreiflichsten und ein Beweis, wie wenig noch Hurter sich in den Geist der Gegenwart hineingedacht hat, ist aber seine Empfindlichkeit gegen Zeitungsartikel, deren mehrartiges Erscheinen nun hauptsächlich das eingebildete Intriguengespinnste erklären soll. Wer mit unseren Schweizerverhältnissen nur einigermaßen vertraut ist, wer überhaupt nur einen dunkeln Begriff von Preßfreiheit hat, der weiß, daß bei uns schreibt und drucken läßt, was lesen und schreiben gelernt hat, und daß in einem kleinen Ländchen von zwei Millionen Einwohnern, wo nicht alle Tage große Dinge geschehen, um die Spalten von 50 sich meistens mit innern Angelegenheiten beschäftigenden Blättern zu füllen, natürlich die neuigkeitshungrigen Zeitungsschreiber sich auch über die geringfügigsten Dinge hermachen, und sie bestmöglichst ausbeuten. Daß nun auch eine Angelegenheit, wie die Hurter'sche war, in den vaterländischen Zeitungen besprochen wurde, ist demnach sehr natürlich, um so mehr, als sie selbst in deutschen Zeitungen mit einer Gründlichkeit besprochen wurde, die diesen sonst in Betreff schweizerischer Verhältnisse nicht eigen ist. Nun sind Zeitungen aber keine Repertorien des Niederschlags reiner historischer Wahrheit, sondern wie es kommt, so nimmt es der Redacteur auf, und der mit dem Sachverhalte am wenigsten Bekannte ist immer am zuversichtlichsten in dem, was er aufnimmt. Daß daher auch Irrthümliches, Schiefes, Unzulängliches, für Hurter Verletzendes Aufnahme in Zeitungen gefunden hat, unterliegt keinem Zweifel; nur hätte das einen Mann von Geist und Kraft nicht groß kümmern dürfen. Zeitungsgeklatsch vermag die öffentliche Meinung nicht zu verwirren, wo ein öffentlicher Charakter schon vorher rein und groß dastand. Uebrigens hat Hurter um so weniger Ursache sich über die Zeitungen zu beklagen, als die ihm günstigen Blätter nicht unterlassen haben, auf Backenstreiche seiner Gegner mit Keulenschlägen zu antworten und jede Unwahrheit wenigstens mit zehn eigens erfundenen zu bezahlen. Dazu kam noch Hilfe aus Deutschland. Die „Augsburger Postzeitung" nahm sich Hurter's, als vertheidigte sie ihre eigene Sache, an, und beehrte auch mich einige Male mit ihren gewiß nur zur Ehre gereichenden Schmähartikeln.

Während nun in der Hurter'schen Schrift eine nicht kleine Mühe auf Rechtfertigung gegen Vorwürfe, die ihm Niemand gemacht, verwendet ist, so ist dagegen der eigentliche fragliche Punkt sehr beiläufig und auf kaum sieben Seiten abgethan in dem Abschnitte „über katholische und protestantische Kirche"*). Hurter betrachtet nach seiner eigenen Erklärung die katholische und die protestantische Kirche von jeher als zwei unermeßliche Thatsachen, die nun einmal bestanden, als zwei Gebiete mit scharf gezogenen Grenzen. Um das Dogma der katholischen Kirche habe er sich bisher noch wenig bekümmert, er kenne nur, was geschichtlich oder sichtbar an ihr sei, ihre Reichsverfassung, ihr Recht,

*) Hurter's leidenschaftliches Benehmen hatte sich auch schon vor dem Erscheinen seiner Schrift in mehrerer Beziehung auf eine Weise kund gethan, die freilich selbst auf seine Freunde einen ungünstigen Eindruck machen mußte. So hatte ihn besonders ein Artikel in der basler Zeitung Nr. 130–132 erbittert, der das merkwürdige Schicksal hatte, daß er von den Gegnern Hurter's meistens als eine Apologie des Antistes angesehen, vom Antistes selbst als ein hämischer Angriff betrachtet wurde. Der Artikel ist in Hurter's Vertheidigungsschrift als Beilage I. abgedruckt; ich nehme nicht den geringsten Anstand, mich öffentlich als dessen Verfasser zu nennen. Die Abfassung des Artikels fiel in einen Zeitpunkt, wo noch auf gütliche Vereinbarung Hoffnung vorhanden war; ich bezweckte damit nichts Anderes, als zu einer solchen mitzuwirken, da mir Hurter's Verlust für Schaffhausen ein sehr empfindlicher geschienen hätte, sein Betragen gegen die Geistlichkeit aber nach meiner Ueberzeugung einen unheilbaren Bruch herbeiführen mußte. Als auswärtiges, völlig unbetheiligtes Mitglied des schaffhausischen Ministeriums, glaubte ich sogar eine Art Verpflichtung gegen meine Landeskirche zu haben, und ich weiß, daß meine Worte nicht ganz ohne Wirkung geblieben sind. Unglücklicher Weise aber ist in dem Artikel eines Gerüchtes Erwähnung gethan, wornach Hr. Hurter als Mitbetheiligter an der Abfassung des oben erwähnten katholischen Kreisschreibens bezeichnet worden wäre, ein Gerücht, das jedoch ganz deutlich an der betreffenden Stelle selbst als ein Wahn bezeichnet ist. Die Erwähnung dieses Gerüchtes, wahrscheinlich aber der ganze Artikel, der sich freimüthig und selbständig über den ganzen Handel äußerte, brachte Hurter in eine solche Erhitzung, daß er zunächst sehr gereizte und beleidigende Schreiben an die Redaction der basler Zeitung ergehen ließ, welche dieselben ruhig und energisch erwiederte, sodann den schaffhausischen Staatsanwalt, Hans v. Zieglern, nach Basel schickte, um gegen den Artikelsverfasser einen Preßproceß einzuleiten. Die erfolgende gänzliche Freisprechung desselben konnte Hurter nicht verhindern, in seiner Vertheidigungsschrift den Präsidenten des Gerichts, einen allgemein geachteten Mann, der Parteilichkeit zu beschuldigen, und gegen mich in einem Tone zu reden, der jedenfalls keine Erwiederung verdiente.

*) Der Antistes Hurter u. sog. A. S. 68 ff.

Digitized by Google

ihren Besitz, wohl auch ihre Uebung in Cultus und Disciplin. Gewiß hat Hurter mit diesen Worten seinen Standpunkt von der einen Seite richtig bezeichnet. Es ist der rein historische, der Wirklichkeiten anerkennt und Thatsachen, eben weil es solche sind, nicht bestreitet. Was ist, hat für den Historiker sein Recht darauf, zu existiren, eben damit begründet, daß es geworden ist. Allein wo es sich um confessionelle Unterschiede handelt, reichen wir eben mit diesem historischen Standpunkte nicht aus. Es wird Keiner nur darum Protestant heißen wollen, weil der Protestantismus eine ungeheuere Thatsache ist, da der Katholik eben so sehr Anspruch auf diese ungeheuere Thatsache machen und mit größerem Rechte, als der Protestant, sich darauf berufen kann, daß er einer Thatsache huldigt, der die Beglaubigung einer tiefer liegenden Vergangenheit zu Nutze kommt. Was würden wir von einem protestantischen Geistlichen halten, der einem Confessionsverwandten auf die Frage, warum er seiner Confession den Vorzug gebe, nichts Anderes zu erwiedern wüßte, als weil er darin geboren sei? Auf diese letzte Consequenz führte aber der Hurter'sche historische Standpunkt.

Confessionsunterschiede, wenn sie nicht nur äußerlich vorhanden sein sollen, beruhen auf Gesinnung und Glauben, nicht bloß auf Ueberlieferung und Vererbung. Wenn auch letztere das allgemeine Band ist, das zunächst unseren Beitritt zu einer Confession bestimmt und uns mit derselben zusammenhält, so darf dies doch nur so lange dauern, bis das Selbstbewußtsein zur Reife erwacht und der Zeitpunkt im Leben eingetreten ist, wo sittliche Neigung mit bewußter Freiheit sich für die Lebensüberzeugung entscheidet. Finden sich nun allerdings Viele, die bloß äußerlich durch Geburt, Erziehung, Indifferentismus mit ihrer Confession zusammenhängen, und vielleicht noch gar nie darüber nachgedacht haben, warum sie dieser und nicht einer andern angehören, so ist dies bei Allen zu bedauern, an einem Geistlichen aber unerträglich, da wir in ihm das confessionelle Bewußtsein am schärfsten ausgeprägt, zu reinster, sicherster Lebensgewißheit herangediehen glauben müssen. Daß sich Hurter in einem Augenblicke, wo Alles darauf ankam, eine warme, entschiedene Anhänglichkeit an den protestantischen Glauben zu bezeugen, mit einer gewissen objectiven Kälte dem Protestantismus wie dem Katholicismus, als zwei historisch gleichberechtigten Mächten, gegenüberstellt, zwar nebenbei auch noch bemerkt, daß er nach dem Dogma der protestantischen Kirche lehre, aber über sein inneres, herzliches Verhältniß zu diesem Dogma auch nicht ein Wort verliert: das ist gewiß manchem seiner Freunde unangenehm aufgefallen, und wenn seine Aeußerungen auch den Eindruck machen, daß ein förmlicher Uebertritt zur katholischen Kirche von ihm nicht zu befürchten sei, so befriedigen sie doch auch warm protestantisch schlagende Herzen nicht, und kaum scheint es, daß Zweifel und Bedenklichkeiten dadurch beseitigt werden möchten. Freilich möchte die unbefriedigende Antwortertheilung in seiner Schrift ihre Erläuterung zum Theil auch in dem Umstande finden, daß Hurter, wie er ausdrücklich sagt, der Geistlichkeit kein Recht zu der an ihn gestellten Frage einräumte und sie als Gewissensquälerei betrachtete. Gerade diese Auffassung der Sache beweist aber, wie geneigt Hurter ist, Verhältnisse äußerlich und juridisch zu fassen, die auf einem ganz anderen Grunde ruhen. Ob eine Corporation berechtigt sei, von einem mit dem Corporationszwecke der anscheinend an den Tag gelegten Gesinnung nach nicht mehr übereinstimmenden Mitgliede, zumal ihrem Vorsteher, eine Erklärung zu fordern oder nicht, wollen wir Andern zu entscheiden überlassen, so sehr uns hier sogar eine juridische Berechtigung auf der Hand zu liegen scheint. Wo aber ein Verhältniß collegialischer Freundschaft besteht, handelt es sich zunächst nicht um eine juridische, sondern um eine moralische Frage. Der Freund, der Ursache zu haben glaubt, an der Aufrichtigkeit der freundschaftlichen Gesinnung seines Freundes zu zweifeln, wird, je enger die vorher geknüpften Freundschaftsbande waren, um so freimüthiger Bedenklichkeiten und Zweifel dem Verdächtigten entdecken und ihn um beruhigende Aufschlüsse bitten. Liegt denn nicht gerade darin ein wesentliches Vertrauen, daß man sich durch die Aussage des in Verdacht Genommenen will beruhigen lassen, daß man seinem Worte zum voraus das Gewicht ungeschminkter Wahrheit beilegt? Wird von diesem aber jede Erklärung hartnäckig verweigert, so wird es schwer fallen, dieser Verweigerung den Schein entweder des Uebermuthes, oder eines bösen Gewissens zu benehmen. In beiderlei Beziehung hätte Hurter demselben durch offene, ehrliche, brüderlich wohlmeinende Eröffnungen entgehen können.

Was ohne Zweifel Hurter noch mehr einer solchen Eröffnung abgeneigt machte, war seine Verstimmung gegen den jetzigen Zustand der protestantischen Theologie. Man fordere, sagt er*), von ihm eine Erklärung darüber, ob er der reformirten Kirche von Herzen zugethan sei? Unter dem Ausdrucke Kirche lasse sich aber nur eine Verbindung von Menschen denken, welche in allen Stücken vorerst zu gewissen gleichen Lehren übereinstimmend sich bekennen. Alle wahre Einigung beruhe aber nur auf Positivem, nie auf Negativem. Die kirchliche Einigung müsse daher nothwendig in etwas Positivem bestehen, was von der Gesammtheit aller über das ganze Erdenrund wohnenden, zu der gleichen Kirche verbundenen Menschen und namentlich ihrer Lehrer als Fundament der Verbindung angenommen werde. Nun möchte man aber fragen, welcher Lehrbegriff denn der allein giltige und anerkannte, derjenige sei, welcher von Allen,

*) Der Ant. Hurter u. sog. Amtsbrüder. S. 130 f.

Digitized by Google

die zu der reformirten Kirche sich bekennen, angenommen werde? Diese Stelle enthält einen directen Angriff auf die reformirte Kirche, den wir in katholischem Munde schon oft genug haben hören müssen. Der reformirten Kirche wird die Vielartigkeit ihrer Symbole, die Mannichfaltigkeit der in ihr herrschenden theologischen Richtungen, die Verschiedenheit der aus ihr schon hervorgegangenen Systeme zum Vorwurfe gemacht. Für wen die kirchliche Wahrheit nur in einer gegebenen Form zu erscheinen vermag, und wer alles außer dieser Form Liegende für das Gegentheil der Wahrheit oder für Trug hält, der wird es nie begreifen, daß in verschiedentlichen Gefäßen der Geist der ewigen Liebe seine Segensquellen ausgießt, daß auch mit menschlicher Schwachheit und theilweisem Irrthum vermischt, Wahrheit noch Wahrheit bleibt und Mangelhaftigkeiten dieses Gestirn der Geisterwelt so wenig auslöschen, als Sonnenflecken das Sonnenlicht. Das ist der ewige Selbstwiderspruch des Katholicismus, daß er die Wahrheit nur in seiner Form gelten lassen will, und jede Abweichung von dieser Form als eine Abirrung von der Wahrheit ansieht. Uebrigens ist Herr Hurter schon darin gegen die reformirte Kirche ungerecht, daß er das wesentlich Bleibende und Positive an ihr gar nicht anzuerkennen scheint. Dahin gehört vor Allem ihr Grundsatz, an dem in der h. Schrift geoffenbarten Gotteworte festzuhalten, so wie der Hintergrund ihrer geschichtlichen Anfänge, die symbolischen Bücher. Allerdings ist der erstere Grundsatz ein fließender geworden, seit man gelernt hat, in der Schrift dogmatische Bestandtheile von historischen, für alle Zeiten Giltiges von bloß Zeitgemäßem, Wesentliches von minder Wesentlichem zu unterscheiden; es wird in der protestantischen Kirche über die Grenzscheide dieser verschiedenen Bestandtheile noch längere Zeit Verschiedenartigkeit der Ansichten bestehen. Ebenso hat die Verschiedenheit der Auslegungsgrundsätze mancherlei abweichende Meinungen über den Schriftinhalt erzeugt, und der gewissenhafteste, gelehrteste protestantische Ausleger wird sich am wenigsten einbilden, ein vollkommener Ausleger zu sein. Diese Abweichungen rechnen uns die Katholiken an, und scheint uns Hr. Hurter anzurechnen. Es ist allerdings bequemer, die Bibel hinter Verschluß und Riegel zu halten, und eine Auslegungsweise als die allein mögliche und wahre geltend zu machen; es ist damit sogar mancher Gefahr, Irrung und Spaltung vorgebeugt und, wenn man will, dem Frieden der Kirche gedient. Eine andere Frage ist, ob der Wahrheit? Es sei, die Freiheit der Untersuchung in religiösen Dingen hat manchen Giftschößling aufgetrieben; wollten wir, um jenen nicht zu haben, der herrlichen Früchte entbehren, die wir dieser Freiheit verdanken? Es geht freilich manchmal einer der Giftpflanze nach, kostet von dem Verderben und sinkt sogar unter, aber Tausende erquicken sich an den gesunden Strömen, zu denen Jeder Zugang hat. In unserer Kirche ist allerdings auch dem Verwerflichen Luft und Licht, sich zu verbreiten, gegönnt, aber wir vertrauen der ewigen Weisheit und der die Kirche leitenden Macht des Geistes, der die trüben Schlacken niederschlägt und der lauteren Wahrheit immer wieder zu ihrem Siege verhilft. Haben wir keinen von einem obersten Kirchenhaupte garantirten, uns aufgedrungenen Lehrbegriff, so haben wir dafür in der Schrift eine unerschöpfliche Quelle neuer christlicher Belehrung und Begeistigung, so haben wir in den Symbolen ehrwürdige geschichtliche Ueberlieferungen des Glaubens unserer Väter, welche die Gegenwart unserer Kirche an deren Vergangenheit schicklich anknüpfen. Damit haben wir uns aber den Weg zu Fortschritten und neuen Belehrungen auf dem Wege der Erkenntniß nicht abgeschnitten, und gern sehen wir einer Zukunft entgegen, die auch gegen die Mängel des Protestantismus, deren er gewiß manche hat, wieder protestiren wird. Der Hr. Antistes sagt: „Festhalten an geoffenbartem Christenthum möchte den Protestantismus noch um etwas überragen," und jenes Erstere scheint er sich vorzugsweise beizulegen. Jedermann wird aber einsehen, daß, wo es sich um confessionelles Verhältniß handelt, jener Ausdruck allerdings nicht genügt, weil der Katholik mit noch größerem Rechte am geoffenbarten Christenthume festzuhalten meinen wird, als der Protestant. Seit sich das Christenthum in feste Confessionen ausgeprägt hat, nach denen sich die Ueberzeugungen specifisch verschieden ausbilden, ist der confessionelle Unterschied ein wesentlicher geworden, und wer mit dem allgemeinen Festhalten am geoffenbarten Christenthume durchzukommen meint, der giebt gerechten Anstoß, daß ihm an der besonderen Form des Christlichen nicht viel gelegen sei. Ein protestantischer Antistes muß aber am geoffenbarten Christenthume festhalten, so wie dies nach den Grundsätzen der protestantischen Kirche erforderlich ist; thut er dies nicht, so mag er immerhin noch ein Christ, schwerlich aber mit Recht ein protestantischer heißen.

So mag man die in der Hurter'schen Schrift ausgesprochenen Meinungen und dargelegten Grundsätze betrachten von welcher Seite man will; sie befriedigen nicht und lassen auch darüber im Dunkel, wie der Betheiligte es eigentlich mit seiner Kirche meine, wenn auch so viel daraus erhellt, daß er an Uebertritt wirklich nicht dachte und noch viel weniger von geheimem Uebergetretensein die Rede sein kann. Die Schrift hat darum auch sehr wenig Eindruck gemacht. Seiner Partei, den eigentlich Katholisirenden oder Katholischen, war sie nicht entschieden genug und verletzend sogar, wegen Hurter's offen eingestandener Gleichgiltigkeit gegen das katholische Dogma. Seine Gegner waren dadurch nicht geschlagen; denn die Leidenschaft, die ihre meisten Hiebe gewöhnlich in die Luft thut, trifft nicht, giebt aber dagegen Blößen. Daß sich Hurter durch sein Buch mehr selbst bloßgestellt, als fremde Blößen aufgedeckt hat, dürfte ziemlich ausgemacht sein. Bei den Unparteiischen, Unentschiedenen, Zweifelhaften wirkte er auch nicht; diese stieß der rohe Ton ab, der plumpe Witz, der unverdeckte Uebermuth. Man kann sagen, die öffentliche Meinung hat die Schrift abgelehnt, und in der That war sie eines Antistes unwürdig.

(Schluß folgt.)

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Digitized by Google

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

19. Februar. № 43. 1841.

Der Kampf der schaffhausischen Geistlichkeit mit ihrem Antistes.

(Schluß.)

Merkwürdig ist nun aber, daß gerade diese Schrift, die den Bruch zwischen Vorsteher und Geistlichkeit unheilbar zu machen schien, ein neues Bindeglied zwischen beiden Parteien hat werden müssen und wesentlich zu ihrer Versöhnung beigetragen hat. Hurter reiste bekanntlich den Tag nach deren Erscheinung nach München ab; man legte dieser Reise mancherlei Zwecke unter. Ob er wirklich in München eine Stelle gesucht, ob er damals die Ueberzeugung von der Unhaltbarkeit seiner bisherigen Stellung in Schaffhausen mit sich getragen, oder ob er sich nur von den vielen erlittenen Gemüthsbewegungen erholen und in geistesverwandtem Freundeskreise Stärkung und Genugthuung zu finden hoffte: das sind Fragen, deren Entscheid wir dem Innern des Mannes überlassen müssen. Gewiß ist, daß sein münchner Aufenthalt ihn unbefriedigt ließ, daß man dort mehr von ihm zu erwarten schien, als er zu leisten im Sinne hatte, wenn es auch bloße Sage sein sollte, daß der Antrag zum Uebertritt an ihn gestellt worden war. So scheint die Unbehaglichkeit, die sein Buch und sein gegen stärkere Zumuthungen ablehnendes Betragen in seinen sonst befreundeten Umgebungen verbreitete, ihm zu einem Warnungszeichen geworden zu sein, daß ihn übermüthige Leidenschaft zu weit geführt habe. Die in ihm vorgegangene Veränderung war seinen Gegnern nicht verborgen geblieben; daß sie seine gebeugtere Stimmung dazu benutzen wollten, um ein schon so gut als gebrochenes Verhältniß wiederherzustellen, zumal sie aus den Aeußerungen seiner Schrift sowohl, als aus den münchner Vorgängen wenigstens die Hoffnung schöpfen konnten, er werde sich zu einer Confessionsänderung nicht hergeben: wollen wir sie darum tadeln?

Am 27. August versammelte sich in der gewöhnlichen Bartholomäussitzung der Convent zum ersten Mal nach der Erscheinung der Hurter'schen Schrift wieder. Es zeigte sich alsbald eine stark hervortretende versöhnliche Gesinnung. Eine nur sehr kleine Minorität trug darauf an, Hurter'n wegen seiner schnöden Behandlung des Convents vor dem Kirchenrathe oder der Regierung in Anklagestand zu versetzen; die große Majorität beschloß, noch einmal den Weg entgegenkommender Versöhnlichkeit zu betreten, und in einem Conventschreiben Hurter'n die Wehmuth seiner Collegen darüber auszudrücken, daß er dieselben in einer öffentlich gewordenen Druckschrift so arg habe besudeln können. In dem Schreiben hieß es: der Convent, im Begriff einen entscheidenden Schritt zu thun und den Kirchenrath zu Hilfe zu nehmen, könne nicht umhin, voher über die gähnende Kluft, die sich zwischen ihm und seinem Vorsteher gebildet, noch einmal Worte des Friedens hinüberzurufen, zugleich aber auch zu erklären, daß außer einer Antwort auf die entscheidende Frage, jetzt auch noch Zurücknahme der in der Hurter'schen Schrift enthaltenen und gegen Conventsmitglieder gerichteten Beschimpfungen von ihm verlangt werde. Schließlich wurde Hurter'n eine Frist von 8 Tagen zur Beantwortung dieses Schreibens anberaumt, widrigenfalls der Convent Recurs an den Kirchenrath nehmen würde. Man kann nun darüber getheilter Meinung sein, ob der Convent in Ergreifung der Initiative den richtigen Weg eingeschlagen, oder ob es nicht angemessener gewesen wäre, abzuwarten, bis Hurter, dem Drange seines Herzens folgend und vom Gefühle der Reue durchdrungen, selbst den ersten Schritt gethan hätte. Das Letztere wäre nach meiner Meinung allerdings das Passendere gewesen, da es nicht an dem, der Unrecht erlitten, sondern an dem, der Unrecht gethan hat, zunächst ist, seinen Fehler wieder gut zu machen. Umgekehrt aber läßt sich wieder sagen, daß, wenn in der Voraussetzung, Hurter bereue zwar, werde aber durch falsches Selbstgefühl von dem ersten Schritte abgehalten, die Geistlichkeit den Handel vor die Behörden gebracht und dadurch einer Wiedervereinigung die Möglichkeit abgeschnitten oder sie doch sehr erschwert hätte, sie nachher die Folgen dieses Schrittes getragen und die Schuld einer fortdauernden Kirchenspaltung auf sich geladen hätte. Daß Hurter eine Annäherung gewünscht hatte, zeigt schon, daß er innerhalb des gestellten Termins antwortete, allerdings nicht offenherzig und zutraulich, was aber in Betracht der schiefen Stellung,

Digitized by Google

in die ihn sein Buch gebracht hatte, natürlich ist. Die Farbe seines Schreibens war übrigens versöhnlich und entgegenkommend, nur verlangte er von Seiten der Geistlichkeit Mißbilligung dessen, was zu seiner Herabwürdigung gethan worden sei, besonders der ihm unangenehmen Zeitungsartikel. Dieses Verlangen war allerdings seltsam, da die Geistlichkeit ihn immer seiner Würde gemäß behandelt und jede Verletzung seiner Person vermieden hatte, am allerwenigsten aber für Zeitungsartikel einstehen konnte, über die sie ja keine Controle führte. Die Hauptfrage selbst war in dem Schreiben nicht berührt, und in den Schlußworten darauf angespielt, wo es hieß: „es möchten diese Anfänge festgehalten werden, um das Werk des Friedens gar zu Stande zu bringen." Während nun abermals eine kleine Minorität im Convent darauf drang, sich in keine weiteren Unterhandlungen mit Hurter einzulassen, da er doch nur Ausflüchte suche, beschloß dagegen die Majorität, ein zweites Schreiben an Hurter zu richten mit der Eröffnung, daß die Geistlichkeit vor Allem auf dem Verlangen bestehe, über die bekannte Frage von ihm Erläuterung zu erhalten. Zu gleicher Zeit wurde durch die Ablehnung der nach dem Gebrauche von dem Antistes verfertigten Bet- und Bußtagsgebete Hurter ziemlich scharf bedeutet, daß er das Vertrauen seiner Amtsbrüder verscherzt habe und zu dessen Wiedergewinnung entschiedene und schleunige Schritte thun müsse. Allzuweit getriebenen Versöhnlichkeitseifer könnte man nun die Abordnung zweier Deputirten an Hurter nennen, die beauftragt waren, den Inhalt des Schreibens Hurter'n noch mündlich zu erläutern, und ihn insbesondere zu versichern, daß nie ein böswilliger Plan gegen ihn obgewaltet hätte. In der damals stattgefundenen Unterredung ließ sich Hurter noch nicht deutlich über seinen Entschluß aus, bis endlich einem am 7. Octbr. abgehaltenen Convente ein Schreiben eingereicht wurde, das die Antwort auf die bewußte Frage enthielt, und somit den Hauptknoten des Streites löste. In diesem Schreiben heißt es wörtlich: „Haben manche Mitglieder des E. Convents grundlosen Besorgnissen in Betreff meiner Person und deren Stellung zu unserer Kirche Raum gegeben, so dürften dieselben wohl als unstatthaft anerkannt werden, wenn ich diese Mitglieder in den Stand stelle, mit meinen thatsächlichen, offenkundigen und bisanhin von Niemandem bestrittenen Bestrebungen zur Erhaltung des Wesentlichsten, was unserer Kirche angehört, die aneben aus einer richtigen Würdigung jener Thatsachen von selbst hervorgehende Erklärung in Verbindung zu setzen: daß dieses Alles aus aufrichtigem Bestreben um Erhaltung geoffenbarter evangelischer Wahrheit hervorgegangen sei. Wenn sich mir dann in Bezug auf äußere Erscheinung der katholischen Kirche Manches in einer andern Beleuchtung darstellt, als es je von einer abgeschlossenen Norm für statthaft gefunden werden will, so ist hiebei nicht zu verkennen, daß besondere Meinungen und Ansichten über vorhandene Facta alsolange geduldet werden können, dürfen, ja müssen, so lange nicht versucht wird, denselben, einer obliegenden und anerkannten Verpflichtung entgegen, durch amtliche Stellung weitere Geltung, wohl gar Einfluß zu verschaffen. Um aber den Mitgliedern des E. Convents solches zu erleichtern und sie jeder hieraus zu folgernden Besorgniß, wie ich hoffe, zu entheben, versichere ich dieselben und männiglich, wem es zu wissen Noth thun mag, daß ich, so wenig als offen, eben so wenig heimlich der katholischen Kirche angehöre, ja zu einer solchen verborgenen Verbindung zu keinen Zeiten und unter keinen Umständen mich verstehen würde; welchem ich mit gutem Gewissen hinzufügen darf, daß ich mich der wahren Interessen unserer Kirche fernerhin in gleichem Maß annehmen werde, wie solches bisanhin geschehen ist." In einer folgenden Stelle erklärt Hurter, daß seine Vermuthung, es habe ein besonders angelegter Plan gegen ihn bestanden, aus einem Irrthum hervorgegangen sei. Sodann fährt er wörtlich also fort: „Nach diesem aber hege ich die zuversichtliche Erwartung, daß diese aus vollkommen freiem Willen und aus keinem andern Beweggrund und in keiner andern Absicht und zu keinem andern Zweck, als um nachtheilig wirkende Irrungen endlich zu beseitigen und gutes Einverständniß herzustellen, gegebene Erklärung einerseits jene wohlgemeinte Absicht nicht verfehlen, andrerseits aber in keiner anderen Weise, als in derjenigen, in welcher sie gegeben wird, werde gedeutet werden; indem ich mich gegen alle und jede, meiner Person, meiner freien Stellung, gleichwie meiner Ehre aus Mißverständniß oder Mißdeutung abzuleitenden nachtheiligen Folgen zum voraus verwahre, namentlich aber mir vollkommen freie Hand vorbehalte für den Fall, daß Unberufene oder wer immer es sei, sich's vielfach bewährter Lust gemäß herausnehmen sollten, in Rede oder Schrift, heimlich oder öffentlich, hier oder anderwärts, an Allem diesen irgend etwas zu entstellen." Nachdem im Folgenden Hurter noch einmal an den Convent das Verlangen gestellt hat, über die sowohl über ihn als die Person des Herrn Triumvir Mauers ergangenen Verunglimpfungen seine aufrichtige Mißbilligung auszusprechen, schließt er: „Ich darf mich der Erwartung hingeben, daß auch Sie wahrhafte Einigung nicht bloß auf Willfahren von meiner Seite, sondern eben so bereitwillig auf Zugestehen von der Ihrigen werden bauen wollen."

Der erste Eindruck, den dieses Schreiben machte, war zwar ein durchaus günstiger nicht; man verhehlte sich's nicht, daß die Erklärung etwas mangelhaft sei. Eben so wenig aber schien von jetzt an noch ein weiterer Grund vorhanden, an ein Einverständniß Hurter's mit der katholischen Kirche zu glauben, und beruhigend mußte sie immer wirken. Der Convent vom 19. Octbr. nahm die Erklärung unter diesem Gesichtspunkte an, ohne sie geradezu als

Digitized by Google

genügend zu erklären. Das Unbefriedigende in ihr liegt zunächst in ihrer ganzen Haltung. Sie ist mit Berechnung, ängstlich, ja fast peinlich abgefaßt, in ein Netz von Cautelen verwoben, vertrauenslos, kalt, fast unheimlich. Man sieht deutlich daraus, daß bis auf diesen Augenblick Hurter in dem Streite noch keinen würdigen Standpunkt gewonnen, daß er nicht begreift, was er seinen Amtsbrüdern schuldig ist, daß es sich hier nicht um eine abgezwungene, nothgedrungene Formalität, sondern um die Herstellung eines Verhältnisses der Liebe und des Vertrauens handelte. Schon der geschraubte, geschnürte Stil ist ein Bild der dieser Erklärung zu Grunde liegenden Gesinnung. Auch enthält sie zum größeren Theil geheime Vorwürfe gegen die fragestellende Geistlichkeit. Es wäre eigentlich eine solche Erklärung zu fordern nicht nöthig gewesen, wird deutlich gesagt, und somit werde damit eigentlich Unnöthiges gethan. Sie selbst auf einen einzigen Satz beschränkt, enthält zwei Versicherungen, eine negative, daß er (Hurter) so wenig als offen, eben so wenig heimlich der katholischen Kirche angehöre, ja zu einer solchen verborgenen Verbindung zu keinen Zeiten und unter keinen Umständen sich verstehen würde; eine positive, daß er sich der wahren Interessen unserer Kirche fernerhin in gleichem Maße annehmen werde, wie solches bisanhin geschehen sei. Man sieht, Hurter hält sich ganz auf dem juristisch-formalistischen Boden. Anstatt ein fröhliches Bekenntniß seiner protestantischen Gesinnung abzulegen, seine Gegner durch ein aus vollem Herzen strömendes Geständniß, wie tief er verwachsen sei in die Lehren und Grundsätze seiner Kirche, zu beschämen, hält er sich nur an das Aeußere, was auch einzig einen gerichtlichen Klagepunkt hätte abgeben können, daß er nicht förmlich, weder offen noch heimlich übergetreten sei. Während die Geistlichkeit Beruhigung über seine Gesinnung haben wollte, beruhigt er sie hinsichtlich eines schwerlich nur von Einem für wahr gehaltenen Factums. Auffallend könnte Manchem scheinen, daß er für die Zukunft nur die heimliche katholische Verbindung als eine solche bezeichnet, in die er sich niemals einlassen würde. Auch der positive Theil seiner Erklärung erhält dadurch eine seltsame Färbung, daß Hurter sich der Interessen der protestantischen Kirche in demselben Maße wie bisher anzunehmen verspricht. Für diejenigen, welche den bisherigen Eifer Hurter's für die Interessen seiner Kirche in Zweifel setzten, wird dieses Versprechen wenig Vollgewichtiges enthalten.

Der Convent, indem er obige Erklärung annahm, forderte zugleich öffentliche Genugthuung für den angethanen Schimpf sowohl wegen des Vorwurfs eines heimtückisch angelegten Planes, als hinsichtlich der einzelnen Conventsmitgliedern angethanen Kränkungen. Eine Gegenerklärung zu geben, wurde von demselben gänzlich abgelehnt. Die Genugthuung ist seitdem, wahrscheinlich einer Hurter'n tief drückenden krankhaften Verstimmung wegen, nicht erschienen; sie ist auch für das Ganze von untergeordneter Bedeutung. Mit der gegebenen und angenommenen Erklärung ist der Handel für einmal fertig.

Ob die Wunde nun geheilt, der Schaden gehoben sei? Wir wünschen es; die Zukunft wird es lehren. In demselben ist jedenfalls ein neues Gährungselement der protestantischen Kirche hervorgetreten. Die conservativ-protestantische Richtung scheint sich in zwei Heerlager theilen zu wollen, von denen das eine besonnen mit der Zeit fortzuschreiten und zu vermitteln sucht, das andere sich rückwärts sehnt und drängt, und nur in einer Wiedergeburt aus der Vergangenheit das Heil sieht. Hinter uns liegt wohl das Heil nicht, sondern in uns. Mögen sie mit ihren sehnsuchtsüchtigen Gedanken nach Rom wallfahrten und sich Ablaß holen auf dem vaticanischen Hügel: es ist doch nur ein Leichnam, den sie anbeten. Auf deutschem Grund und Boden keimt die bessere Zukunft der christlichen Kirche in der Kraft und Liebe des protestantischen Geistes. Bedeutend ist aber der Hurter'sche Kampf gerade dadurch, daß er ein augenscheinlicher Versuch der gläubig protestantischen Kirche ist, sich von einer Zwitterverbindung loszumachen, die sie mit dem Katholicismus gegen den Unglauben einzugehen im Begriffe stand. Das Persönliche tritt vor der Bedeutung der Sache zurück. Wird der Mann, der den Kampf veranlaßte, sich mit dem Geiste seiner Kirche wieder verständigen können, so wird sich diese seiner nur freuen. Ist die Verständigung aber nur eine äußerliche, erzwungene, so wird gänzliche Trennung früher oder später die Folge sein; denn was nicht mehr zusammen gehört, kann nicht beisammen bleiben.

Maria von Medici. Trauerspiel von J. L. Klein. Berlin, 1841. Verlag von Klemann.

Die vielfachen Bemühungen, das deutsche Drama neu zu beleben, welche in der jüngsten Zeit in unserer Litteratur hervorgetreten sind, können als ein gutes Zeichen, als der Beweis neuerrungener Energie gelten. Zweimal hat dieses Streben für das Drama den Höhepunkt unserer Poesie gebildet, und zweimal ist aus dieser Bewegung reiches Leben hervorgegangen. Das eine Mal, als Lessing die moralische Kraft des deutschen Geistes in diese Form goß, das andere Mal, als Schiller und Göthe das welthistorische Bewußtsein ihrer Zeit, das Streben nach politischer Freiheit darin ausprägten. Die größten Schöpfungen unserer Poesie verdanken wir dieser Epoche. Kräftig und unmittelbar sprühte der Stoff der Zeit in das Gemüth des Dichters und von ihm aus in das Herz der Nation; Begeisterung war innen wie außen, die Poesie war eine Sache des Volkes und der Spruch Lessing's lebendig geworden, welcher den Deutschen zurief: „Tretet ein, denn auch hier sind Götter!" Die ganze Weltanschauung der Deutschen fand hier ihren Mit-

Digitized by Google

telpunkt, jedes Geschlecht und jedes Alter schöpfte aus diesem Quell die Kraft des Gefühls der ethischen Bildung, der politischen Ueberzeugung. Man kann behaupten, daß Schiller der geistige Mittelpunkt seiner Epoche und selbst noch der nächstfolgenden Zeit gewesen ist, daß er, wie Homer den Griechen ihre Götter erschaffen hatte, so den Deutschen ihr politisches Bewußtsein errungen hat. Er hat wie nie ein Dichter auf das Volk gewirkt. So idealtrunken, so schwärmerisch, so freiheitstrebend — und so wenig die Wirklichkeit bewältigend, so ungeschickt zum Handeln, wie die Helden seiner Tragödien, wurden auch die Deutschen, und wir spüren die Wirkung dieses Geistes noch bis in die jüngste Zeit hinein, erst jetzt bildet sich der Uebergang, welcher die Realität zu bewältigen vermag. Schiller selbst stand zwar auf einem höheren Standpunkt, er wollte durch die Einbildung der Idee in den Stoff des Realen das Höchste erreichen, wollte den Gegensatz theoretischer und praktischer Philosophie, welchen Kant noch bestehen ließ, auflösen, aber die poetische Kraft verließ ihn mitten in der Ausführung, das Idealische übermannte ihn, und er blieb hinter Göthe und Shakspeare zurück. Göthe überragte er dagegen an ethischem Feuer und Pathos, Göthe hatte nur Sinn für die Schönheit des Individuellen, die großen Weltgeschicke rührten und begeisterten ihn nicht.

Blicken wir nun auf den Zeitraum, welcher von Schiller's und Göthe's Zeit bis jetzt verflossen ist, so finden wir eine bedeutende, ja schmerzliche Lücke. An Productionen fehlt es nicht, selbst nicht an Talenten, wohl aber an jener sprühenden Kraft, jenem schöpferischen Geist, welcher Dichter und Volk zugleich durchdringt und zu so schöner Harmonie leitet. Der Geist der Zeit hat keine Berechtigung mehr auf der Bühne, im Jahre 1817 wurde er gebannt; die Dichter, welche die Begeisterung der Freiheitskriege, der Napoleonischen Zeit, der Revolution dem Volke ins Herz stürmen wollten, wurden nicht mehr zugelassen. Immermann, Grabbe, Michael Beer wurden in ihrem besten Wirken paralysirt. Da verstieß auch das Volk das Interesse an dem Drama, das ihm nun noch geboten wurde; nicht die Nation mehr, ein winziges Publicum saß vor den Bretern, welche die Welt bedeuten. Das deutsche Theater sank tiefer und tiefer; französische Vaudevilles, Melodramen, Affen- und andere Thierstücke traten an die Stelle Egmont's und Wilhelm Tell's, die zu den verfehmten Stücken gehörten. Die Energie des deutschen Geistes hat auch diesen schlechten Zustand überwunden, die Modesucht der Ausländerei ist besiegt, der Poesie ihr Recht wiedererkämpft worden, und wieder sehen wir jetzt eine dritte Epoche für das Drama keimen, welche die Weltanschauung der jüngsten Zeit in Blut und Leben verwandeln soll, und an der das Volk schon jetzt, da die ersten Spuren zu keimen beginnen, lauten, jauchzenden Antheil nimmt. Die Aufnahme von Gutzkow's Richard Savage ist in dieser Beziehung Epoche machend; weil ein freierer Geist darin sich regte, der einer tieferen Lebensanschauung und wirklich Gestalten bildenden Poesie zustrebte, nahm man entschieden Partei für Gutzkow, obwohl man die Schwächen des Dramas, welche in dem krankhaften Hinaufschrauben der Reflexion zum Idealismus, in der Erkünstelung und Verkehrung der psychologischen Motive bestehen, sehr gut übersah, und der Kritik vollkommen Recht gab, welche diese Unnatur, diese Unpoesie auf das Schärfste rügte. Wie weit Gutzkow in seinen neuesten Producten: „Werner" und „Patkul" sich davon zu befreien gewußt, können wir, da uns beide Dramen noch unbekannt sind, nicht beurtheilen, trauen ihm jedoch zu, daß er vermöge seiner kritischen Einsicht die Mängel seiner bisherigen Productionsweise, dieser bleichen Reflexionspoesie, selbst überschauen und tilgen lernen werde.

Julius Mosen, der von einer andern Seite her als der neue Messias des deutschen Dramas verkündigt wurde, besitzt allerdings natürlichen poetischen Sinn und Talent, aber dieser Sinn ist zu weich, Mosen bringt es nur zu Situationen, nicht zu Charakteren. Cola Rienzi, sein bedeutendstes Werk, nimmt einen guten Anlauf, aber es wird nichts daraus, die Kraft dauert nicht aus. — Karl Beck, der sich neuerdings auch in diese Sphäre gewagt, zeigt so wenig dramatische Gestaltungskraft, daß wir zweifeln, ob er überhaupt dafür noch etwas leisten werde.

Höchst erfreulich muß es nun sein, einem neuen Talente zu begegnen, das die bisher hervorgetretenen noch übertrifft, in dem wir wirklich die Befähigung erblicken, die Neugestaltung des Dramas zu realisiren, seine Form durch den Ideenschwung der Gegenwart neu zu beflügeln, das Werk da fortzuführen, wo Schiller und Göthe es stehen gelassen. In der Natur des Anfangs, und namentlich eines solchen Anfangs, der auf so Großem, schon Vollendetem fußt, liegt es freilich, daß die höchste Einigung von Form und Inhalt nicht erreicht sein kann, es werden sich noch vielerlei Mängel vorfinden, dennoch aber ist des Guten und Tüchtigen hier so viel erreicht, daß wir nicht anstehen, das Werk — „Maria von Medici, Tragödie von J. L. Klein" — ein wichtiges, bedeutendes zu nennen.

(Fortsetzung folgt.)

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Digitized by Google

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

20. Februar. № 44. 1841.

Aeneas und die Penaten. Die italischen Volksreligionen unter dem Einfluß der griechischen, dargestellt von Rudolph Heinrich Klausen. 2 Bde. 8. 1. Bd. XXXVI und 362 S. mit 2 Kupfertafeln. Hamburg und Gotha 1839. Verlag von Friedrich und Andreas Perthes.

Unter allen realen Disciplinen der classischen Philologie ist wohl keine, in welcher die Vernunftentwicklung der antiken Völker als Totalitäten reiner und unmittelbarer sich abspiegelt, als in der Mythologie. Denn wenn auch das gerettete Erbe der Kunst und der Wissenschaft die höchste Blüthe jener untergegangenen Volksbildungen documentirt, und einen Rückschluß auf den Boden gestattet, in dem es selbst gedeihen konnte, wenn wir, zumal bei den Griechen, die Werke mindestens der Poesie mehr als Eigenthum der ganzen Nation zu betrachten berechtigt sind, denn bei irgend einem andern Volke: so sind und bleiben sie doch stets das Erzeugniß gewisser bevorzugter Individuen, die über dem Bildungsstande ihrer Zeit hervorstrahlten, ihr entweder als Chorführer mit leuchtender Fackel voranzogen, oder noch öfter als feste Grundpfeiler in dem wüsten Abwärtstreiben eines verdorbenen Jahrhunderts ragen blieben. Sie sind die Blüthe der Volksbildung, aber nicht ihr Stamm, und dieser ist oftmals schon ein Raub der beginnenden Fäulniß, wenn jene anfängt, sich am schönsten zu entwickeln. Namentlich gilt dies von der Wissenschaft im eigentlichen Sinn, und die Geschichte der griechischen Philosophie bietet dafür das schlagendste Argument. — Sicheres Eigenthum des Ganzen ist bei einem freien Volke die politische Geschichte. Aber hier offenbart sich die Bildung wieder zu einseitig. Denn ein Volk kann praktische Klugheit und Tüchtigkeit der Gesinnung in hohem Grade besitzen, um einen dauerhaften und gut gegliederten Staatsverband aus sich herauszuarbeiten oder fremde Ordnungen mit Leichtigkeit sich anzueignen, es kann Rüstigkeit der Faust und ungebeugten Willen in Bereitschaft haben, um sein Eigenthum gegen äußere Anmaßungen zu schützen, ja um seine Herrschaft dem Fremden aufzudringen, und doch ist es des Sinnes für Kunst, es ist der liebevollen Selbstvergessenheit theoretischer Studien fremd und abhold, wie das römische in seiner Blüthe. Die Privatalterthümer endlich bieten eine zu bunte Masse loser Aggregate, denen Willkür der Einzelnen, Zufälligkeiten der Localität und äußere Einwirkungen die Gestalt verliehen haben, als daß hier der gemeinsame Besitz des Volkes, oder gar der gemeinsame geistige Erwerb vorzugsweise gesucht werden dürfte. Am allerwenigsten läßt sich aus ihnen der geistige Bestandtheil wissenschaftlich herausscheiden, höchstens können durch eine künstlerische Hand die Massen, von ihm durchdrungen, zu einem antiken Lebensbilde umgeformt werden.

Dagegen ist die Religion das unbestrittene eigenste Gut des Nationalgeistes. In ihr sind die höchsten Schätze seiner Gesammt-Erkenntniß niedergelegt; sie ist zugleich des Volkes Gesammt-Poesie. Sie giebt daher von allen realen Theilen der Philologie den concretesten, durch fremdartige Elemente am wenigsten getrübten Beitrag zur Culturgeschichte, und steht von dieser Seite nur der Sprachwissenschaft an Wichtigkeit nach. Nun ist es aber ohne Zweifel die Aufgabe der letzteren, nicht nur die charakteristische Gestaltung, der das allgemeine Denkgesetz in der besonderen Sprache hat unterliegen müssen, in ihren einzelnen Formen und Regeln factisch darzulegen, und somit das Verständniß des Volksgeistes selbst in formaler Rücksicht zu eröffnen, sondern auch, wenn jene Gesetze sich nicht bis zu den Quellen ihrer Entstehung verfolgen lassen, doch durch Vergleichung nahe liegender Idiome diese theils schärfer zu charakterisiren, theils als grundverwandt nachzuweisen, um so auf dem Wege mindestens der Annäherung das Resultat zu gewinnen, welches von vorn herein erwartet werden durfte, daß es im Grunde derselbe Geist sei, der, nur durch die Bedingungen der Zeit und des Ortes modificirt und vielfach gehemmt, bei allen Völkern sich zur Offenbarung gerungen habe. Was auf diese Weise die Sprachwissenschaft für die Gestalt des Denkgesetzes innerhalb der Grenzen eines Volkes erstrebt, das liegt der Mythologie für den höchsten Inhalt der Erkenntniß, für das sittliche und religiöse Bewußtsein als Aufgabe vor. Es ist erklärlich und

Digitized by Google

lobenswerth, daß man schon lange mit verschiedenen Mitteln und von verschiedenen Standpunkten aus dem Ursprung desselben bei den classischen Völkern des Alterthums beizukommen gestrebt hat, oft mit gleicher Gelehrsamkeit und gleichem Leichtsinn, als im Felde der Etymologie. Aber so wie die letztgenannte Wissenschaft ohne eine mit ihr Hand in Hand gehende vergleichende Grammatik im wahren Sinne, wie wir sie oben angedeutet haben, schwerlich eine sichere und fruchtbare Ausbeute verspricht, und gleichwohl unendlich viel früher cultivirt ist, als diese noch so junge Disciplin, so auch die Mythologie, welche die letzten Gründe eines bestimmten religiösen Glaubens erforschen will, ohne vorher die Thatsachen desselben im Zusammenhange dargelegt und mit dem eines verwandten Volkes so combinirt zu haben, daß entweder die Originalität beider trotz vielfachen späteren Wechseleinflusses, oder die Entwicklung des einen aus dem andern zur unabweislichen Gewißheit würde.

Versucht ist freilich dergleichen aus dem Stegreife schon in der ältesten Zeit. Aber theils die mechanische Weise, mit der man sich Mythen von Volk zu Volk verhandelt dachte, wie „Goldstaub und Elephantenzähne" und anderlei Waaren, bei denen auch hin und wieder Betrug von Seiten des schlauen Verkäufers mit unterlief, theils der ungeheure Kreis, der, bis ins Nebelhafte hinausgedehnt, die Weisheit der Brahmanen und der koptischen Höhlenbewohner, ja zuletzt selbst Peru und Mexiko mit in die Betrachtung griechischer und römischer Mythologie hineinzog, mußte den Blick verwirren und zu den tollsten Hypothesen und phantastischen Wolkenbauten führen, deren Festigkeit wahrlich nicht verbürgt wird durch hin und wieder angebrachte Strebepfeiler eben so gewissen- als bodenloser etymologischer Spielerei. Wohl war es dem Gründer des atheniſchen Staatsgesetzes zu verzeihen, wenn er vor den jahrtausend alten Wunderwerken Aegyptens staunend sich und seine Landsleute von dem übermüthigen Priester ewige Kinder schelten ließ, wohl dem Vater der Geschichte, daß er gläubig dankbar die Belehrung entgegennahm, wie alles Glauben und Wissen der Hellenen von heut und gestern, und nur ein Zerrbild sei von der unverfälschten, nackten Weisheit in den Katakomben von Sais. Oder wer wollte einer Zeit, wo die Philologie noch als treue Magd der Theologen willig den Handlangerdienst in ihrer Weisheitsküche verwaltete, das anmuthige Spiel verargen, daß sie in dem rebenumkränzten Dionysos den nur durch heidnisches Beiwerk entstellten Altvater Noah wiedererkannte. War doch dies Streben kein anderes, als wodurch selbst der tüchtige J. G. Vossius noch vielfach versucht ward, die lateinischen Wortstämme im Hebräischen zu suchen, in der Sprache, durch welche Gott und die Erzengel im Paradiese sich mit den Urältern des Menschengeschlechtes verständigt hatten, sicherlich also der lingua primaeva.

Solche harmlose Versuche und Lieblingsansichten mußten für die Wissenschaft unschädlich bleiben, so lange es keine philologische Wissenschaft gab, so lange man in allen realen Theilen der Alterthumskunde sich mit fleißigem Sammeln und vorläufigem Ordnen des ererbten Stoffes begnügte. Und in dieser ehren- und dankenswerthen Thätigkeit sehen wir noch Heyne, der schon mit dem Bewußtsein, höheren Zwecken vorzuarbeiten, von dieser Seite wahrhaft Verdienstvolles durch seine Ausgabe des Apollodor, die Excurse zur Ilias und Aeneis, durch die Erklärung der Tischbein'schen Vasengemälde und an zerstreuten Orten leistete. Aber so wie er sich von diesem festen Boden selbständig in die Regionen der Speculation erhob, ergriff auch ihn jenes principlose, durch allerhand Ahnungen und subjective Deutungen getriebene Schwanken, dem J. H. Voß mit Recht die Anforderung des scharfen Sonderns von Zeiten und Gewährsmännern und des Festhaltens zunächst an hellenischer Mythenentwicklung entgegensetzte. Den einmaligen Schuß aber zu hemmen, war schwer. Denn es bot die von Heyne angeschlagene Weise des principlosen Tatonnirens gelehrten und halbgelehrten Rodomonts, die er selbst durch seinen Fleiß des eigenen Studiums überhoben hatte, das bequemste Mittel, ihre geistreichen Phantasieen marktschreierisch an den Mann zu bringen, und das Ende des achtzehnten Jahrhunderts hatte Entdeckungen auf Entdeckungen in Osten und Süden gehäuft, massenhaften Stoff zum Herumwühlen in bunten Urweltraritäten. Hindukalender und Lingams von Kalkutta und Salsette, Obelisken und Pyramiden, persische Königsgräber und Karavanserais von Tadmor und Baalbek wurden vor den staunenden und verdutzten Augen ausgeschüttet. Artillerie-Officiere und Missionärs und Stiftsdamen, unterstützt und mystificirt, wie Herodot, von trügerischen Priestern, referirten, commentirten, combinirten. Und nun schlug darein die begriffsverwirrende Romantik und der symbolisirende Afterglaube der Zeit, die Reaction gegen die behohnlächelte Aufklärung. Denn auch die verschiedenen Fractionen dunkelnder Religionsparteien wollten sich hier nach eben so verschiedenen Küchenzetteln ein schmackhaftes Mahl für ihre Jünger bereiten. Zu den Romantikern in der Poesie gesellte sich Pietismus, Mysticismus, Kryptokatholicismus; ein ultramontaner Wind blies in die Flamme, und es rührten an der mystischen Hexensuppe die Schlegel und Stolberg, Görres, Schelling und Stark; ja Droste und Katerkamp sind schon damals genannte Namen. Und Niemand hätte gewußt, wer da Koch oder Kellner sein sollte, wenn nicht zur glücklichen Stunde „ein Philolog von Profession," ausgerüstet mit schätzenswerthen Kenntnissen im Gebiet des classischen Alterthums, mit noch gründlicherer Gelehrsamkeit in der wüsten Region des bereits unclassischen, mit sichtlich hervortretender Phantasie und sichtlich zurücktretender Verstandeshelle, wenn nicht Creuzer bereitwillig sich zu dem Metier bekannt, und dem „Ge-

Digitized by Google

vatter Görres" zu Gefallen all' die Original-Ingredienzen von den Vedas und dem Hohen Liede an bis zu den letzten Patres, nebst der modernen Brühe der oben genannten romantischen Adepten und dem selbst gewonnenen Gewürz aus Plotinus, Porphyrius und sonstigen Neuplatonikern zusammengequirlt hätte zu einem großen Ragout-Symbolik und Mythologie der alten Völker, besonders der Griechen, — Allen, welche die gemeinschaftliche Devise für Gaunerei und Selbstbetrug: Quanto obscurius tanto melius führten, schmackhaft und Allen zu Danke, weil er sie Alle dankbar benutzt hatte.

(Fortsetzung folgt.)

J. L. Klein „Maria von Medici."

(Fortsetzung.)

Klein ist ein Dichter, der auf dem Höhepunkt der politischen Bildung unserer Zeit steht, und dem die Kraft des Verstandes wie der Phantasie in gleichem Maße gegeben ist, nur die Form, in welcher seine Production sich bewegt, seine Sprachbildung hat etwas Gezwungenes, Gemachtes, das nicht selten an Manierirtheit grenzt. In der poetischen Form tritt diese Bilderfülle allerdings weniger hervor, wie in dem Stil seiner Prosa, der sich in Bildern und neuen Wortbildungen überstürzt; Klein hat versucht, diese überreiche Kraft in das Strombett des dramatischen Pathos zu leiten und gemäßigt dahingleiten zu lassen, das widerspenstige Element will sich indessen nicht so bald bezähmen lassen, und diese Manier bleibt immer die Achillesferse der Klein'schen Poesie.

Dennoch aber verdient es die Dichtung, daß wir ihr einen befreundeten Blick widmen, daß wir den Organismus, welchen Klein aus diesem politischen Stoffe darzustellen gewußt hat, überschauen, uns in das Wesen dramatischer Charakteristik vertiefen und dem Dichter den wohlverdienten Lohn nicht vorenthalten. Dramatisches Talent, plastische Bildungskraft, geistvolle Behandlung der Geschichte wie des dramatischen Lebens müssen wir ihm augenblicklich zugestehen, aber es handelt sich in dieser Tragödie um noch mehr, um die Darstellung politischer Ideen für unsere Zeit, wie die Bildung derselben es fordert, es handelt sich um das Ringen nach dem höchsten Ziel, um Shakspeare's Sinn und Geist.

Maria von Medici ist die erste Tragödie einer Trilogie, welche in einem kleineren Drama noch das Schicksal Luynes', des Günstlings Ludwig's XIII. und Richelieu's Charakter darstellen soll. Klein wählte diesen Stoff der französischen Geschichte, weil in dieser die Idee der modernen Staatsform sich hervorbildet, weil in Frankreich die absolute Monarchie auf ihren Höhepunkt gelangte, und weil Frankreich die Revolution erzeugte. In der deutschen Geschichte sehen wir uns nach solchen Stoffen vergebens um. Von der Reformation ab bis auf Friedrich d. G. ist nichts für die Bildung der Staatsidee geschehen; ja selbst was Friedrich aus der Kraft seines Geistes als Norm der Gesetze erschuf, ist nicht zur vollkommenen Verwirklichung gelangt, und wird noch stets von der Reaction bedroht. Der beste Theil unserer Geschichte liegt in der Zukunft. Deshalb ist es sehr natürlich, daß der dramatischen Stoffe so wenig bei uns sind, und daß unsere Dichter sich so gern nach Frankreich wenden; eine innere Nothwendigkeit zwingt sie dazu.

Schwieriger nun konnte Klein nicht wohl beginnen, als mit der Epoche Maria's von Medici.

Wir erblicken in dieser das Bild einer schlechten, energielosen Weiberregierung und liederlicher Günstlingsherrschaft. Die Elemente des Staates sind in vollkommener Auflösung. Wo das Allgemeine aufhört, seine Bedeutung zu haben, tritt das Einzelne hervor, um sich so viel von jenem anzueignen, als ihm irgend möglich ist; die Willkür herrscht an der Stelle des Rechtes. Der Adel ist es, der als der materiell Begünstigtste und Mächtigste, sich in solchen Zuständen zuerst hervordrängt, dann folgen die Körperschaften des zweiten und dritten Standes, zuletzt das Volk. Diesen natürlichen Verlauf der Dinge sehen wir nun in der Zeit Maria's von Medici in seltener Lebendigkeit und dramatischer Kraft vor sich gehen. Der Günstling der Königin, Concini, ein Italiener von geringer Abkunft, den sie zum Marschall von Ancre gemacht, erregt den Unwillen des Adels, der nun sein trotziges Haupt erhebt, um Parteien zu bilden und der Königin durch das Uebergewicht der einen oder der andern Gesetze vorzuschreiben. Wir sehen die Herzöge von Condé, von Guise, von Mayenne u. A. solches Spiel treiben, und dahin sich vereinigen, daß der Marschall von Ancre gestürzt werden müsse, damit sie in den Rath der Königin treten. Ancre selbst ist ein eitler, nichtiger Emporkömmling, er dünkt sich einen großen Staatsmann, calculirt fortwährend, wie er sich noch mehr befestigen könne, hängt aber stets von seiner Frau, Eleonore, ab, welche ihm die Gunst der Königin zugewendet hat und in dieser noch fester steht als er. Eben deshalb aber, weil er gern unabhängig scheinen möchte, versucht er eine Staatslist auf eigene Hand: er schließt einen heimlichen Bund mit dem Herzog von Savoyen, um in dessen Land ein Herzogthum, eine dereinstige sichere Zuflucht zu erwerben. Aber die Intrigue wird stets durch die Intrigue paralysirt; Ancre ahnt nicht, daß dem Günstling des jungen Königs, Luynes, daran gelegen sein muß, ihn zu stürzen, damit die Herrschaft der Königin erschüttert und die Thronbesteigung des jungen Königs, den er beherrscht, näher gerückt werde. Luynes ist ein Zögling der Jesuiten, er weiß seine Intriguen feiner zu spinnen, er durchkreuzt Ancre's Plan, läßt die Briefe auffangen, seine Machination wird entdeckt. Hier

Digitized by Google

aber zeigt sich die tiefe Unmoralität der willkürlichen Weiberregierung; die nur im Schlechten starke, im Guten schwache Königin verzeiht auch diesmal dem Günstling, und dieser steht so fest wie zuvor. Voll aufgeblähten Dünkels schreitet er nun einher, er ist ein umgekehrter Wallenstein, der sich unabhängig zu machen trachtet, aber nicht wie Jener durch die That, sondern durch List, der rechnet und rechnet, und am Ende auch sein Leben hineinrechnet. Es erhebt sich ein neuer Sturm gegen ihn und die Königin. Der Adel, der zweite und dritte Stand, das Parlament treten offen mit ihren Rügen hervor, die Königin droht mit Abdankung, man hört es ruhig mit an, die Herzöge beschließen, den Marschall gewaltsam aus dem Wege zu räumen. Während sie aber uneins darüber sind, was sie mit der Königin anfangen sollen, weiß Luynes eine neue Falle zu legen, welche Ancre's Sturz herbeiführt. Er benutzt einen Vorfall, der Ancre mit dem Schuster Picard in Collision bringt. Picard hat am Thor die Wache als Sergeant und will den Marschall nicht ohne den üblichen Schein passiren lassen; Ancre's Diener schlagen sich mit der Wache, und Ancre läßt später den Schuster wegen seiner Kühnheit, daß er sich ihm, dem Allgewaltigen, widersetzt, von seinen Dienern mißhandeln. Da empört sich das französische Blut in dem Schuster, die Ehre des Volks ist geschändet, und Picard regt seine Genossen auf, die Schmach zu rächen. Er organisirt einen Aufruhr, stürmt und zerstört den Pallast des Marschalls. Erschreckt flieht dieser zur Königin; jetzt möchte diese ihn los sein, er aber klammert sich an sein Weib und bleibt voll Trotz und Eigensinn.

Da wankt die Herrschaft der Königin selbst ihrem Untergange entgegen. Sie hat den Prinzen Condé verhaften lassen; der ganze Adel tritt gegen sie auf, das Volk ist schwierig. Luynes benutzt diese gefährliche Stimmung und bestimmt den jungen König, der Ancre persönlich haßt, den Tod desselben zu beschließen und selbst die Zügel der Herrschaft zu ergreifen. Es geschieht, Ancre wird im Hofe des Louvre erschossen, Eleonore gefangen genommen, die Königin verbannt. Aber nur halb wäre dieser Sieg, wenn die trotzige Macht der Herzöge bestehen bliebe. Diese zu bändigen, erhebt sich der zukunftvolle Charakter des Bischofs von Luçon, des nachmaligen Richelieu; er legt hier den ersten Grundstein zu seiner künftigen Macht. Die Königin hat ihn zum Staatssecretär ernannt, er opfert ihre schlechte Sache und tritt auf des jungen Königs Seite, mit dem festen Entschluß, Frankreich aus dem Wirrsal dieser Intriguen- und Willkürherrschaft zu retten, die Idee des Staates als eine einige hinzustellen. Diese Hervorbildung ist das Ziel, der Endpunkt der Tragödie; Richelieu ist der einzige, wahrhaft große Charakter derselben, er ist der vom Schicksal Erwählte, die Zukunft zu lenken. Die Mittel, deren sich der Dichter bedient, um Richelieu's Entfaltung zu schildern, sind bedeutend, tief erdacht und herrlich ausgeführt, voll ächt dramatischen Lebens.

Im ersten Act nämlich sehen wir den Chevalier Guise, den Bruder des Herzogs, als Repräsentanten der wilden, zügellosen Adelswillkür. Er erschlägt im Duell einen Jüngling, den Herrn de Luz, welcher den Mord, den Guise schon an seinem Vater begangen hat, zu rächen kommt. Alle diese Schandthaten begeht er straflos, und trotzt der Königin ins Antlitz, weil sie die Verbannung seines Freundes Rochefaucould nicht widerrufen will. Da findet der alte Diener des Hauses, Claude, den Leichnam des liebenswürdigen, geliebten Jünglings, und schwört in seinem Schmerz den furchtbaren Schwur, daß er Rache nehmen wolle an dem Mörder, was es auch koste. Und er hält diesen Schwur. Guise segelt nach England, um die Unterstützung des Königs für den Bund der Herzöge gegen die Königin zu holen. Da lauert ihm Claude vor Calais auf, übermannt das Schiff, läßt Guise fesseln und in einer Felsenhöhle am Ufer enthaupten. Kopf und Rumpf schickt er darauf für die Familie Guise an die Königin. Dieser wichtigen Sendung nun hat sich Richelieu zu rechter Zeit zu bemächtigen gewußt. Während der Streich gegen Ancre ausgeführt wird, läßt er die Herzogin von Guise und die Prinzessin von Conti, die Schwester des Herzogs und des Chevalier, nach dem Louvre entbieten. Stolz treten ihm diese gegenüber, als er von ihnen verlangt, daß sie dem Gemahl und Bruder rathen sollen, den Bund gegen die Königin aufzugeben. Aber mit gewaltiger Energie weiß er sie zu überwinden, indem er ihnen zuerst ihre Theilnahme an dem Bunde beweist, dann von dem Tode des Chevalier spricht und zuletzt den Ungläubigen die blutigen Beweise darlegt. Die Bedeutung und Nothwendigkeit der königlichen Macht und ihre Uebermacht über den Adel enthüllt er hier furchtbar eindringlich, mit dem höchsten, machvollsten Pathos. Die Idee hat über die rohe Gewalt gesiegt, der Staatsmann steht in der vollen Kraft seines Wirkens da, die Prinzessinnen schreiten wie zerknickt von dannen.

(Fortsetzung folgt.)

Bei mir ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Preußen und die Reaction.

Zur

Geschichte unserer Zeit.

Von **Dr. Arnold Ruge.**

Broschirt. 1 Thlr.

Otto Wigand.

Druck von **Breitkopf** und **Härtel** in Leipzig.

Digitized by Google

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

22. Februar. № 45. 1841.

R. H. Klausen „Aeneas und die Penaten."

(Fortsetzung.)

Die Griechen mußten natürlich in dem Buche des Philologen die hauptsächlichste Stelle einnehmen, und sie, die plastisch Klaren, am meisten gemißdeutet, verdreht und verkehrt werden. Vor den historischen Zeiten träumte er sich ein glückseliges Völkerleben, in dem die Wahrheit von oben herab Brahmanen und Orphikern in gleich reiner Abstraction gegeben sei. Auf eine solche Zeit paradiesischen Hellsehens sei dann die fromme allegorische Einkleidung gefolgt, ungewiß ob zu bloßer Selbsterbauung veranstaltet, oder von Seiten der zeitigen Epopten für schon allmälig entartete Generationen, die das helle Wahrheitslicht nicht mehr ertrugen, und denen es sofort, utile cum dulci, in symbolischem Fastnachtsspiel vorgeführt werden mußte. Dann erst hätten leichtfertige Hofpoeten, wie Demodokos, Homer und Consorten, Unverantwortliches gewagt. Zur Belustigung von Ritter und Volk hätten sie die tiefsinnigen Mythen zu anthropomorphistischen Götterlegenden depotenzirt, oft gar zu Gefäßen flach moralisirender Tendenzen. Und aus dieser Zeit, in welcher nur für das Wohl der Mit- und Nachwelt besorgte Priesterlogen die heiligen Symbole und ihren Sinn festhielten, sei dann die Zersplitterung der Mythen und die Verfälschung derselben erfolgt, deren ursprüngliche Einerleiheit unter einander mit Hilfe des fast urweltlichen Hindu-Olymps wiederherzustellen, die Aufgabe des symbolisirenden Mythologen sei. War es da wohl dem Manne der strengen Zucht, dem greisen Altmeister Voß zu verargen, wenn er nach mancher ernsten Abmahnung selbst vielfach persönlich gereizt, endlich im Unmuth hervorbrach, und mit den Stelzen seiner Redekunst den aerobatischen Gegner verfolgend, seine Antisymbolik ihm derb an den Kopf schleuderte? War ihm die Erbitterung zu verargen gegen den Symboliker, der selbst nicht anstand, zu behaupten, daß kritische Scheidung der Zeiten und Prüfung der Zeugnisse im Felde der Mythologie billig zurücktreten, daß der Mythолog mit einem natürlichen Spür- und Ahnungstrieb (Apperception) geboren sein müßte, daß er sich selbst für einen schlechten Kritiker halte, aber (eben deshalb) in sich den Beruf zur mythologischen Forschung fühle. Hieß das nicht den Forschern auf dem Felde der Philologie und Völkergeschichte, denen Nüchternheit und stets um sich schauender Zweifel erstes Gesetz sein sollen, des indischen Dewanischa Bang-Pfeife reichen, daß sie in aufgedunsener Trunkenheit umhertaumelten durch die Labyrinthe des Urweltsmythus? Darum stellte Voß dieselben Forderungen, die er in den „Mythologischen Briefen," Heyne gegenüber, geltend gemacht hatte, strenger und noch fester begrenzt gegen Creuzer. Wenn er nun der Bildung der griechischen Mythen theils einen ursprünglichen Einfluß des Orients gänzlich wegleugnete, theils dem mystischen Elemente, welches ihm identisch galt mit dem symbolischen, erst eine verhältnißmäßig späte und nur secundäre Einwirkung zuerkannte, so mögen wir immerhin gestehen, daß er durch eigene Polemik fortgerissen, einseitig mehr negirt habe, als er anfangs gewollt, oder nachmals hätte halten können, auf jeden Fall hat er dadurch die Grenzen bezeichnet, innerhalb deren sich die Untersuchung vorerst bewegen muß, ehe der Blick sich weiter wagen darf: eine strenge historisch-ordnende Sichtung des vorliegenden Materials und die Beschränkung der Combination auf nachweislich stammverwandte Völker. Für die classische Philologie stellen sich Griechen und Römer sogleich freiwillig in die Reihe, und eine umfassende Bearbeitung des so abgesteckten Feldes erschien allmälig Bedürfniß. Denn seit Creuzer's unmethodischer Bau durch die Kraft der Voß'schen Polemik zertrümmert dalag, und Niemand das Buch anders mehr, denn als ein fleißiges Repertorium schätzbarer und seltener Citate betrachtete, ist zwar theils für einzelne Punkte Ausführliches und Gründliches nach den durch den Streit abgeklärten und geläuterten Principien auf Lobeck's, Buttmann's, Ottfr. Müller's Vorgang geschehen, eine wissenschaftliche Darstellung aber von dem Zusammenhange der Mythen unter den Völkern pelasgischen Ursprungs ward bis dahin vermißt.

Das vorliegende Werk über die italischen Volksreligionen unter dem Einfluß der griechischen

Digitized by Google

ist bestimmt, diese Lücke auszufüllen. Der während des Erscheinens hingeschiedene Verfasser, mit umfassender Gelehrsamkeit, wenn irgend Einer, in diesem Fache ausgerüstet, hatte die Schwierigkeit der Aufgabe nicht minder erkannt, als er dem Princip nach den Weg anerkannte, den zu verfolgen einzig erlaubt war. Als Demarcationslinie zwischen den Völkern phrygisch-pelasgischen Stammes und den Barbaren des Ostens, wollte er, der Autorität des Alterthums folgend, den Gebirgszug des Taurus nicht überschreiten. Der erste Theil des Buches, dessen Beurtheilung die nächsten Blätter dieser Zeitschrift zu füllen bestimmt ist, hat sich die Verfolgung der betreffenden Sagenkreise auf asiatischem und hellenischem Boden zum Ziel gesetzt. Strenge Sonderung der Zeiten, und namentlich der *localen* Culte, hat der Verf. sich zum Gesetz gemacht. So gefaßt wurde die Benutzung auch späterer Gewährsmänner, wenn nicht geradehin der *Lüge* verdächtiger, minder gefährlich. Außer den Schriften wurden von alten Denkmälern hauptsächlich nur Städtemünzen benutzt, die unbestrittenen typischen Träger altherkömmlicher localer Gottesverehrung. So von Ort zu Ort, von Zeitalter zu Zeitalter fortschreitend, scheute er nichts mehr, als den anscheinend tiefsinnigen, der That nach aber Alles verflachenden Synkretismus, der sich dünkt, den gemeinsamen Urquell aller volksthümlichen Besonderheiten zu entdecken und ihre durchgängige Verwandtschaft nachweisen zu können. Solche Ansicht, und solches Ansinnen weist der Verf. mit Recht von sich zurück. Er vergleicht es (S. XVII) mit dem immer wiederholten Versuche, die verwandten Mundarten aus einer gemeinsamen Ursprache herzuleiten, die ideale Verwandtschaft, deren Wahrhaftigkeit unleugbar sei, realistisch nachzuweisen. Jene Einheit aber liege jenseit des Thurmbaues von Babel, und die Versuche, daselbst Geschichtliches auszumitteln, stehen und fallen mit denen zur Erkenntniß einer Hervorbildung der Menschheit aus der Thierheit oder aus dem Urschlamm.

Schon aus dem Bisherigen ergiebt sich Klausen's Auffassung des Mythus, und insbesondere des hellenischen, wiewohl er die Erklärung des Begriffs nirgend giebt. Ihm ist er weder die mit unterhaltenden Mährchen verfälschte *Geschichte* (Euhemerus), noch eine *Kosmogonie*, welche Naturpotenzen in menschliche oder mindestens animalische Gestalt umsetzt (Krates und die Stoiker; nach ihnen Strabo, vgl. Cic. N. D. I. 10. 15), noch eine in geisttödtende *Allegorie* vermummte *Moral* (Anaxagoras), sondern *ein Product des dichtenden Volksgeistes*, der die höchsten und ernstesten Fragen des geistigen Lebens über Freiheit, Weltregierung und Unsterblichkeit in vielgestaltigen, stets national gefärbten Lebensbildern zu lösen trachtet, aber, befangen noch in dem unbewußten Act des Schaffens, nicht ansteht, an die Wirklichkeit des von ihm Geschaffenen zu glauben. So erscheint der Mythus als flüssig gewordenes Symbol, als die verkörperte Idee in der Bewegung, die Personen der Götter selbst nicht stereotyp, sondern nur im Zusammenhange mit ihrem Mythus in der ersten historischen Zeit des Griechenthums durchaus. Daß hier also nicht eine Trennung zwischen geschichtlichem und philosophischem Mythus angenommen werde, sondern daß beide organisch verwachsen erscheinen in der poetischen Auffassung, folgt von selbst. Wohl aber sind alle jene Elemente *darin* und entlehnt aus Gebilden roherer Zeiten. Fetischismus, Apotheose der Geschlechtsahnherren, Naturdienst, vor allem localer, mußte zum Stoff beitragen, und wie die Spuren einer solchen früheren Bildungsstufe noch deutlich zu erkennen sind in den Namen und Beinamen homerischer Gottheiten, so liegt sie selbst doch vor der geschichtlichen Ueberlieferung, so ist die Auslösung und Sonderung derselben aus dem poetischen Gewebe, in dem sie von localer Geltung zum Nationaleigenthum erhoben sind, das Werk der höchsten Besonnenheit und des fleißigsten Studiums, und kann nur auf dem oben angedeuteten Wege erzielt werden. Aus einer solchen Untersuchung wird sich dann aber ein Resultat ergeben, das in gewisser Weise der Creuzer'schen Annahme diametral entgegen läuft. Die Bildung der Religionen und ihrer typischen Vertreter der Mythen erscheint ursprünglich selbständig innerhalb bestimmter Völkerkreise (oft enger gezogen, als man vermuthete); die größte *Mannigfaltigkeit* ist in den *Ursprüngen*; diese Mannigfaltigkeit ist das *nationale* Element (*Vorurtheile* nennt es nicht ganz passend der Verf. S. V. u. XIX u. a. a. O.), durch Physiognomie von Land und Volk bedingt. Aber durch die Mannigfaltigkeit hindurch leuchtet eine *Uebereinstimmung*, die oftmals überrascht, da sie alle aus einem gemeinsamen Bedürfniß entsprungen sind. Diese Uebereinstimmung ist das rein *Menschliche* in ihnen. Ferner, treten so vorgebildete Völker in Wechselverkehr, so erkennen sie leicht das Wesentliche aus den Unterschieden heraus; aber indem sie die ideelle *Wahrheit* nicht von der postulirten *Wirklichkeit* des Mythus zu trennen vermögen, die nationalen Unterschiede daher nicht als Menschenwerk verachten dürfen, fürchten sie der heimischen Gottheit einen Theil ihrer Ehren zu entziehen, wenn sie das von fremdher Erkundete ihr nicht auch beilegen. Daher die Vermischung einheimischer und barbarischer Fabelkreise, ja einheimischer und barbarischer Gottesverehrung, wie beim thebanischen Dionysos, phrygischen Bakchos, ägyptischen Osiris. Selten daß ein Volk mit der Abstractionsgabe des römischen wenigstens die gröberen nationalen Unterschiede rettete, die auswärtige Gottheit von der seinigen getrennt hielt, und dennoch sie anerkannte, ja sie in den Kreis seiner Schützer hineinzog (Dea Dia; Demeter-Ceres; Isis) und die ewige Stadt zu einem Pantheon aller Gottesdienste weihte, ein Symbol der Alles umfassenden Weltherrschaft.

Digitized by Google

Endlich, sind die verkehrenden Völker von Haus aus stammverwandt, treten folglich die localen und nationalen Abweichungen minder scharf hervor, bieten sie ungezwungene Combinationen, so dringt die ausländische Färbung rascher und tiefer ein, ja sie verwächst oft so mit dem Ursprünglichen, tilgt es oft so, daß Loslösung der sich deckenden Mythen der späteren Hand überaus schwierig wird, daß selbst die unbefangensten und ungläubigsten Forscher ursprüngliche Identität anzunehmen versucht wurden und die Modificationen lieber als aus späterer Trennung und nationaler Aussonderung der anfangs identischen Völker entsprungen fassen wollten. Und in dieser schwierigen Thätigkeit sehen wir den Verfasser des vorliegenden Werkes.

Denn niemals ist der Verkehr stammverwandter Völker inniger gewesen und hat sich allseitiger berührt, als einerseits zwischen den kleinasiatischen und griechischen, anderseits zwischen diesen und den italischen. Denn selbst der Sprache wurde bald hier, bald dort Terrain abgewonnen, und als Phrygien und Lydien und Italiker hellenisirt waren, trat eine Reaction gegen letztere von Seiten des römischen Elements ein: Unteritalien und Sicilien wurde lateinisch. Und wie die Einwanderer, noch weniger die Besiegten und Unterworfenen, den Einflüssen des mit ihnen gewaltsam oder freundlich amalgamirten Volksstammes in Dialekt und Sitten nicht widerstehen können, so wird es ihnen auch bald dringendes Bedürfniß, ihre Religion mit der vorgefundenen und vice versa zu vergleichen. Vorhandene Keime werden mit anfangs fremdartig hineintretenden umsponnen und durchwachsen, und wenn nun gar in wesentlichen Punkten des Vergleichs zufällige Namens-Aehnlichkeiten, wie die des phrygischen Aeneas und des latinischen Ahenea hineinspielen, so verwachsen die Wurzeln der Mythen zu solcher Zähigkeit, daß man an gänzlicher Lösung des Räthsels oftmals verzweifeln muß. Aber was nicht in jedem Punkte sich erledigen läßt, kann wenigstens annäherungsweise erfüllt werden, und wir begrüßen daher den rüstigen Pontifex, der die Brücke von Hellas nach Rom hinüber zu schlagen verspricht, und folgen seinen Schritten, wenn auch oftmals seine Rede uns dunkler erscheint, als die Bücher seiner römischen Vorgänger, an denen der Dichter verzweifelte.

(Fortsetzung folgt.)

J. L. Klein „Maria von Medici."

(Fortsetzung.)

Dies ungefähr sind die äußern Umrisse und der ideelle Kern der Tragödie. Bewunderungswürdig ist die Kraft, mit der Klein die Ereignisse von mehreren Jahren in den Raum eines Dramas nicht nur hinein zu bringen, sondern auch zum Einheitpunkt einer Katastrophe zu vereinigen gewußt hat. Die Elemente des damaligen französischen Reichs, Königthum, Adelsmacht, Stände, Parlement, Volk, Alles ist darin, und Alles dramatisch-künstlerisch geordnet. Klein hat die große Aufgabe gelöst, die weitläufige Masse politischen Stoffes, welche eine Stände- und Parlementssitzung darbietet, dramatisch zu gestalten, den rhetorischen Pathos auf seinen Höhepunkt zu stellen, ohne die Form des Dramas zu verletzen. Er erreicht dies durch plastische Anordnung und Gruppirung, indem er die längeren Reden von dem Zwiegespräch dabei Betheiligter begleiten läßt, welche das Urtheil des Hörenden aussprechen, und somit die Rolle des alten Chors übernehmen. So in der Rede des Bischofs von Luçon, worin dieser die Wichtigkeit darstellt, daß Geistliche im Rathe der Königin sitzen müßten.

Als noch Prälaten ihren Königen
Zur Seite standen, und die Majestät
Der Kirche, deren Ausfluß nur die Hoheit
Und Macht der Fürsten ist, die Kron' umstrahlte,
Als noch im Schooß der heil'gen Mutter Kirche
Das Königthum in Purpurwickeln lag —

Da war's ihr Spielzeug und ihr Puppentand,

sagt der Herzog von Epernon zu Guise.

Der Hohepriester noch wie Samuel
Die Herrscher in den Königsmantel hüllte —

Da saß der Pfaff' als Mott' im Hermelin,

commentirt Epernon.

Als noch das Salböl auf des Königs Scheitel
Ein heil'ger Abglanz war der Priesterweihe,
Und beide sich wie kreisverwandte Sterne
Um Einen Mittelpunkt bewegten —
War
Der Pfaffe König, und der König Pfaffe,

ergänzt Epernon. — Ebenso bilden zu der Rede des Barons von Senecey, dem Repräsentanten des Adels, zwei Deputirte des dritten Standes den Chor. Senecey spricht voll Uebermuth die Vorrechte des Adels an, er will Befreiung von der Besteurung, der Adel soll nur die feste Mauer um den König bilden, die ihn schützt, die Waffe, die ihn vertheidigt. Klein hat in diese Rede mit Absicht eine überladene Rhetorik gelegt, um die Hohlheit dieser Adelstheorie, die so gern mit Romantik sich schmückt, zu charakterisiren. Höheren Pathos zeigt die Rede des Präsidenten Miron, des Sprechers des dritten Standes, der über eine unerhörte Schmach, welche einem Bürgerlichen von einem Adelsdeputirten angethan worden ist, zu klagen hat. Der Adelige hat sich erlaubt, das Rohr gegen den Bürgerlichen zu erheben, ja ihn zu schlagen. (Ein historisches Factum). In Miron's knirschender Bitterkeit, in dem grimmen, verhaltenen Zorn offenbart sich das erste Zucken der Revolution, der erste offene Kampf des Geistes gegen das Vorurtheil der Jahrhunderte, gegen die Last der Tradition. Aber noch erhebt sich der Zwist darüber, noch dürfen Adelige auf-

Digitized by Google

treten, welche die That vertheidigen, und die Königin hat nicht die Gewalt, den Zwist zu unterdrücken. Dramatisches Leben erwächst daraus die Fülle. Haben nun die Stände bloß ihre besondern Rechte berührt, so ist es an dem Parlement, das allgemeine Interesse zu vertreten. Es geschieht auf die freieste Weise. Die Königin läßt dem Parlement die Einmischung in die inneren Angelegenheiten verbieten, da entgegnet ihr Hr. von Verdun, der Präsident desselben, daß sie nicht das Recht dazu habe. Die Macht des Parlements wurzle fest in Nothwendigkeit, als Vermittlung des Königs mit dem Volke. Sie als Fremde scheine dies nicht zu wissen:

„In Frankreich herrscht der König unbedingt!"
sagt die Königin.

„So herrscht das Schicksal nur und die Vernunft!"
erwiedert Verdun.

„Verehret beide denn in Eurem König!"
sagt darauf Maria.

„Wenn ihn wie sie Nothwendigkeit bestimmt!"
ist Verdun's Antwort. „Glücklich ist das Land," fügt er hinzu, „wo die Macht des Königs nur Ausdruck und Kern des allgemeinen Volksgedankens ist." Aber eben damit sie dies werde, müsse der König um sich Berathungsglieder stellen, welche „der Herrschaft abgewognes Ebenmaß stellen." Und unerschrocken beginnt er darauf seine Beschwerden. Es sei Verrath am Fürsten, sagt er, wenn seine Räthe dem eingerissenen Uebel nicht steuern wollten. Man dürfe nicht warten, bis der Staat verfallen sei, ein guter Arzt müsse bei Zeiten helfen. Die Königin sagt darauf, wie es gewöhnlich schlechte Regenten thun, sie habe von allen Seiten frohe Kunde, daß das Land blühe und gedeihe. Die Industrie soll den Geist ersetzen. Da erhebt Verdun die ernste Mahnung, daß sie denen nicht trauen solle, welche ihr die Wahrheit verbergen. Auf allen Punkten sei Zwist und Aufruhr, und das Recht des Geistes sei gekränkt. Näher geht er darauf auf den Abfall von der Politik Heinrich's IV. und die Begünstigung der Jesuiten ein.

— Diese Lehren ließ man scheu
Und schamlos durch die Lebensgäng' und Adern
Des Staats vergiftend schleichen! Ließ man? Still
Und heimlich etwa? Im Verborgnen lauernd?
Nein offen, frei, als Evangelium
Verbreitet allenthalb und ausgeboten.
Und was unglaublich scheint, was Blödheit selbst
Als Aberwitz verschreit, als Widersinn
Dem Unverstand, der Tollheit überweist:
Der Angriff, den die scheußliche Doctrin
Mit Gründen, aus den Satzungen der Schrift
Geschöpft, bekämpfen wollte, war verpönt;
Die Bücher, die dagegen eifrig stritten,
Des Staates Hoheit wider dumpfen Wahn,
Des Fürsten Wohl und Leben wider Trug,
Die Völker wider Priesterunfug wahrend,
Sie wurden unterdrückt, geschmäht, geächtet,
Argwöhnisch überwacht, und die man freigab,
Vom blut'gen Censorgriffel, der dem Geist
Mit Tigerzungenlust das Mark entleckt,
Geschändet und entstellt; die Schreiber selbst,
Ja die sogar, die den Betrieb besorgt,
Zu Gunsten jener meuchlerischen Brut
Verfolgt, verunglimpft, eingekerkert und
Gebüßt! Wofür geschah das Alles? Wem
Zu Nutz und Frommen? Was bewog des Reichs
Vertreter, ihren eignen Vortheil so
Vernunftlos zu mißkennen? Welcher Dämon
Schlug höhnend ihres Auges offnen Sinn
Mit sodomitscher Blindheit? Wer? Die Furcht!
Die Furcht vor Oestreich. Seinen Drohblick galt
Es zu entwaffnen.
Man scheute Roms Mißbilligung,
Den Zorn der Curia wollte man nicht reizen. —
O Frankreich, armes Land, wie tief bist du
Gesunken! Hüll' dein Haupt in Trauer, laß'
Als bitt're Zähre deine Ströme fließen!
Nach Außen hin entwürdigt und mißachtet,
Zur Magd für fremde Dienstbarkeit erniedrigt,
Vom Thron Europas hin zur Thür' gewiesen!

Diese Schilderung ist ergreifend, der Pathos mächtig. Man greift unwillkürlich in den eigenen Busen, um die Schmach niederzudrücken, die sich uns dabei darstellt. — Wie aber ein solcher Zustand nur möglich sei, hat uns der Dichter schon vorher gezeigt, indem er Luynes die Lehren des Jesuitismus enthüllen läßt. Er warnt den jungen König vor dem „ruhelosen skeptischen Gelüst, dem zweifelsüchtigen Prüfen, dem es nie um Wahrheit, sondern nur um sündige Entzweiung der nur durch den Glauben, nicht durch vorwitziges Klügeln vermittelbaren Einheit zwischen Gott und den Menschen zu thun ist."

Denn ein Rebell von Haus aus ist der Geist!

so lautet die für ihren Zweck sehr richtige Lehre der Jesuiten, die hier in usum Delphini in das rechte Geschick gebracht wird. Der Geist ist allerdings ein Rebell, indem er thut, was des Geistes ist, indem er das Schlechte und Unwahre bewältigt. Es ist dies gerade eine so natürliche Function wie Essen und Trinken. Aber die katholische Kirche überwacht ja auch das, geschweige denn die Function des Denkens.

Aus der Glaubensfurcht,
Der prüfungslosen, quillt so Gottes wie
Der Kön'ge Ansehn, Herrlichkeit und Glanz,
Und mit dem Glauben hört die Ehrfurcht auf.

Das ist eine sehr probable Lehre für Könige, die, wie man sagt, noch immer Beifall findet.

(Schluß folgt.)

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Digitized by Google

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

23. Februar. № 46. 1841.

R. H. Klausen „Aeneas und die Penaten."

(Fortsetzung.)

Jedenfalls wird es fürs Erste am gerathensten sein, dem kundigen Führer vertrauungsvoll uns hinzugeben, statt durch lockende Einwürfe und Einfälle der eigenen Phantasie ihn und uns auf dem Wege irre zu machen. Denn der, welcher lange im Dunkel verweilt und seine Augen an das spärliche Licht gewöhnt hat, sieht Manches in scharfen Umrissen, was der aus der Tageshelle Hineintretende gar nicht einmal gewahrt. Aber der wunderlichen sinnverwirrenden Gebilde sind so viele, der Hodeget führt uns mit so reißender Schnelligkeit, daß dem Folgenden oft der Kopf schwindelt und der Leser es uns daher Dank wissen wird, wenn wir ihn vorher auf die Hauptstationen der Untersuchung aufmerksam machen, damit er im Anstaunen links und rechts den Ariadnefaden nicht aus der Hand verliere. Und vielleicht wird ihm dadurch noch eine Gefahr erspart, in welche selbst der wissende Führer nicht selten verfallen ist. Denn wiewohl letzterer aus schon zugegebenen Gründen in Wahrheit mehr sieht, als Andere, so wirkt doch auch in ihm, der den lebendigen Gestalten des Tages entwöhnt ist, die Phantasie mächtiger, um die Leere des Dunkels auszufüllen. Es geht ihm wie dem Wegweiser in einer Stalaktitenhöhle, der durch lange Betrachtung die phantastischen Gruppen in eigner Deutung belebt hat, und zuletzt sie nicht mehr anders als so zu betrachten im Stande ist. Er sieht daher nicht nur mehr als der Geführte, sondern auch das, was er sieht, anders als es wirklich ist, ja, da er, einmal im Combiniren, schwache und immer schwächere Aehnlichkeiten zuletzt sich genügen läßt, endlich Manches, das gar nicht da ist. Doch hierüber, so wie über andere Eigenthümlichkeiten in der Fassung des Buches später. Treten wir jetzt dem Gange der Untersuchung näher.

Die ursprüngliche Sinnlichkeit des hellenischen Volkes läßt auch in der Weltbetrachtung das Geistige erst aus dem Irdischen gebären. Die Götter sind Kinder der Erde, oder „vielmehr ihre Enkel." Denn die in der pantheistischen Auffassung wiederum mit den Elementen vermählte Weltseele ist so sehr von dem massenhaften Stoff, den sie beleben soll, gefesselt, daß ihr noch keine Persönlichkeit zugeschrieben werden kann, also auch noch nicht die Kraft, persönliche Wesen zu zeugen. Letztere werden daher vermittelt mit ersteren durch Wesen von unbestimmten Grenzen, die Titanen, von denen alles Persönliche und Concrete abstammt, folglich auch Götter und Menschen. Die jeder Gattung zugewiesene Möre waltet über die forterbende Gleichmäßigkeit der Entwicklung. Aber der gemeinsame Ursprung schafft das Bedürfniß der Annäherung nicht nur von Seiten des schwächeren Geschlechts, das durch die Verehrung die Gunst des stärkeren sich zu erwerben strebt, sondern auch von Seiten der Götter, die durch Offenbarung göttlicher Geheimnisse die Gunst des Menschen erkaufen. Denn auch bei den Stärkeren tritt oft ein Bedürfniß ein, das schwächere Geschlecht zu gewinnen, namentlich in Augenblicken eigner Schwäche. Als ein solcher gilt vor Allem der der Geburt. Die Sage umstellt schützend die Wiege des Zeus mit dem dämonischen Geschlechte der Kureten, die durchaus in ihrem Wesen als Menschen des ersten Anfangs erscheinen. Was dem Gott nützte bei seinem ersten Erscheinen, das ist ihm angenehm in der Erinnerung; die Erinnerung selbst ist ihm ein Fest. Die Kureten walten also fortwährend in den Festgebräuchen; sie sind Ceremonialgeister. Aber sie sowohl, wie die verwandten Telchinen, ursprünglich deutlich an localer Tradition haftend, Urbewohner von Kreta, Euböa, Akarnanien, Aetolien; später, als der Name appellative Geltung des Dämonengeschlechts erlangt, scheint er auf die jugendliche Kraft ihrer erdgeborenen Abkunft bezogen zu sein. Früh sind sie daher mit den aus dem ungriechischen Osten Kleinasiens stammenden Korybanten identificirt, deren barbarischer Ursprung jedoch in dem orgiastischen Taumel ihres Cultus deutlich gesondert hervortritt.

Was die Kureten für Zeus, das sind die Telchinen für Poseidon. Sie sind die ersten Bewohner des meerumspülten Rhodos, die ersten Erzieher des Gottes, dessen Gunst sie ferner zu fesseln suchen durch künstlerische Bewäl-

Digitized by Google

tigung des harten Erdstoffes, des Eisens und Erzes, da sie zuerst den Göttern Waffen schmieden. Auch sie sind Ceremonialgeister, aber in ihr wundersames Treiben mischt sich egoistische Zauberkraft; sie wollen die Götter nicht gewinnen, sondern überwältigen; sie erscheinen als boshafte Kobolde, doch nicht ohne widerstreitende Sagen, weil solche Verunglimpfung sich nicht mit dem Dienste geneigter Götter zu vereinigen schien. Noch wirkt ihr Segen fort in der rhodischen Kunst des Erzgusses.

Diesen Dämonen mit gottesdienstlicher Zaubergewalt entsprachen auf halbgriechischem Boden die idäischen Daktylen, die von den beweglichen und vorzugsweise bildenden Gliedern des Menschenkörpers den Namen empfingen, bei den Geburtswehen der Rhea als helfende und lindernde Dämonen zur Hand waren, sonst, gleich den Telchinen, geschickte Bewältiger der Metalle und Schützer des Ceremoniells (des Tanzes namentlich), unter dem die Göttermutter verehrt ward (der Verfasser ahnt einen etymologischen und mythologischen Zusammenhang zwischen ihnen und dem goldreichen Lydier Daskylos, des Gyges Vater). Seit dem Vordringen der Phryger nach Troas wird mit der idäischen Mutter die phrygische Dindymene, deren ursprüngliche Heimath Pessinus am Sangarios, verwechselt, und der letzteren Priester, die Gallen, so wie ihr dämonisches Vorbild Attis in den Kreis der Daktylen gezogen und mit ihnen verschmolzen.

Bei der frühen Colonisation von Troas durch die Hellenen wurden die Götternamen der letzteren auf die entsprechenden Gottheiten der neuen Heimath übertragen und erhielten somit die teukrischen Religionsbegriffe, die sie vorfanden, als ihr Eigenthum, desto leichter, je analoger die halbgriechische Natur ihnen von vorn herein war. Dardanos und sein Geschlecht gewinnt jenes vermittelnde Ansehen, das die Götter den Menschen geneigt macht und sie zu sich herabzieht, und Aphrodite tritt vielfach in das Wesen der idäischen Bergmutter ein. Sie selbst neigt sich wie jene zu den Sterblichen hinab, verleiht dem Dardanos das Palladium, schenkt dem Anchises sogar den Genuß ihres göttlichen Leibes und weiht den aus dieser Liebe entsprungenen Aeneas zum Heros und Landesgott. Mehr aber noch als an seinem Vater haftet eben an dem Namen des Aeneas schon in rein hellenischer Auffassung der Begriff eines vermittelnden Dämon, der eben so sich zur Aphrodite stellt, wie die Daktylen, Telchinen, Attis u. s. w. zu den entsprechenden Gottheiten. Aeneas erscheint in der Ilias überall als Günstling der Götter, und als der in Ilion herrschende Zweig der Dardaniden zum Untergang bestimmt gefallen war, trägt er auch forthin die Ehren des gottgeliebten Stammes, der in den schuldlosen Nachkommen nicht untergehen soll. Die Homerische Darstellung nun bezieht sich auf das Geschlecht der Aeneaden, die als Ueberreste des teukrischen Stammes kleine Ortschaften in der schon zu des Dichters Zeit hellenisirten troischen Gegend bewohnten; auf sie war also die Herrschaft des gefallenen Troja durch Aphrodite's Gunst übergegangen; letztere erschien sonach nicht bloß als Retterin der Zurückgebliebenen, sondern, insofern der Ruhm dieser sonst nicht bestehen konnte, als Vertilgerin des älteren Hauses der Priamiden. Noch in historischen Zeiten finden wir teukrische Reste in dem Flecken Gergitha und selbst in dem demokratisch gewordenen Skepsis Aeneaden mit priesterlichen Ehren, die als Nachhall ehemaliger wirklicher Fürstenhoheit noch den Königsnamen tragen. In ihnen lebte das Vertrauen fort, daß Aphrodite einst noch ihre Nachkommen zu der früheren Herrlichkeit wieder erheben werde. Aehnlich wie hier bildeten in den anderen Landschaften südlich von der Propontis heimische Vorstellungen bald die Grundlage für hinzugekommene hellenische, bald dienten sie den alten Sagen der Griechen zu neuer Färbung. In der bebrykischen Landschaft, zuvörderst am Saume des Hellespontos, beleben letztere den Ideenkreis der Aeneaden durch den Dienst des Poseidon, Apollon, des Palladiums, des Zeus, ja des Dionysos, so wie anderseits Aphrodite umgebildet wird zu einer Gottheit, die, ähnlich der Hekate und der Mutter vom Ida, der Vermittlung zwischen Menschen und Göttern die Hand bietet. Ihre Sagen sind vorzugsweise bei den bithynischen Bebrykern nachzusuchen, da von den troischen nur geringe Kunde auf uns gekommen ist. Diese aber erscheinen als ein riesiges Hirtenvolk, das auch noch in historischer Zeit vorzugsweise den Poseidon als seine Schutzgottheit durch Stieropfer versöhnt, unter dem vermittelnden Beistande des Dionysos. Bei den troischen Bebrykern zu Arisbe wurde dieser Cult durch die später einwandernden Dardaner zurückgedrängt, und die Aeneaden, auch hier wahrscheinlich mit priesterlichem Ansehen, galten als Versöhner solcher streitenden Elemente. Wie hier Aeneas, so ist in Ophrynion Hektor Vertreter bei den Himmlischen, seine Götter Apollo und Ares die vorzugsweise verehrten; in Dardanos und Ilion aber die im städteschützenden Palladium angebetete Athene. Hier ist neben Aeneas Hektor und Herakles Ganymedes' Vertreter, der von Zeus wegen seiner Schönheit zu seinem Opferdienst entraffte Jüngling, dem Cultus der jungfräulichen Göttin besonders wohlgefällig. Der im Homerischen Ilion vor Allen den Hektor schützende Gott ist der Sminthier, der durch Feldmäuse und Seuchen die, denen er zürnt, heimsucht und vor beiden Plagen seine Lieblinge schützt. Längst von Teukrern verehrt, empfing er den hellenischen Namen Apollon vielleicht durch kretische Ansiedler, und wurde noch spät in der Gegend am Ida, besonders in dem Ol. 120, 1 gegründeten Alexandria Troas als Schutzgott betrachtet. So in die agrarischen

Digitized by Google

Kreise und namentlich des Weinbaues (wie in Rhodos) hineingezogen, treffen wir ihn auch in Tenedos, in Sigeon aber wiederum Athene. Die zuletzt genannten Gottheiten vermitteln nun allerdings für ihre Schützlinge eine freundliche Stellung zum ganzen Götterkreise; als die eigentlich vertretende Gottheit ist jedoch stets Aphrodite zu betrachten, deren Wirksamkeit und bewältigende Kraft namentlich Poseidon gegenüber (so wie oben in Arisbe) scharf hervortritt in Abydos durch die Fabel von Hero und Leander. Also sehen wir in der ganzen bebrykischen Landschaft die Vorstellung einer vermittelnden Gewalt bei den Göttern, und wiewohl Aeneas und sein Geschlecht nicht überall ausdrücklich genannt wird, doch die Neigung zu analogen Begriffen.

(Fortsetzung folgt.)

J. L. Klein „Maria von Medici."

(Schluß.)

Die Art und Weise der französischen Prinzenerziehung ist in der Scene zwischen Luynes und dem jungen König sehr hübsch geschildert; Victor Hugo selbst könnte keine piquantere, plastischere Auffassung davon geben. Der junge König liebt wie gewöhnlich die Jagd außerordentlich, und Luynes ist bemüht, ihm die Theorie des Vogelfangs, dem er jetzt nachstrebt, sehr gründlich beizubringen. Der kindische Uebermuth, der schon daran denkt, mit den Staatsformen gleich spielend umzugehen, wie mit seinen Lieblingsneigungen, die Abhängigkeit von dem Günstling und der Einfluß desselben auf seine Gesinnung treten sehr plastisch hervor, und damit auch die tiefe Unsittlichkeit, welche aus solchem Zustande der Willkür und des Absolutismus hervorgeht. Luynes ist ein geschickter Jäger, er weiß die Jesuiten einzuschmuggeln, wie man eine Hand umdreht, um selbst auf ihre Herrschaft seine Macht zu gründen. Der junge König hat noch arge Lust, über die Väter Jesu zu spotten, Luynes aber benutzt bald dessen Leichtsinn, bald imponirt er ihm durch Ernst, daß Jener, um nur davon loszukommen, thut, was er will. Und von diesem Knaben hängt das Schicksal Frankreichs ab! Luynes ist eine ungleich höhere Gestalt, als Ancre, ihm ist es um eine feste Herrschaft, und deshalb um eine Theorie zu thun. Auch er will die königliche Gewalt wieder zu ihrem alten Glanz erheben, aber nicht durch brutale Willkür, wie Ancre, sondern durch Klugheit und List, welche das Volk durch die Religion, die Adelsparteien durch Unterhaltung der Parteisucht beherrscht, den König aber von dem Allgewaltigen abhängig macht, der all' diese Gewebe von Intriguen zu spinnen weiß. Der Jesuitismus ist in Luynes praktisch geworden. Er weiß Alles zu benutzen, überall seine Fäden anzuknüpfen, Allen zu schmeicheln, um Alle zu täuschen. Aber eigenmächtige Cabinetsjustiz ist auch das Ende seiner Thaten, und eine tiefere, wahre Basis des Königthums vermag er nicht zu legen. Dies vermag erst Richelieu, der die königliche Gewalt auf eine wirkliche Idee gründet. Er faßt den Begriff des Staates, der Staat ist ihm die Verwirklichung der Gesetzesherrschaft. Vor dem Gesetz muß alle Willkür schweigen, das Gesetz muß die Rohheit der Parteiherrschaft bewältigen, die Schädlichkeit der Günstlingsregierung paralysiren. Richelieu fängt damit an, die Adelsparteien zu schwächen und zu demüthigen. Wie ein Gorgonenschild hält er dem Uebermuth des Adels die Bedeutung der königlichen Gewalt entgegen. Er ruft aus:

> Weh, weh dem schmachversunknen Land,
> Wo Unterwürfigkeit sich auflehnt, der
> Vasall die ehrne Stirne trotzend hebt,
> Die Ahnentafel und das Wappenschild
> Hinhaltend als sein angestammt Gesetz!
> — — —
> Ihr hofft auf alter Zeiten Wiederkehr
> Umsonst —
> Nicht lange mehr
> So ragt die tilgungsschwere Hand herein.
> — — —
> Der Augenblick ist nah', wo das, was jetzt
> Der Mörder ungescheut, weil Alles Recht
> Und Königsfurcht mit Füßen tritt, verübt,
> Das vom Gesetz berufne Richtbeil wird
> Vollstrecken; wo auf offnem Markt, wie hoch
> Er's trage, fürstlichem Rebellentrotz
> Das stolze Haupt vom Blutgerüste rollt.

Man weiß, wie Richelieu das Wort erfüllte, wie der Herzog von Montmorency und Cinq-Mars endeten. Richelieu wurde der Schöpfer der absoluten Monarchie, der neuen, legitimen Staatsweisheit, der ministeriellen Macht. Das Mittelalter war damit in seiner Wurzel angegriffen, die particularen Rechte für immer getilgt, der erste Höhepunkt der neueren Geschichte erreicht. Aber die Herrschaft des Gesetzes, wenn sie nicht aus den Volkselementen erwachsen ist, bleibt eine formelle. Richelieu's Idee vom Staat war eine einseitige, er selbst wurde ein Tyrann, und der Geist der Freiheit mußte gegen ihn wieder ankämpfen, um die Starrheit des Absolutismus zu brechen. Das Volk ist die Macht, welche über den Absolutismus sich erhebt, die Revolution ist die natürliche Kehrseite der absoluten Monarchie.

Dies Element finden wir in Klein's Tragödie ebenfalls bereits dargestellt; der Aufstand Picard's ist der Prototyp der Revolutionszeit, Picard selbst der organisirte Revolutionsgeist. Klein hat eine möglichst originelle Gestalt aus ihm gemacht, er hat das theosophische Element, das wir so häufig in den Schustern aufkeimen sehen, in seine Individualität verlegt, um es als gewaltige politische Explosion nach Außen zu kehren. Aber der Witz ist hier zu überla-

Digitized by Google

den, er brodelt „wie heißes Pech," und wir müssen uns wegwenden, daß er uns nicht in die Augen sprüht. Das können wir indessen dem Dichter doch zugestehen, daß er Tieferem zustrebt, als einer bloßen Shakspeare-Nachahmung, es ist Alles tiefinnerlich erzeugt, und Vieles ist plastisch, kräftig und originell, ja auch dieser Pathos des gemeinen Volkselements ergreift uns mächtig.

„Die Ehre eines Franzosen," sagt Picard, „ist unantastbar. Zerstückelt, ergänzt sie sich wie Schlangenglieder, im letzten Todeszucken theilt sie, wie Zitterrochen, lähmende Schläge aus, in die Pfanne gehauen, springt sie, gleich dem Aal, dem Verstümmler ins Gesicht." So sprüht ein gewaltiges Nationalbewußtsein aus diesem Schuster. Prächtig ist die Scene, in der er die Prinzessin Condé, Guise und Conti zwingt, auf seinen Schusterschemeln niederzusitzen, um ihnen Maß zu nehmen und sie dann zu verhöhnen, daß sie, mit diesen Füßchen, dem Volk vorangehen wollten zum Sturm der Bastille. „Ich kenn' Euch wohl," sagt er, „und nicht von gestern weiß ich, daß Eure Männer blutgierige Volksverächter sind, selbstsüchtige, herzlose, eigennützige Tyrannen," — und schildert darauf den schlechten Einfluß, den die Weiber noch zu dieser Tyrannei hinzubringen. Indem er so wüthenden Aristokratenhaß ins Volk schleudert, hält er dasselbe ab, für Condé etwas zu wagen. Nur sich, seiner eigenen Sache soll das Volk dienen. Er stirbt, seiner würdig, bei dem Sturm des Ancre'schen Pallastes.

So viel über den sittlichen Inhalt und die Situationen des Stücks. Was nun die Charaktere betrifft, so kann zunächst die Frage aufgeworfen werden, ob nicht das Menschliche von dem Politischen zu sehr in den Hintergrund gedrängt werde. Wir haben eine Vielheit und Mannigfaltigkeit von historischen Gestalten, deren Interesse sich fast durchgehends um Macht und politischen Einfluß dreht; die Träger des eigentlich Menschlichen und Tragischen scheinen zu fehlen, die Tragödie beruht nicht, wie es gewöhnlich zu geschehen pflegt, auf einzelnen Hauptcharakteren, welche handeln und leiden, sondern auf dem Organismus des Ganzen. Dies ist aber gerade der Punkt, welcher Klein's Streben an Shakspeare's Tragödie anreiht und ihm die wahre, tiefere Bedeutung verleiht. Die historische Tragödie soll nicht willkürlich das Schicksal eines Helden herausgreifen und romantisch entstellen, sondern es soll aus der innern Nothwendigkeit der historischen Zustände hervorgehen. Die Romantik hat den Menschen fälschlich von der Geschichte losreißen, ihn über dieselbe stellen wollen. Der Mensch aber steht immer unter der Geschichte, er kann nur als ein individueller Theil seines Volksgeistes erscheinen, und die Totalität der Individuen kann erst die Geschichte machen. So haben die Griechen ihre Mythen, so hat Shakspeare seine Nationalgeschichte dramatisch gestaltet, und wir Deutschen sind deshalb bisher hinter ihm zurückgeblieben, weil wir nicht die Kraft besaßen, uns so in die Geschichte einzuleben wie er, so nahe an die Idee des Staates heranzutreten. Selbst bei Schiller und Göthe schadet diese Romantik. Was ist größer: die Schilderung der Hofhaltung Philipp's II. im ersten Act des Don Carlos, oder die Schwärmerei des fabelhaften Marquis Posa und die nachher folgende Familiengeschichte, die der idealistische Marquis veranlaßt; die Scene zwischen Alba und Egmont oder die Liebesgeschichte mit Clärchen? Uns dünkt, die Antwort kann nicht zweifelhaft sein. Schiller gab dem Idealismus, welcher allen Pathos auf den einen Hauptcharakter häufte, zu viel nach, und in der Jungfrau z. B. führt ihn dieser gänzlich auf Abwege. In Göthe's Dramen ist daher, weil er realer ist, weit mehr Totalität, ein tieferer Organismus. Aber Shakspeare's Reichthum der Gestaltenbildung, seine treibende Kraft zu produciren, sowie die Tiefe seines politischen Sinnes erreicht auch er nicht.

Deshalb nun müssen wir Klein in Schutz nehmen, weil er den Muth gehabt hat, einen solchen Organismus selbstthätig und unsern politischen Ideen gemäß hinzustellen. Der Staat ist der eigentliche Held seines Stücks, und sein Schicksal ist es, das den innern Kern der Tragödie bildet. In den Personen derselben tritt die Collision des Menschlichen und Politischen fortwährend hervor, das Schlechte wird überwunden, die Idee der Sittlichkeit siegt, und Richelieu's großer staatsmännischer Charakter geht aus diesen Wirren als ein nothwendiges Resultat hervor. Das rein Menschliche erscheint ferner in den geringeren Personen, wie Claude, Herrn de Lüz und Magnat, ungetrübt. Nur die Königin und Eleonore hätte man mehr in ihrer Weiblichkeit dargestellt gewünscht. Sehr zu loben ist Klein indeß, daß er nicht in den Fehler Alfred de Vigny's gefallen ist, der aus dem „maréchal d'Ancre" eine bürgerliche Jeremiade gemacht hat. Dies Stück ist ein höchst mittelmäßiges Product, was auch Jules Janin dafür gesagt hat, um den Freund zu preisen. Klein hat dem Franzosen erst gezeigt, was aus dem Stoffe zu machen war.

Die wahre Wirkung von Klein's Tragödie können wir erst empfinden, wenn sie auf der Bühne erscheint. Da Klein eine besondere Bearbeitung für diesen Zweck vorbereitet, so zweifeln wir nicht, daß eine einsichtige Direction sich dieser schwierigen, aber auch gewiß sehr dankbaren Arbeit des Einstudirens unterziehen werde. Daß der politische Pathos des Stücks mächtig in die Herzen der Hörer sprühen werde, davon sind wir schon jetzt nach der Erfahrung, wie die Tragödie auf die einzelnen Gemüther gewirkt, vollkommen überzeugt.

E. Meyen.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Digitized by Google

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

24. Februar. № 47. 1841.

R. H. Klausen „Aeneas und die Penaten."

(Fortsetzung.)

Ganz entsprechend, aber unendlich viel roher und plumper, als in den anmuthigen Sagen dieser südlichen Küstenstriche, finden sie sich in den nördlichen Theilen, namentlich zu Lampsakos, im Dienste des Priapos ausgesprochen, der auch ein Sohn der Aphrodite, aber ein frecher, brünstiger, zotenhafter Gesell, die Gunst der Gottheit nicht durch heroischen Jugendglanz gewinnt, wie Aeneas, sondern dieselbe durch strotzende Kraftfülle, die in der höchsten Aufregung der Sinnlichkeit selbst den Göttern imponirt, sich ertrotzt. Ein solcher Gedanke, der nicht ganz der Wahrheit ermangelt, mag im übermüthigen Rausche rasch verschäumenden Festtaumels zur Ehre der Gottheit symbolisch ausgesprochen, selbst veröffentlicht, Entschuldigung finden. Aber so wie er den Mittelpunkt eines ganzen Gottesdienstes zu bilden sich anmaßt und die stereotype Fratze zum Wahrzeichen einer ganzen Landschaft erhebt, verliert er die lustige Frische des Augenblicks, und sanctionirt die Unfläterei selbst und die thierische Gemeinheit. Hier muß dann auch der reine Knabe Ganymedes durch seine Unschuld nur die Lüsternheit des Gottes steigern, und das Verlangen des Zeus, den Schönen für seinen Dienst zu gewinnen, erscheint in Parion als Befleckung.

Dies Alles noch im Bereich des bebrykischen Volksstammes. Die Dolioner aber ziehen aus dem benachbarten Mysien und Phrygien entsprechende mythologische Figuren, und namentlich den Askanios in den Kreis der Aeneadischen Vorstellungen. Zunächst fällt in der Hauptstadt Kyzikos der gleichnamige Führer des Volkes auf, der, von den Aeltern Aeneus und Aenete (jener auch gradezu Aeneas genannt, der Gottgefällige) entsprungen, die trotzigen Riesen des nahen Bärenwaldes, Poseidon's stürmende Gewalten sich dienstbar macht und zum Bau des nützlichen Hafendammes zwingt. Weiter östlich aber tauchen in dem Mythengewirr der Völker, mit unsteten Sitzen der Phryger, Myser und Lyder, die Namen von Daskylos und Askanios zur Bezeichnung von Landschaften, Seen, Strömen und Heroen in wechselnder Bedeutung auf, und Midas und Gordias sind im innern Phrygien die gottgefälligen Heroen, die gleich den Daktylen bis zur Zauberkraft und zum Goldmachen von oben begünstigt werden, Midas, den Telchinen ähnlich, auch über Ströme gebietend. So fanden die Sagen von Aeneas auch hier günstigen Boden, und man wies sogar des Aeneas Grab im berekynthischen Lande, wie umgekehrt Midas als König der Dardaner erscheint. Der Name Askanios aber haftet ursprünglich an zwei natrumhaltigen, dem Poseidon heiligen Seen, denen ein erfrischender Dämon mit Jugendkraft beiwohnte, durch die Gunst der Gottheit Ungethüme (den Durst) bekämpfend, ritterlich und der Rossezucht zugethan, gleich Aeneas. Homer kennt den Askanios noch als des Hippotion, nicht des Aeneas Sohn. Er vermittelt aber nicht nur bei Poseidon durch das Wunder des Sees, der mitten im Salzwasser trinkbare Quellen zeugt, sondern auch bei der quellspendenden Gebirgsmutter Rhea. Da aber aus dieser sich die kleinasiatische Aphrodite hervorgebildet hat, so ist sein sehr frühes Eintreten in den Kreis der Aeneaden (so kennt ihn schon Stesichoros) sehr erklärlich. Vielleicht ward er schon, ehe er nach Troas gelangte, von milesischen Griechen auf diejenige Aphrodite zurückgeführt, die den Seefahrern die Schläuche mit süßem Wasser füllt. Leicht wurde er dann am Ida eingebürgert und neben Anchises gestellt, der wie er durch seiner Göttin (*Αφροδίτη ἔφιππος*) Künste göttliches Blut in seine Füllen bringt. Fettes Weideland, entsprechend dem Local an jenen bithynischen Seen, gewinnt den Namen Askaniens, und der Heros tritt fortan überall auf, wo Rossezucht erwähnt wird. In Arisbe und Skepsis werden Geschlechter auf ihn zurückgeführt. Sicher aber ist dies Alles nicht vor Homer geschehen, der, wie ausgebildet er bereits die Sage von Aeneas hat, weder von einem troischen Heros Askanios, noch von einer troischen Landschaft des Namens weiß, wohl aber zweimal also geheißene phrygische Fürsten erwähnt. Der Name und die Sage ist demnach erst sicher später in Troas von fernher entlehnt, wenn gleich lebendig angeeignet. Die Kyzikener mögen bei dieser Uebersiedlung der Be-

Digitized by Google

griffe als Mittelspersonen gedient haben. — Sonach ergiebt sich die durchgängige Ansicht der Lyder, Myser, Phryger und Dardaner, das Fürstenthum ihrer Geschlechter herzuleiten von einer göttlichen Bevorzugung ihrer Ahnherren, wodurch ihnen eine zauberhafte Gottgefälligkeit beiwohne. Diese Göttergunst wird den Menschen zugeneigt durch die olympische Göttin Aphrodite, „welche ihre Lust daran hat, die ewigen Grenzen, wodurch Himmel und Erde geschieden sind, aufzulösen." Unter ihrem Einfluß gewinnt der Mensch die Gunst auf dreifache Weise, durch kindliche oder asketische Hingebung (Ganymed — Attis), durch nützenden Dienst (Daktylen) und durch Ertrotzen (Priap). Die Götter, welche dem Menschen gewonnen werden, sind vor allen die idäische Bergmutter, Poseidon, der idäische Zeus (durch Ganymed), Apollon, Athene. Den Troern sind die Aeneaden das gottgeliebte, von Aphrodite stammende Geschlecht, an die durch Untergang der Priamiden das Reich der Dardaner kommen soll. Die Neu-Ilienser müssen daher ihren (fingirten) Stammahnherrn Ilos zu einem Sohn des Aeneas machen, und seitdem Askanios' Name, durch Localitäten begünstigt, nach Troas wanderte, diesen und Ilos für identisch erklären. An ihm haftete, durch Homer's Weissagung von der Herrschaft der Aeneaden veranlaßt, seit Arktinos die Sage vom Palladium, das Aeneas aus dem Brand der Stadt gerettet hätte, als Unterpfand unvergänglichen Herrscherthums. Später, als die Neu-Ilienser auf der Stätte des alten Troja zu wohnen vorgaben, ward die Schenkung des Götterbildes auf den alten Homerischen Demogeronten Ilos zurückgetragen. Homer selbst aber kennt die Sage in keiner der beiden Versionen. Durch die Neu-Ilienser kommt das Element des Ansiedelns und Städtegründens in die Wirksamkeit der Aeneaden, so wie diese bei dem atheniſchen Palladium ebenfalls hervortritt. Von den übrigen Göttern der Aeneaden lassen sich, wiewohl erst spät (seit Hellanikos) in ihre Verehrung hineingetragen, die großen samothrakischen Gottheiten nachweisen, an die sich Hephästos anschließt. Rhea und Hestia gewinnen schon hier (nachweislich in Skepsis) den Platz, den sie nachmals in der latinischen Umgestaltung der Sage so constant behaupten, wonach das ewige Feuer (das durch Hestia ebenso wie der Herdstein durch Rhea vertreten wird) aus dem Prytaneon von Ilios durch Aeneas nach Italien geflüchtet ist. Ebendaselbst finden wir Dionysos, und Hermes, der schadlose Gott, leitet auf der iliſchen Tafel Aeneas aus den Flammen. Demeter verschwindet hinter der Rhea. Dagegen lassen sich alle Götter, die in der Ilias sich des Aeneas annehmen, als von seinen Geschlechtern verehrt nachweisen: Aphrodite, Poseidon, Ares, Zeus; außer ihnen Hera, insofern sich diese als Dione der Aphrodite nähert, vor Allen aber Apollo, der als Sehergott und Schützer der Rinder- und Bienenzucht in Thymbra verehrt wird, der Ebene, wo das Saturei-Kraut (θύμβρα) gedeiht, den Stieren und Bienen gleich erwünschte Nahrung, heilsam gegen den Biß der Schlange und andern giftigen Gewürms, das Apollo abwehrt, und Liebestrieb erweckend.

Nachdem der Verf. so den Göttercult der Aeneaden auf seiner Geburtsstätte im ersten Abschnitt (Erstes Buch: die Aeneaden, S. 1—200) erforscht, weist er im zweiten (Sibylle, 201—312) dasjenige Motiv nach, welches vorzugsweise zur Verbreitung dieser Ansichten diente; es ist die an den Dienst des Apollo zu Thymbra, wie im Smintheon geknüpfte Vorstellung von der Sibylle. Denn trotz der unermeßlichen Zerstreuung der sie betreffenden Traditionen, läßt sich als Kern und erster Ausgangspunkt deutlich das gergithische Marpessos erkennen. Dort, in den Schluchten des Ida, ist es die weissagende Stimme aus der Felsenkluft, welche die gesteigerte Phantasie des Naturmenschen aus dem Rauschen des Sturmes und des Wassers herauszuhören meint, so wie sie in dem bunten Wirrwarr der von Wind und Wellen zerstreuten Blätter geheimnißvolle Schriftzüge liest. So eng mit dem Apollo verknüpft, und überall zu finden, wo dieser unterirdischen Gewässern weissagerische Kraft verleiht, hält sie sich doch gänzlich frei von zünftigem Einfluß der Gottesverehrung, wie sie eine Priesterkaste gebietet; sie ist die durchaus subjective Macht des Hellsehens, die natürlich, nach der Gewohnheit, die Geister der Gewässer als alte Landesbewohner zu fassen, historische Persönlichkeit gewinnt. Aus dieser gänzlich subjectiven Entstehung der sibyllinischen Weissagungen erklärt sich nun zunächst die ungeheure Verbreitung derselben eben so, wie die schrankenlose Interpolation. Unterstützt mußte Beides werden durch die besondere Richtung, welche in der Vorstellungsweise der Aeneaden diese Prophezeihungen nahmen. In dem unterdrückten Geschlechte, das sich nach der endlichen Wiederkehr der verheißenen Herrschaft sehnte, das zugleich in der Bevorzugung seiner gottgeliebten Ahnherren die Bürgschaft künftig erneuerten Glanzes sah, spricht sich die Sehnsucht als Prophezeihung aus. Die Sibylle spricht bei Ereignissen, die den bisherigen Zustand ihres Gesichtskreises auf irgend eine Weise zu erschüttern und umzuändern drohen, sie verflicht dann Vergangenes mit Zukünftigem, nimmt jenes als Analogie für dieses auf, und ohne daß ein Betrug walten dürfte, stellt sie das Vergangene selbst mit als Zukünftiges dar, so daß die späteren Geschlechter, die auch hierin ein Prophezeihtes sehen, das Alter der Seherin jenseits jener Ereignisse zurückrücken müssen. So haben denn die ersten Sprüche der marpessischen Prophetin die Erneuerung der troischen Herrschaft hoffen lassen; der weiteste Gesichtskreis, den sie eröffnen konnten, war aber auf die den Teukrern stammverwandten phrygisch-lydischen Völker beschränkt, und die unüberſteig-

Digitized by Google

liche Grenzmarkung wurde der Taurus. Aehnliche Zustände erregten ähnliches Bedürfniß, und wo zudem die Localität Anhaltspunkte bot, wanderte die Sibylle mit ihren Weissagungen von Ort zu Ort; die ohnedies (gleich allen Orakeln) sehr allgemein gehaltenen Sprüche wurden leicht dem neuen Local angepaßt, und eben so leicht in die lockern Blätter eingefügt, was Zeit und Ort als neues Bedürfniß erblicken ließ. Denn das eben ist ihr Wesen, daß sie sich stets verjüngt und doch stets greisenhaft ist, daß ihr luftiger Leib auf jedem entsprechenden Boden sich niederläßt, in hundertfach neuer Gestalt und mit neuem Namen. So kam die Sage von der gergithischen Sibylla mit Colonen von Ida in das Gebiet der äolischen Kyme, und wanderte von da über das Meer nach Cumä im opischen Lande. Wie bei der Vehme war der Ort ihrer Weissagung die rothe Erde, und so geschah es, daß auch Erythrä in Jonien nicht nur die Sage von der Greisin empfing; sondern auch ihre Sprüche, und daß durch die bedeutendere Stadt die erythräische Sibylle (so hieß wegen des rothen Bodens ursprünglich auch die marpessische — *πατρὶς δέ μοί ἐστιν ἐρυθρή*) allmälig vorzugsweise als die von Erythrä gefaßt, bald die ansehnlichste des Alterthums wurde. Von hier gelangten ihre Sprüche dann wirklich nach dem italischen Cumä, und von da nach Rom, gerade zu einer Zeit, als der erschütterte Königsthron der Tarquinier einen prophetischen Anhalt erwünscht machte. Aeneadische Begriffe kamen somit auch nach Latium. Wie sie dort mit ursprünglich heimischen sinnverwandten bald verwuchsen und, selbst an Namens-Aehnlichkeiten sich anlehnend, allmälig die ganze römische Religion umwandeln halfen, dies wird nach der Absicht des Verf. erst in dem zweiten Theil nachgewiesen. Hier galt es nur zu zeigen, daß es wirklich die hellenisch-teukrische Sibylle war, deren Vermächtniß der Obhut römischer Behörden anvertraut, vielfach als Vehikel der religiösen und politischen Entwicklung des Weltreichs dienen mußte. Die Idee der Sibylle mag übrigens um Gergis uralt sein; aber erst zu einer Zeit, als die particulären Religionsansichten einzelner Ortschaften, besonders durch Onomakritos, in die Litteratur eintraten, und bisher in Griechenland unentwickelte Vorstellungen von Außen her neu befruchtet wurden, zur Zeit des Solon und Crösus also werden die Orakel der marpessischen Sibylle, wenn nicht zuerst in Hexameter gebracht, doch zuerst auf dem Wege über Erythrä nach Griechenland gekommen, und verhältnißmäßig rasch genug nach Italien verbreitet sein. Darauf weisen erhaltene ächte Reste in der auf uns gekommenen jüdischen Sammlung hin, und es ist kein geringes Verdienst des Verf., solche aus der wild darüber und hindurch gewucherten Masse fremdartiger Interpolationen herausgelöst zu haben. Als nämlich die persische Herrschaft die Völkergrenzen verwischt hatte, und der unterworfene Orient jene prophetische Sehnsucht empfand, die in den Sprüchen der teukrischen Sibylle ein durchaus homogenes Element anerkennen mußte, da traten auch barbarische Sibyllen überall im Osten und Süden auf, und die persische und libystische hat selbst bei Hellenen nicht geringen Ruhm. Alexander's und der Diadochen Reich vollendete die Vernichtung der Volksoriginalitäten, und zwang mit der Sprache die griechischen Vorstellungen allen unterworfenen Stämmen auf. Da seufzten vor Allen die, welche ihr Geschlecht für ein gottgeliebtes hielten, nach Erlösung, und kaum läßt sich ein den Aeneadischen Prophezeihungen adäquateres Verhältniß denken, als das der Hebräer, denen aus dem Geschlecht des von Jehovah geliebten und gesalbten David ein Retter aus den Nöthen der Gegenwart gegen Babylonier, Perser, Griechen erscheinen sollte. Ja die hellenischen Sagen boten ihnen selbst in der Sibylle ein Mittel, die heidnische Welt mit ihren eigenen Waffen zu schlagen. Denn die Griechen hatten seit der Erweiterung ihres Gesichtskreises auch den Ursprung des jüdischen Volkes in ihr kosmogonisches System verflochten. Idäer, die unter Kronos' Herrschaft aus Kreta, ja sogar aus dem phrygischen Ida gewichen, sich in Palästina angesiedelt hatten, konnten die Juden auf die teukrisch-idäische Sibylle, als ihre Landsmännin, von Urbeginn Anspruch machen und, indem sie die griechischen Göttergeschlechter in Euhemerus Weise zu Menschen herabsetzten, ihren Aeneaden, den unendlich erlauchteren, David und seinem Stamm die zukünftige Herrschaft vindiciren, deren Ansprüche bis zum Weltreiche gesteigert wurden, seit das Römerreich mit dem Schwerte diese Idee zu verwirklichen anfing. Manches Ursprüngliche also konnte, mit leichter Umwandelung widerstrebender Stellen, die erythräische Sibylle sich unter den Händen der Juden bewahren. Wenn man nun in Betracht zieht, wie von gleichen Ursprüngen aus die römische Auffassung ihren Aeneaden zunächst die Herrschaft Italiens, dann, vollständig übereinstimmend mit der Seherin von Marpessos, die Völker bis zum Taurus, und endlich das Weltreich zudachte, so kann uns die sonst wunderbare Uebereinstimmung sibyllinisch gehaltener Prophetieen im Munde römischer Dichter und jener judaisirenden Weissagungen vom Reiche des Messias nicht länger befremden. Hier also findet denn auch die vierte Ekloge Virgil's mit ihren mittelalterlich-christologischen Deutungen ihre Erledigung. Das Consulat des Asinius Pollio versprach durch den Friedensschluß der allgewaltigen Triumvirn den Weltfrieden und die Wiederkehr der goldenen Zeit unter dem Schutz des Julisch-Aeneadischen Geschlechtes. Die Prophezeihung derselben knüpfte sich leicht an die Geburt des Knaben, der fortan nur diese paradiesische Zeit kennen sollte.

So erscheint also die Sibyllen-Weissagung als ein mächtiges Mittel zur Verbreitung Aeneadischen Glaubens. Schwer-

Digitized by Google

lich würde aber der Name Aeneas so allgemein von Kleinasien bis nach Rom der Träger der Idee von einer zwischen Gott und Menschen vermittelnden dämonischen Gewalt geworden sein, wenn er sich nicht in einer bedeutenden Anzahl localer Religionen an der thrakischen, griechischen, epirotischen Küste, ja selbst im innern Griechenland zugleich mit jener Idee als ein heimisches Product vorgefunden hätte. Die weitere Ausbildung der betreffenden Traditionen, die ursprünglich in gar keinem Zusammenhange mit dem dardanischen Heros standen, ward vorzugsweise durch die wachsende Verbreitung der Homerischen Poesie und durch die Wichtigkeit befördert, welche die Sagen von Troja bei den Hellenen erhielten. Jede Ortschaft, die einen Aeneas oder einen ähnlich klingenden Heroennamen aufzuweisen hatte, wollte ihn auf den trojanischen Helden zurückführen, um ihres Geschlechtes Ruhm bereits in der hellenischen Bibel zu finden. An anderen Orten, namentlich auf ursprünglich halbbarbarischem Boden (in Sicilien und Unteritalien) fehlte auch wohl der Name, aber die Sagen waren den Aeneadischen so homogen, daß spätere hellenische Colonen sie geradezu in die ihnen bekannten übersetzten, und die allmälig auch hellenisirte Urbevölkerung willig auf die neue Betrachtungsweise einging. Wirklich erfolgte Auswanderungen nach der Zerstörung des troischen Reiches boten das bequemste Mittel zu einer solchen Verbindung, die zuerst als Einwanderung oder Niederlassung gefaßt ward. Als aber im Lauf der Zeit diese Ortschaften selbst in Verbindung traten, mußte nothwendig ein Conflict der von allen Seiten in gleicher Weise erhobenen Prätensionen entstehen, wie er auf engerem Gebiete wohl bereits unter den Aeneadischen Städten in Troas selbst stattgefunden hatte. Hier wie dort war dann der Mythus, der das Göttliche in keiner Gestalt beleidigen will, stets in friedlicher Vergleichung des Widerstreitenden bemüht. Hier insbesondere sah er kein anderes Mittel dazu, als die wirkliche Ansiedelung des Helden immer in weitere und weitere Ferne zu schieben, die dazwischen liegenden Orte aber, die vorher jeder für sich als Endpunkte der Fahrt galten, bei stets sich erweiternden Kreisen der allgemeinen Sage allmälig als bloße Stationen und Ruhepunkte zu fassen. Darum sehen wir Aeneas auf der jahrelangen Irrfahrt, aber auch hier als den gottgefälligen Heros, der durch seine Person die Gefährten vor Untergang schützt, überall, wo er die Küsten berührt, Segen verbreitet und nachmals blühende Ortschaften stiftet, ja endlich in der Ferne die Hoffnung verwirklicht, für die sein Name schon auf troischem Gebiet als Unterpfand galt, daß seinem Geschlechte die Wiederherstellung alter Herrscheransprüche aufbehalten sei. Diese Ruhepunkte der Fahrt nun aufzusuchen, und bei ihnen das Ursprüngliche der localen Aeneassagen nachzuweisen, die nur erst allmälig und oft verhältnißmäßig spät sich mit dem troischen Cyclus verflechten, ganz zuletzt aber ihren Entstehungsort zu einer Station des Helden herabsetzen, — dies ist der Inhalt des dritten Abschnittes: Aeneas als Einwanderer, S. 313—515.

Noch auf troischem Boden, in Antandros, der Hafenstadt, galt Aeneas ursprünglich als Schützer der Seefahrt und Vermittler bei den Poseidonischen Mächten; mit ihm Askanios. Wie leicht sich daraus, in Verbindung mit der Localität, der Gedanke entwickeln konnte, daß hier Aeneas seine Schiffe zur Flucht gezimmert habe, von hier ausgelaufen sei, liegt auf der Hand. Das gegenüberliegende Samothrake, das in der Sage von Dardanos den Aeneadischen durchaus verwandte Begriffe ausgebildet hat, ja wohl ohne Bedenken als dem teukrischen Volke stammverwandt angesehen werden kann, hat doch von Aeneas selbst keine bedeutende Tradition, obschon sie nicht ganz fehlte. Denn er weiht den samothrakischen Göttern dort seinen Schild, und führt die Ceremonie der Salier, als deren Vertreter er selbst auf der Insel gelten mochte, nach der späteren Sage von hier in die neue, römische Heimath.

An der thrakischen Küste wird Aenos als Niederlassung genannt. Ob aber der dortige Mythus Aeneas ursprünglich als Eponymos anerkannte, bleibt fraglich; vielleicht ist er von Außen her durch etymologisches Spiel dorthin gebracht. Viel bedeutender ist in dieser Beziehung die Halbinsel Pallene. Hier fand nach Einigen Aeneas selbst sein Ziel, nach Anderen ward hier (in Pydna) Anchises begraben. Auf jeden Fall aber gilt er als Stifter der Stadt Aenea am äneischen Vorgebirge, und wiewohl die Sagen, welche ihn nach Westen ziehen ließen, zuletzt überwogen, blieb doch ein höchst bedeutender Heroencult des Aeneas und Anchises, die von Anbeginn einheimisch waren in fast gleichen Verhältnissen, als in Troas, und namentlich als Vermittler bei Aphrodite. Aehnliches gilt von dem Aeneas in Pharsalus, wohin er nach Einigen als Knecht des Neoptolemos gekommen sein sollte. In Delos ward sein Name herangezogen durch den verbundenen Dienst Apollo's, Dionysos' und Aphrodite's. In der Sage befragt er dort das Orakel, und läßt vielfache Spuren seiner Anwesenheit in der Blüthe und Bevölkerung der Insel zurück. Kreta hat in allen religiösen Beziehungen und in den Namen der Localitäten die sprechendsten Analogieen mit Troas. Hier kann Aeneas mit seinem ganzen Ideengefolge nicht fehlen. Ja es hatten sich hier so originelle Mythen selbständig entwickelt, daß sie späterhin keine andere Ausgleichung durch die allgemeine Sage zuließen, als die verzweifelte, einen zweiten und dritten Aeneas als Gründer des kretischen Pergamus anzunehmen, die freilich beide, als die dortigen Localvorstellungen mehr und mehr in Vergessenheit geriethen, bei denen, welche Virgil als Quelle benutzte, dem Sohne des Anchises weichen mußten.

(Fortsetzung folgt.)

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Digitized by Google

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

25. Februar. № 48. 1841.

R. H. Klausen „Aeneas und die Penaten."

(Fortsetzung.)

In Kythera, auf der lakonischen Küste und zu Argos läßt sich das Ursprüngliche weniger deutlich sondern; im innern Peloponnes dagegen, namentlich im nordöstlichen Arkadien zeugt der Umstand, daß Anchises vielfach ganz ohne seinen Sohn genannt wird, für das Heimathliche dieser Begriffe, zu denen die allgemeine Sage nur dünne Verbindungsfäden gezogen hat. So namentlich in Mantinea, wo Aeneas nur eben erwähnt wird, um die Anwesenheit des Anchises denkbar zu machen. Eben so in Pheneos, wo besonders die Vorstellung sich ausgebildet hat, für welche in Samothrake und Troas Dardanos als Substrat galt (die von der Befleckung und Reinigung durch Götterhuld), hier zwar durch keine Stammverwandtschaft vermittelt, aber doch durch die Uebereinstimmung des Namens so mächtig wirkend, daß Dardanos in der Sage nun von hier ausgehend, das Palladium und die großen Götter über Samothrake nach Troas bringen mußte. Ein heimischer Aeneas findet sich wiederum in Orchomenos, Kaphyä und besonders zu Nasoi, und daß dieser mit dem benachbarten Dardanos verbunden, zu dessen Enkel und zum Troer gemacht wurde, ist hier doppelt erklärlich. Unbedeutender sind die Spuren in Paträ, erst später durch die römische Militärcolonie aufgefrischt. In Zakynthos, wo Aeneas der Aphrodite Tempel und Festspiele geweiht haben soll, wird er neben der Göttin als Beschwichtiger der widrigen Stürme verehrt. Denn die vermittelnde Thätigkeit wird nicht immer einem der Göttin entsprechenden, aber der menschlichen Natur näher stehenden Heros, sondern zuweilen der Göttin selbst beigelegt. Dann heißt sie selbst, wie in Leukas, Aphrodite Aeneias; ihr Ursprung und Name wird aber in der späteren Sage auf den troischen Heros zurückgeführt, als dessen Stiftung ihr Heiligthum betrachtet wird. Aber wäre dieser Göttin, welche besonders über Seestürme gebietet und in dieser ganzen Gegend (auch in Ambrakia und Aktion) Tempel hat, schon ursprünglich eine dem Aeneas entsprechende Gestalt zugesellt gewesen, so hätte diese gewiß dem nachmals hineingetragenen Troer einen ausgebildeteren lebendigeren Fabelkreis zugebracht. Denn jetzt beschränkt sich seine ganze Thätigkeit an diesen Gestaden auf Tempelgründungen und Altarweihen. Uebrigens ist diese Aphrodite sicher nur eine andere, dem Begriffe der Aeneadischen adäquate Auffassung der dodonäischen Dione, und somit läßt die Sage den Aeneas den Arachtheus aufwärts ziehen, um das pelasgische Orakel zu befragen. Noch tritt er im innern Epiros, wahrscheinlich durch den dort einheimischen Helenos angezogen, in Buthrotos auf, und in Onchesmos wiederum mit Anchises. Von hier nördlich hemmt seine weitere Verbreitung das Ende der pelasgischen Völkerfamilie, die mit den eigentlich barbarischen Illyriern nichts zu thun hat.

So muß die Sage von selbst den Weg nach der gegenüberliegenden Küste einschlagen, wo sie bei den Japygern auf ein für Aeneascult ungünstiges Terrain stößt; aber Anchises ist in Calabrien zu Hause, und man zeigt dort sein Grab. In der Sage empfängt hier Aeneas die Gebeine seines Vaters von dem unstät flüchtigen Diomedes. Das Palladium und die Behauptung troischen Ursprungs ist in Chonien vorhanden. Siris, Sybaris und Croton bieten sich von dorther, und das fette Marschland von Wald und Gebirg bekränzt, die Rinderzucht, der Dienst der laciniischen Juno, die der Aeneadischen Aphrodite entspricht, geben Anhaltspunkte genug für Aeneas; dennoch wird er nur vorübergehend genannt. Denn die hellenische Bevölkerung, welche gewaltsam erobernd die Gebirgspässe besetzte, hatte zu viel Interesse, ihre achäischen Stammheroen hervorzuheben, und neben Herakles, Philoktet und Epeos konnten Aeneas und die verwandten Gestalten nicht rechten Boden fassen. Er wird hier, wie in Daunien, wo Herakles das vermittelnde Organ zwischen Gottheit und Menschen abgiebt, nur hinterdrein als Ergänzung aufgenommen sein. Eben so dürftig sind die Spuren an der Ostküste Siciliens, wo vielleicht in Arcens und Achates ursprünglich Aeneadische Gestalten zu erkennen sind, durch welche die Irrfahrt auch hier Anhaltspunkte fand.

Digitized by Google

Reicher dagegen ist die Ostküste mit einem dem troischen völlig entsprechenden Boden. Daher auf Elymon ein Altar der Aeneadischen Aphrodite, in Segesta ebenfalls ein Tempel der Göttin, der auf ihn zurückgeführt wird. Die Möglichkeit, daß hier wirklich Verpflanzung durch Colonisation stattgefunden habe, wie Thucydides sie als historisch giebt, kann nicht ganz geleugnet werden. Doch spricht das Detail der Fabeln für spätere Uebertragung auf ursprünglich Heimisches. Aegestos, der Stammheros, in dem schon troisches Blut fließen soll, lebt, um Aeneas' Landung pragmatisch zu begründen, nochmals in dem Freunde des Letzteren auf, der Aegesta und Entella, so wie ein anderer Genoß, Elymos, Elyma baut. Am Eryx läßt sich selbst noch der ursprüngliche Name des Heroen, in dessen ganz analoge Stellung Anchises und Aeneas eintreten, nachweisen. Es ist Butas, der bei den Rindern mit der Aphrodite den Eryx zeugt. Sein Andenken konnte bei den Einheimischen nicht ganz verdrängt werden, und Aeneas galt dort daher nur als Erneuerer des von Eryx gestifteten Heiligthums, während die allgemeine Tradition ihn so mit jenem identificirt, daß Anchises' Grabesstätte bei Segeste selbst von Virgil gegen die latinische Sage anerkannt wird.

Die Karthager sahen in der Venus vom Eryx ihre Astarthe wieder; durch ihren Einfluß mögen punische Vorstellungen und Gebräuche auch auf dem sicilischen Berge sich eingenistet, oder entsprechende, dort heimische, die aber vorher gegen andere hellenische zurücktraten, mehr entwickelt haben. Genug, die Identität beider wurde von den sicilischen Griechen in dem Maße anerkannt, daß man die Göttin vom Eryx jährlich auf neun Tage ihren Berg mit der libyschen Burg vertauschen ließ. Hellenische Bevölkerung findet sich schon früh auf liby-phönicischem Boden; die Sage stellt dies als Ansiedelungen in heroischer Zeit dar, und wiewohl die Karthager gewiß nie Aeneadische Vorstellungen hegten, noch irgend auf den Troer Aeneas Ansprüche machten, ist doch durch jene beiden Elemente (Aphrodite und die hellenischen Städte) Aeneas' Aufenthalt in Libyen hinlänglich motivirt. Hier konnte also die Sage nur einseitig verfahren, und ohne auf Anerkennung der Barbaren zu rechnen, fand sie in dem gottgeliebten Sichäus den Aeneas wieder, den sie (wie Sichäus es gewesen) zum Gatten der Dido gab, einer Emanation der Astarthe selbst. Aber die Verschmähung dieser Combination von Seiten der Karthager, und die ganze feindliche Haltung dieser gegen alles Hellenische, gab derselben die natürliche Wendung, daß Aeneas' Aufenthalt und Liebe nur kurz gedauert, und auf das Gebot der mächtigeren Götter mit Verletzung der Astaroth und des punischen Volkes geendet habe. So hatte die Sage wahrscheinlich von erycinischen Griechen Nävius empfangen, aus dem sie Virgil zum Theil wörtlich geschöpft und der Auffassung seiner Zeit anbequemt hat.

Wenn es in Sicilien nur theilweise gelungen war, die dem Anchises und Aeneas entsprechenden einheimischen Heroen durch die fremden Namen zu verdrängen, so wurde bei dem dritten, dem schönen gottgefälligen Knaben Daphnis der Versuch, ihn mit Askanios zu vergleichen, gar nicht gemacht. Gleichwohl lag er nahe genug. Denn auch Daphnis ist der im feuchten Boden waltende Geist, welcher der Sehnsucht alles Lebens nach Erquickung entgegenkommt. Das ihm Eigenthümliche ist die Keuschheit, durch welche er der Götter Gunst, Anmuth und ungeschwächte Jugendlichkeit gewinnt, die überall an den Namen des Lorbeers sich knüpft und durch die wir an den Attis erinnert werden; nur daß Letzterer auf dem weichlichen asiatischen Boden erzeugt, dieser Anforderung nur durch gewaltsame Selbstentmannung zu entsprechen weiß, während Daphnis in der gesunden Phantasie der Sicaler durch die Kraft des Willens dasselbe erreicht. Er entspricht hierin dem italischen Julus, ist aber mit diesem eben so wenig, als mit dem Askanios, in der Sage identificirt. Doch diesmal hat der Dichter das Geschäft derselben übernommen. Denn die Elemente, welche sie bot, und die sich von selbst einer Vergleichung fügten, hat Virgil in der 5. Ekloge organisch herausgebildet, so daß sein Julier Cäsar in Daphnis' Gestalt nur als consequente Entwickelung der sicilischen Sage auf latinischem Boden dasteht.

Die schwachen Sagen der Sarder, welche auch zum Theil troischer Abkunft sich rühmen, sind kaum einer Berücksichtigung werth. An der Westküste Italiens aber herrscht überall Odysseus' Name vor und drängt den troischen zurück, wie Herakles, Diomedes und Idomeneus im Osten der Halbinsel. Erst Velia ist wieder berühmt durch den Tod des Steuermanns Palinuros. Letzterer ist als ein Winddämon der Veliner zu fassen, der ein Symbol der Minyer von dem ionischen Phokäa, Velia's Mutterstadt, nach Großgriechenland wanderte, von dort aber gleichzeitig Aeneadische Begriffe, denen er selbst verwandt ist, mit sich nahm. Denn er ist ein Heros, der durch die seefahrtschützende Aphrodite günstige Winde vermittelt, ja, da die feindlichen Poseidonischen Mächte ein Opfer verlangen, seine Vermittlung bis zur schmerzvollen Selbstaufopferung steigert, dafür aber zum Dämon erhöht, auch nachmals unter der Bedingung frommer Todtenbestattung den Schiffenden günstig ist. — Wie Aeolos und die sog. Neptunischen Altäre für die Irrfahrt des Aeneas motivirt sind, läßt sich mit Gewißheit nicht nachweisen.

Nachdem nun der Verf. die Ursprünge der Sagen und ihre Verwebung nochmals im Ueberblick vorführt und dabei darauf aufmerksam macht, daß der Versuch, die äußere Einheit durch eine colonisirende Völkerschaft in dieselben zu bringen, vergeblich, ja daß Aeneas' Verehrung in dem vorzugsweise hellenischen, d. h. dem dorischen Stamme gar nicht

Digitized by Google

ursprünglich heimisch sei, nachdem er die einzelnen Ortschaften nach der Art, wie die Aeneadische Sage in ihnen auftritt, geordnet hat, führt er uns dem Ende der Fahrt, dem opischen Cumä zu. Hieher kam, wie oben gezeigt, sein Name mit der Sibylle von den Gergithiern, und Aenaria's Name wird auf seine Landung gedeutet. Die ganze Localität des gegenüberliegenden Landes war der Weiterbildung der Sage günstig. Misenus aber ist ein zweiter Palinurus. Doch dieser Heros und Dämon ist bereits oskisch in seinem Ursprung; seine Betrachtung gehört in die der italischen Volksreligionen unter griechischem Einfluß und somit in den zweiten Theil des Werkes.

Fragen wir nun nach dem Gewinn, den die Wissenschaft sich aus der durchaus selbständigen und mit wahrhaft unermüdlichem Fleiße durchgeführten Arbeit versprechen darf, so wird schon die gegebene Uebersicht der bisherigen Hauptresultate denselben als sehr erheblich zeigen. Das hier Gegebene ist fast durchgängig neu, und um so mehr anzuerkennen, als der Verfasser aus den entlegensten Winkeln des Alterthums, die den meisten Philologen ganz unzugänglich sind, und zu denen auch ihn der Weg oft durch unerfreuliche Steppen führte, die Bausteine zu dem Werke herbeischaffen mußte. Abgesehen von den eigentlichen Schriftquellen, die oft nur in den zerstreuten und beiläufig beigebrachten Notizen trockner Scholiasten spärlich flossen, mußte das ganze Gebiet der Numismatik ausgebeutet, Kunstdenkmäler mit besonnener Kritik erwogen, die Localitäten der Sagenbildung erforscht, und zu diesem Zweck Reisebeschreibungen Aelterer und Neuerer mit Sorgfalt benutzt werden. Aber diese unendliche Mannigfaltigkeit des Stoffes und die gewaltigen Massen, mit welchen der Verfasser zu kämpfen hatte, haben entschieden nachtheilig auf die Fassung des Werkes influirt. Die Kräfte des rüstigen Arbeiters reichten nicht überall aus, und er wurde von den Massen, die er besiegen sollte, selbst überwältigt. Es ist ihm gegangen, wie so vielen der Philologen, denen mitten in der Untersuchung beiläufig Neues und wieder Neues unter den Händen erwächst, und die aus leicht verzeihlicher Liebe für das mit Mühe Erworbene es nicht über das Herz bringen können, Vieles zu verschweigen und nur das Wesentliche zu geben. Da schlüpft ihnen denn der Faden der Untersuchung aus der Hand, und wenn sie selbst, an solche wühlende Thätigkeit gewöhnt, ihn im Auge behalten, so verlangen sie doch vom Leser, der von ihnen lernen will, Ungebührliches. Denn wir gestehen es, daß nur mit der höchsten Anstrengung und nach wiederholtem Studium des Buches es uns gelungen ist, das Ziel zu fixiren und den Weg dazu auf die oben dargelegte Art zu verfolgen. Diese Unklarheit und Unordnung der Darstellung, zugleich mit jener unausstehlichen gelehrten Vornehmheit gepaart, die selbst von ziemlich esoterischen Dingen, wie von weltbekannten nur andeutungsweise spricht, oder gar sie mit einem höhnischen „bekanntlich" einführt, die Notiz auf Notiz drängt, und selbige nicht einmal durch eine verbindende Conjunction fesselt, sondern nur durch ihr eigenes plumpes Gewicht zusammenhängen läßt, die nicht einmal die Wiederkehr der abgebrochnen Untersuchung durch das äußerliche Mittel eines Absatzes andeutet, diese Unklarheit, welche nicht nur den Leser verwirrt, sondern auch unbedingt zuletzt auf den Sinn des Schreibers reflectiren, ihn betäuben und stumpf machen muß, ist hier bis zur wahrhaften Caricatur gesteigert, und verdient um so mehr eine scharfe Rüge, als sie vor Allem geeignet ist, solche Lehrer mit Recht und die ganze Disciplin mit Unrecht in Mißcredit zu bringen. Denn welche Sprache ist das, und welche Art des Denkens setzt sie voraus, in der die Specialitäten so zusammengepfropft sind, daß im Durchschnitt auf jede Reihe nicht drei Abstracta, — daran sind wir von andern Philologen her gewöhnt, — sondern drei *nomina propria* kommen? Und anderseits, wer kann von einem Leser, der nicht grade speciell dieselben Studien gemacht hat, als der Autor selbst, prätendiren, daß er Phrasen verstehe, wie diese: „Wohl aber sind aus der uralten Vorstellung von der Göttermutter durch hellenischen Einfluß die der Rhea, Hestia, Demeter, Aphrodite und Hera, welchen allen fünf untereinander und mit dem Pfeilergotte Hermes das Viereck gemeinschaftlich ist, auch in Troas hervorgegangen." (Th. I. S. 165) Oder was der Verf. zur Erläuterung der Attissage beibringt (S. 25): „Der Grundgedanke ist einfach (!) folgender: Aus der Zeugungskraft des Felsengeistes von der Flußtochter gehegt erwächst der Fichtengeist, das einzige Erzeugniß des wüsten Gebirgs: Felsengeist und Fichtengeist lieben einander; als aber der Landeskönig den Fichtengeist für das Veilchenkind gewinnen will, macht der Felsengeist ihn unfruchtbar; und so (?) grünt nun die Fichte fort. Fichte und Fichtengeist sind Ceremonialgeister (?), die Vorbilder der unfruchtbaren Gallen."

(Schluß folgt.)

Geschichte der Geographie, von Julius Löwenberg. Mit zwei chronologischen Uebersichtstabellen und neun Erdansichten. 379 S. 8. Berlin 1840. Haude und Spener'sche Buchhandlung (Josephy).

Das vorliegende Werk bringt uns eine lebendige Anschauung von der Stellung, welche die geographische Wissenschaft in der Gegenwart gewonnen hat. Bis vor Kurzem noch galt sie höchstens als Gesellschaftsdame der Geschichte, ein so reiches Leben sie auch in der Entwicklung der Menschheit mochte erreicht haben. Der Moment ihrer Emancipation ist unlängst erschienen; sie arbeitet in der Gegenwart

Digitized by Google

daran, sich in der neuen Situation heimisch zu machen und selbst in den Nachbargebieten sich die ihr gehörigen Elemente anzueignen. Daher ist aus der früheren, unter die Geschichte subordinirten Geographie nicht allein eine selbständige Disciplin erwachsen, sondern „man wird schon gewöhnlich leichter zugeben, daß ein Geograph auch Historiker sein müsse, als das Gegentheil.“ Wenn durch eine Parallele dies angedeutete Verhältniß einer näheren Auslegung bedürfte, so könnte an die Befreiung der Philosophie aus den Fesseln der Theologie zu Ende des Mittelalters und zu Anfang der neueren Zeit erinnert werden. Zu derselben Zeit stellte auch die Geographie sich in ihrem allgemeinsten Umfange fest, und gewann die Bearbeitung ihrer Geschichte ein inneres Interesse. Denn während das Menschengeschlecht im Mittelalter seine Hoffnung und Furcht zwischen Himmel und Hölle getheilt hatte, gewannen nun die nächsten Umgebungen wieder ihre berechtigte Stellung, richtete sich der Mensch als Erdbürger in seiner nächsten Heimath mehr und mehr ein. Von diesem Standpunkte aus ist der Trieb zu erklären, das Erdleben, so weit es die Menschheit überschauen kann, zu durchforschen. Diese Liebe zur Erde hat sich in der neuesten Zeit um so mehr realisirt, je fernere Räume des Himmels man durchforschte, um in ihnen den Wohnsitz der Gottheit zu entdecken.

Aus diesen Neigungen und Bestrebungen ging folgerecht die Entwicklung der gesammten geographischen Wissenschaft hervor; ganz besonders aber gehören ihnen die tieferen Forschungen auf dem Gebiete der geschichtlichen Geographie an. Durch sie hat sich das schönste Band um Geographie und Geschichte geschlungen, und beide mögen nun vereint zur Erkenntniß der Wechselwirkung zwischen Erde und Menschheit leiten.

Wenn nun im Namen „Geschichte der Geographie“ die Beziehung auf das historische Moment ausgedrückt ist, so kann dieser Ausdruck leicht zu dem Mißverständniß verleiten, als sei unter demselben eine bloß formelle Entwicklung der geographischen Wissenschaft gemeint. Diese Seite ist allerdings darin enthalten; aber die wesentlichere Entwicklung ist mit der Form der Gewinn des Inhalts, der zunächst empirisch gewonnen und aufgenommen, sich zu einer nothwendigen Gliederung gestaltet. Von dieser Seite ist es denn auch, daß die Geographie der philosophischen Dialektik nicht fremd bleibt, indem sie in ihrer Geschichte Vergleichungspunkte darbietet zur historischen Entfaltung der Philosophie. Jener Satz, daß nicht Alles, was bekannt, darum erkannt sei, hat sich vielleicht nirgends so überraschend bewiesen, als in diesen beiden Gebieten. Für die Geschichte der Geographie hat noch vor einigen Jahren diesen Beweis geliefert Aler. v. Humboldt in seinem bewundernswürdigen Werke: „Kritische Untersuchungen über die historische Entwicklung der geographischen Kenntnisse von der neuen Welt. Einem solchen Vorgange mußte nothwendig eine große Anregung nach dieser Seite hin folgen. Die gelehrten Vorarbeiten für dieses Gebiet mehren sich deshalb auch von Tag zu Tag; denn allein das angeführte Werk bietet dafür eine unergründliche Fundgrube.

Jetzt nun schon diese gelehrten Vorarbeiten zu benutzen und dieselben zu einem einzigen Werke zusammenzuschmelzen, so daß eine großartige Uebersicht der auf die Erde gerichteten Thätigkeit der Menschheit in ihren Fort- und Rückschritten, in ihren Kämpfen und Anstrengungen um den Gewinn der Wissenschaft hervortrete, ist die Aufgabe des vorliegenden Werkes, in dem, wie der Hr. Verf. im Vorwort sagt, es nicht um minutiöse Kleinkrämerei zu thun war. „Ich wollte kein Polizeijournal schreiben und darin jedem Reisenden den Paß visiren. Die Entdeckungsreisen sollten als eine Folge vorherrschender Ideen und Zeitbestrebungen hervortreten, die mit dem Geistesleben der Menschheit übereinstimmen; sie sollten den Zusammenhang zeigen, der zwischen den Naturverhältnissen eines Erdindividuums und der allmäligen Enthüllung desselben stattfindet.“ Bei dieser bestimmt ausgesprochenen Absicht, welche durch das ganze Werk consequent durchgeführt ist, werden aber durchaus nicht die nothwendigen Einzelnheiten vermißt, nur daß sie nicht in abgelegene Anmerkungen verwiesen, sondern an gehöriger Stelle in dem Ganzen verwebt sind.

In der Einleitung wird von der Aufgabe gesprochen, welche eine Geschichte der Geographie zu erfüllen hat. Wenige, geistreiche Züge geben uns hier ein Bild von dem Gebiete und der Methode, nach welchen sich jenes vor der Erfahrung der Menschheit auseinanderfaltet. Die Einleitung beginnt mit den Worten der Genesis: „Und Gott segnete sie und sprach zu ihnen, seid fruchtbar und mehret euch und füllet die Erde ꝛc., — so lautet das alttestamentärische Lehnsdiplom, der biblische Schenkungsbrief, in dem der Herr der Welten dem Menschen die Erde vermacht hat.“ Der erste Schritt, welchen der Mensch that, um die Erkenntniß der Außenwelt zu beginnen, die nothwendig mit seiner eigenen in Wechselwirkung stand, wird zunächst durch ein sinniges Bild bezeichnet, welches dann mit reicher Phantasie ausgeführt den folgenden Entwicklungsgang der geographischen Erkenntniß andeutet. Den Anfang dazu bilden die Worte: „Ein machtlos schwaches Kind, erwachend in einer kleinen Kammer eines großen, weitläufigen Palastes, war einst der Mensch auf Erden. Das Kind blieb in der Kammer, bis es die Noth hinaustrieb.“ So großen Lärm auch gegen einen solchen hier nur bildlich vorgestellten Anfang der Menschheit die orthodoxen Interpreten der Genesis geschlagen haben, so sehr sich die Anhänger und Liebhaber der sogenannten positiven Philosophie dagegen sträuben mögen: für den Forscher auf dem Gebiete historischer Geographie steht dieser unmittelbare Ausgangspunkt der Menschheit fest. Sämmtliche Sagen und Traditionen aller Völker stimmen darin überein, und nur etwa nach einer späteren, milderen oder roheren Bildungsstufe haben sich jene Sagen so oder so geformt. Die sonst allgemein behauptete Sehnsucht nach einem solchen Urzustande kennen wir allerdings selbst aus der Neigung, mit welcher gebildete Menschen sich in die Naturbeschäftigung der Jagd und Fischerei zurückversetzen.

(Fortsetzung folgt.)

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Digitized by Google

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

26. Februar. № 49. 1841.

R. H. Klausen „Aeneas und die Penaten."

(Schluß.)

Ferner, die erste der Anklagen betreffend, ist es vielleicht nicht ohne Interesse, einen beiläufig berührten Gegenstand, wenn er nur den Fortschritt des Ganzen fördert, episodisch — vielleicht in einer Note — zu behandeln. Darum ist denn auch die etwas ausführlichere Erklärung von Virgil's vierter und fünfter Ekloge sogar mit Dank anzuerkennen. Wer aber kann es ertragen, daß bei Gelegenheit des thymbräischen Apollo die Landplage der norwegischen Lemminge nicht etwa eben nur vergleichend erwähnt, sondern Büffon's Naturgeschichte, *Olai Magni Historia Gentium Septentrionalium*, Pennant's Uebersicht der Säugethiere, übersetzt von Bechstein, und das Museum Wormianum in den betreffenden Stellen citirt und *verbotenus excerpirt*, und schließlich noch eine besondere Beilage dem Abdruck „des geistlichen Verfahrens gegen die Lemminge in Norwegen" aus dem Sacerdotale Romanum gewidmet ist? Unnützer Ballast ist das, der das Buch dicker macht, den Gegenstand selbst aber unter heterogenen Schutt vergräbt. Wenn es aber S. 337 bei Gelegenheit des thracischen Volkes der Saier heißt: „Diese Saier meint Archilochos, wenn er von den Feinden spricht, die mit seinem Schilde prunken," und dazu das Fragment aus Strabo, so ist das ein Schönthun mit einem seltnen Citat, das mindestens von einem Mangel an Selbstüberwindung zeigt. Denn für die Sache ist es völlig gleichgiltig, ob die Saier, deren Existenz anderweitig fest genug steht, von Archilochos in irgend einem Fragment genannt werden oder nicht; noch gleichgiltiger ist aber für die Charakteristik des Locals von Gergis die Geschichte von Aristoteles' Bibliothek, die uns S. 43 beiläufig erzählt wird. Solche Beispiele, die sich, wenn der Raum es erlaubte, in infinitum vermehren ließen, bilden denn den wirklich sogenannten gelehrten Kram, dessen gerechte Verachtung der Laie so gern auf das gesammte Citatenwesen überträgt, nicht bedenkend, daß ohne dieses gar keine Controle einer gründlichen historischen Forschung, ohne diese Controle aber wiederum kein vertrauungsvolles Weiterbauen auf dem gewonnenen Boden möglich sei.

Nahe verwandt mit diesem Fehler ist ein anderer, schon in der Einleitung berührter, der noch mehr, als der eben erwähnte, den philologischen Credit zu untergraben geeignet ist. Die Gewöhnung nämlich, aus dem reichen Schatz der Gelehrsamkeit die Gründe für eine Behauptung haufenweise zu dispensiren, läßt es zuletzt mit der Echtheit der Münze nicht mehr so genau nehmen. Gesellt sich hiezu die Unklarheit des stets in Andeutungen sich bewegenden Geistes und die Selbsterhitzung der Demonstrationslust, so werden zuletzt Gründe in den Beweis gezogen, deren augenfällige Haltlosigkeit auch vollwichtige verdächtigt. Wie wenn S. 170 zum Beweis, daß der Segen der Aeneaden hauptsächlich das Gedeihen der Viehzucht geschaffen, angeführt wird, daß Aeneas bei Homer mit einem Leitbocke verglichen werde, welches Bild derselbe beim Hektor nicht angeführt haben würde. Aehnliches siehe S. 67, Z. 17 ff. S. 138, oben.

Dahin gehört auch das wie Ironie klingende Unternehmen, welches dem Mstr. Oldbuck Ehre machen würde, aus folgenden epigraphischen Resten bei Clarke,

..... *OΣ*
.....*AION*
..... *PION*

welche nicht einen Buchstaben enthalten, der einer maßgebenden Stammsilbe angehören müßte, eine ganze Inschrift ergänzen zu wollen.

Wir würden solches Verfahren Leichtsinn nennen, wenn nicht das ganze Wesen des Verfassers die höchste Bedächtigkeit und Mißtrauen gegen die eigne Kraft aussprächen. Aber das Resultat wird dann mindestens dasselbe sein, als das eines flüchtigen und unbedachtsamen Verfahrens, wenn eine mit Eifer erfaßte Ansicht selbst zum Mißverständniß unzweideutiger Zeugnisse führt. Wir haben es einem andern Orte aufbehalten, in die Kritik des Einzelnen einzugehen, und heben daher zur Begründung unsers Urtheils nur eine Stelle heraus, die auch ihres sonstigen Inhaltes wegen des allgemeineren Interesses nicht ermangelt. Es

Digitized by Google

war nämlich nach Varro (bei Dion. Hal. IV. 62) die Anordnung der Verse in den zu Rom anerkannten sibyllinischen Büchern eine akrostichische. Hierdurch war den nach dem Brande des Capitols mit einer neuen Redaction beauftragten Beamten das Mittel an die Hand gegeben, fremdartige Verse aus Privatsammlungen auszuscheiden. Von einer solchen ursprünglichen Anordnung spricht Cicero, Nat. Deor. II. 54, wenn er daraus beweisen will, daß der Verf. jener Gedichte keineswegs in göttlichem Wahnsinn, sondern mit vieler Besonnenheit die Verse geschrieben habe. Das Nähere über die Anordnung aber giebt er in den viel bestrittenen Worten: Atque in Sibyllinis ex primo versu cujusque sententiae primis literis illius sententiae carmen omne praetexitur. So viel ist hieraus gewiß, daß die einzelnen Sprüche (sententiae) gesonderte Gruppen bildeten, in denen die Anfangsbuchstaben (sicher doch der Verse, wozu außer Dion. Hal. l. l. und Cic. paull. supr. auch das Orakel bei Phlegon Mir. 10 stimmt) einen zusammenhängenden Sinn gaben. Hält man dieses fest, so ergiebt sich ohne Emendation der Sinn der Stelle nach folgender Ordnung: omne carmen praetexitur primis literis cujusque sententiae ex primo versu illius sententiae. In den sibyllinischen Büchern ist aus dem ersten Verse jedes Sinnabschnittes in den Anfangsbuchstaben dieses Sinnabschnittes für die ganze Sammlung ein Besatz gemacht, d. h. der erste Vers jedes Orakels wiederholt sich in den Anfangsbuchstaben dieses Orakels, oder die Anfangsbuchstaben geben jenen Vers wieder, und zwar durch die ganze Sammlung (omne carmen) hindurch. Die Verwirrung entstand nur dadurch, daß man ex primis literis zu entschieden als Instrumentalis faßte und die prägnante Bedeutung des ex verkannte, das den Stoff ausdrückt, aus welchem etwas gemacht wird; hier der Vorstoß des Gedichtes. — Hieraus entnimmt nun der Verf., oder er findet darin bestätigt die rein auf Conjectur beruhende Ansicht, daß die Aufsichtsbehörde der sibyllinischen Bücher bei der Befragung derselben irgend einen Vers zu Grunde gelegt, und nach dessen Wortanfängen aus dem ganzen Volumen Verse mit entsprechenden Anfangsbuchstaben zusammengesucht habe, welche alsdann die gewünschte Antwort enthalten hätten. Wie dies Jemand aus Cicero's Worten in dem Zusammenhange herauslesen kann, schiene unbegreiflich. Aber wenn wir von dem Eindruck, den das ganze Buch nothwendig auf den Leser machen muß, auf die geistige Verfassung des Autors zurückschließen dürfen, so werden wir ihm nicht Unrecht thun, wenn wir dieselbe mit der Beklemmung und Abspannung vergleichen, die eine über dem Studirtisch bei emsigem Forschen durchwachte Nacht in uns hervorbringt. Es kommt ihm darauf an, alle die Bilder und Anschauungen festzuhalten, die mit vieler Noth aus den Folianten heraufbeschworen, ihn jetzt umschweben, weil ein günstiger Aspect, wie dieser, nur schwer erkauft wird, und morgen schon neuer Stoff auf Bewältigung harrt. Da stumpft sich denn selbst der schärfste Sinn ab, und das überwachte Auge macht Versehen, welche der unbefangne Blick kaum begreift. Für diese Ansicht einer, mit der redlichsten Forschung und wahrhaft deutscher Gründlichkeit keineswegs unverträglichen, angstvollen Hast zeugt denn auch namentlich der Stil. Wie Name auf Name, Begriff auf Begriff, Satz auf Satz geschichtet ist, haben wir oben schon berührt. Aber das ist dem Verf. nicht genug. Er sucht ganze Begriffskreise durch neu formirte Adjectiva festzubannen, um dadurch die Zeit zu ersparen, die eine gründliche Erörterung dessen, was er meint, ihm kosten würde. Das Schwankende, das im Wesen dieser Wortformen liegt, macht ihren Gebrauch ohnehin unräthlich; wir ertragen sie jedoch, wie andere technische Formeln, wenn sie durch unzweideutige Umgebungen Halt gewinnen. Aber wo ein ganzer Satz damit aufgeblasen ist, klingt er, mißtönend überdies für das Ohr, wie ein sibyllinischer Spruch. Denn wer kann z. B. in diesen Worten nur einen soliden Begriff fixiren (S. 124): „Die Verbindung poseidonischer und aphrodisischer Mächte, die hier im askanischen Kreise nachgewiesen ist, wird auf dem troisch-hebrykischen Boden mit Hereinziehung dionysischer Begriffe priapäisch gedacht."

Die Composition natürlich muß bei solcher Unklarheit, die sich mit wohltönender Rede nimmer verträgt, vollständig zu Grunde gehen. Doch wir verschonen den Leser mit seitenlangem Wortgewirr (vgl. S. 265, Z. 7 ff. S. 316) und geben ihm schließlich nur eine kleine Probe, zu welcher jeder Abschnitt des Buches Seitenstücke in Menge bietet, S. 471:

„So fehlte es nicht an Sagen von religiöser Bedeutung, an denen sich im Gemüth eines Künstlers dieser Gegenden das Bild von dem neben dem Lorbeer der Penaten durch Ajas' Gewaltthat gegen Kassandra beleidigten, von Aeneas mit Athene's Genehmigung fortgeführten Palladium, welches Bild, wie seines Ortes gezeigt ist, einen Gedankenkreis der Aeneaden in Troas ausspricht, erwärmen konnte."

Ist es möglich, daß aus einem so verrenkten Satzgebilde ein grade gewachsener Gedanke entbunden werde? Oder ist es auch möglich, daß solche saloppe Vernachlässigung des Aeußern, deren sich selbst so treffliche Vertreter der Philologie nicht schämen, dieser Wissenschaft Freunde gewinnen? Und endlich, ist es dem Laien zu verdenken, daß er mit Grausen die ganze Frucht fortwirft, zu deren gediegnem Kern er sich durch so ekelhafte Schale durchbeißen soll?

Dr. Hertzberg.

Digitized by Google

J. Löwenberg „Geschichte der Geographie."

(Fortsetzung.)

Jenes Bild schließt der Hr. Verf. in folgender Weise: „Das Mannesalter der Menschheit hat uns erreicht. Meist sind wir nüchtern und besonnen. Wir messen und zählen nach allen Dimensionen und Quantitäten, wir beobachten und combiniren, wir beweisen und vermuthen, stürzen alte und begründen neue Ansichten. Alle unsere Thätigkeiten sind wirksam und nicht die bloße Unterthänigkeit, der Besitz der irdischen Scholle allein ist es, was wir jetzt in Anspruch nehmen, die Erkenntniß der geheimniß- und wundervollen Architektonik unseres Erdpalastes ringen wir zu erstreben. Und dieses Ringen und Streben ist ein großer, schöner Geisteskampf." —

Von diesen Bildern bahnt sich nun von selbst der Uebergang zu der näheren Bestimmung, dem Begriffe der vorliegenden Aufgabe. Es kann die Geschichte der Geographie nicht bloß eine chronologische Darstellung der äußeren Facta sein, eine Reihenfolge von Entdeckungen als Zufällen und isolirten Bestrebungen, ohne Rücksicht auf inneren Zusammenhang, nothwendigen Causalnexus. Deshalb mußte von der breiten Heerstraße gewohnter Auffassung abgewichen werden. Damit will der Hr. Verf. aber nicht den rein objectiven Sachbestand über Bord geworfen haben, nicht die subjectiven Ansichten einzelner Geographen, selbst nicht einmal ihre späteren, sich oft widersprechenden Commentatoren bei Seite lassen; nur muß der pragmatische Zusammenhang nachgewiesen werden. Dies mag auch als höchste Aufgabe für geographisches, so wie überhaupt für rein empirisches Wissen zu erreichen sein, bei welchem der starre Inhalt sich nach seinen Einzelnheiten von der umfassendsten Thätigkeit des Geistes nicht in allen Momenten vergeistigen, oder doch wenigstens nicht zur geistigen Einheit zusammenfassen läßt. Wenn demnach der Hr. Verf. von den Entdeckungen an der Erde, wie wir schon angeführt, behauptet, „sie müssen als nothwendige Folge gewisser vorherrschender Ideen und Bestrebungen herausgestellt werden, wie diese in den einzelnen Zeiträumen und an einzelnen Erdindividuen sich auf gewisse Grundsätze zurückführen lassen, welche mit denen im gesammten Geistesleben der Menschheit übereinstimmen," so ist damit gewiß die edelste und reichste Auffassung bezeichnet, die unter den gegebenen Verhältnissen angestrebt werden kann. Und daß es hier nicht bloß bei einem gutgemeinten Bestreben und einem versprochenen Versuche geblieben ist, wie mancher verhüllt-bescheidene Autor sich auszudrücken pflegt, davon giebt nun die Exposition des Werkes selbst den besten Beweis.

Die Eintheilung des Stoffes hat sich, wie nothwendig, an die Geschichtseintheilung selbst angeschlossen, daher eine Geographie des Alterthums, des Mittelalters und der neueren Zeit. Die erste Periode zerfällt ganz sachgemäß nach den drei Heroen im Gebiete des historisch-geographischen Wissens, Herodot, Aristoteles, Ptolemäus. Im Mittelalter tritt eine solche Gliederung nicht hervor, weil sie so bestimmt nicht vorhanden war. Sollten hier der Systematisirung zu Liebe Zeiträume festgestellt werden, so konnten sich diese nicht an Individuen anschließen, sie mußten sich nach ganzen Völkermassen und volksbewegenden Begebenheiten ordnen, und dieser Absicht würde am besten entsprochen haben die Zeit Karl's des Großen, sowie der großen Khalifen für das Ende des ersten Zeitraums, die Kreuzzüge für die Beendigung des zweiten, und der Anfang und Fortgang spanischer und portugiesischer Entdeckungen zum Uebergang in die neue Zeit. Daß die Kreuzzüge in der Eintheilung gänzlich übergangen sind, berechtigt allerdings nicht zur Annahme, sie seien nun auch in der Darstellung nicht erwähnt, vielmehr sind wesentliche Bezüge derselben auf die Fortschritte der Geographie S. 150 angedeutet. Auch in der Uebersicht des Inhalts erscheint die Stelle derselben vertreten durch die Angabe: „der aufblühende Handel der norddeutschen und süditalischen Städte." Dessen ungeachtet möchte doch jenes gerade für Förderung der Geographie nachhaltigste Weltereigniß nach Maßgabe der sonstigen Ausführung nicht zu seinem vollen Rechte gelangt sein.

Gehen wir an die Beurtheilung des Inhalts selbst, so versetzt uns schon der Anfang in guten Humor, indem es dort heißt: „der Zeitraum von x — 450 vor Christi Geburt ist der längste und dunkelste Zeitraum. Die Zahl x löst weder Arithmetik noch Algebra. Adam oder der erste Mensch der Bibel, ward nach den siebenzig Dolmetschern 5872, nach dem samaritanischen Text 4700, nach Ascher's Berechnung 4004, nach Petav's Erklärung der heiligen Schrift 3984 Jahre vor Christus an einem Freitage, den 28. October, erschaffen." Daß nun auf anderer Völker Zeitrechnung keine weitere Rücksicht genommen wird, muß als zweckmäßig jedem Unbefangenen einleuchten. Denn foliantendicke Untersuchungen möchten diese Frage nicht ans Licht bringen, selbst wenn man sie alle zusammengehäuft anzündete.

Der innere Zusammenhang zwischen Erd- und Himmelskunde wird im Entstehen angedeutet und zieht sich durch das ganze Werk als leitender Faden. Was auf dem einen wie dem andern Gebiete sich in den Hintergrund dunkler Sagen zurückzieht, überläßt der Hr. Verf. mit Recht seinem Schicksale. Die biblische Tradition bietet ihm hier den einzigen, wenn auch häufig schwankenden Haltpunkt. „Das erste Capitel der Genesis ist daher auch das erste Capitel der Geschichte der Geographie, wenn hier auch noch der eiteln Gelehrsamkeit, der ernsten Kritik, wie dem lasciven Spott ein weites Feld geöffnet ist." Wem es um eine Zusammenstellung der verschiedenen Hypothesen über die Lage des Paradieses zu thun ist, der findet sie hier und fühlt gewiß in sich eine patriotische Erhebung, daß nach Hasse dasselbe an der preußischen Ostseeküste gelegen, falls er selbst an den Dünen derselben glückliche Tage verlebte. Den richtigen Standpunkt der Geographie, wie wohl mancher andern Disciplin, zu den Büchern Mosis drückt der Hr. Verf. in den einfachen Worten aus: „wollte man doch überhaupt in den Büchern Mosis nicht mehr suchen, als was die Natur des Textes darin zu suchen berechtigt. Die Sendung Mosis war ein erhabenerer Auftrag, als um ein Compendium der Geogra-

Digitized by Google

phie zu schreiben.“ Das geht aber den Büchern Mosis nicht allein so; das trifft fast alle Urbücher der Völker, daß in ihnen theils Pietät der Nachkommen, theils überspannte Gelehrsamkeit, selbst wohl absichtliche Täuschung jene Weisheit für alle Fälle des Lebens, für alle Geschlechter der Zukunft fixirt wissen wollte. Die Bibel hat den charakteristischen Vorzug vor andern Büchern, für die älteste Handelsgeschichte zu dienen, sowie sie uns über das Absperrungssystem Aegyptens belehrt.

In kurzer, aber klarer Exposition führt uns der Hr. Verf. zu den Resultaten, welche Phönizier und Karthager für die Kenntniß der Erde geliefert haben. Kein Hauptmoment ist hier übersehen. Der Bericht des Hanno wird ausführlicher mitgetheilt, und die historische Kritik über denselben geprüft, die welthistorische Stellung Karthagos ferner bezeichnet mit den Worten: „der karthagische Koloß war der Zeit Gebieter der Meere, Erbe von Asiens Civilisation. Einen Arm auf Aegypten und Syrien stützend, mit dem andern schon Europa umschließend, war es der Mittel- und Wendepunkt der Nationen, die Angel, um die der Völkerverkehr und Welthandel sich drehte.“

Die Leistungen der Griechen, wenigstens in dem ersten Zeitraume, haben für die Entwicklung geographischer Kenntnisse nicht die Bedeutung, als man es nach Maßgabe ihrer ewigen Verdienste um Kunst und Wissenschaft erwarten sollte. Von diesem Standpunkte aus geht der Hr. Verf. die Periode bis auf Herodot durch, die sonstigen Bestrebungen um Homer und Hesiod gruppirend. Der Einfluß der Colonieen wird klar und bestimmt hervorgehoben.

Mit Herodot, „dem ersten wissenschaftlichen Reisenden auf Erden, der für seine Zeit, was Humboldt für unsere Tage war, wenn er auch freilich bei einem geographischen Examen gegen einen gut unterrichteten Knaben der Gegenwart in ein ziemlich nachtheiliges Licht treten müßte, entspringt der erste klare Quell der Erdkunde.“ Die Hauptzüge seines Systems werden mit der alten und modernen Kritik desselben verwebt dargestellt, die späteren Entdeckungen bis auf Alexander's Zeiten daran gemessen. Wie Alexander als Glanzpunkt der griechischen Welt, ja der alten Geschichte blendend hervorstrahlt, so gewinnt durch ihn die geographische Wissenschaft einen vorher nie geahnten Umfang. „Seine Geschichte geht mehr als die irgend eines andern Eroberers mit der Geographie Hand in Hand. Beide commentiren sich gegenseitig. Aber Alexander, so glücklich in seinen Eroberungen, so unglücklich ist er in den Geschichtschreibern seiner Thaten; nicht daß er keinen Homer wie Achilleus gefunden, sondern daß er dem rothhaarigen Curtius verfiel, der ihn als miserabeln Helden eines Schulclassenromans verarbeitete. Curtius ist in der Geographie ein arger Stümper. Die Fehler fallen ihm zur Last und nicht seinem Gewährsmann, Plutarch, dem Ségur Alexander's.“ Diese piquante, geistreiche Weise der Kritik schließt eine gründliche, historische Verarbeitung des reichsten Materials in sich, welche sich auf den nächsten Seiten des Werks ausbreitet. Die Situationen der Menschheit zur Erde sind oft genug in ihrer Verschiedenheit betrachtet; in dem vorliegenden Werke wird unser Blick auf die Aehnlichkeit gerichtet, wie z. B. „Alexander stand noch in Indien, wie Napoleon in Moskau, als Sieger. Aber der Sieg war lästig, den er war nutz- und fruchtlos, und mit dem Aufgeben des Sieges ging auch die Unüberwindlichkeit des Siegers verloren. — Alexander war ein Genie, wie es die an todten, erlernten Schulkenntnissen oft reichen, aber an belebendem Geiste eben so oft bettelarmen Kritiker auch nur zu ahnen nicht im Stande sind.“

An Aristoteles, „der gleichzeitig, als Alexander sein Weltreich, sein Geistesreich gründete,“ knüpft der Hr. Verf. mit Recht eine Zusammenstellung der theoretischen und speculativen Ansichten über die Erde, nachdem er die gleichzeitigen Bestrebungen, den Westen der Erde zu enthüllen, vorangeschickt hatte. Was Aristoteles über die Kugelgestalt der Erde gesagt, verspotteten die Nachkommen, bis die neuere Zeit, durch seine Lehren angeregt, die in geschmack- und lichtvoller Art vorgetragen, durch alle Jahrhunderte, wenn auch bisweilen verdunkelt, immer von Neuem hervorleuchteten, dieselben zur evidenten Wahrheit erhob.

Der dritte Zeitraum, von Aristoteles bis auf Ptolemäus, sonst wohl die systematische Periode der Geographie genannt, führt wesentlich in keine neuen Regionen der Erde. Der gewonnenen Uebersicht wird eine tiefere Erforschung hinzugefügt und der Stoff geordnet, so daß die Bezeichnung „systematisch“ sich dadurch rechtfertigen ließ. Der Hr. Verf. gruppirt die äußere und innere Entwicklung der Geographie in dem angegebenen Zeitraume, sowie ihre gegenseitige Wechselwirkung auf eine zweckmäßige Art. Wie für die Entdeckungsgeschichte Alexandria unter dem Herrscherhause der Ptolemäer an der Spitze steht, so beschließt den Zeitraum in wissenschaftlicher Durchforschung ein Ptolemäus und begründet sein 1300jähriges System. Wie auf Eratosthenes, den Begründer der mathemathischen Geographie, eine neue Entwicklungsstufe durch Hipparch von Nicäa gefolgt war, so ging Marinus von Tyrus dem ordnenden Geiste des Ptolemäus als Werkmeister voran. In der Mitte des Zeitraums erreicht Rom seine politische Größe und bekundet seine wissenschaftliche Schwäche. Die Geographie aber vorzugsweise, die den Welteroberern aus praktischer Rücksicht so nahe stand, liegt ganz danieder. Griechen, wie Polybius, Strabo, Nachahmer derselben, wie Pomponius Mela, oder Compilatoren, wie Plinius, treten hier in den Vordergrund. Die römische Geschichtschreibung hat ihre geographische Grundlage in der großartigen Natur- und Volksanschauung einsam stehender Charaktere, wie eines Cäsar und Tacitus. Doch die systematische Geographie fehlt der römischen Litteratur gänzlich. Die hiermit angedeutete Uebersicht findet nun in vorliegendem Werke eine dem Zwecke entsprechende und gelungene Ausführung. Der geistige Faden der Darstellung wird nirgends Specialitäten zu Liebe durchschnitten, nirgends wiederum sind Einzelnheiten, welche der Erkenntniß des Ganzen nothwendig dienen, übergangen. Der Vorwurf, durch Beziehung und Vergleichung moderner Verhältnisse der Objectivität jener längst in kritische und philologische Fesseln geschlagenen Zeit geschadet zu haben, würde gerade nur Zeugniß ablegen für die Nothwendigkeit einer solchen aus modernem Standpunkte geordneten Geschichte der Geographie. Dies möge auch die weitere Ausführung der Beurtheilung über diesen Abschnitt erklären.

(Fortsetzung folgt.)

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Digitized by Google

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

27. Februar. № 50. 1841.

Hegel's Vorlesungen über die Philosophie der Religion. Zweite Auflage. Berlin, 1840.

Als die Religionsphilosophie vor bald neun Jahren die Reihe von Hegel's nachgelassenen Vorlesungen eröffnete, wurde sie nicht bloß von Anhängern und Freunden dieser Philosophie mit dem lebhaftesten Interesse aufgenommen, sondern mit eben so großer Begierde griffen nach ihr auch viele von denen, die dem System ferner stehend, in einer Vorlesung manches in der strengeren Darstellung der von Hegel selbst herausgegebenen Werke dunkel Gebliebene verständlicher zu finden hofften. Nicht lange aber, so hörte man von allen Seiten die Klage, daß diese Vorlesungen dem Leser kaum geringere Schwierigkeiten, als die eigenen Schriften des Philosophen entgegensetzen; sei in ihnen auch Vieles durch populäreren Ausdruck dem gemeinen Verständniß näher gebracht, so leiden sie dagegen an einer Schwerfälligkeit und nicht selten Abgerissenheit der Darstellung, und an einer Menge von Wiederholungen, durch welche ihre Lectüre eine höchst mühselige Arbeit werde. Und als bald darauf andere Vorlesungen erschienen, denen man diese Mängel wenigstens nicht in dem gleichen Grade zur Last legen konnte, war es natürlich, daß da und dort über diese Ausgabe der Religionsphilosophie ungünstigere Urtheile laut wurden, von denen auch Freunde derselben wenigstens so viel zugeben mußten, daß sie der nöthigen Treue unbeschadet eine gefälligere Gestalt haben könnte. Weniger konnte von den Meisten darüber geurtheilt werden, ob bei dieser Ausgabe auch größere Vollständigkeit möglich gewesen wäre; daß dem aber gleichfalls so sei, zeigt eben die neue, die theils aus Collegiennachschriften, theils aus Hegel's eigenen Manuscripten so bedeutend bereichert worden ist, daß sie mancher vorgenommenen Verkürzungen im Einzelnen ungeachtet, die erste um 150 Seiten übertrifft. Es soll nun dem würdigen Herrn Herausgeber hier keineswegs zum Vorwurf gemacht werden, wenn das Werk in seiner ersten Erscheinung noch Manches zu wünschen übrig ließ; der Herausgeber der ersten Hegel'schen Vorlesung, auch durch die Zeit gedrängt, hatte jedenfalls mit ganz besonderen Schwierigkeiten zu kämpfen; allerdings aber war eine nochmalige Revision zu wünschen, und die edle Selbstverläugnung, mit welcher Hr. O.C.R. Marheineke (nach der Vorrede unterstützt von Hrn. Lic. B. Bauer) an die mühsame Arbeit noch einmal Hand angelegt und durch die jetzige Gestalt der Religionsphilosophie die Mängel der früheren offen bekannt hat, verdient die vollste Anerkennung.

Indem nun der Unterzeichnete dem Wunsche der Redaction gemäß die Anzeige des Werks in seiner neuen Gestalt übernommen hat, kann er es nicht als seine Aufgabe betrachten, weder den Gesammtinhalt desselben dem Leser vor Augen zu führen, noch auch über das Ganze der Hegel'schen Religionsphilosophie ein Urtheil auszusprechen; Gegenstand dieser Anzeige ist vielmehr zunächst nur dasjenige, wodurch sich die neue Ausgabe von der früheren unterscheidet; knüpfen sich dann daran auch noch allgemeinere Bemerkungen, so werden diese doch nicht zu weit ausgedehnt werden dürfen. Gar nicht berücksichtigt werden deswegen hier die Vorlesungen über die Beweise für das Dasein Gottes, welche den Anhang des zweiten Bandes bilden, so viel sich auch über (resp. gegen) dieselben sagen ließe; die zweite Auflage stimmt hier, wenige unbedeutende Zusätze (von S. 517 an) abgerechnet, mit der ersten wörtlich überein.

Bedeutend zeigen sich dagegen die Veränderungen und Bereicherungen, welche der Religionsphilosophie selbst zu Theil geworden sind, gleich in der Einleitung. Schon dem äußern Umfange nach übertrifft die Recension der zweiten Auflage die der ersten fast um das Doppelte; diese Vermehrung ihres Umfangs ist aber nur die Folge von einer entsprechenden Vermehrung ihres Inhalts. Die Einleitung zerfällt auch hier, wie in A. 1, in drei Theile, von denen der erste (S. 8—48) das Verhältniß der Religionsphilosophie zu ihren Voraussetzungen und den Zeitprincipien, der zweite (S. 48—59) einige Vorfragen, die Berechtigung der Religionsphilosophie betreffend, der dritte (S. 59—84) die Eintheilung erörtert. Die meiste Vermehrung hat von diesen drei Theilen der erste erfahren; ganz neu ist in demselben der Abschnitt S. 8—20: „die Entzweiung der Religion mit dem freien weltlichen Bewußtsein," welcher durch

Digitized by Google

den Nachweis der unvermeidlichen Collision zwischen der Welt des gemeinen, verständigen und der des religiösen Bewußtseins die Nothwendigkeit ihrer Versöhnung durch das begreifende Erkennen passend begründet. Treffend wird hier nachgewiesen, wie „schon in dem Verhältnisse, das die Religion selbst in ihrer Unmittelbarkeit zu dem übrigen Bewußtsein des Menschen hat, Keime der Entzweiung liegen," weil nämlich beide Seiten auch schon in ihrem unbefangenen Beisammensein „zweierlei Beschäftigungen ausmachen, zweierlei Regionen des Bewußtseins, von deren einer zur andern nur abwechslungsweise herüber und hinüber gegangen wird;" wie sich durch die Entwicklung des weltlichen Bewußtseins und der verständigen Selbstthätigkeit dieser Unterschied nothwendig zum Gegensatz ausbildet, und durch das allgemeine Zugeständniß des Verstandes, daß Alles von Gott gemacht sei, nicht gehoben wird; wie endlich auch die Frömmigkeit selbst um der Zufälligkeit ihres wirklichen Inhalts willen dem Geschicke dieser Entzweiung anheimfällt, und wie in ihrer teleologischen Beziehung aller Dinge auf Gott der Anfang des Denkens, ebenso aber auch das gegenseitige Mißtrauen der Reflexion und der Frömmigkeit und eben damit das Bedürfniß ihrer Versöhnung durch's Denken bereits gesetzt ist. Insbesondere wird dieses Bedürfniß dann noch in der christlichen Religion nachgewiesen, welche durch die Voraussetzung der absoluten Entzweiung und durch den Glauben an die absolute Versöhnung des Geistes mit sich selbst das Ich in sich zurücktreibt, und ihm seine Freiheit, die eben das Denken ist, vor Augen stellt. — Mag auch diese ganze Entwicklung für den, welcher sonst mit Hegel's Schriften, namentlich der Phänomenologie, vertraut ist, nicht eben Neues enthalten, so steht doch recht passend hier an der Schwelle der Religionsphilosophie ein Fingerzeig darüber, daß es nicht eitler Fürwitz ist, wenn sich die Philosophie darauf richtet, den Glauben zu begreifen, daß vielmehr der Glaube selbst, auch der scheinbar unbefangenste, schon von der Frucht der Erkenntniß gekostet hat, und von einer Krankheit angesteckt ist, die jedenfalls nur homöopatisch geheilt wird.

Noch vor dem angeführten größeren Abschnitt findet sich 2. Aufl., S. 6—8 ein Zusatz, der in mehrfacher Beziehung von Werth ist. Nachdem hier die Aufgabe der Religionsphilosophie in der bekannten Weise bestimmt ist, lesen wir S. 6 die Erklärung: „Zunächst müssen wir aber über unsern Zweck das bestimmte Bewußtsein haben, daß es der Philosophie nicht darum zu thun ist, die Religion in einem Subject hervorzubringen, sie wird vielmehr als Grundlage in jedem vorausgesetzt. Es soll der Substanz nach nichts Neues in den Menschen gebracht werden; dies wäre eben so verkehrt, als wenn man in einen Hund Geist hineinbringen wollte, dadurch, daß man ihn gedruckte Schriften kauen ließe. Wer seine Brust nicht aus dem Treiben des Endlichen heraus ausgeweitet — und in den reinen Aether der Seele geschaut hat, der besäße nicht den Stoff, der hier begriffen werden soll." Es ist in der That nicht überflüssig, dieses zu sagen, wäre es auch nur, um denen, die der Philosophie immer wieder vorwerfen, daß sie noch Niemand bekehrt habe, zeigen zu können, daß die Philosophen selbst so klug sind, dies zu wissen.

An das Angeführte knüpft sich eine weitere Bemerkung, die auch für die Auffassung des Systems im Ganzen von Interesse ist. „Die Philosophie," heißt es a. a. O. weiter, „hat wohl die Nothwendigkeit der Religion an und für sich zu entwickeln;" „aber so vollbringt sie nur das allgemeine Schicksal des Geistes, — ein Anderes ist es, das individuelle Subject zu dieser Höhe zu erheben. Die Willkür der Individuen kann in die Nothwendigkeit der allgemeinen geistigen Natur eingreifen, von ihr abweichen und versuchen, sich einen eigenthümlichen Standpunkt zu geben, und sich auf demselben festzuhalten. Diese Möglichkeit — liegt in der Freiheit des Subjects, während Planeten, Pflanzen, Thiere von der Nothwendigkeit ihrer Natur, von ihrer Wahrheit nicht abweichen können, und werden, was sie sein sollen. Aber in der menschlichen Freiheit ist Sein und Sollen getrennt, sie trägt die Willkür in sich, und sie kann sich von ihrer Nothwendigkeit, von ihrem Gesetz absondern, und ihrer Bestimmung entgegenarbeiten" u. s. w. Dieser Stelle wird für die keineswegs leichte Entscheidung über Hegel's Ansicht von der Willensfreiheit jedenfalls ein bedeutendes Moment zugestanden werden müssen.

Weniger wichtige Zusätze begegnen uns in dem Rest von diesem und in dem folgenden Theil der Einleitung, wiewohl auch hier die zweite Auflage theils durch Erweiterung ihres Inhalts, theils und besonders durch eine wesentlich verbesserte Anordnung desselben merklich gewonnen hat. Dabei könnte sich allerdings, die letztere betreffend, schon jetzt der Zweifel erheben, zu dem sich später noch reichlichere Gelegenheit finden wird, inwiefern solche Veränderungen in der Stellung und Verknüpfung der einzelnen Theile mit der Treue der Herausgabe verträglich seien. Darauf erwiedert indeß die Vorrede (S. IX), zunächst mit Beziehung auf die veränderte Stellung einzelner Religionen, unsers Bedünkens genügend: „daß Hegel selbst in den zehn Jahren, da er mit diesem Gegenstande sich wiederholt beschäftigte, mit seinem zum Theil spröden Stoffe gerungen, und ihn selbst in die mannigfaltigste Stellung gebracht hat. — War die Redaction nun in der unbequemen Nothwendigkeit, irgend eine der in fast jedem Vortrag verschiedenen Anordnungen und Aufstellungen zu wählen und die andern zu übergehen, so war sie auch in dem guten Rechte, diejenige vorzuziehen, welche ihr als die dem Begriff adäquateste erschien." Eine aus verschiedenen Jahrgängen und Manuscripten herausgegebene Vorlesung wird immer in gewissem Sinne ein Mosaik

Digitized by Google

sein, dessen einzelne Figuren oft eben so sehr das Werk dessen sind, der die einzelnen Theile zusammengefügt, als dessen, der sie ursprünglich geschnitten hat.

(Fortsetzung folgt.)

J. Löwenberg „Geschichte der Geographie."

(Fortsetzung.)

In den nächsten 100 Jahren nach Alexander's Tode entwickelten sich bestimmter die großen Handels- und Heeresstraßen nach Indien. Daneben blühte Alexandria zum Weltemporium und Mittelpunkt der Wissenschaften auf. Beide Seiten pflegten die Nachkommen des Ptolemäus Lagi, der vom Hrn. Verf. ein Landsmann Mehemed Ali's, ein Seitenstück Louis Philipp's genannt wird. „Kein Pharao hat je dem Ibis, dem Krokodil, allen den göttlich verehrten Bestien devoter geopfert als die Ptolemäer." Unter diesen Fürsten ragen besonders die Bestrebungen des Eudorus hervor, Indien zu erforschen und Afrika zu umschiffen.

Mit der gründlicheren Durchforschung des bekannten Raumes an der Erde, besonders mit Pytheas von Massilia, beginnt eine durchgreifende Reform in der Geographie, welche Eratosthenes in systematische Ordnung brachte und Hipparch ihrer höheren Vollendung entgegenführte. „Er behauptete nicht nur die Kugelgestalt der Erde, sondern hielt sie auch nur für einen Stern unter den Sternen." An diesen Mann, der um 160 vor Chr. lebte, schließt sich nun die allgemeine Schilderung Roms, insbesondere aber seine Stellung zu Karthago und das aus dem Conflicte beider Mächte gewonnene Resultat für die Geographie in Bezug auf äußere Entdeckungen und innere Verarbeitung. Daß der Hr. Verf. ein großer Freund des ganzen Alterthums, besonders aber der römischen Welt sei, wird ihm Niemand zumuthen, der die Worte bei ihm liest: „Es ist charakteristisch für das mit so emphatischer Ueberschwänglichkeit belobte Alterthum, daß es nie die Menschheit zu einem großen Zusammenwirken geistiger Bestrebungen vereint zeigt. Die Völker bekriegen, unterjochen, morden und beerben sich gegenseitig in successiver Zeitenfolge. Ein Volk ist der Nachtreter des andern, aber was der Besiegte erstrebte, geht während des Kampfes für den Siegenden großen Theils verloren, und so erscheint die Menschheit nur verdammt, den Sisyphusfels der Erkenntniß immer von Neuem aufnehmen zu müssen." Wir wollen über diese Ansicht hier nicht mit ihm rechten, können zum wenigsten daraus schließen, daß er nicht blinde Kritik über die Bestrebungen und Resultate jenes Alterthums in der geographischen Wissenschaft üben werde. Dies beweisen zum Theil schon seine Worte: „mit Karthago fiel ein Staat, den Rom nie zu ersetzen vermochte. Der Handel wich aus diesem Meere und Seeräuberei trat dauernd an seine Stelle. Das kornreiche Afrika ward nun eine Brodkammer des römischen Pöbels, ein Fanggarten der Bestien für circensische Kampfspiele, ein Bezirk zur Sklavenjagd." Und weiterhin: „Wenn indeß Rom in den Völkern Asiens meist verblühte Blüthen niedertrat, so zerstörte es in den Völkern Europas noch Knospen in ihrem ersten Jugendwuchse." Von diesen Kriegen ab lenkt der Hr. Verf. die Aufmerksamkeit auf den römischen Gewinn daheim, und erwähnt noch, „daß wie heute in Sibirien hochgebildete Polen, so in Rom geistbegabte Griechen die Lehrer der Lernwilligen waren. Schon vor dem türkischen Gaukelspiele der Proclamation der hellenischen Freiheit wurden Tausende der edelsten Griechen durch consularische Ukase, durch Senatsconsulte der Heimath entrissen und nach Rom geschleppt. Siebzehn Jahre lang schmachteten sie in den verschiedensten Städten Italiens, die ihnen nur weitere Kerker waren, bis es Einem unter ihnen gelang, den noch Lebenden den Weg zur Heimath zu öffnen. Es war dies Polybius.

In kurzer Uebersicht gelangt die Darstellung bis auf Strabo, dem eine ausführlichere Darstellung in einer Weise gewidmet wird, bei welcher gleichsam Strabo selbst als Vorbild gedient hat. Sein Werk wird bezeichnet als die erste praktische Erdkunde, in der sich Fleiß, Gelehrsamkeit, scrupulose Kritik mit geschmackvoller Darstellung und gefälliger Beredsamkeit vereinigt, es ist ein Werk, das wir noch heute mit Vergnügen und Wohlgefallen lesen.

Nach einer kurzen Andeutung über Pomponius Mela wird zu dem älteren Plinius übergegangen, der aber selbst erklärt, er wolle sich der Kritik enthalten, und dadurch seine sonst kostbare Compilation ziemlich herabgesetzt hat. Deshalb unterwirft ihn nun der Hr. Verf. selbst einer ziemlich scharfen und gerechten Kritik, und setzt die Mängel desselben in ein helles Licht. An die Nachrichten über Germanien, welche Plinius uns überliefert, reiht der Hr. Verf. ein zum Theil daher geschöpftes Bild unserer Vorfahren, das, wer Interesse daran hat, an Ort und Stelle nachlesen möge. Ergötzlich ist es auf jeden Fall.

Was unter den spätern Kaisern Roms für die Erkenntniß der Erdfläche geschah, was besonders durch die persönliche Anstrengung Hadrian's bezweckt wurde, aus eigener Anschauung die Verhältnisse seiner Länder kennen zu lernen, fand keine wissenschaftlichen Bearbeiter, wenn man nicht Appian's Beschreibung des römischen Reichs hierher rechnen will. Während Rom dadurch seinen ersten Todesstoß mit erhielt, daß Hadrian das Princip der Grenzbeschränkung aufstellte und Verträge mit den barbarischen Nachbarn schloß, — der Hr. Verf. bricht hier gleichsam unwillkürlich in den Stoßseufzer aus: wehe dem Staate, der Barbaren zu Nachbarn hat! — wurde die Wissenschaft der Geographie für die alte Welt durch Griechen zum Abschluß gebracht. Marinus von Tyrus und Ptolemäus aus Pelusium sind Grenz-

Digitized by Google

säulen der alten Geographie und Ausgangspforten für die geographischen Bestrebungen der neueren Geschichte.

Mit Ptolemäus gewinnt die Geographie ihren geometrischen Standpunkt und beharrt nun auf diesem durch die Jahrhunderte ohne Wanken, wohl hierhin und dorthin ein wenig neigend, bis sie in der neuesten Zeit ihre höhere Entwicklung an dem ethnographischen Gesichtspunkte gewonnen hat, in dem Bestreben, den Zusammenhang zwischen Natur und Geschichte, zwischen der Menschheit und ihrem Wohnplatze zu begreifen. „Kann zwar nicht behauptet werden, daß erst in unsern Tagen solche Versuche ans Licht getreten wären, da ja die größten Forscher der Erdkunde zu allen Zeiten ihrer eigentlichen Thätigkeit nach ethnographische Geographen waren, so ist doch gewiß ebenso unbestritten, daß erst in der neuesten Zeit das allgemeine Bewußtsein sich diesen Bestrebungen zugewendet hat, nachdem es als Begriff der geographischen Wissenschaft festgestellt war. Ptolemäus nun bringt unter seinem geometrischen Standpunkte die ganze dem Alterthum bekannte Erde in die Kugelform, die er als die einzig mögliche nachweist. Seine Kenntniß der Erde ist viel umfangreicher als die Strabo's, der z. B. in Indien nur 5 Städte nennt, während Ptolemäus daselbst die Lage von fast 270 Oertern feststellte. — Auch bei der Darstellung der Ptolemäischen Erdkunde unterläßt der Hr. Verf. nicht, die Hauptmomente der modernen Kritik einzureihen, und nimmt dann auf eine sinnige Weise von der alten Welt Abschied, indem er sie mit einem Excurs über „die glücklichen Inseln" beschließt, der mit den Worten beginnt: „Zu allen Zeiten hat die Phantasie die Glückseligkeit des irdischen Lebens an den Enden der Welt gesucht, die Poesie hat an dem Saume der geographischen Länderkunde ihren Ort und Namen gefunden." Wie die Phantasie sich im Allgemeinen ein irdisches Paradies erträumt, wie der Glaube an ein himmlisches Eden ein Jenseits postulirt, so hat das Alterthum, hat das Mittelalter den besondern Erdplätzen nachgeträumt, wo sich jene Phantasiegebilde in lebendiger Gegenwart realisiren ließen. Aber nur dem Dichter gelang es bisher, solche Gegenden auszubeuten, wie denn Plato seine Republik dorthin hätte verlegen müssen, oder wie Voltaire seine Candide in ein solches Eldorado gerathen ließ.

Das Mittelalter gliedert sich in Bezug auf die Geschichte der Geographie nach folgenden historischen Hauptmomenten: der Völkerwanderung, Ausbreitung des Christenthums, Ausbreitung des Islams, den Seereisen und Abenteuern der Normannen, dem Aufblühen der norddeutschen und süditalischen Städte, den heroischen Unternehmungen der Portugiesen und Spanier. Es ist schon oben bemerkt, wie bei dieser Aufstellung der einflußreichen Momente die Kreuzzüge wohl eine stärkere Hervorhebung verdient hätten, als ihnen später im Verlauf der Darstellung zugeschrieben wird.

Daß der Anfang des Mittelalters bis ins achte Jahrhundert hinein, wie in allen Wissenschaften, so auch in der Geographie nicht einmal Stillstand, sondern wahren Rückschritt herbeiführte, ist eine bekannte Thatsache. Die wenigen Brosamen, welche in dieser Periode etwa aufzulesen waren, sind sorgsam gesammelt, wie die angeführten Werke des Vibius Sequester, Festus Avienus, Stephanus von Byzanz, Jornandes und Anderer bezeugen. Von der Topographie der christlichen Welt, welche den ägyptischen Mönch Kosmas, genannt Indopleustes, zum Urheber hat, spricht der Hr. Verf. das Urtheil aus, daß sie unschätzbar sei, als Beleg des jammervollen Zustandes der damaligen Geographie. Auch auf die Kartographie, deren Spuren im Alterthum bei passender Gelegenheit angedeutet werden, einen Gegenstand, den Professor Reinganum zu einer selbständigen Darstellung auszuführen angefangen hat, wird hier ein nothwendiger Rückblick geworfen, besonders das Schicksal der Peutinger'schen Tafel deducirt. Wenn die Völkerwanderung ihre innere Vollendung durch die Aneignung des Christenthums erhielt, so folgt hier in nothwendiger Weise der Einfluß desselben auf die Geographie. Welchen Gewinn die damaligen Heidenapostel für die Geographie gebracht haben mögen, wird der Gegenwart aus den Bestrebungen unserer Missionäre, wie eines Gützlaff in China, klar. Wie dick aber gerade in jenen Zeiten die geographische Finsterniß war, beweist nebst ähnlichen Fällen der Abt von Clugni in Burgund noch im achten Jahrhundert, der seinem Landesherrn die Stiftung des Klosters bei St. Maure-des-Fossés widerrieth, weil ihm die Gegend von Paris ein ganz entferntes, fremdes und unbekanntes Land schien. Der Hr. Verf. weist hierbei auch hin, als auf eine noch unerschöpfte Fundgrube, auf die acta sanctorum, von deren Ausbeutung die Geschichtsforschung unserer Tage sich ebenfalls nicht geringen Gewinn versprochen zu haben scheint.

In diesen Zeiten wurde der Geographie aber auch „der Krebsschaden der Wundersucht eingeimpft," von der sie erst nach Jahrhunderten geheilt ward, indem in den sogenannten „Wundern dieser Welt," geographischen Compendien, von Enten, die auf Bäumen wachsen, von Fischen, die goldene Zähne haben, von Vögeln, die lateinisch sprechen, die Rede war. Was nun das Christenthum in der geographischen Kenntniß, besonders des europäischen Nordens bewirkte, übernahm der Islam für den Süden, sowohl in Asien, als in Afrika. Die Ausbreitung desselben von Senegambien bis Tungusien deutet auf seine geographische Wichtigkeit. „Und wie die Araber ein edles Ritterthum, eine himmelanstrebende Baukunst, eine liebliche Poesie, eine tiefe Philosophie der Nachwelt überlassen, so haben auch die fürstlichen Geographen Massudi, Ibn Haukal, Edrisi, Ibn al Wardi, Abulfeda, Bakui, Ibn Batuta die Wissenschaft der Erdkunde gepflegt und ermuntert." An die Charakteristik dieser Männer schließt sich passend die Darstellung des Einflusses, welchen die Araber überhaupt auf Handel, Kenntniß der Erde und Leben der Völker gewonnen haben. —

(Fortsetzung folgt.)

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Digitized by Google

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

1. März. № 51. 1841.

„Hegel's Vorlesungen über die Philosophie der Religion."

(Fortsetzung.)

Uebergehen wir nun den dritten Theil der Einleitung, die Eintheilung, von der doch später wieder die Rede sein muß (in der übrigens außer Anderem fast der ganze Abschnitt S. 62—73 neu ist), und wenden uns zum ersten Theil der Religionsphilosophie, der den allgemeinen Begriff der Religion entwickelt, so treffen beide Ausgaben zunächst in der allgemeinen Eintheilung zusammen; die erste hat drei Theile: a) von Gott, b) die Religion als solche, c) der Cultus; ebenso die zweite: a) von Gott, b) das religiöse Verhältniß, c) der Cultus. Hegel hat wohl diese Eintheilung immer befolgt; sonst wenigstens wäre wohl Grund vorhanden gewesen, sich nach einer andern umzusehen. Dieselbe wird von Hegel selbst damit begründet: das Erste im Begriff der Religion sei selbst wieder das rein Allgemeine, das Moment des Denkens, das Zweite sei das Moment der Besonderheit, der Gegensatz des Endlichen und Unendlichen und ihre Beziehung im Bewußtsein, das Dritte endlich sei die Aufhebung der Differenz oder der Cultus (2. A., I. 62 ff.). Aber der Cultus gehört eben so gut, wie die religiöse Vorstellung, der Sphäre der Differenz, dem endlichen, empirischen Bewußtsein an; hier wie dort sind Gott und Welt als ursprünglich Verschiedene und die Beziehung beider in der Form eines äußerlichen Zusammenkommens, und eben deswegen ist dem Cultus die Vermittlung durch äußerliche Handlungen und Symbole wesentlich. Ebenso aber ist umgekehrt in der religiösen Vorstellung, wie im Cultus, die Aufhebung des Gegensatzes für das Bewußtsein, und wenn Hegel vollends (A. 1, I. 86 ff.; A. 2, I. 150 ff.) die Vermittlung des religiösen Verhältnisses in der Form des Denkens mit zur Sphäre der Besonderung rechnet, so ist ja in dieser eine weit reinere und vollständigere Aufhebung des Gegensatzes, als im Cultus. Das Richtigere wäre vielmehr wohl gewesen, der Betrachtung des Allgemeinen, welches die metaphysische Grundlage und den Inhalt der Religion bildet, ebenso die Betrachtung ihrer Form rein für sich, die bei Hegel ohnedem zum großen Nachtheil für das Ganze zu kurz gekommene Untersuchung über die Nothwendigkeit und Bedeutung des Positiven in der Religion gegenüber zu stellen, die religiöse Vorstellung aber und die Handlungen des Cultus, nebst dem von Hegel unter dem Begriff des letztern gestellten Moment des Glaubens und der Andacht, als die concrete Erscheinung der Religion constituirend, im dritten Theil zusammen zu fassen.

Ebenso, wie in dem angegebenen Punkte, stimmen die beiden Ausgaben der Religionsphilosophie auch in der Ausführung des ersten Theils: von Gott, zusammen; die Gleichheit ist hier nicht buchstäblich und nur die spätere Recension durch Auslassung des Abschnitts 1. A., I. 58 f. etwas ins Kürzere gezogen. Dagegen begegnet uns wieder eine bedeutende Vermehrung der zweiten Auflage, wenn wir den zweiten Theil des ersten Haupttheils, über das religiöse Verhältniß (I. 98—204), mit der entsprechenden Partie der 1. A. (die Religion als solche, I. 59—135) vergleichen. Die bedeutendsten Unterschiede beider Ausgaben sind folgende:

1) Die Forderung, die Nothwendigkeit der Religion aufzuzeigen, wird A. 1, I. 59—62 ziemlich kurz abgewiesen, A. 2 dagegen (S. 98—112) giebt hier in einem eigenen ersten Abschnitt eine ausführlichere Recapitulation der Momente, durch welche diese Nothwendigkeit vermittelt ist, indem außer dem Neuaufgenommenen auch einiges in A. 1 weiter unten (S. 137 ff.) Vorkommende hier am passenden Ort eingereiht wird.

2) Als die wesentlichen Formen des religiösen Bewußtseins nennt die erste Auflage das Gefühl, die Vorstellung und das Denken, wobei ausdrücklich, die zweite derselben betreffend, die Ausdrücke Vorstellung und Anschauung für gleichbedeutend erklärt sind. (Vgl. A. 1, I. 79: „Gott ist für den Menschen zunächst in der Form der Vorstellung, oder man mag das Anschauung nennen.") Die zweite Ausgabe dagegen unterscheidet die Anschauung, die hier als Kunstanschauung gefaßt wird, von der Vorstellung, und stellt sie zwischen diese und das Gefühl in die Mitte. Das Object, wird hier gesagt, in dem das Ich seine Bestimmtheit anschaut, müsse zunächst in der Bestimmung der Aeu-

Digitized by Google

ſerlichkeit, der Räumlichkeit und Zeitlichkeit geſetzt ſein; zur Vorſtellung werde das äußere Bild erſt, indem es durch Aufhebung ſeiner ſinnlichen Unmittelbarkeit in die Form der Allgemeinheit erhoben wird. (Vgl. I. 134, 137 f.). Die Formen des religiöſen Bewußtſeins nach A. 2 ſind daher Gefühl, Anſchauung, Vorſtellung, und was A. 1 als Beſchreibung der Stufe des Denkens hatte, wird hier unter dem Titel: „die Nothwendigkeit und Vermittlung des religiöſen Verhältniſſes in der Form des Denkens,“ in einem beſondern dritten Abſchnitt nachgebracht, ohne daß indeſſen der Inhalt deſſelben eine weſentliche Veränderung erfahren hätte. Dieſe veränderte Anordnung, wenn ſie gleich mit andern, gleichfalls in die zweite Auflage aufgenommenen Aeußerungen nicht ganz übereinſtimmt*), iſt nun ohne Zweifel inſofern zu loben, als bei derſelben das denkende Erfaſſen deſſen, was den Inhalt des religiöſen Bewußtſeins ausmacht, von den Formen des letztern ſelbſt ſchärfer geſchieden wird; dagegen fragt es ſich, ob es ein Fortſchritt war, zwiſchen die Form des Gefühls und die der Vorſtellung die Kunſtanſchauung einzuſchieben. Dieſe Stellung entſpricht allerdings der Art, wie Hegel ſelbſt ſowohl in der Phänomenologie, als in der Encyclopädie die Kunſtreligion der offenbaren voranſchickt, ſchwerlich aber der Natur der Sache; denn die religiöſe Kunſt hat ja vielmehr ſelbſt die religiöſe Vorſtellung, die im Kunſtwerk dargeſtellt werden ſoll, zur Vorausſetzung, ſie ſelbſt aber würde nicht hieher, ſondern in den Abſchnitt vom Cultus zu ſtellen ſein.

3) Von Bereicherungen im Einzelnen iſt, außer dem ſchon genannten Abſchnitt über die religiöſe Anſchauung, als das Wichtigſte anzuführen, was S. 147 ff. über und gegen die ſupranaturaliſtiſche Apologetik geſagt wird, und was S. 122—125 in der Kritik der Gefühlstheologie außer dem in A. 1 Enthaltenen noch weiter beigebracht iſt. Sehr treffend wird in der letztern Stelle darauf aufmerkſam gemacht, wie im Gefühl ſelbſt eine Beziehung des Ich auf ſich ſelbſt enthalten iſt, eine Unterſcheidung „zwiſchen mir in meiner Flüſſigkeit und mir in meiner Beſtimmtheit,“ alſo ein Bewußtſein des Allgemeinen, aus dem ſich das Denken als ſolches mit Nothwendigkeit herausarbeitet. Nur hätten bei durchgängiger Beachtung dieſes Punktes ohne Zweifel manche Aeußerungen des Philoſophen, in denen das Gefühl als das rein Thieriſche dargeſtellt wird, bedeutend gemildert werden müſſen.

Weniger, als über den eben beſprochenen Abſchnitt, iſt über den folgenden, vom Cultus, zu bemerken; A. 2 hat zwar auch hier, wie durchaus, manche zweckmäßige Veränderungen der Faſſung und Darſtellung, aber neu iſt darin nur der Abſchnitt S. 226—233, welcher durch eine Entwicklung über die verſchiedenen Formen des Cultus auf der Stufe der Naturreligion (im weitern Sinne) der Theorie deſſelben eine erwünſchte Bereicherung gebracht hat. Sonſt unterſcheidet ſich die zweite Auflage von der erſten hauptſächlich nur durch eine veränderte Eintheilung. In A. 1 hat dieſer Abſchnitt drei Theile: Begriff des Cultus, Beſtimmtheit des Cultus, die einzelnen Formen des Cultus. Der Inhalt dieſes letzten Theils, ſofern er ſich nicht auf das Verhältniß der Religion zum Staate bezieht, iſt nun in A. 2, ohne Schaden für die Entwicklung, theils ganz weggelaſſen, theils in Früheres (S. 208) verarbeitet, und der erſte hat einen andern Titel erhalten, ſo daß der Abſchnitt vom Cultus jetzt folgende Theile hat: 1) der Glaube, 2) die Beſtimmtheit und die beſondern Formen des Cultus, 3) das Verhältniß der Religion zum Staate. Stand aber ſchon in A. 1 dieſer letztere Abſchnitt fremdartig genug in dem Capitel vom Cultus, ſo fällt das Ungehörige deſſelben jetzt nur um ſo mehr auf; wie man auch den Begriff des Cultus beſtimmen mag, dieſe kirchenrechtliche Unterſuchung gehört in keinem Fall hieher, aber wohl auch überhaupt nicht in die Religionsphiloſophie, wenigſtens nicht in den allgemeinen Theil derſelben; denn dieſer hat doch nur das allen Religionen gemeinſame Weſen der Religion zu entwickeln, in dieſem aber iſt ein beſtimmtes Verhältniß der Religion zum Staate nicht enthalten. Die Herren Herausgeber natürlich mußten den Abſchnitt dennoch aufnehmen, wenn ihn Hegel einmal ſeinen Vorleſungen einverleibt hat.

Schon in dem Bisherigen hat es ſich gezeigt, welche bedeutende Veränderungen die Hegel'ſche Religionsphiloſophie in dieſer zweiten Ausgabe faſt durchgängig zu ihrem und des Leſers Vortheil erfahren hat. Noch in die Augen fallender ſind dieſelben aber bei ihrem zweiten Haupttheil, welcher von der beſtimmten Religion handelt, und zwar zunächſt und am meiſten in der Behandlung der Naturreligion, namentlich der Stellung, welche den einzelnen Formen derſelben gegeben wird. Eine Ueberſicht dieſer Veränderungen mag hier folgen, an die ſich einige weitere Bemerkungen über dieſen Theil unſers Werkes anſchließen werden.

Zunächſt nur äußerlich iſt hier die Differenz, daß nach der beiden Ausgaben faſt ganz gemeinſamen Einleitung (A. 1, S. 189—202; A. 2, S. 263—279) A. 1 die Abſchnitte folgen läßt: A. der metaphyſiſche Begriff, B. die Vorſtellung Gottes, C. die Naturreligion in den verſchiedenen Formen ihrer Exiſtenz; A. 2 dagegen erſt, wo ſie an dieſe einzelnen Formen kommt, einzutheilen anfängt. Indeſſen liegt gleich hier ein tiefer greifender Unterſchied. Unter dem Titel: der metaphyſiſche Begriff der Naturreligion, redet A. 1 über die Nothwendigkeit des Uebergangs vom Endlichen zum Unendlichen, wie ſich derſelbe im kosmologiſchen Beweis darſtellt. Dieſer ganze Abſchnitt fehlt in

*) A. 2, I. 112 wird das Denken mit Anſchauung und Vorſtellung, als die objective Form des religiöſen Verhältniſſes, dem Gefühl, als der ſubjectiven, entgegengeſetzt.

Digitized by Google

A. 2 hier, wird aber wenig verändert später (S. 311—324) nachgebracht. Woher wohl dieses Schwanken, das nach den angeführten Erklärungen des Herrn Herausgebers auch in Hegel's eigenen Vorträgen vorausgesetzt werden muß? Schwerlich anderswoher, als daher, daß die ganze Art, wie die Beweise für das Dasein Gottes hier behandelt werden, verfehlt ist. Es ist ein Gedanke, der sich für den ersten Anblick empfiehlt, die einzelnen geschichtlichen Formen des religiösen Bewußtseins den einzelnen Beweisen für das Dasein Gottes zu parallelisiren. Jene zeigen uns, nach Hegel's tieferer Auffassung der Geschichte, den Gang, welchen der menschliche Geist genommen hat, um zum Bewußtsein des Absoluten zu gelangen; denselben Gang findet Hegel in den genannten Beweisen dargestellt; so scheint es ganz nahe zu liegen, mit ihm jeder einzelnen Religionsstufe einen jener Beweise als metaphysischen Ausdruck ihres Wesens zuzuschreiben. Nichts destoweniger beruht dieser ganze Versuch auf einer schiefen Voraussetzung: es ist nur scheinbar, daß die historischen Religionen und die Beweise für das Dasein Gottes einen und denselben Gang des Bewußtseins darstellen. Diese Beweise bezeichnen (in sehr unvollkommener Form freilich, und durchaus fragmentarisch) die Hauptstationen des Weges, auf dem der menschliche Geist zum Bewußtsein Gottes *überhaupt* aufsteigt, diese Erhebung natürlich nicht so, wie sie in dem oder jenem Individuum vor sich geht, sondern ihrem allgemeinen Begriffe nach aufgefaßt; die positiven Religionen dagegen enthalten — nicht die Erhebung des Geistes zum Gottesbewußtsein überhaupt, diese setzen sie vielmehr alle schon voraus, — sondern seine Erhebung von einem unvollkommenen zum vollkommenen Gottesbewußtsein. Es ist somit nicht dieselbe Bewegung, welche beide darstellen, sondern die in den Beweisen für das Dasein Gottes enthaltene wird in jeder Religion als implicite schon vollbracht vorausgesetzt. Diese Beweise fallen deswegen gar nicht in die Sphäre des religiösen Bewußtseins als solchen, und insofern gehören sie keiner Religion an, sondern sind ganz und gar Sache der Schule; sofern sich aber die Reflexion auf den Inhalt des religiösen Bewußtseins richtet, ist nicht abzusehen, warum in der einen Religion nur der eine, in der andern nur der andere zur Sprache kommen sollte, mag auch einer derselben, der ontologische (dessen Haltbarkeit *als Beweis* übrigens, beiläufig gesagt, auch seine neuesten Vertheidiger unsers Erachtens nicht dargethan haben), erst im Christenthum vorgekommen sein. Insofern gehören also diese Beweise allen Religionen gleich sehr an, und es ist nicht möglich, jeder einzelnen derselben einen von ihnen eigenthümlich zuzuweisen. Dies zeigt sich denn auch sogleich in Hegel's eigener Ausführung; nicht nur differiren gleich hinsichtlich der Stellung des kosmologischen Beweises, wie wir gesehen haben, die beiden Recensionen der Religionsphilosophie unter einander, sondern jede derselben steht auch mit sich selbst in Widerspruch, wenn dieser Beweis zuerst, hier der Naturreligion überhaupt, dort einer besondern Form derselben vindicirt wird, nachher aber (A. 1, II. 17; A. 2, II. 23) als Eigenthum der Religionen der geistigen Individualität auftritt, deren Besitz zugleich eben dadurch dem ihnen später zugewiesenen teleologischen Beweis verkümmert wird. So daß auf die Frage, welche von beiden Ausgaben unsers Werkes in der Stellung dieses Beweises das Richtige habe, eben nur die Antwort möglich ist: keine von beiden.

(Fortsetzung folgt.)

J. Löwenberg „Geschichte der Geographie."

(Fortsetzung.)

Was die Araber für den Süden und Osten, das thaten die Normannen für den Norden und Westen. Ihre Entdeckungen, zu denen sie aus klimatischer und ethnographischer Noth getrieben wurden, werden in der Kürze, ohne Uebergehung eines irgend wichtigen Moments, dargestellt, wie dies die zur Andeutung aufgenommenen Berichte Other's und Wulfstan's aus Alfred's angelsächsischer Erdbeschreibung vom nördlichen Europa beweisen. „Aber die geographischen Kenntnisse dieser Gegenden erweiterten sich nicht auf die Dauer, und die Kunde von den Unternehmungen im Norden ist nur das Resultat neuerer Forschungen jener merkwürdigen nordischen Litteratur, die in unseren Tagen ein fast leidenschaftliches Studium erweckt hat."

Einen friedlicheren und dauerndern Gewinn bot der Geographie der aufblühende Handel der norddeutschen und italischen Städte, oder der deutschen Hanse und der italischen Lombarden. Mit welchen Hindernissen der aufblühende Handel zu kämpfen hatte, deutet der Hr. Verf. durch die Namen der damaligen Wegelagerer und Besitzer von Raubschlössern an, als da waren: „die Hunde von Kuenring, die Füchse von Franken, die Wölfe zu der Todtenwart, die Bären von Markenstein, die Löwen von Ravensberg, — die Hasen von Diebelich, die Kalb von Kalbsrieth, die Esel von Ottenstein, die Riedesel, Rindsmaul u. s. w.

Hier schließt sich nun die allzu kurze Erwähnung der Kreuzzüge an. Die Ausbreitung des Handels und damit geographischer Kenntnisse, welche jene Züge im Gefolge hatten, benutzten vor allen die italischen Städte, wie Genua, Venedig, Pisa. Nicht die Gesammtheit der italischen Nation, nicht die Könige und Fürsten, einige Stadtgemeinden dehnten ihre Verbindungen bis an die Grenzen Indiens und Chinas aus. Diesem friedlichen Verkehr treten die Völkerstürme der Mongolen entgegen. Aber auch sie dienten den frommen Gläubigen der christlichen Kirche zu weiteren Plänen und geographischen Entdeckungen. Mit dieser Periode öffnet sich eigentlich erst das hintere Asien, und

Digitized by Google

an die Berichte eines Ascelin, Carpin knüpft der Herr Verfasser seine Darstellung. Vor Allen aber strahlt hell hervor der Name Marco Polo. „Sein Reisewerk blieb bis auf die neuere Zeit das allgemeine Handbuch für die asiatische Geographie, und spätere Entdeckungen haben den Werth von Polo's oft unglaublichen Berichten nur bestätigt und erhöht, wenn auch jetzt noch Vieles in demselben durch die Schuld der Abschreiber undeutlich, unerklärlich geblieben." Wir finden in der folgenden Darstellung das Facit gezogen, sowohl von den eigenen Berichten des großen Venetianers, als auch von der Kritik der folgenden Jahrhunderte. Nachdem noch der Bestrebungen eines Mandeville und „Schildbergers wunderlicher und kurzweiliger Historie" Erwähnung gethan, schließt der Hr. Verf. diesen Abschnitt mit den Worten: „so sehen wir meist unerquickliche, chronikartige Reisebeschreibungen als Erzeugniß eines fast tausendjährigen Zeitraums. Das wahrhaft Lehrreiche hatte die verdiente Anerkennung nicht gefunden und die Wissenschaft hatte sich nicht nur keines Gewinnes zu erfreuen, sondern vielmehr über manchen aus Vergessenheit der classischen Litteratur herbeigeführten Verlust zu beklagen."

Aber schon begannen die Bestrebungen, welche endlich die Hülle lüfteten, die zeither die Länder der Erde verborgen. Sie begannen mit den Entdeckungen der Portugiesen und Spanier. Bei dieser Gelegenheit spricht der Hr. Verf. von der beziehungsvollen Eintheilung der Geschichte der Geographie, und zerlegt sie in die mythisch-fabelhafte, heroische, kindlich-idyllische und kritische Zeit. Aber solche zur Veranschaulichung benutzte Eintheilung bei Seite gestellt, so motivirt zum wenigsten der Hr. Verf. die gegenwärtige Zeit als die kritische, und die des nächst vergangenen Jahrhunderts als die kindlich-idyllische, indem er anführt, wie der unglückliche Ludwig XVI. dem verschollenen La Perouse bei seiner Erdumsegelung zwei Exemplare der großen französischen Encyclopädie mitgab zu Geschenken für die Insulaner der Südsee. Die Zeit der portugiesischen Entdeckungen nennt er aber mit vollkommenem Rechte die heroische. Mit überzeugender Ausführung ist das Verhältniß Portugals, besonders Heinrich's des Seefahrers zu seinen Entdeckungen, so wie die Beziehung auf Spanien und dessen Weltentdeckung dargestellt. In wirklich überraschender Weise führt der Hr. Verf. den großen Weltentdecker Columbus ein; sein Auftreten am portugiesischen Hofe beschließt er mit der praktischen Bemerkung: „Ach hätte derjenige, welcher eine Welt im Kopfe trägt, auch nur immer ein Stück Brod in der Tasche, wie Großes wäre nicht schon auf unserer kleinen Erde geschehen." Im Fortgange der Entdeckungs- und Eroberungsgeschichte Indiens und Amerikas fehlen die modernen Bezüge nicht, wie z. B.: „die Geschichte dieses zweijährigen Eroberungskriegs (Ferdinand Cortez in Mexiko) ist ein erschütterndes Trauerspiel, so lustig auch die Tanzevolutionen in Spontini's gleichnamiger Oper sich ausnehmen." Eine ernstere Ermahnung gleichsam knüpft sich an Magelhaens' Fahrt, von der es heißt: „wer mannhaft sein Leben einer großen Idee opfert, der verdient das selige Bewußtsein, daß der Segen solchen Opfers das kurze Dasein hienieden für die Ewigkeit überdauert."

„Die erste Weltumsegelung war vollendet, der Erdkreis enthüllt. Jetzt erst erkannte der Mensch sein irdisches Erbe. Die Weltgeschichte beginnt."

Der Hr. Verf. knüpft auf die würdigste Weise seinen Uebergang zur neueren Zeit an die tiefen Forschungen A. v. Humboldt's, die im Examen critique de l'histoire de la geographie du nouveau continent et des progrès de l'astronomie nautique dans le 15. et 16. siècle (deutsch von Ideler) auf eine bewundernswerthe Weise jenes Gebiet der historischen Erdkunde der fast schon hereinbrechenden mythologischen Behandlung entrissen haben. „Nur ein A. v. Humboldt konnte die Verdienste eines Columbus würdigen, nur der Illustrador der neuen Welt konnte den Ehrenstreit ihrer Conquistadoren entscheiden." Den Zusammenhang von Columbus' Entdeckung mit der früheren Litteratur und den gleichzeitigen Anregungen finden wir nach jenem Werke hier wiedergegeben, ohne daß gerade in die weite Verzweigung der gesammten Litteratur hätte eingegangen werden können, eben so wenig wie in die detaillirte Darstellung der Bestrebungen der handeltreibenden Völker, wie Spanier, Engländer und Portugiesen, „deren Eifer und Nebenbuhlerschaft nach den Worten Humboldt's damals so groß war, daß 50 Jahre hinreichten, die äußere Gestaltung der Ländermassen der andern Hemisphäre im Norden und Süden des Aequators zu verzeichnen: und so wahr ist es, was ein urtheilsvoller Gelehrter bemerkt hat, daß, wenn ein Jahrhundert begonnen hat, irgend einer großen Hoffnung Raum zu geben, es nicht eher ruhe, als bis sie erfüllt ist."

Auf eine vollkommen sachgemäße Weise wird an die Seite des größten Erdentdeckers sein Zeitgenosse in der Himmelsentdeckung, Nikolaus Copernicus gestellt. „Und wie es eine der kolossalsten patriotischen Absurditäten ist, Copernicus einen Deutschen, einen Preußen zu nennen, — denn aus gleichen Gründen müßte auch der heilige Clemens von Alexandria ein Mameluke, oder Virgil, weil er in Mantua geboren, ein Oestreicher heißen, — so war es sicher eines der erschütterndsten und großartigsten Schauspiele, den geblendeten greisen Galilei aus dem Kerker der römischen Inquisition hervorschleppen zu sehen, ihn auf das Machtgebot des Papstes am 23. Juni 1633 vor einer triumphirenden Priesterbande die Ketzerlehre von der Bewegung der Erde um die Sonne abschwören und bald mit der unabweisbaren Kraft der Wahrheit sein e pur si muove aussprechen zu hören."

(Fortsetzung folgt.)

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Digitized by Google

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

2. März. № 52. 1841.

„Hegel's Vorlesungen über die Philosophie der Religion."

(Fortsetzung.)

Auf die allgemeineren Erörterungen über das Wesen der Naturreligion läßt Hegel die Entwicklung ihrer einzelnen Formen folgen. Die erste Auflage führt deren drei auf: die Religion der Zauberei, die Religion der Phantasie und die Naturreligion im Uebergang auf eine höhere Stufe. Die erste und letzte Classe zerfallen dann wieder weiter in je zwei Formen; jene befaßt die Religion der zauberischen Macht und des Insichseins, diese die Religion des Guten und des Räthsels. Von dieser ganzen Stellung und Eintheilung weicht nun A. 2 wesentlich ab. Auch sie hat drei Formen der Naturreligion, aber sie bestimmt dieselben theilweise anders. Die erste ist, wie in A. 1, die Religion der Zauberei, die als die unmittelbare Religion bezeichnet, zu der aber hier nur das gerechnet wird, was früher die Religion der zauberischen Macht genannt war; in der Darstellung derselben stimmen beide Ausgaben bis S. 244 der ersten in allem Wesentlichen überein, die hier von da an folgende Darstellung der chinesischen Religion aber hat in A. 2 eine andere Stellung erhalten, und statt einer eigenen Abhandlung über den Cultus dieser Sphäre, die nun zu erwarten gewesen wäre, hat dieselbe nur die Bemerkung (S. 307): von einem Cultus als freier Verehrung des Geistigen könne da nicht die Rede sein, — womit freilich die hier gelassene Lücke nicht entschuldigt ist.

Was nun diesem ersten Abschnitt in A. 2 genommen ist, das wird dem zweiten vorn und hinten zugesetzt; der Religion der Phantasie, welche in A. 1 diesen allein ausfüllt, wird hier die chinesische, oder die Religion des Maßes, voran — und die Religion des Insichseins nachgestellt, und alle drei werden als „die Entzweiung des Bewußtseins in sich" darstellend zusammengefaßt. Näher besteht der gemeinsame Charakter dieser Religionen und der Fortschritt, der in ihnen gemacht ist (nach S. 308 ff.) darin, „daß das Bewußtsein einer substantiellen Macht und der Unmächtigkeit des unmittelbaren Willens eintritt;" eben damit „erhebt sich der Mensch über sich, und die wesentliche Unterscheidung des Geistes wird vollzogen; aber indem dies Hohe als Macht gewußt wird und noch nicht weiter bestimmt ist, so ist das Besondere ein nur Accidentelles, ein bloß Negatives, Nichtiges." Diese Religionen sind daher alle pantheistisch. Indem aber in denselben „Gott nur die Bestimmtheit hat, die Substanz und Macht des Endlichen zu sein, ist er selbst noch unbestimmt;" „die Substanz ist das Nichtgesetzte, Ansichseiende," sie hat noch keine freie geistige Existenz, sondern „sie hat das Moment der Geistigkeit auch nur wieder an einem Menschen, der als diese Macht gewußt wird." Zu dieser gemeinsamen Grundlage verhalten sich nun die angegebenen einzelnen Formen als „fortschreitende Versuche, die Substanz als sich selbst bestimmend zu fassen." „In der chinesischen Religion wird die Substanz als einfache Grundlage gewußt," zu der dann aber die Bestimmtheit, das Fürsichsein, erst auf äußerliche Weise hinzutritt, indem „ein präsenter Mensch als die allgemeine Macht gewußt wird." „In der indischen Religion ist die Substanz als abstracte Einheit, nicht mehr als bloße Grundlage gewußt, und diese abstracte Einheit ist dem Geiste auch verwandter, da er als Ich selbst diese abstracte Einheit ist. Hier erhebt sich nun der Mensch, indem er sich selbst zu seiner innern abstracten Einheit erhebt, zur Einheit der Substanz, identificirt sich mit ihr, und giebt ihr so Existenz. Einige sind von Natur die Existenz dieser Einheit, andere können sich dazu erheben" (S. 310). Im Lamaismus und Buddhaismus endlich „ist und lebt die Concretion und Gegenwart der Substanz in Einem Individuum, und ist die haltungslose Entfaltung der Einheit, welche der vorhergehenden Form eigen war, insofern wenigstens aufgehoben, als sie vernichtet und verflüchtigt ist" (S. 311).

Ebenso wie diese Form der Naturreligion, hat dann auch die dritte in A. 2 eine Dreizahl untergeordneter Formen erhalten; zwischen die persische und ägyptische Religion ist jetzt (S. 418—421) die syrische und phönicische als die Religion des Schmerzes eingeschoben, indem aus den Bemerkungen, die sich A. 1, II. 77 f. finden und einigen neuen Zusätzen ein eigener Abschnitt gebildet ist. Das Charakte-

Digitized by Google

ristische dieser Religion und ihr Verhältniß zu den beiden ihr coordinirten wird so angegeben: die persische Religion hat zu ihrer Grundbestimmung den Kampf gegen das Böse; dieser Kampf wird hier zum Schmerz, d. h. „er ist nicht mehr nur äußerer Gegensatz, sondern in Einem Subject und als dessen Selbstempfindung." Dem allgemeinen Charakter der Naturreligion gemäß wird er aber hier noch in unmittelbarer Weise, in einem natürlichen Verlaufe dargestellt. Als die Vorstellung, in welcher sich der Charakter dieser Religion ausprägt, wird die Sage vom Phönix, besonders aber der Adonismythus bezeichnet.

Nach diesen Veränderungen, welche in der Stellung der Naturreligionen vorgenommen worden sind, könnte man nun auch bedeutendere Differenzen der beiden Ausgaben in der Behandlung derselben im Besondern erwarten; diese finden sich aber nicht, beide treffen vielmehr, mit Ausnahme der bereits erwähnten Zusätze, in allem Wesentlichen zusammen, und die zweite unterscheidet sich (übrigens zu ihrem Vortheil) nur noch durch manche Versetzungen, Erläuterungen, und auch, besonders in dem Abschnitt über die indische Religion, Verkürzungen von minderer Erheblichkeit.

Unstreitig sind nun die angegebenen Veränderungen der 2. A. im Ganzen als Verbesserungen zu betrachten. Abgesehen von der Vermehrung, welche das historische Material der Religionsphilosophie durch Aufnahme der vorderasiatischen Religionen erfahren hat, ist auch der chinesischen Religion darin ihr Recht geworden, daß sie von den rohesten Gestaltungen, die sich das religiöse Bewußtsein in seinen Anfängen giebt, unterschieden und als der Ausdruck für eine eigenthümliche Form desselben anerkannt ist. Ebenso hat der Buddhismus hinter statt vor der indischen Religion seine historisch richtigere Stellung erhalten; die neueren Untersuchungen über diesen Punkt, so wenig sie auch schon abgeschlossen sind, scheinen doch bereits mit ziemlicher Sicherheit darzuthun, daß er nicht die Wurzel, sondern eine Frucht des Bramaismus ist, entstanden nämlich, indem die in dem letztern noch ungeschiedenen und verworren durcheinander wogenden Elemente eines abstracten Naturpantheismus und des zügellosesten Polytheismus beim innerlichen Zerfall des indischen Volkslebens sich von einander ausschieden, das erstere für sich festgehalten zum Buddhismus wurde, in dieser Gestalt aber von seiner Heimath ausgestoßen, diese als Beute des wildesten Götzendienstes und einer absolut haltungslosen religiösen Zersplitterung zurückließ. — Wiewohl aber in diesen und einigen andern Punkten die zweite Ausgabe der Hegel'schen Religionsphilosophie vor der ersten den Vorzug zu verdienen scheint, so dürfte doch auch in dieser ihrer neuen Gestalt an der hier gegebenen Darstellung der Naturreligionen noch Manches zu vermissen sein, und es mögen hier einige dahin einschlagende Bemerkungen ihre Stelle finden, so wenig es auch der Charakter einer Recension erlaubt, über bloße Andeutungen hinauszugehen.

Das Erste, was sich gegen die eben dargestellte Entwicklung einwenden läßt, betrifft die Auffassung einiger der hier behandelten Religionen. — Es wurde so eben gelobt, daß in unserer zweiten Auflage die chinesische Religion von den roheren Formen der Zauberei und des Fetischismus unterschieden wird; dagegen ließe sich fragen, ob es richtig war, sie als eine Form des orientalischen Pantheismus aufzufassen. Denn wenn doch der specifische Charakter dieses, wie jedes Pantheismus darin besteht, das Verhältniß des Endlichen zur Gottheit ausschließlich als das der Accidentien zur Substanz, die Gottheit mithin als die abstracte Macht zu bestimmen, die alles individuelle Leben in sich aufzehrt: so gilt gerade in der chinesischen Religion das Individuum als das ausschließlich Wirkliche, das Absolute dagegen nur als das Gesetz dieser Wirklichkeit, die physische und moralische Weltordnung; Tien ist nicht das concret Allgemeine, welches das Einzelne aus seiner Fülle ausgebiert und in sie zurücknimmt, sondern nur das Form- und Maßgebende für dasselbe, das Substantielle dagegen sind dem Bewußtsein vielmehr die Individuen, freilich nicht als solche, die der Anschauung unmittelbar gegenwärtig sind (der Kaiser ist dies gleichfalls nicht), sondern als bloß vorgestellte, als Geister. Die chinesische Religion gehört daher nicht zu den pantheistischen Religionen, sondern (um einige verwandte Formen unter Einen Namen zusammen zu fassen) zu den Religionen der sinnlichen Einzelnheit, aber der Classe derselben, in welcher das sinnlich Einzelne nicht in seiner empirischen Unmittelbarkeit, sondern als ein der Anschauung Entschwundenes, als das Absolute vorgestellt wird, die daher den Geisterglauben zu ihrer allgemeinen Grundlage hat. Nun ist allerdings zuzugeben, daß gerade diese Religion, indem sie die unzähligen Natur- und Familiengeister in Ein großes Geisterreich zusammenfaßt, eben damit auf dem Sprunge steht, in den Pantheismus überzugehen, in dem die vielen einzelnen Geister, als in sich haltungslose, nebelhafte Gestalten der Einbildung zur Einen Natursubstanz zusammenrinnen; aber sie selbst ist darum noch nicht pantheistisch; in ihr ist noch das Einzelne das Substantielle und das Allgemeine bloße Form, während dem Pantheismus umgekehrt das Allgemeine als das Substantielle gilt und das Einzelne als bloße Form seiner Erscheinung. Auf diesem Unterschiede der Stellung, sagt aber Hegel selbst irgendwo bei ähnlicher Gelegenheit, beruht Alles.

In einem ähnlichen Fall, wie bei der chinesischen, befinden wir uns auch bei der buddhistischen Religion. Auch diese hat in der neuen Auflage unsers Werkes ohne Zweifel eine richtigere Stellung, als in der ersten, aber doch möchte es sich fragen, ob sie als eigene Religion neben dem

Digitized by Google

Bramalismus, und nicht vielmehr als bloße Umbildung des letzteren anzuführen war. — Gewichtigere Zweifel indeß, als bei den beiden genannten Punkten, erheben sich gegen Hegel's Auffassung der syrisch-phönicischen Religion, wie diese in der neuen Ausgabe vorliegt. Diese Religion wird hier als die des Schmerzes bezeichnet, und soll zwischen der persischen und ägyptischen das Mittelglied bilden. Diese Auffassung stützt sich geschichtlich auf die Sagen vom Phönix und Adonis. Aber jene, wenn sie überhaupt phönicischen Ursprungs ist (orientalischen wohl freilich, wie auch ähnliche Sagen des heutigen Orients beweisen), hat jedenfalls keine oder nur geringe religiöse Bedeutung; ob der Adoniscult in Phönicien entstanden, und nicht vielmehr aus Aegypten herübergekommen ist, muß gleichfalls in Frage gezogen werden; mag er aber auch wirklich phönicisch sein, in keinem Fall bildet er so den Mittelpunkt für das religiöse Bewußtsein des phönicischen Volks, wie z. B. der verwandte Osirisdienst für das des ägyptischen; der Charakter der phönicischen und noch mehr der syrischen Religion kann daher nicht einseitig aus diesem Mythus bestimmt werden, um so weniger, als die übrigen Data, die wir über diese Religionen besitzen, ihnen ihre Stelle weit niedriger unter den roheren Formen der Naturreligion anweisen.

(Fortsetzung folgt.)

J. Löwenberg „Geschichte der Geographie."

(Fortsetzung.)

Zum Schluß des Mittelalters selbst faßt der Hr. Verf. die geschichtlichen Momente, welche die Bedingung der weiteren Entwickelung der Erde, und also auch eigentlich eine tiefere Begründung der geographischen Wissenschaften enthalten, in den Worten zusammen: „Und wie Copernicus den Blick in die Räume des Himmels erweitert und geordnet, so erweiterte der deutsche Glaubensheld Martin Luther die Freiheit des Gedankens. Sein Lied: Eine feste Burg ist unser Gott, ist die Marseillaise der Reformation."

„Columbus, Copernicus, Luther, welche Erweiterung der Erde, des Himmels, des Gedankens!" —

Mit der neueren Zeit gewinnt die Geschichte der Geographie, noch früher als die Geschichte selbst, den Charakter des Universal-Historischen. Die Trennung in zwei Hauptabschnitte wird durch James Cook bedingt, als den eigentlichen Wiederentdecker eines fünften Erdtheils. Die Behandlung kann hier weder einen ethnographischen, noch einen synchronistischen Verlauf nehmen, zu welchem letzteren Zwecke eine passende tabellarische Uebersicht dem Buche beigegeben ist. Die Haupttendenz mußte dem Zwecke der ganzen Darstellung gemäß sein, die Gesammtbestrebungen der einzelnen Völker und großen Vereine hervorzuheben. Und deshalb finden wir im ersten Zeitraum von Magelhaens bis Cook die Bestrebungen sämmtlicher handeltreibenden Völker, Portugiesen, Spanier, Holländer, Engländer um die beiden Wunderländer, Amerika und Asien geschaart. Die Gegensätze dieser Völker, in ihnen selbst gelegen, wie sie zum Ausbruch bei der Durchführung ihrer Handelspläne und Colonisationen kamen, werden scharf und treffend charakterisirt. „Der Iberier dürstete nach Gold, um seine steife Grandezza, seine Prachtliebe und Genußsucht zu befriedigen; der Holländer hungerte nach Schätzen, um sie aufzuspeichern für die stille Behaglichkeit im alterschwachen Leben. Die Colonisation dieser Völker, besonders der Portugiesen und Spanier, wird eine dämonische Erscheinung genannt; die erschreckten Völker betrachteten sie als böse Geister, als göttliche Zerstörungswesen, mächtig des Blitzes und Donners. Schleichend, vampyrartig nistete sich die Holländerbrut in ihren Colonieen an. Und Alle insgesammt, sie lagen gleich goldgierigen Ungeheuern auf dem Raube der Völker in den Ländern gen Morgen und Abend."

In den nächsten Entdeckungen, die von Amerika und Asien meist auf die Durchforschung des stillen Oceans ausgingen, treffen wir die nun schon längst geographisch verewigten Namen eines Mendana, de Torres, le Maire, Abel Tasman und Anderer. Es wird überhaupt diese Partie der Entdeckungsgeschichte mit Recht bis auf den Tod van Diemen's 1645 geführt, seit welchem Ereigniß hier ein Jahrhundert lang Stillstand eintrat. Die andere Seite des geographischen Fortschrittes, der sich an die eigentliche neue Welt anknüpfte, wird auf ähnliche Weise zusammengefaßt. Die blutigen, für die Wissenschaft zunächst unersprießlichen Eroberungen werden nur kurz angedeutet. Im Norden Amerikas gruppiren sich die Bestrebungen eines Cabral, Cabot, Cortereal und Walter Raleigh. „Nach dem Süden gingen Iberier, nach dem Norden gingen Briten. Der amerikanische Spanier trägt das blutige Kainszeichen des grausamsten Völkermordes auf der Stirn; der amerikanische Brite ist meist ein fleißiger Landbebauer, ein betriebsamer Kaufmann; Pizarro und Penn sind die Repräsentanten beider. Die Spanier eroberten den Süden, um zu herrschen, um sich durch Raub zu bereichern; die Briten colonisirten den Norden, um dem Drucke im Mutterlande zu entfliehen. Das sind die von den Europäern in die neue Welt gelegten eigenthümlichen Keime; sie entwickelten sich schnell, und tragen ihre eigenthümlichen Früchte." Die Erforscher des Nordens — der Süden erhielt erst seinen Illustrador 50 Jahre später — sind Kalm, Oglethorpe, Bertram, Burnaby, Hutchinson. An die Colonisation der Ostküste knüpfte sich das Streben, die Westküste zu erforschen und damit der Versuch, eine nördliche Durchfahrt zu gewinnen. Frobisher, Davis, Hudson, Baffin.

Afrika wurde Anfangs unberücksichtigt bei Seite gelas-

Digitized by Google

sen, und erst als Menschenleiber ein Artikel des schaudervollsten Sklavenhandels wurden, ward auch Afrika ein Markt der Welt. Ueber den Süden des Erdtheils tritt zuerst ein Deutscher zu Anfang des 18. Jahrhunderts mit einer Beschreibung auf, die noch jetzt Interesse hat, obgleich ihn der Abbé de la Caille, der 50 Jahre später die Gegenden bereiste, einen Trunkenbold nennt, dem der vortreffliche Capwein die Urtheilskraft häufig benommen. Peter Kolbe ist sein Name. Die fernern Versuche, welche in dieser Zeit gemacht wurden, um ins Innere des Erdtheils einzudringen, besonders um die „Perle von Afrika," Timbuktu, zu finden, folgen in kurzer Erwähnung. Dazwischen nimmt auf patriotische Weise der brandenburgische Versuch, eine Colonie an der Küste Afrikas zu gründen, seine gebührende Stelle ein. Die sicheren Erfolge in allen den afrikanischen Bemühungen datiren von der Begründung der afrikanischen Gesellschaft zu London im Jahre 1788 und reichen somit in die zweite Periode dieser Darstellung. Dieser Haltpunkt gewährt dem Hrn. Verf., indem er die auf den Norden Afrikas verwendete Mühe durchmustert, Gelegenheit zu passender Vergleichung mit der Kenntniß Afrikas zur Zeit der alten Geschichte. Thevenot, Norden, Pococke, James Bruce und Sonnini werden hier kritisch besprochen.

Die Eroberung der Europäer in Asien veranlaßt den Hrn. Verf. zu der zwar nicht neuen, aber darum nichts weniger immer von Neuem zu wiederholenden Bemerkung, daß die Herrschaft in den fremden Welttheilen weder Gedeihen noch Dauer haben konnte, so lange ein geregeltes System der Verwaltung fehlte, so lange man Völker- und Menschenrecht nur als ein landschaftliches Vorurtheil betrachtete, welches man in dem derzeitigen politischen Machiavellismus leicht abwarf. An die Stelle der Portugiesen in Asien traten zunächst die Holländer, welche Batavia, die größte Todtenkammer der Europäer, gründeten; in dreiundzwanzig Jahren vermoderten hier nach Thomas Raffles eilfmalhunderttausend Menschen! Die Holländer mußten den Briten Platz machen; der charakteristische Denkspruch zur Geschichte der englisch-ostindischen Compagnie wird das Wort Shakspeare's genannt: „die Demuth ist der jungen Ehrsucht Leiter." Neben Indien liegt China, dessen Entdeckungsgeschichte in kurzer Summa treffend geschildert ist. Ueber Japan, das Nachbarland, besitzen wir aus dieser Zeit nur eine bedeutende Beschreibung von Kämpfer, von dem die Japanesen selbst erklärten: er hat uns das Herz aus dem Leibe genommen und es uns vor die Augen gehalten.

Die übrigen Partien Asiens, der Norden und Westen, die Bestrebungen, von der Landseite nach China, Indien und Tibet zu gelangen, werden in passender Uebersicht angereiht, und endlich dem heiligen Lande die gebührende Aufmerksamkeit gewidmet.

Mit James Cook beginnt der letzte Abschnitt der Erdkunde, beginnt die wahrhafte Entwicklung der Weltkunde. Er ist der Urheber der vervielfältigten Weltumsegelungen, die bis auf ihn, und auch noch in den nächsten Jahren nach ihm, Ereignisse von allgemeiner, europäischer Bedeutsamkeit genannt werden konnten. Durch Cook aber wurden die Beschwerden und Gefahren, welche mit solchen Unternehmungen bis dahin verbunden waren, scharfsinnig erkannt und sorgfältig beseitigt; die Sicherheit nahm auf dem von ihm angegebenen Wege der Vorsicht und Sorgfalt bei Weltumsegelungen in dem Grade zu, daß in unserer Zeit bei den vermehrten, nautischen Kenntnissen jeglicher Art, bei den immer mehr verbreiteten Dampfschiffverbindungen eine Reise um die Erde nächstens zu den größeren Vergnügungsreisen gehören wird, die man in den Ferien unternehmen kann.

Mit den Briten wetteiferten in dieser Periode vorzüglich die Franzosen; so stehen Bougainville und Cook neben einander. Bei der Würdigung der Verdienste Cook's um die Erdkunde im großen Ocean, welche von dem Hrn. Verf. mit Recht ausführlich nach Maßgabe seiner ganzen Darstellung besprochen werden, sind sowohl die Motive der Unternehmung, als die Mittel der Ausführung und diese selbst klar auseinandergesetzt. Die Theilnehmer der zweiten Reise, Vater und Sohn Forster, finden ihre verdiente Anerkennung, „die ihnen England mit abscheulichem Undank geschmälert hat; Bosheit und Intrigue brachten sie um die Vortheile ihrer Arbeit, und Friedrich dem Großen war es vorbehalten, die deutschen Erdumsegler aus den Schuldthürmen des stolzen Krämervolkes loszukaufen."

Ueber Cook selbst lesen wir hier ein Urtheil, das zwar scharf, aber nach unparteiischer Prüfung wahr erscheinen muß. Dasselbe endet mit der naiven Bemerkung: „es ist charakteristisch für sein mürrisches, düsteres Wesen, daß er auf seinen jahrelangen Reisen in den Oeden der Oceane nur ein einziges Mal gepfiffen und gesungen hat."

„Die weitere Prüfung geht auf la Perouse's und d'Entrecasteaux's Unternehmung über, mit der die gleichzeitigen britischen Unternehmungen verbunden werden. Kein bedeutendes Moment wird hier übergangen. Indem nun zunächst politische Constellationen für Europa eintreten, welche den großen Seemächten die Ausrüstung solcher Expeditionen unmöglich machten, trat Rußland, „der politische Koloß, der gleich einem dem Meere entstiegenen Ungeheuer, seine Fühl- und Fanghörner tief in das Herz dreier Erdtheile streckt, eben jetzt auch im Drange seines eigenen Bewußtseins mit einer Weltumsegelung hervor."

(Schluß folgt.)

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Digitized by Google

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

3. März. № 53. 1841.

„Hegel's Vorlesungen über die Philosophie der Religion."

(Fortsetzung.)

Eine zweite Bedenklichkeit gegen die Hegel'sche Darstellung der Naturreligion, welche aber die erste Ausgabe unsers Werkes noch mehr angeht, als die zweite, betrifft die Vollständigkeit der hier aufgezählten Formen. Von den rohesten Anfängen der Religion im Fetischismus (der Religion der Zauberei) wird hier unmittelbar zu den pantheistischen Religionen des Orients übergegangen. Offenbar liegen aber zwischen beiden noch einige weitere Formen, die auch geschichtlich den Uebergang von jenen zu diesen vermittelt haben dürften. Die einzelnen Naturdinge, an welche im Fetischismus das Bewußtsein des Absoluten geknüpft wird, können in dieser ihrer empirischen Unmittelbarkeit nicht zur Vorstellung der allgemeinen Natursubstanz, die jenen orientalischen Religionen zu Grunde liegt, zusammengehen; dazu müssen sie vorher die Form der Unmittelbarkeit ablegen und, wenn auch zunächst noch als einzelne, in die Sphäre des Allgemeinen, in das Reich der Vorstellung erhoben werden. Dieses geschieht aber eben in der Form des religiösen Bewußtseins, zu der wir die chinesische Religion gezählt haben, der aber, als einer der allerverbreitetsten, auch die altpelasgische, die germanische und andere Religionen angehören, in der Geisterverehrung. Die Götter dieser Religionen sind noch sinnliche Einzelnwesen, wie die des Fetischismus; ebenso haben sie, wie diese, die Grundbestimmung der zauberischen Macht, aber sie sind sinnlich Einzelne nicht mehr in der Weise des unmittelbaren Daseins, sondern in der der aufgehobenen Unmittelbarkeit, als Wesen der bloßen Vorstellung. Zwischen diesem Geisterglauben und dem eigentlichen Fetischismus in der Mitte steht aber noch eine dritte, von Hegel gleichfalls übergangene Religionsform, der Sabäismus. Die Gestirne sind Gegenstände der sinnlichen Anschauung, wie die Fetische, und sie üben einen zauberischen Einfluß aus, wie diese; aber sie sind doch der unmittelbaren Berührung, der gemeinen irdischen Wirklichkeit entrückt und, was damit zusammenhängt, sie folgen von dem unmittelbaren Einfluß menschlicher Willkür unabhängig ihren eigenen ewigen Gesetzen, so daß also in ihrer Verehrung das religiöse Bewußtsein bereits anfängt, das Göttliche als ein Anundfürsichseiendes anzuerkennen und sich zur Anschauung allgemeiner Mächte zu erheben.

Und hieran schließt sich der dritte und bedeutendste Punkt an, in dem die Hegel'sche Darstellung noch einer Berichtigung zu bedürfen scheint. Die einzelnen Formen der Naturreligion sind in unserem Werke, auch wie es jetzt vorliegt, nicht genügend aus dem Begriff der Naturreligion abgeleitet. Weil sich aber diese Bemerkung auch bei den späteren Religionsformen wiederholt, so möge hier lieber gleich eine kurze Kritik der ganzen Ableitung der einzelnen Religionen aus dem Begriff der Religion, wie diese in der Religionsphilosophie gegeben ist, ihre Stelle finden.

Die allgemeine Basis dieser Deduction bildet bei Hegel die unserem ganzen Werke zu Grunde liegende Betrachtung der Religion zuerst im Allgemeinen, ihrem Begriffe nach, dann in ihrer Besonderheit als bestimmter Religion, endlich als solcher, deren Erscheinung ihrem Begriffe gleich ist, als absoluter. Begründet wird diese dreifache Betrachtungsweise durch die Bemerkung (A. 2. S. 59 f. — A. 1 ist hier kürzer): Es könne nur Eine Methode in aller Wissenschaft sein, da die Methode der sich explicirende Begriff, und dieser nur Einer sei; der Geist aber sei eben die Bewegung durch die angegebenen Momente. Aber die Richtigkeit dieses Verfahrens im Allgemeinen vorläufig zugegeben: verhalten sich denn die außerchristlichen Religionen zur christlichen nur wie die Natur zum Geiste? Sind sie bloß das Material, welches sich der Begriff der Religion bereitet, um mittelst ihrer zu seiner Wirklichkeit zu gelangen, die bloße Verendlichung des Gottesbewußtseins? Enthalten nicht auch sie (nach 2. A. II. 76) „die wesentlichen Momente des Religionsbegriffs?" Oder wenn ihnen vorgeworfen wird, daß diese Momente „noch nicht in der Totalität (des Begriffs) gesetzt seien," sind sie denn nach Hegel in der christlichen Religion in dieser gesetzt, und nicht vielmehr in die selbständigen Gestalten der Vorstellung auseinandergefallen?

Digitized by Google

Ist das Christenthum nicht gleichfalls „historische Religion, eine besondere Form der Religion," wenn auch die höchste, deren die Menschengeschichte fähig sein mag? Mußten daher nicht, die Richtigkeit jener Trichotomie vorausgesetzt, entweder die außerchristlichen Religionen mit der christlichen im dritten Theile zusammengefaßt, im zweiten aber nur der allgemeine Boden des empirischen Bewußtseins dargestellt werden, in dem sich der Begriff der Religion realisirt? oder wenn die außerchristlichen Religionen in den zweiten Theil verwiesen wurden, gehörte nicht die christliche ebendahin, in den dritten aber die Auffassung des Religionsbegriffs in der begrifflichen Form, die Theologie? Vielmehr aber zeigt die Unförmlichkeit, welche die Darstellung in dem einen wie in dem andern Fall erhalten hätte, daß jene ganze Eintheilung ihres Stoffs von einer theilweise unrichtigen Voraussetzung ausgeht. Den allgemeinen Begriff der Religion eigens zu entwickeln, ist Aufgabe der Religionsphilosophie nur, wenn dieselbe als besondere Disciplin behandelt wird, und dann mag dieses immerhin in einer Einleitung oder einem allgemeinen Theile geschehen; denkt man sich dagegen die Religionsphilosophie im Ganzen des Systems, so sind alle allgemeinen Bestimmungen über den Begriff der Religion in der Darstellung ihres Hervorgehens aus der zunächst vorangehenden Stufe enthalten, die weitere Betrachtung der Religion hat es dann also nur mit ihrer Entwicklung in den concreten Religionen zu thun.

„Der Rhythmus nun," wird S. 60 versichert, „in dem sich das Ganze unserer Wissenschaft und die gesammte Entwicklung des Begriffs bewegt, kehre auch in jedem der drei angegebenen Momente wieder." Demgemäß hätten wir auch im Gebiet der bestimmten Religion eine Trichotomie zu erwarten. Statt dessen finden wir die bekannte Dichotomie, und wollte man diese auch in eine Trichotomie verwandeln, indem (wie z. B. von Vatke, Bibl. Theol. I. 100) das Christenthum den bestimmten Religionen beigezählt würde, so möchte es doch schwer sein, als das Princip ihrer Gliederung dasselbe nachzuweisen, welches der allgemeinen Eintheilung der Hegel'schen Religionsphilosophie zu Grunde liegt. Wie dem aber nun sein mag, wenn nur die bestimmte Religion aus ihrem Begriff heraus getheilt ist. Nach S. 80 ff. (2. A.) kommt es hiefür „besonders auf die Art der göttlichen Erscheinung an." Was nun „1. die Erscheinung überhaupt, oder das abstracte Erscheinen betrifft, so ist dieses die Natürlichkeit überhaupt." Aber „das Natürliche ist in der Religion nur Moment des Göttlichen, und es muß also, wie es für das religiöse Bewußtsein ist, zugleich die Bestimmung der geistigen Weihe an sich haben" u. s. w. „Die erste Weise der Erscheinung, die Natürlichkeit, hat also die Subjectivität, die Geistigkeit Gottes nur überhaupt zum Centrum. Diese beiden Bestimmungen sind daher noch nicht in reflectirter Weise in Verhältniß getreten. Daß dies geschieht, ist nun das Zweite." „Auch diese Stufe der bestimmten Religion bleibt" aber „noch in der Sphäre der Natürlichkeit stehen und bildet mit der vorhergehenden überhaupt die Stufe der Naturreligion." „Noch innerhalb der Folge der bestimmten Religionen" endlich „macht die Bewegung des Geistes den Versuch, die Bestimmtheit dem Begriff gleichzusetzen, aber diese Bestimmtheit erscheint hier noch als die abstracte, oder der Begriff noch als der endliche," — und so entsteht die Religion der geistigen Individualität. Offenbar ist es auch hier nicht der bestimmte Begriff der Sache, aus dem heraus getheilt wird, sondern das allgemeine Schema der drei Begriffsmomente. Alle solche Theilungen sind aber im höchsten Grad unsicher, weil die Subsumtion des Concreten unter das Schema bei ihnen ganz der Willkür überlassen bleibt; οὐκ ἔστιν ἀποδεῖξαι (sagt Aristoteles — διαιρεῖν können wir sagen) ἕκαστον, ἀλλ' ἢ ἐκ τῶν ἑκάστου ἀρχῶν.

Um nichts mehr findet sich ein solches bestimmtes Princip auch für die weitere Gliederung der Naturreligion. „Die erste Bestimmung," heißt es 2. A. I. 279, „der Anfang der Naturreligion ist, daß der Geist ist in unmittelbar einzelner Weise der Existenz." „Der nächste Fortschritt (nach S. 308) ist der, daß das Bewußtsein einer substantiellen Macht und der Ohnmächtigkeit des unmittelbaren Willens eintritt." Die in diesen Religionen erst an sich seiende Wahrheit, daß das Absolute Subject ist, muß aber (vgl. S. 401) wirklich hervorgezogen und gesetzt werden. „Wenn nun aber das Allgemeine als Sich-in-sich-selbst-bestimmen gefaßt wird, so tritt es in Gegensatz gegen Anderes und ist ein Kampf mit dem Anderen seiner," und so haben wir statt der zwei vorher unterschiedenen Hauptformen der Naturreligion nun die drei, deren Unterscheidung der wirklichen Darstellung derselben zu Grunde liegt. Aber ist es denn der bestimmte Begriff der Naturreligion, welcher sich in diese Religionen, als die Totalität seiner Formen theilt, oder könnten, diese Ableitung logisch betrachtet, nicht eben so gut noch weitere Formen eingeschoben oder angesetzt werden?

Ausdrücklicher aus einem bestimmten Begriff abgeleitet werden von Hegel die drei Hauptformen der Religion der geistigen Individualität. Die Deduction ist diese (2. A. II. 10—14; vgl. S. 42—45): die Grundbestimmung dieser Religion ist die Auffassung des [absoluten] Wesens als Selbstbewußtsein, als der unendlichen Form. „Indem nun das Wesen absolute Negativität ist, so ist es die reine Identität mit sich, das Eine; es ist eben so die Negativität der Einheit, welche aber mit der Einheit in Beziehung ist, und durch dies Durcheinandersein beider sich als Nothwendigkeit erweist; drittens geht das Eine mit sich selbst zusammen aus der Bezogenheit seiner Unterschiedenheit, welche Einheit je-

Digitized by Google

doch als dies Zusammengesunkensein der Form mit sich einen endlichen Inhalt hat, und somit diese in die Formunterschiede als Totalität entwickelnd den Begriff der Zweckmäßigkeit, aber endlicher Zweckmäßigkeit giebt." Aber theils ist jener Grundcharakter selbst nicht streng deducirt, theils würden aus dem Angeführten doch nicht drei Formen dieser Religion, sondern nur drei Bestimmungen folgen, die in einer und derselben Religionsform vereinigt sein könnten. Daß dieses auch wirklich gewissermaßen der Fall sei, wird von Hegel selbst zugegeben; „man müsse sich nicht vorstellen," erklärt er, „daß jeder dieser Begriffe nur Einer Religion angehöre, vielmehr gehöre jede dieser Bestimmungen allen dreien an," aber darum seien doch nicht alle drei gleich, sondern in der einen sei dieser, in der andern jener Grundbestimmung. Eben dieses, daß sich alle drei eignen, Grundbestimmung eigener Religionen zu sein, ist aber nicht bewiesen. Die Hauptsache jedoch ist, daß es unmöglich sein dürfte, aus den genannten Bestimmungen die Eigenthümlichkeit der Religionen, denen sie Hegel zur Grundlage giebt, durchaus zu erklären.

(Fortsetzung folgt.)

J. Löwenberg „Geschichte der Geographie."

(Schluß.)

Was Krusenstern in diesem Gebiete geleistet, und wie Kotzebue diese Bemühungen erweitert, bei welcher Gelegenheit wieder Deutsche, wie Chamisso, die Wissenschaft vertraten, wird weiter besprochen. —

Nachdem die Kriege in Europa beendet, regte sich bei Franzosen, Engländern und Deutschen, denn auch Preußen schickte Schiffe um die Erde, mit erneuter Kraft der Trieb, die Erde zu erforschen, wie die Fahrten eines Freycinet, Duperrey, Dumont d'Urville, Bougainville, Harmser, Wendt und Anderer bezeugen.

„Die Entdeckungsgeschichte Australiens schließt sich der der Erdumsegelungen zunächst an." Auf diese wendet der Hr. Verf. nun zunächst seine Aufmerksamkeit und verfolgt dieselbe, so wie die Colonisationen in Neuholland bis auf unsere Tage. Auf die Entdeckungsgeschichte des innern Neuhollands wendet der Hr. Verf. die Bemerkung an: „wie es eine in der That zu wenig beachtete Wahrheit sei, daß zwischen der Entdeckungsgeschichte eines Erdindividuums und diesem selbst in den Grundverhältnissen seines Baues ein inniger Zusammenhang besteht, so daß in jener sich bereits die Grundzüge der Configuration des Landes abspiegeln, und nichts im Ganzen weniger zufällig ist, als die Art, wie ein Land allmälig bekannt geworden ist."

Indem der Hr. Verf. sodann auf Amerika übergeht, wendet er sich sogleich an den Heros der neueren Zeit auf diesem Gebiete, an A. von Humboldt. Die Würdigung dieses Mannes auf diesem Gebiete an dieser Stelle kann nun zwar nicht erhöhen eine Würde, die unantastbar unter allen Gebildeten der Erde geworden ist, aber dennoch muß die Erkenntniß des Werthes hier erfreuen, die nicht von der Oberfläche abgeschöpft ist, sondern sich mit Enthusiasmus vertieft in den Reichthum dieses Genius. In diesem Sinne spricht der Hr. Verf. von Aler. von Humboldt: „die glücklichsten Anlagen fanden die glücklichste Ausbildung, die schönsten Neigungen hatten die reichsten Mittel zur Befriedigung, der wissenschaftliche Entdecker der neuen Welt brauchte nicht wie Columbus in den Vorhöfen der Fürsten durch Schranzen ihre Gunst zu erbetteln. Mehrjährige Wanderungen in Europa in Gesellschaft der kenntnißreichsten Männer hatten ihn zu seiner großen Bestimmung tüchtig vorbereitet, und ein guter Genius vereitelte seine ersten Wünsche, um ihn dahin zu leiten, wo er am meisten nützte." An den Bericht über Humboldt's Illustrationen Amerikas schließt der Hr. Verf. zunächst eine übersichtliche Darstellung der späteren Bemühungen, Südamerika zu durchforschen, bei welcher Gelegenheit an die Verdienste Pöppig's wohl eine, wenn auch nur kurze Explication hätte geknüpft werden sollen. Was die Entdeckungsgeschichte Nordamerikas betrifft, so werden besonders die Freistaaten nur im Fluge erwähnt, mit Ausnahme von Volney's Beschreibung, die als ein Schatz der reichsten Bemerkungen für die Geographie und Philosophie hervorgehoben wird.

Dagegen wird das Steckenpferd der neueren Seeunternehmungen, die Umschiffung der Nordküste Amerikas, mit gründlicher Ausführlichkeit besprochen. Was in dieser Beziehung land- oder seewärts von den Engländern geschah, wird bis auf das Jahr 1836 sorgsam verfolgt. Was die Russen in der Erforschung der Nordküste Asiens zu gleicher Zeit geleistet, findet daran seine Anknüpfung.

Aus dem eisigen Norden versetzt uns der Hr. Verf. sogleich in den glühenden Süden. Afrika wird in der früher schon befolgten Weise von Süden nach Norden in seiner Entdeckungsgeschichte verfolgt. Zwei Partieen sind unstreitig mit Vorliebe behandelt: die Niger-Expeditionen — „die Geschichte nennt ein Halbhundert Männer, die seit 1788 das Glückspiel zur Erreichung Timbuktus gewagt und mit dem Spiele ihr Leben verloren hatten" — und der französisch-ägyptische Feldzug. „Mag immerhin die Politik über den Werth oder Unwerth desselben ihr Urtheil nach Belieben fällen, für die Kenntniß Afrikas, für die Wissenschaft der Erdkunde überhaupt bleibt er ein hellleuchtender Glanzpunkt, ein ewig bleibendes Denkmal, welches der gewaltige Führer sich gesetzt hat. Vierzigtausend Helden, „die Esel und Gelehrten in ihrer Mitte," bahnten durch Mameluckenhorden den Gelehrten den Weg bis Philä. Soldaten, Künstler und Gelehrte wetteiferten im Studium dieses großartigen Kunstlandes der Erde." Daraus entstand aber auch die

Digitized by Google

Description de l'Egypte, welche der Hr. Verf. mit Recht eine ewige Denksäule nennt, das geist- und herzerhebende Monument eines großartigen Strebens, einer riesigen Willens- und Thatkraft. „Groß und einzig, wie sein kaiserlicher Begründer, bleibt dieses Werk das außerordentlichste und gewaltigste, was je die Litteratur hervorgebracht."

Daneben mußten freilich die Unternehmungen der Engländer, wie von Hamilton, Salt, Burckhardt, wenn ihnen natürlich ihr Verdienst nicht abgesprochen werden kann, in den Schatten treten. Die zunehmende Wanderlust nach diesem östlichen Theile des nördlichen Afrikas scheint den Hrn. Verf. genöthigt zu haben, sich, was die neueste Zeit betrifft, auf die Nennung der Namen zu beschränken. An Aegypten schließt der Hr. Verf., durch die politischen Bezüge gelenkt, Algier an.

Hier wie in Asien stehen wir auf politisch-gegenwärtigem Boden; „darum ist auch in keinem andern Erdtheile der Fortschritt seiner geographischen Erforschung so sehr an die politischen Interessen geknüpft, wie in Asien. So oft in Europa ein Krieg ausbrach, kämpfte man auch in Asien, und wie der nordamerikanische Freiheitskrieg am Rhein, so wurden auch europäische Angelegenheiten am Ganges und Indus entschieden." Darum, weil diese Entdeckungen fast noch der Gegenwart angehören, weil sie mit der neuesten, politischen Geschichte in nächster Wechselwirkung stehen, hat sich der Hr. Verf., um nicht über seinen Plan hinauszugehen, auf die Erwähnung der Hauptsachen beschränkt, auf Indiens Eroberung und Entdeckung durch die Briten, auf die Berührung mit China, die besonders durch die Gesandtschaft Lord Macartney's nachhaltig werden sollte, über welche etwa die Worte eines Theilnehmers angeführt werden dürften: „wir kamen nach Peking wie Lumpe, verweilten wie Gefangene und wurden fortgejagt wie Schelme." Die in den übrigen Gegenden gemachten Entdeckungen werden passend gruppirt.

Endlich folgen Andeutungen über die in Europa gemachten Eroberungen im Gebiete der Geographie, denen sich eine Reflexion über die Belletristik unserer Tage in Beziehung auf die geographische Wissenschaft anschließt, indem dieselbe zum Theil die Stellung eingenommen hat, die Bibliothekleser mit geographischen und historischen Kenntnissen zu bereichern.

Der Hr. Verf. schließt, indem er eine Verarmung, eine endliche Erschöpfung der Geographie als unmöglich darstellt, mit der Bemerkung, die gleichsam sein Glaubensbekenntniß über die Wissenschaft enthält: „Und das eben ist die eigenthümliche Unendlichkeit jeder Wissenschaft, daß sie über Alles sich verbreitet, und nur die Art und Weise, wie sie das Nahe und Entlegene in den Kreis ihrer Untersuchungen zieht, bestimmt ihren Werth und ihre Würde. Denn überall findet ein endlich bedingter, absoluter Zusammenhang statt, eine unauflösbare Verkettung, in der sich alle durchgreifenden Ringe des Daseins harmonisch verschlingen."

Die angefügte Uebersicht der wissenschaftlichen Bearbeitungen der Geographie deuten wir hier nur an, um nicht selbst über das Maß einer Anzeige hinauszugehen, — denn entweder verlangt diese Abhandlung eine besondere Kritik, oder sie müßte, um nur zur Anschauung gebracht zu werden, in ihrem ganzen Zusammenhange mitgetheilt werden.

Als eine erfreuliche Zugabe, durch welche die praktische Brauchbarkeit des Buches ungemein erhöht wird, muß man die schon früher erwähnten Tabellen und die hinzugefügten Uebersichtskarten der hauptsächlichsten Gebilde, unter denen sich die Alten und Späteren die Erde vorgestellt haben.

Der richtige Takt, welcher bei tabellarischen Zusammenstellungen von dem Hrn. Verf. auch bei andern Gelegenheiten sich erwiesen hat, ist auch hier bei der Auswahl und Anordnung aus dem reichen Stoffe nicht zu verkennen. Wir finden im Alterthume an die gleichzeitigen Begebenheiten die Erweiterung der Länderkunde, die Quellen, geographische Vorstellungen und litterarische Notizen angeknüpft. Im Mittelalter verknüpft sich die Erweiterung der Kunde von Europa, Asien, Afrika mit den für die Geographie epochemachenden Begebenheiten der Völker. In der neueren Zeit, welche, wie früher bemerkt, durch Cook in zwei Perioden zerfällt, sind die sechs synchronistischen Reihen mit den Erdumsegelungen und Entdeckungen Neuhollands, den Entdeckungen in Amerika, Asien, Afrika, den Polarexpeditionen und den Fortschritten der Geographie in Europa ausgefüllt. Ein Ueberfluß von Zahlen, die im Werke selbst nur an den nothwendigsten Punkten hervortreten, ist mit Personen und Unternehmungen derselben verknüpft.

Auf dem kartographischen Uebersichtsblatte finden wir die mit Sorgfalt ausgeführten Erdansichten von Homer, Herodot, Eratosthenes, Ptolemäus, Pomponius Mela. Daneben die Ansichten von Edrisi, Fra Mauro, Sanudo und Bianco. Die letztere besonders möchte durch ihren Inhalt Ergötzen und Belustigung gewähren. So schließt das ernste Werk, dem aber nirgends, wenn auch bisweilen ein bitterer, Humor fehlt, mit Belehrung in verschiedener Form. Anregende und fortleitende Belehrung ist aber des Werkes unbestreitbare Tendenz.

R—t—g in Berlin.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Digitized by Google

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

4. März. № 54. 1841.

„Hegel's Vorlesungen über die Philosophie der Religion."

(Fortsetzung.)

Diese Religionen sind die jüdische, griechische und römische. Die jüdische Religion nun charakterisirt Hegel als die der Erhabenheit, und er rechtfertigt diese Bestimmung (S. 61 flg. 2. A.) damit, daß die Manifestation Gottes in der Welt den Hauptcharakter habe, das Natürliche, Weltliche als ein Unangemessenes zu negiren. Indessen bemerkt er selbst: „In sich und in seiner Beziehung auf sich gefaßt kann man das unendliche Subject nicht erhaben nennen, denn so ist es absolut an und für sich und heilig. Die Erhabenheit ist erst die Erscheinung und Beziehung dieses Subjects auf die Welt." Die Erhabenheit wäre somit doch nicht die erste, sondern erst eine secundäre Bestimmung der jüdischen Religion; sollte diese dann aber nicht lieber nach der Grundbestimmung, von welcher auch die Erhabenheit erst herrührt, die Religion der Heiligkeit genannt werden? besonders da auch in der Sphäre des Selbstbewußtseins, von der nach Hegel's eigenem vortrefflichen Kanon die Ansicht über den Charakter einer Religion immer zunächst ausgehen muß, die Forderung der Heiligkeit das Wesentliche, oder richtiger das Einzige ist, was die religiöse Moral der Juden von der aller andern Völker unterscheidet. Der Name wäre nun freilich gleichgiltig, aber an den Namen knüpft sich die Sache. Die jüdische Religion nur als Religion der Erhabenheit gefaßt, ist ihr specifischer Unterschied von allen anderen Religionen nicht bestimmt genug angegeben; die Erhabenheit, welche aus der abstracten Hinwendung zu dem Einen Gott entsteht, theilt mit dem Judenthum nicht nur der Muhamedanismus, sondern auch der Buddhismus und Bramaismus, wenn das Ich in ihnen den ganzen Reichthum des Daseins und sich selbst in den Abgrund der Einen Substanz versenkt. Sobald dagegen die Erhabenheit der jüdischen Religion im Unterschied gegen alle Naturreligionen als Heiligkeit bestimmt, und eben diese als ihre Grundbestimmung betrachtet wird, so zeigt sich auch, daß sie nicht bloß mit keiner von den ihr bei Hegel vorangehenden, sondern auch nicht mit den Religionen des classischen Alterthums auf Eine Stufe gestellt werden darf. Hegel selbst scheint dies in manchen Aeußerungen anzuerkennen. Gleich am Anfang seiner Darstellung des Judenthums finden wir das Zugeständniß: „Die höhere Wahrheit der Subjectivität Gottes ist nicht die Bestimmung des Schönen, wo der absolute Gehalt in Besonderheiten auseinander gelegt ist, sondern die Bestimmung der Heiligkeit, und das Verhältniß beider Bestimmungen ist ein Verhältniß, wie von Thier und Mensch" u. s. w. (S. 47, 2. A.); ebenso wird S. 52 der Emanatismus der griechischen Kosmogonieen dem jüdischen Schöpfungsbegriff gegenüber als eine „schlechte Kategorie" behandelt, und S. 58 ff. ausgeführt, wie die ebräische Entgötterung der Natur gegen die schöne Vereinigung von Natur und Geist, auch im griechischen Leben, als das Höhere zu betrachten sei. Ist es dann aber consequent, die jüdische Religion mit der griechischen nicht nur in Eine Classe, sondern ihr sogar als die niedrigere voran zu stellen? Wenn ich recht sehe, so hat diese Stellung bei Hegel ihren Grund in einer doppelten Verwechslung. Daß nämlich für's Erste die jüdische Religion mit der griechischen in Eine Classe gehöre, dies kann darum nothwendig scheinen, weil (nach S. 46) in beiden das Natürliche die Idealität hat, dem Geistigen unterworfen zu sein, und Gott mit sittlichen Bestimmungen als Geist gewußt wird; daß sodann zweitens die jüdische Religion der griechischen und römischen religionsphilosophisch betrachtet vorangehe, dafür scheint zu sprechen, daß das wirkliche Bewußtsein der Griechen und Römer, als freier Völker, über das knechtische, aller höheren Bildung in Kunst und Wissenschaft entbehrende der Juden zu stellen ist. Aber doch kann der letztere Grund nicht entscheiden; denn daß das weltliche Bewußtsein eines Volks mit dem religiösen immer die gleiche Stufe einnehme, ist keineswegs nothwendig, man müßte denn auch die Religion der ersten Christen unter die der Griechen und Römer stellen wollen; und es ist um so weniger nothwendig, wenn gerade das, was ein Volk in religiöser Hinsicht auszeichnet, ihm das concrete weltliche Interesse nimmt, wie dies nach Hegel's eigener Bemerkung

Digitized by Google

(Rel.-Phil., 2. A., II. 60) bei den Juden der Fall war. Scheint aber die griechische Religion wegen der Verklärung des Natürlichen in ihr den Gegensatz des Judenthums gegen die Naturreligionen zu theilen, so versteckt sich hier eine Amphibolie des Ausdrucks: natürlich. Das Natürliche im Gegensatz gegen den Geist, philosophisch betrachtet, ist das Sinnliche; wird dagegen von dem Natürlichen in religiöser Beziehung geredet, so gehört zu demselben nicht bloß die äußere Natur, sondern alle Bestimmtheit des Bewußtseins, als bloßes Product menschlicher Thätigkeit und Entwicklung, also auch das sittliche Bewußtsein, sofern es nur Darstellung der schönen Menschlichkeit ist, fällt auf die Seite des Natürlichen oder Weltlichen, und diesem steht der einfache Gedanke Gottes in seiner absoluten Ueberweltlichkeit gegenüber. In die Sphäre der Naturreligion gehören daher alle diejenigen Religionen, in denen die Gottheit dem Endlichen, wenn auch dem endlichen Geiste, wesentlich gleichartig, daher auch in wesentlich affirmativem Verhältniß zum Endlichen, vorgestellt wird, und über diese Sphäre hinaus schreitet das religiöse Bewußtsein erst da, wo die absolute Erhabenheit Gottes über die Welt, oder die Heiligkeit Gottes Grundbestimmung der Religion wird.

Die zweite der oben genannten Religionen, die griechische, bezeichnet Hegel als die Religion der Schönheit; als ihre metaphysische Grundbestimmung aber giebt er den Begriff der Nothwendigkeit an. Ueber den Zusammenhang, in dem sich Hegel beide Begriffe gedacht hat, giebt ein in A. 2, S. 120—122 neu hinzugekommener Abschnitt, mit einem andern, gleichfalls wesentlich erweiterten, S. 113—116 (A. 1, S. 97—99) verglichen, erwünschten Aufschluß. „In der absoluten Nothwendigkeit ist die Bestimmtheit nur zur Einheit der Unmittelbarkeit: „„es ist so,"" reducirt." „Aber die daseiende Nothwendigkeit ist für die unmittelbare Anschauung und zwar als natürliches Dasein, das sich in seiner Bestimmtheit in seine Einfachheit zurücknimmt und dies Zurücknehmen selbst an sich darstellt," als Subjectivität, als Mensch, denn „der Mensch ist die absolute Reflexion in sich, die wir im Begriff der Nothwendigkeit haben." Ebenso heißt es auch S. 113: die göttlichen besondern Mächte treten aus der Nothwendigkeit heraus, weil sie für sich noch nicht als der Begriff gesetzt und als Freiheit bestimmt sei. Die Schönheit der griechischen Religion wird hier also daraus hergeleitet, daß die Nothwendigkeit, in der Form des unmittelbaren Daseins angeschaut, sich als Schönheit darstelle. Ist es dann aber richtig, als Grundlage der griechischen Religion nur den Gedanken der Nothwendigkeit darzustellen? „Die Nothwendigkeit ist Bewegung, Proceß an sich, daß das Zufällige der Dinge, der Welt bestimmt ist als zufällig und dies sich an ihm selbst aufhebt zur Nothwendigkeit. Indem in einer Religion das absolute Wesen als Nothwendigkeit angeschaut wird, so ist damit dieser Proceß vorhanden." Wäre also nur die Nothwendigkeit Grundbestimmung der griechischen Religion, so würde das unmittelbare Dasein vielmehr, wie in der jüdischen, als bloß zufällig gewußt werden; indem die Form der Aeußerlichkeit den griechischen Göttern wesentlich ist, erweist es sich eben damit als einseitig, der Auffassung dieser Religion allein den Begriff der Nothwendigkeit zu Grunde zu legen, und daraus ihre Schönheit abzuleiten; das Richtigere scheint vielmehr, von der Bestimmung der Schönheit oder der schönen Individualität auszugehen, und erst aus der Collision zwischen der Endlichkeit der schönen Gestalten und ihrem substantiellen Inhalt die Nothwendigkeit, das die griechische Götterwelt beherrschende und zerstörende Fatum abzuleiten, wie dies Hegel selbst anderswo auch thut.

(Schluß folgt.)

Rolands-Album. Herausgegeben von Ferdinand Freiligrath. Zum Besten der Ruine. Cöln am Rhein, 1840. Verlag von M. Du Mont-Schauberg.

Ein Buch, welches Freiligrath's Namen an der Stirne trägt, darf so wenig von der Kritik unbeachtet bleiben, als es der entgegenkommenden Theilnahme des Publicums entbehren wird. Denn dies, wenn wir nicht irren, ist ein wesentlicher Punkt, den eine künftige historische Würdigung der Freiligrath'schen Poesie wohl festhalten muß, daß nämlich unserm Dichter es gelungen ist, früh bei seinem ersten Auftreten ein Band der Liebe zwischen sich und dem Publicum zu flechten und dadurch für unsere junge Lyrik ein Interesse wieder aufzuwecken, welches von Jahr zu Jahr tiefer eingeschlummert und auf beiden Seiten, bei Dichtern und Lesern, immer mehr einer vornehmthuerischen Gleichgiltigkeit gewichen war. Daß in Freiligrath's Gedichten ein Moment ist, welches diese widerstandslose Hingabe des sonst als so lau verrufenen Publicums rechtfertigt, daß unsere gesammte Lyrik in ihm eine neue Stufe ihrer Entwicklung erstiegen hat, und daß daher sein Auftreten, wenigstens nach einer Seite hin, die bedeutende und Epoche machende Erscheinung wirklich ist, als welche man sie begrüßt hat, darüber kann wohl kein Zweifel sein; denn auch den Ungläubigsten mag die Thatsache bekehren, daß, während jene „fahrenden (oder fahrigen) Poeten," die man uns in der schmeichelnd warmen Atmosphäre des Zeitungslobes zu Königen und Gebietern des deutschen Parnasses groß ziehen wollte, längst durch das stumme und eben darin beredte Abwenden des Publicums ihrer angemaßten Würden sind entkleidet worden, Freiligrath's Gedichte dagegen in rasch wiederholten Auflagen sich einer von Tag zu Tag steigenden, mindestens nicht nachlassenden Theilnahme unsers Volks erfreuen, dessen liebes Eigenthum sie geworden sind. Ein solcher dauernder Beifall aber läßt sich nicht künstlich machen, noch erzwingen; immer muß ihm ein lebendiges Motiv, die wirkliche Lösung einer geschichtlichen Aufgabe, die glückliche Befriedigung eines vielleicht unbewußten und unausgesprochenen Bedürfnisses zu Grunde liegen. Die Kritik wird künftig den Punkt zu bezeichnen haben,

Digitized by Google

in welchem Freiligrath der Messias geworden ist, dessen unsere Lyrik zunächst bedurfte; sie wird dies aber erst dann thun können, wenn unser Dichter entweder (was wir wünschen und hoffen!) zu weiterer Entwicklung vorgedrungen oder in seiner bisherigen Sphäre wirklich und auf die Dauer stehen geblieben ist. Es wäre nicht unmöglich, daß in diesem letzteren Falle die Kritik das naive Urtheil des Publicums einigermaßen wird einschränken und berichtigen müssen; einstweilen jedoch erscheint es uns als eine Pflicht, das glückliche Einverständniß nicht zu stören, und die Liebe, deren Freiligrath genießt, in keiner Art zu beeinträchtigen und zu trüben, vielmehr Publicum und Poeten auf sie und auf die schönen Früchte hinzuweisen, die ein solches lebendiges und inniges Verhältniß Beider unserer gesammten Litteratur verspricht. Es war eine Zeit lang Mode geworden, das Publicum der Fühllosigkeit, der Lauheit und Gleichgiltigkeit zu beschuldigen; unsere jungen Dichter, statt daß der Poet sich ehemals (man denke nur an Schiller!) seiner Zeit und seinem Volke mit vertrauender Liebe an das Herz warf, begannen ihre Laufbahn von vorn herein mit dem bittern Vorurtheil, es sei doch nichts mehr auszurichten mit der Poesie, und das Ohr ihres Volkes habe dem süßen Klange der Dichtung sich verschlossen oder wolle doch nur denjenigen lauschen, an welche es gleichsam schon gewöhnt worden. Nichts aber kann verderblicher sein, als diese Entmuthigung vor dem Kampfe: nur Liebe weckt Liebe; unsere Poesie muß wieder Nationalsache werden, unsere Dichter müssen sich fühlen als Jünger und Sprecher ihres Volkes und ihrer Zeit, das Mißtrauen muß dem Vertrauen weichen, und gewiß hier, wie überall, wird das glückliche Talent, der rege Wille, die frische That den Preis davon tragen, sei es auch nur ein bescheidener. An Freiligrath nun und seinen Erfolgen haben unsere jüngeren Dichter diese Erfahrung gemacht; sie haben gesehen, daß das Publicum nicht ganz so theilnahmlos und todt ist, als sie glaubten, und so erklärt es sich, ja es gewinnt eine entschiedene Bedeutung, daß Freiligrath, ohne daß er es je gesucht hätte, ohne daß sein Einfluß und seine Macht in der Litteratur eine andere wäre, als die allein seine Gedichte und die Liebe des Publicums ihm geben, der Mittelpunkt geworden ist, um den eine jüngere Dichterschaar sich gesammelt hat, die sich um so freier und eigenthümlicher bewegt, je weniger er fähig und geneigt ist, ein Schulhaupt abzugeben.

Das vorliegende Büchlein nun ist wesentlich auf dem eben angedeuteten Verhältnisse Freiligrath's zum Publicum gegründet. Es ist wahrhaft erfreulich und ein vielversprechendes Zeichen der edlen Früchte, die wir aus diesem Verhältnisse noch zu erwarten haben, daß derselbe Poet, der mit dem ausgewanderten Dichter begann, der das entsetzliche Wort aussprach, Dichter zu sein, sei allezeit ein Fluch; ja der, ein Fremder in seiner eigenen Heimath, sich ausschließlich unter den Nomaden der Wüste, bei Beduinen und Negern eingewohnt zu haben schien, jetzt mit jugendlich heiterem Muthe, wie er dem Sänger ziemt, vor sein Volk tritt und in der praktischen Wendung, die er seiner Dichtung giebt, des werthvollen Bandes sich bewußt wird, das ihn und das Publicum zusammenhält. Die Veranlassung ist wohl bekannt genug. Der berühmte Fensterbogen auf Rolandseck war vom Sturm umgeworfen und zertrümmert, jene herrliche Gegend dadurch eines viel gefeierten Schmuckes, ja der ganze Rhein eines seiner lieblichsten Denkmäler beraubt worden. Freiligrath beschreibt den Eindruck, welchen der plötzliche Anblick der verödeten Stätte auf ihn selbst gemacht, so lebendig, daß wir uns nicht versagen mögen, einige Stellen aus dem Gedichte „Rolandseck" (S. 74) mitzutheilen. Denn überhaupt gehört dies ganze Gedicht zu den gelungensten, die wir von Freiligrath kennen; es ist eines jener Genrestücke, in deren poetischer Darstellung, wie wir glauben, das wahre Talent unsers Dichters, so weit es bis jetzt zur Entwicklung gekommen ist, beruht. Er erzählt im Eingang, wie er vom Weihnachtsfest und der cölner Maskenlust heimkehrt zu dem kleinen Herd, den er sich am Fuße des Felsen von Rolandseck gegründet:

's war auf der Post; kalt pfiff es über'n Rhein;
Ich hüllte mich in meinen Mantel ein;
Ich strich den Reif aus meinen Schnurrbarthaaren.
Mir gegenüber saß ein ernster Mann;
Er sprach: „Der Winter läßt sich grimmig an!"
Für mich der erste jetzo seit fünf Jahren!"
Er kam aus Algier! —

In der glänzenden Diction, die wir an Freiligrath gewohnt sind, schildert er die Herrlichkeiten von Afrika und Spanien und das frische, volle Leben, in welchem der Fremde sich getummelt.

Der Rhein? — Seit heut erst kannt' er seinen Lauf! —
Los brach mein Stolz — ich stieß ein Fenster auf:
's war Godesberg — ernst sah es in den Wagen.
Fort, Postillon! — Und nun das Fenster da!
Der fremde Krieger sagte staunend: Ha!
Den Fels des Drachen sah er steilrecht ragen!

Fort, Postillon! — die Rollen sind getauscht!
Der Deutsche redet und der Spanier lauscht!
Dort Rolandseck schon! — Von des Rheines Wogen
Zur andern Seite wend' ich schnell den Blick; —
Ich schau' empor; — ich fahr' entsetzt zurück: —
O Gott, o Gott, verschwunden ist der Bogen!

Wie Fieberschütteln hat es mich gepackt;
Der Bogen fort; die Streben stehen nackt
Und frösteind da im kalten Flockenschimmer.
Schaut hin, Ihr Andern! — Ist's ein Gaukelspiel? —
Nein! — wo des Ritters stille Thräne fiel,
Da fiel er nach: — die Trümmer fiel in Trümmer!

Aber der Poet begnügt sich nicht bei diesem Schmerz, bei dieser Klage, an der wir keineswegs drehen und deuteln wollen, weil sie nur dem Einsturz eines Mauerwerks gelten in einer Zeit, da andere und heiligere Dinge auch in Trümmer fallen: wir freuen uns, daß Freiligrath überhaupt, und wär' es auch zuerst nur bei einer solchen localen und zufälligen Angelegenheit, ein Interesse und Verhältniß zu unserer Gegenwart und zugleich ein kräftiges Bewußtsein über die wahre Stellung des Poeten zum Publicum gewonnen hat. Denn mit demselben Vertrauen, mit welchem Freiligrath hier als „Rolandseckelmeister" auftritt und zu Gaben und Beiträgen auffordert, um den eingestürzten Bogen neu zu errichten, mit eben dieser liebenswürdigen Begeisterung, diesem frischen und fröhlichen Vertrauen soll der Poet auch für jenes Andere, das ein schlimmer Sturmwind, ein rechter schleichender, dürrender Sirocco uns in Trümmer werfen will, erst die Thräne, den warmen Herzschlag und dann, will's Gott, die erhobene Hand unsers Volkes werben.

Wollt Ihr erschauen, was ich selber sah?
Es liegt an Euch! — Ich stehe bittend da,
Ich schreit' am Rheine mahnend auf und nieder.
Ein Knappe Roland's, eil' ich durch das Land,
Den offnen Helm in ausgestreckter Hand,
Ruf' ich Euch zu: Gebt ihm den Bogen wieder! — — —

Digitized by Google

Des Ritters Gut, von dannen trug's der Wind!
Ich selbst bin arm, wie es Poeten sind!
Roland und ich, wir bauen keine Steveben!
So wieg' ich sinnend denn mein einsam Haupt,
Aus meiner Laute, die ich stumm geglaubt,
Erschallt ein Griff: Ihr sollt den Schutt erheben!

Dieser schöne Muth, mit welchem Freiligrath sich hier des eingestürzten Bogens von Rolandseck annimmt, berechtigt uns zu der Hoffnung, daß wohl noch eine Zeit kommen wird, wo er auch den wichtigeren Angelegenheiten unsers Volkes sein Herz erschließen und seine volltönende, gern vernommene Stimme für sie erheben mag. Wenigstens sind schon jetzt und schon durch dieses Gedicht alle diejenigen widerlegt, die unserem Dichter die Sprache des Gemüths, das Pathos des Herzens aburtheilten und sein Talent auf eine bloße Schilderei beschränken wollten. Denn in den Versen, mit denen er sich nun an das Publicum wendet und ein Scherflein erbettelt für die Wiederherstellung der Ruine, wird die volle und herzliche Sprache eines begeisterten Gemüthes laut:

O laßt die Mahnung nicht vergebens sein!
Ich steh' und heische: Jeder einen Stein!
Es gilt dem Ritter und es gilt der Nonne!
Es gilt der Liebe und es gilt der Treu'!
Greift Euch an's Herz, die Ihr mich hört! — Herbei,
Daß neu der Bogen funkle in der Sonne!

Gedenkt der Zeiten, die Ihr oben wart!
Der still und einsam, Jener bunt geschaart,
Der an der Braut, der an des Freundes Arme;
Der auf den Rhein, der in die Ferne späh'nd,
Der tief und heiß in schöne Augen seh'nd,
Der düstern Blickes und „mit stummem Harme!"

Denkt an die Feuer, die bei dunkler Nacht
In der Ruine flackernd Ihr gefacht!
Denkt an die Blumen, die Ihr oben pflücktet!
Denkt an die Becher, die Ihr dort geschwenkt!
Des Drucks der Hand — und auch der Thräne denkt,
Die Ihr dort oben ungestüm zerdrücktet!

Wem hat das Auge keine je genäßt?
Wer hat kein Lieb an seine Brust gepreßt?
Wer kennt kein Scheiden und wer kennt kein Meiden?
Beglückt, entsagend — wo und wer Ihr seid,
Denkt an des Ritters und der Nonne Leid!
Baut auf die Trümmer, setzt ein Denkmal Beiden!

Noch einmal ruf' ich: Jeder einen Stein!
Ich will des Ritters Seckelmeister sein!
O, ehrt des Rheines wunderbarste Sage!
Bei Lieb' und Schwur, bei Poesie und Kuß,
Hört meine Mahnung — Euren Obolus!
Bringt Euer Felsstück — Roland's Bogen rage!

Wie dieser Aufruf, der gleich nach dem Ereigniß in der cölner Zeitung erschienen, nah und fern Anklang gefunden, wie die nöthigen Geldmittel bald herbeigeschafft waren, wie dann der Umstand, daß die Ruine Privatbesitz der Prinzessin Marianne von Preußen ist und man also auf diesem fremden Boden nicht wohl bauen durfte, ein Hemmniß des frisch begonnenen Unternehmens zu werden drohte, wie aber auch dies glücklich und mit doppelt günstigem Erfolge weggeräumt ward, und wie nun der Bogen von Rolandseck vor den Augen unsers dichtenden Bauherrn sich in alter Pracht erhebt, das wird Jeder mit freudiger Theilnahme theils in dem Vorwort, theils in der einleitenden „Baurede" lesen, einem Gedichte, welches dem so eben auszugsweise mitgetheilten würdig zur Seite steht. Dabei wollen wir gleich noch rühmend erwähnen, daß Freiligrath in beiden Gedichten sich all' jener Wunderlichkeiten, Verrenkungen und Geschmacklosigkeiten enthalten hat, mit denen er sonst in manchen, namentlich seiner neueren Gedichte der Sprache Gewalt anthat. Es ist leicht, in dergleichen Mißbrauch zu verfallen, schwer, ihn wieder abzulegen, und darum muß freudig anerkannt werden, wo dies geschieht. Nur den einen Wunsch können wir nicht unterdrücken, daß Freiligrath, gerade weil seine Verse meist so schwungvoll und melodisch sind, ein wenig mehr auf die Reinheit der Reime achten, wenigstens solche Reime vermeiden möge, wie Bögen und Degen, Treu' und herbei, werth und zerstört, und dergl., was jedes zartere und aufmerksame Ohr beleidigen muß.

Den übrigen Inhalt des Bändchens bildet eine Auswahl von Gedichten verschiedener Verfasser, die sämmtlich die Rolandsecker Sage zum Thema haben, einige zwar nur in sehr abgeleiteter Gestalt, wie z. B. Schiller's Ritter Toggenburg und Uhland's Nonne. Unter den übrigen Namen sind Simrock und Kopisch die bekanntesten; werthlos ist keins der mitgetheilten Gedichte. Auch zwei englische Gedichte (von Th. Campbell und L. E. Landon), denen eine deutsche Uebersetzung, — dem ersteren von Freiligrath selbst, dem andern von O. L. B. Wolff beigefügt ist, haben wir mit Vergnügen gelesen. Den Schluß macht eine vorsichtige und kenntnißreiche „Kritik der Sage" von dem kundigen Karl Simrock.

Möge nun Freiligrath immer tapferer und immer siegreicher einherschreiten auf dem einmal betretenen Pfade, und möge sein Herz, wie hier den Ruinen der deutschen Vorzeit, so auch den lebendigen Interessen unserer Gegenwart sich zuwenden! Wir sind keineswegs gesonnen, ihm mit diesem Wunsche einen Rath oder Fingerzeig zu ertheilen, wie es neulich gewisse Mäcenaten mit ihren Schützlingen gemacht haben: „jetzt mußt Du Epen, jetzt Dramen, jetzt Romane schreiben!" Freiligrath wird den ihm eigenen ruhigen Gang vorwärts gehen; daß er jetzt wenig producirt, darf uns nicht besorgt machen, denn das Wenige (wir erinnern an die Liebesgedichte im diesjährigen Rheinischen Taschenbuche!) trägt sichtliche Spuren des Fortschritts und der innern Reife. Wir vertrauen also seinem poetischen Stern und empfehlen, bis seine Muse uns größere Gaben schenken wird, auch das vorliegende Büchlein unsern Lesern auf's Freundlichste. Z.

Bei mir sind erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Ein Märchen.
Gedicht von
R. E. Prutz.
gr. 8. 1841. Brosch. 12 gGr.

Der Rhein.
Gedicht von
R. E. Prutz.
1 gGr.

Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Digitized by Google

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

5. März. № 55. 1841.

„Hegel's Vorlesungen über die Philosophie der Religion."

(Schluß.)

Die römische Religion endlich ist nach Hegel die der Zweckmäßigkeit, sofern alle Götter in ihr nur praktischen Zwecken, und vor Allem dem Einen Zweck der römischen Weltherrschaft dienen müssen. Dabei giebt er zu: „Die Religion der Schönheit verliere hier die concrete Individualität ihrer Götter, sowie ihren selbständigen sittlichen Inhalt, und die Religion der Erhabenheit verliere ihre Richtung auf das Eine, Ewige, Ueberirdische." Nichts destoweniger soll die römische Religion den Fortschritt über diese beiden hinaus enthalten, daß in ihr der einzelne Zweck und die besondern Zwecke zu Einem allgemeinen erweitert werden. Aber schwerlich dürfte dieser Grund genügen, ihr in der Religionsphilosophie die Stelle zu sichern, die ihr Hegel anweist, so sehr ihr dieselbe auch in der Religionsgeschichte und daher auch in der Philosophie der Geschichte gebühren mag. Diese nämlich betrachtet die historischen Erscheinungen als wirkende Kräfte nach ihrer Bedeutung für die Förderung des Bewußtseins in seiner geschichtlichen Entwicklung — und nach dieser Seite stellt sich allerdings die Religionsmengerei des spätern Roms als die nothwendige Vollendung der alten Religionsgeschichte dar; die Religionsphilosophie dagegen betrachtet die einzelnen Erscheinungen für sich, als Darstellungen des Begriffs der Religion nach seinen wesentlichen Momenten; das Bestimmende ihrer Stellung muß daher hier die größere oder geringere Vollkommenheit sein, in der jede den Begriff der Religion darstellt. Schwerlich wird aber gesagt werden können, daß sich dieser in der römischen Religion reiner darstelle, als in der griechischen oder gar der jüdischen; denn auch die Allgemeinheit des römischen Princips der Weltherrschaft ist ja gar nicht aus dem religiösen Boden erwachsen, die Religion steht zu demselben vielmehr nur in dem Verhältniß, daß sie der Staat für seinen Zweck in Dienst genommen hat. Die römische Religion wird daher in der Religionsphilosophie auch nicht hinter die genannten beiden gestellt werden dürfen. Aber wohin denn? Sofern von der ältern und eigentlich römischen Religion die Rede ist, wie diese neuerdings namentlich Hartung in seinem trefflichen Werke dargestellt hat, so gehört dieselbe in die oben im Allgemeinen charakterisirte Kategorie des Geisterglaubens, wie dies schon der allgemeine Charakter dieser Religion, der einer superstitiösen Furcht, ferner die Anzahl ihrer Gottheiten ohne alle feste Persönlichkeit und alle die Züge darthun, die auch Hegel veranlaßt haben, sie mit der chinesischen Religion zu parallelisiren. Versteht man dagegen unter römischer Religion das Chaos von Religionen des spätern Roms, so gehört diese Erscheinung, nach der Ansicht des Ref., gar nicht in die Religionsphilosophie, sondern nur in die Geschichte und ihre Philosophie, denn der Begriff der Religion ist in ihr nicht innerlich fortgebildet, die vielen Religionen durchdringen sich nicht zur Einheit, sondern sie sind nur äußerlich vereinigt, um eine neue und höhere Religionsform geschichtlich vorzubereiten. Aehnlich verhält es sich, um dies hier beiläufig zu sagen, unserer Ansicht nach auch mit dem Muhamedanismus, dem eine passende Unterkunft zu verschaffen die Religionsphilosophie schon so lange vergeblich bemüht ist, und dessen auch in dem Hegel'schen Werke (2. Bd., 1. A., S. 283; 2. A., S. 347 f.) nur auf eine äußerst precäre Art erwähnt wird. Auch er stellt den Begriff der Religion in keinem seiner Momente rein dar, sondern ist aus einer eklektischen Verbindung zweier ursprünglich heterogener Elemente, des abstracten jüdischen Monotheismus und des christlichen Universalismus entstanden; auch ihn hat daher die Religionsphilosophie der Religionsgeschichte zu überlassen.

Die vorstehenden Bemerkungen haben dem Bericht über das Verhältniß der beiden Ausgaben unsers Werks um etwas vorgegriffen; derselbe konnte aber füglich bloß nachträglichen Notizen überlassen werden, da sich in dem Abschnitt über die Religion der geistigen Individualität in A. 2 keine wesentlichen Veränderungen finden. Am wenigsten ist die Darstellung der jüdischen Religion verändert worden; das meiste Neue findet sich hier noch S. 78 f., 84 f. der zweiten Auflage. Etwas mehr hat an Umfang der Abschnitt

Digitized by Google

über die römische Religion zugenommen, besonders dadurch, daß die wenigen Andeutungen über den Begriff der Zweckmäßigkeit, die A. 1, S. 130 giebt, hier zu einer umfassenderen Erörterung (S. 158—163) ausgedehnt worden sind, ferner durch die Zusätze S. 175 f., 184—186. Das Meiste jedoch hat die Behandlung der griechischen Religion, wie an Umfang, so an Inhalt gewonnen; aus den vielen Abschnitten, die sich theils durch Erweiterung, theils durch Versetzungen, theils auch durch Verkürzung verändert haben, scheinen die oben angeführten Erörterungen S. 113—118, 120—122 und die Bemerkungen über die Bedeutung des Fatum S. 109—113 die meiste Beachtung zu verdienen.

Als der wichtigste Theil der Hegel'schen Religionsphilosophie indessen, wie für die Kenntniß des Systems selbst, so für seinen Einfluß auf die Gegenwart, ist ohne Zweifel derjenige zu betrachten, in welchem sich diese Philosophie mit dem christlichen Glauben auseinandersetzt; wie sich daher das allgemeine Interesse an unserem Werke von Anfang an diesem Theile besonders zugewendet hat, so werden auch alle bedeutenderen Erweiterungen und Veränderungen der zweiten Auflage hier vorzugsweise zu beachten sein. Auch die Herren Herausgeber scheinen nach einigen Andeutungen von der Absicht geleitet worden zu sein, alle vorliegenden Data zur Entscheidung der Frage über das Verhältniß des Philosophen zur positiven Religion mit möglichster Vollständigkeit an die Hand zu geben; und ist die Nachlese, welche ihnen ihr Material in dieser Hinsicht möglich machte, auch dem Umfange nach nicht besonders reichlich ausgefallen, so enthalten doch die 28 Seiten, um welche sich dieser Theil unsers Werks in A. 2 vergrößert hat, Mehreres, was für die Kenntniß der Hegel'schen Theologie von wesentlichem Werth ist.

Am wenigsten Neues enthält die Einleitung und der erste Abschnitt (das Reich des Vaters); die beiden Auflagen stimmen hier, bis auf wenige Zusätze und Versetzungen in der zweiten, wörtlich überein. Gleich beim Anfang des zweiten Abschnitts dagegen treffen wir in unserer Ausgabe S. 251—255 auf einen Zusatz, der zwar für den Kundigen nicht gerade Neues bringt, aber doch als bestimmtere Erklärung Hegel's über mehrere das Verhältniß Gottes und der Welt betreffende Punkte von Wichtigkeit ist.

Der erste und bedeutendste dieser Punkte geht die Frage an, wie sich das Sein der Welt zu dem Andersein in Gott, dem Hervorgang des Sohnes aus Gott verhalte. Hegel verwahrt sich hier gegen die Vorstellung, „als ob der ewige Sohn des Vaters dasselbe sei als die Welt;" damit aber diese Verwahrung nicht in dem von ihm keineswegs gemeinten Sinn des gewöhnlichen Theismus verstanden werde, erklärt er sich sogleich weiter (S. 252 f.): „Wenn die Welt, wie sie unmittelbar ist, als an und für sich seiend, das Sinnliche, Zeitliche als seiend genommen würde, so würde entweder jener falsche Sinn [von der Identität der Welt und des Sohnes Gottes] damit [mit der Hegel'schen Lehre von der Schöpfung] verbunden, oder auch zunächst würden zwei ewige Actus Gottes angenommen werden müssen." „So aber ist dies Unterscheiden als Selbständigkeit nur das für sich negative Moment des Andersseins, das als solches keine Wahrheit," „sondern nur dem endlichen Geiste gegenüber diese Weise der Selbständigkeit hat." „In Gott selbst ist dieses Jetzt und Fürsichsein das verschwindende Moment der Erscheinung. Dies Moment hat nun allerdings diese Weite, Breite und Tiefe einer Welt, ist Himmel und Erde und deren in sich und nach Außen unendliche Organisation;" nichts destoweniger ist es „nur das Leuchten des Blitzes, der in seiner Erscheinung unmittelbar verschwunden ist, es ist das Tönen eines Wortes, das, indem es gesprochen und vernommen, in seiner äußerlichen Existenz verschwunden ist," und die Ausbreitung dieser Abstraction zu einer räumlichen und zeitlichen Welt beruht nur „darin, daß sie das einfache Moment der Idee selbst ist, und daher sie ganz an ihr empfängt." Das heißt also: die Selbstunterscheidung des absoluten Geistes ist nichts von der Weltschöpfung Verschiedenes, sondern unmittelbar das Dasein der Welt selbst; die Welt, als Complex des Endlichen, ist aber darum doch weder der ganze Gott, noch auch (welche Vorstellung von der Hegel'schen Ansicht man oft trifft) ein Theil von Gott, weil dem Endlichen in seinem Fürsichsein überhaupt kein wahres Sein zukommt, es vielmehr in Wahrheit, also in Gott, nur als aufgehobenes Moment ist.

Eine zweite Bemerkung ist der Frage über eine zeitliche oder ewige Weltschöpfung gewidmet, aber nur um dieselbe, als der leeren Verstandesmetaphysik angehörig, ganz abzuweisen. „„Von Ewigkeit her"" ist die Ewigkeit selbst als eine unendliche und nach schlechter Unendlichkeit vorgestellte Zeit, ist nur Reflexions-Unendlichkeit und Bestimmung. Die Welt ist eben die Region des Widerspruchs, in ihr ist die Idee in einer ihr unangemessenen Bestimmung. So wie die Welt in die Vorstellung tritt, so tritt Zeit, und dann durch die Reflexion jene Unendlichkeit oder Ewigkeit ein; aber wir müssen das Bewußtsein haben, daß diese Bestimmung den Begriff selbst nichts angeht." Freilich aber ist damit die Sache nicht abgethan; mag man immerhin die Zeit als nur der Seite der Erscheinung angehörig anerkennen, sobald sie nicht mit Kant bloß dem subjectiven Vorstellen auf Rechnung gesetzt, sondern als objective Form der Erscheinungswelt betrachtet wird, läßt sich die Frage über Anfang oder Anfangslosigkeit der Welt nicht umgehen, denn dann fällt sie mit der über Nothwendigkeit oder Zufälligkeit der Weltschöpfung zusammen; wie dann aber nach Hegel entschieden werden muß, steht wohl außer Zweifel.

Einen dritten Zusatz der zweiten Auflage (S. 254), in dem sich Hegel über das Verhältniß der Weltschöpfung und

Digitized by Google

Welterhaltung äußert, übergehen wir hier, wie auch den fast ganz unveränderten Abschnitt über die christliche Lehre vom Urzustand und der Sünde, um uns zu der Darstellung der Christologie in unserer Ausgabe zu wenden.

Bekanntlich hat über Hegel's Ansicht von diesem Dogma Strauß im dritten Heft seiner Streitschriften durch sorgfältige Vergleichung der einschlägigen Stellen aus den Werken des Philosophen das Resultat gewonnen: die Erscheinung der Einheit des Göttlichen und Menschlichen in der Person Jesu werde von Hegel theils durch die Annahme einer Perfectibilität des Christenthums beschränkt, theils dem Umfang und der Art nach unbestimmt gelassen. Ohne Zweifel geschah es mit Berücksichtigung dieser Untersuchung, daß die Herren Herausgeber der Religionsphilosophie in deren neuer Auflage gerade diesem Punkte besondere Aufmerksamkeit zugewandt haben. Sehen wir, was die neuen Zusätze zur Entscheidung der Frage darbieten.

In mehreren derselben wiederholt sich nun nur Hegel's bekannte Weise, sich über die heilige Geschichte des Christenthums zu äußern: der Geschichtsglaube wird für unwahr erklärt, ohne daß die factische Richtigkeit der Geschichte selbst bestritten, oder er wird deducirt, ohne daß sie mit abgeleitet würde. Ganz in dieser Art wird z. B. in dem größeren Theils neuen Abschnitt S. 323—327 über die Wunder gesprochen; die Wunder als Glaubensgrund werden zuerst verworfen, denn „das Wunder ist nur eine Gewalt über natürliche Zusammenhänge und damit nur eine Gewalt über den Geist, der in das Bewußtsein dieser beschränkten Zusammenhänge beschränkt ist. Wie könnte durch die Vorstellung einer solchen Gewalt die ewige Idee selbst zum Bewußtsein kommen?" Sodann wird zugestanden: es bleibe aber dennoch die Neugierde und Wißbegierde übrig, wie denn die Wunder zu nehmen seien; das Resultat ist aber doch nur: alle diese Fragen gehören bloß der endlichen Reflexion an, vom absoluten Standpunkte aus „haben die Wunder ein geringes Interesse, sie können eben so sehr nebenher erbaulich als subjective Gründe angeführt, als bei Seite gelassen werden," und nur in unbestimmter Andeutung wird dabei auf die allgemeinere Macht des Geistes über den natürlichen Zusammenhang in einer Art verwiesen, die nicht über die psychologisch-physiologische Wundererklärung hinausführt. — Aehnlich verhält es sich auch mit dem, was S. 319 f. von neuen Bemerkungen über die Geschichte Christi hinzugekommen ist; der Beweis derselben wird nur darin gefunden, daß sie „der Idee schlechthin gemäß ist," und daß „die Idee nur an Christus anknüpfen und sich in ihm realisirt sehen konnte," wird, wie schon in der Phänomenologie, nicht mit der specifischen Dignität der Person Christi, sondern nur damit bewiesen, daß die Zeit erfüllt war; daraus folgt aber nicht die Nothwendigkeit dieser Geschichte, sondern nur die Nothwendigkeit des Glaubens an dieselbe.

Als entscheidender scheinen die Herren Herausgeber durch die Bemerkung, daß derselbe einem von Hegel eigenhändig geschriebenen Heft entnommen sei, einen in die neue Auflage S. 360 aufgenommenen Zusatz bezeichnen zu wollen, in dem von der Auferstehung und Himmelfahrt Christi gesagt wird: „Wie alles Bisherige in der Weise der Wirklichkeit für das unmittelbare Bewußtsein zur Erscheinung gekommen, so auch diese Erhebung;" für die Anschauung sei vorhanden dieser Tod des Todes u. s. w. Indessen läßt es doch auch diese Aeußerung ganz problematisch, ob jene Facta nach Hegel's Ansicht wirklich geschichtliche Thatsachen sein, oder nur als solche vorgestellt werden mußten. Mehr Gewicht dürfte daher immer noch auf die unserer Ausgabe eigenthümlichen Aeußerungen S. 283—285 zu legen sein, wo ausgeführt wird: „das Göttliche ist nicht zu fassen nur als ein allgemeiner Gedanke, oder als ein Inneres, nur Ansichseiendes, die Objectivirung des Göttlichen nicht nur [als] eine solche, die in allen Menschen ist, zu fassen; so ist sie dann nur als die Vielheit des Geistigen überhaupt gefaßt, und die Entwicklung, die der absolute Geist an ihm selbst hat und die bis zur Form des Ist, der Unmittelbarkeit fortzugehen hat, ist darin nicht enthalten" (S. 284); wenn nur nicht ebendaselbst diese Erscheinung der absoluten Idee nur daraus hergeleitet würde, daß das Bewußtsein von der Einheit der göttlichen und menschlichen Natur an den Menschen als Menschen überhaupt oder an das unmittelbare Bewußtsein kommen müsse, wie denn auch in der Folge nur davon die Rede ist, daß das Individuum, in welchem sich diese Einheit darstellt „für die Andern die Erscheinung der Idee sei." So daß wir auch hier nicht sicher sind, ob Hegel wirklich die Erscheinung des Absoluten als einer Person, oder nur den Glauben daran deduciren will.

Daß aber wirklich nur das Letztere seine Meinung sei, dafür läßt sich auch aus den Zusätzen dieser neuen Ausgabe Mehreres anführen. Wenn S. 302 der Tod Christi als Symbol für die Aufhebung der natürlichen Endlichkeit gebraucht und dann fortgefahren wird: „in dieser concreten Bedeutung ist aber der Tod hier nicht dargestellt, er ist als natürlicher Tod vorgestellt" u. s. w., so lautet das nicht wie die Rede eines solchen, dem die objective Bedeutung des Todes Christi feststeht; wenn S. 309 f. die Verehrung der göttlichen Idee in der Weise der Einzelnheit als eine unendliche Abstraction behandelt, und eben diese Abstraction derjenigen verglichen wird, mit welcher auch in der gewöhnlichen Liebe das liebende Subject in ein besonderes Individuum seine ganze Befriedigung setzt, so liegt es offenbar näher, dem Glauben an das individuelle Dasein der Idee im Sinn dieser Stelle bloß subjective, als ihm objective Wahrheit zuzuschreiben; wenn wir endlich S. 328 gar lesen: nicht die sinnliche Gegenwart, sondern der Geist lehre

Digitized by Google

die Gemeinde, daß Christus Gottes Sohn sei; „wenn dankbare Völker ihre Wohlthäter nur unter die Sterne versetzten, so hat der Geist die Subjectivität als absolutes Moment der göttlichen Natur anerkannt; die Person Christi ist von der Kirche zu Gottes Sohn decretirt:" ist es wahrscheinlich, daß diese Person, dem, der so spricht, auch an sich schon für Gottes Sohn gilt?

Aehnlich, wie mit den zuletzt angeführten Aeußerungen, verhält es sich mit einer ebenfalls neu hinzugekommenen über einen andern Punkt, hinsichtlich dessen Hegel's Ansicht desgleichen schon Gegenstand neuerer Debatten gewesen ist. S. 312—316 enthält unsere Ausgabe schätzbare Bemerkungen über die aus dem Schmerz um den Tod des Gottmenschen hervorgehende Befreiung der Subjectivität, und aus derselben wird nun auch der christliche Unsterblichkeitsglaube abgeleitet mit den Worten: „In dieser Bestimmung liegt der Grund, daß die Unsterblichkeit der Seele in der christlichen Religion eine bestimmte Lehre wird. Die Seele, die einzelne Subjectivität hat eine unendliche ewige Bestimmung: Bürger im Reiche Gottes zu sein. Dies ist eine Bestimmung und ein Leben, das der Zeit und Vergänglichkeit entrückt ist, und indem es dieser beschränkten Sphäre zugleich entgegen ist, so bestimmt sich diese ewige Bestimmung zugleich als eine Zukunft. Die unendliche Forderung, Gott zu schauen, d. h. im Geiste seiner Wahrheit als eines gegenwärtigen bewußt zu werden, ist für das Bewußtsein als das vorstellende in dieser zeitlichen Gegenwart noch nicht befriedigt" (S. 313). Diese Deduction sieht gewiß nicht darnach aus, als ob ihr Urheber selbst an eine persönliche Unsterblichkeit glaubte, so gewiß ihm auch der Glaube der Gemeinde daran seinen Werth hat.

Wir übergehen die übrigen Zusätze der neuen Auflage, von denen die bedeutendsten, noch nicht berührten S. 291, 298—300, 337 f. zu lesen sind, um noch der merkwürdigen Veränderung Erwähnung zu thun, welche der Schluß der Religionsphilosophie erfahren hat. Unser Werk schließt A. 1 mit der Versöhnung des Denkens und Glaubens durch die Philosophie, und nur in einer kurzen Bemerkung wird noch darauf hingewiesen, diese Erkenntniß durch den Begriff sei nicht für Alle, und so bilden sich im Reich des Geistes drei Stände: der des unbefangenen Glaubens, der der Aufklärung und der der Philosophie. An diese Aeußerung knüpft sich nun A. 2 die weitere Reflexion an: „Sehen wir nun aber die Realisirung der Gemeinde in ihrer geistigen Wirklichkeit in diesen innern Zwiespalt verfallen, so scheint diese ihre Realisirung zugleich ihr Vergehen zu sein." Aber „vom Vergehen sprechen hieße mit einem Mißton endigen." „Allein was hilft es, dieser Mißton ist in der Wirklichkeit vorhanden;" wir stehen in einer Zeit der der römischen Kaiser nicht unähnlich, wo die Einheit in der Religion verschwunden ist, und das Bewußtsein sich in Privatrecht und Genuß flüchtet. „Wenn die Zeit erfüllt ist, daß die Rechtfertigung durch den Begriff Bedürfniß ist, dann ist im unmittelbaren Bewußtsein in der Wirklichkeit die Einheit des Innern und Aeußern nicht mehr vorhanden und ist im Glauben nichts gerechtfertigt. Die Härte eines objectiven Befehls, ein äußerliches Daraufhalten, die Macht des Staates kann hier nichts ausrichten; dazu hat der Verfall zu tief eingegriffen. Wenn den Armen nicht mehr das Evangelium gepredigt wird, wenn das Salz dumm geworden und alle Grundfesten stillschweigend hinweggenommen sind, dann weiß das Volk, für dessen gedrungen bleibende Vernunft die Wahrheit nur in der Vorstellung sein kann, dem Drange seines Innern nicht mehr zu helfen." Und hat auch „diesen Mißton für uns die philosophische Erkenntniß aufgelöst:" „diese Versöhnung ist selbst nur eine partielle, ohne äußere Allgemeinheit, die Philosophie ist in dieser Beziehung ein abgesondertes Heiligthum und ihre Diener bilden einen isolirten Priesterstand, der mit der Welt nicht zusammengehen darf und das Besitzthum der Wahrheit zu hüten hat." Und so wird am Ende offen eingestanden: „Wie sich die empirische Gegenwart aus ihrem Zwiespalt herausfinde, ist ihr zu überlassen, und ist nicht die unmittelbar praktische Sache und Angelegenheit der Philosophie." Welcher Anhänger Hegel's kann nach dieser Erklärung des Meisters Strauß noch den Zwiespalt zum Vorwurf machen, der als Resultat seiner Schlußabhandlung im Leben Jesu übrig bleibt? Und was lernen wir daraus über das Verhältniß der Hegel'schen Philosophie zum Glauben der Kirche? So viel einmal jedenfalls, daß der Urheber derselben in dieser Hinsicht schärfer gesehen hat, als ein großer Theil von seinen Schülern.

Ziehen wir nun hier am Schlusse das Resultat über das Verhältniß der zweiten Ausgabe unsers Werks zur ersten, so ergiebt sich, daß ihm in derselben eine vielfach bedeutende Vermehrung seines Inhalts zu Theil geworden ist. Weniger Gelegenheit hatten wir, auch auf das hinzuweisen, was es in formeller Beziehung gewonnen hat, aber Jeder, welcher die beiden Auflagen vergleicht, wird sich überzeugen, daß auch in dieser Hinsicht die Vorzüge der zweiten nicht gering sind. Die Herren Herausgeber aber mögen sich für die wiederholte Mühe, die sie der Hegel'schen Religionsphilosophie zugewendet haben, mit dem Bewußtsein entschädigen, daß sie sich den Dank aller derer verdient haben, denen jetzt oder später das tiefsinnige Werk eines der größten Denker in seiner neuen schöneren Gestalt Belehrung und Genuß gewährt.

E. Zeller.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Digitized by Google

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

6. März. № 56. 1841.

Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften von Varnhagen von Ense. Neue Folge. Erster Band. Leipzig 1840. Verlag von F. A. Brockhaus *).

Nur selten wird dem Verfasser der nachfolgenden Andeutungen die Muße, bei einer kritischen Arbeit länger verweilen, sich mit seinem Stoff bequem vertraut machen zu können. Seine eigenthümliche Bestimmung, in die ihn mancherlei Verwickelungen und zusammentreffende Umstände gewiesen, ist nur allzu sehr die des flüchtigen Augenblicks. Er hat stets den Moment zu erhaschen, und das rasch aufgefaßte Bild der Dinge in rascher Skizze wieder zu geben. Eine Jahre lang dauernde Thätigkeit dieser Art, die auch ihre besondere Uebung und Eigenschaften erfordert, bringt es fast unabweisbar mit sich, daß man zur ruhigen, stiller gestaltenden, aber aus dem tieferen Innern geschöpften Arbeit, wenn nicht die Fähigkeit verliert, doch daran einbüßt. Und so muß er denn vorweg um Entschuldigung bitten, wenn ihm hier ein Versuch, mehr als einen flüchtig hingeworfenen Bericht über eine Neuigkeit der Litteratur zu geben, vielleicht mißlingt. Es ist nämlich weniger seine Absicht, die Einzelnheiten des vorliegenden anziehenden Bandes der Denkwürdigkeiten ausführlich zu besprechen, als daran eine allgemeine Charakteristik der Thätigkeit des Verfassers derselben, nach dieser Richtung hin, zu knüpfen. Daß der Stoff, von dem wir die Veranlassung unserer Aufgabe zunächst entnehmen, nichts desto weniger dabei im Vordergrunde bleiben muß, versteht sich von selbst.

Wir können in des berühmten Autors schriftstellerischer Thätigkeit, außer der kritischen, zwei Hauptrichtungen annehmen, eine geschichtliche und eine tagesgeschichtliche. Die erste hat sich in seinen mehrfältigen historischen Portraits, wozu auch das meisterhafte des Fürsten Blücher gezählt werden muß, wie eng dies auch mit der Tagesgeschichte verwandt sei, hauptsächlich ausgedrückt. Die andere macht sich vorzugsweise in seinen Bildnissen der Zeitgenossen und in den Denkwürdigkeiten aus seinem eigenen Leben geltend, deren neuester Band uns die Feder in die Hand giebt.

Es ist Pflicht, mit der Anerkennung zu beginnen, daß Varnhagen von Ense in diesem Gebiet der deutschen Litteratur, wenn nicht als der erste Entdecker, doch entschieden als derjenige aufgetreten ist, der es zuerst als ein durchaus heimathliches in festen Besitz genommen, und für Zeitgenossen und Nachkommen Rechtsansprüche darauf begründet hat. Diese mußten mehr oder weniger gerechtfertigten Widerspruch finden. Der Deutsche mußte dabei, was immer am schwersten hält, aus langjährigen Gewohnheiten und Sitten, die man so leicht für absolute Rechte nimmt, herausschreiten; es war Vielen schmerzlich und widerstrebend (oft auch nicht mit Unrecht) die Oeffentlichkeit, die uns für allgemeine Angelegenheiten noch so sehr fehlt, bei den eigensten und innersten des besonderen Lebens beginnen zu sehen. Wie bei jedem noch so gerechten Kampfe, mußten allerdings die Rechte Einzelner verletzt werden, um den allgemeinen Rechtszustand zu begründen. Das ließe sich verschmerzen. Doch ob dieser Rechtszustand ein kräftig geschützter sein kann, gegen das Uebergreifen der Willkür, das ist die zweite, wichtigere und schwerer zu entscheidende Frage, die der Verf. dadurch theils sich selbst, theils dem Zeitalter zur Lösung hingeworfen hat.

Es ist nicht nur schwer, sondern auch gefährlich, an der Sitte zu rütteln. Sie dringt so in die innersten Lebensbeziehungen ein, daß sie fast Eins mit dem Leben selbst wird; dadurch bildet sie oft eine festere Mauer des Widerstandes und eine sicherere Schutzwehr, als die strengste Gesetzgebung. Ein Gesetz wider die Sitte, wider die Meinung, mag diese noch so ungerechtfertigt, jenes noch so begründet sein, hat einen schweren Kampf zu bestehen, ja

*) Es wird nicht unbemerkt bleiben, daß auf eine sehr entschiedene Negation des Varnhagen'schen diplomatischen Princips, seiner Richtung und seiner Stilistik, in diesen Blättern jetzt so viel aufmerksame Milde und so entschiedene Anerkennung folgt. Die Redaction hat indessen die feine Ausführung, die der geehrte Kritiker mit seinem Namen selbst vertreten wollte, um so lieber aufgenommen, als auch in ihr keineswegs die wunden Stellen der Varnhagen'schen Manier unberührt bleiben. Zudem hat, wie auch der Kritiker zeigt, das principiell Negirte in der Existenz immer noch sein Interesse und sein relatives Recht.
Die Redaction.

Digitized by Google

erweist sich meistens als ganz ohnmächtig. Die Gesetze gegen das Duell thun dies im schlagendsten Beispiel kund. Dazu kommt, daß keine Sitte, keine allgemeine Meinung besteht, die nicht auch von gewissen Standpunkten aus ihr entschiedenes Recht der Existenz hätte. Auch dafür geben uns die Verhältnisse des Duells das beste Beispiel, die trotz ihrer Widersinnigkeit, doch auch ihre vernünftige Seite haben, als die, freilich höchst unzulängliche, Ausgleichung des Mißverhältnisses, in dem oft die Rechte der Persönlichkeit zu dem Schutze stehen, den ihnen das Gesetz darbietet.

Eine solche Zweikampfsfrage hat der Autor auf geistigem Felde zur Entscheidung gebracht. Einerseits machen sich die persönlichen, anderseits die öffentlichen Rechte geltend. Wo der Gebrauch der entscheidenden Macht, die er der Feder gegeben, in weiser Hand liegt, wo er so geübt wird, wie in den meisten Fällen durch ihn selbst, da wird er gewiß segensreich wirken, und der Einzelne kann die einzelnen Uebelstände verschmerzen, für das Gute, was ihm und dem Ganzen daraus erwächst. Wo aber rohe Hand und übler Sinn das Maß verletzen, da ist auch der Unbill das weiteste Thor geöffnet. Besonders aber für Deutschland, wenn wir es mit Frankreich und England vergleichen, mit denen es doch in geistiger Ausbildung mindestens auf gleicher Höhe steht. Denn bei uns können weder die Kräfte des Einzelnen, noch die Theilnahme des Publicums sich durch die Behandlung solcher Verhältnisse ableiten, denen die Oeffentlichkeit als ihr eigenstes und wahrhaftestes Gebiet angewiesen ist. Dadurch erhalten alle besonderen Angelegenheiten ein Mißverhältniß der Bedeutung, das sich in Frankreich und England von selbst aufhebt. Wo täglich der Staat in seinen wichtigsten Beziehungen Gegenstand der Oeffentlichkeit ist, wo die höchsten Vertreter desselben dem Urtheil der frei ausgesprochenen Meinung stehen, und so die einzig ächte Probe der Tüchtigkeit aushalten müssen, da hat es im Erfolg ein geringes Gewicht, wenn die besonderen Beziehungen der Persönlichkeiten gleichfalls dieser Prüfung unterworfen werden. Bei uns aber, wo das öffentliche Urtheil sich so ganz anders stellt, wo man, um in einem ganz materiellen Gleichniß zu sprechen, durch die dichten Hüllen, die alle Lebensbeziehungen bedecken, eine so verweichlichte Haut bekommen hat, daß jedes Lüftchen sie rauh und empfindlich trifft, da wird, was dort kaum eine bemerkbare Berührung bildet, zur schmerzhaften, unter Umständen gewissermaßen tödtlichen Verletzung. Der Engländer kann, wie die gehärtete Hand des Schmieds, ein heißes Eisen ertragen, wenn der Deutsche, wie die überempfindliche Netzhaut, schon durch das Stäubchen gereizt wird, das ihn zufällig trifft. Deshalb hat uns die Berufung des Autors auf englische und französische Litteraturverhältnisse, womit er die Protestationen gegen seine Verfahrungsweise zurückgewiesen, doch nicht ganz ausreichend scheinen können. Dessenungeachtet stehen wir mehr auf seiner Seite, als auf der seiner Gegner. Wenn Deutschland in dieser Hinsicht noch ganz unreif war, so mußten Anfänge gemacht werden, es in seinem Urtheil, in seiner Gesinnung auch nach dieser Richtung vorwärts zu bringen. Es kommt hierbei nur auf das richtige Wie und Wieviel an. In beiden hat der Autor, wenn auch nicht unbedingt, doch gewiß mehr als jeder Andere an seiner Stelle, das zulässige Maß getroffen. Von einem Vorwurf ist er indessen nicht ganz freizusprechen. Wer so wie er der Stimmführer einer bedeutenden Meinung zu sein, wer sich an die Spitze einer ganzen, höchst wichtigen, in Lebensverhältnisse und Sitten der Nation neu eingreifenden Richtung der Litteratur zu stellen berufen fühlte, der mußte auf das Schärfste mit sich selbst ins Gericht gehen, in Betreff der strengsten Wahrheit und Unparteilichkeit seiner Mittheilungen. Wir wollen den Autor hier nicht der groben, wissentlichen Verletzung zeihen, allein auf so hoher Stelle richtender Entscheidung mußte er auch mit sorgsamster Kraft Alles in sich bezwungen haben, was das Urtheil unwillkürlich und bisweilen stärker trübt oder mißleitet, als der Wille, der sich ein Maß setzt, zu hindern vermöchte. Er durfte nirgends Partei sein. Das aber ist die Klippe, die er nicht durchaus und, wie uns dünkt, in wichtigen Fällen nicht vermieden hat. Mehr noch zeihen wir ihn des Fehlers der ungerechten Gunst, als des der ungerechten Ungunst. Von der ersteren wollen wir später sprechen; von der letzteren dürfte hauptsächlich das, was er uns über Schleiermacher an verschiedenen Orten mitgetheilt hat, auch wie er ihm kritisch entgegengetreten ist, das entscheidendste Beispiel sein, welches aber in seinen Nachwirkungen sehr gefährlich geworden ist. Denn wenn schon in unserer Zeit, durch Hegel hauptsächlich, die Verehrung leidenschaftlich untergraben wurde, die eine ganze hochbedeutende Zeitgenossenschaft diesem als geistige Notabilität, wie als Charakter (im Ganzen gewogen; einzelne Schwächen, zumal in einzelnen Fällen läugnen wir gewiß nicht ab) so hochstehenden Mann zollte: so war es doppelte Verpflichtung für einen Zeitgenossen und Schüler desselben, der lange in innigster Gemeinschaft mit ihm gestanden, ihn in seinem Recht bei der jüngeren Welt herzustellen, nicht aber ihr schon verworrenes Mißurtheil noch mehr zur unbegründeten Gegnerschaft aufzuregen. Hegel für sich war in seinem Recht. Sein Wollen und Erkennen im Reich des Gedankens berief ihn zum Widersacher Schleiermacher's. Er fehlte nur darin, und von diesem Fehler ist auch Schleiermacher nicht frei, daß er die Sache der Wissenschaft nicht von der der Person zu trennen vermochte, wie ihn denn überhaupt in dieser Beziehung Eifer und Heftigkeit oft die richtige Linie verfehlen ließen. Doch die Schüler dieses ausgezeichneten Mannes schwuren zumeist in verba magistri: sie verurtheilten ohne alles eigene Ur-

Digitized by Google

theil, und eine nachgeborene Litteratur schwamm fort mit diesem Strom, in den sie eintrat. Der Feldherr dem Feldherrn gegenüber (Scipio vielleicht gegen Hannibal) mag den Gegner des Irrthums zeihen, sich gegen ihn in höherer Stellung fühlen: allein die untergeordneten Krieger in seinen Legionen durften nur mit Ehrfurcht von dem Karthager sprechen, gegen den sie doch, fochten sie auch im siegenden Heer, immer nur spurlos vergehende Unbedeutendheiten blieben. Leider hatte eine unreife Jugend, die sich durch schriftstellerische Keckheit mehr, als durch schriftstellerisches Verdienst kaum hervorgethan, dieses ihr Verhältniß nicht richtig erkannt, und glaubte sich berufen, gleichfalls nicht urtheilend, sondern verurtheilend, ja geringschätzig von einem Manne sprechen zu dürfen, dessen halber Werth den ihrer ganzen Generation dreifach aufwiegt. An diesen Folgen ist Varnhagen nicht ganz unschuldig, denn gerade seine Richtung war es, die, von Halbtalenten nur in ihrer Aeußerlichkeit aufgefaßt, einen breiten Schwarm dienstbar nachzog, deren laute Stimme doch vielleicht eine Zeit lang die wahrhafte, öffentliche übertönen und das fehlgehende Urtheil noch weiter aus dem Geleise treiben, die trüben Verwirrungen noch trüber färben mochte. Das ist überhaupt eine Gefahr, welche der Charakter der litterarischen Bestrebungen unseres Autors mit sich bringt, daß dadurch der Stoff so wohlfeil geliefert wird. Denn wer hätte nicht mancherlei ergreifende Verhältnisse und Persönlichkeiten im Leben gehabt, wer nicht diesen oder jenen bedeutenden Mann, wenn auch nur ganz in der Ferne, ganz unbemerkt, gekannt? Und das Alles sind Gegenstände, wovon sich die Menge gern unterhalten läßt; der Reiz der Thatsächlichkeit und Wirklichkeit wird stets ein lebhafter bleiben und die Mehrzahl fesseln. Den Werth der Behandlung erkennen nur Wenige; vermöchten es Viele, so würde Varnhagen gerade auf seiner Bahn ganz einsam geblieben sein, und lange bleiben, weil Jedem die große Schwierigkeit einleuchten würde, sich nach diesem außerordentlichen Meister auch nur einigermaßen zu behaupten.

(Fortsetzung folgt.)

Chatterton. Von Hermann Püttmann. Zwei Theile. Barmen, 1840. Verlag von W. Langewiesche.

Der wortkarge Titel dieses Buches läßt den Leser vorläufig in Ungewißheit, ob er hier eine litterargeschichtliche Arbeit, eine Uebersetzung oder eine Dichtung zu erwarten hat. Indessen nachdem die jüngere Litteratur, zu gerechtem Unbehagen Aller, die einigen Geschmack besitzen, für ihre Bücher so wunderlich pretidse und weitschweifige Aushängeschilder erfunden hat, mögen wir uns schon einmal diesen einfachen und schweigsamen Titel des Püttmann'schen Buches gefallen lassen. Schlimmer ist es, daß auch derjenige, der nun diesen „Chatterton" gelesen hat, sich noch in derselben Ungewißheit befinden wird. Das Buch ist theils Geschichte, theils Uebersetzung, theils Roman; es wird daher weder den Litterarhistoriker befriedigen können, der hier von einer weiter greifenden und tieferen Einsicht in den Gang und Zusammenhang der englischen Litteratur keine Spur und Ahnung, sondern nur eine ziemlich fleißige, aber gänzlich unkritische und resultatlose Compilation dessen findet, was man in England selbst über Chatterton geschrieben hat, — noch genügt es als Uebersetzung, da diese weder vollständig, noch die Auswahl eine geschickte, die Ausführung selbst aber eine solche ist, wie wir sie bei der gegenwärtigen Ausbildung unserer Uebersetzungskunst erwarten und verlangen dürfen; endlich am wenigsten taugt das, was das Poetische des Buches sein soll, da, wie wir sogleich zeigen werden, die Ansicht und Tendenz, aus welcher das Ganze hervorgegangen, das gerade und baare Gegentheil, der Feind und Vernichter aller Poesie ist.

Das ganze Buch nämlich ist eine weitschweifige und langweilige Ausführung des bekannten Textes von dem Kainsstempel, dem poetischen Weltschmerz und dem Fluch der Dichtung.

„Aus dem Baume der Erkenntniß," beginnt Herr Püttmann, „wird das Kreuz gehauen, woran die Genien der Menschheit sterben. Die Frucht dieses Baumes ist süßes Gift und seine Schatten sind eisig kalt. Wer weiß es nicht?" —

„Seht die Qual des Prometheus: der das Licht des Himmels zur Erde brachte, — seht ihn winseln und zerren an seiner Kette und den Geier sein edles Herz zerfleischen! Prometheus ist der Weise — der Dichter dieser Welt!"....

„Fassen wir die Gründe der Erscheinung ins Auge. Das Leben des Menschen theilt sich in materielle Gewißheit und ideale Hoffnung (?!). — Das matte Auge des gewöhnlichen Menschen sinkt geblendet von der himmlischen Erscheinung nieder und weiß darum die nächsten Gegenstände zu erkennen." (Nebenher bemerkt, eine wunderliche Lehre vom Sehen! Geblendete Augen pflegen sonst gar nichts zu erkennen, weder nah, noch fern, und Herr Püttmann, dünkt uns, hat dies an sich selbst erfahren.) „Die höhere Menschennatur aber strebt aufwärts, dem Scheine der Gottheit zu.".. Aber „der Himmel trägt einen undurchdringlichen Panzer für Waffen des Menschengeistes; schmerzvoll mit gebrochenem Herzen stürzt der Strebende auf sein Kerkerbett zurück, und so ist es natürlich, daß der gefallene Geist im Zorn über seine Beschränktheit oft auf dem Sklavenmarkte des Augenblicks (?) seine äußere Hülle verkauft, besudelt oder gar vernichtet. . . Körper und Geist sind in ewigem Kampfe: der Flug des Geistes will nach reiner Schönheit emporbringen, das Gewicht der Materie zieht den Leib zur gemeinen Buhlerin hinab. Dies ist die Veranlassung des Schmerzes in der Dichterbrust, der langsam mordenden Wehmuth der Poesie. Unselige Menschennatur! Zu fein zum Thiere, zu grob zum Gotte!.... Daraus entsteht die unglückliche Mischung von Staub und Geist, Licht und Nacht, der jeder Dichter erliegt!" (I. 1—6.)

Unsere Leser werden nach diesen Auszügen bereits wissen, weß Geistes Kind unser Verf., — oder richtiger, daß er kein Kind des Geistes ist. Wir kennen die etwaigen weiteren Arbeiten und Leistungen des Herrn Püttmann nicht; aber sollen wir nach dem Eindrucke dieser Räsonnements urtheilen, so fehlt ihm zu jeder geistigen, jeder wissenschaftlichen und künstlerischen That nicht weniger, als Alles. Denn er glaubt nicht an den Geist, glaubt nicht an die ewige Versöhnung der Poesie, schreit Zeter über eine Kluft, einen Zwiespalt, der in der That nur für diejenigen vorhanden ist, die zu schwach und zu feig

Digitized by Google

sind, ihn zu überwinden, und weiß endlich über die menschliche Natur nichts Tiefsinnigeres zu sagen, als was jener alte Vers auch schon sagt: „Was ist der Mensch? Halb Thier, halb Engel!" Und mit dieser Bildung, dieser Erkenntniß will man Geschichte, will Poesie begreifen? — Freilich haben wir Herrn Püttmann Dank zu sagen für die Offenherzigkeit, mit welcher er die Motive des modernen Dichterschmerzes entwickelt; wir glauben, daß seine Entwicklung richtig und daß dieser ohnmächtige, ruhelose Widerstreit wirklich das unkuntere Element ist, aus welchem die Zerrissenheit unserer Poeten, keine Venus aus dem Meere, hervorgestiegen ist. Aber auf's Entschiedenste bedauern und mißbilligen müssen wir es, daß diese Einsicht in den Ursprung des Uebels ihm dennoch das Auge nicht aufgeschlossen hat dafür, daß es eben ein Uebel und eine Krankheit ist, die man bekämpfen soll, wo man sie findet, nicht aber ihren Priester und Verfechter machen. Dies hat Herr Püttmann in dieser Einleitung, er hat es in dem ganzen Buche gethan, welches überall eine Rechtfertigung des Weltschmerzes, eine Verherrlichung jenes Zwiespaltes, ein Ehrendenkmal derer sein soll, die in ihm untergegangen sind. Der Verf. meint, daß dies ein Schicksal wäre, dem „jeder Dichter erliegt." Wir kehren den Satz um: es ist ein Schicksal, dem Jeder erliegt, der kein Dichter ist. Denn eben des Poeten göttliche Mitgift ist es, das, was Herr Püttmann die materielle Gewißheit, den Körper, den Staub nennt, also das Leibliche, Irdische, Sinnliche zu verklären und in das ewig heitere Gebiet des Schönen hinüber zu retten, wo es keinen Zwiespalt giebt, der nicht ausgesöhnt, keinen Kampf, in welchem nicht der Sieg des Göttlichen errungen würde. Doch brauchen wir hierüber wohl nicht ausführlicher zu werden, da dieses Verhältniß der Kunst und des Schönen zur Wirklichkeit und die Aufgabe, die hiernach der Künstler, der Dichter hat, im Gegensatz zu den Jeremiaden unserer Modernen, in diesen Jahrbüchern bereits mehrfach besprochen ist, und auch das gewöhnlichste Publicum darüber zum Bewußtsein zu kommen anfängt, wie langweilig dieser Weltschmerz, wie abgenutzt diese Verzweiflung, wie schnöde dieser Abfall von der Poesie und wie lächerlich der Stolz ist auf ihn. Wir glauben daher auch, daß Herr Püttmann etwas zu spät gekommen ist mit dieser historisch-ästhetischen Illustrirung des Kainstempels; was von Sympathieen der Art noch im Publicum steckte, hat, hoffen wir, Herrn Gutzkow's Richard Savage, der auf dasselbe Ziel hinsteuert, und noch dazu mit besseren Segeln und einem geschickteren Steuermann, rein aufgebraucht, und das Püttmann'sche Buch wird sich an sehr unreife und ungebildete Gemüther wenden müssen, wenn es noch einigen Effect machen will.

So erklärt sich nun auch die Wahl des Stoffes, indem es anfänglich einem Jeden, der Chatterton's poetische Stellung und Leistungen kennt, überraschend und mißlich erscheinen muß, will ein Litterarhistoriker ihn zum Gegenstand einer so umfangreichen Darstellung machen, oder auch, wenn nur ein Uebersetzer ihn bei uns einbürgern will. Ein Vorstadtsspectakel mag er abgeben, wie auch Alfred de Vigny aus ihm gemacht hat; aber für die Litteraturgeschichte ist er, verglichen mit anderen Erscheinungen der englischen Litteratur, nur unerheblich und der poetische Genuß an ihm von so viel Voraussetzungen, Localitäten und selbst Grillen bedingt, daß eine Uebersetzung, auch wenn sie, was die des Herrn Püttmann keineswegs leistet, den nöthigen Apparat liefern wollte, dennoch nur auf wenig deutsche Leser wird rechnen dürfen. — Chatterton's Schicksal ist bekannt; er ist einer von jenen litterarischen Fälschern, deren es in England mehrere giebt, vermöge des wunderlichen und launenhaften Werthes, welcher hier von reichen Sonderlingen auf alle Antiquitäten und Raritäten gelegt wird. Als der glücklichste dieser Falschmünzer, welchen Zufall und die leidenschaftliche Eitelkeit seiner Landsleute, so wie die unkritische Begeisterung seiner Zeit am meisten begünstigten, ist Macpherson zu nennen, der falsche Ossian, über dessen Geschichte nach dem Talvy'schen Buche ganz kürzlich auch in diesen Blättern berichtet worden ist. So, nur mit geringerem Geschick und darum mit geringerem Glück, sandte Chatterton, ein ungewöhnlich frühreifes Talent von brennender Ehrbegierde und Eitelkeit, seine Gedichte als die neu aufgefundenen Reste altenglischer Dichter in die Welt, deren Namen und Zeitalter er bald mit Anlehnung an historische Data, bald frischweg erfand. Er hatte sich durch eine Verbrämung der modernen Sprache seiner Zeit mit allerhand bald wirklich, bald angeblich alterthümlichen Wendungen einen Jargon geschaffen, den enthusiastische Alterthümler, bei denen bekanntlich der Enthusiasmus stets größer ist, als die Kenntniß, zur Noth für ein ächtes Altenglisch halten mochten; überdies verstand er die Kunst, Handschriften nachzumachen, und wußte daher einzelne auftauchende Zweifel durch angeblich alte Manuscripte voll schöner gothischer Schnörkel und Mönchsschrift, was wiederum den Alterthümlern gar prächtig in die Augen fiel, zu beschwichtigen. Daß es ihm einige Zeit gelang, seinen Erfindungen Glauben zu verschaffen, wird eben aus der monomanischen Alterthumssucht der Engländer erklärlich; daß noch später, da die Unächtheit der Documente und das Irrthümliche verschiedener historischer Angaben erwiesen war, dennoch nicht Vertheidiger gefehlt haben, die wenigstens eine Vermittlung zwischen Chatterton und dem „Mönch Rowley" versuchten, ist eben auch ein englischer Whim; daß aber bis auf diese Stunde noch kein Kritiker aufgetreten ist, der es als innere Unmöglichkeit nachgewiesen hat, daß zwischen dem zwölften und funfzehnten Jahrhundert von angeblich verschiedenen Personen diese, ihrem innersten Wesen nach der Bildung von 1770 und der modernen Cultur dieser Zeit angehörigen Gedichte geschrieben wären, — selbst dies kann uns nach dem, was man an Ossian erfahren hat, nicht mehr befremden. Beklagenswerth bleibt es immer, daß von der Gunst und Theilnahme, die man hinterher bis zur Vergötterung dem gestorbenen Chatterton erwies, dem lebenden so gar nichts zu gute gekommen ist. Chatterton starb eines elenden Todes, an Hunger oder Gift, ein zweiter Richard Savage oder Chaucer; denn zu allen Zeiten hat es in England Mäcenaten der Poesie gegeben, die nur dem gestorbenen Dichter ein Monument errichten mochten, den lebenden aber gemüthlich verhungern ließen. Der ernstere und unparteiische Betrachter wird nun in diesem frühen und traurigen Ende die Nemesis der Eitelkeit, des Betruges und der Täuschungen sehen, mit denen Chatterton nach dem Kranze des Dichters strebte, dem Edelsten und Köstlichsten der Welt, das nur von reinen Händen und reinen Herzen errungen wird.

(Schluß folgt.)

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Digitized by Google

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

8. März. № 57. 1841.

Varnhagen von Ense „Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften."

(Fortsetzung.)

Doch wir wollen ihm die Schuld dessen nicht aufbürden, was eine Schuld der Gattung ist. Deswegen soll ihm das Recht, den Grundstein dazu in unserer Litteratur gelegt und gleich ein so kunstgerechtes Gebäude darauf aufgeführt zu haben, nicht geschmälert werden. Er trägt die speciellsten Gaben dazu so entschieden in sich, daß er diesem Beruf folgen mußte; und es ist gut, daß der Anfang dazu so durch einen aus dem innersten Vermögen unwiderstehlich getriebenen Litterator gemacht wurde, nicht durch einen, dem nur die Zufälligkeiten seiner Lebensstellung, die sich bei Varnhagen auf's Glücklichste mit dieser geistigen Bestimmung vereinigten, solchen Stoff in die Hand geben; denn dadurch, daß dieser Zweig der Litteratur bei uns aus dem Geiste geboren ist, werden wir stets gezwungen sein, den Beruf dazu mit einem höheren Maßstabe zu messen, und das Unächte wird, wenn es uns auch eine Zeit lang durch den Glanz der Neuheit geblendet, verwirrt, und manchen Schaden gestiftet hat, doch an diesem Prüfstein des Aechten bald erkannt werden, seine Macht verlieren und spurlos abwelken. So trägt dieser Autor, gleich dem Speer des Achill, die Heilkraft für die gefährliche Wunde, die er schlug, in sich.

Die ungerechte Ungunst, deren wir den Verf. in manchen Beziehungen, und beispielsweise zunächst gegen Schleiermacher, zeihen zu dürfen glaubten, hat uns zu dieser allgemeinere Nachtheile berührenden Abschweifung geführt, die eigentlich damit nur einen zufälligen Zusammenhang hat. Es lag uns, nach der oben gegebenen Andeutung, zunächst ob, von dem zu sprechen, was wir dem berühmten Verf. zum stärkeren Vorwurf machen möchten, als die Gereiztheit gegen einzelne Persönlichkeiten, deren innere Kraft und Bedeutung sich wohl leicht durch diesen Kampf schlägt: von der ungerechten Gunst, die er unserer Ansicht nach nicht selten eintreten läßt. Diese würde sich in eine allgemeine und eine besondere theilen; die erste betrifft Richtungen, Principien, Lebens- und besonders Rang- und Standesverhältnisse, denen er vorzugsweise gewogen ist, die andere bezieht sich rein auf Personen. Da ein Zergliedern dieser letzteren nothwendig auch ein Auftreten gegen die Personen selbst mit sich führen, und dies auf's Vollständigste begründet werden müßte, so begreift man wohl, daß ein solches die diesem Aufsatze nothwendig zu steckende äußere und innere Grenze weit überschreiten würde. Es konnte uns wohl Pflicht dünken, einen hochausgezeichneten Mann, wie Schleiermacher, zu nennen, und unsere persönliche von der des Autors abweichende Ansicht über ihn verehrend auszusprechen: allein diejenigen Namen zu nennen, gegen die wir auftreten würden, möchte vielleicht sogar überall außerhalb unseres Berufes sein, gewiß aber hier; zumal da es auch weniger Solche sein würden, die sich eine absolute Namensgeltung in Litteratur, Wissenschaft oder Politik erworben haben, als Solche, die in minder öffentlichen, mehr geselligen Beziehungen verkehrten. Und hier wird jeder Billige einräumen, daß man allenfalls, von innerer Ueberzeugung getrieben, ein Privatverhältniß in ein günstiges, öffentliches Licht stellen darf, doch nur in den seltensten Fällen berechtigt sein wird, öffentlich die Schatten des Tadels darauf fallen zu lassen. Dieser innere Grundsatz hat auch gewiß Varnhagen geleitet und verleitet; wir wünschten daher weniger, daß er anders gesprochen und geschildert, als daß er es überhaupt unterlassen hätte. Nur in den Fällen, wo sein begünstigendes Urtheil geradehin zur Ungunst für Bessere und Verdientere wird, wo das glänzende Licht, das er auf einzelne Persönlichkeiten leitet, einen ungerecht verdunkelnden Schatten auf Andere wirft: nur in diesen Fällen dünkt es uns Befugniß und Pflicht, das Wort berichtigend zu nehmen, so weit man es aus Kenntniß der Verhältnisse mit Sicherheit, nicht bloß vermuthend, vermag. Doch müßte dies freilich in ganz anderer Form und an ganz anderem Orte geschehen, etwas, das sich der Verf. dieses Aufsatzes noch für fernere Jahre vorbehält, wo er sich zu solcher Arbeit vielleicht die Muße errungen und den nothwendigen Stoff sorgfältig gesammelt hat.

Die allgemeine Seite der ungerechten Gunst, die wir in den, die Persönlichkeiten und Verhältnisse der Zeit-

Digitized by Google

genossen behandelnden Schriften des Autors zu erkennen glauben, ist bei der stark ausgesprochenen Stimmung unserer Zeit, strenge Grundsätze der Sittlichkeit und des Rechts aufzugeben, und den Vortheil, die Behaglichkeit grundsätzlich der Pflicht aufzuopfern, um so gefährlicher, und fordert zur ernstlichsten Gegnerschaft heraus, als sie nicht selten eine verborgene, von Vielen ungeahnte Klippe, oder in einem schärfer treffenden Gleichniß, einen starken Zug der Strömung bildet, der Anfangs unvermerkt, bald aber unwiderstehlich den gefährlichsten Tiefen und Untiefen zuführt. Wir haben es hier abermals schlimm, wenn wir unsere Ansicht durch Beispiele rechtfertigen sollen, da diese sogleich in bestimmte Persönlichkeiten übergreifen müßten. Doch wird der aufmerksame Leser bald wissen, worauf wir deuten, wenn wir auch bei den Beispielen allgemein bleiben. Es regt uns z. B. unwillig auf, wenn der Autor in Darstellung von Persönlichkeiten aus den höheren Ständen, die glatten, geebneten Formen derselben so ungemein hoch anschlägt, dagegen über die wahrhaft tiefsten Unsittlichkeiten kaum berührend, oder geschickt verschleiernd hinweggeht. Die Vornehmheit, ein Wort, welches er liebt und als ihm besonders eigen gestempelt hat, gilt ihm allzu viel. Er stellt uns Bildnisse von Zeitgenossen als die ausgezeichneter, hochachtungswerther, liebenswürdiger Individualitäten hin, die, wenn man ihnen den äußeren Glanz ihrer Verhältnisse nähme, schwerlich nur den Grad von Achtung gewinnen würden, der zur Behauptung einer unangetasteten Stellung gehört. Bald sind es die wilden, wüsten Rohheiten eines verschwenderischen Officiers, bald die viel verwerflicheren, rein sinnlichen und zugleich feigen Tendenzen bequemer Schlaffheit, bald der Leichtsinn weiblicher Gestalten in dem, was ihnen das Heiligste sein sollte, die mit so gefährlicher Geschicklichkeit in eine Umhüllung liebenswürdigen Scheins gebracht werden, daß die Kraft, mit der wir die allerdings in Jedem starken Regungen zu diesem Epikuräischen Egoismus in uns bekämpfen sollen, gefährlich unterhöhlt und erschüttert wird. Denn was hält von diesen Verirrungen, die kein äußeres Gesetz hemmt, noch straft, mächtiger zurück, als das Urtheil, das sie in der Meinung der Welt finden? Wenn aber eine so viel geltende öffentliche Autorität, wie die unsers Verf., die auch das Gute, Schöne, Würdige, Erhabene mit einem Nachdruck und Feuer zu schildern und preiswürdig hinzustellen vermag, sich hier so mehr als nachsichtig, so begünstigend und beschönigend vernehmen läßt: wie sollte da die Schätzung nicht durchaus verfälscht werden, mit der man die Schwere des Urtheils wägt, zu dem die Welt über unsere Verirrungen berechtigt ist? Wenn es so wohlfeil ist, unter den Ausgezeichneten, durch die öffentliche Stimme Geachteten zu stehen, wenn einige geistige Befähigung, ein zufälliges Talent, das oft nur auf ganz äußerliche Eigenschaften gerichtet ist, ja wenn bloße Weltgewandtheit und gesellige Geschicklichkeit sich solche Kränze gewinnen, und als so schwere, ausgleichende Gewichte gegen das Verabsäumte, unendlich Werthvollere betrachtet werden: wer möchte sich dann noch die Mühe geben, jenen ernsten Kampf zu bestehen, der allein die wahrhaft würdigen Eigenschaften und Kräfte des Menschen prüft und bewährt?

Man mißverstehe uns nicht; wir beschuldigen den Verf. keineswegs, der Unsittlichkeit geradehin das Wort zu reden; allein er vergiebt ihr zu leicht, und beschönigt zu viel! Vielleicht verleitet ihn sein Talent in der Darstellung des geistig Anmuthigen das geistig Widerwärtige lieber unberührt zu lassen, es mehr zu umgehen, als erlaubt ist. Es ist ja auch die Aufgabe der schönen Kunst (und seine Darstellung hat sie im Auge), das Unedle und Unwürdige zu fliehen, und sich an das Gute, Schöne, Edle, Herrliche, Erhabene zu halten. Allein darum hätte er in der Wahl desjenigen, dem er seine Darstellungsgabe widmet, entweder ungleich strenger sein, oder, wollte er einmal über dies weite Feld gebieten, auch den ganzen Ernst und die Unverletzbarkeit des Forums darüber ausdehnen sollen, die durch das Heiligthum des gerechten Richterspruches unabweislich in Anspruch genommen wird. Er sagt theilweise die Wahrheit, aber der Eid fordert die ganze Wahrheit, und — er verschweigt, oder verhüllt zu viel.

Doch bezieht sich unser Wort nur auf einige seiner Personaldarstellungen; in der Behandlung der Dinge und Thatsachen ist er, so weit dies eine individuelle Beurtheilung ermessen kann, von strengster Gewissenhaftigkeit. Dadurch gewinnen diese für uns in ihrer klaren Beleuchtung einen so großen Reiz. Auch seine Gestalten würden, dünkt uns, einen größeren gewonnen haben, hätte er sie mit strengeren Schatten dargestellt. Wir würden dann seiner Anerkennung, seinem Lobe unbedingteren Glauben zuwenden, während jetzt das Gewicht desselben sich mindert, weil das Gegengewicht nicht vollgiltig erscheint. Dies gilt unbedingt für alle wahrhaft Ausgezeichneten; denn in diesen ist das Würdige, das Schöne, das Staunenswerthe so mächtig, daß es die sittlichen Mängel glänzend überwinden würde. Und gerade in der Mangelhaftigkeit liegt eine hinreißende Macht, weil dieselbe bedeutende Gestalten uns selbst näher führt, die Gemeinsamkeit zwischen uns und ihnen stärker zum Bewußtsein bringt, und dadurch das Vertrauen in uns weckt, daß wir, wie sie unsere Schwächen theilen, so auch ihre Größe uns nicht als etwas Unerreichbares dasteht. Mit einem Wort, sie werden wahrhaft menschlicher, wirklicher und dadurch, wenngleich uns hoch überragend, doch erreichbarer, uns verwandter. Der Vollkommenheit, der höheren Organisation geben wir vorweg den Sieg zu; mit einem beflügelten Geschöpf wird das unbeflügelte den Wettlauf nicht einmal versuchen; doch mit dem, der auf gleichem

Digitized by Google

Boden mit uns steht, der mit gleichartigen Waffen kämpft, mit gleichartigen Kräften strebt, da ist wenigstens der Wettkampf denkbar, und selbst ein Zurückbleiben kann eine ehrenvolle Anstrengung werden. Deshalb wäre uns gerade bei den bedeutendsten Männern die Auffassung ihrer negativen Seiten und die streng abwägende Darstellung derselben stets willkommen gewesen. Varnhagen pflegt aber diese nur in leichten Conturen anzudeuten, während er die Lichtseite in glänzendster Ausführlichkeit entwirft.

Aus dem bisher Entwickelten könnte man leicht annehmen, daß der Verf. dieses Aufsatzes einer gewissen überstrengen Splitterrichterei hold sei, und jener engherzigen Sittlichkeitslehre anhange, die Alle mit gleichem Maß behandeln will. Im Gegentheil. Doch er glaubt, daß der Grundsatz von äußerster Strenge sein müsse, er läßt kein schlaffes Princip zu. Ein durchlöcherter Grundsatz öffnet einem Weltmeer der Verderbniß die Anfangs tropfende, dann verschlingend strömende Bahn. In der Sittlichkeit, wie in der Mathematik sei das Princip unbeugsam, die Wirklichkeit wird es in jedem einzelnen Falle doch schon locker genug rütteln. Der Mathematiker darf einer Linie auch nicht die Breite des tausendsten Theils eines Haares einräumen, ohne sein ganzes Gebäude mit allen herrlichen Säulen und Kuppeln, der Tragkraft beraubt, übereinanderstürzen zu sehen. Eben so scharf ist Begriff und Grenze des Rechts und Unrechts; wo allgemeine Normen festzustellen sind, gelte ein Drakonisches Gesetz. So stellt es auch die christliche Lehre auf. Tausend Theile des Guten tödten ein Theilchen des Bösen nicht; es muß als solches erkannt und verdammt werden. Erst dann, wenn der Grundsatz so das unveränderliche Urtheil gesprochen, treten die Rechte der Gnade, Liebe, Billigkeit versöhnend ein, und wenden sich dem Einzelnen hilfreich zu. —

Doch genug; wir sind nahe an einer Abschweifung; um so schärfer müssen wir einlenken. Wir kehren zu unserm Autor zurück. Haben wir in den allgemeinen Andeutungen, die wir einer speciellen Beschäftigung mit ihm voran gehen ließen, seine angreifbare Seite betrachtet, und diese vielleicht in scharfer Zeichnung hingestellt, so sind wir nur dem Grundsatze gefolgt, dessen Giltigkeit wir so eben darzuthun bemüht waren. Wir werden denn auch hoffentlich den Vortheil davon ernten, den wir daran knüpften, daß man unserer Anerkennung willigen Glauben schenke.

Die Ordnung des Buches sei auch die unserer Andeutungen darüber.

Aus den eigenen Denkwürdigkeiten giebt uns der Verf. einen der wichtigsten Abschnitte jener großen, vielgestaltenden Zeit, die, ein unschätzbares Glück für ihn, in das Herz seines Lebens fiel. Er hätte zwanzig Jahre später geboren werden sollen, und die Hälfte seiner Wirksamkeit wäre verloren gewesen; nicht daß er sein Talent nicht dennoch geltend gemacht hätte, allein er wäre nicht auf jenen reichen Marmorbruch gestoßen, der ihm das trefflichste Material zu seiner litterarischen Plastik darbietet. Der wiener Congreß ist es, den er behandelt; die Zeit öffnete dem mitlebenden Schriftsteller hier nicht nur einen unerschöpflichen Schacht zur Ausbeute, sondern sie hatte noch mehr für ihn gethan, ihm eine Stellung in jenen Verhältnissen gegeben, die er, wie Andere (z. B. Gentz), heut vergebens durch die Macht der Feder erstreben würde, die, eben so wie die des Schwertes, der mitwirkenden Umstände bedarf, um in ihrer vollen Giltigkeit anerkannt zu werden. Je mehr die Verhältnisse für einen Autor gethan, je schwerer ist es für ihn, sich selbst noch neben diesen geltend zu machen, oder vielmehr sie zu bewältigen. Aber daß er dies vermag, ist eben sein Verdienst. Der wiener Congreß scheint auf den ersten Blick Jedem, der immitten seiner Erscheinungen gelebt, den dankbarsten Stoff für die Darstellung zu bieten. Und doch hat noch Niemand das Gemälde übersichtlich vor unsern Augen zu entfalten vermocht. Der Stoff ist allerdings vorhanden, aber so mächtig, daß es eine Riesenaufgabe ist, ihn zu bewältigen. Es ist wahr, man kann im Kampfe mit einem Reh nicht zum Helden werden, doch zur Bezwingung eines Löwen gehört auch ein Hercules, oder aus dem Siege wird eine Niederlage. Daß der Welt dies nicht häufig auf überzeugende Weise anschaulich wird, liegt darin, daß sie ihr Interesse nur auf das Schauspiel des Kampfes überhaupt zu richten versteht, die Entscheidung wenig beachtet, d. h. sie sieht den Stoff, nicht die Bewältigung. Wie schmachvoll würde sonst die Niederlage so mancher Tragiker sein, die an einem Alexander und Cäsar zu Helden zu werden trachteten, was sogar einem Shakspeare schwer wurde!

(Schluß folgt.)

H. Püttmann „Chatterton."

(Schluß.)

Anders Herr Püttmann: die lockern Rechtsbegriffe, die Eitelkeit und Anmaßung Chatterton's sind in seinen Augen nur nothwendige Geschwister des poetischen Talents; der Mangel an Sittlichkeit in Chatterton hat nichts zu bedeuten; er war ein Genie — und das genügt! Wahrlich, dies erinnert an Marlow, aber nicht den Engländer. So ist Chatterton für Herrn Püttmann nur ein Märtyrer, ein „geschmückter Opferstier," und sein ganzes Bemühen richtet sich dahin, das unglückliche Schicksal, den frühen und kläglichen Tod dieses Dichters, statt in ihm die Vergeltung und Selbstvernichtung des eigenen unlautern Subjects zu zeigen, als ein nothwendiges „Künstlers Erdenwallen," als den Fluch der Poesie, die Prometheusqual der Genialen darzustellen.

Der unreifen Bildung, aus welcher diese Bemühung hervorgegangen, entspricht nun auch die Ausführung. Schon die im Eingang dieser Anzeige mitgetheilten Stellen der Einleitung werden Einiges von dem Schwulst verrathen haben, in

Digitized by Google

welchem Herr Püttmann sich gefällt. Es ist dies der Grund- und Lieblingston, den er gesucht hat und gewollt, und den er mit einer beunruhigenden Consequenz durch das ganze Buch beibehält. Er selbst spricht sich über seinen Zweck und Plan folgendermaßen aus (S. 11): „Der Verf. dieses Buches hält es für eine würdige Aufgabe, einen jener unglücklichen Erhabenen, deren Seele sich im Lebenskleide unbehaglich fühlte, in seinem schmerzlichen Zwiespalte darzustellen. Er will das Leben eines unglücklichen Dichters schildern, und wählt zu diesem Gemälde nur eine Farbe, nämlich die warme rothe Blutfarbe des Gefühls;" (da spukt Marlow schon wieder!) — „selbst auf die Gefahr hin, sich dem Vorwurfe der Einförmigkeit oder Einseitigkeit und des Mangels an historisch-philosophischer Durchbildung auszusetzen." Herr Püttmann hat also sein Schicksal gewußt; so wird es ihn nicht überraschen, wenn wir sein Buch nun allerdings überaus einförmig und langweilig finden. Es giebt eine Langeweile der Nüchternheit, der Sterilität, gleichsam eine naive Langeweile, die nicht anders weiß und kann; sie ist schlimm, aber erträglich, weil sie bescheiden ist. Unerträglich dagegen ist die Langeweile, die aus dem Bemühen entsteht, recht kurzweilig zu sein, die Langeweile des Bombasts und der absichtlichen Ueberschwänglichkeit. So werden uns Bettler am widerwärtigsten, wenn sie ihre dürftige Nacktheit mit bunten Fetzen, mit der nichtigen Pracht verblichener Gewänder behängen. In diesem Schwulst oder, wie Herr Püttmann sagt, „in der blutrothen Farbe des Gefühls" besteht nun das poetische Element dieses Buches; und allerdings ist eine solche Sprache, wie sie hier geführt wird, schon allein im Stande, Jeden, dem es um Belehrung zu thun wäre, also jeden Litterarhistoriker, ohne Weiteres von diesem Buche abzuscheuchen. Noch mehr werden dies die Episoden und Ausführungen thun, in denen Herr Püttmann jeden historischen Weg und Steg vollkommen verläßt und sich den romantisch-idyllischen Gaukeleien seiner Phantasie hingiebt. Oder seit wenn ist eine Art von Geschichtschreibung erhört, wie die folgende? „Seht nur, wie der Knabe nach Verlauf einiger Jahre den Liebkosungen seiner Mutter sich entwindet, dem Schwesterchen auf den Schooß springt und dann zu den Füßen der alten Großmutter gekauert, aufmerksam einer alten Ballade lauscht. Der muntere Knabe trabt auf einem umgestürzten Stuhle durch die Stube, wirft mit einem gelehrten Buche aus dem Nachlasse seines Vaters nach den Fliegen an der Wand, oder sitzt in einer Ecke zusammengeschmiegt, um artige Männchen und Pferde aus Papier zu schnitzen. Und Abends liegt er schlafend in seinem Bettchen, die Hände fromm gefaltet, Schweißperlen auf dem blühenden Gesichte u. s. w. Vielleicht zieht auch ein Traum durch seine Seele" (S. 23)... Und in dieser Art werden die allerliebsten idyllischen oder pathetischen Vielleicht hier und anderwärts fortgesetzt. Aber vielleicht ist das Alles auch ganz anders gewesen und vielleicht hat Chatterton nicht Männer und Pferde, sondern Oechslein und Eselchen ausgeschnitten, und vielleicht nicht geschwitzt, sondern, weil es eben Winter war, gefroren, — kurz, diese hypothetische Genremalerei gehört nicht in die Litteraturgeschichte, und wenn dies das rothe Blut des Gefühls ist, so können wir nur beklagen, daß dasselbe nicht rothes Blut geblieben, sondern Tinte und Druckerschwärze geworden ist. Dergleichen Excurse flechten sich durch das ganze Buch, ja mit dem wachsenden historischen Stoffe wachsen auch sie (vgl. S. 74. 79 ꝛc.), bis endlich am Schlusse des ersten Bandes eine Vision folgt: „Unsere Biographie der Thatsachen (kann man denn von Thatsachen eine Lebensgeschichte schreiben? Nun, Visionärs vielleicht!) ist zu Ende. Das Schicksal hat ohne Umstände einen blutigen Strich durch die Lebensschrift Chatterton's gezogen, und wir könnten nun von dem Unglücklichen Abschied nehmen" (S. 205). Aber so billig entläßt Herr Püttmann uns nicht: er beutet noch auf fast dreißig Seiten das Vielleicht von Chatterton's letzter Stunde aus, wie zu erwarten stand, mit einer solchen Ueberschwänglichkeit bombastiger Reden, daß wir unsern Lesern mit einzelnen Mittheilungen aus diesem hors d'oeuvre nur unwillkommen sein könnten.

Der zweite Band beginnt mit einer kritiklosen Gegenüberstellung der Gründe, die man in England für und wider die Aechtheit der sogenannten Rowley'schen Gedichte geltend gemacht hat. Dann folgt die Uebersetzung der Tragödie von Bristol und einiger andern Balladen, unter denen „Nigel" ein treffliches Stück voll Lebendigkeit und Wirksamkeit ist, aber freilich unzweifelhaft modern; ferner die Tragödie Aella, von der es ganz unbegreiflich erscheint, daß je ein Mensch sich hat einbilden können, dies regelrechte, sentimental-geschwätzige Ding sei um 1440, also lange vor Shakspeare, zur Zeit der Passionen und Mysterien entstanden, — und doch haben Engländer selbst, sogar Gelehrte, dies geglaubt und Andern einzureden gesucht! Aber was sagt Falstaff? „See now, how wit may be made a Jack-a-lent, when 'tis upon ill-employment" — oder wie Tieck übersetzt: „Da seht, welch ein Hanswurst aus dem Verstande werden kann, wenn er auf verbotenen Wegen schleicht." Die eigene Eitelkeit auf ihre Antiquitäten ist the ill-employment, dem jene Gelehrten verfielen; überhaupt bringen Vorurtheil und Selbstsucht immer auf verbotene Wege. — Den Beschluß endlich macht die vielgepriesene Hastingsschlacht. — Ueber die Treue dieser Uebersetzungen kann Ref. nicht urtheilen, da ihm das Original nicht zur Hand ist; aber Reime, wie Hügel und Spiegel (204), Stille und Spiele (94) und Aehnliches, vor Allem die fast durchgängige, sehr steife und ungeschickte Inversion des Zeitwortes (z. B. der Refrain im Nigel: „Ihr Seligen im Himmel! Nigel bat." .. statt: bat Nigel) erwartet man heutzutage in Uebersetzungen nicht mehr, am wenigsten aus der stamm- und geistesverwandten englischen Sprache.

Ist nun also unser Urtheil über das ganze Buch hart und verwerfend, so beachte man dabei wohl, daß es hier zwei der heiligsten Interessen, Kunst und Wissenschaft, zu verfechten galt: die eine, die Poesie, wird untergraben durch die Weltschmerz-Ansichten, die hier Herr Püttmann als das wahre Evangelium der Dichtung predigt; die andere, die Litteraturgeschichte, mußte vertheidigt werden gegen die inepte Behandlung, durch welche Herr Püttmann sie vermuthlich so recht hat cultiviren und verschönern wollen. Aber du lieber Gott, was drängt man sich denn jetzt so sehr nach der Litteraturgeschichte, ohne Werkzeug und ohne hochzeitliches Kleid? Giebt es denn keine Vorstadttheater, keine Leihbibliotheken mehr? Oder sind auch diese der Richard Savages, der Chattertons und der Nessushemden überdrüssig? R. E. P.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Digitized by Google

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

9. März. № 58. 1841.

Varnhagen von Ense „Denkwürdigkeiten und vermischte Schriften."

(Schluß.)

Wer so viel Blick hat, um das Gebiet der Gefahren zu ermessen, von denen sich unser Autor rings umgeben sieht, wenn er sich in die wirbelnd sich kreuzenden Strömungen jenes gigantischen Lebensgemäldes wirft, der wird es bewundern, mit welcher Sicherheit er das Steuer durch diesen Irrgarten von Klippen führt, mit welchem Scharfblick er den Faden in diesem Labyrinth verfolgt, und uns dann so leicht hindurch leitet, daß der Achtlose wähnen muß, sich beständig auf dem ebenen Boden anmuthigen Spazierganges zu befinden. Er hat, wie jener Künstler sich vermaß, dem Gebirge Athos eine leicht gegliederte Gestalt gegeben, und so die chaotische Riesenmasse zur organisch anmuthvollen umgewandelt. Das Wort anmuthvoll ist dasjenige, was wir vorzugsweise auf diesen Aufsatz anwenden möchten. Denn er verwandelt uns das Getümmel und die durcheinander strömenden Gestalten des Congresses in eine lebendige Bildergallerie, wo jedem Bildniß aus der Wirklichkeit die künstlerische Veredlung zugewendet ist, die mit der vollsten Wahrheit bestehen kann. Hier, wo es galt, jeden Einzelnen im Verhältniß zum Ganzen darzustellen, und daraus das richtige Bild dieses letzteren zu gewinnen, hört auch die Vorliebe auf, die der Verf. sonst für einzelne Persönlichkeiten hat, und er giebt ihnen Schatten und Licht genau nach dem Maß, zu dem ihre Stellung zu dem Gesammtgemälde, das er mit der sorgsamsten Treue wiederzugeben strebt, sie berechtigt. So werden wir den Bildnissen der politischen, wie der litterarischen Notabilitäten, die uns in lebendiger, redender Aehnlichkeit erscheinen, vorübergeführt. Bei der großen Menge von Gestalten kann nicht eine jede völlig ausgezeichnet werden, sondern oft sind es nur leichte Umrisse, einige wenige skizzirende Striche, mit denen der Verf. seine Aufgabe löst; aber doch stets so, daß ein sprechender Charakter sich darstellt, der uns die Aehnlichkeit auch ohne Vergleichung mit dem Original verbürgt. Um nur einige Namen aus der glänzenden Zahl derselben heraus zu heben, nennen wir: Wilhelm von Humboldt, den Fürsten Hardenberg, den Fürsten Metternich, den Herzog von Wellington, Lord Castlereagh, Talleyrand, den Fürsten von Ligne, den Freiherrn von Stein, den Staatsrath von Stägemann, den Arzt Koreff, Gentz, Friedrich Schlegel, Adam von Müller, Cotta, Jahn und eine Menge andere, theils diplomatische, theils litterarische Größen, deren jede, oft nur im vorübergehendsten Fluge, in ihrer Eigenthümlichkeit aufgefaßt und scharf festgehalten wird. Von allen Urtheilen über bedeutende Persönlichkeiten erscheint uns das über den Fürsten Talleyrand das treffendste, was alle Für und Wider über diesen berühmten Staatsmann mit Gerechtigkeit vereinigt, und doch die Billigkeit nicht ausschließt, auf die ein so ausgezeichneter Mann immer Anspruch hat, wo es gilt, seine Verdienste und seine Fehler in eine richtige Abwägung zu bringen, und so das Ganze der eigenthümlichen Geistesmischung zu erklären. Man suche dieses treffliche Gemälde S. 63 — 65, wo es einen wahren Schmuck der reichen Sammlung bildet.

Mit geschicktester Hand sind die historischen Fortgänge, die Zerstreuungen des Tages, die auffallenden Nebenereignisse, die Congreß-Anekdoten und Bonmots, ernste wie scherzende, in die Darstellung der Persönlichkeiten verflochten. Wir glauben diese Bildnißreihe des Ruhms und des Talents, die sich hier beisammen findet, an der Hand eines geistvoll gesprächigen Führers zu durchwandeln, der uns, im Gehen, wie zufällig, dennoch aber in wohlüberdachter Ordnung, mit diesem und jenem unterhält, was sich eben an das Nächste knüpfen läßt. — Genug, das ganze Werk, zu dem die ursprünglichste und herausgearbeitetste Kraft gehörte, hat den Anschein der leichtesten Production, als ob es der Augenblick, der Zufall geboren. Doch wer den Verstand des innern Organismus darin durchschaut, seinem künstlerischen Gewebe zu folgen nicht die Mühe scheut, der wird nirgend einen besseren, einträglicheren Lohn für ähnliche Aufgaben finden als hier. In diesem Sinne dürfte man es einen Abschnitt aus der praktischen Aesthetik nennen, die der Gestaltung und Gliederung des Massenhaften. zu leicht Beweglichem und Uebersichtlichem gewidmet ist. Und

Digitized by Google

allen historischen Werth abgerechnet, wird das Kunstwerk eines der kostbarsten Sammlungsstücke in dem reichen Museum unserer vaterländischen Litteratur bleiben. —

Giebt es gleich für uns diesem Bande den entscheidenden Ausschlag seines Werths, so wollen wir das Andere doch nicht etwa unbeachtet bei Seite lassen, sondern im Gegentheil Einiges davon der sorgfältigsten Beachtung werth erklären. Wir finden diese glänzenden Beiträge zwar nicht in dem zweiten Abschnitt, der uns biographische Mittheilungen macht, obwohl sich die aus einem seltenen Buche mitgetheilte Geschichte und Charakteristik der Herzogin Louise von Bourbon mit bewegter Theilnahme liest, wir auch den Gesprächen Saint Martin's mit Interesse folgen: doch der dritte Abschnitt, der die Kritiken enthält, bietet uns wiederum einige Juwelen von ächtester Lauterkeit dar.

Vor allem Anderen nennen wir hier die Beurtheilung der Lebensnachrichten über Barthold Georg Niebuhr, die indessen selbst mehr einen biographischen als kritischen Charakter angenommen hat. Des Verf. eigenthümlichstes Talent, hervorragende Geister zu erkennen und Andern zur Anschauung zu bringen, ihre Schwächen und Stärken im gleichen Maße richtig und belehrend aufzufassen, entwickelt sich hier wieder in seiner ganzen Größe, da ihn keine individuelle Theilnahme oder Gegnerschaft auf irgend eine Weise beschränkt.

Von besonderem Interesse dürfte auch, da wir dadurch auf ein noch wenig gekanntes Gebiet geführt werden, die Beurtheilung der Werke von Alexander Puschkin sein, dessen Talent und Schicksal ihm gleiche Ansprüche auf unsere Theilnahme erwerben. Aus dem Aufsatz geht hervor, daß sich der Autor nicht bloß hier und gelegentlich, sondern sehr eifrig mit der russischen Litteratur beschäftigt hat, und seine glückselige Muße (um die ihn der Verf. dieses Aufsatzes besonders beneidet) wie immer zur eifrigsten und vielgestaltetsten Thätigkeit benutzt hat.

Auch die kurzen kritischen Aufsätze, deren uns dieser Abschnitt des Buches in nicht unbedeutender Anzahl mittheilt, erfreuen, wenn sie sich auch nicht eben in den Gegenstand vertiefen, doch stets durch die klare Gesammtauffassung und die piquante Form. So sind die beiden über Lindner, „Europa und der Orient," und über die vielgenannte Cavalier-Perspective von angenehmster Wirkung auf den Leser. Der erste Aufsatz, bei weitem der ausführlichere, erfreut durch den ruhigen Ernst, die würdevolle und doch leichte Haltung, die Klarheit, mit der die Tagesfragen und politischen Verhältnisse Deutschlands angeschaut und wenn auch nur ganz allgemein, doch immer bestimmt genug, um die eigenthümliche Gesinnung des Verf. zu erkennen, angedeutet werden; der zweite ist eine glückliche Probe heiterer Ironie, und sagt auf zwei Seiten mehr, als oft andere Autoren in zwei Bänden. —

Doch wir gehen zu dem letzten Abschnitt über, den Novellen. — Unsere Ansicht von dem Verf., daß er nicht productiver, sondern das Vorhandene reflectirender Schriftsteller sei: das rechtfertigt sich hier im Einzelnen. Die Novellen, die er uns als eigene Schöpfungen giebt, sind in der Erfindung und Behandlung nur schwächere Producte. Sie tragen das Gepräge des Reflectiven, das sich dem Autor so tief eingedrückt hat, in dem Maße entschieden an sich, als es die Gattung zuläßt. Wir glauben nicht eine Novelle zu lesen, die der Dichter aus seinem Innern heraus schafft, sondern es ist uns zu Muth, als erzähle er uns nur eine Novelle, die er gelesen oder gehört, aus der Erinnerung. Der lebendige, schöpferische Anhauch berührt uns nicht darin; kälteres, aber schönes, wohlthuendes Mondlicht, keine Sonne mit eigener Wärme. Wie der geistige Gehalt stets auf die Formen zurückwirkt, so auch hier. Die sonst so leichte Meisterhand des Autors, wo er sich in der seiner innersten Natur entsprechenden Sphäre bewegt, wird hier unbehilflicher, die Formen erhalten eine gewisse Steifheit. Man fühlt, daß er nicht in seiner Heimath ist, nicht seine geistige Muttersprache redet; so gut das Gesagte ist, es sieht wie eine Uebersetzung aus und ist doch keine, und dieser Widerspruch zwischen Schein und Sein bewirkt die Lähmung der Lebenskräfte in diesen Erzeugnissen. Werthvoll, anziehend, eigenthümlich bleiben sie darum immer.

Ein wärmeres Interesse jedoch, wir läugnen es nicht, hegen wir für die beiden kleinen Novellen aus dem Russischen, die Sylphide und der Winterabend, zumal für die erste, die mit einer ganz eigenthümlichen Färbung, zugleich eine sinnige Betrachtungsweise verbindet, die uns mit einer fesselnden Macht, der schwer zu widerstehen ist, in den Wunderglauben hineinführt, der, wie hell auch die Sonne der vernünftigen Ueberzeugung in das tiefste Innere aller Dinge und Erscheinungen dringen möge, doch nie ganz den Boden in der menschlichen Natur verlieren wird. Der Mensch, die Welt, jede Erscheinung: sie sind, wenn man die trügerische Wirkung der täglichen Gewohnheit denselben abzustreifen vermag, zu große Wunder selbst, als daß sie nicht den Glauben an ein unermeßliches Reich anderer, noch ungeschauter, oder nur seltener, im günstigsten Augenblick dem Begünstigten enthüllter, in stets reger Kraft erhalten sollten. In diesem Sinne wollen auch wir denn gern an das liebliche Wunder der Sylphide glauben, und es dem Dichter wie seinem Uebersetzer Dank wissen, unsere Phantasie damit bereichert zu haben. — Ueberhaupt, wir empfangen reiche Geschenke durch dieses Buch, so reiche, daß uns jetzt am Ende unseres Aufsatzes jede ausfallende Bemerkung darüber fast ein Vergehen dünken würde, wäre nicht das Geschenk aller Geschenke die Wahrheit, für das wir die unaus-

Digitized by Google

löschliche Pflicht unseres Dankes ja nie anders erfüllen können, als in ewig wiederholter Anerkennung ihrer Rechte, mit Hintansetzung aller sonstigen Pflichten und Verbindlichkeiten, Hoffnungen und Befürchtungen, mit denen das Leben uns umgiebt. In diesem Sinne, hoffen wir, werde der Autor, wie der urtheilende Leser aufnehmen, was wir an Für und Wider über das treffliche Buch hier zu entwickeln versuchten. — L. Rellstab.

Deutsche Pandora. Gedenkbuch zeitgenössischer Zustände und Schriftsteller. Dritter Band. 1840.

Meist wird Göthe's Satz: „Greift nur hinein in's volle Menschenleben, und wo ihr's packt, da ist es interessant," der Anforderung nach kühn genug gehandhabt, seltener entspricht der Erfolg. Um so erfreulicher ist es uns, die meisten Beiträge im dritten Theile der Pandora in beiden Beziehungen anerkennen zu dürfen.

Nur Willibald Alexis hat die Mißlichkeit des Nachsatzes noch anschaulich zu machen für nöthig gehalten, indem er zwar auch in das volle Menschenleben hineingegriffen, aber ein Paar Caricaturen herausgezogen hat. „Zu seiner eigenen Erheiterung" hat er geschrieben, und diese erheitert den Leser nicht sonderlich. Es ist dem berliner Patrioten, nachdem er seinen gediegen bürgerlichen, liebenswürdig juchtenen, märkischen Cid geschrieben, allerdings einige Ruhe zu gönnen, aber da sollte er auf Reisen gehen oder schlafen, nicht schreiben. Hat er seinen Gegnern eine Freude machen wollen, so ist das sehr human, nur geschah es auf Kosten seiner Freunde, die, statt den sonst so unverdrossen malenden, in der Composition so gewandten Epiker bewundern zu können, mit einem kargen, widrigen Product abgespeist sind. Willibald Alexis zeichnet die Portraits eines aristokratischen und demokratischen Philisters. Kaum possierliche, gewiß häßliche Figuren, voll verwitterter Ansichten und knotiger Launen. Der Herr Graf schreiten nicht, sondern schießen daher „sechs Fuß hoch, mager, in einer groben, grauen Jacke, ohne Schöße, Hosen vom selben Stoff, Schuhen mit großen Schnallen und einer kleinen Reitmütze ohne Schirm, vorgebückt, die Augen auf den Boden, laut vor sich hersprechend." Die Kinder laufen mit Recht vor ihm weg. Und gar den Plebejer Herrn Perleberg, den der Verf. selbst eine Vogelscheuche nennt, eine Gestalt, die „keineswegs durch ihre Reinlichkeit auffällig," das Aufsehen und Gelächter der Mägde auf den Gassen erregt, — die in die Gesellschaft einzuführen, ist kein von den Grazien eingegebener Einfall.

Desto werthvoller sind die Beiträge der übrigen Steuerpflichtigen. Sie nahmen ihren Stoff aus der noch athmenden Gegenwart, gaben das Resultat seiner Beobachtung in frischer, künstlerisch edler Form, und haben in ernster oder humoristischer Weise die Verschönerung, die Vergeistigung des socialen Lebens im Auge und sind freimüthige Vertheidiger der nun auf's Neue proscribirten Ideen.

Wir wünschten, daß G. Depping, der über die Deutschen in Paris viel Beherzigenswerthes sagt, sich ausführlicher hätte vernehmen lassen. Er verweist jedoch auf ein größeres Werk und hat schon im Morgenblatt manches hierher Gehörende mitgetheilt. Der Verf. stellt die Schatten- und Lichtseiten des dortigen Treibens sehr wohl einander gegenüber, und kennt seine vortrefflichen Landsleute, die selbst nach Paris hin ihr solides „zweckmäßiges" Deutschthum an den Füßen verschleppen und dort eben so tadelsüchtig, gelehrt sind, eben so sparsam, haushälterisch mit ihrem geistigen Golde umzugehen wissen, als in der lieben Heimath. Der Verf. berührt nur flüchtig die ihres Vergnügens oder ihrer Studien wegen sich in der großen Festung der Freiheit Aufhaltenden, und beschränkt seine speciellere Erörterung auf die in Paris ansässigen Deutschen, auf Handwerker, Handeltreibende, Aerzte. Daß diese Menschen sich nicht so sehr für die Politik des durchlauchtigen Bundestages interessiren wollten, um einer eigenen deutschen Zeitung die Existenz zu sichern, darin sind dieselben nicht so sehr zu verdenken. Denn unsere politische Küche kocht so lauwarm, daß wir den Landsleuten in Paris selbst auf Eisenbahnen keinen dampfenden Beweis, wie die Baseler einst den Straßburgern, von unserer Freundschaft und Kochkunst würden geben können. Recht charakteristisch ist es wieder, wie die Herausgeber eines im Jahre 1838 unternommenen pariser Tageblattes in deutscher Sprache jede politische Tendenz vermieden, um sich, wie sie selbst sagten, mit den deutschen Mächten nicht zu entzweien. Fromme deutsche Incompetenz! Das Blatt starb recht sanft an seiner Bescheidenheit und Resignation, aber keineswegs in hohem Alter.

Eduard Duller giebt ein Bild von Trier und Luxemburg. Die Schilderung des „heiligen" Trier, auf dessen Straßen man, wie ein alter Spruch es treffend bezeichnet, auf einem dreifachen Pflaster wandelt, ist in den glühenden, funkelnden Farben der Glasmalerei entworfen. Alte Pracht in jugendlichem Lichte. Und Duller steht selbst in diesem Dome von steinernen Denkmälern der starken Römerzeit, von Sagen so hold auf rosigen Mädchenlippen, von Geschichte, den erstarrten Thaten der Feudalzeit. Mit raschem, kühnen Blicke durchschweift er die weiten Räume der Jahrhunderte und athmet in der Erinnerung noch einmal den süßen Duft der naphthahauchenden Blüthe des Katholicismus, um dann „die goldne Märchenwelt der Kindheit verschwinden zu sehen, wie jene alten Städte in den Meeresgrund hinabsanken, auf deren Thürmen und Zinnen jetzt stolze Kauffahrer dahin segeln." Er tritt, von aufrichtiger Liebe zu seiner Heimath erwärmt, auf die Berge der „feurigen Nationalgarde" des Casler, Piesporter, Zeltinger, Scharzer, und berichtet voll muthigen Humors über die auch für Trier angebrochene, wenn auch erst angebrochene höhere Intelligenz. Die Freisinnigkeit wird als Grundzug des trierschen Volkscharakters gerühmt. „Der freie Sinn aber giebt das freie Wort, und das freie Wort ist der unentbehrliche Sicherheitszeiger jener großen Maschine, genannt Staat." Wenigstens einen Schritt sind die Mosel- und Rheinbewohner weiter, als wir übrigen weinlosen, loyalen Eichenherzen. Käme das Bewußtsein der Selbständigkeit hinzu, so würde ihre Vorliebe für Frankreich, dem sie nun einmal die bessern politischen Institutionen verdanken, ihrem deutschen Patriotismus keine Gefahr bringen. Nur die servile Partei, welche der Nation ihre eigenen Schwächen verbergen, ihr das Erröthen ersparen und das Bessermachen hinausschieben möchte, kann dieselbe zum Haß gegen die Fremden reizen, um sie mit dem schädlichen auch gegen den wohlthätigen Einfluß derselben abzusperren. Völker sollten sich aber auf unserer Culturstufe nicht mehr voll leidenschaftlichen Hasses, sondern kalter, reiner Klugheit gegenüber stehen. Gern möchten wir Stolz damit verbinden. So lange wir aber noch

Digitized by Google

neidisch hinblicken müssen auf des Nachbars Vorzüge, würde unser Stolz nur lächerlicher Dünkel sein. — Völlig einverstanden sind wir mit Duller über das, was er in Bezug auf den Aufschwung der Industrie sagt. Thätigkeit, Wohlstand des Bürgerthums sind die besten Stützen einer geordneten politischen Freiheit. Jeder Einzelne muß beim Wohl des Ganzen mit seiner Kraft und seinem Besitz betheiligt sein. Der jetzt bestehende „Staatsdienst" ist ein lähmendes Institut. Gerecht ist Duller's Zorn über das Vorurtheil des kleinlichen, verzagten Egoismus, welches die Jugend zum Staatsdienst, als zur „sichern Versorgung" hintrieb, und den Staat dadurch zu einer Pfründenanstalt machte und die Jugend abschreckte von dem Einsatze der Persönlichkeit ins große Lotto der Industrie. Grade dies vermeintliche Lotto gewährt eigentlich die größte Sicherheit, nämlich für solche Geister, die sich vor einer lebenslänglichen Versorgung schämen und fürchten. Gewiß, heißt es weiter, die Industrie befreit allmälig das Bürgerthum von vielen alten und neuen „Serviluten," von jener des servilen Sinnes zu allererst, und wo kein serviler Sinn ist, da hat auch die fremde Anmaßung keinen Haltpunkt. Neben der Industrie muß das elende Schmarotzer-Schlingkraut des Philisterthums, das dem Baume die besten Säfte abzieht, verdorren. Die Industrie gleicht die schroffen Gegensätze der Kasten aus. Indem sich der Geist kühn die Elemente dienstbar macht, vergeistigt sich die Menschenkraft, und die allgemein menschliche Bildung erhält freie Bahn, um immer tiefer in die Masse eindringen zu können. — Wir folgen dem rüstigen Freiheitskämpfer gern durch die wild-schönen Ardennen zu der „Felsenjungfrau, der unbezwingbaren Hüterin Deutschlands." Möchte sie unbezwingbar sein. Duller schildert recht lebhaft das Interessante und Charakteristische eines so außerordentlichen Waffenplatzes, und hebt hervor, wie Luxemburg auf der äußersten Westgrenze Deutschlands der fremden Luft schon ausgesetzt, bei den letzten Wirren in Hinsicht seiner materiellen und geistigen Interessen gelitten hat. Er läßt indeß die politischen Verhältnisse in dieser Hinsicht unerörtert. Wer von uns möchte sie ohne genaue Kenntniß der Volksstimmung und der mannigfach verschlungenen Sachlage entscheiden?

Im deutschen Advocaten giebt Karl Buchner die Schilderung eines Standes, der wie alle deutschen Stände des Kräftigen, Braven, Lichten, des Unbehilflichen, Geistlosen, Verstäubten genug hat. Ohne das wäre die Atmosphäre keine deutsche mehr. Die Gegenüberstellung des mit seinem Fleiße erwerbenden, zugleich gewissenhaften Advocaten und des besoldeten „Staatsdieners, der den Staat unmittelbar auf seinen Schultern trägt, wie der Berg Atlas den Himmel," der aber eigentlich mehr für sein Nichtsthun, als für sein Thun, mehr für sein Nichtwissen, als Wissen, seinen Gehalt bezieht, belebt das Bild. Es ist bekannt, wie eifersüchtig die Gerichte jedes Versehen des Advocaten überwachen: das wäre recht gut, wenn die Gerichte nur unter sich selbst eben so eifersüchtig wären. Die Richter können aber schon, namentlich wo heimlich instruirte, von der Macht abhängige Collegien sprechen, ohne Rüge nachlässig, gewissenlos sein. Zwar ist der Contrast von Buchner grell und scharf — auch einseitig — gehalten, aber in Deutschland muß man mit starrer Keilschrift schreiben, um durchzudringen und den Leuten den Zweck der Scheuleder an den Augen zu vereiteln. Der Advocatenstand an sich ist ein ehrenhafter, schon deshalb, weil ihm Mangel an Tüchtigkeit und Geschicklichkeit sehr wohl als Schuld, das Vorhandensein derselben aber nie als Verdienst angerechnet wird. Seine Bedeutung verfällt aber immer mehr in einer Zeit, wo die Polizei auf eine grauenhafte Weise die persönliche Freiheit des einzelnen Bürgers verletzt und die Justiz ihm keinen Schutz mehr verleiht. Die Gebrechen des Standes liegen meist im Boden, worauf er steht, in unsern Institutionen, Gesetzen, Gerichtswesen. Börne nennt ja den deutschen Proceß die Schraube ohne Ende. — Recht hübsch beschreibt Buchner das Leid und die Freude des jungen Advocaten, der an der Welt und sich selbst zu zweifeln wagt, dann Ueberzeugung und Enthusiasmus bei seinen Bestrebungen verbindet, die Ueberzeugung aber den Enthusiasmus stets überwachen läßt. Er vertheidigt den Advocaten mit guter Laune gegen die Angriffe der Satiriker, selbst manchen satirischen Hieb gegen philiströse Poeten austheilend. Manche interessante historische Notiz wird herangezogen und namentlich viel unter den bestehenden Verhältnissen höchst Praktisches und Erzielbares aus Justus Möser, diesem umsichtigen und unverdrossen hilfreichen Freunde des Mittelstandes und der Bauern, dem als advocatus patriae Gefeierten, ins Gedächtniß zurückgerufen. Alle Ehre dem Verf. der „patriotischen Phantasieen." Seine Absichten waren stets die redlichsten; er hoffte indeß von den Corporationen, die wir jetzt längst verwerfen müssen. Doch zeigte sich, wie der Verf. bemerkt, auch bei Möser schon eine lichte Ahnung bei seiner Vertheidigung der Rechtsungelehrten als Urtheilsprecher in Criminalsachen. Zu jener Zeit konnte man aber an ein radicales Einschlagen unserer väterlichen Schubkasten und Schränke und Verjüngung des deutschen socialen Lebens noch nicht denken, und von der Ausführung einer solchen Idee sind wir fast noch eben so fern, als der osnabrücker Patriot. Der Meinung ist auch Buchner. Desto höher rechnet er Möser das Verdienst an, auf Englands und Frankreichs Rechtsverfahren aufmerksam gemacht zu haben. „Der Deutsche, der sonst so gern in die Fremde sieht, isolirt sich doch regelmäßig in seinen staatsrechtlichen und öffentlichen Verhältnissen. Lange dauert es, bis die Beispiele von Außen auf ihn wirken, ja bis ihm dieses Außen nur als etwas Mögliches, Praktisches ins Ohr klingt." Ersetzte die eigene Erfindung das Entlehnen aus der Fremde, so wäre es desto besser. Allein wir überlegen Alles erst übergründlich, dann erst überlegen wir noch einmal, und endlich lassen wir's beim Alten. Das Bessere muß uns aufgezwungen werden. Und so richten wir, wie schon oben einmal, nur in speciellerer Beziehung, unsern Blick nach Westen. Der Verf. wohnte einer Sitzung der Geschworenen im Justizpalast zu Mainz bei. Er ist erfreut über die würdige Haltung der Richter, des Staatsprocurators, der Geschworenen, der Advocaten, über die einfache, gewandte Dialektik der Sprecher, die gespannte Theilnahme der Zuhörer. Oeffentlichkeit verlangen wir, um Ehre und Gewissen auch der Unparteiischen ins Spiel zu bringen und den Sinn für das Rechte immer allgemeiner zu wecken und die Menschen zu der Einsicht zu führen, daß sie auch ohne bändereiche, schweinslederne Satzung rechtmäßig handeln können und müssen, nicht aus Furcht vor der Strafe, nicht aus pietistischem Tugenddünkel, sondern weil sie das Rechtmäßige als das einzig Vernünftige erkannt haben, und das Nützliche für das Leben sich daraus von selbst ergiebt. Das Weitere mag sich in jenem Leben finden.

(Schluß folgt.)

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Digitized by Google

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redacteuren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

10. März. № 59. 1841.

Ueber die Verpflichtung der evangelischen Geistlichen auf die symbolischen Bücher, oder Katholicismus und Protestantismus.

Wenn in einem früheren Aufsatze des Ref., betreffend den kurhessischen Symbolstreit, nur eine Darstellung seines Ursprunges und Verlaufes, verbunden mit einer Kritik der in demselben erschienenen Schriften, versucht worden ist, so soll in dem Nachstehenden die Streitfrage selbst schärfer ins Auge gefaßt und dem gegenwärtigen wissenschaftlichen und kirchlichen Bewußtsein näher gerückt werden. Um nun theils die historische Pointe dieses Streites nicht allzu sehr zurücktreten zu lassen, theils um so genauer und anschaulicher die Spitzen darzustellen, welche die namhaftesten theologischen Theoreme für diesen Streit herausgekehrt haben, ist in dem Folgenden statt einer freien Behandlung der Streitfrage der an die Resultate anknüpfende und ihre Voraussetzungen prüfende und weiterführende Weg der Erörterungen eingeschlagen. Mag derselbe auch umständlicher und mühsamer sein, er gewährt doch den Vortheil einer genaueren Orientirung und schneidet den Trost ab, als sei nicht in die Sache selbst eingegangen, sondern über sie vorweg abgesprochen worden. Die bekannte, von einer so großen Aufregung begleitete Schrift Bickell's nun, welche den folgenden Erörterungen über denselben Gegenstand vorzugsweise zu Grunde gelegt werden soll, scheint fast das letztere Schicksal gehabt zu haben. Denn fast durchgehends aus allen für und wider sie erschienenen Aufsätzen kann man abnehmen, daß die Resultate derselben von den „Freunden" in gutem Glauben aufgenommen, von den Gegnern aber schlechthin zurückgewiesen sind. Noch weniger ist dabei immer der eigentliche Gegenstand des Streites im Auge behalten, vielmehr die Gelegenheit zu eben so unbestimmten, zusammengeknäulten, als fast die Grenze der Vernunft berührenden Excursionen über das Recht pietistisch-orthodoxer und neologisch-weltgeistlicher Richtungen innerhalb der evangelischen Kirche benutzt worden. Ein Erfolg, der zwar, wenn die Reversfrage principiell gefaßt wird, nicht ausbleiben konnte, wodurch aber diese selbst theils in den Hintergrund treten, theils zu einem so complicirten Processe werden mußte, dessen letzte Veranlassung in den genannten, die evangelische Kirche jetzt bewegenden Richtungen zu suchen, dessen rechtskräftige Entscheidung aber, um dies hier im voraus anzudeuten, in dem begriffenen und durchgeführten Principe des Protestantismus von dem „rechtfertigenden Glauben" bereits gegeben ist. Denn dieser Glaube weiß es, daß die von seiner centralen Kraft zusammengehaltene und belebte evangelische Kirche nie wieder eine zerfließende oder erstarrte Gesellschaftsmasse werden kann, und daß wie sie ohne Reverse entstanden ist, sie deren eben so wenig zu ihrer Erhaltung nöthig hat. Ja so sehr weiß er dies, daß er den, und wäre es auch bis ins Maßlose hin sich versteigenden Geschichts- oder Begriffsklitterungen, so wie den bis zu bewußtloser Tobsucht die Gemüther erhitzenden Gegensätzen ruhig zusehen kann, aus dem ganz einfachen Grunde, weil er die traditionelle Furcht vor Ketzerei und Schisma durch die Einsicht überwunden hat, daß beide nur Momente sind, welche an sich zur gesetzmäßigen und gesunden Entwicklung der christlichen Wahrheit und ihrer Gemeinschaft gehören, die sich aber von selbst, wie auch der geschichtliche Proceß der Kirche bisher gezeigt hat, von ihr auszuscheiden gezwungen sind, wenn sie sich in ihrer abstracten Einseitigkeit fixiren. Der äußere Succurs eines Reverses kann also vorläufig von der evangelischen Kirche für nicht viel mehr angesehen werden, als für einen unwillkommenen Freundschaftsdienst, welcher zu ihrer normalen Entwicklung wenigstens nichts hinzuthut, und den sie völlig entbehren kann, weil sie kraft ihres Princips sich im Besitze einer Macht, der Macht des Geistes der Wahrheit und der Liebe selbst weiß, der alle ihm feindseligen, zerstörenden oder erstarrenden Elemente im voraus aufgelöst und versöhnt hat. —

Von den drei Abschnitten der Schrift Bickell's nun, in welchen er auf die bekannte Veranlassung die Verpflichtung der evangelischen Geistlichen auf die symbolischen Bücher bespricht, scheinen genau genommen die beiden letzteren, welche „II. das bestehende Recht in Kurhessen," und „III. der neue Revers" überschrieben sind, ein geringeres Interesse für das Ausland zu haben,

Digitized by Google

und in der That sind die für sein Resultat entscheidenden Punkte im ersten Abschnitte (I. Allgemeines) verhandelt. Jedoch geben auch die beiden letzteren Zweierlei an die Hand, was für die Lösung der Frage nicht zu übersehen ist. Wenn nämlich der ganze Charakter der Schrift Bickell's dafür bürgt, daß seine Opposition gegen den neuen Revers*) keineswegs auf eine querulirende Mäkelei hinausläuft, vielmehr sein aufrichtiger Ernst ist, so bleibt ihm nicht nur die Befriedigung, sein Gewissen salvirt, sondern auch das Verdienst, überhaupt an jeden Revers die Forderung gestellt zu haben, daß aus demselben alles Unbestimmte, Schwankende und Zweideutige hinsichtlich seiner Form und seines Inhaltes entfernt werde, wie dieses Bickell an dem neuen kurhessischen Reverse durch die besondere Erörterung im III. Abschnitte seiner Schrift über das Wort „Berücksichtigen" in Betracht seiner Form hervorhebt, und wir oben beiläufig in Betreff seines Inhaltes glauben nachgewiesen zu haben. — Es ist nämlich ein eben so großer Fehler, zur Hauptsache des Reverses die bloße Form einer eidlichen Verpflichtung machen, als seinen Inhalt auf ein einzelnes Dogma, als diesen abstracten Haupt- und Lehrsatz, abgesehen von seinem systematischen Zusammenhange, beschränken zu wollen. Da vielmehr die Kirche nur in dem lebendigen, identischen Geiste ihrer Bekenner zu setzen ist, so muß Form und Inhalt eines Reverses für Geistliche als „Diener" derselben, welche vorzugsweise das Bewußtsein um diesen christlichen Gemeingeist in sich haben und Anderen mittheilen sollen, in der höheren Einheit der Idee aufgehen, und das Princip, die „Grundlage dieser Gemeinschaft so aussprechen, daß es als der Ausgangs- und Mittelpunkt des religiösen Gemeinlebens zu erkennen ist. Hat nun die evangelische Kirche das Bewußtsein, wie das Princip ihrer Gemeinschaft in den symbolischen Büchern niedergelegt, und Beides in dem articulus praecipuus de justitia fidei concentrirt: so muß auch diese dogmen- und gemeindebildende Einheit klar und entschieden im Reverse hervorgehoben sein. Woraus von selbst erhellt, daß dann jenes Princip, worauf reversirt werden soll, nicht deshalb verpflichtend sein kann, weil es in den symbolischen Büchern steht, sondern es steht in den symbolischen Büchern und ist verpflichtend, weil es Princip der evangelischen Kirche selbst ist. Damit ergiebt sich freilich im voraus eine wesentlich andere Stellung der Geistlichen zum Reverse, namentlich aber ist dadurch der Rechtstheorie und ihren katholisirenden Consequenzen vorgebeugt, wonach die Kirche zu einer Zwangsanstalt von Gottes oder Staats wegen gemacht wird, und die symbolischen Bücher die antecedente „Grundlage" der evangelischen Kirche wären, da sie umgekehrt nur in dem abhängigen Verhältnisse der Folge zu ihrem Grunde stehen können. —

Damit hängt genau die Frage und der Nachweis zusammen, in welchen Theilen der symbolischen Bücher dieses Princip zu seinem klarsten und entschiedensten Ausdrucke gekommen sei, zu einem Ausdrucke, dessen Form und Inhalt aus der einfachen Lebendigkeit und Gewißheit des der Christenheit immanenten heiligen Geistes herausgewachsen ist, ohne daß die Gewißheit von irgend einer äußeren Autorität entlehnt, noch die lebendige Bestimmtheit des Selbstbewußtseins durch ein abstractes Raisonnement verwaschen wäre. Wenn nun Bickell in dem II. Abschnitte seiner Schrift den Nachweis führt, daß in den verschiedenen hessischen Landestheilen, in welchen bald das lutherische, bald das reformirte Bekenntniß vorherrschte, die landesherrlichen Kirchenordnungen neben den älteren Symbolen die Augsburgische Confession und deren Apologie immer so auszeichnen, „daß dieselben überall die eigentliche Grundlage bilden, nach welcher in der Predigt des Wortes Gottes sich gerichtet werden soll" (Bickell, S. 28), so kann dieses Hervorheben nicht auf Zufall oder Willkür beruhen. Der Grund liegt vielmehr darin, daß gerade die Augsburgische Confession und deren Apologie in der Form einfacher Unmittelbarkeit die Grundgedanken ausgesprochen hat, in welchen die Particularkirchen die von ihnen gemeinsam anerkannte und verlangte Idee der Reformation wiederfanden. Es gebührt daher Bickell das fernere Verdienst, durch seine kanonische Untersuchung mittelbar darauf hingewiesen zu haben, daß wenn ein Revers, sei es nun behufs der Union der durch jene Idee verschwisterten Kirchen, sei es behufs der Bestimmtheit des particularen oder individuellen kirchlichen Bekenntnisses ausgestellt werden sollte, ein solcher nur auf die Augsburgische Confession und deren Apologie abzulegen ist; wie denn geschichtlich bei dergleichen Versuchen sich immer ein stärkerer und allgemeinerer Widerwille gegen eine weitere, auch die übrigen Theile der symbolischen Schriften einschließende Fassung gezeigt hat. — Hiezu kommt ein anderer nicht unerheblicher Umstand. Beide Schriften sind nämlich, obzwar ohne lange Meditation und Reflexion im Drange, aber auch in der

*) Beiläufig mag hier aus einer Gegenschrift von Wilhelm Herm. Meurer „Ein Wort über Lehrfreiheit in der evangelisch-protestantischen Kirche" ꝛc., Kassel 1839, bei Jer. Hotop, S. 29—31 angeführt werden, daß die hessischen Geistlichen bis zu dem bekannten Erlasse kurfürstl. Ministeriums nicht auf die symbolischen Bücher, sondern lediglich „auf Vortragung rechtschaffener, gesunder, göttlicher, prophetischer und apostolischer Lehre," wie solche aus „biblischen Schriften zu erwehlen" sei, verpflichtet worden wären. Zum Beweise beruft sich Meurer überdies auf Pfeiffer's Anweisung für Prediger, Marburg 1789, §. 37, Anmerkung 3, wo es heißt: „In Hessen wird von dem Prediger kein Eid auf symbolische Bücher verlangt; bei der Ordination aber wird er angewiesen, die ganze Lehre der christlichen Religion, welche in den Büchern des A. und N. T., der Propheten und Apostel gelehrt wird, vorzutragen."

Digitized by Google

Begeisterung des Augenblicks nicht nur von einem Manne verfaßt, dem wir wohl das freieste und flüssigste Bewußtsein der reformatorischen Idee zuschreiben müssen*), sondern sie haben auch neben dem principiellen Gegensatze gegen die päpstliche Kirche einen anderen officiellen und welthistorischen Charakter bekommen. Denn worin liegt denn eigentlich das weltgeschichtliche Gewicht jener Schrift, welche dem Kaiser, als dem erklärten defensor et advocatus ecclesiae catholicae et christianae, eingehändigt wurde? In nichts Geringerem, als daß von diesem Augenblicke an die kaiserliche, d. h. die weltliche Macht der Kirche gebrochen, und daß mehr als durch allen Pomp, womit der Kaiser das unscheinbare Buch annahm, vor der ganzen Christenheit die unendliche Macht und Berechtigung der (reformatorischen) Idee anerkannt war, da ja der „römische Landpfleger" nicht mehr mit der Frage, was ist Wahrheit, den Proceß niederschlagen und die Stände stehen lassen konnte, sondern sich mit ihnen in einen geistigen Wettkampf einzulassen und zur Abfassung der Confutatio Befehl zu geben genöthigt sah; mochte er auch hinterher, um nicht gar zu schwach zu erscheinen, die Annahme der Apologie verweigern. Diese Macht des Geistes, gegen welchen die kaiserliche Majestät bei der Wissenschaft der päpstlichen Theologen Schutz und Zuflucht suchen mußte, ist das wahre schlechthinige Recht der evangelischen Kirche, welches ihr nicht besser weltlicher Seits, als durch diesen Act des Kaisers sanctionirt werden konnte, da sie geistlicher Seits dem schmähligen pontificialen Machwerke gegenüber einer solchen Bestätigung nicht bedurfte. Wie denn auch die Selbstbefriedigung, in der Wahrheit und in ihrem Rechte zu sein, die evangelischen Stände dadurch ausgedrückt haben sollen, daß Einzelne sich während des Vorlesens der Confutation kaum hätten des Lachens enthalten können. Und wenn die Stände später eine gesetzliche Anerkennung der evangelischen Kirche in dem 7. westphälischen Artikel auf Grund der Uebergabe der Augsb. Confession erkämpft haben, so können wir jetzt mit derselben Genugthuung dem heiligen Stuhle seine „Marotte" lassen, diesen Artikel nie anerkannt und die Augsb. Confession widerlegt zu haben. Aus diesem Grunde fallen aber auch eben so sehr alle Niehusischen und Scioppischen Insinuationen, wie solche in diesem Streite von Neuem zum möglichen Beweise der wirklichen Rechtslosigkeit der evangelischen Kirche ohne Reverse auf die symbolischen Bücher heraufbeschworen sind (s. Bickell, S. 13, Anmerk. 13, und die Schrift des Dir. Vilmar), in ihr erbärmliches Nichts zurück, als die Augsb. Confession und deren Apologie mit dem Siegel jenes weltgeschichtlichen Rechtes der Idee verpetschirt ist und den wahren character indelebilis erhalten hat, welcher den übrigen Bekenntnißschriften, die theils aus einem dogmatischen, theils aus einem kirchlich-administrativen Interesse hervorgingen, weniger zu statten kommt.

(Fortsetzung folgt.)

*) Die beiden hervorstechenden Charaktere der Reformation, Luther und Melanchthon, können füglich als die Repräsentanten der beiden Seiten des Protestantismus, der objectiven und subjectiven angesehen werden, welche in der Entwicklung desselben als unausgeglichene Gegensätze fast bis diesen Tag neben einander fortlaufen. Die Aenderungen in dem Urtexte der Augsb. Confession, so wie andere Nachgiebigkeiten mögen wohl der „friedliebenden und gemüthlichen" Gesinnung Melanchthon's zu gut gerechnet und der strengen, ungebeugten Glaubensfreudigkeit Luther's nachgesetzt werden. Allein die freie Auffassung und Assimilation der christlichen Wahrheit, wie sie sich in dem exhibeantur des wichtigen var. Art. X. darstellt, ist ein eben so berechtigtes Moment des protestantischen Bewußtseins, als die starre äußerliche Objectivität des adsint oder ἐστι, welches Luther auf den marburger Tisch schrieb.

„Deutsche Pandora."

(Schluß.)

Jenes einfache Gerichtswesen, das man gern als aus der Fremde herübergedrungen anfeinden möchte, ist ächt deutschen Ursprungs. Buchner vergleicht diese Institutionen mit Königen, welche der Gewalt des Usurpators — des römisch-canonischen Rechts — zu weichen gezwungen worden. Noch hat, fährt er fort, der Usurpator den größten Theil der Heimath inne, und Acht und Bann hängt noch über dem Haupte des einheimischen [angestammten], verjagten Königs. Von hohen und tiefen Zinnen sind Geschütze auf ihn gerichtet; wo er die Herrschaft wieder erlangt hat, ist er fortwährend bedroht, und wo er noch als Fremdling um gastliche Aufnahme fleht, da stößt er auf Zweifel oder auf Widerstand. Der König zeigt auf den Schmuck seiner Krone: den klaren Diamant der Oeffentlichkeit, den kräftig strahlenden Rubin mündlicher Unterhandlung, die Rosette häufigerer Anwendung collegialischer Gerichte, die stolze, scharfe Zackenreihe richterlicher Unabhängigkeit, den frischen, zwölfblättrigen Eichenzweig der Geschworenen. Aber vergebens. Nur kleine Concessionen erfolgten da und dort, der weitere Erfolg ist ungewiß und steht selbst in trüber Ferne. So entwickelt Buchner das Bild mit reicher Erfahrung, mit charaktervoller Strenge und Festigkeit, mit kühner Liebe zu dem Volke, — das wie der Schuster im Julius Cäsar feiert, um die Triumphzüge des Imperators zu sehen. Der Verf. hofft von der Zukunft. Wir beneiden ihn darum, doch grämen wollen auch wir uns nicht. Denn der Gram vernichtet, nur der Aerger ist heilsam. Wir wenden uns deshalb zu den düsseldorfer Anfängen.

Immermann hat damit unstreitig den künstlerisch abgerundetsten Beitrag geliefert. Die Kunst in ihrer heiter-ernsten Bedeutsamkeit für das Leben bildet den Hauptgegenstand, und hinter der Maske des Faschings und im kecken Jubel der in ihrer Kunst so rührigen, von allen außer ihrer Kunst liegenden Interessen aber wenig angefochtenen Maler überrascht der Verf. manche unter allgemein bekanntem Incognito im Düstern schleichende Verdrießlichkeit mit der Blendlaterne des Grazioso und leuchtet ihr plötzlich ins Gesicht und schalkhaft nach Hause. Auch hier erscheint die Freiheit als weiße Dame, — deren schöne Entschleierung Immermann ebenfalls nicht erleben sollte.

Digitized by Google

Die Politik schweigt keineswegs und eine kluge Kannegießerei ist überhaupt gar nicht so verächtlich, wie sie im Lustspiel dargestellt wird. — Nachdem Görres der Reaction den bösen Streich gespielt hat und geisteskrank geworden, ist sein letztes jesuitisches Aufbrausen unschädlich geworden. Desto beachtenswerther ist die Wirksamkeit des coblenzer O'Connel im Rheinischen Mercur, die ihm den Ehrennamen des fünften Alliirten einbrachte. Daß Immermann auf diese Periode verweist, ist nicht überflüssig. Wenn sich dieser Sturm und Drang nur zeitgemäß fortgesetzt hätte, der Wagen wäre schwerlich rückwärts in die reactionären Sümpfe geschoben und die Ereignisse der jüngsten Zeit würden unmöglich gemacht sein. Um so weniger aber können wir billigen, was Immermann gut zu heißen scheint, daß der Mercur, sobald Etwas Thatsache geworden, zum Frieden redete, wie sehr er sich auch früher dagegen gestemmt haben mochte. Das ist der Keim zum Servilismus. Ganz in der Ordnung bleibt es, wenn der nordamerikanische Gesandte jede factisch bestehende Regierung in Europa anerkennt. Wer aber mitten in den Ereignissen steht, dabei betheiligt ist, sogar Einfluß zu üben vermag, der darf seine Ueberzeugung durch Bedenklichkeiten der Schwierigkeit nicht einschüchtern lassen und nie — wie es jetzt freilich so oft und schön geschieht — klein zugeben. Das rege Leben in den Rheinprovinzen zur Zeit, wo die Regierungen noch unentschieden darüber waren, ob sie halten sollten, was sie versprochen, ist lebendig geschildert. Auf die Frage: wie geht's? antwortete man damals: provisorisch. Jetzt müßte man antworten: gar nicht. Ueber die Stimmungen, Ansichten, Sehnsuchten der rheinischen Fürsten, Grafen und Herren ist viel Sarkastisches angemerkt, und dem Adel bleibt allerdings nichts, als sein „Stammes- und Blutgefühl," wenn er einmal etwas Apartes haben muß. Denn der entfesselte Gedanke vertheilt die Welt ganz anders, als es früher von den Göttern geschah. Der Himmel bleibt zwar die Apanage des hochwürdigen Clerus, aber Bildung, Kunst, Poesie, Wissen sind die Domainen der Intellectuellen, Handel, Gewerbe und Landbau das Verbindende für den Bürger und Bauer.

Die Anfänge — und die Endschaft des düsseldorfer Theaters charakterisiren nicht allein manches andere Theaterwesen, sondern auch die energielose Theilnahme der, allmälig der Wärmflasche bedürftigen, Dame Publicum an der Kunst überhaupt. Man will genießen, nichts thun, nicht einmal bezahlen, geschweige denken. Man will sich nur die Weichen streicheln lassen, und es wird vielleicht noch ein Mal dahin kommen, daß ihr gestriegelt werdet und vor schmerzlicher Wollust hinten ausschlagt. — Als in den letzten Jahren vor der Julirevolution der deutsche Schlendrian so recht wieder in der Wolle zu sitzen glaubte, war auch ein träges Sichgehenlassen im Angenehmen an der Ordnung. Da bildete Düsseldorf trotz seiner düsseldorfer Traurigkeit mit seinen phantasievollen, dem Schönen nachringenden Künstlern einen lebhaften, fröhlichen Contrast. So schildert Immermann. Mag er auch erst später, durch die Julikritik zum Bewußtsein gebracht, das Bild ausgebildet haben: das Gemälde hat jetzt eine glückliche Frische. Stammen doch auch aus jener Zeit viele bedeutende Gemälde der düsseldorfer Schule. Und das ist anzuerkennen, da der bildende Künstler stets eine weit friedlichere, unabhängigere Stellung zu seiner Zeit behauptet, als der Schriftsteller. Immermann giebt bei dieser Gelegenheit manches muntere, offene Geständniß über sich selbst und seine Gegner, namentlich den sich im Panzer der Metrik allerdings für zu sicher haltenden Gabeldichter. Daß das düsseldorfer Theater, kaum wie eine Nilmaus des Herodot halb entwickelt, schon wieder untergehen mußte, ließ sich fast voraussehen, denn der Anfang erregte zu viel Enthusiasmus und das fromme Publicum tröstet sich jetzt vermuthlich wie eine gewisse Amme: „Nun, Suschen ist bei Gott, sie war zu gut für mich." Der Eifer Immermann's, der, selbst Dichter, wirklich eine treffliche Einsicht in das Technische der Bühne hat, den Effect zu berechnen weiß — weniger für seine eigenen Stücke — und sein Talent für die Leitung des Theaters durch die Heranbildung tüchtiger Schauspieler bewährt hat, mußte an der Stumpfheit und Engherzigkeit des Publicums gebrochen werden. Ueberhaupt wird in Deutschland das Theater nie eine Macht auf die Nation ausüben, so lange ihm die Freiheit des Wortes fehlt. Das Bewußtsein, die Wahrheit sagen zu dürfen, macht die Menschen auch empfänglicher, dieselbe zu hören. Nur aus Mattigkeit gutmüthige, pietistische Seelen können das sittliche Wohl der Menschen durch die Kenntniß und Erkenntniß der menschlichen Leidenschaften für gefährdet halten. Nicht der Sturm des Gedankens, sondern Gedankenlosigkeit, nicht das rüstige Treiben auf dem Markt, sondern das weiche, warme Hocken im Winkel zeugt die moralische Krankheit. Dummheit und Feigheit sind aber die eigentlichen Kernlaster der Menschheit. Die Feigheit, welche die That nicht wagt, und die geschehene nicht verantworten will; die Dummheit, welche die That und ihre Folgen nicht berechnen kann, und deshalb der Feigheit anheim fällt. Wir halten die dramatische Darstellung für nichts weniger als für eine Fabel, die da ist, um die Moral aus sich ziehen zu lassen. Aber wer weiter nichts daraus zu nehmen weiß, der nehme dreist diese heraus. Um so kläglicher ist der Mißgriff, die Theater am Sonntage schließen zu wollen, und es thut uns leid, auf etwas zurückkommen zu müssen, was wir längst abgemacht glaubten. An Sonntagen sollte es am hellsten sein in der Welt, und dazu können die Theaterleuchter das Ihrige beitragen. Ihr wollt den Tag heiligen? Heiligt die ganze Woche, indem ihr hoffähige Tugenden aller Art übt; ihr habt ja Zeit dazu. Am Sonntage aber laßt die von den Mühen der Werkeltage Ausruhenden nicht bloß an das Sterben mahnen durch die Phrasen der Kanzel, sondern auch an das Leben erinnern durch den lächelnden Mund des Mimen. Officielle Freuden bereiten uns die Zeitungen genug: kurze drei Stunden sind schon ein großer Gewinn, wenn man weiß, daß man sich wenigstens auf eigene Rechnung freut.

A. Bock.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Ueber

Philosophie und Christenthum

in Beziehung auf den der Hegel'schen Philosophie gemachten Vorwurf der Unchristlichkeit.

Von

Ludwig Feuerbach.

gr. 8. 1839. Brosch. 15 Ngr.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Digitized by Google

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redacteuren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

11. März. № 60. 1841.

Ueber die Verpflichtung der evangelischen Geistlichen auf die symbolischen Bücher, oder Katholicismus und Protestantismus.

(Fortsetzung.)

Hat sich nach diesem Abzuge des Localen und Temporellen von dem Bickell'schen Nachweise die allgemeine Frage über die Verpflichtung der evangelischen Geistlichen auf die symbolischen Bücher theils vereinfacht, theils anders gestellt, so ist freilich der wichtigste Theil der Untersuchung noch zurück. Es gilt nämlich vor Allem nachzuweisen, daß die fragliche Verpflichtung selbst für den Bestand und die Wirksamkeit der evangelischen Kirche nothwendig sei. Den Versuch, in einer „allgemeinen Betrachtung" die Gründe für diese Nothwendigkeit zu entwickeln, macht nun Bickell im I. Abschnitte seiner Schrift. Das ist aber der Refrain und der Schlußsatz seiner Argumentation: „daß unter diesen Umständen die vorhandenen, noch jetzt giltigen Gesetze über die Verpflichtung der evangelischen Geistlichen auf die symbolischen Schriften die einzige Sicherheit gewähren, daß die Grundlagen der evangelischen Kirche nicht in ihrem eigenen Schooße angegriffen werden" (S. 11). Fragt man hier zuerst, was Bickell als Grundlage, oder wie S. 34 erläuternd gesagt wird, als „Grundbedingung des Bestandes der evangelischen Kirche" ansehe, für welche eine Garantie nöthig sei, so wird dieselbe nach S. 34 und 36 in die Einheit des Glaubens oder auch in die Einheit der Lehre und ihrer (kirchlichen) Verkündigung gesetzt. Was aber die Umstände anlangt, so werden wir darüber näher belehrt in einem Satze, welcher dem so eben aus S. 11 angeführten Resumé unmittelbar vorangeht. „Lebten wir in einer Zeit, heißt es da, wo bei den Mitgliedern der Kirche eine lebendige Uebereinstimmung in dem Glauben herrschte, wo nicht, wie jetzt bei vielen, der Inhalt der heiligen Schrift durch willkürliche Regeln über die Erklärung derselben seinen wesentlichen Bestandtheilen nach schwankend und unsicher geworden wäre: so bedürfte es der Verpflichtung auf bestimmte symbolische Bücher nicht, sondern es würde genügen, wenn man die Geistlichen im Allgemeinen verpflichtete, sich nach der Lehre der evangelischen Kirche zu richten." Von welcher Ansicht dieser Kirche Bickell hiebei ausgehe, und von welchen dogmatischen Vorstellungen sie motivirt sei, wird weiter unten sich ergeben; hier muß sogleich das Proton Pseudos, welches ihm für den Nachweis der Zweckmäßigkeit eines Reverses so gute Dienste leistet, aufgedeckt und zurückgewiesen werden. In der That nämlich ist es gerade herauszusagen: auch jene günstigen Umstände vorausgesetzt, ja trotz derselben, würde es an sich weder genügen, noch könnte überhaupt den evangelischen Geistlichen etwas Schlimmeres zugemuthet werden, als selbst eine Verpflichtung im Allgemeinen, sich nach der Lehre der evangelischen Kirche zu richten, weil dies dem Wesen derselben nicht nur nicht entspricht, sondern ihm geradezu entgegen ist.

Allerdings nämlich ist „lebendige Uebereinstimmung in dem Glauben oder Einheit des Glaubens" die Grundlage der evangelischen Kirche und folglich auch die Bedingung ihres Bestandes, aber diese Einheit und Gemeinschaft, welche der Glaube bedingt und ein Revers garantiren soll, ist nicht die abstracte und formale Einheit einer Synthesis von Lehrsätzen, einer abstract logischen Schematisirung des religiösen Stoffes, bei welcher dieses dogmatische Aggregat dem Subjecte äußerlich bleibt, als eine Regel und Norm, wonach es sich beim Denken und Predigen zu richten und wobei es von aller inneren Gewißheit und Belebung, von aller selbstthätigen Aneignung des ihm zugemessenen Inhalts abzusehen hätte. — Sondern Grundlage der evangelischen Kirche, und folglich des modernen religiösen Bewußtseins, der protestantischen Welt- und Lebensansicht, ist die concrete, organische Einheit der Idee, die systematische, vernünftige Erkenntniß, von welcher gleicherweise die Totalität der christlichen Dogmen durchdrungen und zu einem zusammenhängenden Ganzen verbunden, als ihnen ihre Aeußerlichkeit dadurch abgestreift wird, daß sie als Momente der sich entwickelnden Idee, des in seiner

Digitized by Google

Selbsterkenntniß vollendeten Geistes, als ursprüngliche Bestimmungen des „frommen Selbstbewußtseins" zu begreifen sind. Erst hieraus ergiebt sich die wahre Freiheit und Selbständigkeit des religiösen Wissens und Lebens in der evangelischen Kirche gegen die bisherige christliche (katholische) Gemeinschaft, so wie die Bürgschaft ihres dauerhaften Bestandes. Denn erst damit ist einestheils eine wissenschaftliche, principmäßige Scheidung und Verbindung des traditionellen dogmatischen Stoffes gegeben, daß ein oberster identischer Grundgedanke ausgesprochen ist, nach welchem bestimmt wird, was in das System der christlichen Wahrheit mit Nothwendigkeit gehöre; anderntheils ist mit dieser Grundlage, d. h. mit dieser Einheit die Forderung gesetzt, jede abstracte Gegenüberstellung der Form, unter welcher das denkende Bewußtsein den objectiven, absoluten Inhalt als gegeben für wahr zu nehmen habe, aufzuheben: eine Forderung aber, welche ebenfalls durch diese „Grundlage" gelöst ist, indem sie das Wesen und Ziel der Religion einzig und allein der zeitlosen Vermittelung des göttlichen mit dem menschlichen Geiste, der inneren selbstthätigen Arbeit des christlichen Gemeingeistes zuweist. —

Das Princip dieser lebendigen organischen Einheit und Gemeinschaft ist nun in dem Hauptstücke im christlichen Wesen, in dem höchsten und fürnehmsten Artikel der ganzen christlichen Lehre von dem rechtfertigenden Glauben (s. A. C. Art. 20; Apol. Art. 2) ausgesprochen, und seine methodischen, organisirenden Wirkungen liegen in der A. C. trotz ihrer aphoristischen Form offen zu Tage. Es gehört keine große Bekanntschaft mit derselben und ihrer Apologie dazu, um gewahr zu werden, daß nur jener höchste und fürnehmste Artikel vom Glauben der wahre lapis lydius (Form. Conc. Epit. 7) ist, auf welchem alle einzelnen Dogmen probirt werden, um ihren legirten Werth zu bestimmen, wie dies auch Bickell S. 3 andeutet. Nur erst insofern sie diese Probe bestanden haben, sofern in ihnen einzeln das Moment des Glaubens nachgewiesen und herausgestellt ist, werden sie den articulis praecipuis fidei eingereiht; diejenigen aber, bei denen dies nicht geschehen kann, weil sie einen principiellen Widerspruch enthalten, werden ausgeschieden oder nach jener Grundlage modificirt. Die eigentlich speculative organisirende Bedeutung dieses Wortes von dem rechtfertigenden Glauben als Princip der evangelischen Gemeinschaft liegt aber in dem Momente der doppelten Negation: das Subject hat seine Natur, sein vereinzeltes Sein, „seine guten Werke, Gedanken und Gesinnungen" an das absolute Object des Glaubens, an den Gottmenschen aufzugeben und dessen Wesen sich anzueignen, zu ergreifen, um auf diesem Wege der Negation des Andersseienden, Negativen zur Rechtfertigung, d. h. zur Wahrheit der Religion, zur Gewißheit der Versöhnung zu gelangen. — Die augsburgische Confession und deren Apologie weiß daher nichts Angelegentlicheres, als immer von Neuem einzuschärfen, daß die fides schlechterdings keine otiosa, nuda cogitatio et historiae notitia, keine notitia in intellectu, kein bloßer Act eines verständigen Fürwahrhaltens von dem Object des Glaubens, sondern eine fiducia, ein motus in voluntate sei, eine organische Intussusception dessen, quod in promissione offertur. Weshalb denn auch ausdrücklich auf diese allein schriftmäßige Bedeutung des Wortes gehalten und folgerichtig im Art. VII. de ecclesia bemerkt wird, zur wahren Einheit der Kirche sei gar nicht nothwendig, daß überall similes traditiones humanae seien.

Legen wir nun dieses Regulativ an die weitere Bickell'sche Argumentation an, so müssen wir ihm zuerst in seiner Polemik gegen die sogenannte rationalistische Partei im Allgemeinen Recht geben, wenn er S. 10 bemerkt, daß gerade diese Lehre von dem rechtfertigenden Glauben der eigentliche Stein des Anstoßes für eine große Anzahl von protestantischen Geistlichen der neueren Zeit geworden sei. Denn da diese Hauptlehre des Christenthums die Idee der Religion, die Gemeinschaft des Göttlichen und Menschlichen als concrete setzt, der Rationalismus aber nach dem Satze der formalen Identität eine Verbindung widersprechender Vorstellungen unmöglich findet: so hat er auch nur die abstracte synthetische Einheit zum Resultate, nach welcher theils zu dem Wissen als solchem erst das Wissen des Inhaltes als etwas Fremdes, Aeußeres hinzukommen, theils aber, da das Göttliche und Menschliche so entgegengesetzte Dinge sind, gerade die concrete Einheit beider, die dem Subjecte immanente Bestimmtheit durch den absoluten Inhalt unvollziehbar bleiben muß. — Wenden wir uns aber zweitens mit demselben Regulativ an die symbolischen Bücher, so ist auch hier den Bickell'schen Ausführungen nicht unbedingt entgegenzutreten. Denn hat jenes recht verstandene protestantische Princip der Einheit des Glaubens die zwei Seiten an sich, die der Negation alles dem Geiste Fremden und Transcendenten, wie es ihm theils als natürliche, theils als reflectirte Objectivität gegenüber gesetzt wird, und die der freien Assimilation und systematischen Recognition des religiösen Inhalts als ursprünglicher Bestimmungen des seiner selbstbewußten Geistes: „so kann es sich natürlich keineswegs um die Frage handeln, ob der Buchstabe der evangelischen Bekenntnißschriften festzuhalten sei, daß vielmehr nur das Wesentliche, die Substanz derselben den Ausschlag gebe, ob ein Geistlicher seine hinsichtlich der symbolischen Bücher eingegangene Verpflichtung verletzt habe" (Bickell, S. 3 u. 10). — Denn natürlich ist der Buchstabe nur in seinem organischen Zusammenhange mit dem Gedanken, dessen Zeichen er ist und durch denselben verständlich; er bleibt daher ohne lebendige Reproduction des letzteren eine bedeutungs-

Digitized by Google

lose Hypotypose, selbst in dem Falle, wo er als Symbol des absoluten (religiösen) Gedankens selbst und seiner Gewißheit als geoffenbarter objectiver Buchstabe gelten soll; so wie auf der andern Seite, wo er als Hilfsmittel der Wissenschaft, als subjectiver, „begründender, ausführender und beurtheilender," als dialektischer Buchstabe im weiteren Sinne, dient, er ebenfalls nicht für sich, sondern nur in seiner Verknüpfung mit dem Ganzen des Systems Bedeutung und Haltung bekommen kann. Denn das liegt in dem Begriffe des letzteren, daß jeder Gedanke, das Subject, zugleich als Object, als Substanz durch das Princip bestimmt ist, wodurch erst beide zu einer systematischen, organisch gegliederten Einheit zusammen geschlossen und gehalten werden. —

Bei dieser Bedeutung, welche die Frage nach der Grundlage der evangelischen Kirche hierdurch erhalten hat, muß nun so viel klar sein, daß es eine eben so vergebliche, als rein äußerliche Vorkehrung sein würde, diese sogenannte Einheit des Glaubens oder der Lehre dadurch herstellen und sichern zu wollen, daß man eine bereits fertige Norm zum Muster aufstellte, nach welchem sich der evangelische Geistliche zu richten habe. Denn da diese Grundlage der Kirche, die Einheit und Gemeinschaft des Glaubens nichts Anderes sein kann, als das systematische Selbstbewußtsein ihrer Diener von der christlichen Wahrheit, wie wir es einmal nennen wollen, so darf dieses nie ein bloßer Abdruck, eine aufgetragene Copie, sondern kann nur eine lebendige Schöpfung, ein freies Erzeugniß des identischen christlichen Geistes selbst sein. Jede auch noch so streng und treu gezeichnete Norm nämlich, in dieser Abstraction dem Subjecte vorgehalten, würde eben nur eine Copie bleiben, welche eines Theils auf einen ursprünglichen Factor hinwiese, andern Theils aber hinge es doch wieder von dem guten Willen und der Energie oder, wie Bickell zu sagen pflegt, von dem subjectiven Ermessen des Einzelnen ab, in wie weit er die Momente einer systematischen Erkenntniß in sich vollziehen und beleben könnte oder wollte. — Nichts desto weniger hat man nach dem Vorgange der Concordienformel gerade darin das Ausgezeichnete und Unterscheidende des Protestantismus gegenüber dem Katholicismus gesetzt, daß der erstere seinem (formalen) Principe nach die heilige Schrift als „alleinige Norm des Glaubens" gelten lasse, und diejenigen, welche sonst gegen jedes Ansehen in Glaubenssachen zu protestiren pflegen, haben sich doch nicht nur die Auctorität der heiligen Schrift gefallen lassen, sondern auch ausdrücklich die alleinige Verpflichtung auf dieselbe als vollkommen hinreichend erklärt und gefordert. Allein bald genug zeigte sich diese Auskunft als ein bloßes Palliativ, das den Widerspruch, in welchen das Princip des Protestantismus in Folge dieser Substitution einer Auctorität durch die andere mit sich selbst gerieth, weder zu verdecken, noch zu heilen vermochte, und vergeblich versuchten der Rationalismus wie der Supranaturalismus die eine gegen die andere festzuhalten, ohne sie in dem Principe selbst aufheben zu können. Diese Collision wird sich am anschaulichsten darstellen, wenn wir uns den von Bickell gegebenen Ausführungen anschließen.

Hier nun geben wir ihm wieder zuerst vollkommenen Beifall, wenn er sagt, daß bei der abstracten Inhaltslosigkeit dieses Princips, wonach die heilige Schrift in Bausch und Bogen die letzte Instanz bilden soll, „die wesentlichste Verschiedenheit in den Grundlagen des Glaubens bestehen könne, und daher die bloße Verweisung der Geistlichen auf die heilige Schrift eine durchaus ungenügende Garantie für die Aufrechthaltung der Lehre der evangelischen Kirche darbiete" (S. 9). Denn da einerseits dieses Princip bloß formal sei, so begründe es entweder gar keinen Unterschied der evangelischen Kirche von andern christlichen Genossenschaften, oder dieser Unterschied sei doch nur ein formaler, unwesentlicher, bei dem es am Ende bloß auf „die Ueberzeugungstreue" ankomme. Und anderseits erkläre sich hieraus, wie derselbe Rationalismus, „der sich stets auf die heilige Schrift als alleinige Richtschnur berufe," um einen unterschiedenen Inhalt zu gewinnen, „den weiteren Grundsatz geltend gemacht und befolgt habe, daß nur die aus dem Geiste Jesu stammende Lehre im Gegensatze von demjenigen, was der eigenthümlichen Auffassungsweise der Apostel angehöre, als ächt christlich und evangelisch anzusehen und zur einzigen Richtschnur zu machen sei" (Bickell, S. 5, 6). Dadurch aber werde der Rationalismus geradezu seinem Principe der alleinigen Auctorität der heiligen Schrift untreu, indem er unvermerkt diese der Prüfung seiner (abstracten) Vernunft unterwerfe, der letzteren also die erstere in der That unterordne.

Ist auf diese Weise wenigstens Eine Auctorität beseitigt, so sucht der Supranaturalismus sich mit beiden zu vertragen. Auch hier hat Bickell die Praxis desselben veranschaulicht, aber nicht gerechtfertigt. — Allerdings spricht er es eben so entschieden, wie der Rationalismus aus (Bickell, S. 2), „daß nur die heilige Schrift als wirkliche Glaubensnorm in der evangelischen Kirche anzusehen sei;" und man sollte nun hiernach erwarten, daß dem Zwecke eines Reverses völlig genügt wäre, wenn dieser nur auf die heilige Schrift abgelegt würde. Nichts destoweniger sagt er aber, „daß eine völlige Verkennung des Begriffs der kirchlichen Gemeinschaft dazu gehöre, in dem Satze von der normativen Auctorität der heiligen Schrift eine genügende Gewähr für den Bestand der evangelischen Kirche zu finden" (Bickell, S. 6). Wird hier weiter gefragt, worin denn das Unverträgliche dieses Begriffs mit seiner Währung liege, so rechtfertigt Bickell den Supranaturalismus mit dem ersten Satze seiner Schrift, in welchem alle

Digitized by Google

Fäden seiner Argumentation zusammenlaufen. Es heißt da: „Wenn es unzweifelhaft ist, daß Gemeinschaft des Glaubens als die Grundbedingung einer jeden Kirche betrachtet werden muß, so versteht es sich von selbst, daß durch die Diener derselben keine von dem bestimmten kirchlichen Glauben abweichende Lehren verkündigt werden dürfen" (S. 1). Giebt man die Confusion dieses Satzes zu, so ist allerdings, wie es gleich darauf weiter heißt, „die Verpflichtung der evangelischen Geistlichen, den in ihrer Kirche anerkannten Bekenntnißschriften als solchen gemäß zu lehren, an sich, in der Natur der Sache mit Nothwendigkeit begründet." — Nun könnte man freilich unmittelbar folgern: Die Bekenntnißschriften der evangelischen Kirche, namentlich die formula Concordiae, lehren aber ausdrücklich, in Uebereinstimmung nicht nur mit der heisischen, sondern allen Kirchenordnungen reformirten Bekenntnisses: unicam normam, secundum quam omnia dogmata omnesque doctores aestimari et judicari oporteat, nullam omnino aliam esse, quam prophetica et apostolica scripta cum V. tum N. T. — Also haben auch die evangelischen Geistlichen, wenn sie streng nach den Bekenntnißschriften ihrer Kirche lehren sollen, nur nach der heiligen Schrift zu lehren, so daß eine Verpflichtung allein auf die heilige Schrift eben so rechtlich als hinreichend sein muß: eine Folgerung, welche auf der Hand liegt und auch in diesem Streite Bickell'n fast von allen seinen Gegnern unter dieser oder jener Wendung zugeschoben worden ist.

(Fortsetzung folgt.)

Napoleonsche Gedichte. Zum Besten der Unglücklichen in Lyon. 12. Leipzig, 1840.

Die Lyrik unserer Tage hat eine entschiedene Neigung zum Politisiren, und ist dazu berechtigt durch Erfahrung und Idee. Die angezeigten Gedichte liefern eine Ehrenrettung des Helden, gleichsam eine biographische Reinigung vom Standpunkte der subjectivsten Ueberzeugung, indem sie theilweise wie aus der Reflexion Napoleon's entsprungen dargestellt werden. Darum konnten sie wohl füglich der Asche des Kaisers gewidmet werden; aber der Ausdruck: „der dem Vaterlande wiedergegebenen Asche" erinnert doch zu sehr an jenen Redeanfang: „O, der du die das Land beglückende" ꝛc., so wie der Titel „Napoleonsche Gedichte" zum wenigsten nicht sprachgebräuchlich sein dürfte. Ueberhaupt ist die schwächste Seite dieser Gedichte in der Technik zu finden, da der Stoff durch innere Kraft und allgemeine Theilnahme von selbst anzieht. Sie klingen nach dieser Seite fast wie Uebersetzungen, und tragen doch den ächten Stempel deutscher Gemüthlichkeit zu Anfang und Ende, wie schon die Verse des Schlusses zeigen:

Darum, man muß es gestehen,
Ist der Völker wahres Glück,
Daß sich all' in Frieden sehen,
Still erfüllen ihr Geschick! —

Daß sich aber diese deutsche Gemüthlichkeit bis zur Gesinnung eines Victor Hugo und anderer Ankunftsdichter der Napoleon'schen Asche hat erheben können, muß um so mehr Anerkennung finden zu einer Zeit, die nicht fern davon ist, bei diesem Gegenstande in das Pathos des Niemeyer'schen Heldenbuchs zu verfallen, und trotz der Statue Napoleon's gegenüber dem Standbilde Cäsar's im berliner Museum noch immer historische Würdigung und künstlerische Benutzung jenes großartigen Stoffes anfeindet. Auch der Umstand, daß die Gedichte „zum Besten der Unglücklichen in Lyon" herausgegeben sind, möchte nicht allseitige Billigung finden, wie sich in dieser Hinsicht ja schon an andern Orten Stimmen gegen solches Mitleiden haben vernehmen lassen, obgleich doch ohne Frage wenigstens das Mitleid kosmopolitisch ist, wie das Christenthum und die Liebe.

Die zweiundzwanzig Gedichte nun heben historische Situationen Napoleon's, ohne gerade damit einen historischen Zusammenhang zu verbinden, hervor und führen uns in die Denkweise desselben hinein, wie sich dieselbe etwa in den Memoiren von St. Helena oder in seinen Bulletins offenbart. Unangenehm wird hierbei das Ohr von einem mitten in den lyrischen Schwung hereinplatzenden Knall prosaischer Erinnerungen getroffen. Wem sind die tiefen Gedankenblitze Napoleon's, die zur poetischen und politischen Begeisterung die Massen entzündeten, unbekannt? Niemand wird aber dahin rechnen die Verse aus unsern Gedichten, welche doch solches in Anspruch nehmen, wie:

Wer läßt sein Siegspanier im Stich??

oder:

Sollst du ein Götterwerkzeug sein?!

Bisweilen scheint sich der tiefere Sinn verstecken zu wollen, wie in den drei Versen:

Ich ließ die Wuth der Krieger zähmen!
Ein Heer von zwanzigtausend Mann
Ließ mich das Elend nicht vernehmen. —

Gleich darauf muß der Dichter aber gänzlich seine Absicht, eine Ehrenrettung des Kaisers vorzunehmen, vergessen haben; denn anders zu erklären, wie die Verse ihm zu Stande gekommen sind:

Und Dank! daß selbst die Plünderung
Der Klugheit wie Moral entgegen;
Denn wüßt' ich, daß es Vortheil sei,
Man hätte immer plündern mögen.

möchte wohl ein vergebliches Bemühen sein.

Die beiden Gedichte: „die Herrschaft der liberalen Ideen" und „der Selbstmord," reizen schon durch ihre Ausdehnung die Aufmerksamkeit zur nähern Prüfung, so wie durch die Situation, treiben sich aber nur in den gewöhnlichen Abstractionen des Verstandes umher und ermangeln, besonders das erste, jeder historischen Basis. Rtg.

Bei mir ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Charakteristiken und Kritiken.

Eine
Sammlung zerstreuter Aufsätze aus dem Gebiete
der
Theologie, Anthropologie und Aesthetik.
Von
Dr. D. Fr. Strauß.
gr. 8. 1839. 3 Thlr.

Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Digitized by Google

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

12. März. № 61. 1841.

Ueber die Verpflichtung der evangelischen Geistlichen auf die symbolischen Bücher, oder Katholicismus und Protestantismus.

(Fortsetzung.)

Wie nun diesem Widerspruche zweier absoluter Normen abzuhelfen, da ja nach dem Obigen die heilige Schrift für sich den Bestand der evangelischen Kirche nicht garantiren kann? Schwerlich durch das, was ganz im Sinne des Supranaturalismus Bickell S. 2 sagt, „daß nämlich keineswegs damit, daß die heilige Schrift als alleinige Glaubensnorm angesehen werde, im Widerspruch stehe, wenn über das, was als die derselben entsprechende Glaubenslehre zu betrachten sei, im Einzelnen verschiedene Ansichten bestehen, und daß deshalb die evangelische Kirche dasjenige, was sie als die reine, im Worte Gottes enthaltene Lehre erkannt hat, in ihren Bekenntnißschriften, allen Andersgläubigen gegenüber und um sich von ihnen zu unterscheiden, niederlegt; so wie daß sie hierauf diese Symbole nicht etwa als eine neben der heiligen Schrift bestehende Glaubensnorm, sondern als die Richtschnur, welche die Geistlichen bei Verkündigung der reinen Lehre der heiligen Schrift festzuhalten haben, bezeichnet und dieselben hierauf verpflichtet.“ Denn die Auctorität, welche hiernach der heiligen Schrift an sich etwa als primärer Quelle der christlichen Lehre eingeräumt ist, diese wird hinterher dadurch völlig nivellirt, daß die symbolischen Bücher zu Exponenten der reinen Lehre gemacht sind, wodurch denn die heilige Schrift freilich gegen die Voraussetzung, aber nicht gegen die Wahrheit aufhört, als absolute Glaubensnorm in der evangelischen Kirche zu gelten. — Soll nämlich in dem obigen Passus mit den Worten: „es können im Einzelnen verschiedene Ansichten über die der heiligen Schrift entsprechende Glaubenslehre bestehen, aber die evangelische Kirche unterscheide sich durch ihre Bekenntnißschriften von allen Andersgläubigen, weil diese Bücher die reine Lehre enthalten,“ soll dadurch nicht dem schlodrigsten Indifferentismus oder dem oberflächlichsten Empirismus das Wort geredet, damit aber geradezu der evangelischen Kirche ihr Lebensnerv herausgeschnitten werden, als ob sie sich nicht im vollen und bewußten Besitze der christlichen Wahrheit befinde: so folgt, daß, wenn unsere Kirche wirklich die reine, im Worte Gottes neben den verschiedenen andern Ansichten enthaltene Lehre erkannt hat, und zu deren Verkündigung die Geistlichen verpflichtet, die heilige Schrift aber nicht Quelle einer unreinen Lehre sein soll, — daß 1) nur nach einem über der heiligen Schrift als solcher liegenden Kriterium als Princip bestimmt werden könne, welches die reine Lehre sei, und daß 2) die Geistlichen auch nur auf dieses Princip zu verpflichten sind, da mit demselben auch seine immanente Entwicklung als Dogma oder Lehre gesetzt ist. Das Kriterium von dieser Seite angesehen, ist nun jenes Hauptstück im christlichen Wesen, der rechtfertigende Glaube, als Princip der systematischen Erkenntniß der christlichen Wahrheit, und das Bewußtsein der evangelischen Kirche hat sich damit gleich in ihren ersten Organen wirklich über die heilige Schrift, als sogenannter absoluter Lehrnorm, gestellt. Dies zeigt schon die einfache Reflexion, da doch, wenn die Reformatoren in der A. C. und deren Apologie sich eben so unbefangen auf den heiligen Ambrosius und die Synode von Mileve, wie auf die heilige Schrift berufen, schon vorher das durch diese Auctoritäten zu Beweisende von ihnen appercipirt und festgestellt sein mußte. Dies Resultat hat aber auch für das durchgebildete evangelische Bewußtsein nichts so Ungeheures und Befremdendes, und muß als zugleich mit dem Princip der Reformation gesetzt angesehen werden, da schon Luther in seiner bekannten Unterscheidung zwischen strohernen und nicht strohernen Episteln, ganz so wie sein Lehrer Augustin mit dem Kanon der Theoprepie, eine kritische, sich der heiligen Schrift überordnende Stellung eingenommen hat, wonach nur das der rechte Kern und Mark unter den biblischen Büchern sei, worin „der Glaube“ gar meisterlich sich angestrichen finde; nur das also ist in Luther's Sinne vorzugsweise das Wort Gottes, was im Complex der heiligen Schrift theils unmittelbar durch dieses Princip bestimmt ist, theils nach demselben sich rectificiren läßt. Die

Digitized by Google

Frage aber und das Hindrängen nach einer absoluten Norm und Auctorität, überhaupt nach einem rein äußerlichen Beweismittel der religiösen Wahrheit kann nur entweder für den Katholicismus oder für die mit ihm verwandten protestantischen Ansichten Bedeutung haben; für die neuere speculative Theologie aber muß es entschieden sein, daß, seitdem Schleiermacher die Lehre von der heiligen Schrift in dem Abschnitte von der Kirche behandelt hat, die heilige Schrift nur als Auctorität zweiter Instanz, als abgeleitetes Zeugniß des christlichen Geistes, des ursprünglich bestimmten frommen Selbstbewußtseins gelten kann, — ein Ansehen, das seinen bestimmenden, normirenden Einfluß dadurch für alle Zeiten behaupten wird, daß in der heiligen Schrift das persönliche Princip des christlichen Gemeindelebens theils in seiner Selbstdarstellung, theils in seiner ursprünglichen Auffassung überliefert ist. — Auch hat die Kirchenlehre selbst dies anerkannt. Denn wenn die Formula Concordiae jenen Satz von der absoluten Auctorität der heiligen Schrift an die Spitze stellt, so war dies innerhalb ihres Gedankenkreises eine geschichtlich gebotene Beschränkung theils gegen das Ansehen der principlosen Tradition, der Concilien und des Papstes, wodurch die evangelische Kirche eine objective geschichtliche Basis gegen die Zweifel an ihrer berechtigten Existenz zu beweisen hatte, theils gewann die protestantische Wissenschaft wirklich an Consistenz und intensiver Ausbildung gegen die in ihren skeptischen Anfängen begriffene moderne Philosophie und die mit der Reformation eröffnete, von den Fesseln der überlieferten Doctrin freie, aber nicht selten in subjective Willkür umschlagende Ausübung der Lehrthätigkeit. Allein wie jede bloß assertorische Behauptung zugleich das negative Moment an sich hat, so war dies nicht das letzte Wort in der Sache. Denn schien auch die lebendige Fortbewegung der theologischen Wissenschaft durch diese Norm erstarrt zu sein innerhalb der orthodoxen Formeln des 16. und 17. Jahrhunderts, welches selbst bis zur Behauptung der Inspiration der symbolischen Bücher getrieben wurde: so kam doch durch das im Princip der Reformation selbst liegende und von der Philosophie ausgesprochene Bedürfniß einer durch den Gedanken vermittelten Begründung des Ansehens und Inhaltes der heiligen Schrift, als inspirirter und geoffenbarter, Leben in das Ganze, und das Princip der protestantischen, subjectiven Freiheit verläugnete sich nicht, wie theils die Reaction des Pietismus sie praktisch beabsichtigte, theils die Schule gedrängt wurde, die letzte Auctorität der heiligen Schrift selbst der höheren eines testimonium Spiritus Sancti internum unterzuordnen. Dadurch wird aber ihre Wahrheit thatsächlich in die Sphäre der selbständigen und selbstgewissen Ueberzeugung gesetzt, und der bekannte Kanon Schleiermacher's ist nur eine Verständigung über dieses Testimonium selbst, wodurch dasselbe seinen adäquaten Ausdruck im Zusammenhange des theologischen Denkens gefunden hat.

Von so entscheidender Wichtigkeit jedoch für den Zweck eines Reverses diese untergeordnete Stellung der heiligen Schrift, wie der symbolischen Bücher zur evangelischen Kirche ist, und so unmittelbar die erstere aus dem Begriffe der letzteren sich ergiebt: so wird doch die Zeit noch nicht so bald da sein, wo man die volle Consequenz dieses Satzes frei anerkennt und die Kirche als die concrete Gemeinschaft des freien christlichen Geistes über Schrift und Symbol zu setzen wagt. Der Grund davon liegt einfach in der Furcht, welche die Kirche für zu schwach hält, sich selbst zu schützen, die also in der Hinwegnahme oder Schwächung der schützenden äußeren Auctorität der heiligen Schrift und der Symbole nur einen gefährlichen Spaten sieht, womit das „subjective Ermessen des Einzelnen" die Grundlagen der evangelischen Kirche untergrabe, um die temporäre Weisheit irgend welches willkürlichen subjectiven Princips an die Stelle objectiver Wahrheit zu setzen. Und um so mehr muß sich dieser glaubensleeren Angst das Arcanum einer Verpflichtung der Geistlichen, „keine von dem bestimmten kirchlichen Glauben abweichenden Lehren verkündigen zu dürfen," empfehlen, als nach einer weiter unten zu besprechenden Verwechselung der Charakter wie die Grundlage der Kirche in die Lehre gesetzt wird. — Was diese Furcht nun anlangt, so ist die Antwort eben so einfach: die Furcht vor den destructiven Wirkungen jener Ansicht ist ein leeres Phantom, welches die Reformatoren nicht sahen*), ist Folge einer Ansicht, welche die Kirchenleitung dem baaren Zufalle unterwirft, nur Thatsachen, aber keine Entwicklung, keinen gesetzmäßigen Zusammenhang und Verlauf der Geschichte kennt, und im Grunde den dritten Artikel vom heiligen Geiste, als der wahren „Grundlage" der christlichen Kirche, aufhebt. Die Macht dieses Geistes, als eines gemeinsamen, ist aber ebenso dem subjectiven Ermessen des Einzelnen weit überlegen, als ihr sich Keiner entziehen kann, und wie sie sich im Großen und Ganzen als Princip der evangelischen Wahrheit gegen den Katholicismus bethätigt hat, so ist auch ihre Dialektik im Einzelnen fortwährend stark genug, um die negativen und destructiven Richtungen wieder aufzuheben und zu negiren. Wer die organisch fortbildenden Wirkungen dieses Princips etwa nur bis

*) Apol. p. 145 ed. Has. Sic definit Ecclesiam et articulus in Symbolo, qui jubet nos credere, quod sit sancta ecclesia catholica. — Et hic articulus necessaria de caussa propositus est. Infinita pericula videmus, quae minantur ecclesiae interitum. Infinita multitudo est impiorum in ipsa ecclesia, quae opprimunt eam. Itaque ne desperemus, sed sciamus, ecclesiam tamen mansuram esse, item ut sciamus, quamvis magna multitudo sit impiorum, tamen ecclesiam existere et Christum praestare illa, quae promisit ecclesiae, remittere peccata, exaudire, dare Spiritum sanctum. Has consolationes proponit nobis articulus ille in Symbolo. —

Digitized by Google

Ende des 18. Jahrhunderts verfolgt oder auch in den „rohen Pointen einer dogmatischen Cultur" festsitzt, möchte freilich wenig Zutrauen zu diesem Geiste der Wahrheit bekommen und eine Verpflichtung, die der mit so widerstrebenden Elementen im Kampfe liegenden und sich darin ausbildenden Orthodoxie der auf die Reformation folgenden Jahrhunderte nothwendig war, für immer normirt wünschen. Diejenigen aber, welche diesen Wunsch theilen und doch fast wider Willen von einer in neuerer Zeit hervorgetretenen „gläubigen Richtung" der theologischen Wissenschaft Zeugniß ablegen, mögen sich ihr nur voll Vertrauen auf die lebendige Macht der Idee hingeben, um einen weniger beengenden und „für die gefährdeten heiligsten Interessen der Menschheit" besorgten Ueberblick zu gewinnen. Nicht ein einzelner Abschnitt, aus dem lebendigen Zusammenhange des Ganzen herausgerissen, läßt die stetige Entwicklung des protestantischen Princips zum System des theologischen Wissens und eines christlichen Gemeinlebens erkennen; auch ist nicht ein Einzelner Träger oder Erfinder desselben, sondern die Kirche selbst, als die Gemeinschaft der vom heiligen Geiste der Wahrheit Geleiteten, vollzieht dasselbe in dem gesammten, die Gegensätze ebenso hervortreibenden als ausgleichenden Processe der theologischen Wissenschaft und Praxis. Nur das kann die Kirche von jedem ihrer Glieder verlangen, das ist ihr Recht und ihre Forderung an jeden Einzelnen, welche aus ihrem Begriffe selbst folgt, daß er die reformatorische Idee, wodurch die Kirche allein besteht, in sich lebendig werden und sich von ihr durchdringen lasse, so wie sie ihm alle Mittel dazu freigebig genug anbietet. Dieses Recht also macht an jedem Einzelnen geltend, daß er ein systematisches Selbstbewußtsein der evangelischen Wahrheit besitze, und laßt Keinen ins Amt, der nicht die Selbstbefriedigung, welche es gewährt, gekostet hat. Meint ihr jedoch durch einen Eid dies zu erreichen: wohlan, verpflichtet immerhin und laßt euch reversiren; aber ich möchte den sehen, in welchen ihr den Glauben, „die persönliche Aneignung der allgemeinen (absoluten, christlichen) Wahrheit"*), sein Vertrauen und seine Begeisterung, diesen unwiderstehlichen Zug und Drang der Idee hineinverpflichten könnt; ich möchte wissen, ob ihr dadurch jemals von der Furcht vor den Schlichen „des dialektischen Gewissens" oder den Handgreiflichkeiten „der vergegenwärtigenden Phantasie" frei werdet. Dazu gehörte vor allen Dingen der katholische Glaube, zu glauben, was die Kirche glaubt, gehörten katholische Seminare, in welchen der räthselgebende Simson, ich meine den Zweifel, die Tonsur passirt hat: nicht aber der Glaube der evangelischen Kirche und die systematische Innerlichkeit des Wissens, welche er organisirt hat, nicht protestantische Universitäten, auf welchen die Geistlichen erst das Gift der Entzweiung mit der Kirchenlehre, die Neologie einsaugen, und zwar von Professoren, welche der summus episcopus der Kirche selbst dazu berufen hat. Denn die Wahrheit des Christenthums, „die Freiheit und Freudigkeit der Kinder Gottes" ist unter uns Evangelischen in der That eine Wahrheit geworden, sie hat sich selbst bewiesen und jenen ungeheueren Umschwung bewirkt, dessen Größe wir nicht mehr begreifen, weil es uns ebenso unmöglich ist, außerhalb ihrer geistigen Atmosphäre als außerhalb der tellurischen einen Standpunkt einzunehmen. Das unevangelische Mißgeschick aber, welches aus einem solchen Versuche entsteht, und die Furcht, welche es gebiert, muß hier noch genauer zur Beseitigung derselben nachgewiesen werden.

Fast von allen Freunden und Gegnern dieser Verpflichtungsmotion ist nämlich der vorausgesetzte Zweck eines Reverses, „keine von dem bestimmten kirchlichen Glauben abweichende Lehren" verkündigen zu dürfen, stillschweigend anerkannt, dadurch aber der Streit ganz innerhalb des rationalistischen und supranaturalistischen Gegensatzes verlegt worden. Hieraus erklärt sich auf der einen Seite, warum nicht eigentlich von irgend einem der Sprecher ein Revers schlechthin verworfen, sondern nur darüber ist verhandelt worden, ob er auf die heilige Schrift oder auf die symbolischen Bücher oder auf beide zugleich, als Normen der Lehre, solle ausgestellt werden, wogegen wir, ausgehend von dem Begriffe der evangelischen Kirche als der concreten Gemeinschaft des freien, christlichen Geistes der Wahrheit, Schrift und Symbol der Kirche unterordnen, und den vorausgesetzten Zweck eines Reverses, weil er dem Begriffe der Kirche widerspricht, verwerfen mußten. Beide Doctrinen fassen nämlich das Christenthum, die Religion überhaupt als einen Complex theoretischer Sätze, als sogenannte Glaubenslehre auf, und lassen die Stiftung und Erhaltung der Kirche vorzugsweise durch diese vermittelt werden. Da jedoch der Rationalismus zugleich die sogenannte Vernunft als Quelle und Norm des Glaubens, der Schrift- und Kirchenlehre ansieht, so ist ihm auch die letztere hinlänglich gesichert, und er interessirt sich nur deshalb für einen Revers, um damit seine Verwechselung der abstracten subjectiven mit der geschichtlich sich entwickelnden objectiven Vernunft gut zu machen, d. h. die Leerheit seiner abstracten Glaubenssätze durch die biblische und kirchliche Symbolik zu erfüllen. Wenn in dieser präsumtiven Uebereinstimmung der Vernunft und Schrift das Princip des Protestantismus an sich ausgesprochen und der Furcht, als könnte diese Einheit im Einzelnen oder Ganzen irgendwie alterirt werden, vorgebeugt ist, so hat dagegen der Supranaturalismus ein entgegengesetztes Interesse. Die Lehre ist ihm eine

*) So bezeichnet Schmieder, Einleitung in die kirchliche Symbolik, S. 27, nicht unpassend den „Grundcharakter der evangelischen Kirche." —

Digitized by Google

schlechthin von Außen dargebotene, gegebene; durch diese ist ursprünglich die Kirche gestiftet, indem der Lehre Jesu Christi und der Apostel von Vielen gemeinschaftlich geglaubt wurde. Wer also jetzt, nachdem von „Luther und mit ihm von den anderen Reformatoren" die „reine Lehre der heiligen Schrift" wiederhergestellt ist, zur evangelischen Kirche gehören, wer namentlich Geistlicher sein will, darf von der Lehre der symbolischen Bücher nicht abweichen, er muß ihr glauben. Im Allgemeinen also: das vermittelnde Moment, das ὀργανον λητπικον, wodurch Jemand wirkliches Glied der evangelischen Kirche und ihrer Gnadengaben ist und bleibt, wird in einen Act des verständigen Willens, in ein historisches Fürwahrhalten des ursprünglich in der heiligen Schrift geoffenbarten und aus ihr extrahirten Inhalts auf seine äußere Auctorität hin verlegt, um dadurch die Einheit der Lehre, damit aber die Kirche in ihrem Bestande zu erhalten. Zwar will auch der Supranaturalismus nicht unbesehens und blindlings sich einer Auctorität, der menschlichen nämlich unterwerfen, vielmehr macht sich das subjectiv vermittelnde protestantische Princip auch bei ihm geltend, indem er der Vernunft einen instrumentalen Gebrauch gestattet, die in der analogia fidei und den symbolischen Büchern aufgestellten Lehren nach der Sphäre der Begriffe zu classificiren; allein im Hintergrunde steht das katholische Princip der abstracten rein äußerlichen Objectivität, welches von dem „Gläubigen" eine passive Unterwerfung unter die Auctorität der Tradition, der Concilien und des Papstes fordert. Nur setzt der Supranaturalismus an die Stelle menschlicher Auctorität die der heiligen Schrift als göttliche, als „alleinige, höchste Glaubensnorm." Obgleich er nun recht gut weiß, daß dadurch „die Glaubenseinheit der evangelischen Kirche" nicht garantirt ist, so will er doch lieber diesen Widerspruch unaufgelöst stehen lassen, oder vielmehr, ganz wie die katholische Kirche mit ihrem anathema esto und ihrem Index librorum prohibitorum, durch die Verpflichtung auf absolute äußere Auctorität einer gegebenen Lehre und durch das Verbot, von ihren Bestimmungen abzuweichen, nicht zu Worte kommen lassen, als sich gleich den Reformatoren gegen eine solche tradirte Lehre von dem Mittelpunkte der fides aus mit demselben Rechte und derselben Freiheit sichtend und verbindend verhalten. Denn er fürchtet, durch Gewährung derselben dem subjectiven Ermessen des Einzelnen wirklich einen Standpunkt über der heiligen Schrift einzuräumen und so selbst zur Zerstörung der Glaubenseinheit, also der Kirche, die Hände zu bieten. Diese Unfreiheit kann aber nur dadurch vertuscht und begünstigt werden, daß dem Subject aufgelegt wird, sich durch den Glauben an die Lehre in der Gemeinschaft mit der Kirche zu erhalten, freilich nach einer Bedeutung des Wortes Glaube, welche nicht die ursprünglich christliche und evangelische, sondern ganz die vulgäre und katholische*) ist, nach welcher es nur das Vertrauen auf die Aussage eines Dritten, die Annahme einer Meinung auf dessen Aussage in sich schließt. Daß der Supranaturalismus hiemit ein wesentlich katholisches Element in sich aufgenommen habe, zeigt auf der einen Seite, wie diese vulgäre Bestimmung den Glauben ins Unbestimmte ausweitet, indem ihr gemäß, wenn auch der Accent auf das Hauptmoment desselben, auf die durch den Glauben zu erlangende Rechtfertigung, als „die Substanz" der christlichen Lehre, gelegt werden müsse, doch der ganze Stoff des traditionellen Lehrgebäudes als gleich wichtig, zum Bestande der evangelischen Kirche, wie zur Seligkeit des Einzelnen gleich nothwendig anerkannt, „geglaubt" werden soll. So daß z. B. Bickell (S. 30) allein in dieser positiven Grundlage, d. h. in der gesetzlichen Anerkennung der in der augsburgischen Confession enthaltenen Glaubenslehren ein festes Bollwerk" gegen den willkürlichen Gebrauch der heiligen Schrift und gegen die Erschütterung der Kirche in ihrem innersten Fundamente erblickt. Auf der andern Seite ist hierdurch der Begriff des Glaubens ebenfalls vollkommen katholisch veräußerlicht, indem das, was die verständige Willkür für wahr hält und halten soll, noch nicht dem innersten begreifenden Gedanken des Geistes eigen zu sein braucht, sondern etwas Fremdes, Auswendiggelerntes, Aufgezwungenes bleiben kann. — Werden nun auf diese Weise beide Bedeutungen dieses Stichwortes der evangelischen Kirche, ja des Christenthums selbst nicht scharf auseinander gehalten, sondern verwechselt, so kehrt das Manöver und, wenn Gewalt da ist, auch der Scheiterhaufen der Dominicaner immer wieder, wonach das Gebiet der Religion und des von ihr beseelten Lebens ganz in die Sphäre des Factums und seines Fürwahrhaltens, des Glaubens im katholischen Sinne gesetzt und das Abweichen von der „Lehre" auch für ein Zeichen der „mechanischen und naturalistischen Ansicht von religiösen Dingen," als der Vorbote des Antichrists und des gänzlichen Verfalles der Kirche angesehen wird. Eine Confusion, die auch jetzt noch zu den verderblichsten Mißverständnissen Anlaß giebt*), und deren Bickell sich in seinem Schriftchen durchgängig schuldig macht, indem er bald in jenes hohle, principlose Schwanken zwischen der Auctorität der heiligen Schrift und der symbolischen Bücher hineingeräth, das schon oben besprochen worden ist, — bald Einheit des Glaubens, bald Einheit der Lehre als Grundbedingung der evangelischen Kirche ausgiebt, und demnach den idealen Zustand der letzteren darin sucht, daß die einfache Forderung an die Geistlichen gestellt werde, sich nach der Lehre der Kirche zu richten, — bald diese Verwechselung als Vordersatz gebraucht, um darauf die Nothwendigkeit einer Verpflichtung zu basiren. Diese Confusion tritt besonders klar hervor in dem ersten Satze der Bickell'schen Schrift, und er soll desshalb, um das Gesagte anschaulicher zu machen, noch kurz beleuchtet werden.

(Fortsetzung folgt.)

*) Catech. Rom. I. 1. 1: Nos de ea fide loquimur, cujus vi omnino assentimur iis, quae tradita sunt divinitus.

*) Die Verwechselung zwischen Glaube und Lehre, an welcher der orthodoxe, fanatische Dogmatismus vorzugsweise seine Feder schärft, sollte namentlich die evangelische Kirchenzeitung zu überwinden suchen, da sie ja selbst durch einen ihrer Mitarbeiter hat schreiben lassen: „Das Proton Pseudos des Unglaubens ist nicht sowohl die Negation eines bestimmten Glaubensartikels, als vielmehr das Läugnen, daß es überhaupt eine wahre Erkenntniß der Wahrheit gebe." Jahrg. 1836, S. 469; vergl. 460.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Digitized by Google

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

13. März. № 62. 1841.

Ueber die Verpflichtung der evangelischen Geistlichen auf die symbolischen Bücher, oder Katholicismus und Protestantismus.

(Fortsetzung.)

„Wenn es unzweifelhaft ist," sagt dort Bickell, „daß Gemeinschaft des Glaubens als die Grundbedingung einer jeden Kirche betrachtet werden muß: so versteht es sich von selbst, daß durch die Diener derselben keine von dem bestimmten kirchlichen Glauben abweichende Lehren verkündigt werden dürfen." Es sieht Jeder leicht, daß das Schiefe und Mißverständliche dieser Argumentation in der doppelten Bedeutung des Wortes Glaube zu suchen ist. Heißt Gemeinschaft des Glaubens so viel als Einheit des Princips, worin die speculative und religiöse Versöhnung für das Subject vermittelt wird, so ist die Consequenz Bickell's falsch und einseitig. Denn das Princip, die „Substanz," worin ich mich mit Andern in Gemeinschaft weiß, kann anerkannt und festgehalten werden, jedoch die dialektische Selbstverständigung über dasselbe, welche es in erbaulicher oder systematischer Form zum Bewußtsein bringt und beweist, eine ganz verschiedene „Grundlage," einen ganz andern Ausgang und Verlauf haben; so daß nicht nur bei dem methodischen Fortschritt hinsichtlich der Explication und Vergewisserung der christlichen „Lehre," des identischen Inhalts, das Wissen um den Glauben später ganz anders als früher vermittelt wird, sondern auch geradezu einzelne Lehren theils gänzlich ausgeschieden, theils bedeutend modificirt sein können, und dennoch reicht das Princip in dieser methodischen Entfaltung zur Belebung und Erfüllung des religiösen Gemeinbewußtseins vollkommen aus. Einen entscheidenden Wendepunkt bildet in dieser Hinsicht die speculative Theologie, welche mit Schleiermacher und der Anwendung des Hegel'schen Philosophems durch Marheineke u. A. anfängt. Diese verlassen die hergebrachte methodische Anordnung und Beweisführung der christlichen „Lehren" gänzlich, wonach dieselben theils bloße locale und temporelle Form blieben und von allem concreten Inhalt entleert wurden, theils der letztere auf gut Glück hin dem Subjecte durch die Auctorität der Offenbarung und Inspiration andemonstrirt werden sollte. Nichts desto weniger sind Beide nicht nur nicht aus der „Gemeinschaft des Glaubens" herausgefallen, vielmehr haben Beide erst die Einheit des protestantischen Princips als wissenschaftliche Theologie herausgesetzt und zu Verstande gebracht, indem und so weit sie die einzelnen Lehren als Momente desselben entwickelten. Mag nun der Eine diese Einheit (des Inhalts und der Form) in der immanenten, sich selbst genügenden logischen Entfaltung der Idee, der Andere in den Aussagen des frommen Selbstbewußtseins, des christlichen Gemeingeistes nachweisen: Beide stimmen darin überein und sind damit dem Principe des Protestantismus vollkommen treu, daß sie das Objective, Göttliche, Absolute als eine Bestimmtheit des selbstbewußten Geistes auffassen, ungeachtet sie die freieste Kritik gegen bisher „geglaubte" Thatsachen und Lehren handhaben, wie z. B. Marheineke den locus von den Engeln in seiner Dogmatik nicht einmal erwähnt, und Schleiermacher oft genug nur in Zusätze früher als wesentlich behandelte Lehren verweist. — Es ist jene Consequenz aber auch einseitig: denn zur Gemeinschaft des Glaubens gehört neben dem Dienste am göttlichen Worte auch die Verwaltung der Sacramente als der Symbole dieser Einheit, welche eben so unbeschadet der letzteren auf die verschiedenste Weise innerhalb der Kirche dispensirt werden. — Sollten nun die Geistlichen in dem Sinne verpflichtet werden, daß sie keine von dem kirchlichen Glauben, d. h. der kirchlichen Lehre abweichende Lehren verkündigen dürften, so müßten sie, um der Forderung streng nachzukommen, auf das pure, bloße Auswendiglernen und Wiedergeben der ausgebildeten Lehrsätze beschränkt werden. Dadurch aber wäre ihnen direct gegen das Princip der evangelischen Kirche der Erwerb und die Mittheilung einer ihnen selbstbewußten und gewissen Erkenntniß der christlichen Wahrheit, die lebendige Aneignung und geistige Verdauung unmöglich gemacht, da Lehrsätze an und für sich nur zu erkennen geben, was erkannt ist, ohne diese Erkenntniß selbst im Subjecte zu vollziehen. Es wür-

Digitized by Google

den sich daher dieselben kirchlichen Zustände wiederholen, wie zur Zeit der Lutherischen Orthodoxie, gegen welche die Reaction des älteren Spener'schen Pietismus das wahre und berechtigte Moment war. Mit den Geistlichen wären aber auch die Laien mitverpflichtet, oder müßten mitverpflichtet werden, da die ersteren die nächsten Vermittler des volklichen religiösen Lebens sind. Da aber das nicht geht, sondern eher noch die Geistlichen, um „in Amt und Brod zu kommen," reversiren, hinsichtlich des Volkes aber jeder Unterschied zwischen Geistlichen und Laien in Folge des rechtfertigenden Glaubens aufgehoben, dieses also an seine eigene freie Ansicht gewiesen ist, falls ihm die mitgetheilte „Lehre" nicht gefallen oder ans Herz kommen sollte: so würden die Geistlichen, um nicht mehr zu sagen, dieser Verpflichtung nur den traurigsten Conflict mit der über die Schulbestimmungen hinaus entwickelten protestantischen Welt- und Lebensansicht zu verdanken haben. Um nun weiter diesem zu begegnen, müßte Beiden, dem Volke wie den Geistlichen, die ganze protestantische Litteratur von einem evangelischen Rom aus von Rechts wegen verboten werden. Dies setzte jedoch nach Royer Collard's Ausdrucke ein unmögliches Ministerium voraus, und Bickell, sammt der pietistisch-orthodoxen Richtung, für welche er das Wort ergriffen hat, wird von einer Verpflichtung der Geistlichen auf die symbolischen Schriften in einem dem Wesen der katholischen Kirche gemäßen Sinne abstehen müssen. Die evangelischen Geistlichen aber haben sich eine Verpflichtung auf das Princip des Protestantismus, wie es in der Augsburgischen Confession und deren Apologie ausgesprochen ist, nicht nur gefallen zu lassen, sondern müßten auch recht nachdrücklich darauf bestehen, daß Alle mit freier Uebereinstimmung dieselbe ablegten, damit ihr Stand zu Ehren und Gedeihen komme, ein geistlicher, d. h. durch den Geist der Wahrheit und der Liebe beseelter und wirksamer, also herrschender sei. Denn nur durch den Glauben selbst, durch die persönliche begeisterte Aneignung und systematische Erkenntniß der christlichen, als der allgemeinen, absoluten Wahrheit, durch ein freies wissenschaftliches Erfassen derselben, wodurch der Geistliche ihrer als „der Substanz" seines eigenen Wesens inne und gewiß wird, kann die evangelische Kirche sich „diesen theuren, von den Reformatoren errungenen Glauben" auf das Gewisseste bewahren und alle Angriffe des Papismus, Naturalismus, Mechanismus, ja des Antichrists selber ruhig abwarten. —

Was nun diesen kurhessischen Symbolstreit im Ganzen anbetrifft, so bildet freilich der alte Kampf zwischen Tradition und Speculation, zwischen der durch bloße Ueberlieferung gebotenen passiven Annahme und der auf freie Einsicht gegründeten Intussusception der religiösen Wahrheit seine Grundlage: es sieht aber auch Jeder nach dem bisher Gesagten auf den ersten Blick, daß er seine eigenthümliche Färbung und sein positives Interesse gerade jetzt nur dadurch erhält, daß in ihm das protestantische Princip der Wahrheit und Selbstgewißheit, des Glaubens mit den ihm feindseligen abstracten Richtungen von Neuem in Collision gekommen ist. Darin gerade liegt seine Bedeutung, daß dieser Streit seine letzte Wurzel in der Krisis hat, durch welche der Protestantismus seit den letzten 50 Jahren hindurchgehend sich mehr und mehr selbst begreift und durchführt, und die hierarchisch-objectiven Elemente, welche aus dem Katholicismus mit in unsere Kirche herüber genommen worden sind, und sich immer wieder bewußt und unbewußt in Schule und Kirche geltend zu machen gesucht haben, bestimmter erkennt und ausscheidet, — eine Krisis aber, welche ebenso die fortbildende Kraft des protestantischen Princips, wie den sicheren Bestand der aus ihm hervorgegangenen Kirche garantirt. — Es war die größte That Luther's, die Kirche auf sich selbst, auf die Macht des heiligen absoluten Geistes in ihr zu gründen, alle äußere Gewalt zu deren Stütze zurückzuweisen, alle Erleuchtung, Heiligung und Seligkeit „im rechten einigen Glauben" nur von diesem Geiste zu erwarten. Erst damit ist die Idee des Katholicismus als einer heiligen, allgemeinen (catholica) christlichen Kirche, die Idee, daß der Geist auch im Staate und überhaupt in allen objectiven Sphären der menschlichen Gemeinschaft Herr sei, auf ihre Wahrheit zurückgeführt. Je weniger nun der Staat denselben nicht außer sich hat, sondern als den wirklichen in sich weiß, als die unterste Grundlage des gesammten Volkslebens anerkennt, um so mehr wird das hierarchische Element, welches Staat und Kirche trennt, und der Regierung wie dem Volke die Knechtschaft wie die Furcht des Gesetzes auflegt, aus demselben geschieden und der Gemeingeist der Liebe, des freien Gehorsams an seine Stelle treten. Der protestantische Staat hat also gerade in der Erweckung und Belebung dieses Geistes, in der Verbreitung der auf ihn zurückweisenden Intelligenz auf Schulen und Universitäten die sicherste Grundlage seines Bestandes aufzusuchen, und die lächerliche Furcht zu verbannen, als werde dieser Geist jemals sich selbst verfinstern oder bekämpfen. Ja er hat die freie Ausbildung jener Intelligenz recht eigentlich zu begünstigen, namentlich aber den Geistlichen zur Pflicht zu machen, weil sie berufen sind, die höchste Idee eines Reiches Gottes auf Erden, einer Gemeinschaft der Heiligen durch Ausspendung des Wortes und der Sacramente zu verkündigen, damit sie selbst mit freier Liebe diesem heiligen Geiste, also dem Principe des protestantischen Staates, nicht aber wieder irgend einem Papste gehorchen lernen, und einen gleichen freien Gehorsam, die Gerechtigkeit allein aus dem Glauben

Digitized by Google

auch dem Volke predigen. Die Verpflichtungsfrage ist somit wirklich auf der einen Seite eine Lebensfrage des christlich-protestantischen Staates, — denn dieser ist der Idee nach eins mit der Kirche und hat mit ihr dieselbe Grundlage, — sie gehört zu seinem Ressort, in so fern der Geistliche durch den Revers seine bewußte Treue gegen das staatliche Princip zu beurkunden hat. Die wahre Sicherheit aber muß auf der anderen Seite der Staat durch seine regierenden Organe in sich selbst, in der Gewißheit haben, daß er sich dem Principe des Protestantismus treu weiß und nicht selbst noch in der Unfreiheit und Angst des Katholicismus befangen ist, als ob er erst von dem Geistlichen, seinem Reverse oder seiner Tonsur eine Sicherung seines Bestehens erwarten oder erbitten müsse. Der Revers also kann seiner wahren Bedeutung nach nur sein ein freies Bekenntniß zu dem Principe des Protestantismus, nicht um mittels desselben den Bestand der Kirche zu garantiren, — denn der die Kirche berufet, sammelt, erleuchtet und bei Jesu Christo erhält, ist ihr eigener Geist, — sondern um die Ueberwindung der katholischen Elemente eines Gesetzesdienstes innerhalb der evangelischen Gemeinschaft als Princip der Pastoralwirksamkeit auszusprechen, und damit dem deutschen christlichen Volke die volle Freiheit des Evangeliums zu geben. —

Nicht minder aber muß es nach dem bisher Gesagten klar sein, daß es sich in diesem Streite wirklich um den principiellen Gegensatz des Protestantismus gegen den Katholicismus handelt, und daß die beiden Hauptdenkweisen der modernen theologischen Wissenschaft, welche bereits zu einer geschichtlichen Bedeutung gelangt sind, die rationalistische und supranaturalistische, das protestantische Princip noch nicht vollkommen in sich aufgenommen und verarbeitet haben, vielmehr auf eine weitere Entwicklung desselben, wie sie durch die neuere speculative Theologie eingeleitet ist, hinweisen. Denn der beiden anderen Richtungen, welche sich auch in diesem Streite haben vernehmen lassen, von denen die eine durch Kling vertretene unbefangene oder vermittelnde selbst nur ein Zwittergewächs dieser neuen Theologie ist, die Vilmar'sche orthodox-pietistische aber mit dem Katholicismus selbst offene Compagnie macht, nicht zu gedenken: so stellen sich zwar der Rationalismus wie Supranaturalismus gemeinschaftlich dem papistischen Irrthum entgegen; allein es bedarf wohl keiner weiteren Ausführung, daß sie, indem die evangelische Wahrheit, ihre Entwicklung wie ihre Verkündigung, durch Auctoritäten, gleichviel welche, fixirt und normirt werden soll, in der That beide das Hauptstück im ganzen christlichen Wesen, den Glauben noch nicht begriffen, vielmehr das katholische Princip noch an sich haben, consequent also über den Widerspruch des Katholicismus, das Innere zu veräußerlichen und die Wahrheit und Seligkeit der Religion in ein Fürwahrhalten von Lehren und Thatsachen zu setzen, nicht hinauskommen. Von diesem inneren Widerspruche hat sich nun die evangelische Kirche in ihrem Princip ganz und für immer losgesagt, und damit das Christenthum theils in seiner vollen Reinheit und Würde zu begreifen möglich gemacht, theils der Religion das ihm wesentliche Gebiet wiedergegeben, während der Katholicismus fortgehend an diesem Widerspruche kränkeln und in steter Opposition mit der protestantischen Wissenschaft und Politik bleiben wird, bis er von der Macht des Geistes, gegen den er sich in seiner starren unmittelbaren Objectivität schon jetzt nicht mehr behaupten kann, auch geschichtlich überwunden sein wird. — Es ist zum Beleg des Gesagten wichtig, diesen seinen inneren Gegensatz gegen den Protestantismus schärfer zu bestimmen und auf eine einfache Formel zurückzuführen.

Wird nun nach der principiellen Differenz beider Kirchen von einander gefragt, so bietet sich zugleich Gelegenheit dar, dem Verdachte zu begegnen, als sei in dem Bisherigen jener fürnehmste Artikel der christlichen Lehre vom rechtfertigenden Glauben mehr oder minder in einen logischen Proceß umgebogen und eine Art dialektischer Versöhnung daraus gemacht worden, als sollte die Partei Derer vertreten sein, welche dem von „dem positiven Glauben abgewendeten Zeitgeiste" Weihrauch streuend, „die Hauptlehren der protestantischen Kirche, namentlich auch die Rechtfertigungslehre" alterire oder gar „öffentlich verwerfe." Ganz im Gegentheil soll gerade die durchgreifende und seligmachende Bedeutung dieses Hauptstückes der ganzen christlichen Lehre entschiedener herausgesetzt und nachgewiesen werden, daß in demselben nicht nur „das Wesen, die Substanz" des Christenthums an sich, d. h. das die evangelische Kirche, die protestantische Welt- und Lebensansicht bildende und gestaltende Princip, sondern auch der Gegensatz gegen den Katholicismus in aller Schärfe ausgesprochen ist. Der Widerspruch desselben in sich und gegen die evangelische Kirche liegt aber darin, daß innerhalb des Katholicismus der menschliche Geist nicht ursprünglich und an sich als mit dem göttlichen identisch gesetzt, sondern so aufgefaßt wird, daß dem letzteren eine besondere, von dem menschlichen Geiste wesentlich verschiedene Substantialität zukomme. Wenn nun gleich nach dem Symbol der Kirche, wie es auch ausdrücklich in dem III. Artic. A. C. gewiß nicht ohne Divination dieser Grunddifferenz beider hervorgehoben wird, in dem Gottmenschen die ungetheilte Einheit und Verbindung der göttlichen und menschlichen „Natur" dem christlichen Gemeinbewußtsein gegeben ist, so kann doch unter Voraussetzung jener substantiellen Verschie-

Digitized by Google

denheit*), wie sie aus dem Zusammenhange der katholischen Ansicht mit Nothwendigkeit resultirt, der göttliche Geist nie dem menschlichen immanent werden, sondern bleibt ihm fremd und äußerlich, ein transcendenter. Die an sich seiende Einheit des göttlichen und menschlichen Wesens, wie sie in dem Objecte des christlichen Glaubens, in der Person des Gottmenschen dargestellt ist, soll aber doch concret, für jedes einzelne Subject vollzogen, von jedem Gläubigen nacherlebt werden. Es kann folglich bei der substantiellen Verschiedenheit der beiden „Naturen" nicht zu der inneren Vermittlung, sondern nur zu dem äußeren Mechanismus des Glaubens, d. h. des Fürwahrhaltens jener absolut einzigen, nur einmal vorgekommenen Thatsache der Vereinigung des göttlichen und menschlichen Wesens kommen. Beide bleiben von da an, wie der Substanz nach verschieden, auch der That nach getrennt, so daß dem Subjecte, weil nicht das Wesen, auch nicht die Seligkeit der göttlichen „Natur" mitgetheilt und das Ziel der Religion, die Versöhnung erreicht werden kann. Die einfache Consequenz dieser specifischen Verschiedenheit ist also eines Theils das Zurückstellen, ja das thatsächliche Annulliren der kirchlichen Lehre von der Menschwerdung Gottes, wie dies in der Spitze des ganzen katholischen Cultus, in der Lehre von der momentanen Wandlung des Brodes und Weines in das Venerabile, in den substantiellen Gott bewiesen ist; andern Theils die Unmöglichkeit, dem Gewissen durch diesen außer ihm bleibenden Vorgang den Trost der Absolution zu gewähren. Dieser innere Widerspruch, sammt seiner Unseligkeit, kam nun Luther in jener weltgeschichtlichen Gewissensangst zum Bewußtsein. Er aber überwand die Kluft und Höllenqual desselben durch den Glauben, kraft dessen es dem Individuum, weil es an sich „göttlichen Geschlechts" ist, auch möglich ist, die Sünde, dieses Fürsichseinwollen, zu negiren und dadurch gerechtfertigt zu werden, daß es das Verdienst Christi, vermöge dessen er die Einheit des göttlichen und menschlichen Wesens im Leben und Tode bewiesen hat, ergreift, um es kurz mit Schleiermacher zu sagen, daß „es die Vollkommenheit und Seligkeit des Gottmenschen sich aneignet."

Dieser rechtfertigende Glaube ist nun recht eigentlich das Losungswort der evangelischen Kirche, das Princip des sittlichen und religiösen Lebens ihrer Bekenner. Die Freiheit, welche er dem Individuum gab, sich selbst durch diesen apprehendirenden Act mit Gott in unmittelbaren Conner zu setzen, mußte aber früh genug einen entschiedenen Bruch nicht nur mit der katholischen Absolutionslehre, sondern überhaupt mit der päpstlichen Hierarchie herbeiführen. Diese religiöse und sittliche Emancipation des Individuums, als Princip des Gesammtbewußtseins die evangelische kirchliche Gemeinschaft gestaltend, bedingte nämlich sowohl eine theilweise Aufhebung als wesentliche Modification aller bisherigen Institutionen des Katholicismus, wonach die Versöhnung des Menschen mit Gott an reine Aeußerlichkeiten geknüpft war, die sich in dem Glauben an die absolute, alle irdische und himmlische Gewalt umfassende Souverainetät des Papstes als vicarius dei zuspitzten. Als Reaction gegen dieses veränderte christliche Bewußtsein und seines der Klöster, Mönche, Pfaffen, auch des obersten Pfaffen nicht mehr bedürfenden Cultus seitens der katholischen Kirche mußte aber eine Krisis (im 30jährigen Kriege) eintreten, deren Resultat in der politischen Emancipation vorliegt, wonach das Princip der modernen Staaten nicht nur in Deutschland, sondern rückwirkend auch in rein katholischen Ländern das Princip der Souverainetät geworden ist, indem das alte Lehnsverhältniß zum Papste von wegen der zwei Schwerter Petri unter diesen Voraussetzungen nicht mehr bestehen konnte. Der Katholicismus und seine Hierarchie muß daher mit dem protestantischen Staate in fortwährendem Conflicte bleiben. Denn da Sr. Heiligkeit, als dem Statthalter Christi, gleich diesem „alle Gewalt im Himmel und auf Erden vom Vater gegeben ist," darauf aber die päpstliche Existenz beruht, so muß der römischen Curie Alles daran liegen, die Prämissen wie die Folgerungen dieser prätendirten absoluten Autorität aufrecht zu erhalten, damit nicht etwa die Gewissen der katholischen Unterthanen sich vom geistlichen Gehorsam emancipiren und der Angst um das ewige Heil ihrer Seele durch das Ergreifen des Verdienstes Christi als des einigen „Hohenpriesters" sich entledigen. Eine Prätension, welche der protestantische Staat, seinem Princip nach die Erscheinung der Kirche selbst, als directen Angriff auf seine christliche Grundlage sich verbitten muß. Hieraus erklärt sich zugleich, wie der Gegensatz gegen den Katholicismus in Sachen der gemischten Ehen so hat geschärft werden können. Denn da im ehelichen Leben der Brennpunkt eines gesunden Staatslebens liegt, so muß, wenn Connubien gemischter Confession, also auf protestantischen Grundlagen gestattet werden, das Eindringen des evangelischen Glaubens als des Erbfeindes in das Herz der Hierarchie eben so leicht als gefährlich sein. —

(Fortsetzung folgt.)

*) Man vgl. über die unentschiedene und selbst feindselige Stellung des Katholicismus gegen diesen Artikel Guerike, allgem. christliche Symbolik S. 248 und 249, Anm. 13, und Dorner, Entwicklungsgeschichte der Lehre von der Person Christi, 2. Periode.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Digitized by Google

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

15. März. № 63. 1841.

Ueber die Verpflichtung der evangelischen Geistlichen auf die symbolischen Bücher, oder Katholicismus und Protestantismus.

(Fortsetzung.)

In der Gewißheit dieser festen christlichen Grundlage — denn Festeres hat sich in der Weltgeschichte noch nicht bewiesen, als das Christenthum — haben weiter die protestantischen souverainen Staaten die epistemarische Thätigkeit des Geistes eben so wenig zu fürchten, als sie dieselbe zu unterdrücken im Stande wären. So weit wenigstens sind sie von dieser Furcht befreit, daß sie nicht mehr, wie das Oberhaupt der katholischen Kirche noch in der neuesten Zeit, freilich nach einem sehr richtigen Instincte, ihren Gelehrten selbst den Besuch der Versammlungen der Naturforscher glauben verbieten zu müssen. — Es gehört mit zu den wunderbaren Manifestationen „des Weltgeistes," daß er sich nur „hintennach sehen läßt," oder wie es gemeinhin ausgedrückt wird, daß er Großes durch Kleines vollbringt, und dem nachsehenden endlichen Geiste den Triumph vergönnt, alles Wirkliche, den Proceß der Geschichte wie der Natur, als Offenbarungen der höchsten „absoluten Vernunft," als „Momente der göttlichen Weltregierung" zu begreifen. In der That aber ist es das kleine Wort Glaube gewesen, welches das Räthsel des „unbekannten Gottes" gelöst und die alte Sphinx vom Felsen Petri gestürzt hat, indem es nicht nur die Wahrheit des „geoffenbarten" Wortes, wonach sich Gott in dem ganzen Verlaufe der Geschichte „nicht unbezeugt gelassen und überall Maß, Ziel und Ordnung gesetzt hat, daß sie ihn fühlen und finden möchten," verstehen gelehrt, sondern auch die „Creatur frei gemacht und ihr Sehnen und Aengsten" in Einheit und Zusammenstimmung aufgelöst hat. Nachdem dieses Wort wieder gefunden war, und der Geist sich dadurch von der Furcht vor „Hölle, Tod und Teufel" befreit wußte, konnte er, seines Heils in sich selbst gewiß, nach seiner ganzen Intensität dem Gebiete der Erscheinungen sich zuwenden, ohne befürchten zu dürfen, durch seine kosmischen und siderischen Entdeckungen ferner die heiligen Ueberlieferungen einer kindlichen Weltanschauung zu verletzen, oder seine eigene Seligkeit zu verscherzen. Denn wie dieses Wort vom Glauben, als der Trost der Religion, zuerst in dem Gewissen Luther's nach langen inneren Kämpfen befreiend und versöhnend einschlug, so stellte es sich nicht minder in den Mittelpunkt jener schon lange vorher gebildeten schöpferischen Atmosphäre, jenes durch das Zusammenwirken der früheren Bildungsmomente*) erweckten Triebes des Wissens und Entdeckens, und die erste leichte Anwendung desselben auf dieses Gebiet war, daß es dem Weltgeiste die unmittelbare Gewißheit der Identität des göttlichen und menschlichen Wissens um das Sein der Dinge gewährte, aber nur um diese Gewißheit aus sich heraus zu setzen, und von diesem Mittelpunkte aus den ganzen Kreis der Erscheinungen sichtend, ordnend, vertheilend zu durchlaufen: eine Contraction und Expansion des Geistes, welche jeder geschichtlichen Epoche eigenthümlich ist, und deren zusammenwirkende Erfolge schon für sich jede Reaction für das Alte, Ueberlieferte, Abgelebte vereiteln. Jene Männer, welche ihre Entdeckungen lange zurückhalten, ihre Weisheit als unbiblischen Irrthum abschwören**), oder gar mit dem Leben büßen mußten, sind trotz dem die Vorläufer und Ausbildner des protestantischen Princips gewesen, und stellen in ihren Leiden und Kämpfen nur die Geburtswehen der neuen Zeit dar, in welcher wir die Frucht ihrer Begabung, wie ihrer Entbehrungen genießen. Und jene Jahrhunderte nach der Reformation, wie arm an selbständigem, religiösem Leben sie auch erscheinen, sind doch die reichsten an physikalischen und philosophischen Entdeckungen; der Reichthum aber und die formlose Mannigfaltigkeit des Inhalts hat doch nur unter uns Protestanten zu der systematischen Einheit des Wissens ausgebildet werden können, welche, ausgehend von der Einen und gleichen Wahrheit des Geistes,

*) Man vgl. darüber die kurze, von einem anderen Gesichtspunkte aus versuchte Darstellung des Ref. in seiner „Deutschen Theologie," S. 47 (Leipzig 1839, bei Otto Wigand).

**) Wie Galilei mit Berufung auf act. 1, 11: Quid statis hic otiosi, viri Galilaei, aspicientes in coelum?

Digitized by Google

in der Wechselwirkung der empirischen und speculativen Momente dieses Weltganze in seiner Ruhe und Bewegung als eine Schöpfung Gottes, als Symbol und Offenbarung des absoluten Geistes begreifen läßt. — In dieser letzten Instanz aber findet erst unsere christlich-protestantische Welt- und Lebensansicht den Abschluß und die vollendete Einheit, an welcher es dem Katholicismus mangelt. —

Jener Widerspruch nämlich, der oben auf Seiten des katholisch-religiösen Lebens nachgewiesen wurde, kehrt hier noch einmal auf dem Gebiete der Weltanschauung wieder und fixirt da objectiv dieselbe Trennung Gottes von der Welt, wie oben subjectiv von dem menschlichen Geiste. Indem nämlich der heilige katholische Glaube zur Voraussetzung hat, daß Gottes Wesen ein von dem menschlichen verschiedenes sei, so kann er auch Gott nur im Gegensatze zum Weltganzen überhaupt, als außer- und überweltlich auffassen. Hiernach ist aber auch nicht eine vollendete Totalität im Sein der Dinge, sondern zwei Welten giebt es und zweierlei Wissenschaft um dieselben, eine vollkommene, heilige, göttliche, und eine unvollkommene, profane, menschliche. Beide bleiben außer und neben einander; die Idee, das Absolute kommt nicht dazu, das Unvollkommene, Beschränkte aufzuheben, sondern läßt es außer sich stehen, womit denn die Welt, statt gemäß der Idee die Unendlichkeit in sich zu haben, im Widerspruche mit derselben zu einer endlichen, die Gottheit beschränkenden gemacht ist. — Diese Ansicht von der Welt gründet sich auf die Vorstellungen des sinnlichen, empirischen Erkennens, von welchen überall der Geist auszugehen hat. Der Natur dieses Erkennens ist es aber wesentlich, die Gegenstände, mit welchen es in Beziehung tritt, nur als diese einzelnen Dinge in ihrem abstracten Fürsichsein für wahr zu nehmen, das Sein nur als Da- und Sosein in seiner zerfließenden Vereinzelung und zusammenhangslosen Mannigfaltigkeit aufzufassen und festzuhalten. Auf dieser Stufe des erkennenden Geistes ist die Welt in Natur und Geschichte nichts weiter als der Inbegriff des Daseienden und Geschehenden in seiner Vereinzelung; beide bieten keinen zusammenhängenden Verlauf, sondern nur das auf- und abtauchende Mit- und Nacheinander einzelner sinnlicher Facta und Gestalten ohne verknüpfende Nothwendigkeit dar; die Wahrheit der Natur und Geschichte ist nicht die, Träger einer Allgemeinheit, Symbol der Idee, die Wirklichkeit des sich darstellenden und entwickelnden Geistes zu sein, vielmehr besteht sie in der empirischen Aufzählung und Richtigkeit der Thatsachen. Diese sinnlichen Anfänge der Erkenntniß bilden nun die Grundlage der katholischen Ansicht von dem abstracten Fürsichsein, der starren, bewegungslosen Aeußerlichkeit und Objectivität des Göttlichen. Denn aus ihren Elementen ergiebt sich keine andere Weltansicht, als die alte griechisch-heidnische, wie sie am bestimmtesten der astronomischen Religionsphilosophie des Aristoteles zu Grunde liegt, die kindliche Weltanschauung des sinnlichen Scheines. Die Welt ist keine vollendete Totalität, sondern ein nach seinen räumlichen Dimensionen geschlossenes, kugelförmiges, also endliches, beschränktes Ganze. Oben der Himmel, unten die Hölle, in der Mitte auf der Erde der Schauplatz der von oben und außen plötzlich und punctuell hereintretenden göttlichen Providenz. Der außer- und überweltliche Gott, wie er dem endlichen Subjecte nur äußerlich und zusammenhangslos einst seine Gegenwart durch Theophanien, Zeichen und Wunder geoffenbart, als wirklich bewiesen hat, um nachher diese Erde eben so leibhaftig wieder zu verlassen, kann deshalb überhaupt nur als dieses einzelne, materielle Ding, in sinnlicher Gestalt, als Knochen, Rippe, Blutstropfen, Sanctissimum, als todte Reliquie, als das caput mortuum des Göttlichen von den Gläubigen angeschaut und adorirt, nicht aber als präsenter, heiliger Geist gewußt und angebetet werden.

Diese abstracte Trennung des Göttlichen und Menschlichen, dieses Abhalten des Absoluten von der Welt ist nun durch das protestantische Princip des Glaubens, für welchen die Einheit des Göttlichen und Menschlichen concret, ihre Gemeinschaft eine stetig präsente, ewige ist, aufgehoben, dadurch aber eine völlige Umkehr der religiösen Welt- und Lebensansicht ausgesprochen worden, welche die alte katholische, die der Transcendenz und eines außerweltlichen Gottes, von der modernen, protestantisch-christlichen, der Immanenz, des in Natur und Geschichte sich „bezeugenden" Gottes für immer geschieden, und den religiösen Dualismus, welcher sich innerhalb der Gegensätze von Diesseits und Jenseits bewegt, ein für allemal überwunden hat. So groß aber ist die Macht dieses Wortes, so sehr die Wahrheit und Consequenz des Protestantismus, daß selbst die evangelische Kirchenzeitung den Grundsatz der Immanenz zu adoptiren sich genöthigt gesehen hat, um nur damit sich gegen den sie von allen Seiten bedrängenden „Weltgeist" halten und ferner mit Ehren durch die Welt kommen zu können. Bickell thut daher sehr Unrecht, wenn er den Rationalismus nicht undeutlich mit dem Naturalismus in eine Linie stellt, da eine Welt ohne immanenten Gott eben auch keine andere als eine „naturalistische Religionslehre" geben, er also als Supranaturalist sich die Zurechtweisung der evangelischen Kirchenzeitung (Vorwort 1836) gefallen lassen müßte. —

In diesem Principe der Immanenz — denn der Glaube ist nur die unentwickelte Idee desselben — liegt ferner der Schlüssel zu dem Vorwurfe des Pantheismus, womit so Viele ihre Urtheile hinsichtlich der speculativen

Digitized by Google

Theologie zu würzen pflegen, und es wäre ihnen anzurathen, diese Gerichte etwas mehr durchzukosten, als sie sogleich um dieses Beigeschmacks willen bei Seite zu schieben. Sie würden dann sehen, daß Hegel wie Schleiermacher, diese Sprecher der neuen Zeit, deswegen in den Geruch pantheistischer Ansichten gerathen sind, weil Beide Schärfe des Gedankens genug hatten, kraft jenes fürnehmsten Hauptstückes vom Glauben den Grundsatz der Immanenz, der Einheit des Göttlichen und Menschlichen als Princip der protestantisch-christlichen Welt- und Lebensansicht auszusprechen und zu begründen. Denn als freie Anwendung auf die Weltanschauung selbst ist dieses Princip so weit entfernt von Pantheismus, daß damit erst die entschiedene Lossagung von dem Pantheismus der katholischen Kirche und ihres abgöttischen Cultus erreicht ist. Ruht die protestantische Ansicht von dem Verhältniß des Göttlichen zum Menschlichen, zur Welt überhaupt darauf, daß der göttliche Geist in Natur und Geschichte die vermittelnde, schaffende und gestaltende Potenz gewesen ist, auch ehe er als immanenter gewußt wurde, so wäre, wenn man dies Pantheismus nennen wollte, einfach zu erwiedern, daß dies nur der speculative Ausdruck für die Mosaische und Johanneische Darstellung des Verhältnisses Gottes zur Welt sein würde. Wenn hingegen nach der katholischen Ansicht der consecrirende Priester die Macht hat, die Materie, deren Qualität hier keinen Unterschied macht, zu transsubstantiiren, d. h. sie in einen leibhaften, sichtbaren Gott zu verwandeln, um sie als solchen, als Sanctissimum zu göttlicher Adoration den Gläubigen vorzuhalten, — und wenn diese Transsubstantiation als die Spitze des Cultus, wie als das offenbare Mysterium des christlichen Glaubens angesehen werden soll: so ist nach dieser katholischen Kategorie der Verwandlung sowohl der Priester, der Mensch, ich will nicht sagen übergöttlichen, sondern wenigstens vollkommen gottgleichen Wesens, denn Gott gehorcht ihm, als auch ist die Materie nicht Accidenz, Träger oder Symbol der göttlichen Substanz, sondern sie wird und ist durch und durch der sichtbare Gott selbst. Damit ist aber die Idee der Immanenz nicht nur ganz grob und handgreiflich gefaßt, sondern auch zum wirklichen Pantheismus verbogen, da jeder begreifliche Unterschied Gottes von dem creatürlichen Sein negirt und auf die unfaßbare Spitze eines geheimnißvollen Glaubens gestellt wird. Ein Ergebniß, das der Idee des Absoluten eben so geradeweg widerspricht, als es der Ansicht von der Transcendenz gemäß ist, da nach derselben Gott gar nicht mit der Welt zusammengebracht, vermittelt werden, vielmehr die sinnliche, unmittelbare Erkenntniß, auf welcher die Transcendenz fußt, auch nur einen sinnlichen unmittelbaren Gott produciren kann. Nach der protestantischen Kategorie der Vermittlung hingegen geht das Göttliche weder im Menschlichen, noch das Menschliche im Göttlichen zur unterschiedslosen Indifferenz auf. Denn das Göttliche wird nicht der objectiven Regel eines ihm fremden Daseins unterworfen, sondern es nimmt die menschliche „Natur," das menschliche Wesen an, welches an sich das göttliche ist, und anderseits versinkt nicht die menschliche Individualität in den Abgrund der göttlichen, sondern negirt nur ihr Fürsichseinwollen, um das eigene wahre Wesen, das göttliche, in dieser freien, selbstbewußten Hingabe, im Glauben, zu gewinnen. —

Hierin liegt denn zuletzt die Deutung von dem geheimnißvollen „Geiste der symbolischen Bücher," der fast in diesem ganzen Streite das Stichwort gewesen ist, um sich mit demselben aus der Verwicklung zu helfen; etwa wie es bei Kling heißt: „Es kommt also auf den Geist, nicht auf den Buchstaben der bekennenden Sätze an. Dieser Geist aber ist nichts Vages, der Subjectivität, der Willkür der Einzelnen Anheimgegebenes, sondern er ist sicher zu erkennen aus dem Ganzen der in diesen Schriften ausgeprägten Denkweise, aus dem Zusammenhange des reformatorischen Glaubens und Lebens, und aus dessen Gegensatze gegen ein das ganze Kirchenthum inficirendes System von Irrthum und Aberglauben." Natürlich ist dieser Geist der bekennenden Sätze nichts Vages, kein abstractes, jenseitiges, für sich bleibendes Fluidum; vielmehr ist er ein concreter, in die Welt eintretender und sich mit ihr vermittelnder. Als solcher ist er sicher daran zu erkennen, daß in dem Ganzen der in diesen Schriften ausgeprägten Denkweise, aus dem Zusammenhange des reformatorischen „Glaubens und Lebens" sich das Princip der Immanenz klar genug darstellt. —

Nach dem Gesagten muß also dem fixen Katholicismus der Vorwurf gemacht werden, daß er weder die abstracte jüdische Trennung Gottes von der Welt, noch die pantheistisch-heidnische einer Identification desselben mit der Materie durch den christlich-protestantischen Begriff der Immanenz beseitigt habe. Sollte hiegegen eingewendet werden, daß die Momente des katholischen Cultus, welche so eben als pantheistisch-heidnische Abgötterei bezeichnet sind, wenigstens jene jüdische Trennung aufheben: so ist zwar schon kurz vorher darauf geantwortet worden, auch soll keineswegs in jenen heidnischen Momenten, der Trieb und die Macht der religiösen Idee, sich im Cultus zu objectiviren, verkannt werden; allein diese katholische Veranschaulichung wäre höchstens eine ästhetische Correction des Judenthums durch heidnische Elemente, und eben so weit entfernt von der wirklichen Vollziehung des Mosaischen Gebotes eines bilderfreien Gottesdienstes, als von der christlichen Idee einer Anbetung Gottes im Geiste und in der Wahrheit. Diese verdanken wir aber allerdings dem antiken Katholicismus, indem er das Ferment der Wahr-

Digitized by Google

heit in den kanonischen Evangelien erhalten und uns überliefert hat. —

Ob nun die neueste „ästhetisch-speculative" Theologie innerhalb des Katholicismus über dessen Grundlagen hinausgehen und sich durch sich selbst zur Wahrheit des christlichen Gedankens befreien könne, muß mehr als zweifelhaft sein, zumal die katholische Wissenschaft durch einen fixirten Lehrtypus und dessen noch nicht einmal zum Bewußtsein gekommenen directen Gegensatz gegen den christlichen Inhalt gebunden, ein rein äußerliches formelles, von uns Protestanten theilweise erborgtes Hilfsmittel ist', nicht aber als der innere Trieb, die organische Entwicklung des katholischen Inhalts gelten kann. Wird nämlich dem ganzen Processe, wodurch das Moment der Religion, die Versöhnung des Menschen, seine in ihm selbst vermittelte Einheit mit Gott als wesentlicher Inhalt des Geistes begriffen und die Dogmatik als die systematische Lehre vom Glauben in seinem prägnanten Sinne gebildet wird, eine Dialektik im weiteren Sinne zugeschrieben: so kann innerhalb der Kirche, welche den Grundsatz der Transcendenz festhält, nur von einer Dialektik des geoffenbarten Gottes die Rede sein, der seine Vereinigung mit der menschlichen „Natur" ein für alle Mal außerhalb des Subjects vollzogen hat. Die Wirklichkeit dieser Einheit fällt daher als ein einzelner Punkt, als sinnliches Factum in die Vergangenheit, und da der äußere Typus der Natur die stetige Wiederholung derselben physischen Processe ist, so kann sie zwar in Analogie mit der letzteren durch die Manipulation des Priesters wiederholt, es kann ein physischer Gott nachgemacht werden; aber der tridentinische Katholicismus hat eben deshalb keine Entwicklung des Bewußtseins, keine Speculation und Geschichte, keine Wissenschaft und keine Predigt, sondern nur die Gedankenfabrik der päpstlichen Consistorien nach stehenden Typen und die schönen Motive eines jüdisch-heidnischen Cultus. Der Fortschritt der Selbsterkenntniß, das Leben des die Geschichte bildenden und die Natur beherrschenden Geistes gehört uns an, den Bekennern des Protestantismus. Sein Princip des Glaubens entfaltet sich zur Wirklichkeit in der Dialektik des offenbaren, d. h. sich stetig offenbarenden Gottes, um Göttliches und Menschliches in Eins zu bilden, und alle Sphären des erscheinenden Geistes mit göttlichem Inhalt zu erfüllen und zu reinigen. Der objective Grund und Rückhalt dieser Dialektik ist die Präsenz des göttlichen Geistes ursprünglich im menschlichen, nach seinem unmittelbaren Gesetztsein aber im christlichen Gemeinbewußtsein; ihr Resultat und Ziel ist die Vermittlung beider mit sich, wodurch im Verlaufe der kirchlichen und wissenschaftlichen Gemeinschaft jede endliche, beschränkte Stufe, jeder bloß existirende Zustand des Geistes negirt wird, damit dieser sich in Allen selbst setze und seiner Identität mit dem Göttlichen in sich gewiß werde. Die Dialektik als Form und die Welt- und Lebensansicht als Inhalt des entwickelten Christenthums, des Protestantismus concentriren sich also, d. h. nehmen ihren Anfang und Ausgang in der Einheit seines Princips; beide stehen als Mittel und Zweck in dem organischen Verhältnisse der Wechselwirkung; die Philosophie als vorzugsweises Organ der Dialektik wird daher weder willkürlich gemacht, noch ist sie eine destructive Neologie, sondern nur der stetige Proceß des wirklich zu sich selbst kommenden absoluten christlichen Geistes, der seinen Inhalt in die adäquate Form von Moment zu Moment heraussetzt; sie ist die sich selbst begreifende Geschichte und jede Verdächtigung derselben ist nur das demüthigende Geständniß der Ohnmacht, den Mechanismus der Wiederholung, oder handgreiflicher, eine mechanische und naturalistische Ansicht von religiösen Dingen, wie sie in der katholischen Kirche herrscht, wirklich nicht an die Stelle der Entwicklung setzen zu können, welche freilich nur durch Destruction des Alten, Abgelebten sich Platz macht.

Ist es nun die Idee des Christenthums, die absolute Vermittlung des Geistes mit sich selbst zur Herstellung eines directen Verhältnisses zwischen Gott und dem Menschen zu sein, und ist Form und Inhalt dieses Vermittlungsprocesses in dem Hauptstücke der ganzen christlichen Lehre vom rechtfertigenden Glauben, als dem Principe des Protestantismus concentrirt: so liegt in einer Verpflichtung auf „die Substanz der symbolischen Bücher" nichts Unprotestantisches. Freilich aber hat sie auch nur dann Bedeutung, wenn sie, wie oben gesagt wurde, die selbstbewußte Erneuerung unseres christlich-protestantischen Taufbundes ist, also die freie Zustimmung zu dem wahren, seligmachenden, christlichen Glauben, die speculative Selbstverständigung über denselben in sich schließt. Denn um es noch einmal zu sagen, ohne freie speculativ-orientirte Zustimmung würde der Revers sowohl subjectiv eine rein formelle Aeußerlichkeit sein, als objectiv eine Ansicht von den symbolischen Büchern geltend machen, nach welcher man mit Schleiermacher (d. christl. Glaube, 2. Ausgabe, §. 154, 2) zu reden, „durch eben diese Schriften hernach, als wären sie unverbesserlich, das Geschäft (der Ausmittlung der Wahrheit für das Gemeinbewußtsein) selbst, aus dem sie hervorgegangen waren, hemmen wollte." Wie denn das bisher beleuchtete Raisonnement und fast alle früheren Verpflichtungsformeln, auf der Verwechselung des Glaubens mit der Lehre beruhend, auch auf dieses Resultat auslaufen und, indem sie die symbolischen Bücher nur darauf ansehen, eine stereotypische Fixirung der evangelischen Lehre zu sein, diesen Typus selbst den Geistlichen als ein wahres Kreuz ihres Ordens rein äußerlich anzuheften suchen.

(Schluß folgt.)

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Digitized by Google

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

16. März. № 64. 1841.

Ueber die Verpflichtung der evangelischen Geistlichen auf die symbolischen Bücher, oder Katholicismus und Protestantismus.

(Schluß.)

Hiegegen ist nun geltend zu machen und steht fest als das Ergebniß der geistigen Befreiung, für welche die Reformatoren zuerst das Schwert des göttlichen Wortes und der öffentlichen hellen und klaren Gründe gezogen haben, daß für die Diener und Bekenner der evangelischen Kirche die Norm der Wahrheit weder die empirische Richtigkeit des exegetischen Inhalts, noch die reflectirte Form des Dogma, sondern nur die systematisch begründete Einsicht, das immanente Wissen der protestantischen Dialektik sein könne, für welche der Inhalt in der Form offenbar, der λογος σαρξ wird. So sind freilich die Augsburgische Confession und deren Apologie eben so wenig der Codex, aus welchem das Christenthum geschöpft und gelehrt, sondern die Urkunden, aus welchen es begriffen, und Recht und Art der protestantischen Welt- und Lebensansicht deducirt werden kann. Und es ist kein so übles Wort, wenn gesagt worden ist, „daß ich auch nicht einen Finger an dieselben legen darf;" denn in ihnen ist wirklich der Keim niedergelegt, aus welchem der protestantische Baum gezogen ist; sie sind die magna charta unserer evangelischen Freiheit und das Diplom, durch welches der christliche Adel deutscher Nation verbrieft ist. — Vor Allem aber stehen die symbolischen Bücher unserer evangelischen Kirche, namentlich aber die Augsb. Conf. und deren Apologie da als die geistigen Marksteine, welche eine neue Epoche der Selbständigkeit des religiösen Lebens, die „der Befreiung des Geistes zu sich selbst" bezeichnen, jenseit welcher an keine Verständigung mit der katholischen Kirche zu denken ist. Der Katholicismus, und das ist nicht scharf genug auszusprechen, ist nicht eine Form des Christenthums neben mehreren, welche für uns zu ertragen oder mit dem protestantischen Bewußtsein zu verschmelzen wäre: sondern so, wie er sich im Tridentinum abgeschlossen hat, ist er die schlechthin antiquirte, unfreie und erstarrte, der grade Gegensatz der Religion im eminenten Sinne, wie sie als gotterfülltes und versöhntes Leben heiligt und beseligt. Gewiß aber ist dieser Gegensatz nur ein zeitlicher, und die weltgeschichtliche Epoche, in welche die Entstehung der protestantischen Symbole fällt, wird zu Ende sein, um einer neuen Platz zu machen, wenn dieser Gegensatz überwunden, d. h. wenn 1) das Princip des Protestantismus in allen Sphären des geistigen Lebens innerhalb der reformirten Kirchen durchgeführt und 2) dasselbe sammt seiner Durchführung auch von allen christlichen Confessionen angenommen sein wird. Was den ersten Fall anlangt, so läge der Beruf, „neue Symbole zu schaffen," wenn nämlich über die vollendete Anerkennung der im Principe des Protestantismus bereits ausgesprochenen geistigen Freiheit hinaus dergleichen sollten für nothwendig erachtet werden, den Bekennern der protestantischen Confessionen am nächsten, weil sie durch die Stufe ihrer politischen, intellectuellen und religiösen Cultur am meisten dazu befähigt sind. Im zweiten Fall aber bedarf es noch langer Vermittlungen und bedeutender Krisen, ehe im Westen Deutschlands neben dem politischen auch der religiöse Protestantismus im Volksleben vorbereitet, protestantische Symbole erzeugen, und im Osten auch nur das Bedürfniß darnach angeregt sein wird. Wie aber in der Weltgeschichte die Zeit immer ist erfüllt worden, so wird auch diese erfüllt werden, ja sie ist schon da die Zeit, wo der katholische Gegensatz zwischen heiliger und profaner Geschichte, zwischen Ketzerei und Orthodoxie, zwischen Priestern und Laien aufhören und damit der letzte Rückhalt der politischen und kirchlichen Hierarchie fallen wird, wo der Geist sich selbst Symbol und das Reich Gottes in uns ist. Wie Viele auch dieser Zeit mit banger Besorgniß entgegensehen, oder die Erwartung derselben als bloßen Traum bemitleiden: unser Glaube an die Macht des christlichen Geistes ist es, welcher uns ebenso das Dasein dieser Zukunft verbürgt, als die gleichmüthige Ruhe der Theorie gewährt, welche nichts bewundern und übereilen will, aber auch nichts wünscht und fürchtet, was den in sich festen und geschlossenen Gang der Entwicklung dieses Geistes hemmen oder beschleunigen könnte.

Digitized by Google

Mit gleicher Geduld also hören wir zum Schlusse dieses Streites den Wunsch an: „So falle denn Alles, was gegen Menschenwürde und wahres Christenthum ist, in das erbärmliche Nichts zurück! Alles aber, was das herrliche Streben nach immer größerer Vollkommenheit befördert, erhebe sich aus der ruhmlosen Unwissenheit, aus der trägen Nachbeterei und aus dem Schlamme der Sünde zu der erfreulichen Ehre der Freiheit der Kinder Gottes empor"*) — und fürchten uns eben nicht, wie zürnend auch oder wie wehmüthig die großväterlichen Weisen über die Gegenwart hingleiten:

„So schreiben alle Antichristen,
Weil es dem Leichtsinn wohlgefällt;
Denn diese sind als Kanzellisten
Vom Satan selber angestellt:
Durch sie gewinnt der Teufel mehr,
Als wenn er selbst zugegen wär'."

Denn wir haben den Sieg Gottes und seines Geistes, weil „des Teufels Werke durch den Sohn zerstört" sind, allzumal auf unserer Seite, ehe noch der Kampf begonnen hat, und finden diese befriedigende Gewißheit schon in der Rückkehr zu dem Worte der Schrift, welches die Dissonanz der Entzweiung in die volle, undurchbrochene Harmonie der weltüberwindenden, aber auch welterlösenden Entwicklung des christlichen Geistes auflöst und zur Ruhe bringt, wie es geschrieben steht in einem Gesichte Johannis „des Gottbesprachten": „Und als ich ihn sahe, fiel ich zu seinen Füßen als ein Todter, und er legte seine rechte Hand auf mich und sprach zu mir: fürchte dich nicht. Ich bin der Erste und der Letzte und der Lebendige. Ich war todt, und siehe, ich bin lebendig von Ewigkeit zu Ewigkeit und habe die Schlüssel der Hölle und des Todes."

Dr. C. Zschiesche.

Zur Verständigung über die preußische Verfassungsfrage. Berlin, 1841. Jonas' Verlagsbuchhandlung.

Als vor einem halben Jahrhundert der ungeheuere Contrast zwischen dem Bestehenden und dem Vernünftigen in das Bewußtsein des französischen Volkes trat und die Gedanken der Reform erwachten, schrieb Sièyes: Qu' est ce que le tiers-état: was ist er seinem Begriffe nach? Alles; was ist er in Wirklichkeit? Nichts; was will er werden? Etwas. Die Revolution hat die Reise um die Welt gemacht, die Verfassungsfrage aber würde Sièyes für einen Theil Europas wohl noch so stellen: Qu' est ce que l'état: was ist er seinem Begriffe nach? Reich des freien Willens; was ist er in Wirklichkeit? königliches Erbgut; was will er werden? constitutionell.

Die Geschichte ist die Bewegung des Geistes, die Revolution war ein Resultat der Bildung des 18. Jahrhunderts. Nun ist die Welt Zeuge dieser großen Ereignisse gewesen, seit 50 Jahren ist Staatsreform das Centrum aller Kämpfe und Arbeit der westeuropäischen Völker, philosophisch, historisch, juristisch ist sie von allen Seiten beleuchtet, — und sicher wenn ein Volk Bildung, wenn es Bewußtsein hat, so ist es das deutsche, das preußische: es hat Bewußtsein über die Staatsreform. Es wird die Verfassung berathen, nicht im ungestümen Drange nach Neuerung überhaupt; es wird mit Besonnenheit handeln, denn es ist ein denkendes Volk. Für Demagogen ist da kein Platz, man möge sich die Angst ersparen. Aber es wird auch nicht so leichtgläubig sein, sich durch einige Sophismen überzeugen zu lassen, daß sein Verlangen nach Constitution des Grundes ermangle, daß es schon im Besitz der besten sei. Ist es ein Großes, zum Volke zu reden und sein Urtheil leiten zu wollen, so ist es um so mehr ein Großes bei einem denkenden Volke, wo von Leiten schlechthin gar nicht die Rede sein kann. Wer sich in die Frage der Zeit vertieft, sein Selbst an die Allgemeinheit aufgegeben hat, wer in sich das Ich der Zeit erkennt, der hat Beruf zum Reden, und der wird nicht umsonst reden. Es sind die heiligen Tage der Geschichte, wo historische Worte gesprochen und vernommen werden, Aeußerungen und Zeugnisse des höchsten politischen Lebens einer Nation, daß sie in sich Männer hegt, von den Ideen der Nation durchdrungen, und daß sie selbst dem historischen Geiste sich erschlossen und hingegeben hat, seine Worte vernimmt und vollführt. Der Publicist hat das Amt, seiner Nation ihre Aufgaben zu entwickeln, die Fragen zu discutiren; und wenn auch nicht alles Fragen über Sein und Nichtsein sind, so soll er immer wissen, daß es eine Ehre ist, das öffentliche Wort zu führen, und er soll nicht reden, ohne vom Geiste getrieben zu sein. So ist es nun eine ungeheuere Anmaßung und Dummdreistigkeit, wenn jeder beliebige Herr N. N. sich gut genug dünkt, bei den großen Fragen mitzusprechen, und durch sein Bedenken die öffentliche Meinung zu reguliren hofft. Für die Nation ist es eine Schmach, daß ihre Fragen zu Klatschereien gemacht werden; es wäre noch ärger, wollte sie sich dadurch verleiten lassen. Fehlt es denn an Männern, die dem ächten Nationalbewußtsein den Ausdruck zu geben vermöchten, oder ist die Nation gegen ihre höchsten Interessen so gleichgiltig, daß alle bessere Discussion umsonst wäre? Wäre Preußen, wäre Deutschland so ertödtet, daß es keine Publicisten producirte, keine Publicistik verstände? Ist bei uns kein Boden für Publicistik, oder warum haben wir keine?

Preußen ist ein Staat der Abstraction, der Reflexion, das ist schon öfters gesagt, — und wie es einmal Mode war, die Abstraction, den Verstand zu verachten, ist es auch mit Bedauern gesagt. Aber es giebt Staaten, die noch nicht einmal Staaten der Abstraction sind, die, noch ganz in der Natürlichkeit und Unmittelbarkeit befangen, zur Verwirklichung ihres Begriffes noch nicht einmal den Anfang gemacht haben. — Betrachten wir die Verhältnisse etwas näher. Die Bevölkerung des östlichen Preußens, aus einem germanisirten Slaventhume erwachsen, hat sie eine gebrochene Nationalität und Unmittelbarkeit zur Grundlage. Sie hat schnell den Protestantismus angenommen (in Schlesien wurde der Katholicismus durch Gewalt restaurirt), so wie umgekehrt dieser auf die Bildung des verständigen Charakters zurückgewirkt hat. Die Provinzen waren ehemals selbständige Fürstenthümer, so haben

*) S. Amelung, über die Verpflichtung der Prediger der protestantischen, insbesondere der reformirten Kirche auf symbolische Bücher, S. 14. Cassel, 1839.

Digitized by Google

sie sich für sich abgeschlossen, ein besonderes provinzielles Naturell ausgebildet. Sie sind dann vereinigt, und dieses neugebildete Naturell ist wiederum gebrochen. Gehen wir auch zurück bis auf den großen Kurfürsten, der zuerst nicht nur bedeutende Erwerbungen machte, sondern auch die verschiedenen Landestheile zu einem Staatszweck heranzog, so sind doch bis dahin nur zwei Jahrhunderte, und das ist für ein natürliches Zusammenwachsen geschiedner Stämme immer noch eine kurze Zeit. Aber die bedeutendsten Erwerbungen hat erst Friedrich gemacht vor einem Jahrhundert. Unter ihm hat sich das Terrain des Staates fast verdoppelt und die Bevölkerung ist von 2,200,000 auf 5,400,000 gestiegen. Alle Landschaften, diese ganze Bevölkerung, zum größten Theile nicht durch lange Gewohnheit dem Staate zugewandt, ohne in Friedrich den angestammten Fürsten zu sehen, war patriotisch, begeistert für ihren König mit bewußter Liebe. Die Reflexion machte sie zu Preußen, die Einsicht in die Zweckmäßigkeit der Verwaltung, die Vergleichung ihres gegenwärtigen Zustandes mit ihrem früheren. Friedrich ließ in der Provinzialverwaltung noch manche Besonderheiten bestehen, aber er hat doch schon den Grund gelegt zu einer allgemeinen Gesetzgebung und Rechtspflege, zu einem nationalen Militärsystem; vor seinem hohen Geiste verschwand der engherzige Provinzialismus. Schon seine Vorgänger nahmen Colonisten aus Frankreich, Holland und dem gesammten Deutschland auf; unter Friedrich wurden diese Einwanderungen noch ausgedehnter. Er inficirte sein Volk mit französischer Cultur. So hat sich denn eine preußische Nation aus den verschiedensten Elementen gebildet, ohne alle natürliche Einheit ist sie eine Nation, nur indem sie sich als solche weiß, durch den Staat, dem die Einzelnen mit Bewußtsein angehören. Mag man uns zusammengelaufenes Volk schelten, — das ist besser, als von Ewigkeit her an der Scholle zu kleben und in althergebrachten Verhältnissen zu versauern! Neue bedeutende Landschaften sind durch den verstorbenen König dem Staate hinzugefügt, Preußen ist eine Musterkarte deutscher Stämme, verschieden durch Naturell, durch historische Voraussetzungen. Sie sind dem Staate erst kurze Zeit verbunden; sie sind Preußen, können es sein durch Reflexion, wenn sie in dem Staate die zweckmäßige Verfassung, ihre eigenen Gedanken wieder erkennen. Daraus folgt 1) daß Preußen nur besteht und bestehen kann durch und in dem lebendigen Staatsbewußtsein seiner Bürger, 2) daß die Staatsverfassung den Ansichten des Volkes conform, daß der Staatswille mit dem Willen der Nation in ununterbrochener Identität sein muß.

Berlin ist das treue Abbild des Staates, es hat dieselbe Geschichte. Es war noch ein Dorf, als es im übrigen Deutschland schon blühende Städte gab; es hat sich schnell erhoben, wie sich der Staat erhob. Ist die Mark ein sandiges Land, so liegt es mitten im Sande; die umgebende Natur bietet nichts, es ist Mangel an den nothwendigsten Bedürfnissen, es fehlt an Baumaterial, ja selbst an einem festen Baugrunde. So waren die ersten Anbauer von vorn herein darauf gestellt, von der Natur Nichts, von sich Alles zu erwarten, Verhältnisse, Umgebungen zu haben, wie sie solche sich schaffen würden, gegen die gegebene Natur aber gleichgiltig zu sein. Noch heute ist z. B. vor dem hamburger Thor eine wahrhaft abschreckende Oede; der Berliner nimmt keinen Anstand, sich hier anzubauen. Es giebt Vergnügungsörter unmittelbar neben Kirchhöfen, es giebt Kaffeegärten, ein schmaler Raum von einer Planke umschlossen, ein Fleckchen Sand mit einem Halbdutzend dürrer Bäume, — es ist kein Garten, aber es stellt einen Garten vor. Von einem ursprünglichen Kern der Bürgerschaft ist gar nicht zu reden; Einwanderer aus allen deutschen Landschaften, dazu Franzosen, Holländer, Böhmen, haben sich hier niedergelassen, haben ein Gemisch gebildet, dessen Hauptcharakter eben der ist, keine natürliche Bestimmtheit zu haben. In Berlin wird das universale Deutsche zur Erscheinung kommen, und in so weit ein deutsches Paris überhaupt möglich, ist Berlin dazu bestimmt. Hegel schreibt aus Paris: es ist hier Alles wie in Berlin, nur größer und lebhafter. In Paris sind die Stiefelputzer Commissionairs, es ist nicht ihre Substanz, diesen niedrigen Dienst zu verrichten, es ist nur eine Commission, sie sind gebildete Pariser, citoyens. Auch in Berlin führt der Stand, die Beschäftigung, sei sie auch noch so gering, nicht zur natürlichen Bornirtheit. Die hohe Aristokratie hat hier wohl ihre exclusiven Gesellschaften, sie hat das Monopol der hohen Klatschereien, aber zu einer allgemeinen öffentlichen Geltung wird sie es nie bringen können. Der Berliner ist das, wozu er sich macht, und er macht sich zu diesem Allgemeinen, ein gebildeter Berliner zu sein. Daher Kleiderluxus, Herrschaft der Mode auch bei den untersten Classen. Sind die Geschäfte beendigt und einige Groschen disponibel, so giebt ein anständiger Anzug einem Jeden die Gelegenheit, in gebildete Gesellschaft zu kommen; er geht in einen Garten. Da ist Musik, wenig Platz, Sonnenbrand, Weißbier, Kümmel, Butterbröte, Staub und Cigarrendampf. Es sind wenig reelle Genüsse, aber er bildet sich ein, zu genießen; es ist eben Gesellschaft, er macht sich geltend, er zeigt seinen Frack, er zeigt seine Bildung. Der Berliner ist eitel, neugierig, auch wißbegierig, er liest viel. Da sitzt die Höckerin mit dem Schirme, der sie gegen alle meteorologischen Processe schützt, mit einem Auge auf die Waare sehend, liest sie mit dem andern. Vom Keller bis zur Dachstube hält man seinen Beobachter, Vossische Zeitung, Bürgerfreund u. s. w.; zahlreiche Leihbibliotheken bieten andere Litteratur. Berlin hat auch seine Geschichte, es hat die Erinnerung an den großen König. Eine Seite der litterarischen Bewegung des vorigen Jahrhunderts, die Aufklärung, hat hier ihren Mittelpunkt gefunden, und in der großen Epoche 1808—15 ist von hier aus eine neue Gesetzgebung ausgegangen. Darauf hat die philosophische Wissenschaft hier ihren Sitz aufgeschlagen. Endlich hat Berlin als Residenz dies voraus, daß seine Bürger von Natur angewiesen sind, sich näher um die allgemeinen Interessen, um die Staatsverwaltung zu kümmern. Rechnet man nun dazu die Großstädtigkeit überhaupt, die Menge der Bildungsanstalten, den Conflux der Intelligenz, so liegt es am Tage, wie Berlin der geeignetste Boden für Journalistik jeder Art ist. Denn Journalistik ist eben dies, über das ganze Leben eine ununterbrochene Reflexion zu erhalten; sie setzt als lesendes Publicum ein reflectirendes voraus.

Warum hat Berlin keine Publicistik? Weil die Censur jede freimüthige Discussion unserer Angelegenheiten verhindert. Aber daß dennoch die Dinge überhaupt besprochen werden, fordert der Berliner, der gewohnt ist, mit seiner Reflexion an Alles zu gehen, der von Allem etwas wissen will. In Wien wird über öffentliche Angelegenheiten überhaupt nicht geschrieben und gesprochen. Wir haben Zeitungen und Flugschriften, aber sie sind darnach. Es ist kaum zu glauben, welche Charakterlosigkeit sich auf diesem Gebiete angesiedelt hat. Nur das politische Wochenblatt und die evangelische Kirchenzeitung machen gewissermaßen eine Ausnahme;

Digitized by Google

sie haben eine Tendenz, die Reaction, die Reaction durch alle Mittel. Aber diese Blätter sind wenig verbreitet. Die ungeheuere Mehrheit des eigentlichen Bürgerstandes ist zu verständig, um sich von diesem fanatisch-reactionären Pietismus gewinnen zu lassen.

Der Nebel, der auf den Höhen schwebt,
Noch ist er in die Thäler nicht gesunken.

Man kann fragen, ist das Volk mit dieser schlechten Publicistik zufrieden, klagt es nicht über Censurdruck? und man wird nicht behaupten können, daß es keine Unzufriedenen gäbe. Man muß aber bedenken, daß der gewöhnliche Bürger, wie in der Religion, so in der Politik, sich noch am ersten gläubig zeigt und die Sachen nimmt, wie sie ihm gegeben werden, vornehmlich wenn er dabei mit seiner Lage zufrieden sein kann. Das ist nun hier der Fall; Berlin ist die begünstigte Residenz; der Dritte-August-Patriotismus ist nicht zu verwundern. Aber diese Stimmung könnte sich auch ändern, so wie ja früher auch die Pariser dem ancien regime anhingen. Jetzt ist Paris die Stadt der Publicistik, Berlin ist unser Paris, und so lange es hier keine Publicistik giebt, wird dieser Mangel in unserer Litteratur überhaupt bleiben, und was in Hamburg, Leipzig und Stuttgart erscheint, wird nur einen schwachen Ersatz bieten können. Wenn nun Hegel bemerkt, daß Deutschland zu Anfange dieses Jahrhunderts das seltsame Schauspiel darbot, ein gebildetes Volk ohne Metaphysik zu sehen, so giebt es jetzt ein gebildetes Volk ohne Publicistik!

Aber Politik ist der Kern des modernen Lebens, ist der Mittelpunkt der gegenwärtigen Geistesbewegung, und die Journalistik ist eben der Ausdruck dieses bewegten Geistes selbst; folglich haben wir keine Publicistik, so ist die Journalistik überhaupt todt. Das Publicum ist der ewigen Liebesgeschichten müde, es interessirt sich nur noch für das, was ein wirkliches Interesse hat; auch die Belletristik muß jetzt eine praktische Seite, muß wenigstens eine piquante Wendung haben. Nur wahrhafte Kunstwerke mögen noch um ihrer selbst willen Theilnahme finden. Die ordinären Novellen, wie sie Journale zu bieten pflegen, werden eben umsonst gedruckt. So sind denn auch unsere Unterhaltungsblätter zur Nullität heruntergesunken. Durch das Feuilleton mögen sie noch ein kümmerliches Dasein fristen, wo sie sich darin gefallen, uns Schrullen aus dem Leben der constitutionellen Völker aufzutischen. Es ist dahin gekommen, daß die Eckensteher-Litteratur, die berliner Witze von Allem das Lebendigste sind; denn hier geht noch manches Piquante durch. Das Athenäum will dieser Niederlage aufhelfen, aber es wird sich bald über diese sanguinischen Hoffnungen enttäuschen müssen; es wird ein Klatschblatt werden, wie die übrigen, — vielleicht für die Belétage. Politik aus einem Journale ausschließen, heißt es zum Tode verdammen. Das haben selbst die berliner Jahrbücher erfahren, und das muß jedes wissenschaftliche Journal erfahren, welches eine universale Tendenz verfolgen, und sich nicht von vorn herein, wie die philologischen, medicinischen, juristischen ꝛc. Blätter, auf die eigentlichen Fachwissenschaften beschränken will.

Gehen wir nun an unsere eigentliche Aufgabe, an die Recension der angezeigten Schrift, so werden wir in derselben ein Raisonnement finden, wie es des Zustandes der berliner Publicistik würdig, ja wie es nur unter solchen Umständen möglich ist. Nachdem der Verf. den Antrag der preußischen Stände, den Landtagsabschied, die Erklärung in der Staatszeitung in der Kürze erwähnt, spricht er seine Aufgabe aus: „Diese Erklärung hat nicht bloß im Auslande, sondern auch im Inlande die Meinung hervorgerufen, als sei dadurch der Nation eine wesentliche Gewährleistung ihrer Zukunft versagt worden. Eine solche Ansicht könnte, wenn sie gegründet wäre, leicht entfremden, was Liebe und Vertrauen einander verbunden hat. Um so gewissenhafter muß geprüft werden, ob sie richtig ist.“ Darauf folgen zehn weitläufig gedruckte Seiten; — eine ähnliche Abgeschmacktheit, als wenn der Verf. einer unlängst in diesen Blättern besprochenen Broschüre „An die Deutschen ꝛc.“ dem Leser einschärft, seine Schrift, welche ein ganz ordinäres Raisonnement enthält, ja nicht oberflächlich durchzublättern, weil er sie sonst leicht mißverstehen könnte. Aber prüfen wir diese gewissenhafte Prüfung. In jener Schrift hieß es: Zu einer Zeit, wo selbst die Diplomaten (!) begeistert gewesen, sei es nicht zu verwundern, wenn die Könige von der allgemeinen Begeisterung hingerissen, ihren Völkern zu viel versprochen hätten; das Gesetz vom 22. Mai 1815 könne daher nicht bindend sein. Es ist überflüssig, hierauf zu erwiedern, aber es wird interessant sein, zu sehen, zu welchen Verkehrtheiten und Verdrehungen dieses Gesetz die Vertheidiger des alten Systems geführt hat, und noch führen wird. Es ist aus der Gesetzsammlung nicht auszustreichen, und man wird nicht so leicht darüber hinweg, noch vorbei kommen. Man hat es anerkannt, aber dabei bemerkt, daß die Ausführung desselben den wahren Bedürfnissen der Nation zuwider sei, die vielmehr durch die Provinzialstände die angemessene Befriedigung erhalten hätten. Aber dann wird man diese Behauptung zu beweisen haben, und es wäre sehr möglich, daß die Nation den Gegenbeweis führte, deren Wünsche abzuweisen, es dann an allem Grunde mangeln würde. Daher war es sicher das Bequemste, diesem Gesetze die Giltigkeit überhaupt abzusprechen. Anders verfährt unser Verf. Nachdem er den Hauptinhalt desselben angegeben, folgt die einfache Behauptung: „Da hiernach die Wirksamkeit der Landesrepräsentanten nur in der Berathung über gewisse Gegenstände der Gesetzgebung, nicht aber in einer entscheidenden Theilnahme an derselben bestehen würde, so ergiebt sich zunächst, daß eine nach der Verordnung vom 22. Mai 1815 organisirte Versammlung von Landesrepräsentanten der Souverainetät des Königs nicht den geringsten Eintrag thun würde u. s. w.“ Er will den Werth des Gesetzes herabdrücken, um dann schließen zu können, daß in Wirklichkeit schon mehr (!!) geleistet, als versprochen sei. Aber besehen wir erst etwas die Prämissen.

(Schluß folgt.)

Bei mir ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Friedrich Wilhelm IV. in Königsberg.

Gr. 8. 1840. Geheftet. 5 Ngr.

Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Digitized by Google

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

17. März. № 65. 1841.

Ueber allerhand Verlegenheiten bei Besetzung einer dogmatischen Lehrstelle in der gegenwärtigen Zeit.

Ein Sendschreiben von Fr. Vischer.

I. Lage der Sache.

Unsere Zeit rückt einer Krisis des kirchlichen Lebens durch die steigende Spannung zwischen der modernen Wissenschaft und der Volksreligion oder richtiger den Anstrengungen der Gelehrten, so wie der Staats- und Kirchendiener, die letztere auch im Bewußtsein der Gebildeten zu retten, mit starken Schritten näher. Die züricher Auftritte waren der erste Vorbote und seitdem bricht da und dort der Zündstoff in kleinen, doch bedenklichen Flammen aus. Auf unserer Universität rief die Erledigung eines Lehrstuhls der Dogmatik durch Abgang des Prof. Dorner schon bei der ersten Besetzung lebhafte Discussionen im Senate hervor. Diaconus Märklin, dem gegenwärtigen Standpunkte der Wissenschaft zugethan, bekannt durch seine Darstellung und Kritik des modernen Pietismus, war im Vorschlag, hatte aber nicht nur die Anhänger des Kirchenglaubens, sondern auch mehrere über Religionserkenntniß ganz liberal denkende Männer gegen sich, welche den exoterischen Grund geltend machten, daß durch die Wahl eines Mannes, der so eben in seiner Schrift über den Pietismus zugleich den Kirchenglauben als eine unreine und widersprechende Mischung von Ideen und mythischen Zuthaten hingestellt hatte, das Volk beunruhigt, und dadurch das Mißfallen der Regierung erregt werden würde. Man kannte den freisinnigen Geist unserer Regierung, aber man befürchtete züricher Scenen, und sie selbst schien solche Besorgnisse zu hegen. Die letztere ergriff den Ausweg, dem Prof. Dr. Elwert, der wegen angegriffener Gesundheit von Zürich seine Entlassung genommen und eine Pfarrei in Württemberg bezogen hatte, einem Manne von der gemäßigten mittleren Partei, die Stelle anzutragen. Er wollte, da seine Gesundheit noch nicht hergestellt war, nicht eingehen, auf wiederholtes Zureden jedoch gab er nach und bezog die Universität. Bald zeigte sich, daß seine physischen Kräfte der neuen Anstrengung nicht gewachsen waren, und die Vorlesung über Dogmatik wurde für das gegenwärtige Semester dem Privatdocenten Dr. Zeller, einem unserer talentvollsten jungen Männer, rühmlich bekannt durch seine Schrift: „Platonische Studien," übertragen.

Aber nun hebt die Noth von vorn wieder an. Zeller liest im Sinne der modernen Theologie, und so gehalten und würdig er seine Ueberzeugung vorträgt, so friedliebend er jeden Anknüpfungspunkt zur Versöhnung des Glaubens und Wissens ergreift, es konnte nicht fehlen, daß die unzusammenhängende Kunde von diesen Vorträgen, die in's Publicum drang, alle diejenigen, welche nur die destructive Seite der modernen Religionsphilosophie erkennen, in nicht geringe Verstimmung setzte. Aber nicht nur diese; viele Männer, welche Freiheit des Gedankens achten, und sogar nicht abgeneigt sind, dem Inhalte der jetzigen Theologie selbst, so weit er Laien bekannt ist; Wahrheit zuzugestehen, sind durch verworrene Berichte über diese Vorlesung beunruhigt. So lange es ein freies, wissenschaftliches Denken gab, sagen sie, fand eine Differenz zwischen der Dogmatik der Theologen und dem Volksglauben statt, aber niemals hat man darum die Indiscretion begangen, diese esoterischen Abweichungen von dem öffentlich Geltenden ohne Hehl systematisch auf ganze Generationen von künftigen Geistlichen überzutragen. Der Lehrstuhl ist von Kirche und Staat für die kirchliche Dogmatik gegründet; man besteige ihn, wie man auch für seine Person denken mag, nicht, um sie zu destruiren. Wer von den jungen Theologen ein Bedürfniß hat, sich vom Kirchenglauben zu emancipiren, dem überlasse man, sich innerlich selbständig die abweichende Ansicht zu bilden und eine Vermittlung derselben mit dem Glauben der Gemeinde auf die schonendste Weise zu versuchen, nicht aber schütte man unmittelbar das Ganze einer unkirchlichen Theologie vor einer Schaar von Jünglingen aus, die bald als eben so viele Apostel der neuen Lehre zu den Gemeinden ausgehen werden, um von der Kanzel herab so unvorsichtig, wie ihr akademischer Meister vom Lehrstuhl, zu predigen, was die Gemüther beunruhigt, die nun einmal ohne den historischen Glauben nicht bestehen können. So war es nicht in der guten alten Zeit; es gab Rationalisten, es gab Kantianer, Reinholdia-

Digitized by Google

ner u. s. w., aber man predigte den Widerspruch gegen die symbolische Lehre nicht von den Dächern.

Dr. Elwert wurde veranlaßt, in Bälde zu erklären, ob er sich der Beibehaltung seines Amtes gewachsen fühle; er hat bereits verneinend geantwortet. Dem Privatdocenten Zeller ist die Dogmatik durch Consens des Ministeriums zu dem Vorschlage des Senats einmal übertragen; die Frage, ob er für die Lehrstelle in Vorschlag zu bringen sei, ist dadurch von selbst gegeben, und es läßt sich eine sehr schwierige Verhandlung im Senate leicht vorhersehen. Fällt, wie sich erwarten läßt, die Mehrzahl der Stimmen gegen ihn aus, so ist dadurch der Verlegenheit noch lange nicht abgeholfen. Ein Anderer ist vorzuschlagen. Thatsache ist es, daß die talentvollsten Köpfe unserer theologischen Jugend dem modernen Standpunkte des Gedankens zugethan sind. Diesem Kerne steht eine nicht dünne Partei von pietistisch oder wenigstens zelotisch Gesinnten gegenüber, in welcher sich ebenfalls junge Leute von nicht geringen Kenntnissen und Gaben befinden, hingerissen von dem halben Tiefsinn, der Entschlossenheit, der Compactheit, der Phantasie, die in dieser Gestalt des Bewußtseins liegen. Die zahme Mitte aber zwischen dem freien Denken und dem gebundenen, die den Pelz wäscht und nicht naß macht, hat sich die Masse der gewöhnlichen Intelligenzen vorbehalten, die wegen unzureichender Begabung nicht zu akademischen Lehrern berufen werden können. Es ist vielfach bemerkt und begreift sich leicht, daß neuerdings eine scharfe chemische Scheidung in die theologische Welt eingetreten ist. Einst gab es Rationalisten, Supranaturalisten, rationale Supranaturalisten, streng Orthodoxe, biblische Theologen, Pietisten, Mystiker, und zwischen Allen, so entbrannt sie sich auch zu Zeiten befehden mochten, friedliche Verträge. Denn keine dieser Parteien hatte die Consequenz des eigenen Princips mit Schärfe durchschaut. Jetzt ist der ganze Gedanke gekommen, und hat nicht Frieden gebracht, sondern das Schwert, zu scheiden. Es giebt nur noch Mythiker (man erlaube das Wort, da noch kein anderes für den modernen Standpunkt eingeführt ist) und Pietisten (gleichviel, ob sie die Stunden besuchen oder nicht). Mittelwesen existiren, aber leben nicht. Ehrenwerthe gemäßigte Männer aus älteren Generationen will ich mit diesem Worte nicht beleidigen; wessen Jugend unter großen Kämpfen aufwächst, an den macht man andere Forderungen, als an den, der den Geist einer vergangenen Zeit mit der Muttermilch eingesogen hat, und den der Frühling des Gedankens schon als fertigen Mann fand; ein Anderer ist, wer mit jungen Kräften am Tage der Hauptschlacht unentschlossen zurückbleibt, als wer nach ehrenvollen Vortreffen müde ist am Tage der Entscheidung. Man hat Märklin vorgeworfen, daß er Pietismus und Kirchenglauben zusammenschütte. Aber man muß die Religion der unbefangenen Volksmasse von der Religion der Secten und von der Theologie unterscheiden. Der harmlose gemeine Mann kann heute wie immer kirchengläubig sein, ohne in Pietismus zu verfallen. Das läugnet auch Märklin nicht, denn er weist den Fanatismus als wesentliches Unterscheidungsmerkmal nach. Aber wer nicht harmlos glaubt, sondern piquirt glaubt, wie die Sectirer, oder dogmatisch, wie die Theologen, der kann jetzt nicht mehr stehen, ohne das Interesse des Fanatismus. Sonst war es anders; man hielt ein Stück oder einige von der symbolischen Lehre fest und wickelte sie vergnüglich in einen oder einige Bogen Philosophie oder Vernunft u. dgl., denn das zerfloß in's Unklare, ob vernünftiges Denken gerade Philosophie sein und auf ein Ganzes dringen müsse. Jetzt hat der Gedanke seine Consequenzen eingesehen und kühn gestanden, er hat gerufen: wer nicht mit mir ist, der ist wider mich! Dadurch ist die Scheidung gekommen und sind Alle, die in einem Stück oder im Ganzen das Stoffartige der Vorstellung in ihrem Geiste zu ertragen fähig sind, in's Lager des Glaubens gegangen, und der gemeinsame Feind hat die Zerstreuten durch das Interesse der Opposition, durch den Zorn der Negation, mag er im Einen milder, im Andern wilder brennen, zu einem eifrigen Heere verbunden, dessen Eifer eben hiedurch ein fanatischer ist. So schlummerte einst der Protestantismus in den Lenden des Katholicismus, er begann hervorzutreten, brach stellenweise durch, und man hielt Verträge für möglich, aber der neue Glaube wurde consequent, die Scheidung kam, und die alte Mutter haßte fanatisch den Sohn.

Was also thun? Aus der vaterländischen Jugend einen Lehrer wählen, der dem einen oder dem andern Lager angehört? Man will aber „keine Extreme." So drückt man es aus. Aber die wahre Vermittlung ist eben das, was man als eines der Extreme ansieht. Die Extreme sind subjectiver Idealismus der sogenannten reinen Vernunftlehre und objectiver Realismus des kirchlichen Glaubens. Die Vermittlung, d. h. die wahre, welche die Extreme vertilgt und, was beide Wahres haben, in sich zu höherer Einheit verbindet, ist die speculative Theologie. Aber darüber werden eben die Extreme bitter böse, wenn man so, sprichwörtlich zu reden, den Einen nimmt und den Andern mit herumschlägt; sie machen gemeinschaftliche Sache, und der wahre Vermittler erscheint als das andere Extrem. Was man dagegen jetzt Vermittlung nennt, ist entweder vielmehr gar keine irgend einer Art, sondern eben selbst nur wissenschaftlich vermummter Fanatismus, oder wenn eine Mitte, so ist es die der Schwäche, nämlich des Eklekticismus, der die Kunst versteht und die beneidenswerthe Geduld hat, Katze und Maus in Einem Käfig aufzuziehen. Doch das giebt die Welt nicht zu, also zur Sache zurück. Gut; also im Auslande einen Lehrer suchen? — Wen? Da ist es ja nicht anders. Aber es giebt ja doch noch Männer der guten gemäßigten Schule. Gesetzt, es finde sich ein Solcher, über des-

Digitized by Google

sen Wahl man sich vereinigen könnte, was wird seine Stellung zur akademischen Jugend sein? Es wird zwischen dem Lehrer und dem Kerne der Zuhörer ein Jahrhundert liegen. Die den feurigen Wein der jungen Zeit gekostet haben, sie werden das zusammengeschüttete und in säuerliche Gährung übergegangene Getränk früherer Fehljahre nicht ertragen können. Mancher mag zu schnell getrunken haben; wenn der junge Wein brauset, giebt es Trunkene; soll man darum die Gottesgabe verbannen? Nein, man soll lehren, sie mit Verstand trinken. Kann das ein Lehrer, der sie ganz vorenthält? Da ist der üble Punkt. Von keinem weisen Manne geleitet, wird die Jugend den verpönten Trank heimlich hinuntergießen und betrunken auf den Markt stürzen, um dem Volke von dieser Nahrung vorzulallen, die für die Unmündigen Gift ist. Der reife Geist des Lehrers hätte sie unterwiesen, dies gefährliche neue Werkzeug handzuhaben, und schonend jeden Rest der Vermittlung mit dem Volksbewußtsein festzuhalten. Aber, höre ich einwenden, nicht verpönt, nicht durch Machtspruch verboten soll diese jetzige Philosophie sein; der neue Lehrer wird auf sie eingehen, sie widerlegen. Wenn man aber das kann, warum hat es denn noch Niemand gethan? Wenn irgendwo Jemand lebt, der das in petto hat, wie man die neue Irrlehre so geschwind widerlegt, warum hat er es nicht verlauten lassen? Oder soll für Widerlegung gelten, was bis jetzt erschienen ist? Ich meine, die Jugend habe ein Recht, zu erwarten, daß sie in ihrem Lehrer den Standpunkt vertreten sehe, welchen nach zwei Jahrtausenden, als den für unsere Zeit erkennbar vollkommensten, die Religionserkenntniß erstiegen hat. „Das hat man zu Kant's, Fichte's, Schelling's Zeit auch gemeint; es ist eine neue Mode, sie wird verschwinden, wie jene." Aber was ihr für euch anführt, das stimmt ja eben für mich. Der sogenannte Wechsel der Systeme ist jedesmal nur ein Beweis, daß ihr das vorhergehende nicht zu tödten gewußt habt. Weil ihr Spinoza, weil ihr Kant nicht todt zu machen wußtet, so stehen sie immer auf's Neue auf, und die Geister wachsen am Ende so an, daß sie euch erdrücken. Und meint nur nicht, daß ein frischer und entschiedener Mensch sich im Geringsten bange machen lasse durch die unfehlbare Gewißheit, daß auch die jetzige Geistesgestalt eine vorübergehende sein, daß die Zukunft neue, vollkommnere Verwandlungen bringen müsse. Der Lebende hat Recht; die Zukunft kennen wir nicht; wir sind an das gewiesen, was bis jetzt erreicht ist, was bis heute als die höchste Leistung, die ihr möglich war, auf den Schultern der Vorzeit die Zeit zu erringen vermochte. So lange es offene Köpfe gab und starke Menschen, haben sie ohne Scheu das Jetzt ergriffen, haben sie in der Wissenschaft dem neuesten Systeme gehuldigt. Und die Anderen, die das nicht wagten, was haben sie erzielt? Sich außer der Mode-Philosophie erhalten! Machen Sie mir, Schneider, einen Rock, aber nicht nach der jetzigen Mode; ich will die Mode nicht mitmachen. So bringt er mir einen Rock, der ist aber nicht über und außer der Mode (giebt es denn einen Rock an sich?), sondern er ist auch nach einer, nur nach einer alten, und ich habe gewonnen, daß ich die Mode des verwichenen Jahrzehnds an meinem Leibe als meine Mode aufstelle, was ja lächerlich ist und in sich widersprechend, denn ich trage einen neuen alten Rock. Das Beispiel ist höchst unwürdig, ich rede die Sprache und in dem Bilderkreise der Gegner.

Aber die Gefahr! die Gefahr! Diese Jünglinge sollen auf die Kanzel! Wohin soll es mit der Kirche kommen? Hier sind wir denn am Sitze der Frage.

(Fortsetzung folgt.)

„Zur Verständigung über die preußische Verfassungsfrage."

(Schluß.)

In dem Gesetze heißt es: „Die Wirksamkeit der Landesrepräsentanten erstreckt sich auf die Berathung aller Gesetze, welche die persönlichen und Eigenthumsrechte der Staatsbürger, mit Einschluß der Besteuerung, betreffen." Hierdurch sollen nun nur gewisse Gegenstände der Gesetzgebung angedeutet sein. Aber es sollte wohl schwer fallen, auch nur ein Gesetz anzuführen, welches nicht unter eine dieser Rubriken zu bringen wäre. Wenn es namentlich hervorgehoben ist „mit Einschluß der Besteuerung," so ist hierdurch das ganze Budget, alle öffentlichen Anlagen und Einrichtungen, insofern sie Geldmittel erfordern, der Discussion der Repräsentanten überwiesen; denn man würde ihnen nicht zumuthen können, 52 Millionen zu bewilligen, ohne zu wissen wozu. Und es liegt am Tage, daß die Ausführung des Gesetzes vom 22. Mai in der That ganz wesentliche Beschränkungen der königlichen Macht herbeiführen und nichts Geringeres sein würde, als eine Constitution, die unser Verf. „Schöpfungen moderner Staatsweisheit" nennt, „womit man mögliche Herrscherwillkür durch äußere Satzungen zu zügeln wähnt." Aus dem Ausdrucke „Berathung" ist nicht zu folgern, daß den Repräsentanten keine entscheidende Stimme zugestanden sei. Eine bloß berathende Kammer wäre an sich ein Unding. Dazu heißt es im Eingange des Gesetzes: es solle eine Verfassungsurkunde entworfen werden; eine Urkunde stellt Rechte fest, und die bloße Berathung ist kein Recht. Erinnern wir uns nun an die ungeheuchelt liberalen Tendenzen der Regierung in den Jahren 1808—15, wie dieselbe, während die drückendsten äußeren Verhältnisse sie ganz auf momentane Auskunftsmittel zu verweisen schienen, vielmehr in einer regenerirenden Gesetzgebung die höchste Thätigkeit entfaltete und, von der Arbeit, welche die Einführung so vieles Neuen veranlaßte, fast unterdrückt, dennoch auch das Allgemeine, die letzte Vollendung des freien Organismus in's Auge faßte und wiederholentlich die Absicht aussprach, eine Nationalrepräsentation zu begründen, — erinnern wir uns an das allgemeine Bewußtsein der Zeit der Freiheitskriege, durch welche es sonnenklar geworden war, daß die Souveraine allein nichts, die Völker aber Alles vermöch-

Digitized by Google

ten, deren thatkräftiger Wille allein die große Entscheidung herbeigeführt: so ist es keine Frage, daß auch die Berathung der Nationalrepräsentanten als eine entscheidende anerkannt wurde. Das Gesetz vom 22. Mai verheißt eine gesetzgebende Kammer. In diesem Sinne ist es von der Nation aufgenommen, und die Regierung selbst hat diese Auslegung nie verworfen, auch da nicht, als sie ihre früheren Tendenzen wesentlich geändert hatte; denn in dem Gesetze wegen Einführung der Provinzialstände heißt es: es sollen durch dieselben die ständischen Institutionen begründet werden, und am Schlusse wird die Organisirung der Repräsentantenkammer noch in Aussicht erhalten.

Haben wir nun die Verdrehungen unsers Verf. in den Prämissen erkannt, so wird uns auch sein weiteres Schließen nicht gefährlich sein. Er beschreibt nun zunächst die Institute der Kreis- und Provinzialstände, welche zu beurtheilen wir uns um so mehr enthalten können, da er selbst nur einfach ihren gesetzlichen Wirkungskreis angiebt. Wir wissen schon, daß den Landesrepräsentanten die Berathung gewisser Gegenstände der Gesetzgebung zugesagt sein soll. Nun heißt es: „Diese Function ist später den Provinzialständen übertragen;" und dies ist, auch von der obigen Verdrehung abgesehen, ein einfaches Falsum. Den Provinzialständen sollen nur die Gesetzentwürfe, „welche allein die Provinz angehen," und allgemeine Gesetze nur, „insoweit sie die Provinz betreffen," vorgelegt werden, d. h., der allgemeine Inhalt der Gesetze ist ihrer Berathung entzogen, und nur die besonderen Modificationen, Weisen der Ausführung, accessorische Bestimmungen, welche die Verhältnisse der Provinz nothwendig machen, ist ihnen belassen. Je mehr wir nun re vera eine centrale und nicht eine provinziale Verwaltung und Gesetzgebung haben, so folgt von selbst, daß die Theilnahme der Provinzialstände an der Gesetzgebung verschwindend ist, und sich nur auf untergeordnete Dinge erstrecken kann. Wenn der Verf. nun fortfährt: „In dieser Modification liegt offenbar eine größere Gewähr für die Gediegenheit der Berathung u. s. w.," so ist nur dies Geringe zu bemerken, daß durch diese Modification die Hauptsachen überhaupt nicht in Berathung kommen. Denn wenn er weiter anführt, daß alle derartigen Gesetze, welche mehrere oder sämmtliche Provinzen beträfen, auch allen betreffenden Landtagen vorgelegt werden müßten, so hat doch jeder Einzelne nur die provinzielle Zuthat zu liefern, während der allgemeine Inhalt, die eigentliche Sache, doch schon von obenher bestimmt ist, dessen Bestimmung durch die Provinzialstände ohnehin, wegen der Unmöglichkeit, von acht verschiedenen Versammlungen übereinstimmende Beschlüsse zu erhalten, auch bei dem besten Willen der Regierung unthunlich wäre, und der also, wie überhaupt gar nicht, so namentlich nicht „einer umfassenderen und vielseitigeren Prüfung unterzogen wird, als die Berathung durch eine Versammlung von Landesrepräsentanten nimmer gewähren würde."

Kurz zusammengefaßt ist also des Verf. Raisonnement dieses: Ihr beruft euch auf das Gesetz vom 22. Mai, es verheißt wenig, die Provinzialstände gewähren schon mehr, darum beruhigt euch. Er hatte zu Anfang gesagt: „Gewiß hätte der König gern gewährt, was die Stände der Provinz Preußen von ihm erbeten hatten; er hätte ja durch diese Gewährung zu dem Erbtheil der Liebe, das er vom Vater überkommen, schon in den ersten Stadien seines Regiments auch den Dank der Bittenden hinzufügen können." Und jetzt schließt er: „Daß der König es hierbei belassen, also nicht einseitiges Erwägen an die Stelle vielseitiger Prüfung setzen will, darin mögen wir dankbar ein Opfer erkennen, welches er fort und fort dem Heile seines Volkes bringt." In der That, ein so schlechtes Taschenspielerstück, als immer gespielt werden kann. Da ist denn doch der Verf. der oben erwähnten Broschüre ehrlicher zu Werke gegangen. Er redet uns in's Gewissen: Preußen, die ihr einen so vortrefflichen König habt, wollt ihr ihm zumuthen, daß er sich selbst beschränkt, daß er sich aus einem absoluten zu einem constitutionellen, d. i. zu einem Schattenkönige macht? Wie nun diese naive Weise wohl schwerlich das erreichen möchte, was sie beabsichtigt, so hat unser Verf. es vorgezogen, dieses feinere Spiel auszuklügeln. Und insofern er sich Leser vorstellt, die diese Volte nicht bemerken, ist hiermit die Sache überhaupt abgethan. Und nur als Zugabe folgen noch die gewöhnlichen Versicherungen: daß es mit den Constitutionen überhaupt eine Chimäre sei, und daß Freiheit und Wohlfahrt der Nationen in den Tugenden der Regenten die beste Garantie fänden, — Versicherungen, welche, indem sie sich selbst als Erfahrungssätze geben, gerade dieses Abgeschmackte haben, auf die Erfahrung, auf das Beispiel von Frankreich, England, Amerika u. s. w. nicht einzugehen.

Sonderbar ist es nun, wie sich unser Verf. am Ende doch noch von der liberalen Seite zeigen will. Er tadelt das Heimlichkeitssystem, und wünscht, die preußischen Stände möchten die Oeffentlichkeit ihrer Berathungen in Antrag gestellt haben. Wie dadurch den Provinzialständen aufzuhelfen, in wie weit Oeffentlichkeit ein Surrogat der Constitution sei, endlich ob Oeffentlichkeit ohne Constitution überhaupt möglich sei, dies hat er dabei nicht untersucht. Daher finden auch wir uns nicht veranlaßt, hier auf diese Untersuchung einzugehen. Auch möchte sonst unser Bericht ausgedehnter werden, als das zu Grunde liegende Werk, das ohnehin nur von Interesse ist, insofern es von dem Zustande unserer Publicistik Zeugniß ablegt. Auf die Sophistereien aber, welche uns das Gesetz vom 22. Mai annulliren wollen, werden wir ruhig erwiedern: Das Wort sie sollen lassen stahn!

C. F.

Bei mir ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die

römische Elegie.

Kritische Untersuchungen

mit

eingeflochtenen Uebersetzungen.

Von

G. F. Gruppe.

I. Bd. gr. 8. 1838. Brosch. 2 Thlr. 20 Ngr.
II. Bd. gr. 8. 1838. Brosch. 1 Thlr. 15 Ngr.

Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Digitized by Google

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

18. März. № 66. 1841.

Ueber allerhand Verlegenheiten bei Besetzung einer dogmatischen Lehrstelle in der gegenwärtigen Zeit.

(Fortsetzung.)

II. Reflexion.

Was ist denn überhaupt die Stellung der Wissenschaft zum Leben? Will sie unmittelbar aus ihrer Begriffswelt in dieses eingreifen, um es zu reformiren? Diejenigen Zweige der Wissenschaft haben allerdings diese Absicht, die sich unmittelbar mit einem bestimmten empirischen Stoffe beschäftigen, wie Medicin, Rechts- und Staatswissenschaft. Zwar auch sie haben einen esoterischen Theil, die erste den Begriff des Organismus als höchstes Product der Natur, die beiden andern die Idee des Staats. Dies ist die leitende Seele, die der verworrenen oder formalistisch redigirten Masse der historischen Kenntnisse, der unmittelbar empirisch anwendbaren Sätze und Erfahrungen eine letzte innere Einheit giebt. In der Anwendung selbst aber wird diese höchste Idee nur in seltenen Fällen direct hervortreten können. Denn abgesehen davon, daß der Handelnde selbst, bei einem gewöhnlichen Maße von Intelligenz, es schwerlich immer vermag, den vorliegenden Stoff mit seinem Ballast historischer und anderer scheinbar zufälliger Bedingungen unter den Begriff zu subsumiren, wird sich in den meisten Fällen schon die Natur des Stoffs gegen ein Geltendmachen der letzten und tiefsten Gründe sträuben. Z. B. es handelt sich um ein Strafgesetzbuch; welch' schlechten Beifall pflegen bei der Debatte über die obersten Grundsätze, nach denen die einzelnen Gesetze bestimmt werden sollen, Redner zu finden, die nicht allerhand exoterische Standpunkte, sondern den wahren Begriff des Verbrechens und der Strafe geltend zu machen suchen! Wie wenige Kranke könnten es ertragen, wenn ihnen der Arzt Rechenschaft geben wollte über die Natur des Organismus, den Zustand der ihrigen, sein Heilverfahren! Vielmehr täuschen muß er sie oft genug, nicht nur im Dunkel lassen, um ihnen nicht Grauen zu erregen und dadurch seine Cur zu stören. Unter den Wissenschaften, die sich geradezu mit dem Höchsten beschäftigen, scheint die Theologie die Stellung der eben genannten Disciplinen zum Leben, die unmittelbar praktische Bestimmung nämlich, zu theilen, da ihre Schüler bestimmt sind, in der geistlichen Erziehung des Volks sofort in Anwendung zu bringen, was sie erlernt haben. Worin besteht nun aber diese Anwendung? Soll der Stoff des Glaubens im Bewußtsein des Geistlichen und der Gemeinde ganz derselbe sein und die Thätigkeit des ersteren etwa nur darin bestehen, daß er ihn stets neu beleuchtet und an's Herz legt? Man giebt etwa zu, er müsse eine vollständigere Kenntniß seines Umfangs, klarere Einsicht in seine Gründe, seinen Zusammenhang, seine Consequenzen haben, und wie sonst diese unklaren Comparative lauten mögen. Aber schon damit ist eingeräumt, daß der Stoff in seinem Bewußtsein nicht ganz derselbe ist; hat er eine „klarere" Einsicht in seine Gründe u. s. w., so hat sich ihm bereits auch der Inhalt in einen andern verwandelt. Nur wer die wunderbare Gabe hat, sich einzubilden, daß in geistigen Dingen eine Thätigkeit in Beziehung auf einen bestimmten Inhalt denkbar sei, die um ihn herumgehe, seine Außenwerke verändere u. s. w., ohne daß dadurch das Innere der Sache irgendwie berührt werde, wie man ein Buch neu einbindet, wird das glauben können. Ein rationell gestützter und entwickelter Glaube ist schon kein reiner Glaube mehr. Damit ist zwischen Volk und Volkslehrer schon ein specifischer Unterschied des Bewußtseins eingetreten, mag dieser sich dessen bewußt sein oder nicht. Nun haben wir aber noch gar nicht in Berechnung genommen, daß das theologische Studium in die Länge unmöglich den Einflüssen nicht bloß des begründenden Verstandes überhaupt, sondern auch der eigentlichen Philosophie sich entziehen konnte, wie ja dies gemäß ihrem Verhältniß zu einer Wissenschaft, mit der sie den wichtigsten Theil ihres Inhalts gemein hat, gar nicht anders sein konnte.

Die Philosophie, dies Gehirn und Rückenmark aller akademischen Studien, ist es nun, deren Stellung zum Leben überhaupt zu betrachten ist, um in unserer Sache Licht zu bekommen. Sie will das Sein, was vor ihr und ohne sie da ist, in ein Wissen verwandeln. Die Vernunft, dieselbe, die in der Natur bewußtlos, in der Menschenwelt mit

Digitized by Google

einem Bewußtsein, aber einem unvollkommenen, dunkel suchenden und über Princip und Ziel unklaren, baut und wirkt, will in ihr mit vollem Bewußtsein sich die Anschauung ihrer selbst geben. Die Welt kann am Ende ohne Philosophen bestehen, und hat sie nie leiden können. Sie fristet ihr Leben hinreichend in dem Dämmerscheine zwischen dem dunkeln Wahrheitstriebe mit seinem gefälligeren Bruder, dem Irrthum, und den vereinzelten, gebrochenen Strahlen wirklichen Wissens, die man Maximen, Grundsätze, Blicke in u. s. w. nennt, und braucht sie je zuweilen eine hellere Leuchte, so trägt sie der Genius, der Held oder Dichter, dem auch ein Instinct, obwohl ein höherer und vom Gotte gegebener, den Weg weist. Ist aber dem Philosophen wirklich ein Raum gegönnt, zu bauen, zu wirken, zu erziehen: darf er denn jemals mit der Thür in's Haus fallen? Muß er mit seinem Besten und Klarsten nicht hinter dem Berge halten und ironisch verfahren, wie Sokrates? Darf er denn auf dem Markt stehen und schreien: eure Welt steht auf dem Kopfe, der gemeine Verstand sieht die Dinge verkehrt? Muß er sich nicht vielmehr den Schein geben, als sei er Eines Glaubens mit der Welt, und langsam, unvermerkt aus dem Irrthum die Wahrheit entbinden? Ich rede nicht von dem Gebiete der Wissenschaft, da muß Freiheit sein und unumwundene Aufrichtigkeit; sondern von irgend einem praktischen Eingreifen. Wer ein Kind erzieht, muß ihm doch gewiß viel verschweigen, ja er muß es in manchen Dingen wirklich täuschen; der Philosoph kann aber der Menschheit alle Ehre geben, ganz demüthig seine Schranken anerkennen, dabei bleibt gegenüber seinem Denken über die letzten Gründe, diesem höchsten Thun des Geistes, der Nichtphilosoph immer ein Kind, ein Unmündiger, man sage, was man will. Man spreche mir nur nichts von Uebermuth, ich könnte sonst von der Frechheit etwas sagen, über die Philosophie reden zu wollen, ohne sie systematisch in ihrer ganzen Entwicklung studirt zu haben. Es kann sich sogar treffen, daß ein Philosoph praktisch wie ein Kind ist, und jenes Verhältniß bleibt doch dasselbe. Die Gabe der Application, der Vermittlung zwischen dem reinen Denken und dem Leben ist eine persönliche, und darf dem Theologen allerdings so wenig, als jedem zu einer bestimmten Lebensthätigkeit Berufenen fehlen.

Um nun auf die Theologie zurückzukommen, so muß ich als anerkannt voraussetzen, daß die Zeit gekommen ist, wo diese sich einer bis in's Mark eindringenden Sättigung mit der Philosophie nicht länger erwehren kann, wo man endlich einsehen muß, daß es nicht zwei Wahrheiten giebt, eine natürliche und eine geoffenbarte. Ich bin es ja nicht, der es behauptet, sondern die Geschichte. Wer mit ihr streiten mag, den beneide ich nicht um seine Siege. Der Theolog nun als Philosoph will zunächst offenbar nichts Anderes, als was die Philosophie an sich will: in's Licht des Gedankens erheben, was ohne ihn da ist. Sein Gegenstand der religiöse Volksglaube, er wandelt ihn in ein Wissen, das ist *sein* geistiges Bedürfniß. Wem der Glaube als Glaube genügt, wer das Wissen nicht will, nicht ertragen kann, dem will er es nicht aufdrängen, dem läßt er den Glauben. Aber wie? Er hat ja eine ganz andere Aufgabe, als der Philosoph; er soll ja nicht in dieser abstracten Einsamkeit sich abschließen, er soll lehren, erbauen, er steht mit seinem Wissen zu dem Glauben der Masse in einem gegebenen praktischen Verhältnisse. Jetzt könnten wir einfach sagen: er läßt der Masse den Glauben, für sich behält er das Wissen, und sucht, daß so viele Strahlen des letzteren in den ersteren eindringen, als möglich ist, ohne seine Natur aufzuheben. Er sucht den todten Glauben zum inneren Leben in den Gemüthern zu gestalten, das ist auch Philosophie, das ist die Form, in welcher er ihm das Stoffartige nehmen kann, ohne ihn zu dem Uebergang in eigentliche Philosophie, wo solcher einmal nicht möglich ist, zu nöthigen; nur sagt er es nicht heraus, daß die Wahrheit gar nicht im Stoffe liegt, sondern er läßt dem vorstellenden Bewußtsein die Meinung, daß ihm Beides bleibe, der Stoff als Wahrheit und die Umwandlung desselben in inneres Leben. Nur damit es in seiner Verwechslung der Idee mit Stoffen nicht zu craß werde, hält er es an einem gelinden Zügel und führt es leise, unvermerkt, wo und so weit es angeht, in das Wissen, wenigstens in eine Ahnung des Wissens hinüber. Er predigt nicht: es giebt keinen Teufel, denn das Volk hat sich einmal in dieser Figur die Idee des Bösen hypostasirt; er legt ihm nur an's Herz, daß der wahre Sitz dieses Teufels im Innern eines Jeden ist. Da mag denn außerdem sich noch extra einen Teufel an die Wand malen, wer das Bedürfniß hat. Er predigt nicht: es gab keine Wunder, er leitet nur darauf hin, daß die wahren Wunder die geistigen sind. Da mag denn außerdem noch extra glauben, daß Trauben auf Tannen wachsen können, wer das Bedürfniß hat. Er predigt nicht: es lebte kein historisches Individuum, das von den wesentlichen Schranken der Individualität frei gewesen wäre, sondern er sagt nur:

> Ist Christus tausendmal in Bethlehem geboren,
> Und nicht in dir, du bleibst doch ewiglich verloren.

Man erklärt dieses Fürsichbehalten der Idee für Heuchelei, man behauptet, das Verhältniß zur Gemeinde sei dadurch aufgehoben. Vielmehr wahrhaft begründet ist es erst dadurch. Der Pädagog steht zu seinem Zögling im Verhältniß einer sittlichen List; wie kann er ihn erziehen, wenn er seine Kindervorstellungen theilt? Er wickelt ihm die Wahrheit darein. Ist denn aber das Volk mündig in der Ansicht von metaphysischen Dingen? Wem kann es im Ernste einfallen, das zu behaupten? So gestellt ist der Geistliche erst wahrer Prediger und Volkserzieher, da er nicht mehr im Stoffe verstrickt ist mit denen, die er erziehen soll, sondern

Digitized by Google

frei darüber steht. Wie kann z. B. der Geistliche, der einen Teufel glaubt und Wunder für möglich hält, mit irgend einigem Erfolg gegen den Aberglauben an Zauberei predigen? Er mag hundert Mal sagen, Gottes Weisheit und Güte könne so etwas nicht zulassen: er gibt zu, daß die Naturgesetze nicht fest sind, daß es eine böse Macht gibt, die sie zu verderblichen Zwecken durchbrechen kann, da ist das Princip und die Möglichkeit eingeräumt, und die guten Gründchen, die er gegen die Wirklichkeit vorbringt, wiegen keinen Strohhalm. Mindestens seit Kant aufgetreten ist, wird man nicht leicht einen Theologen finden, der sich nicht in irgend einer Differenz mit dem kirchlichen Volksglauben befände, und Eine schließt alle in sich. Ausgesprochene Rationalisten aller Sorten, landkundige Kantianer sind von allen deutschen Regierungen ohne Bedenken auf Kanzeln, in Consistorien, in jedes geistliche Amt zugelassen worden. Es ist aber bekannt, daß der Kantianismus, der Rationalismus überhaupt ganz anders, als die speculative Theologie mit dem religiösen Volksglauben umsprang, daß er ihm ganz unsanft wesentliche Dogmen geradezu wegnahm, die übrigen, ebenfalls ohne Complimente, für bloße Vehikel einiger moralischen Lehren erklärte. Man hat darüber geschrieen, ich weiß es, aber nur eine Partei, nicht freisinnige Laien, nicht erleuchtete Staatsmänner. Verlegenheit freilich, Noth gab es immer, daß es mit der Wissenschaft nie recht ins Geleise kommen wolle in ihrem Verhältnisse zum Kirchenglauben. Nun kommt endlich eine Philosophie, die findet das edelste und zugleich gelindeste Mittel, der Noth abzuhelfen, die erkennt den ganzen schönen Gehalt des Glaubens an und weiß Aushilfe, nicht heuchlerische, nein wahre, aufrichtige, liebevolle Aushilfe für die Differenz des Bewußtseins, das sich zu diesem Gehalte eine andere Stellung gibt, und nun — steht die halbe Welt in Flammen und schreit die Kirche um Hilfe, als läge sie in den letzten Zügen! Wie ist das zu erklären? Man muß den Beunruhigten den eigentlichen Grund ihrer Aufregung, den sie nicht zu sagen gewußt haben, — denn was sie bis jetzt vorgebracht haben, soll doch nicht von Gewicht sein? — erst leihen. Der Rationalismus schien weit unschuldiger, denn die Dogmen, d. h. die durch eine Mischung mit historischem Stoffe zu Glaubenssätzen gewordenen Ideen, galten ihm noch immer für feste Dinge und Sachen, die allerdings historisch gewiß bleiben, nur neu zu erklären seien. Dieses Stoffartige hatte er mit dem Volksglauben gemein. Jetzt aber hat das durchgedrungene Princip des freien Denkens alle diese festen Pflöcke flüssig gemacht und herausgeschwemmt, und das so befreite Bewußtsein, das den ganzen Stoff vor sich nimmt und als solchen, als bloßen Stoff nirgends mehr gelten läßt, sondern auf reinen Gedankengehalt reducirt, gilt Jedem, der nicht auf dem Wege zusammenhängender strenger philosophischer und historischer Studien dieses Resultat selbst hat entstehen sehen und selbst für sich erzeugt, für ein frevelhaftes, vom Volke, vom Glauben abgefallenes. Es war ja vor Allem mit dem Begriffe Gottes so; dieser auf Lenken und Leiten beschränkte Gott war so gut als keiner, wohl aber gerade durch diese Versetzung in ein Jenseits ein fester, handgreiflicher Stoff. Die Wissenschaft fordert einen Gott, der wirklich unsichtbar, allgegenwärtig ist, und man schreit, sie habe keinen mehr, denn das gemeine Bewußtsein will etwas Festes und Solides, eine rechte Hand voll, wie die Bauern im Schwarzwald das Kupfergeld dem Silbergeld vorziehen, weil sie jenes in ihren schweren Händen nicht fühlen. Mit dem Supranaturalismus war es um kein Haar anders, er forderte einen miraculös hereinbrechenden Gott, weil er keine andere Gegenwart kannte, und ihn für den ganzen übrigen Weltverlauf ebenso in ein Jenseits verwiesen hatte, wie einen Stoff, ein Stück Materie, das mit einem andern Stück Materie nicht zugleich in demselben Raum sein kann, sondern diesem erst einen derben Puff geben muß, wenn es sich Platz machen will. Kurz es war der grobe Materialismus, die Sinnlichkeit in beiden Standpunkten, was der geistigen Ansicht einen Krieg auf Tod und Leben erklärte, vor der Welt aber, wie sie einmal ist, als Glaubenstreue und ächter Gehalt erschien.

Da nun aber gerade das philosophische Denken, das mit diesem Stoffe nicht mehr verwickelt ist, sondern ihn frei vor sich hat, erst seinen wahren Werth und seine Nothwendigkeit für das sinnlich bestimmte Bewußtsein unbefangen erkennt, so war vielmehr wirklich alle Aussicht auf ein ganz friedliches Verhältniß dieser neuen Theologie zur Kirche vorhanden. Daß junge Leute vorlaut und taktlos da und dort den Unmündigen den starken Geist des Denkens einzuschütten versuchen, ist doch gewiß nicht Schuld der Philosophie, auf keinen Fall dieser Philosophie, denn sie gerade will das Gegentheil. Allein aus andern Gründen ist es ganz richtig, daß jenes Verhältniß bereits ein ganz gestörtes und getrübtes ist.

Strauß wollte kein Volksbuch schreiben, man weiß es, und er hat auch keins geschrieben. Dem Volke sind seine Untersuchungen böhmische Dörfer, kein Mensch dachte daran, diesem seinen harmlosen Glauben zu nehmen. Aber der Pietismus hat das Volk aufgestört, die Frage vor das incompetente Publicum gezerrt, die Gewissen beunruhigt und Mißtrauen gesät. Bei einem Geistlichen in Stuttgart soll eine Waschfrau sich zum Nachtmahl angemeldet haben, er fragt nach ihrem Namen, es ist eine Frau Strauß. „Doch nicht verwandt mit dem berüchtigten Irrlehrer?" Die gute Frau hatte von dem fatalen Namensvetter kein Wort gewußt und mußte jetzt hören, welch schlimme Makel an ihrem ehrlichen Namen hänge. So verbreitet der Pietismus das Reich des Herrn. Bekannt ist und vielfach mit gerechtem Abscheu gezeichnet, welchen delatorischen Charakter derselbe

Digitized by Google

neuerdings wieder (denn es ist eine alte Liebe von ihm) angenommen hat. So und nicht anders ist das Verschleppen unzusammenhängender Kunde über geistige Tendenzen aus dem Kreise wissenschaftlicher Bildung vor einen Richter, der über ihren wahren Inhalt durchaus kein competentes Urtheil haben und nur Böses, zur Verfolgung Reizendes in ihnen sehen kann, zu nennen. Dieser Richter ist das Volk, Tractätchen und eine Art von Journalen sind seine Organe, die mit großer Popularität namentlich in den untern Kreisen circuliren, und Verwirrung und Verhetzung in die friedlichen Hütten tragen. Eine solche Kreuzspinne webt bei uns unter dem Namen Christenbote. Sie hat sich, so wie sie schon Märklin's Werk über den Pietismus mit der gewohnten Taktik anzukündigen wußte, auch beeilt, die Dogmatik von Strauß ihren Leinewebern, Weingärtnern, Bauern anzugeben. In kurzen, nackt abgerissenen Sätzchen ist das Buch hier excerpirt, wie folgende: „§§. 7—19. Eine Offenbarung im eigentlichen Sinne gibt es nicht, sondern der menschliche Geist hat seine religiösen Erzeugnisse früher irrthümlicher Weise einer höheren Einwirkung zugeschrieben, jetzt aber erkannt, daß dies seine eigenen Erzeugnisse sind. — §. 14. Die göttliche Eingebung der heiligen Schrift ist ein purer Irrthum, die heilige Schrift ist vielmehr um nichts besser, als andere menschliche Schriften. — §. 15. Ein Gotteswort gibt es nicht, sondern der Mensch ist auf seine Vernunft angewiesen. — §§. 34—41. Es lassen sich Gott überall keine Eigenschaften beilegen u. s. w." Daß diese Sätze so hingeschleudert, herausgezerrt aus der Weltanschauung, der sie angehören, und worin ihr negativer Charakter seine positive Ergänzung hat, in ein fremdes Bewußtsein hineingeworfen, dem jede Handhabe fehlt, sie in dem Sinne zu begreifen, den sie in einer auf der Arbeit von Jahrtausenden wurzelnden Gedankenwelt haben, Entsetzen, Verstörung, Grimm erregen müssen, ist von dem Verf. sehr wohl erwogen und berechnet. Märklin, der in seiner Diöcese zu Calw durch Humanität, unermüdlichen Eifer für die Pflege des allseitigen geistigen Wohls der Gemeinde, durch Hervorrufung und aufopfernde Unterstützung verschiedener wohlthätiger Anstalten, durch wahre Vatersorge für die ihm anvertrauten Gemüther sich das Vertrauen und den Dank aller Unbefangenen erworben hatte, wurde durch die unabläßigen Operationen der Pietisten gegen ihn in eine solche Kette von Verstimmungen hineingezogen, daß er seine Aussaat verlassen mußte, da sie eben Früchte versprach. Was anders? Es mag ja Einer den letzten Blutstropfen hinzugeben bereit sein für das Gute und Rechte, aber er glaubt nicht, daß Wein aus Wasser geworden, so ist er eben des Teufels. Demselben Schicksale sieht jetzt Jeder entgegen, den ernste Studien auf den gegenwärtigen Standpunkt der Wissenschaft geführt haben. Er kommt als Geistlicher zu einer Gemeinde, erwirbt sich Liebe und Vertrauen der Gemüther und führt sie sachte zur Wahrheit, wie sie dieselbe bedürfen und ertragen können. Nun will er aber nicht verbauern, er setzt seine Studien fort, schreibt vielleicht etwas, seien es nur Aufsätze in Zeitschriften: so schleichen die Pietisten und ihre Organe herbei und rufen: traut eurem Pfarrer nicht, er glaubt keinen Gott, keinen Christus u. s. f. Der giftige Same geht auf, und der Pfarrer kann abgehen oder, wenn er bleiben muß, bei einer Gemeinde bleiben, die ihm ihr Vertrauen entzogen hat. — Dies sind die Früchte des Pietismus.

Die Regierungen sehen in dem Kirchenglauben die festeste Stütze der öffentlichen Ordnung. Wie freisinnig sein Standpunkt sein mag, der Staatsmann hat die nöthigen Studien nicht gemacht, den wahren Bestand der Sache, der aus der Vogelperspective gar nicht entdeckt werden kann, einzusehen, und leiht leicht den Besorgnissen derjenigen sein Ohr, welche, wenn nicht gefährliche Aufregung des Volks, doch Scandal als die unvermeidliche Folge der Anstellung von Theologen der modernen Denkart darstellen. Sein nächster Anstoß jedoch ist der Widerspruch, der für den verständigen Standpunkt darin liegt, daß Jemand Diener einer Kirche bleiben solle, deren Fundamentalsätze er nicht anzuerkennen öffentlich bekannt hat. Daß er sie nicht anerkennt, würde an sich nicht hinreichen, ihn zu entfernen, denn jede billige Regierung wird sich erinnern, wie viele Hundert notorische Rationalisten sie angestellt hat und noch heute anstellt. Daß er diese Abweichung öffentlich ausgesprochen hat, dies würde ihn auch noch nicht stürzen, denn Hunderte der notorischen Rationalisten haben in hundert Journalen, Archiven, Magazinen u. s. w. noch viel unkirchlichere Dinge gesagt. Was stürzt ihn denn? Das Geschrei, das von der Sache gemacht wurde und das dem Staatsmann Rücksichten aufnöthigt. Also wer hat ihn gestürzt? Die Schreier. Und wer sind die Schreier? Nun wir wissen es ja, es sind die Kinder Gottes, es sind die Jünger der Liebe und des Friedens.

(Schluß folgt.)

Bei mir ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Die

evangelische Landeskirche Preußens und die Wissenschaft.

gr. 8. 1840. 21 gGr.

Otto Wigand.

Druck von **Breitkopf** und **Härtel** in Leipzig.

Digitized by Google

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

19. März. № 67. 1841.

Ueber allerhand Verlegenheiten bei Besetzung einer dogmatischen Lehrstelle in der gegenwärtigen Zeit.

(Schluß.)

In Preußen hat der Pietismus sich directer an die politische Seite gehalten, und ist mit Waffen hervorgetreten, denen gegenüber es nur erlaubte Nothwehr ist, wenn man einmal hervorhebt, daß vielmehr der Pietismus in seinem innersten Wesen revolutionär ist. Wie ihm die ganze weltliche Ausbreitung menschlicher Kräfte nur so viel Geltung und Erlaubniß der Existenz hat, als sie direct und buchstäblich sich auf das jenseits vorgestellte Göttliche bezieht, so ist ihm auch der Staat, wie er nach schweren Kämpfen mit der Hierarchie als rein menschliche Anstalt aus der Vernunft sich gegliedert hat, consequenter Weise eine ungöttliche und unheilige, substanzlose Existenz. Man läßt ihn sich gefallen, da man zufällig in ihm geboren ist, ungefähr wie die Kunst, die einmal da ist und sich die Freiheit genommen hat, auch die Schönheit dieser sündigen Welt zu ihrem Stoffe zu erheben, ohne die Pietisten lange zu fragen. Freilich kann man sich gegen die letztere leichter auflehnen, da sie über keine Bajonette zu disponiren hat. Wahrhaft aber berechtigt zum Herrschen kann consequent nur diejenige weltliche Existenz sein, die in der ausdrücklichen Weise, welche der Pietismus fordert, Gott allein die Ehre giebt. Was aus der Welt und Sünde ist, wie soll dem der Scepter gebühren, das weitgreifende Instrument, das trotz aller Verschanzung durch Verträge auch über die Kirche so große Macht hat? Ich verwahre mich dagegen, daß ich behaupte, der Pietismus habe diese Consequenzen bereits gezogen; aber man beweise, daß sie nicht im Princip liegen. Der Staat ist aus dem freien Gedanken, eine Gliederung der durch den Verstand vermittelten Vernunft, derselben, aus welcher die Wissenschaft wächst. Ihm scheint die Wissenschaft gefährlich, weil sie an Allem zweifelt; aber sie zweifelt, um desto fester zu begründen. Man kann etwa sagen, zwar nicht der Pietismus, wohl aber der unbefangene Volksglaube sei eine Stütze der Throne. Allein es ist bekannt, wie Weniges und Ungenügendes die heilige Schrift über den bürgerlichen Gehorsam sagt, wie sie ihre abrupten Sätze hierüber ohne alle Begründung und Entwicklung hinstellt. Der wahre Gehorsam aber beruht auf der Einsicht in die Nothwendigkeit des Staatsorganismus, welche allerdings in ihren wesentlichen Argumenten auch dem gemeinen Manne beigebracht werden kann. Wo steht denn aber geschrieben, daß ein der modernen Wissenschaft zugethaner Geistlicher dies nicht eben so gut, ja besser als ein Autoritätsgläubiger zu thun vermöge? Ganz anders freilich steht es mit dem Kunstglauben (man erlaube das Wort, wie man eine Kunst- und Volkspoesie unterscheidet). Hat dieser etwa den französischen Thron gestützt? Nein; zugleich mit den politischen Greueln waren es die unerträglichen Anmaßungen der Kirche, welche als nothwendige Reaction des unbefriedigten Geistes die schlechte Philosophie, wie der abstracten Freiheit und Gleichheit, so des Atheismus hervorriefen. Vor dem Sclaven (dem Autoritätsgläubigen), wenn er die Kette bricht, vor dem freien Menschen erzittre nicht. Auch erinnere ich mich nicht, je gehört zu haben, daß Cromwell ein Hegelianer war.

Ist nun durch das ewige Geschrei, die ewigen Delationen das Vertrauen des Volks zu Geistlichen, deren esoterische Bildung die philosophische ist, gestört, so muß freilich auch der Wissenschaft die Luft und Liebe zu jenem Kreise von Vorstellungen vergehen, die ihr sonst die vertraute Unterlage ihrer Ideen darbot. Wir wollten Friede, wir haben nicht herausgefordert, die Gegner durften nur die Verschiedenheit der Bedürfnisse anerkennen, wie wir; aber sie ruhten nicht, bis die Sache verderbt und verhetzt war, denn ohne Negation hat der Zelot keine Lebensluft. Der Philosoph kann nicht mehr die harmlos schöne Bilderwelt des Glaubens, den Traum seiner eigenen Kindheit lieben; er muß diesen Boden hassen, denn er ist der Schooß des Fanatismus, er ist die Höhle, worin die Wölfin der Unduldsamkeit mit dem scheußlichen Geifer der Verfolgung vor dem gefletschten Gebiß auf Beute für sich und die gefräßigen Jungen lauert. Das Gefühl der Gemeinschaft mit der giftig aufgestörten Masse ist ihm aus der Seele gerissen, er kann

Digitized by Google

nur wünschen, daß eine Scheidung je bälder, je lieber erfolge, und muß sich glücklich fühlen, wenn ihm seine Lage gestattet, aus dem Dienste der Gemeinschaft zu treten, die seine edelsten Bemühungen mit Undank und Mißtrauen belohnt.

Schluß.

Man sieht, es sind nicht nur die Keime einer Krisis da, sondern sie ist schon im vollen Werden begriffen. Kann man denn aber unthätig zusehen? Was soll denn nun geschehen? Wie rathen und helfen? Die Pietisten heben? Keine erleuchtete Regierung wird das wollen. Jene gemäßigte Mitte zwischen Glauben und Wissen zu halten suchen? Aber sie ist ein Unding und im Aussterben begriffen. Die Mythiker zu keinem Kirchendienst zulassen? Ich will nicht von der Unbarmherzigkeit reden, welche dadurch dem Jüngling jede Aussicht abschneidet, der sich zum Studium der Theologie entschlossen hat, ehe er diese Kämpfe der Zeit kannte, dem die Mittel fehlen, eine neue Laufbahn zu betreten, nicht von der Versuchung zur wirklichen Heuchelei, welche dadurch dem Schwachen bereitet wird, sondern vom Bedürfniß der Gemeinde selbst.

Ist es denn wirklich das ganze Volk, das noch fest im alten Kirchenglauben wurzelt? Unbedingt wird man es nur vom Bauernstand behaupten können. Der Stand der Handwerker, dessen Arbeit schon an sich mehr Vermittlungen des Verkehrs voraussetzt, mehr Bewußtsein der Selbstthätigkeit mit sich bringt und mehr Verkehr mit den gebildeten Ständen, hat längst begonnen, sich vom heteronomischen Glauben zu emancipiren. Er ist rechtlich nicht aus Furcht vor Höllenstrafen oder weil es geschrieben steht, daß Unrecht Sünde ist, sondern schlechtweg, weil es moralische Maxime ist, von der er sich gelegentlich selbst die inneren Gründe anzugeben sucht. Allgemeine Grundsätze, sprichwörtlich zusammengefaßt, sind sein sittlicher Compaß; weil es an sich verwerflich ist, verwirft er das Böse; weil es an sich gut, billigt er das Gute. Damit vereinigt er beiläufig, ohne die Inconsequenz einzusehen, Reminiscenzen aus dem Autoritätsglauben. Der Kaufmann ist längst darüber weg, nur zu sehr, indem er im Allgemeinen die abgetretenen Grundsätze der seichten Aufklärung und des französischen gesunden Menschenverstandes in der Meinung, daß dies das Neueste sei, noch vorzubringen liebt. Aber der Beamtenstand, der Stand aller derjenigen, die studirt haben, wo ist denn sein Kirchenglaube? Ich weiß nicht, wie es anderswo ist. In Preußen z. B. soll man noch sehr kirchlich sein. In Hamburg und Bremen interessirt sich das ganze Publicum für den tragischen Kampf eines Supranaturalisten und Rationalisten. In Oestreich und Baiern habe ich diesen Stand im Durchschnitt immer der Aufklärung zugethan gesehen, die längst mit der Kirche gebrochen hat. Für Würtemberg aber wette ich mit Bestimmtheit, daß es sehr schwer sein wird, unter Hundert Einen zu zählen, der die Kirche besucht, der zum Abendmahl geht, der zum Tische betet. Ich frage z. B. meine verehrungswürdigen Herren Collegen in Tübingen, Hand auf die Brust, wie weit sich bei der Mehrzahl von ihnen die Localkenntniß von den Bänken erstreckt, welche in der hiesigen Kirche den Professoren zugewiesen sind. „Verderbniß der Zeit." Ist leicht gesagt. Kann man denn wirklich glauben, daß diese Tausende, da sie *diesen* Trost der Seele und *diese* Quelle der Sittlichkeit nicht mehr haben, darum von Gott und allem Guten und Heilsamen verlassen seien? Hat man denn gar nicht auch nur eine Ahnung, daß, da sie es ohne Halt und Stab ihrer Seele nicht aushalten könnten, da doch anerkannt so viele treffliche und verdiente Männer unter ihnen sind, sie offenbar etwas Anderes haben müssen, was ihnen für jene aufgegebene Stütze Ersatz giebt? Wird man denn auch nie einsehen, daß eben das Abweichen des größten, des gebildetsten Theils der Völker von dem kirchlichen Glauben schon an sich ein Beweis seiner Unzulänglichkeit für den Geist der Menschheit ist? Und nun soll diese große Anzahl achtungswerther Menschen erleben, daß die Kirche diejenigen ihrer Diener ausstößt, welche, wie sie, rationell denken und Kinder des Jahrhunderts sind. Gewiß sind nicht Wenige unter ihnen, die ihre Zweifel am Kirchenglauben noch nicht klar in sich verarbeitet haben, und denen es zur Beruhigung dient, in der Kirche Männer angestellt zu sehen, die das Element ihrer Bildung innerhalb dieser religiösen Gemeinschaft selbst vertreten, und bei denen Rath zu holen ist über die schwere Frage, wie man im Grunde des Gemüths das wahre Wesen des Christenthums treu hegen könne, ohne seinen Formen zugethan zu sein. Nun wird ihnen diese Beruhigung entzogen, und sie fühlen sich derjenigen Gemeinschaft vollends entfremdet, welche die Gestalt einer Bildung nicht in ihrem Schooße ertragen will, die mehr oder minder entwickelt auch die ihrige ist; und so hat die Kirche mit diesen ihren Dienern zugleich einen großen und achtungswerthen Theil ihrer Gemeinde vollends von sich gestoßen. Es wird ihr gehen, wie der katholischen Kirche, welche die Reformation, die ja anfangs nur eine Verbesserung innerhalb derselben bezweckte, nicht zu ertragen vermochte und sich dadurch um nichts weniger, als die sinnreichsten Völker ärmer machte.

Was aber denn? Man wäre denn doch darauf reducirt, durch Anstellung von akademischen Lehrern, welche die gerühmte Mitte halten (nicht von Pietisten, wiederhole ich, denn ich rede ja immer von einer billigen und liberalen Regierung), der schlimmen Richtung in der Jugend zu steuern? Aber da müssen wir eben wieder sagen und noch einmal sagen, daß bei aller Ueberzeugung von der anderweitigen Tüchtigkeit, Gelehrsamkeit u. s. w. des Lehrers seinem Verhältnisse zur Jugend der wahre Nerv der inneren Einstimmung

Digitized by Google

fehlen wird, das Gefühl, in Einem geistigen Boden zu wurzeln, daß der Kern derselben den nun ohne Führer erst gefährlichen Weg allein gehen wird.

Und was folgt denn aus dem Allem? Das folgt, daß es gegen die große Strömung der Zeit kein Mittel giebt. Damm und Wehr nimmt sie mit sich, und es ist keine Hilfe gegen sie, als mit ihr zu schwimmen. Die Lage ist für die leitenden Kirchenbehörden schwierig genug, das ist außer Zweifel. Die Kirche ist ein historisches Institut, als solches auf positive Lehrsätze gegründet, und nun wird der größere, wenigstens der talentvollere Theil der Jugend diesen Lehrsätzen untreu. Wie diesen Widerspruch nieten und zusammenschweißen? Die württembergische Synode hat neuerlich ein Mittel versucht. Sie hat an die evangelische Geistlichkeit Württembergs eine vertrauensvolle Ansprache erlassen, welche durch ihren würdigen und humanen Ton alle Achtung verdient. Daß auf geistigem Gebiete nicht durch Gewalt, sondern nur durch geistige Mittel zu kämpfen sei, wird als Grundsatz vorangestellt, und in der Form freundlicher Ermahnung aufgefordert, an dem Geschichtlichen und Positiven des Christenthums, der Person und Geschichte Christi, als der Summe des Glaubens festzuhalten. Allein, wenn dies nicht der Predigweise, sondern der Ueberzeugung selbst gelten soll, wie kann derjenige, der solche durch Gründe, durch ernstliche Studien sich gebildet hat, einer auch noch so achtungswürdigen Ermahnung sie opfern? Er kann ja nichts dafür, es ist eben so. Es gäbe ein Mittel, ja. Man *widerlege* seine Ueberzeugung, man widerlege Hegel, Schleiermacher, Strauß. Aber da sitzt eben wieder der üble Knoten. Das ist der schlimme Casus, *daß man Keinen findet, der gründlich und unbefangen die Entwicklungsgeschichte der neueren Philosophie in ihrem Eindringen in die Theologie studirt hätte, ohne für sie gewonnen zu sein!* Wogegen die Widersacher diese Dinge gar nicht oder halb studirt haben und vom Hörensagen urtheilen. Es ist dies hundertmal gesagt, aber wie sich versteht, immer in den Wind gesprochen; denn das Publicum läßt sich nicht nehmen, über Dinge zu reden, die es nicht kennt. Der Trost aber bleibt uns immer, daß wir nicht in Rußland, nicht in Oestreich sind. Da wäre schnell geholfen: laßt keins dieser Bücher in's Land, verbietet in Vorlesungen und in den Aufsätzen der Studirenden jede Erwähnung dieser Ideen, leget Lehrern, die schon vom Uebel angesteckt sind, die ihnen anvertrauten Vorlesungen nieder, Punctum. Aber wir sind nicht in Rußland, nicht in Oestreich.

Wohin arbeitet denn aber die bevorstehende Krise? Zu einer Trennung in eine sichtbare Kirche von Glaubenden und eine unsichtbare von Wissenden? Allein wirbt die letztere nicht beständig aus der ersteren, so daß also dies noch gar kein Resultat, sondern erst der Angang der Krise wäre? Stehen nicht die mittleren Stände erweislich bereits mit dem einen Fuße in jener, mit dem andern in dieser? Noch bleibt der Bauernstand, überhaupt das Volk im engeren Sinne. Hier concentriren sich am Ende alle Fragen: kann und wird eine Zeit kommen, wo auch dieser Stand der Naivetät des Glaubens entwächst oder nicht? Das liegt im dunkeln Schooße der Zukunft. Und diese lasse man werden und wachsen in organischer Entwicklung, und hoffe nicht, mit retardirenden Mitteln in die Räder ihres gewaltigen Schwunges greifen zu können. Gewiß aber bleibt nur Eines: den gerechten Unwillen aller guten Menschen verdienen diejenigen, welche gewaltsam und frevelhaft die stille Säftegährung dieser Pflanze, deren Krone wir noch nicht kennen, sei es durch übereilte Beschleunigung, sei es durch bösartige Zerstörungsversuche, zu verwirren und zu vernichten gehen. Es ist aber ein Unterschied zwischen Beiden. Die Ersteren, ich meine diejenigen, welche den Unmündigen vorlaut das Wissen statt des Glaubens aufdrängen wollen, verdienen Unwillen und Zurechtweisung wegen jugendlicher Raschheit und Muthwillens (von eigentlicher Frivolität ist weder hier, noch überall in dieser Darstellung die Rede; sie ist gar keine Gestalt des Geistes, welche ein Glied in der Geschichte seiner Bildung einnimmt); aber den tiefsten sittlichen Unwillen verdienen diejenigen, welche böswillig durch gehässige und schiefe Berichte von der jetzigen Gestalt des theologischen Wissens unter den Unbefangenen Mißtrauen, Zwietracht, Unruhe der Gewissen und den Geist der Verfolgung säen; sie verdienen die eigenthümliche Art von Abscheu, die auf dem Baumwerderber lastet.

Ob wohl eine Zeit denkbar ist, wo es eine Kirche im jetzigen Sinne nicht mehr giebt, sondern der Staat diesen Bestandtheil, den er bis jetzt nur äußerlich in sich aufgenommen hat, ganz zur Identität mit sich auflöst? Die Gefahr, daß der Staat die Gewissensfreiheit beeinträchtigen möchte, würde wegfallen, denn es ist vorausgesetzt, daß bis dahin der symbolische Stoff in rein geistige Gedanken, in Maximen aufgelöst wäre, deren beliebige Fassung in diese oder jene Definition keinen Streit mehr erregen könnte. Vereinigungspunkt könnte nur der Satz sein, daß der Geist und nicht die Materie das Wahre, nur in ihm das sittliche Leben sei. Oder kann man denn nur über einen biblischen Text und positive Dogmen predigen? Soll es gar kein Institut der Erziehung des Volks zum Ewigen mehr geben können, wenn keine Kirche im jetzigen Sinne?

Georgette. Ein Roman von A. von Sternberg. Stuttgart, 1840. Verlag von Hoffmann.

In Deutschland wächst die öffentliche Meinung bekanntlich weniger als irgendwo aus dem Boden; sie muß von den Schriftstellern gemacht werden. Deshalb gehört aber auch

Digitized by Google

bei uns, wo Alles, außer den Ministern, verantwortlich ist, das Gewissen des Dichters zu den unentbehrlichsten Apparaten seines Schreibtisches. Dürften wir auch Alles sagen, so dürfen wir doch nicht Alles schreiben und drucken lassen, was uns durch den Sinn fährt. Für sich „sehe Jeder wie er's treibe;" redet er aber zu dem Publicum, so denke er, er halte eine Brautfahrt, und nehme sich zusammen.

Unsere Poesie ist lange genug kopfhängerisch gewesen, und das Volk fing schon an, sich für lethargisch zu halten, und drohte, sich in sein Schicksal zu ergeben. Was die Litteratur aber verschuldet, hat sie auch wieder gut zu machen, und zwar schleunigst. Man hat seine Melancholie auch schon eingestanden, hätte diese Ohnmacht gern für eine Folge der Aehrenfülle ausgegeben: in der That jedoch war ein Gedankenmangel die Ursache. Die geweihten Kerzen der Romantik mußten auf das Profitchen gesteckt werden, um noch einigermaßen vorzuhalten, und die Litteratur saß recht traulich im Dunkeln. Daß man sich nicht rühren sollte, um nichts umzuwerfen, war höhere Verordnung. Daß hier und da ein lockeres, heimliches Gekicher entstand und manche Frivolität vorfiel, weil man im Dunkeln nicht erröthet, — wir wünschten, daß wir sie nicht weiter zu tadeln brauchten. Aber das Dämmerstündchen ist vorüber. Neues, lebendiges Licht wurde vom Himmel gestohlen, — denn freiwillig geben die neidischen Götter nichts, — und auf dem Leuchtthurm einer gewissen Julisäule ist der um sich greifende Brand entzündet, der bei uns zugleich die Flammen aus Philosophie und Theologie herausschlagen ließ, der die irdischen Olympier bedroht, den sie selbst auszutilgen trachten. Auch auf unsere schöne Litteratur sprühten die Funken, und die Lohe der Freiheit wurde so sehr geschürt, daß der neue Prometheus nie wieder an den Felsen geschmiedet werden wird.

Deshalb müssen wir den Herrn von Sternberg grade aus Verehrung gegen sein schönes Talent recht aufrichtig tadeln, daß er seine Kraft wieder an einem Sterbenden verschwendet hat, nicht als homöopathischer Arzt an der Nation, indem er seinen Kranken dem Leben wiedergäbe, sondern nur um die letzten jämmerlichen Zuckungen eines gar bescheidenen Geistes ziemlich in der Nähe zu beobachten. Wir haben Herrn von Sternberg kürzlich in seinen kleinen Artikeln, dem „Testament eines Weltmanns," bewundert, wie er schwere Goldstücke gleich schlechter Kupfermünze genial verschleudert und eine auf reicher Erfahrung und feinster Beobachtung beruhende Weltklugheit unter der Maske des Leichtsinns dem Publicum preisgiebt, das diese freieste Bewegung des Gedankens, die bei der geringsten Unsicherheit Verbrechen, nur im hellsten Selbstbewußtsein strenge Wahrheit wird, größtentheils mindestens mißversteht. Aber in dem vorliegenden Roman entdecken wir keine Spur einer solchen kecken Phantasie, eines so rücksichtslosen und doch so milden und freundlichen Humors. Hier erblassen alle Farben, — um die Worte eines geschilderten Charakters zu gebrauchen, — alle Töne ersterben, alle Eindrücke sind bis zum Spurlosen geschwächt. Rohen Ungeschmack können wir dem Buche nicht vorwerfen. Einzelne Bemerkungen jedoch, die den Ansatz machen, geistreich zu werden, verkümmern und verwelken in der trübseligen Geschichte, und viele hurtig aus dem Aermel geschüttelte, aber schiefe Ansichten, wie die, daß die Poesie immer verliert, wenn das Leben gewinnt, daß die Zeiten die glücklichsten, welche die schlechtesten Dichter hervorgebracht, passen zwar für einen so schwindsüchtigen Charakter, wie Lord Palmston, fallen aber auf den Dichter zurück, da er sie ohne den geringsten Einwand stehen läßt. Nirgends bringt eine Taube ein frisches Blatt zum Zeichen, daß wir die Sündfluth des Ueberdrusses überstanden haben und wieder festen Fuß fassen können unter den Palmen und Eichen und Alpenrosen einer schöpfungsmuthigen Poesie.

Lord Palmston hat das Leben allem Anscheine nach auf Engländermanier nach allen Richtungen hin so ziemlich ausgenossen, erfährt aber unglücklicher Weise, daß in seiner Familie der Selbstmord erblich ist. Jedesmal der Erstgeborene der verschiedenen Generationen hat sich, so weit man folgen kann, im dreißigsten Lebensjahr umgebracht, wenn er nicht schon vorher an der Angst oder einer andern Krankheit gestorben war. Auch der Lord will sein dreißigstes Jahr nicht überleben. Sein Schicksal liegt ihm nun einmal im Blute und der Termin steht nahe bevor. Er ist schwach genug, sich in den Gedanken zu vergraben, so daß er sich unstreitig besser für die Komödie, als für eine Erzählung geschickt haben würde, welche wohl gar die Thränen einer Nähmamsell erheischt. Des Lords Freunde thun nichts gegen seinen Spleen, sondern lassen sich nur von ihm schwachherzige Briefe schreiben. Eine närrische Engländerin verstärkt den Kranken sogar in seinen Träumereien, und ein deutsches Veilchen kann ihn durch seine Zärtlichkeit und Treue nicht davon zurückbringen. Der Verf. wäre deshalb, da alle Stränge rissen, berechtigt gewesen, zur Polizei zu schicken; die deutsche wenigstens würde in diesem dringenden Falle den schwachen Lord mit Vergnügen gegen seinen eigenen Mordanfall geschützt und vielleicht über die Schwelle des einunddreißigsten Jahres verholfen haben. Sie ist ja sonst so bereitwillig, die persönliche Freiheit des Einzelnen zu beschränken. Mindestens hätte die Drohung, Seine Herrlichkeit nach dem Tode z. B. in Spiritus zu setzen, noch angewandt werden können, um den Patienten von seinem Plane zu heilen. Denn wer mit einem solchen Geisteskranken zu thun hat, darf Alles wagen, sogar als Belletrist in Reil's Fieberlehre sehen, wo ähnliche Fälle besprochen werden. Die milesischen Mädchen, welche sich schaarenweise erhängten, wurden endlich dadurch abgeschreckt, daß die Obrigkeit bekannt machte, jede, die sich wieder selbst umbrächte, sollte nackt durch die Straßen geschleift werden. Vielleicht wäre der Lord auf ähnliche Weise gerettet: es galt doch ein Menschenleben, wenn auch weiter nichts.

Daß wir seine Damen nicht liebenswürdig finden, wird uns Herr von Sternberg nicht übel nehmen, da er sie selbst gar zu sehr vernachlässigt hat. Unsere fragenden Seitenblicke können durchaus nicht als Beleidigung zarter Frauen betrachtet werden, denn die hier auftretenden gehören dem schönen Geschlecht durchaus nicht an und sind wahrlich nicht zart. Madame Buntschäcker ist nur eine Kupplerin; zwar etwas eleganter in ihrem Stile, als Andere ihrer Sorte, riecht sie aber doch noch beträchtlich nach Seife. Georgette hat sich einem englischen Lord, der sich in Deutschland aufhielt, hingegeben, angeblich aus Liebe; sie reist ihm nach, läßt sich durch keine Gewalt, selbst nicht durch des Geliebten Verachtung von ihm trennen: wir bedauern das gute Kind, da Herr von Sternberg als unerbittliches, grausames Fatum die besten Wünsche der Armen unerfüllt läßt und ihre Seufzer, ihre Verzweiflung nur mit Geld belohnen kann. Daß dies liebedurstige, unbedeutende Wesen sich über den Tod des Lords beruhigen wird, hoffen wir nicht, denn es versteht sich von selbst. Es wird sogar, vermuthlich sehr bald, Trostbesuche zu herabgesetzten Preisen annehmen. Die Lady Johanne Fitz-Gerald ist gar kein weibliches Wesen, sondern eine abstracte Häßlichkeit, die mit gemachter Leidenschaft, mit wahnsinnig seichtem Raisonnement die Familie glücklich preist, daß „der wilde Stolz vom Vater auf den Sohn forterbt, das Leben, eine verhaßte Last, selbständig abzuwerfen," ihrem Opfer beständig zusetzt und nicht eher ruht, als bis es ihr gewillfahrt und Gift genommen hat.

Nein, Herr von Sternberg, glauben Sie es den spaßhaft ärgerlichen Correspondenten der Eleganten aus Göttingen und Berlin nicht, daß die Hallischen Jahrbücher, wenn sie Gericht hegen, es sich, schon ehe sie ein Werk gelesen, vorgenommen haben, dasselbe hurtig und sorglos „niederzudonnern." Zu loben ist bekanntlich weit leichter, als zu tadeln. Es wäre lieblos und ungerecht, ein Werk, das dem Verf. viel Sorge gemacht und Fleiß und Arbeit gekostet hat, mit einem Federzuge ausstreichen zu wollen; aber Ihnen hat das vorliegende nichts von dem, höchstens einige Zeit gekostet, und das heißt, dem lesebedürftigen Publicum aus Barmherzigkeit ein Stück Zeitvertreib zuschleudern, statt mit unsern besten, von uns selbst anerkannten Gedanken auch seinen geistigen Fond zu vermehren.

A. Bock.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Digitized by Google

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

20. März. № 68. 1841.

Hegel, Schubarth und die Idee der Persönlichkeit in ihrem Verhältniß zur preußischen Monarchie, von Dr. Immanuel Ogienski, Lehrer der Geschichte und philosophischen Propädeutik am königl. Gymnasium in Trzemeßno. 83 S. 8. Trzemeßnó 1840. Druck und Verlag von Gustav Olawski.

Principes mortales, res publica aeterna.

Das vorliegende Schriftchen besteht nur aus wenigen Bogen, und zeichnet sich weder durch glänzende Darstellung, noch durch neue bedeutende Ideen oder Ansichten aus. Aber es bespricht durchgängig auf würdige Weise eine Frage, welche kurz nach dessen Erscheinen mehr als je zuvor zu einer Lebensfrage für Preußen geworden. So nimmt es unser lebhaftestes Interesse in Anspruch, und fordert uns um so dringender zu einer ausführlicheren Erörterung seines Inhaltes auf, je mehr sich von Tag zu Tage die Mißverständnisse bei Besprechung jener Lebensfrage häufen zu wollen scheinen. Referent unterzieht sich dieser Erörterung um so bereitwilliger, als es ihm, als Rheinpreußen, eine erwünschte Gelegenheit darbietet, seine Ueberzeugung zu bethätigen, daß die würdigste Weise, einem edlen Fürsten zu huldigen, in offener Darlegung dessen besteht, was man als das Heilsamste für den Staat erkennt, den Er zu beherrschen von der Vorsehung berufen.

Die Frage, die in der vorliegenden Abhandlung zur Sprache gebracht wird, ist jedoch nicht bloß eine preußische, sondern eine welthistorische, und Hr. Ogienski würde sich einen reichlicheren Anspruch auf unsere Anerkennung erworben haben, wenn er die Frage auch von diesem höheren Standpunkt aus beleuchtet und hiermit die geschichtliche Nothwendigkeit derselben zur Anschauung gebracht hätte. Immer ist aber die Sache gerade jetzt von so hohem Interesse, daß wir sie aufnehmen, wie sie sich darbietet, um zur allgemeinen Verständigung nach Kräften mitzuwirken.

Hegel hat bekanntlich die seltsamsten Mißverständnisse auch seiner politischen Stellung und Ansicht erfahren. Man sagt, daß ihm seine Kritik der Verhandlungen der württembergischen Landstände vornehmlich den Ruf nach Berlin zu wege gebracht habe. Man hatte damals (1817) eigene Begriffe vom Liberalismus, und hielt Hegel wegen jener Schrift vornehmlich für einen ausgemachten Gegner desselben, obgleich in derselben unter Anderem auch Folgendes zu lesen war (Werke XVI, S. 223): „Das Glück und die Anstrengungen der europäischen Regierungen hat es vollbracht (1813—1814), die Souverainetät der deutschen Reiche von der Beschränkung, unter der sie noch lagen, zu befreien, und damit die Möglichkeit herbeigeführt, den Völkern freie Verfassungen zunächst zu versprechen. Eine höhere Nothwendigkeit aber, als in dem positiven Bande eines Versprechens, liegt in der Natur der zur allgemeinen Ueberzeugung gewordenen Begriffe, welche an eine Monarchie die Bestimmungen einer repräsentativen Verfassung, eines gesetzmäßigen Zustandes und einer Einwirkung des Volks bei der Gesetzgebung knüpfen." Seit dem Erscheinen seines Naturrechts sodann konnte kein Zweifel mehr darüber sein, was Hegel für den vernünftigen Staat und seine Verfassung hielt. Was er allerdings schon 1817 in der ersten Auflage seiner Encyclopädie aufgestellt, daß „die Verfassung die Bestimmungen enthalten müsse, auf welche Weise der vernünftige Wille verstanden, gefunden, in Wirklichkeit erhalten und eben so gegen die zufällige Individualität der Regierung, als gegen die der Einzelnen geschützt werde, da die Verfassung eben dies sei, daß das Sichselbstbegreifen und Bethätigen der Substanz (des sittlichen Geistes) der Willkür entnommen sei" (§. 438 flg.), das wurde dann näher in einem eignen Werke ausgeführt. Auf's Bestimmteste wurde in den „Grundlinien der Philosophie des Rechts (Berlin 1821) „die constitutionelle Monarchie" als die allein wahrhafte Objectivirung des sittlichen Geistes erwiesen, und „die Ausbildung des Staats zu derselben als das Werk der neuern Welt bezeichnet, in welcher die substantielle Idee die unendliche Form gewonnen" (S. 277)*). Die philo-

*) Doch mag hier beiläufig darauf aufmerksam gemacht werden, daß, in den 1817—1818 zu Heidelberg gehaltenen

Digitized by Google

sophische und politische Bildung war aber damals noch so wenig gereift und verbreitet, daß von angeblich Liberalen vielmehr der Vorwurf laut wurde, Hegel habe gewissen Ansichten zu Liebe sich bequemt, die Monarchie als die absolute Form des Staats zu entwickeln. Gegen diesen Vorwurf gab Hr. Schubarth in Gemeinschaft mit einem Hrn. Carganico in einer Flugschrift, „Ueber Philosophie überhaupt und Hegel's Encyclopädie insbesondere" (1829), sich den Schein, Hegel „in Schutz zu nehmen," indem er dagegen insinuirte: „daß Hegel, in einem Staate lebend, welcher nicht im eigentlichen und entwickeltern Sinne constitutionell genannt werden könne, und beauftragt, über Naturrecht und Staatswissenschaft Vorlesungen zu halten, die rein constitutionelle Monarchie als das Absolute einer Staatsform, nicht die Monarchie an sich aufstelle."

Die preußische Regierung berücksichtigte jedoch diese Insinuation so wenig, daß sie nicht nur den fraglichen Vorlesungen sowohl zu Hegel's Lebzeiten, als nach dessen Tode keinerlei Hinderniß in den Weg legte, sondern auch selbst die gesammelten Werke Hegel's an alle Gymnasien vertheilen ließ. Hr. Schubarth hätte hieraus wohl schließen dürfen und sollen, einmal, daß die Regierung von dem vernünftigen Grundsatze ausgehe, welcher die Entwicklung des Staatslebens durch die Ausbreitung einer entsprechenden Staatslehre vorzubereiten gebietet; dann aber auch, daß die Lenker des preußischen Staatswesens die Hegel'sche Staatstheorie zum wenigsten nicht für unvereinbar mit der Bestimmung des preußischen Staats hielten. Wirklich beharrte Hr. Schubarth mehrere Jahre hindurch im Schweigen, und erst, als Leo mit seiner Anklage hervorgetreten, trat auch er gegen Ende 1838 mit einem Supplement zu derselben auf, welchem er die Ueberschrift gab: „Ueber die Unvereinbarkeit der Hegel'schen Staatslehre mit dem obersten Lebens- und Entwicklungsprincip des preußischen Staats" (30 S.).

Im Allgemeinen wirft er hier der Hegel'schen Philosophie vor, durch dieselbe werde die Philosophie der Persönlichkeit und die persönliche Bildung, in der allein das Heil der Menschheit zu suchen sei, an der Wurzel angegriffen und unheilbar verletzt. Näher behauptete er dann:

1) „Die freie Persönlichkeit sei (dem Christenthum zu Folge) der Vollender aller Dinge; — sie sei der höchste Begriff, den der Protestantismus erweckt."

2) „Die persönliche Kirche oder der Protestantismus in seiner ächtesten und vollhaltigsten Gestalt" — sei das Lutherthum, und „Luther für die Kirche in allen Zeiten das geworden, was das Geschlecht der Hohenzollern für den persönlichen Staat." Dagegen sei „der Hegel'sche Gott — nicht wahrhaft persönlicher Gott," — sondern „dem Teufel verfallen, oder vielmehr sein eigener Teufel," und in der That ein „verteufelter Gott." —

3) „Alles Allgemeinere, Gemeinsame — Volk, Staat, Stand — sei das weit Geringere," als die Person; daher gebühre nicht ihm die Herrschaft über die Person, sondern der Person über dasselbe. Daher müsse der Organismus des Staats durch die Persönlichkeit des Fürsten bestimmt werden.

„Der persönliche Staat oder der ihm seinem Wesen und Grunde nach zur Zeit unter allen am meisten nahe kommende, des Menschen würdigste und seiner höchsten Bestimmung auf Erden angemessenste" sei nun eben der preußische. „Zu dessen Wesen gehöre, daß der Organismus des ganzen Staates der Persönlichkeit und namentlich der Person des Monarchen dergestalt untergeordnet sei, daß sie ihn fortwährend bestimme und bestimmen müsse, wenn der Staat und sein Organismus der zu sein, der er war, nicht aufhören soll." Hr. Schubarth rühmt sich nun, zuerst den antipreußischen, nämlich den constitutionellen Charakter in Hegel's Staatslehre entdeckt zu haben, und stützt jenen Vorwurf auf folgende Behauptungen:

a) auf die aus ihrem Zusammenhange gerissene Stelle in Hegel's Staatslehre: „bei der constitutionellen Monarchie muß man nichts vor sich haben, als die Nothwendigkeit der Idee in sich: alle anderen Gesichtspunkte müssen weichen," woraus Hr. Schubarth folgert, „Hegel brächte uns den harten, geizigen, jüdischen Satzungsstaat zurück und nöthige uns aus dem Christenthum in's A. T. zurück;" —

b) auf die Behauptung Hegel's, „es sei bei einer vollendeten Organisation des Staates nur um die Spitze formellen Entscheidens zu thun, und man brauche zu einem Monarchen nur einen Menschen, der Ja sage und den Punkt auf das I setze; denn die Spitze solle so sein, daß die Besonderheit des Charakters nicht das Bedeutende sei;" weshalb Hr. Schubarth den Hegel'schen Staat als „ein neu-

---

Vorlesungen über die Philosophie des Rechts, Hegel den §. 137 des Dictats (der dem Abschnitt über die fürstliche Gewalt vorausgeht) mit den Worten beginnt: „In einem Volke, welches sich zur bürgerlichen Gesellschaft, überhaupt zum Bewußtsein der Unendlichkeit des freien Ich — entwickelt hat, ist nur die constitutionelle Monarchie möglich" ꝛc., ein Lehrsatz, der in den beiden zu Berlin 1821 und 1833 erschienenen Ausgaben des Naturrechts weggeblieben ist. Auch sind die Worte des Schlußparagraphen jenes Diktats: „damit ist ihre innere Versöhnung geschehen; eine Versöhnung, in welcher der Staat als constitutionelle Monarchie ein Bild und die Wirklichkeit der entwickelten Vernunft ist," — in den gedruckten Ausgaben folgender Weise abgeändert: „so daß die wahrhafte Versöhnung objectiv geworden, welche den Staat zum Bilde und zur Wirklichkeit der Vernunft entfaltet."

Digitized by Google

gemachtes — menschliches, pythisches Dampf-, Orakel-, Eingeweiden-, Thier- und Vögel-Königthum" bezeichnen zu dürfen meint; —

c) endlich auf die Bemerkung Hegel's: „es könne wohl Zustände geben, in denen die Particularität (des Charakters des Monarchen) allein auftrete; aber alsdann sei der Staat noch kein völlig ausgebildeter, oder kein wohl construirter." —

(Fortsetzung folgt.)

Die Allgemeine Litteraturzeitung über Strauß, oder der alte und der neue Rationalismus.

Die Sprache der Philosophie gegen den Kant'schen Rationalismus hat sich seit Jahr und Tag wesentlich geändert. Ganz natürlich. War es früher die Polemik, so ist es jetzt mehr die historische Auffassung, der Kant'sche Rationalismus ist passirt und der Hegel'sche hervorgetreten. Daß die Philosophie immer Rationalismus sei, daß gerade der Verstand gegen die Schelling'sche Visions- und Genialitätstheorie geltend zu machen sei, hat Hegel oft genug und deutlich genug versichert und ausgeführt, es versteht sich aber auch in der That von selbst, und wenn es nöthig wurde, gegen den „alten Rationalismus," also gegen eine bestimmte Form desselben zu polemisiren, so lag diese Nöthigung vornehmlich darin, daß er selbst sein Princip nicht durchführte und es nicht dazu brachte, die Geschichte und den Sinn der historischen Entwicklung zu verstehen, oder Verstand und Vernunft durch alle Zeiten hindurchzuführen, die Offenbarung der Wahrheit nicht abreißen, die Idee also und das Göttliche sich nicht in Einem Punkte fixiren zu lassen, den Geist der gegenwärtigen Zeit aber für die Blüthe der ganzen Entwicklung zu erkennen. Mit Einem Wort, der alte Rationalismus macht nicht die Vernunft, sondern die als vernünftig vorausgesetzte Schrift zum Princip, spricht der geschichtlichen Entwicklung die Wahrheit ab, verwirft die wechselnden Systeme, als abwechselnde Unwahrheiten, die katholische Kirche namentlich als völligen Abfall, endlich auch die orthodoxe protestantische Dogmatik als ein Gewebe völlig unwahrer Meinungen und Phantasieen, — es sei also, pflegt er dann fortzufahren, „als Heilmittel gegen das tausendjährige Verderben zurückzugehen auf die heilige Schrift und die einfache evangelische Wahrheit." Und das soll Vernunft sein? fragt Hegel. „Alles, was wirklich ist, das ist vernünftig," die wirkliche Geschichte ist die Entwicklung der Vernunft. Hatte der alte Rationalismus in der Geschichte von Christus bis Luther und von Luther wieder bis auf sich selbst nur immer eitel Unvernunft gefunden; so fand allerdings Hegel hin und wieder mit zu großer Zärtlichkeit Vernunft in den historischen Existenzen, ohne gleichwohl die rationalistische Auffassung selbst als eine solche vernünftige Wirklichkeit gehörig anzuerkennen. Man darf nicht sagen, daß Hegel dies überhaupt nicht gethan hätte. Aufklärung und Rationalismus wird von ihm auf das Vortrefflichste gewürdigt, nur kommt er praktisch nicht zu der Forderung, welche die Wahrheit des alten Rationalismus und zugleich seine Kritik ist, daß die gegenwärtige Vernunft, eben darum, weil sie Resultat der ganzen bisherigen vernünftigen Entwicklung ist, auch die Negation derselben und damit die Position der Zukunft ist. Die Hegel'sche Philosophie hört bei sich, bei der theoretischen Systematisirung von Geist und Natur, von Geschichte und Dasein auf, sie besinnt sich über Alles, nur nicht über sich selbst, denn es entgeht ihr, daß sie mit diesem ihrem System der bisherigen Vernunft nun zugleich die Forderung des zukünftigen vernünftigen Werdens ist. Legt also der Kant'sche Rationalismus die Vernunft nur in einzelne isolirte Punkte der Geschichte (in Christus, Luther u. s. w.), und breitet die Hegel'sche Philosophie mit ihrem Begriff der Entwicklung die Vernunft über die ganze Geschichte und den Geist Gottes mit seiner Wirksamkeit und Manifestation über die ganze Welt aus: so tritt nun der neue Rationalismus auf und führt das Geschäft der Dialektik, die bestimmte Vernunft und darin die Unvernunft aufzuzeigen, also das Geschäft der Kritik durch die ganze Geschichte hindurch, ja über die Gegenwart hinaus zu der Forderung der Zukunft. Denn die Gegenwart ist selbst wieder eine Bestimmtheit, eine Fixirung der Idee, die im Fluß der göttlichen Dialektik oder des geistigen Processes kein Recht des Bestandes hat. Die Menschen erschrecken vor diesem ewigen rastlosen Taumel des Alls, des Geistes und der Welt. Es ist kein Wunder. Konnte man sich doch eben so wenig an den Flug und den Umschwung der Erde gewöhnen, und wenn man den Fluß, der nicht leer wird und doch ewig dahineilt, vor seinen Füßen hatte, so lehrte dies die stumpfsinnigen Christen, die den Galilei verurtheilten, nicht die Möglichkeit des Flusses aller Dinge. Steht das Herz denn still in eurer Brust, ihr conservativen Beblamscandidaten? Und wenn ihr es durchsetzen wollt, den Tod zu sehen und den Stillstand; was hält euch ab, euren eignen Adern zu gebieten und die Revolution eurer Lungen auszurotten? O welch ein großes Verdienst liegt euch so nahe! Doch Scherz und selbst den bittern Ernst dieses Scherzes bei Seite! Was ist denn zu fürchten? Sind die geistigen Existenzen nicht zäh genug? Wehren sich die Schellingianer, die Romantiker, die Katholiken, ja die Juden, Heiden und Türken, die Altrationalisten und die Althegelianer nicht wie die Löwen? Seid ihr im Ernst bange, daß diese schöne Mannigfaltigkeit plötzlich über Nacht ins glatte Meer sinkt und nur das ewig windstille „Nivellement" zurückläßt? Wie dumm! Was ist die Kritik denn mehr, als nur noch eine neue Zuthat zu der bunten Menge, und wenn Alle von dem neuen Geiste durch und durch ergriffen werden (so geschieht es wohl), sie halten sich doch und taumeln fort auf ihren eignen Beinen. Es ist wahr, diese Erscheinungen haben viel Klägliches, aber wen sollte es nicht trösten über die Angst, in dem pantheistischen Taumel alle Existenz verschwinden, allen Bestand nur ewig vernichtet zu sehen? Wenn man Schelling, der schon so lange todt ist, noch mit leiblichen Augen sehen, wenn man Steffens, diesem Manne von 1804 und 13 und andern großen Invaliden die Hand drücken, wenn man mit Wegscheider und Röhr sich zu Tische setzen kann, — wie? ist darin kein Gefühl der Fortdauer, des Bestandes, der Unsterblichkeit? — Ja, so ist es, der alte Rationalismus, von dem wir hier reden, hält es nicht mit dem Vogel Phönix, der sich auf seinem Nest verbrennt, um in einer neuen Gestalt unsterblich zu leben; er verwirft den neuen Rationalismus in allen Punkten, wo er nicht der alte ist, und macht es wie Kant, der Fichte verwarf, und wie Schelling, der Hegel ignoriren möchte; und wenn ein berliner Freund mir vor Jahren klagte: „das Urvolk," welches er lange beseitigt zu haben meinte, tauche immer von neuem wieder auf, so ist Schelling jetzt im Begriff, an der Spitze

Digitized by Google

des unverwüstlichen Urvolks selber in Berlin einzuziehen und Alles daselbst in Urweisheit, Urgenie, Urmythologie und Urphilosophie zu verwandeln. Lauter Mumien! Und diese Zeit soll nicht conservativ sein?

Wie gut sich der alte Rationalismus trotz aller Unbilden von Pietisten und Hegelianern conservirt hat, das beweist die Allgem. Litt. Zeitg. vom 20. bis 23. Stück dieses Jahrgangs in ihrer Kritik der Strauß'schen Dogmatik. Es wäre zu erwarten gewesen, daß die Herren Redactoren sich nach einem Kritiker umgethan hätten, der die Strauß'schen Darstellungen der verschiednen Standpunkte, auch des altrationalistischen, zu verstehen und zu beleuchten, die nöthige Bildung, Jugend und Beweglichkeit des Geistes gehabt hätte. Denn es war leicht die Ueberzeugung zu gewinnen, daß hier etwas dahinter stecken müsse, was dem alten Rationalismus entgangen war, dem freien Geist aber ganz besonders zusagt, kurz die Zukunft des Rationalismus selbst. War es nun Raison, bei dieser Gelegenheit nichts zu thun, als den alten Kohl wieder aufzuwärmen und die Strauß'sche Kritik dieses alten, so oft verbauten Gerichtes zu ignoriren? Strauß hat das Leben Jesu seiner Dogmatik voraufgeschickt und in den zwei Bänden dieses verständlichen Buches genugsam gezeigt, daß er nicht die Ansicht der Reformatoren und noch weniger die der Altrationalisten von der heiligen Schrift, und von den Evangelien namentlich, bekennen könne; vielmehr spricht er in diesem Werk auch von Seiten der Theologie das aus, was die Philosophie längst de facto und ausdrücklich gesagt hatte, daß nicht die Rede davon sein könne, in den heiligen Urkunden eine absolute Autorität aufzustellen, und zeigt alsdann, das Evangelium sei Product des mythenbildenden Geistes, das christliche Princip also hier in einer Form, die noch bei weitem nicht die angemessene und einer unendlichen Entwicklung bedürftig sei. Zudem wird nun der alte Rationalismus in dem ersten Theile der Dogmatik wegen seiner Accommodation an die Schrift für unfrei erklärt, wie denn auch in der That sein Mangel darin besteht, daß es eine seltsame Art von Rationalismus ist, der die Quelle seiner Vernunft und „das Heilmittel ihrer Verlegenheiten" außer sich hat. „Es ist ziemlich einerlei, sagt Strauß mit Recht, ob die Schrift oder die Kirche das Princip der Heteronomie des Geistes ist." Und nun, da die Welt diesen Stand der Dinge kennt, wie kritisirt die A. L. Z. die Strauß'sche Dogmatik? Sie erkennt an, daß der historisch-kritische Proceß der Dogmen meisterhaft durchgeführt sei; „ist man nun aber, fährt sie dann fort, mit ihm bis zu diesem Ziele der Auflösung der einzelnen Kirchendogmen gelangt und fragt man sich sodann, was, wenn ihre Unhaltbarkeit zugegeben werden muß, nun geschehen solle? so — wird wohl Jeder (?) im Interesse des Christenthums (!!) erwarten, daß das Zurückgehen auf die ursprüngliche, reine und einfache evangelische Lehre, wie sie in den Urkunden des N. T. vorliegt, als das einzig sichere Heilmittel für die dogmatischen Zerwürfnisse und Verlegenheiten werde angegeben und angewendet sein. Diese Erwartung aber wird von dem Verf. nicht bloß nicht erfüllt, sondern gradezu abgewiesen." Diese Erwartung von Strauß zu hegen, ist unendlich unwissend; diese Erwartung aber im Interesse des Christenthums zu hegen, war nicht nur nicht rationalistisch, sondern das grade Gegentheil des christlichen Princips der Geistesfreiheit. „Das Zurückgehen auf eine ursprüngliche Weisheit" hat dieser sonderbare Rationalismus mit Schelling, Görres, den Schlegels, und wie das übrige Urvolk weiter heißt, gemein, und jeder Altrationalist, dem es mit diesem Krebsgange Ernst ist, steht ganz auf gleicher Linie in der Geistesknechtschaft mit den Katholiken. Nur der ist frei und ein rechter Jünger Christi, der „das Heilmittel seiner dogmatischen Scrupel nicht außer sich, sondern in sich hat." Dagegen ist und bleibt es ein überflüssiges Bemühen, die geistigen Heloten zu erlösen, die ihren Herrn, sei es über den Sternen, sei es jenseit des Mittelmeeres, suchen, oder die Wahrheit verbrieft und gedruckt haben müssen, um ihrer gewiß zu sein. Ein solcher Helot ist der Recensent der A. L. Z., dessen Widerlegung der Hegel'schen Philosopheme, dessen Ausführungen über Pantheismus und philosophische Phantastik unendlich lächerlich und in aller Trivialität sehr zuversichtlich zum Vorschein kommen. Strauß, der ausdrücklich bedauert, daß man von Seiten der Philosophie dem alten Rationalismus zu hart begegnet sei, soll von seinem speculativen Gipfel geringschätzige Blicke auf ihn, als den „gemeinen," herabwerfen; und dann heißt es weiter: „Aber es ist auch ihm ergangen, wie es immer geht: la raison finira par avoir raison (freilich, freilich!). Die Speculation überbietet sich selbst und wird mit der Sublimität ihres vermeintlich absoluten Wissens phantastisch (bei Strauß?), indem sie sich das Gebilde eines Gottes vorgaukelt, der nicht Gott ist und sein kann, und den sie gleichwohl durchweg als Gott einführt. An diesem πρῶτον ψεῦδος hält der Verf. fest; aber wo diese fixe Idee (Strauß bemüht sich grade für die Flüssigkeit der Idee und gegen die Fixirung Gottes als Person gegen andere Personen) nicht unmittelbar ins Spiel kommt, argumentirt er fast allenthalben ganz in der Weise der verachteten, und eben dadurch praktisch wieder zu Ehren gebrachten „gemeinen" Vernunft. Abgesehen von seiner Hegel'schen Idee des Absoluten, ist auch Strauß in allem Uebrigen Rationalist, ohne es vielleicht zu wissen, oder doch zu wollen."

Und so wäre denn der Sinn und das Princip des Herrn Recensenten dieser: daß Strauß seine Erfolge lediglich seiner meisterhaften Form zu verdanken habe, denn er ist nichts Neues, oben der alte Hegel und unten der alte Rationalismus, und was Gesundes und Vernünftiges daran ist, das ist eben dies untere Ende, welches man aber eben so gut, ja ursprünglicher und besser in Wegscheider, Bretschneider, Röhr und andern großen Theologen der vorsündfluthlichen Zeit findet. Ja wohl! Auch diesen Rationalismus kennen wir, der das Princip und seine Macht nicht faßt, auch wenn die Fluthen der neuen Zeit schon über seinem Kopfe zusammenschlagen. So ist es jetzt mit Hegel und, noch einen Schritt weiter, mit dem neuen Rationalismus, dessen himmelweiten Unterschied von dem alten schriftgelehrten Accommodationsrationalismus die alten Herren nicht begreifen. Und wenn die vernünftige Dialektik der Geschichte auch noch so schlagend vor ihnen auftritt, ja wenn sie selbst, überwältigt von dieser neuen Macht, die historisch-kritische Procedur anerkennen: es kommt immer wieder zum Vorschein, daß der Hegel'sche Gott kein Gott und diese Methode phantastisches Unwesen ist. O Anticyra, wo sind deine Wurzeln! Laßt doch auf eure Blätter als Motto drucken: „Es ist kein Gott, als Gott, und **** ist sein Prophet!"

Arnold Ruge.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Digitized by Google

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

22. März. № 69. 1841.

Imman. Ogienski „Hegel, Schubarth und die Idee der Persönlichkeit in ihrem Verhältniß zur preußischen Monarchie."

(Fortsetzung.)

Hr. Schubarth begnügt sich aber nicht damit, aus diesen vereinzelten Stellen „die Unvereinbarkeit der Hegel'schen Staatslehre" mit dem von ihm supponirten „obersten Lebens- und Entwicklungsprincip des preuß. Staats" zu folgern. Er behauptet sogar: „es sei der böse Geist selbst, der jene Urkunden, die da Constitutionen heißen, in das politische Leben der Völker und Staaten in neueren und neuesten Zeiten eingeführt habe, und jene Philosophen seien nur Diener des Bösen, die dies Satzungs- und Gesetzeswesen als das Absolute, der höchsten Idee Gemäße zu rechtfertigen unternehmen." Und auch dieses allgemeine Verdammungsurtheil genügt ihm noch nicht; vielmehr steigert sich seine Feindseligkeit gegen die Hegel'sche Staatslehre bis zur förmlichen Denunciation derselben, indem er aus der dritten, oben angeführten Stelle folgert: „so zeigt sich Hegel's Lehre als eine dem preußischen Staatswesen hierdurch unholde, feindselige, und es kann hierin nur der verborgene und versteckt gehaltene Aufruf erblickt werden, die bisherige Ordnung des Staates umzuändern; ja, es ist geradezu Aufforderung zur Empörung und Rebellion."

Selbst diese Denunciation gegen die Lehre Hegel's genügt aber Hrn. Schubarth noch nicht; denn, nachdem er „zugestanden, daß Hegel weder diese noch andere Gewaltsamkeiten seiner Lehre zu vollziehen gewillt gewesen sei," fügt er hinzu, es „frage sich: ob seine Schüler — dieselbe Enthaltsamkeit in Ansehung der Folgen und Folgerungen seiner Lehre üben werden und immer geübt haben; aus sehr glaubwürdiger Quelle sei ihm wenigstens versichert worden, daß junge Hegel'sche Doctoren ihre demagogischen Verirrungen, wegen deren sie zur Verantwortung gezogen werden mußten, aus der Hegel'schen Philosophie des Rechts rechtfertigen zu können glaubten." —

Eine Schrift, welche so offenbar, so schamlos den Forderungen der Wissenschaft, der Kritik und des Rechtsgefühls Hohn sprach, konnte mit allem Fug völlig mit Stillschweigen übergangen werden. Doch widerfuhr ihrem Verf. auch nur sein Recht, als Hr. F. Förster in diesen Jahrbüchern (1839, Nr. 49) ihn mit der Geißel einschneidenden Spottes züchtigte, und seiner Verabgötterung des spiritus familiaris der Hohenzollern einerseits die Erinnerung an die keineswegs mit einander übereinstimmenden Tendenzen der Regenten aus jenem Geschlechte, anderseits die den Meinungen des Hrn. Schubarth geradezu widersprechenden philosophischen Ansichten vom Staate gerade des Königs aus jenem Hause entgegensetzte, welcher, nach Hrn. Schubarth's eigener Behauptung, „durch die besondere Gunst eines über menschlichen Dingen höher waltenden Schicksals," durch seine, ‚entschieden vollhaltigste Persönlichkeit" — bis zur Stunde einen „unwiderstehlichen Eindruck und Zauber ausübte." Hr. Förster erinnerte nämlich an mehrere Schriften Friedrich's des Großen, in welchen derselbe nicht nur als vorzüglichstes Merkmal einer guten Monarchie hervorhob, daß in derselben „allein das Gesetz herrsche," — sondern auch bemerkte: „die schlechte Verwaltung der monarchischen Regierungsform rühre von mehreren verschiedenen Ursachen her, die ihre Quelle in dem Charakter des Regenten haben" u. s. w. Wohl hatte aber auch Hegel es um seine Schüler verdient, daß seine Staatslehre gegen die Rabulistik eines Pamphletisten in Schutz genommen werde, da sich jetzt vielleicht mehr als jemals das calumniare audacter, semper aliquid haeret, durch die Erfahrung bewährt. Mit dem entschiedensten Erfolg unterzog sich jener, freilich sehr leichten Arbeit, Hr. Dr. Elsner in einer eigenen Broschüre, in welcher er vollständig erwies: einmal, daß Hr. Schubarth der Hegel'schen Staatslehre Gewalt angethan, indem er sie, gegen eine ausdrückliche Erklärung derselben, als Maßstab gegen einen einzelnen Staat gewendet, dann: daß die von Hrn. Schubarth citirten Stellen theils gar nicht gehörig berücksichtigt, theils auf eine entstellende Weise angeführt worden. —

Digitized by Google

Hiermit war indessen die Sache keineswegs erschöpft, und Hr. Ogienski verdient unseren Dank, daß er in der vorliegenden Schrift, welche, obgleich zu Ende März 1839 beendigt, erst im Mai 1840 im Druck erschienen, zunächst es unternahm, Hrn. Schubarth „mit seinen eigenen Waffen zu bekämpfen, ihn in seinen eigenen Schlingen zu fangen," und die Anklage der „Unvereinbarkeit" auf ihn selbst zurück zu wälzen, indem er nachwies, daß dieselbe aus seinen Behauptungen mit Nothwendigkeit gefolgert werden müsse (S. 4); — dann aber auch die Idee der Persönlichkeit, auf welche Hr. Schubarth sich stützen zu wollen scheint, einer eigenen Erörterung unterwarf. Bevor wir jedoch über die Hauptmomente dieser Entgegnung berichten, können wir nicht umhin, uns gegen eine Behauptung zu erklären, welche der Hr. Verf. seiner Abhandlung vorangeschickt hat.

Hr. Ogienski versichert: „er sei der Ansicht, daß die Beantwortung der Frage, ob Hegel's Staatslehre mit den Principien des preuß. Staates unvereinbar sei, gar nicht den Vertheidigern Hegel's, sondern einzig und allein dem Ministerium zustehe, welches allein wisse, was mit den Principien des Staats vereinbar sei oder nicht" (S. 5). Er verwahrt sich dann nochmals dagegen, „etwas zu behaupten, was doch eigentlich nur die in die preußischen Regierungsgrundsätze eingeweihten Staatsmänner wissen könnten" (S. 7). Man sieht hier auf den ersten Blick, daß Hr. Ogienski zwei ganz verschiedene Dinge mit einander verwechselt. Ein Anderes sind nämlich die objectiven Principien eines Staates, ein Anderes die mehr oder minder subjectiven Grundsätze, von welchen eine bestimmte Staatsregierung in einer bestimmten Zeit ausgehen zu müssen glauben mag. Ein wirklicher Staat ist eine politische Totalität, welche nur in ihrem Ursprung und ihrem gesammten Geschichtsleben begriffen werden kann. Seine Grundlage und seine wirkliche Geschichte sind nichts Geheimes, sondern stehen als Land und Volk, als Institutionen, Gesetze und Thatsachen zu Tage. Er hat aber nicht bloß sich als dieser bestimmte zu erhalten, sondern zu jeder Zeit hat er auch eine bestimmte Aufgabe zu lösen, welche aus dem Verhältniß resultirt, in welchem er nach seinem wirklichen Bestand sich zu den übrigen Staaten, so wie zu den Ideen des Staates und der Menschheit befindet. Seine Principien sind daher theils empirische oder historische im engeren Sinne dieses Wortes, theils rationelle oder ideale. Die ersteren sind durch Analyse seiner Geschichte zu gewinnen, aus welcher sich ergeben muß, was bisher factisch das Entscheidende und Vorherrschende in seinem Leben gewesen. Die anderen dagegen sind nur zu erforschen und zu erkennen durch Syntheſe eben jener geschichtlichen Principien mit dem Gesammtleben und der rationellen Gesammtbestimmung der Staaten und der Menschheit. Es kann daher der Fall eintreten, daß eine Staatsregierung die historischen oder auch die rationellen Principien verkennt; es kann eben wohl der Fall sein, daß die letzteren die ersteren völlig oder theilweise aufzugeben gebieten. Die Principien, durch welche ein Staat zu einem allerdings erfreulichen Wohlstand sich erhoben, können nämlich durch diejenigen überboten werden, welche in seinen Mitstaaten vernünftiger Weise an die Tagesordnung gekommen sind, und nun auch in ihm zur Herrschaft gelangen müssen, wenn er nicht in Rückstand kommen und seiner wahrhaften Bestimmung untreu werden soll. Eben so kann ein Ministerium die tiefer liegenden historischen Principien übersehen, durch welche der Staat wirklich geworden, was er ist, und, wie z. B. Wöllner, das Heil des Staates in der Rückkehr zu einem bereits abgelebten Princip zu finden meinen. Je reichlicher aber, je vollkommener ein Staat sich in sich selbst organisirt, und sich mit anderen Staaten verkettet und anastomosirt, um so mehr objectiviren sich eben damit seine Principien und werden so ein Gegenstand der wissenschaftlichen Erkenntniß. Nur der Same eines organischen Wesens webt im Geheimniß; der wachsende, grünende, blühende, fruchtende Baum offenbart sein eigenstes Wesen; das Kind lebt noch vorherrschend in geheimnißvoller Unbestimmtheit, der gereifte Mann spricht seine Principien in Worten und Thaten aus. So wird auch in gebildeten Staaten füglich nur derjenige zum Minister erkoren werden, der sich als ein Staatsmann bewährt, welcher die Principien des Staates bereits wahrhaft erkannt hat; daher sich auch gegenwärtig als sehr nothwendig die Errichtung von Lehrstühlen des angewandten Staatsrechtes erweist. Indem aber Hr. Ogienski die Erkenntniß der Principien des preußischen Staates und dessen, was mit denselben vereinbar oder nicht, zum Cabinetsgeheimniß macht, ist er zwei Mißständen verfallen. Einmal nämlich bemerkt er gegen Schubarth, das Ministerium habe durch Berufung Hegel's und Verbreitung seiner Werke für die fragliche Vereinbarkeit entschieden, dies sei ein nicht wegzudemonstrirendes Factum (5). Nun hat aber das Ministerium unlängst auf den früher von einem Schüler Hegel's eingenommenen Lehrstuhl des Vernunftrechtes einen Lehrer berufen, welcher — wie Manches er auch aus Hegel's Rechtsphilosophie in seine eigene sog. Philosophie des Rechts aufgenommen — dennoch ausdrücklich als Gegner des Rationalismus aufgetreten, welcher, seiner Behauptung nach (I. 319), im Systeme Hegel's seine höchste Stufe erstiegen. Hiermit wäre also, nach Hrn. Ogienski's Voraussetzung, die Behauptung Schubarth's ex postfacto gerechtfertigt! Durch jene Berufung hätte nämlich das Ministerium die Unvereinbarkeit des Hegel'schen Systems mit den gegenwärtigen Principien des preußischen Staates erklärt, — und Hr. Schubarth hätte sonach divi-

Digitized by Google

nirt, was sich fortan „mit den Grundsätzen des preußischen Staates vertrage oder nicht.“ —

Anderseits ging Hr. Ogienski über seine eigene Voraussetzung hinaus, indem er bemerkte: „am Ende sei es doch wohl die schlechteste Meinung, die man nur immer von den physischen und moralischen Grundlagen der preußischen Monarchie haben könne, daß ihr ein gediegenes wissenschaftliches System so gefährlich werden könne, wie der blinden Lärm schlagende Patriotismus des Hrn. Schubarth fürchte?“ — und hinzufügte: „was muß ein Staat für Tendenzen haben, der nicht jedes Resultat einer gediegenen philosophischen Forschung leiden mag und zu ertragen vermag? Spricht ihm dann nicht der Genius der Menschheit das Urtheil: es falle der Staat, der nur durch Unterjochung der Wissenschaft stehen kann?“ (6). — Ebenso, während Hr. Ogienski einmal behauptet, „auch die Vertheidiger Hegel's könnten nichts Gegründetes für denselben vorbringen, ohne eine gründliche Einsicht in die Geheimnisse der Cabinetspolitik“ (5), und „nur ein Minister könne die erforderliche Einsicht in die Grundsätze der preußischen Politik haben“ (15), erklärt er sich doch anderwärts für die Hauptfrage: „ob die constitutionelle Monarchie“ (bekanntlich Hegel's Idealstaat) — „der Naturanlage und geschichtlichen Entwicklung des preußischen Staats schlechthin zuwider sei?“ und meint, die Lösung dieser Frage sei „der einzige Weg, der zum Ziele führe“ (S. 22 flg., vgl. noch S. 18 u. 19). Statt aber nun selbst diesen Weg einzuschlagen, begnügt Hr. Ogienski sich in der Hauptsache damit, seinen Gegner durch sich selbst zu widerlegen. In wie weit ihm dies wirklich gelungen, wollen wir nun in möglichster Kürze anzudeuten versuchen, wobei wir jedoch von vorn herein bedauern müssen, daß Hr. Ogienski seine Aufgabe nicht tiefer erfaßt, daß er nicht die geschichtlichen und rationellen Principien des preußischen Staates, zu ermitteln und aus Vergleichung derselben mit den Hauptprincipien der Hegel'schen Philosophie zu einem gediegenen Schlusse hinzuführen versucht hat. Dieses unterlassend, ist er für's Erste Hrn. Schubart die Entgegnung schuldig geblieben auf den, freilich auch von Schubarth nicht näher begründeten allgemeinen Vorwurf, daß die Hegel'sche Philosophie die sog. Philosophie der Persönlichkeit und persönliche Bildung unheilbar verletze, und daß der Hegel'sche Gott nicht wahrhaft persönlicher Gott sei. —

Wenn ferner Hr. Schubarth behauptet: 1) „die freie Persönlichkeit sei, dem Christenthum zu Folge, der Vollender aller Dinge; 2) sie sei der höchste Begriff, den der Protestantismus erweckt, und 3) die persönliche Kirche oder der Protestantismus in seiner ächtesten und vollhaltigsten Gestalt, als Lutherthum, sei — die des Menschen würdigste und die seiner höchsten Bestimmung angemessenste,“ — so kann uns, was Hr. Ogienski darüber bemerkt hat, auf keine Weise genügen. — Der ersten Behauptung pflichtet er völlig bei, und zeigt hierdurch, daß er das Christenthum, wie es, der stoischen Autonomie und Autarkie gegenübertretend, sich in sich selbst völlig eigenthümlich ausbildend und vollendend, eine bestimmte historische Gestalt und Macht geworden, keineswegs in seiner specifischen Eigenthümlichkeit erkannt hat.

(Fortsetzung folgt.)

Kobold Pirusch. Märchen in fünf Aufzügen. Von Robe. Leipzig, 1840. Verlag von Engelmann.

In einem kurzen Vorworte bekennt sich der heitere Dichter noch zu folgenden, früher anonym erschienenen Werkchen: den Gedichten eines Materialisten und den Liedern der Liebe, den Trauerspielen Hermanfried und Kichora Komara, dem Märchen vom kleinen Männchen, dem Lustspiele der Nachtwandler und dem Roman König Og. Für uns war der König Og der Vorläufer des Kobold Pirusch, und wir gestehen es gern, in dem Humor des Königs haben wir uns nicht zurecht gefunden, dagegen die reizende Heiterkeit des Kobolds auf den ersten Blick liebgewonnen. Die ganze Composition ist so harmonisch gehalten, die Ausführung so leicht und eingehend, daß wir mit Vers und Prosa, mit Verwicklung und Entwicklung der bekannten Märchenstoffe und Märchenmotive überall uns leicht befreunden und versöhnen. Der Kobold Pirusch erinnert an die Shakspeare'schen Märchen, nicht grade an ein bestimmtes, aber an das ganze Genre und am meisten an den Sturm; auch Shakspeare'sche Sprödigkeit und daraus folgende weibliche Witzquälerei kommt vor und wird eben so geflissentlich geschildert, um sodann ergötzlich in Verliebtheit umzuschlagen. Diesen Anklang an den großen Briten können wir uns indeß gefallen lassen, zumal das Stück und der Verf. eine so eigne und anspruchslose Natürlichkeit darlegen, daß von einer unwahren Manier im Ganzen und in der Komik vornehmlich durchaus nicht die Rede sein kann. Störend war uns nur eine Recension der verschmähten Liebhaber als Wiederholung der schon bei Shakspeare sehr verfehlten Scene aus dem Kaufmann von Venedig. Freilich werden im Shakspeare abwesende Liebhaber und hier anwesende bewitzelt, aber wie Statisten kein Interesse erregen, so auch der Witz über sie; um einen Witz zu genießen, muß man sein Object kennen und mit seinem Interesse umfassen. Doch ist diese ungehörige Scene kurz und gewinnt sehr rasch wieder eine dramatische Wendung.

Die komischen Partieen sind prosaisch, die vornehmeren in Versen. Eine Feenscene eröffnet das Spiel. Pirusch, der Kobold, dessen Mutter eine Fee, dessen Vater aber nur ein Prinz war, macht der Pirene die Cour, der hübschen und sehr naiven Pathe der Fee Piribiri. Diese tritt dann auf, oder vielmehr man trägt sie auf, und ein kleines Heer von Elfen führt singend die heiteren Götter des Märchens ein:

Wo weiche Lüfte
Mit Blumendüften
An Indiens Strand die Flur durchziehn;
In dichten Hainen
Die Goldorangen

Digitized by Google

Und weiße Mandelbäume blühn,
Dort ist mein Land,
Mein Vaterland,
Mein süßes, süßes Heimathland.
— — — — —
Bald werd' ich wieder
Die goldne Sonne
Dem heil'gen Meer entsteigen sehn,
Mit frommen Büßern
Aus Banianen
In reine Fluthen baden gehn;
Es giebt kein Land,
Kein süßer Land,
Als meiner Heimath Zauberland.

Wir erfahren nun, daß der junge deutsche Kaiser, genannt der Drosselbart, vergebens um die Prinzessin Caprice, des Königs Serenio Tochter, wirbt, zu großem Kummer ihrer Beschützerin, der Fee Piribiri. Pirusch wird angestellt, die Sache zu vermitteln, Pirene wird sein Lohn dafür. Die alte Geschichte; auch die Art, wie dies geschieht, läßt sich nun schon rathen, und doch interessirt die Oekonomie sowohl, als die Formirung. Pirusch giebt dem Kaiser einen Neigungsring, nachdem der König Serenio schon einen fürchterlichen Schwur gegen die spröde Kaprice ausgestoßen und gelobt hat, sie dem ersten Bettler, der vor seiner Thüre sich zeigte, zu verheirathen, da sie keine Vernunft annähme. Den Neigungsring verehrt der Kaiser zum Abschied. Er wird angenommen, auch so obenhin anprobiert, aber auf den tollen Rath der gottlosen Zofe Clarissa gleich unter Spott und Hohn über den armen Liebhaber an einen Juden verkauft. Auch Clarissa hat ihn nur so zum Spaße anprobiert, und erfährt, weil sie ihn aus der Hand des Juden genommen, die Demüthigung, in diesen verliebt zu werden und ihm kläglich nachzulaufen. Der Jude nun und was daran und darum hängt, giebt die komische Partie her. Der Jude ist vortrefflich gerathen, man freut sich, wenn er schwört: „Ich will verschwiegen sein wie ein Fisch, wie zehn Fische;" und wenn er nach des lustigen Gesellen Peipus Zaubersidel tanzt und nachher dem Richter klagt: „Jeder Streich, den er hat gethan, ist gewesen à Schelmstreich. Wai mir, wenn ich werde sein gelegen vierzehn Tage zwischen lauter Wolle, werd' ich noch spüren den Schmerz. Bin ich ein Mensch, der ist geschaffen, musikalische Mißgriffe auszuhalten? Und wenn er noch hätte gespielt im Takt! Ein Hund, der hat nur drei Beine, hat mehr Gefühl für das Zeitmaß!" Auch Peipus, der lustige Gesell, ist vortrefflich gelungen. Es versteht sich von selbst, daß der Kaiser sich in den Bettler verkleidet, dem die Prinzeß verheirathet wird, daß die Prinzessin Prüfungen ausstehen muß, daß sie gut besteht und endlich den Bettler lieben lernt. In diesen Veranstaltungen ist Einiges nicht eben nothwendig erscheinende, man fühlt sie zu sehr als Veranstaltungen und als Gaukelspiel. Dennoch interessirt die schöne Büßerin namentlich bei der letzten Prüfung, als ihr Gemahl, der Bettler, ihr entführt wird, und sie nun bittet:

Prinzeß.
So will ich als Barmherzigkeit es rechnen,
Wenn du mich mit ihm in den Kerker führst.

Richter.
Für diesmal magst du deines Weges gehn.

Prinzeß.
Ich gehe nicht! ich lasse dich nicht fort,
Ich klammre mich an deine Knie. Erst sage,
Wohin du ihn geführt. Ach, liegen denn
So weite Strecken zwischen meinem Flehn
Und deiner Rührbarkeit, daß kein, kein Ton
Hinüberdringen kann? O gieb ihn mir
Zurück! Du bist ja auch ein Mensch vom Weibe
Geboren. Mutterliebe hat auch dich
Mit weichem Mitleid aufgesäugt,
Ein Rest doch muß von ihrer süßen Milch
In deinen Adern fließen. Ach ein Stein selbst,
Ein Stein ist weich, ein Stein gewährt dem Müden
Beruhigenden Schlaf an harter Brust;
Sei du nicht härter, als der Stein, und gieb ihn frei!
Du trägst ein menschlich Antlitz, — o ich kann
An einem Menschenantlitz nicht verzweifeln.

Richter (für sich).
Was hat sie nur gethan? Ich muß hinweg,
Sonst bricht ihr Jammer mir das Herz entzwei.

Prinzeß.
Kalt geht er hin. Wie häufig muß das Elend
Der Menschen sein, wenn sich ein klopfend Herz,
Durch die Gewohnheit, Klagen anzuhören,
So fest verhärten kann. O Herr, mein Gott!

Dies ist das Ende der Prüfung. Der Bettler kommt als Kaiser zurück, und es löst sich Alles in Freude auf.

Der Dichter hat mit dem einfachen Stoff und mit eben so einfachen Mitteln der Darstellung ein höchst liebenswürdiges Lebensbild aufgestellt; und bringt überall der herbe Stoff des Lebens nur so zum Schein in sein krystallenes Gefäß, so ist der Dichtungsäther selbst und diese leichtgesinnte Luft des Märchens nie ohne Lebenswahrheit und den inneren Kern vernünftiger Nothwendigkeit. Die märchenhafte Idealität ruht auf der anschaulichsten Wirklichkeit, und mit der Wirklichkeit selbst, der Noth und Nichtswürdigkeit des Lebens, wird dennoch nur gespielt. Ein eigenthümlicher Humor ist die Folge davon, den wir nicht übel Lust hätten mit einem alten Roccowoorte den „jovialen" zu nennen, der ächte Großvaterhumor, wie er unter ausgelassenen Enkeln, wenn Alles gut geräth, sich wohl entwickelt, frei von aller Reflexion aber um so herzlicher dem Genuß der naiven Heiterkeit hingegeben. Die Zeit der „Jovialität" im Leben ist vorbei, wir können jetzt nicht mehr Gott einen guten Mann sein lassen; ja sogar der Humor wird uns ausgezogen, wie ein geliebter Schlafrock; es gilt zu hassen und zu lieben, es gilt die unendliche Theorie in That und Wirklichkeit zu bewähren, unser Leben steht abermals an einem jüngsten Tage, wie er mit dem Christenthum und mit der Reformation hereinbrach; solche Zeiten sind sehr ernst und haben wenig Zeit zum Humor, der immer Theorie und faule Beschaulichkeit, Genuß und bequemes Sicheinrichten in der Welt ist; aber die Poesie schließt darum den Humor nicht aus; und ist die alte gute Zeit der Jovialität im Leben vorbei, in der Kunst ist sie ewig und jeglicher Auferstehung fähig. Der Contrast mit dem Leben mag ihr nur günstig sein; und so wünschen wir dem Dichter des Kobold Pirusch von Herzen Glück zu seinem Funde.

A. Ruge.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Digitized by Google

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

23. März. № 70. 1841.

Imman. Ogienski „Hegel, Schubarth und die Idee der Persönlichkeit in ihrem Verhältniß zur preußischen Monarchie."

(Fortsetzung.)

Diese Eigenthümlichkeit besteht aber, ihrem Ursprung und ihrer eigenleblichen Entwicklung nach, gerade darin, für's Erste: daß die Persönlichkeit, welche im Stoicismus (dem eigenthümlichen Gipfelpunkt der classischen Welt) durch sich selbst, also mit absoluter Freiheit sich vollenden zu können meinte, — gerade als das schlechthin Ungenügende erfaßt wurde; dann daß der göttliche Logos nicht selbst Mensch geworden, sondern sich mit einer vom heiligen Geist erzeugten menschlichen Natur vereinigt haben sollte; endlich, daß der Mensch nicht aus eigenen Mitteln, sondern nur durch den Versöhnungstod des Gott-Menschen, durch Empfangen und Waltenlassen des übermenschlichen, d. h. des heiligen und heiligenden Geistes, namentlich durch gläubige Annahme offenbarter Geheimnisse und geheimnißvoll wirkender göttlicher Gnade vollendet werden könne.

Diese noch bis auf den heutigen Tag im griechischen und römischen Katholicismus der Hauptsache nach, zum wenigsten in der kirchlichen Dogmatik und Liturgik, sich erhaltende Eigenthümlichkeit ist von Hrn. Ogienski eben so, wie von Hrn. Schubarth verkannt worden. Daß aber die moderne philosophische Erfassung des Christenthums, welche mit jener historischen schlechthin unvereinbar ist, die alleinwahre und ächte sei, aber bald zwei Jahrtausende hindurch latent gewesen wäre, — dies anzunehmen widerstreitet dem Grundsatze der modernen Philosophie, wonach das Wesen sich durch seine constante Erscheinung und Wirksamkeit zu erkennen giebt. Auch würde solche Annahme im Grunde sich nicht von der Annahme eines neuen Evangeliums und eines dritten Bundes unterscheiden. Auch das Christenthum gab sich ursprünglich nur für die Vollendung des alten Bundes, für die Erfüllung des Gesetzes und der Propheten aus; dennoch war es ein qualitativ Neues, und mußte bald eben so mit dem Judenthum brechen, wie dieses dasselbe als ein wesentlich Anderes von sich stieß. Die jüdischen und griechischen Neuplatoniker und Synkretisten aber, welche den neuen Wein in die alten Schläuche füllen, und die alten Götter in philosophische Begriffe transfiguriren wollten, hemmten nur den Durchbruch des neuen Geistes und steigerten die Confusion, in welche, wie in ein Chaos, die alten Religionen versanken. — Hr. Schubarth scheint zwar jene radicale Differenz geahnet zu haben, indem er den Begriff eben der Persönlichkeit, welche nach dem Christenthum der Vollender aller Dinge sein sollte, erst durch den Protestantismus erwecken läßt. Diese letztere Behauptung ist aber nur insofern richtig, als man unter Protestantismus nicht mit Hrn. Schubarth das Lutherthum versteht; denn Luther statuirte, ächt christlich, eine absolute Suprematie der übernatürlichen Offenbarung über die Vernunft und der göttlichen Gnade über die menschliche Autonomie. Zum Begriffe der freien Persönlichkeit haben dagegen die Reformatoren nur, wider Wissen und Willen, dadurch hingedrängt, daß sie, der christlichen Ueberlieferung zuwider, den priesterlich-hierarchischen Organismus von ihrer Kirche ausschieden, welcher die Wirksamkeit des Gottmenschen und übermenschlichen Geistes zu vermitteln bestimmt war. Nach Verwerfung sowohl der hierarchischen Autorität zur unverantwortlichen Entscheidung in Glaubenssachen, als der priesterschaftlichen, ausschließlichen Vollmacht zur Bindung und Lösung der Gewissen, und zur Fortleitung und Spendung des heiligen Geistes und der göttlichen Gnade, erwachte allerdings die Persönlichkeit aus ihrem langen Schlummer; aber eben damit bereitete sich die völlige Auflösung der specifisch-christlichen Gemeinschaft. Wenn daher Hr. Ogienski gegen die Behauptung des Hrn. Schubarth daran erinnert, daß man schon vor Luther über die Persönlichkeit Gottes philosophirt habe, so ist dieser Einwand nicht zutreffend, da Hr. Schubarth wohl nicht von der, alle menschliche Persönlichkeit übergreifenden Persönlichkeit Gottes, sondern eben nur von der menschlichen sprechen wollte. —

Die dritte Behauptung endlich, „die persönliche Kirche oder der Protestantismus — als Lutherthum — sei die der

Digitized by Google

menschlichen Bestimmung angemessenste," und Luther für die Kirche in allen Zeiten das geworden, was das Geschlecht der Hohenzollern für den persönlichen Staat, — diese Behauptung läßt Hr. Ogienski völlig auf sich beruhen. Und doch lag die Bemerkung auf der Hand, daß, wenn man alberner Weise mit Hrn. Schubarth die sog. reine Monarchie als persönlichen Staat bezeichnet, man als persönliche Kirche auch nur eine solche gelten lassen könne, in welcher, wie in der römisch-katholischen, ein dem Glauben nach gottgegebenes persönliches Oberhaupt mit voller, unverantwortlicher Herrschgewalt bekleidet ist, dessen Entschließen und Handeln „Seele und Nerv" der ganzen kirchlichen Monarchie wäre. Wirklich hat das abstracte Postulat der Einheit in der Kirche, eben so wie im Staat, zur Concentration aller Herrschgewalt im Oberhaupte hingeführt, freilich aber in der Kirche, ihrer Ausdehnung zu Folge, noch früher als im Staate zur gewaltsamen Zerbrechung der abstracten Einheit hingeführt, indem der individuelle, unbeschränkte Souverain gerade durch die Prätension der Omnipotenz in absolute Abhängigkeit vom Belieben seiner Werkzeuge verfallen und ohnmächtig geworden gegen die durch Vereinigung zu objectiven Zwecken übermächtig gewordenen Untergebenen. Luther'n aber für die Kirche in allen Zeiten dieselbe Bedeutung geben zu wollen, wie dem Geschlechte der Hohenzollern für den angeblich persönlichen preußischen Staat, ist ein Aberwitz, der wohl einen Anspruch auf Versorgung in einer Irrenanstalt, nicht aber auf eine ernstliche Widerlegung gewährt. Luther hat eine persönliche Oberherrschaft über die Kirche niemals weder angesprochen, noch besessen, noch besitzen können, indem er von vorn herein gegen die päpstliche Autorität auf die heilige Schrift, auf Vernunftgründe und Gewissen zur Entscheidung provocirt. — Uebrigens bemerkt Hr. Ogienski mit Recht, daß Hr. Schubarth, indem er die persönliche Kirche als Lutherthum für die des Menschen würdigste erklärt, „sich im grellsten Widerspruch mit der neuesten Entwicklung des persönlichen Königthums befinde," da dieses, nämlich das preußische, „seit der Einführung der Union sich gegen das altlutherische Wesen mit ernster Consequenz erklärt habe" (14 flg.). Doch hätte er hinzufügen können, daß das „persönliche Königthum" schon gleich in seinem Beginne nicht nur die Union erstrebt, sondern bereits Unionskirchen einweihen lassen; daß ferner der zweite König die den Reformirten unbeliebigen protestantischen Ceremonien abgeschafft; daß Friedrich der Große, in welchem, nach Hrn. Schubarth, „der Familiengeist der Hohenzollern sich die Gestalt und Haltung entschiedener, vollhaltigster Persönlichkeit gegeben," — weder dem Luther'schen, noch irgend einem anderen christlichen Glaubensbekenntniß zugethan war, ja sogar, wie selbst sein apologetischer Biograph, v. Dohm, zugestehen muß, stets Zweifel an der Persönlichkeit Gottes und an der Unsterblichkeit gehegt; daß dagegen „der Familiengeist der Hohenzollern" in Friedrich Wilhelm II. mit seinen früheren Bestrebungen auf das Entschiedenste in Widerspruch gerathen, dann aber wieder in dessen Nachfolger zu den anfänglichen Unionsversuchen zurückgekehrt sei.

Zureichender, als in Betreff der bis hierhin berührten Punkte, ist die Polemik des Hrn. Ogienski hinsichtlich der staatsrechtlichen Lucubrationen unsers hirschberger Gymnasiallehrers; doch vermissen wir in derselben die Ordnung, welche vom Allgemeinen zum Besonderen, vom Princip zu dessen Anwendung übergeht, und dadurch Klarheit und Evidenz gewährt, daß ein Jedes an seine geeignete Stelle gesetzt, und hierdurch das Ganze durchsichtig wird. —

Suchen wir nun die Hauptmomente aus der Zerstreuung auf die gewünschte Ordnung zurückzuführen, so werden sie sich uns in folgender Weise aneinanderreihen.

1) Nach Hrn. Schubarth „soll der Mensch, wenn er das Höchste erreichen will, eine in sich fest und voll begründete Person sein, die ihres Gleichen nicht habe, die unter Gottes und seiner allmächtigen Natur Mitwirkung werde, die nichts vertreten, — nichts vernichtigen könne." Wie nun „die Persönlichkeit der höchste Begriff, so sei sie auch das höchste Gut, das weder im Staate, noch in der Kirche aufgegeben werden dürfe;" — vielmehr seien „Staat und Kirche nur Mittel zum Personwerden," überhaupt „alles Allgemeinere (als die Person), alles Gemeinsame — Volk und Staat — das weit Geringere, so daß es wohl von einer Person vollständig gefaßt werden könne, nicht aber die Person von ihm... Diese Person (Persönlichkeit) verleihe Jedem, der sie besitze, den Majestätsbrief für das besondere Geschäft, worin er wirke; dieses bekomme seine höchste Weihe erst durch die Person, die an seine Spitze trete." Endlich meint Hr. Schubarth: „diese Person (sic), in wie weit sie der einzelne Mensch zur Darstellung gebracht, rechne ihm Gott allein als ein Höchstes an, nicht aber seinen Antheil am Universum, — Staat, Kirche, Stand, Familie" ꝛc.

Mit Recht bemerkt nun Hr. Ogienski, daß während bei Schubarth einmal das Ich selbst mit der Person und Persönlichkeit eins, sie demnächst wieder als ein davon Verschiedenes, als ein Privilegium erscheine, welches das Ich besitze, als Idee, welche das Ich darstellen soll. Schärfer war jedoch die Kritik so zu fassen, daß Hr. Schubarth einmal vom Personsein, dann wieder vom Person- (oder Persönlichkeit-) haben des Ich ausgeht, um mittelst der Person seinen Beruf in Staat und Kirche zu erfüllen, während er anderweitig umgekehrt Staat und Kirche u. s. w. als Mittel einmal zum Personwerden, dann wieder zum Darstellen der Person bestimmt. Wie sich hieraus das völlige Unvermögen des Hrn. Schubarth, einen

Digitized by Google

Begriff zu fassen und festzuhalten ergiebt, so wird das Nachfolgende zeigen, daß er eben so wenig zu folgern und zu schließen versteht.

2) Daraus nämlich, daß Staat und Kirche das Geringere gegen die Person sei, folgert Hr. Schubarth, daß nicht dem Staat oder der Kirche „die Herrschaft über die Person," sondern dieser über das Allgemeinere gebühre; und hieraus dann weiter, daß der Organismus des Staates durch die Persönlichkeit des Fürsten bestimmt werden müsse.

Mit Recht bemerkt aber Hr. Ogienski, daß, wenn die Persönlichkeit der höchste Begriff und das höchste Gut, hieraus vielmehr folge, daß Alles, was Ich ist, verpersönlicht, d. h. politisch und geistig emancipirt werden müsse, daß also „nur eine constitutionelle Verfassung, in der die Persönlichkeit nicht aufgegeben werden dürfe, sondern jedem Bürger in ihrer freiesten Entwicklung garantirt werde, die Staatsform sei, auf welcher Hr. Schubarth eigentlich zu bestehen habe, wenn er sich selbst verstehe." — Mit Recht bemerkt er ferner, daß „der constitutionelle Staat weit mehr," als ein solcher, in welchem die Persönlichkeit aller Unterthanen der unbeschränkt herrschenden Persönlichkeit des Fürsten verfällt, „ein persönlicher Staat sei, weil in ihm Regierende und Regierte Personen sind, während im Staate des Hrn. Schubarth Eine Person über lauter Nichtpersonen regiere;" und daß „zur Gründung einer (Schubarth'schen) reinen Monarchie nur Eine Persönlichkeit, wie z. B. die eines Napoleon, gehöre, die nur bestehen könne, indem ihr alle übrigen Personen zum Opfer fallen; während zur Gründung einer constitutionellen Monarchie das Zusammenwirken vieler gleichfalls hochbegabter Persönlichkeiten gehöre, so wie sie nur in dem Maße bestehen und gedeihen könne, als sich diese verschiedenen Personen wechselseitig erhalten und fördern." — Mit Recht bemerkt endlich Hr. Ogienski, daß kraft der absoluten Berechtigung, welche Hr. Schubarth seiner gottgegebenen Herrscherpersönlichkeit einräume, nicht nur der Absolutismus jedes erblichen Gewaltherrschers, sondern auch die Souverainetät jedes mit vollhaltiger Persönlichkeit begabten Papstes als gerechtfertigt erscheine; — daß anderseits aber auch, wenn die vollhaltige Persönlichkeit es ist, welche für jeden Beruf, also auch für den königlichen, erst den Majestätsbrief ertheilt, die Rechtmäßigkeit der Monarchie und näher — der Erbfolge in derselben — von dem Zufalle abhängig gemacht werde, daß der Nachfolger eben wohl mit einem solchen Majestätsbrief ausgestattet sei.

Das im Vorhergehenden Angeführte wird genügen, um darzuthun, daß Hr. Schubarth weder von Persönlichkeit, Staat, Organismus u. s. w. einen adäquaten Begriff zu fassen, noch aus seinen willkürlich vorausgesetzten Vorstellungen davon haltbare Folgerungen zu entwickeln vermag. Es wird sich aber auch

3) aus Nachfolgendem ergeben, daß Hr. Schubarth eben so wenig den Staat, in welchem er lebt, richtig aufgefaßt, vielmehr hinsichtlich des „obersten Lebens- und Entwicklungsprincips des preußischen Staates," über welches er sich verbreitet, von völlig unhistorischen Voraussetzungen ausgegangen ist, und sich zu durchaus verkehrten Resultaten hat hinführen lassen.

Da Hr. Schubarth ein erklärter Feind des Aprioristischen ist, so hätte man füglich erwarten dürfen, daß er zum wenigsten den Versuch machen würde, das Princip des preußischen Staats aus einer angemessenen Reihenfolge geschichtlicher Daten zu entwickeln. Statt dessen setzt er ohne Weiteres voraus: der preußische Staat sei eine reine Monarchie; „zu dessen Wesen gehöre, daß der Organismus des ganzen Staates der Person des Monarchen dergestalt untergeordnet sei, daß sie ihn fortwährend bestimme und bestimmen müsse, wenn der Staat und sein Organismus der zu sein, der er war, nicht aufhören soll." Daß aber der preußische Staat wirklich nicht aufhören soll, zu sein, der er war, d. h. eine „reine Monarchie" in der eben angegebenen Bedeutung dieses Wortes, dies muß wohl die Meinung des Hrn. Schubarth sein, da er behauptet: „der preußische Staat sei der des Menschen würdigste und seiner höchsten Bestimmung auf Erden angemessenste;" „das erlauchte Geschlecht der Hohenzollern sei für den Staat das geworden, was Luther für die Kirche in allen Zeiten," — und „das Sichselbstentschließen, Selbsthandeln des Monarchen sei die Seele und der Nerv des preußischen Staatslebens." In Summa ist also nach Hrn. Schubarth und soll, seiner Versicherung nach, für alle Zeiten bleiben oberstes Lebens- und Entwicklungsprincip des preußischen Staats die reine, d. i. die absolute Monarchie, verwirklicht durch eine gottgegebene Persönlichkeit aus dem Geschlechte der Hohenzollern. Leider ist Hr. Ogienski, welcher Hrn. Schubarth vorwirft, die Frage: warum Preußen kein constitutioneller Staat ist? nicht aus der Geschichte — wohin sie allein gehöre — beantwortet zu haben, — selbst nicht auf eine geschichtliche Erörterung eingegangen, sondern hat sich damit begnügt, die Behauptungen seines Gegners in einer Art von Guerillaskrieg mit mehr oder minder vereinzelten und nicht immer haltbaren Gründen zu bekämpfen. Man wird ihm nun allerdings beistimmen müssen, wenn er behauptet, „der Begriff der wahren Persönlichkeit fordere die politische und geistige Emancipation alles noch Unpersönlichen, die Aufhebung jeglicher Hörigkeit im Leben und im Staate," und wenn er dann „eine Verwirklichung dieser Forderung" darin findet, daß die preußische Regierung die Leibeigenschaft aufgehoben, daß sie musterhafte Unterrichtsanstalten errichtet,

Digitized by Google

Gewerbfreiheit und Gleichheit der Militärpflichtigkeit für alle Unterthanen eingeführt, mittelalterliche Vorrechte des Erbadels abgeschafft, die Befähigung des Bürgerstandes zu den höchsten Aemtern und die Unabsetzbarkeit des Richters anerkannt u. s. w. Man wird auch noch theilweise zugeben können: „der Schutz, der Hegel zu Theil geworden, sei eine Consequenz des Geistes, den Friedrich der Große zum bleibenden Staatsprincip gemacht habe, und in welchem Friedrich Wilhelm III. Fichte aufnahm und ihm Schutz gewährte."

(Fortsetzung folgt.)

Neapel und die Neapolitaner, oder Briefe aus Neapel in die Heimath. Von Dr. Karl August Mayer. 1. Bd. Mit einem Plane Neapels und einer Musikbeilage. Oldenburg, 1840. Schulze'sche Buchhandlung.

Der Verf. bringt die ganze Spannung eines beglückten und begnadigten Besuchers des irdischen Paradieses mit nach Neapel; ihm ist Alles unendlich werthvoll und jede Abweichung von unsern Sitten und dem Costume unserer Heimath frappant; zugleich aber verweilt er so lange, beobachtet so gründlich und berichtet so geschickt, daß wir wirklich in ihm den begeisterten Fremden und den unterrichteten Einheimischen vereinigt vor uns haben. Wer sich Neapels erinnern will, dem sind diese Briefe eine gute Hilfe seines Gedächtnisses, eine Wiederholung seiner Fahrten, seines Aufathmens zur vollendeten menschlichen Existenz auf diesen heitern Höhen und in diesen milden Gärten am Golf von Bajä, Neapel und Salerno, eine Mahnung an jene ewig wiederkehrenden Scenen der Stadt und des Hafens, des Pöbels und der eleganten Welt; und wer sich zu einer Reise dorthin vorbereitet oder auch, was er nicht zu erleben gedenkt, im Bilde sehen will, dem darf man unbedenklich zur Lectüre dieser Briefe rathen. Allerdings trifft der Kundige viel Bekanntes und bis zur Trivialität abgedroschene Dinge, Vorurtheile, Geschichtchen u. s. w., aber das bringt die Sache so mit sich. Eine Statistik der bleibenden Zustände kann es nicht vermeiden, viel Triviales mit sich zu führen, und ein Neuling darin würde es schwer vermissen, eben so schmerzlich, wie ein neuer Student, dem man's wehren wollte, den alten abgedroschenen Comment zu studiren und als eine wesentliche Bereicherung seines neuen Lebens sich anzueignen. Mayer beschreibt alle Straßen, Plätze, Gegenden, Paläste, Gärten, Gewächse, Menschen, Thiere zu Wasser und zu Lande, draußen und drinnen auf's Sorgfältigste. Erlebnisse in den verschiedenen Branchen veranschaulichen die Sache, kleine Abenteuer spannen, Schilderungen führen frappante Scenen vor. Dabei sind auch die Bücher über Italien nicht außer Acht gelassen. „Ich wollte, sagt der Verf., erst reine helle Bilder, wie sie sich nur nach längerem Anschauen gestalten, in mich aufnehmen, skizzenhafte Schilderungen denen überlassend, die auf ein paar Wochen oder Monate hieher kommen und dann, wie Schmetterlinge, schnell zu andern Blumen schwärmen. Ich wollte Dich gern in meinem Neapel recht einheimisch machen und nehme Dich nun bei der Hand, und führe Dich überall umher, und lasse Dich nicht eher wieder los, bis Du Alles so gut kennst, wie ich." Wir wollen uns zur Ziehung einer Lotterie führen lassen, die ächt national ausfällt.

„Als wir ankamen, harrten die Lazzaroni schon in Menge, die schwarzen Köpfe dicht zusammendrängend, die rothen und braunen Schiffermützen in der einen, den Zettel, worauf ihre Nummer stand, in der andern Hand. Kein Tritt oder Scharren ließ sich hören, da sie baarfuß waren; nur ein dumpfes Gemurmel der Stimmen ging, wie das Sumsen schwärmender Bienen, durch die weiten Räume. Die Wachen geleiteten uns in der Hoffnung auf eine bona mano nach der großen Tribüne im Hintergrunde. Hier saßen auch einige Richter und Schreiber im weiten schwarzen Talar. Zwölf Lazzaroni, wahrscheinlich die Vorsteher der zwölf Quartiere Neapels, hatten sich hinter die Stühle der Richter postirt; aber noch konnte die Ziehung nicht beginnen, bis endlich das Haupt der Lazzaroni Neapels, Capo Lazzaro genannt, ein langer Kerl in Fischertracht, aus der Menge hervortauchte. Sein Erscheinen wurde mit Geschrei und Jauchzen begrüßt. Stolz trat er auf die große Tribüne und ging, ohne die braune Mütze zu rücken, an den Richtern vorüber, denn er allein im ganzen Saale hat das Recht, das Haupt bedeckt zu lassen. Sein Platz ist hinter dem Sessel des Präsidenten, auf dessen Lehne er stehend seine Hand legt. Dem Capo Lazzaro folgte ein Priester, einen schönen etwa sechsjährigen Knaben führend, welcher ein zierliches seidenes Röckchen trug. Jetzt trat ein Schreiber an den Rand der Bühne, zeigte dem Volke zwei große zinnerne Teller, setzte sie vor dem Richter nieder und hob das Kind auf den Tisch. Der Priester murmelte Gebete und bespritzte den Kleinen mit Weihwasser, der darum unbekümmert, halb ängstlich auf die Menge starrte; denn da jedesmal ein anderer Knabe die Loose zieht, stand er zum ersten Mal vor diesem seltsamen Publicum. Wieder trat der Secretär mit einem verschlossenen Kasten vor und schüttelte die darin befindlichen, in hölzerne Kapseln verschlossenen Nummern. Bei dem großen Geräusche, das dadurch verursacht wurde, erhob sich im Saal ein furchtbares Geschrei, mit Heulen, Zischen und Pfeifen untermischt. Dieser Lärm hatte etwas ungemein Wildes; ich dachte an Mas Aniello und seine Schaaren. Vergeblich gebot der Präsident Ruhe; sein wiederholtes bst! bst! hatte auch nicht den geringsten Erfolg. Als aber der Capo Lazzaro über die Schulter des Präsidenten weg der tobenden Masse die flache Hand entgegenhielt — ein Allen wohlbekanntes Zeichen — und zugleich ein donnerndes „statevi zitto!" erschallen ließ, trat plötzlich Todtenstille ein; man hätte ein Blatt fallen hören. Ein Richter schloß den Kasten auf; der Knabe griff hinein, holte eine Kapsel heraus, ließ sie die Versammelten sehen und überreichte sie dem Präsidenten auf einem der Teller. Der Präsident öffnete sie, zeigte die Nummer dem Richter an seiner Seite und hielt sie dann über die Schulter dem Capo Lazzaro hin. Dieser streckte drei Finger aus und schrie mit seiner Stentorstimme „tre!" zur Menge hinab. Ein unermeßliches Brüllen und Heulen erhob sich, dazwischen scholl ein kurzer lauter Schrei der Freude. Einer der wachthabenden Polizeisoldaten, die sämmtlich neben den Flinten Lotteriezettel in der Hand hielten, stieß ihn aus; er hatte gewonnen. Als der Präsident dem Capo Lazzaro die fünfte und letzte Nummer zeigte, verzog dieser das Gesicht und Thränen traten in seine Augen; dann rief er traurig mit gedämpfter Stimme, zwei Finger ausstreckend: ottante doje! (82.) Der Grund seiner Bestürzung wurde mir bald klar, denn ich hörte ihn mit zitternder Stimme zu seinem Nachbar sagen: „„Eine Zahl weiter und ich hatte gewonnen."" In großer Aufregung zerstreute sich die Menge, und auch wir verließen den Saal."

Die Musik der Tarantella und einige charakteristische Lieder sind mitgetheilt, der Plan ist deutlich und übersichtlich. Ohne Zweifel wird das Buch, wenn auch der Zug nach Italien nicht mehr der alte ist, immer noch so viel Freunde finden, um dem Verfasser die Genugthuung zu bereiten, daß es der Mühe werth war, sich mit seinen Studien und seiner Darstellungsgabe, die in der That beide von nicht gewöhnlicher Art sind, zum Führer durch das schöne Neapel anzubieten.

e.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Digitized by Google

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

24. März. № 71. 1841.

Imman. Ogienski „Hegel, Schubarth und die Idee der Persönlichkeit in ihrem Verhältniß zur preußischen Monarchie."

(Fortsetzung.)

Hr. Ogienski fügt aber hinzu: „dieser Geist bestehe eben darin, eine gediegene constitutionelle Theorie mit der streng monarchischen Praxis, d. i. (!) die Persönlichkeiten der Regierten mit der des Königs in einen kunstvollen Einklang zu bringen" (S. 73). Er meint sogar, „es sei mehr als ein bloßer Einfall, daß die preußische unumschränkte Monarchie einen theoretischen Gegenpol, wie die Hegel'sche constitutionelle Staatslehre, nicht nur leide, sondern ihrem Princip nach (nach S. 83 wäre der preußische Staat auf Intelligenz gegründet) fordere und fördere;" und Friedrich Wilhelm III. habe durch Anstellung Fichte's „den Gedanken factisch bestätigt, daß eine unumschränkt monarchische Praxis und eine constitutionelle Theorie zum Wesen des preußischen Staates gehöre" (S. 6). Hr. Ogienski meint diesem nach, „Preußen sei eine constitutionelle Autokratie, — ein constitutioneller Staat in absoluter Form, d. h. ein Staat, in welchem nach einer constitutionellen Theorie, nach einer ideellen Charte mit vorherrschend monarchischer Praxis regiert werde" (S. 76). Er versichert zum Schlusse: „er habe den eigenthümlichen Geist und Beruf des preußischen Staats für die Gegenwart darin gefunden, die Vortheile volksthümlicher Institutionen mit denen eines unumschränkten Königthums zu vereinigen, und zwischen Rußland und Oestreich einerseits, England und Frankreich anderseits der vermittelnde Staat zu sein" (S. 83), so daß, während Rußland eine monarchische Autokratie, Oestreich „eine durch Aristokratie temperirte und durch Bureaukratie wieder geschärfte Autokratie sei, — für Preußen, wo es eine öffentliche Meinung gebe und die Stimme des Volks gehört werde, nur die (?) der demokratischen Autokratie übrig bleibe" (77). Dabei meint jedoch Hr. Ogienski, „Preußen sei ein Militärstaat, und müsse es bleiben, wolle es die einmal gewonnene Stellung im europäischen Staatensystem nicht aufgeben" (S. 71); — dann wieder: „Preußen (?) erziehe sein Volk zur wahren politischen Freiheit; — es schreite mit dem Zeitgeiste in jeder Beziehung fort, und das Vorwärts seines Marschalls sei das Losungswort des ganzen Staats" (S. 75); für jetzt schon eine Feststellung der Verfassung zu verlangen, sei zwar unzulässig, da „zur Sicherheit und Erhaltung des Staats in seinem gegenwärtigen Bestande und Range eine so starke und schlagfertige Executivgewalt, wie sie constitutionelle Formen nicht zulassen, eine unerläßliche Bedingung sei;" — aber „alle Rechte und Interessen, wie des Volkes, so des Fürsten, der nicht dem Volke, sondern der Idee des Staats untergeordnet sei, in einer Verfassungsurkunde auszusprechen und zu wahren, dazu scheine kein Staat mehr Beruf zu haben, als der preußische" (S. 82). —

Zweifelsohne wird Hr. Ogienski selbst durch diese Zusammenstellung zur Einsicht gelangen, wie wenig solche disparate Assertionen geeignet sind, Hrn. Schubarth zu widerlegen, da er gegen diesen einmal als bleibendes Staatsprincip den polarischen Gegensatz einer constitutionellen Theorie und einer unumschränkt monarchischen Praxis, dann wieder die Vereinigung volksthümlicher Institutionen mit unumschränktem Königthum bezeichnet; da er als Bestimmung des preußischen Staats angiebt, einmal, daß derselbe eine demokratische Autokratie, dann, daß er ein Militärstaat bleibe, dann wieder, daß er das Volk zur wahren politischen Freiheit erziehe, mit dem Zeitgeist in jeder Beziehung fortschreite und sich demnächst der Idee des Staates gemäß constituire, wie solches vom Begriff der wahren Persönlichkeit gefordert werde.

Vor Allem ist dieser Confusion gegenüber daran zu erinnern, daß, was man jetzt den preußischen Staat nennt, sowohl seinen territorialen Bestandtheilen, als seinen Bevölkerungselementen nach, als hinsichtlich seiner eigentlichen Staatlichkeit zu unterscheiden ist von dem politischen Gemeinwesen, welches die Hohenzollern bis auf

Digitized by Google

Friedrich den Großen beherrscht haben, wie weiter hinauf — das Herrschgebiet und die Herrschaft dieses Fürstengeschlechtes sich wesentlich verändert hat unter Joachim II., der sich von der römischen Hierarchie und hierdurch schon theilweise vom römischen Kaiser emancipirt; dann unter Johann Sigismund, welcher zur reformirten Kirche übertritt und Herzog von Preußen wird; — ferner unter dem großen Kurfürsten, der zuerst das Kriegswesen regelt, und hierdurch, so wie durch bedeutende Gebietserweiterungen, aus der fünften Rangstelle unter den deutschen Mächten in die zweite emporsteigt, für Preußen die Souverainetät erwirbt, und durch Aufnahme der flüchtigen Hugenotten seinem Staate ein neues Element einverleibt; endlich unter Friedrich III. (I.), welcher durch seine Selbsterhebung zum Königthum den Grund legt zur unumschränkten Monarchie und zur völligen Emancipation vom deutschen Reich. Wie nun Preußen seitdem durch stätige, vorzugsweise Ausbildung und Vergrößerung des stehenden Heeres in die Reihe der europäischen Mächte eingetreten, so ist es durch Friedrich's des Großen Eroberungen, durch Besitznahme eines Theiles von Polen und späterhin durch Erwerbung von Westphalen und der Rheinprovinz aus einem einigermaßen homogenen Königthume — ein eigentliches Reich geworden, dessen Provinzen nicht nur hinsichtlich der Religion aus sehr disparaten Elementen (8/13 Evangelische und 5/13 Katholiken) bestehen, sondern auch hinsichtlich der Staatseinrichtungen*) und der politischen Verhältnisse**) noch nicht zu jener Einigung gelangt sind, welche eine wesentliche Bedingung des politischen Organismus ist, den man in rechtsphilosophischer Beziehung vorzugsweise als Staat bezeichnet. —

Sieht man zurück auf die hier nur in den allgemeinsten Zügen angedeutete Genesis des preußischen Reiches, so wird man allerdings den Herrschergeist der Hohenzollern als das erste und mächtigste historische Princip desselben anerkennen müssen. Er ist in der That die einheitliche, energische Lebensmitte, durch welche das kleine Kurfürstenthum Brandenburg zu einer der ersten Mächte Europas erwachsen. Forscht man aber nach, wodurch ihm solches gelungen, dann wird man bald wahrnehmen, daß er solche eminente Bedeutung und Wirksamkeit keineswegs gewonnen haben würde, wenn er nicht vorherrschend den rationellen Principien gehuldigt, welche sich ihm aus der jeweiligen Bildungsstufe und Stellung seines Staates ergaben, wenn er nicht die ausnahmigen Abweichungen durch baldige selbstbewußte Rückkehr zu jenen Principien wieder ausgeglichen und vergütet hätte. — So, um nur an einige Hauptpunkte zu erinnern, führte Joachim II. die zeitgemäße Reformation auf die würdigste Weise in seinen Landen ein; so gab Johann Sigismund ein preiswürdiges Beispiel der Achtung vor abweichender religiöser Ueberzeugung, während Friedrich III. sich dem Streben der edelsten Männer nach Vereinigung der Glaubensbekenntnisse anschloß; so huldigte Friedrich der Große dem eben in der Geschichte des Geistes an die Tagesordnung kommenden Princip der Aufklärung, indem er zuerst die Majestät der Individualität in religiöser Beziehung sowohl theoretisch, als praktisch anerkannte; so endlich wurde der Rückfall seines Nachfolgers für Friedrich Wilhelm III. zur Veranlassung einer höheren Gewährung der geistigen Freiheit. — In ähnlicher Weise hat diese Dynastie in der Regel, sowohl in der Gesetzgebung, als hinsichtlich der Justizverwaltung, der Obsorge für wissenschaftliche Bildung und der Staatsökonomie den rationellen Forderungen der Zeit, in welcher sie regierte, zu entsprechen sich redlich bestrebt. Wenn sie aber zur Zeit des förmlichen Zerfalles des längst innerlich aufgelösten römischen Reiches deutscher Nation dieser ihrer heiligen Mutter mehr als manche andere Dynastien untreu geworden, so hat sie demnächst auch mehr als alle übrigen zu deren Wiederbefreiung beigetragen, und in neuester Zeit die Idee der deutschen Nationalität als Leitstern den übrigen rationellen Principien ihrer Herrschaft beigesellt.

(Fortsetzung folgt.)

*) Die Gleichförmigkeit der Staatseinrichtungen besteht, wie schon Hansemann bemerkt, nur im Verwaltungsfache hinsichtlich der Provinzial- und Bezirks-Staatsbehörden, in der allgemeinen Volksbewaffnung und in den Gewerbe-, Classen-, Zoll- und Verbrauchssteuern. —

**) Friedrich Wilhelm III. ist nur mit etwas über 3/5 seiner Monarchie in den deutschen Staatenbund eingetreten.

Die Günderode. Grünberg und Leipzig. Verlag von W. Levysohn.

Den Studenten ist dieses Buch gewidmet, herrliche Worte bezeichnen es als ein Werk der Jugend für die Jugend:

„Die Ihr gleich goldnen Blumen auf zertretnem Feld wieder aufsprosset zuerst! in fröhlichen Zukunftsträumen der Muttererde huldigt, harrend voll heiligem Glauben, daß endlich Eurer Ahnung Gebild vollende der Genius, und Fesseln der Liebe Euch umlege und großer Männer Unsterblichkeit in den Busen Euch säe; — die Ihr immer rege von Geschlecht zu Geschlecht in der Noth wie in des Glückes Tagen auf Begeisterungspfaden schweift; in Germania's Hainen, auf ihren Ebenen und stolzen Bergen, am gemeinsamen Kelch heiligkühner Gedanken Euch berauschend, die Brust erschließt, und mit glühender Thräne im Aug', Bruderliebe schwört einander, Euch schenk ich dies Buch."

„Euch Irrenden, Suchenden! die Ihr hinanjubelt den Parnassos zu Kastalia's Quell, reichlich der aufbrausenden Fluth zu schöpfen den Heroen der Zeit, und auch den Schla-

Digitized by Google

fenden im schweigenden Thal schweigend, feierlichen Ernstes die Schale ergießt."

„Die Ihr Hermann's Geschlecht Euch nennt, Deutschlands Jüngerschaft! — Dem Rechte zur Seite klingenwetzend der Gnade trotzt, mit Schwerterklirren und der Begeisterung Zuversicht der Burschen Hochgesang anstimmt:

„Landesvater, Schutz und Rather!"

mit flammender Fackel, donnernd ein dreifach Hoch dem Herrscher, dem Vaterland, dem Bruderbunde jauchzt, und

„Strömen gleich zusammenrauschet in ein gewaltig Heldenlied."

Ihr, die mit Trug noch nicht nach nichtiger Hoffnung jagtet! — Wenn der Philister Thorengeschlecht den Stab Euch bricht, so gedenket, Musensöhne! daß ihre Lärmtrommel des leuchtenden Pythiers Geist nicht betäubt; keine Lüge haftet an ihm, keine That, kein Gedanke! Er ist wissend! — und lenkt, daß unberührt von des Gesetzes Zwang, schnellen feurigen Wachsthums, das Göttliche erblühe, und in der Zeiten Wechsel ein milder Gestirn schützend über Euch hinleuchte!"

Keiner ist aus dieser Schaar der Musensöhne herausgetreten, der die rückhaltslose Begeistrung für die Idee, der den Muth der Wahrheit und die Freudenschauer bei der Berührung des Schönen in seiner Brust bewahrt: wir Alle, die wir dem Geiste schwören ewige Treue auch in der bösen Zeit, die wir der Vernunft die Schwinge der Leidenschaft verleihen und in freier That die Seligkeit genießen wollen, wir empfangen dankbar ein Geschenk, das uns das höchste Gut einer im Wechsel dauernden Jugend verbürgt, die über die Wahnwelt des Gemeinen hoch hinaus ihre Blüthen treibt und den Samen der Zukunft für reine Gemüther den Winden des Himmels vertraut. Denn „das ganze Leben ist Zukunftsbegeistrung, nicht ein Moment kann aus dem andern hervorgehen, wär's nicht Begeisterung der Natur für's Leben. Die Zeit würde aufhören, wär' die Natur nicht mehr frühlingsbegeistert; denn bloß daß sie ewig nach der Zukunft strebt, macht daß sie lebt, und daß sie ewig den Frühling erneuert, das ist ihre Seele, ihr Wort, das Fleisch geworden ist. Alt ist Keiner, als nur wer die Zeit achtet als bestehend. Die Zeit ist nicht bestehend, Schwinden ist Zeit. An Schwindendes kann sich Begeisterung nicht hängen, sie muß frei sein, bloß in sich; denn sonst wär' sie kein Leben. — Da ist's deutlich, daß der Geist auch nur Frühlingsathem schöpft, und daß Jugend nicht in Zeit sich einschränkt, die vergeht, da Lebenslust nicht vergehen kann, weil, wie Natur Frühling aufathmet, wir Lebensbegeistrung aufathmen."

Rosenkranz und Gervinus haben den Briefwechsel Göthe's mit einem Kinde der Romantik eingereiht; viel passende Merkmale sind aufgefunden, aber die Hauptsache ist übersehen: Bettina's Romantik ist die der Zukunft, der alldurchathmende Hauch der Frühlingsbegeistrung. Sie lebt nicht in der Vergangenheit: ihr gilt nur das Ewige, welches dort Wurzel gefaßt hat, daß es in der Gegenwart blühe; die alten Herrscher in den Pyramiden mögen ruhig schlafen: wie unnütz ist es, die Asche, von der die Natur nicht einmal das Salz verbrauchen kann, wieder anzufachen, es giebt doch keine Gluth mehr! Der Sonnengott treibt die Rosse gewaltig an, der Morgen eilt vorwärts, er reißt die Seele mit in's ungewisse Blaue, dort einen Helden zu grüßen, dem sie das Banner tragen könnte zu einem gesunden Wendepunkt der Geschichte, dort ein Scepter zu erblicken, das die Verwirrung lichten möchte. „Nur ein einzig Ding am rechten Ende angefaßt, zieht eine Menge andere nach sich, die von selbst dann in's rechte Geschick kommen würden. — Die Menschen lernen dann auch allmälig das Rechte denken, wenn sie erst eine Weile haben das Rechte thun müssen. Konnten sie so fest in die Unnatur einwurzeln, wie viel fester und kräftiger dann im Boden, der ihre höhere Natur erzieht. Menschengeist horcht auf Göttergebot in der eigenen Stimme, horcht auf jene heilige Urphilosophie, die ohne Lehre als Offenbarung Jedem sich giebt, der mit reinem Willen zur Wahrheit betet. Ja man muß dem Menschen Weisheit zumuthen und sie ihm als den einfachen Weg der Natur vorschreiben, aber das Verläugnen eines großen, mächtigen Weltsinnes in uns ist immer Folge unseres Sittenlebens mit Andern, das hängt sich einem an, daß man keinen freien Athemzug mehr thun kann, nicht groß denken, nicht groß fühlen aus lauter Höflichkeit und Sittlichkeit. Groß handeln, das dank' einem der Teufel, das müßte von selbst geschehen, wenn Alles natürlich im Leben zuging. Es ist eine Schande, was die Menschen alles mit dem Namen Großmuth belegen, als ob nicht ein rasches, selbstthätiges Leben immer das als elektrisches Feuer ausströmen müsse, was man große Handlung nennt." Darum findet Bettina in Feenmährchen die heiligste und mächtigste Politik, weil in ihnen der Ritter kühnen Sinnes das Wasser des Lebens zwischen feuerspeienden Drachen und eisernen Riesen schöpft, die vor seiner Verachtung und seinem Muth ohnmächtig werden. Diesem Muth der Wahrheit vertraut sie, daß er das Schöne verwirklichen kann; nicht in den erstarrten Formen der Vorzeit sucht der das Leben, kühn steigt er zu Schiff, um die neue Welt zu entdecken, und weiß, daß ihn günstiger Fahrwind nimmer verlassen wird, weil er mit den Geistern im Bunde steht, die nur im jungen Licht der Freiheit athmen mögen. „So ist denn auch die Geschichte des Columbus ein göttlich Bereden und Berufen des Menschengeistes, seine Segel auszuspannen, und kühn auf jene Welt loszusteuern, die er sich selber weissagend, sehnsüchtig erreichen möchte; — und die Idee dieser wahrgewordenen Ahnung ist die Verheißung, daß auch der Menschengeist glücklich landen werde, wenn er seinem Muth vertraut; denn wie wollten wir den Muth

Digitized by Google

wecken und erziehen in uns, vertrauten wir nicht der eingebornen Kraft, dem Genius. Was Tugend ist, hat keine Grenze, es umspannt die Himmel, wir können ihm kein Ziel setzen: so können wir dem Geiste kein Ziel setzen, er ist göttliche Kraft, und dieser vertrauen, das ist der Geistes-keim, der in's Leben tritt. Was aber der Muth erwirbt, das ist immer Wahrheit, was den Geist verzagen macht, das ist Lüge. Verzagtheit im Geist ist gespensterhaft und macht Furcht. Selbstdenken ist der höchste Muth. Die meisten Menschen denken nicht selbst, das heißt, sie lassen sich nicht von der Fabel des göttlichen Geistes belehren, die alle Wirklichkeit durchleuchtet und zur Hieroglyphik sie bildet, durch deren weisheitbewahrende Räthsel der Mensch hinauftreibt zur Blüthe und sich zeitigt in ihr, daß er vermöge, neue Welten organisch zu durchdringen und so sich selber ewig und ewig bis zur Gottheit zu erziehen. Aber im engen Hafen eingeklemmt aus Furcht vor dem Scheitern, da wird er die Gottheit auf hohem Meer nicht erkennen. Und ist doch alle Geschichte Symbolik, das heißt Lehre Gottes, und wenn das nicht wär', so würde den Menschen nichts widerfahren. Wer wagt selbst zu denken, der wird auch selbst handeln, und wer nicht selbst denkt, nicht auf's freie uferlose Meer steuert mit seinem Geist, der wird die Gottheit nicht selbst erreichen, nicht selbst handeln; denn sich nach Andern richten, das ist nicht Handeln, Handeln ist Selbstsein, und das ist: in Gott leben."

So finden wir das geniale Subject in Bettina, das von der Himmelsleiter des Uebermuths herab die Philister verhöhnt; Satzung und Außenwelt sind ihr nichts, auf die innere Stimme zu lauschen ist alleinige Pflicht; sie geht mit der Ironie durch's Leben, die der Welt Verkehrtheit belacht und ihre starren Grenzen überspringt. Aber es ist nicht die Eitelkeit der daseienden Person, nicht die Auflösung auch des Göttlichsten durch die Laune und Willkür, nicht die Befriedigung der Sinnlichkeit, wie solches als das Thun und Treiben der falschen Genialität angegriffen worden ist, sondern es ist das wahrhafte Ideal des Menschen, wie es aus der Selbstverleugnung sich erzeugt, es ist der Gottesmuth für die Idee, es ist die heilige Wollust des Kusses von Zeit und Ewigkeit in allen Momenten freier That, was uns hier als das höhere Leben erscheint, die wahre Subjectivität, die als der Geist des Herrn die Welt aus sich gebiert.

Die Romantik der Vergangenheit sucht das Feste, um die eigenen fixen Ideen daran anzuknüpfen, sie wendet sich zum Katholicismus, in dessen Positivität ihre sinnliche Ruhelosigkeit zu einer endlichen äußerlichen Befriedigung kommt; die Romantik der Zukunft erbaut aus den Ahnungen des eigenen Herzens, aus den Erlebnissen und Gedanken der Gegenwart eine schwebende Religion als den heitern Tempeldienst des lebendigen Schönen. Da ist das Denken Gebet, und das eine Grundgesetz heißt: Der Mensch soll immer die größte Handlung thun, und nie eine andere, denn jede kann und soll eine größte sein. Die Gesinnung, etwas Göttliches in ihr zu wollen, macht sie ja zum Absoluten, zur Darstellung des Ewigen in besonderer Erscheinung, zur Dichtung, welche die Persönlichkeit zur Idealität verklärt. Und wenn wir kühn genug sind, das Große zu thun und die Vorurtheile nicht zu achten, so steigt aus jeder That eine höhere Erkenntniß empor, die immer Neues schafft, immer stolzere Göttertriebe in uns weckt, daß wir den heiligen Wein der Götter trinken und trunken die Neige mitsammt dem Becher in den Strom der Zeiten schleudern. Dann schlägt alle Bedrängniß nur das Feuer aus dem Stahl im Blut, und der Stahl geht über in den Geist und macht ihn fest, daß er thun kann, was er will. Tiefe Offenbarungen über das Göttliche sind in den Briefen niedergelegt, die von dieser schwebenden Religion handeln; sie sind der Beweis, wie der Genius in dem Herzen erwacht, das sich nur ihm hingiebt, wie die Leidenschaft für ihn zur Flamme wird, die zugleich das Gemeine verzehrt und die Nacht erhellt. Wie Blitze zucken die Ideen empor; ja ein Blitz sind folgende Worte: „Fühlst Du nicht, das Göttliche, was den Geist des Erschaffens giebt, sei die ungebändigte Leidenschaft? Und glaubst Du nicht, daß Gottes Geist sei nur Leidenschaft? Was ist Leidenschaft, als erhöhtes Leben durch's Gefühl, das Göttliche sei Dir nah, Du könnest es erreichen, Du könnest zusammenströmen mit ihm? Was ist Dein Glück, Dein Seelenleben, als Leidenschaft, und wie erhöht sich Deines Wirkens Kraft, welche Offenbarungen thun sich auf in Deiner Brust, von denen Du vorher noch nicht geträumt hattest? Was ist Dir zu schwer? — welches Deiner Glieder würde sich nicht regen in ihrem Dienst, — wo bleibt Dein Durst, Dein Hunger? — siehst Du wohl, da fängst Du schon an, von der Luft zu leben; leicht wie ein Vogel übersteigst Du Unersteigliches, und in die Ferne hinüber sendest Du Deiner Unsterblichkeit Flammen, und sie entzünden Ewiges, und es weiht sich Deinem Dienst, ergießt sich auch in Leidenschaftsströmen in den großen Ocean, über dem die ewigen Sterne Dir leuchten und die Nacht in ihrem Glanze erbleicht und die Morgenröthen freudig aufwachen. — Gott ist die Leidenschaft, groß, allumfassend im Busen, der alles Leben spiegelt wie der Ocean, und alle Leidenschaft ergießt sich in ihn wie Lebensströme. Und sie alle umfassend ist Leidenschaft die höchste Ruhe."

(Schluß folgt.)

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Digitized by Google

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

25. März. № 72. 1841.

Imman. Ogienski „Hegel, Schubarth und die Idee der Persönlichkeit in ihrem Verhältniß zur preußischen Monarchie."

(Fortsetzung.)

Es ist nun allerdings nicht zu läugnen, daß nach dem westphälischen Frieden, als unumschränkte Herrschaft im Innern und unbeschränkte Machterweiterung nach Außen hin gleichsam zur fixen Idee der Fürsten geworden, auch das Geschlecht der Hohenzollern von dieser Influenz ergriffen worden, was dann eine übermäßige Steigerung des Kriegswesens zur Folge hatte. Ebenso ist nicht zu läugnen, daß die bis auf die neueste Zeit fortgeerbte Vorliebe der Herrscher für den Soldatenstand dem Gemeinwesen selbst tiefer, als zu wünschen war, den Charakter eines Militärstaates aufgeprägt hat. Es ist aber ein zwiefaches Mißverständniß, jetzt noch zu behaupten: „Preußen sei ein Militärstaat, und müsse es bleiben," wolle es seine Stellung in Europa nicht aufgeben. Nur Rußland ist ein eigentlicher Militärstaat, die Unterthanen eine große Heermasse, die Civil- und Militärbeamten ein großes Officiercorps, der Czar — unumschränkter Heerführer. Preußen hingegen ist seit dem Befreiungskriege vielmehr ein Bürgerstaat, indem hier umgekehrt jetzt der Kriegerstand, im Allgemeinen genommen, zum flüssigen Moment im Staatsorganismus geworden, so daß das Bürgerthum gleichsam die Substanz ist, welche nur, soweit es die Bestimmung des Ganzen erheischt, vorübergehend auch unter dem Attribute des Kriegerthums erscheint. Rüstigkeit, Wehrhaftigkeit ist wieder eine der Zierden des Bürgers; aber Bürgersinn und geistige Bildung sind auch anerkannt als eine wesentliche Ausstattung des Wehrmannes. Die Stellung aber, die Preußen im europäischen Staatensystem eingenommen, kann es nur dadurch behaupten, daß es sich ebenso für die Friedenszeit innerlich organisch durchbildet, wie es zur Zeit des Befreiungskrieges sich für die Selbst- und Nationalwehr zu einem einigen Militärorganismus gestaltet. Nicht bloß durch seine musterhafte Volksbewaffnung, sondern noch viel mehr durch politische Volkseinigung, durch reichlichste Volksbegeistung, durch freisinnigste Volksverfassung kann es zu voller Blüthe und Kraft gelangen, und so auch im vollsten Maße „zum Schilde werden für die Sicherheit und die Rechte Deutschlands." Nur durch solche immer herrlichere Entfaltung „der Eigenschaften, durch welche es den Großmächten der Erde gesellt ist, — nämlich der Ehre, Treue, des Strebens nach Licht, Recht und Wahrheit," — nur durch „Vorwärtsschreiten in Altersweisheit zugleich und heldenmüthiger Jugendkraft" kann es jener Bestimmung entgegenreifen, welche ihm zugetheilt sein dürfte, seitdem das Haus Habsburg durch Bekämpfung sowohl der kirchlichen, als der politischen Emancipation sich des deutschen Kaiserthums für immer verlustig gemacht hat.

Nicht also der polarische Gegensatz von constitutioneller Theorie und unumschränkt monarchischer Praxis gehört zum Wesen des preußischen Staates, noch ist es durch Friedrich den Großen zum bleibenden Staatsprincip erhoben worden, diese Pole in einen kunstvollen Einklang zu bringen. Vielmehr ist, wie bereits bemerkt, jede solche abstracte Fixirung eines Princips schon von vorn herein unstatthaft, weil das, was man jetzt den preußischen Staat nennt, gerade in so Vielem wesentlich von demjenigen verschieden ist, was in früheren Zeiten so genannt worden. Alle politische Theorie hat nur Werth, sofern sie geeignet und bestimmt ist, in die Praxis überzugehen, oder inwieweit sie demnächst selbst das Bewußtsein und die Bestätigung der letzteren ist. Wenn vollends ein König selbst als Lehrer auftritt und die Verbreitung einer seine Autorität beschränkenden Theorie auf alle Weise begünstigt, dann muß doch wohl als Absicht desselben vorausgesetzt werden, sein Volk zu der Freiheit zu erziehen, die er ihm als vernunftgemäß darstellt. Wenn daher Friedrich der Einzige noch im hohen Alter wiederholte, was er als Jüngling gelehrt: „le Souverain n'est que le premier serviteur *de l'état*, *obligé* d'agir avec probité, avec sagesse et avec un entier désintéressement, *comme si à chaque moment* il devait *rendre compte* de

Digitized by Google

son administration *à ses concitoyens*"*), — dann stellte er hiermit nicht bloß ein Regulativ für seine Nachfolger, sondern auch ein Princip für seine Unterthanen auf, zu dessen theoretischer und praktischer Entwicklung er sie als „seine Mitbürger" berief. Er ging auf den Ursprung des Herrscherthums überhaupt zurück, und fand, daß „die Erhebung der Fürsten nur allein das Werk der Völker sei," welche wollten, daß „die souveraine Gewalt den Gesetzen und der Gerechtigkeit zur Stütze diene." Er forschte nach dem Endzweck der Herrschaft, und fand, daß „es nur ein einziges Gut gäbe, nämlich das Wohl des ganzen Staates." Er durchschaute dann auch die Einrichtungen der besseren sogenannten Monarchien seiner Zeit, und fand, daß, genau betrachtet, dort sowohl die höheren Staatsbeamten, als „die Stimmgeber in den Ständen — an der Obergewalt Antheil haben" und „allein das Gesetz herrsche."

Diese und andere analoge Sätze waren keine abstracte Theorie, sondern aus der Wirklichkeit geschöpfte Appercepționen; es waren gleichsam Fervers, — lebendige Gedanken, die zum Bewußtsein erhoben wurden, um nun mit Bewußtsein entwickelt und verwirklicht zu werden. Die Zeit des abstracten Gegensatzes von Theorie und Praxis nahte mit Riesenschritten ihrem Ende. Die Geheimnisse aller Art, — die der Logen, wie die der Cabinette, die der Philosophie, wie die der Politik, wurden ausgeplaudert; es war und ist noch eine Zeit der allgemeinen Offenbarung, aber auch des allgemeinen Gerichtes über Alles, was sich nicht verwirklicht, oder was, in die Wirklichkeit eintretend, nicht bestandhaltig ist im Lichte des jüngsten Tages.

(Schluß folgt.)

„Die Günderode."

(Schluß.)

Das Gefühl für die Natur, das Sichversenken in ihr stilles Weben und freudiges Erblühen, das Ahnen des Geistes in ihr, das die Romantik in der Schelling'schen Naturphilosophie zum ersten Mal wissenschaftlich begründet fand, und poetisch auszusprechen, ja eine Doctrin daraus zu machen suchte, die nothwendig von dem Punkte an eine verfehlte werden mußte, wo man nicht das Geistige in der Natur erkennen, sondern es auch im Menschenleben zur bewußtlosen Form des Pflanzlichen zurückdrängen wollte, — dies sinnige und innige Naturleben finden wir nirgends schöner und reiner dargestellt, als in Bettina's Briefen, in denen an Göthe sowohl, als in den vorliegenden an die Günderode. Sie scheint der Natur näher zu stehen, als wir Anderen; es ist als ob sie durch ein magisch Band mit der Welt verschlungen den Dingen unmittelbar in's Herz sieht; sie empfindet nichts außer ihr, sondern Alles als ein Leben im eigenen Innern. Die zarteste Sympathie, das traulichste Lauschen auf das Liebeflüstern im Glanz der Sterne, im Rauschen der Blätter, im Aufbrechen der Knospen, vor Allem aber die große Anschauung, wie es das ganze Absolute ist, das in dem Einzelnen sich offenbart, und ihm die Stimme verleiht, mit der es ihm lobsingt, — das ist es, was die Naturschilderungen Bettina's zu Poesieen macht, die kaum in den Landschaftsgemälden der trefflichsten Meister ihre Rivalen finden. Die sorgsamste Betrachtung des Besondern, das empfindsamste Gefühl für seine Eigenthümlichkeit, und dann der tiefe Blick, der Alles im allgemeinen Lebensprocesse wirken sieht der Gottheit lebendiges Kleid, und im Brausen des Windes, im Sturze der Fluth, wie im Lied der Nachtigall und im freudigen Funkeln des Sonnenstrahls die eine Lebensmelodie von ewiger Verjüngung, ewiger Sehnsuchtsbefriedigung zu vernehmen! „Ach," ruft sie aus, „wenn ich mich so umseh, wie sich alle Zweige gegen mich strecken und reden mit mir, das heißt küssen meine Seele, und Alles spricht, Alles, was ich ansehe, hängt sich mit seinen Lippen an meine Seelenlippen, und dann die Farbe, die Gestalt, der Duft, Alles will sich geltend machen in der Sprache; nun ja die Farbe ist der Ton, die Gestalt ist das Wort, und der Duft ist der Geist, so kann ich wohl sagen, die ganze Natur spricht in mich hinein, das heißt: sie küßt meine Seele, davon muß die Seele wachsen, es ist ihr Element, denn Alles hat sein Element in der Natur, was Leben hat. Der Seele ihr Element ist also Schauen, das ist das Lauschen, sie saugt alle Form, das ist Sprache der Natur. Aber die Natur hat nun auch selbst eine Seele, und diese Seele will auch geküßt sein und genährt, gerade wie meine Seele von ihrer Sprache genährt wird, wenn ich so durchdrungen war von ihr (denn es giebt Augenblicke, wo die Seele wie ein Feuer ist von Leben, wo sie ganz und gar nur das ist, was sie in sich aufgenommen, nämlich Selbstsprache der Natur, da erkennt sie die Natur wieder als nahrungsbedürftig), so hab' ich vor ihr gestanden, und hab' mich wieder in sie hineingesprochen, ich hab' sie geküßt mit meinen Seelenlippen. Sieh, das war Geist, der war nicht gedacht, der war ursprünglicher Lebensgeist, es war nicht Gedanke, nicht Gefühl oder Empfindung, es war Wille — ja Wille war's, der sah so rasch und fest die Natur an, als wolle er ihr nun wieder schenken Alles, was sie ihm gab, nämlich Leben. Das ist's, Alles ist ein Wechselwirken, Alles, was lebt, giebt Leben und muß Leben empfangen. Im Flug hin- und herschweben, Alles, was er berührt, gleich mit ihm zusammenfließen, das ist Geist, daß er gleich sich verwandle in das, was er berührt; so verwan-

*) *Essai sur les formes du gouvernement etc. Oeuvr. posth. VI.* Vgl. *Anti-Macchiavel. Oeuvr. publ. du vivant de l'auteur. II.*

Digitized by Google

delt der wahre Geist sich in die Natur, weil die ihm begegnet allüberall, weil ihr Berühren mit ihm allein Geist ist, er wär' nicht, wär' die Natur nicht leidenschaftlich seiner bedürftig, das eben ruft ihn jeden Augenblick in's Leben; Geist ist fortwährendes Lebendigwerden, um die Natur zu küssen, seine Formen in sie prägen; die Natur saugt die Geistesformen in sich, davon lebt sie, und Geist fließt durch alle Gestalten mit ihr zusammen; so faßt die Natur sich selber in ihren Formen, das ist eben der ganz göttliche Reiz in ihr; Reiz ist Zauber, wo kann Zauber her entstehen, als durch das Sichselbsterfassen?"

Dieser wunderbare Naturverkehr erfreut uns durch das ganze Buch; es ist eine fortwährende Gestaltung des Geistes in sinnliche Form, eine Verklärung des Sinnlichen in seine Wahrheit, den Geist. Wie die Sternbilder durch den Abenddämmer aufgehen und hell und heller leuchten, so erwachen stets freiere, schönere Gedankenoffenbarungen bei ihrem Schein, und wie die Rose sich dem Lichte zudrängt, weil sie es in sich trägt, bis es aus der Blüthe hervorbricht, so sehnt sich Bettina nach dem Geist, bis sie ihm Angesicht in Angesicht gegenübertritt in der Kunst. Die Musik ist ihr diese Form der Offenbarung, das Meer, in dem die Wellen der Gedanken zum Strom zusammenwogen, aus dessen Schooß wie blühende Eilande die Ideen, von mächtigem Rhythmus getragen, sich emporheben. Denn aller Geist liegt im Menschen, er muß nur die Melodie finden, ihn auszusprechen, und alles Große wird als sein Gedicht, weil er mit Schönheit verinnigt ist. In der Musik reizt uns das Gehörte zum Ungehörten; wir sind durch Einen Ton mit Allen verwandt; die Weltgeschichte wird zur Symphonie. „Musik bringt Alles in Einklang, sie donnert durch die hellsternige Nacht ihren gewaltigen Strom, dann tanzt sie hin und grüßt mit jeder Well die Blum, die da heimlich blüht am Ufer. Wenn dann die Wolken vom Windsturm dahergejagt kommen, dann werden sie als gleich, als von ihrem Hauch bezaubert; der Regen rollt Perlen unter ihren tanzenden Schritt, beim leuchtenden Blitz, vom Donner durch die schwarze Nacht geschnellt, die er mit schallenden Schwingen durchrast, das ist Alles Hymnus mit der Musik." — „Jeder Ton besteht für sich, aber er bildet durch den Anklang mit andern Tönen Melodien, Gedanken. Aus allen Melodien, aus allen Gedanken besteht die Geistesallheit, die Gottespoesie, die Philosophie. Es ist Gottespoesie, Harmonie, die den Gedanken der Melodie erzeugt, sie hebt sich aus dieser, wie aus den Frühlingselementen die Blüthe ersteigt, der blühende Geist steht mitten im Frühlingsgarten der Poesie. — Jeder Ton spricht seinen Accord aus, jeder Accord spricht seine Verwandtschaft aus, und durch alle Verwandtschaft strömt der ewig wechselnde Gang der Harmonieen zu, der ewig erzeugende Geist Gottes. Denken ist Gott-aussprechen, ist sich gestalten in der Harmonie, ich fühl's, daß im Begreifen der Geist Gottes sich erzeugt im Menschengeist, und zu was wär' dieser Keim der Gotterscheinung im Menschengeist, wenn er nicht durch ewiges Streben ihn ganz entwickeln sollte? — Der einzige Zweck alles Lebens, Gott fassen lernen! und das ist auch unser innerer Richter. Was Gott nicht entwickelt, das bliebe lieber ungeschehen, denn es ist nicht Melodie, — was aber unmelodisch ist, das ist Sünde, denn es stört die Harmonie Gottes in uns, es klingt falsch an; aber alle große Handlung weckt die Harmonie, alle Sterne klingen mit ein, drum ist groß Denken, groß Handeln auch so selbstbefriedigend, es löst die gebundenen Accorde in uns auf in höhere Harmonieen und steigern sich die musikalischen Tendenzen durch allseitiges Erklingen aller mittönenden Accorde."

Ich hoffe, den Hauptgedanken des wunderbaren Buchs, wie Alles in der Natur zum Unendlichen strebt und im Geiste sich findet, die innere Idee, die unausgesprochen das Ganze trägt, in den bedeutendsten Offenbarungsweisen, sowie in seiner Stellung zu unserer Litteratur durch das Vorstehende bezeichnet zu haben; das Einzelne muß dem besondern Genuß überlassen bleiben; an vielseitiger Anregung wird es Keinem fehlen, der angeschlagene Klänge weiter zu verfolgen weiß. Bettina liebt es, bald da, bald dort ein blitzendes Streiflicht hinzuwerfen, dem fackelschwingenden Reiter gleich, der vorübersprengend im dunklen Wald mit flüchtigem Schein die Stämme erhellt. Oft sammelt die ältere Freundin das bunte, funkelnde Farbenspiel in Einen klaren Strahl, und führt durch die stille, nie überwogende Macht des harmonischen Selbstbewußtseins die bacchantisch bewegte Jugendlust zu schönem Ziel. Wir empfangen nämlich in dem vorliegenden Geschenk den Briefwechsel, welchen Bettina Brentano vor der Bekanntschaft mit Göthe zu Anfang unseres Jahrhunderts mit Caroline von Günderode führte, der Dichterin voll philosophischen Sinns, deren tragisches Ende aus den Briefen an Göthe's Mutter bekannt, und deren Gedichte unter dem Namen Tian erschienen waren. Daß das Ursprüngliche erweitert worden, um mit künstlerischer Hand ein volles, treues Bild des damaligen Lebens zu geben, daß dort ausgestreute Keime uns im Buch wie wogende Saaten begegnen, dies einem solchen Werk zum Vorwurf zu machen, kann nur dem bornirten Sinne einfallen, der die geistige Wirklichkeit zu schauen unvermögend an die nackte Facticität sich hält, und als „nur eine Idee" verwirft, was ihm nicht diplomatisch feststeht. Aber ist denn nicht alle Wirklichkeit aus dem Geist geboren, und ist es nicht gleichviel, ob der athenische Volksgeist sich in der Unmittelbarkeit oder in der Vorstellung seinen Theseus schafft oder seinen Kodros?

Ich würde sagen, wir sehen in diesen Briefen das Werden Bettina's, wenn nicht ihre Ursprünglichkeit gleich Anfangs mit denselben Zügen uns entgegenträte, die sie noch

Digitized by Google

heute bewahrt; ich sage darum lieber, es sind die ersten, frischesten Aeußerungen ihrer Genialität, die wir hier ganz reflexionslos wie Blüthen oder Früchte vom Baum in reichem Maß empfangen. Hochgebildet, sinnigen Gemüths und voll treuer Liebe sieht die Günderode den jungen funkensprühenden Geist, und sucht ihn nicht zu formen, sondern „wie ein guter Bienenvater den Gedankenschwärmen eine Blumenwiese umher zu bauen, wo die Gedanken nur hin und her summen dürfen, Honig zu sammeln." Wie frischer Morgenwind sollen die Studien, die sie anräth, in die Segel des befreundeten Geistes fahren; während Bettina über die todte Vergangenheit scherzt und schmäht, ruft die Günderode ihr die ewigen Wahrheiten derselben in's Gedächtniß: „Sei mir ein Bischen standhaft, trau mir, daß der Geschichtsboden für Deine Phantasieen, Deine Begriffe ganz geeignet, ja nothwendig ist; mir schien die Geschichte wesentlich, um das träge Pflanzenleben Deiner Gedanken aufzufrischen, in ihr liegt die starke Gewalt aller Bildung. Wo willst Du Dich selber fassen, wenn Du keinen Boden unter Dir hast? Kannst Du Dich nicht sammeln, ihre Einwirkung in Dich aufzunehmen? Vielleicht weil, was Du zu fassen hast, gewaltig ist, wie Du nicht bist? Vielleicht weil der in den Abgrund springt freudigen Herzens für sein Volk, so sehr hatte ihn Vergangenheit für Zukunft begeistert, während Du keinen Respect für Vaterlandsliebe hast, — vielleicht weil der die Hand in's Feuer legt für die Wahrheit, während Du Deine phantastischen Abweichungen zu unterstützen nicht genug der Lügen aufbringen kannst, denen Du die Ehre giebst, und nicht den vollen süßen Trauben der Offenbarung, die über Deinen Lippen reifen?" — Des bunten Füllhorns fröhlicher Verschwendung froh, das ihr Bettina in den Schooß schüttet, leitet die Günderode sie an, zum wohlgeordneten Kranz die Blumen all zu flechten, und das dunkle Weben der Gefühle in den klaren Aether der Gedanken zu erheben, so daß ich nicht, wie Weiße, der durch den Schluß seines Aufsatzes in den Berliner Jahrbüchern sich selber scheint in die Reihe der Philister stellen zu wollen, Jene für unfähig erklären möchte, das reiche, große, junge Herz ganz zu fassen, das sich ihr anträgt, vielmehr in die Worte eines Briefes an sie einstimme: „Du führst eine heilige Sprache, Du bist heilig, wenn Du sprichst; in Dir fühl' ich den Rhythmus, der Deinen Geist trägt zu höherer Erkenntniß, — und ich fühl', daß die Güte, die Milde Erzeugerin ist all der reinen Wahrheit in Dir, wie Du ihr Abdruck bist; wollt' ich doch nicht Alles auf einmal sagen, so wär' ich deutlicher; Du bist mäßig, drum ist Alles so überzeugend, was Du sagst; nur um Dich wieder zu hören, mag ich denken, nur daß Du aus dem Anklang meines Geistes Melodien bildest." Man vergleiche damit die schöne Schilderung von Gestalt und Gesichtszügen der Günderode, I. 91 ꝛc.

Von den andern Gestalten, die uns im Buche begegnen, ist besonders Hölderlin mit seinem heiligen Wahnsinn zu erwähnen, dessen Schilderung zu dem Tiefsten und Gewaltigsten gehört, was irgend deutsche Poesie erschaffen; wie schicksalvolle Orakelsprüche, so dunkel und doch so offenbarend tönen seine Worte, herzerschütternd und geisterregend. Auch Beethoven wird gefeiert; der erste jugendliche Enthusiasmus wird beim Anhören seiner Werke eine nachdichtende Hymne. Clemens Brentano, Sinclair, Sophie la Roche, Vogt, Dalberg werden fein und liebevoll charakterisirt. Der Jude Ephrahim, der zuletzt auftritt, ist eine Gestalt, die an Nathan den Weisen erinnert, vielleicht in ähnlicher Absicht, wie von Lessing, so hoch gehalten; dieser Kampf mit dem Vorurtheil ist ja noch immer nicht erloschen! Auch Göthe erscheint, geahnt als der Genius, durch dessen tiefinnige Berührung alles noch Verborgne einer wunderbaren Geistesblüthe sich zur vollen Pracht entfalten sollte. „Vielleicht," heißt es einmal, „sind Naturen Gedichtkeime, sie sollen ohne Fehl sich entwickeln, und ist das ihr einziger Beruf. Ich wollt' ich sproßt' aus einem großen Dichtergeist, der allerhaben fühlt und menschlich doch auch; keine üppige, schwärmende Aufregung, nein, süße Naturkraft, selbstbewußt — gefühlige, — die aus Innigkeit mich erzeugte, aus beglückendem Reiz des Frühlingslichts! Ja ich wollt' ich wär' kein schlechtes Gedicht. Gedrängter quellet, Zwillingsbeeren, und reifet schneller und glänzendvoller! Euch brütet der Mutter Sonne Scheideblick, euch umsäuselt des holden Himmels fruchtende Fülle; euch kühlet des Mondes freundlicher Zauberhauch, und euch bethauen — ach! — aus diesen Augen — der ewig belebenden Liebe vollschwellende Thränen. — Dies Gedicht, ist mir's doch, als sei ich es! so reifend unter den Berührungen der Natur und unter den Thränen des Dichters. Und wie oft hab' ich in der Singezeit dies Lied gesungen und mich ganz drin gefühlt, die wachsende Beere, die der Thau der Liebesthräne nährt, der nicht ihr geflossen ist."

Ich schließe mit dem Wunsch, daß recht Viele das dargebotene Geschenk freudigen Herzens aufnehmen, und es genießen mit Jugendsinn, trinkend in raschen Zügen des Champagners schäumende Lust, kostend mit erkennender Lippe des Rheinweins duftige Würze und begeisterndes Feuer!

Moritz Carriere.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Digitized by Google

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

26. März. № 73. 1841.

Imman. Ogienski „Hegel, Schubarth und die Idee der Persönlichkeit in ihrem Verhältniß zur preußischen Monarchie."

(Schluß.)

Schon seit dem ersten eigentlich europäischen Fürstencongreß in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts war es in den höchsten Regionen an die Tagesordnung gekommen, daß die Fürsten sich in öffentlichen Erklärungen gegen einander zu verantworten versuchten. In England aber legte schon längst die Regierung auch dem Parlement öffentlich Rechenschaft von der Finanzverwaltung ab. Diesem Beispiel folgte, um das Vertrauen der Unterthanen wieder zu gewinnen, bereits 1781 der französische Finanzminister Necker, und wies in dem (auch zu Berlin debitirten) Compte rendu au roi, — *imprimé par ordre de Sa Majesté**) — auf die großen Vortheile hin, welche aus alljährlicher Veröffentlichung solcher Rechenschaftsablage nothwendig entspringen würden. Der ganze Umschwung, der in jener Zeit durch die fast in allen Staaten Europas zum Durchbruch kommende, nicht hoch genug zu preisende Aufklärung hervorgerufen wurde, bestand dann wesentlich in nichts Anderem, als in der Verallgemeinerung dieses Princips der öffentlichen Verantwortung, und näher in der Befestigung, Entwicklung und praktischen Aus- und Durchführung jener von Friedrich dem Großen aufgestellten oder vielmehr nur anerkannten und zum Bewußtsein gebrachten Grundsätze. Was Allen gelten sollte, sollte öffentlich festgestellt, sollte Allen bekannt sein, sollte vor dem allgemeinen Gewissen gerechtfertigt werden; die Beobachtung, die zeitgemäße Fortbildung der Gesetze und Institutionen sollte selbst wieder durch Gesetze und Institutionen gesichert, gewährleistet sein. Die Aufstellung eines allgemeinen Landrechtes, die Anerkennung der Selbständigkeit der Gerichte, die Vorprüfungen der Beamten und die Sicherstellung derselben, die Städteordnung, die Aufhebung der Leibeigenschaft und die Ablösung der Frohndienste, die Tilgung des Zunftzwanges, die Zusage eines Budgets und so manches Andere sind eben so viele Fortschritte auf der von Friedrich dem Großen zugleich theoretisch und praktisch eröffneten Bahn. Anerkennung der Vernunftrechte, und demgemäß wirkliche Befreiung, Sicherstellung und Förderung des Ackerbaues und der Industrie, der Künste und Wissenschaften, überhaupt des gesammten inneren und äußeren Lebens, also nicht nur eine wahrhafte Organisation der Freiheit im Innern des Staates, als einer höheren, politischen Persönlichkeit, sondern auch die organische Ausbildung desselben als eines Mitgliedes der größeren Gemeinwesen zur freien Theilnahme an ihrer Lebensentwicklung, überhaupt zum allgemeinen freien Wechselverkehr, — dies sind die rationellen Principien, welche durch die Geschichte selbst als die wahrhaften Principien sowohl des Familiengeistes der Hohenzollern, als des preußischen Staates nach seiner gegenwärtigen Zusammensetzung und Stellung im werdenden Organismus des europäischen Staatensystems sich ergeben.

Das schwere Mißgeschick Preußens begann, als es im Innern sich verfestigte gegen die von dem Zeitgeist geforderte politische Fortbildung, als es nach Außen hin sich absonderte aus dem Gesammtleben der deutschen Nation. Des Glückes Stern begann ihm wieder zu leuchten, als es jene Verfestigung und Absonderung wieder aufzugeben anfing, als es den rationellen Principien die ihnen gebührende Vorherrschaft wieder zuerkannte. Aber dieser Stern umwölkte sich demnächst wieder in dem Maße, als ihm versagt wurde, an der höheren, ächt germanischen, politischen Lebensentwicklung Theil zu nehmen, durch welche die südwestlichen Staaten Deutschlands sich zeitgemäß verjüngten; als es sogar den absolutistischen Tendenzen der östlichen Herrscher sich anschloß, um den gewaltsamen Umsturz der Verfassung eines deutschen Bundesstaates, der so entschieden sich kund gebenden öffentlichen Meinung zuwider, zu dulden.

*) A Paris 1781 et se vend à *Berlin*, chez Voss père et fils, libraires.

Digitized by Google

Es ist dann eine Verläugnung des glorreichsten Momentes der preußischen Geschichte, wenn auch Hr. Ogienski behaupten will, daß „zur Sicherheit und Erhaltung des preußischen Staates in seinem gegenwärtigen Bestande und Range eine so starke und schlagfertige Executivgewalt, wie sie constitutionelle Formen nicht zuließen, eine unerläßliche Bedingung sei." Nicht eine concentrirte Herrschgewalt war es, welche Preußen aus dem Stande der tiefsten Demüthigung zu so glänzender Wiedergeburt hingeführt hat, sondern die Erweckung des deutschen Nationalgefühls und die Anregung des politischen Gemeinsinnes durch Verheißung constituirter Freiheit; — sie waren es, welche in Verbindung mit der Liebe zum König und mit dem Vertrauen auf sein Wort die freiwillige Erhebung des ganzen Volkes bewirkten. Um nun aber die neuerworbenen Provinzen mit dem früheren preußischen Staate zu einer gediegenen, widerstandsfähigen Macht zu vereinigen, bedarf es mehr, als bloßer Verheißungen und bloßer Erinnerung an deutsche Nationalgefühle. Wie das Volk in jenen Zeiten der Noth seinem König vertraut, so wird nun wohl auch der König seinem Volke vertrauen, und wie dieses damals seinem Oberherrn Gut und Blut zu Gebote gestellt, um seine Macht, um den Glanz seiner Krone wieder herzustellen, so müßte nun auch die Ehre, die Würde des Volkes dadurch anerkannt werden, daß es derselben politischen Freiheit theilhaftig würde, deren bereits die meisten übrigen deutschen Volksstämme genießen. Constitutionelle Formen würden aber eben so wenig in Preußen, als in den anderen constituirten deutschen Staaten, der Stärke und Schlagfertigkeit der Executivgewalt Eintrag thun, vielmehr derselben einen Nachdruck verleihen, den sie ohne dieselben gegenwärtig wohl schwerlich besitzen dürfte. Die wahrhafte Stärke eines Staates beruht nicht mehr auf abstracter, mechanischer, auf militärisch-büreaukratischer Concentration der Executivgewalt, sondern auf einer durch Organisirung des freien Kreislaufes aller Lebenselemente bewirkten Einigung und Innigung des Gemeinwesens. Eine solche Einigung heischt allerdings ein persönliches Oberhaupt, und glücklich der Staat, dessen Fürsten durch eine Reihe so glorreicher Ahnen, wie die Familie der Hohenzollern sie darbietet, sich zu glorreicher Nachfolge so heilig verpflichtet finden; aber die Innigung des Gemeinwesens heischt jetzt mehr als jemals ein selbstbewußtes, selbstthätiges Zusammenwirken der Staatsbürger, eine wechselseitige Durchdringung der provinziellen Besonderheiten, so wie eine Gemeinsamung der Mitglieder der verschiedenen Confessionen auf dem Gebiete des allgemeinen Rechtes, — welches Alles nur dadurch erzielt werden kann, daß sie sich gemeinsam und öffentlich berufen finden nicht bloß zur Vertheidigung des Vaterlandes in Zeiten der Noth, sondern auch zur Förderung und Fortbildung desselben in den Zeiten des Glückes und Friedens.

Wir hoffen hiermit zur Genüge dargethan zu haben, daß allerdings der herrschende Geist der Hohenzollernschen Dynastie bis auf die neueste Zeit als die Energie anzusehen ist, durch welche das Kurfürstenthum Brandenburg zum mächtigen Königreich Preußen erwachsen; daß aber eben wohl dieses Resultat nur dadurch erzielt worden, daß jene Herrscherfamilie durchgängig den rationellen Principien gehuldigt, welche ihr von dem fortschreitenden Geiste der Zeiten dargeboten worden. Diese Principien ins Selbstbewußtsein zu erheben, sie in ihrem wesentlichen Zusammenhange zu erkennen, und die als vernünftig erkannten als Idee des Organismus des Staates zu realisiren, — dies ist — wie immer allgemeiner zugestanden wird*) — bereits seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts eine der höchsten Aufgaben für die gebildeten Völker Europas geworden. Der Staat soll die objectivirte Rechtsidee, er soll die constituirte, dem individuellen Belieben entnommene Freiheit sein. Ist nun, — was nur von Unwissenden oder Unredlichen geläugnet werden kann, — ist es bis jetzt vorzugsweise Hegel gelungen, die Idee des Staates, als eines Organismus der Freiheit, zur Erkenntniß zu bringen, — so weit er in dieser Uebergangszeit verwirklicht werden kann —: so hat der Monarch, der ihn auf die Central-Universität seines Reiches berufen und seine Werke an sämmtliche Gymnasien desselben vertheilen lassen, hierdurch wie der Forderung des Zeitgeistes, so auch dem wahrhaften „Lebens- und Entwicklungsprincip des preußischen Staates" entsprochen. Daß aber Hr. Schubarth auf eine nicht zu entschuldigende Weise einzelne Behauptungen Hegel's theils entstellt, theils mißdeutet, um die ganze Staatslehre desselben als unpreußisch denunciren zu können, ist zur Genüge sowohl von Hrn. Elsner, als von Hrn. Ogienski nachgewiesen worden.

Was jetzt für alle Staaten der gebildeten Welt gefordert wird, ist vor Allem die Sicherstellung des Rechtes, der Freiheit, der selbstthätigen Kraftentwicklung Aller gegen die Zufälligkeit jeder Art. Was insbesondere ein dringendes Bedürfniß für das preußische Reich, das ist die innigste, politische Einigung seiner verschiedenartigen Bestandtheile unter einander und sein innigstes Eingehen in das Vorwärtsstreben der wiedergeborenen deutschen Nationalität. Um dieser Forderung zu genügen, ist es vor Allem unumgänglich nothwendig, daß das preußische Staatsgebäude mittelst einer constituirten, allgemei-

*) Sogar die alte katholische Gazette de France meint (12. Jan. 1841): Aujourd'hui les grands combats religieux de notre époque se livrent dans la sphère politique... Tout est concentré dans le combat politique: là sont les dévouémens, les grands sacrifices; là sont les héros, les martyrs, les apôtres et les prophètes...

Digitized by Google

nen „Repräsentation des Volkes" sich zu einem politischen Organismus vollende. Hierdurch würde der Staat für die Zukunft gesichert gegen den zufälligen Wechsel der Regierungssysteme, welcher bisher mehrfach, wenn auch nur ausnahmsweise, so doch bemerklich genug, seiner Entwicklung hinderlich gewesen. Anderseits kann, wie schon der Staatskanzler von Hardenberg (am 25. Febr. 1811) anerkannte, nur allein durch eine solche Repräsentation „ein Geist, ein Nationalinteresse an die Stelle, ihrer Natur nach, immer einseitiger Provinzialansichten treten"*). Endlich würde erst durch solche Vollendung der Staatsverfassung Preußen in der deutschen Nation jene Stellung und Bedeutung wiedergewinnen, welche es zur Zeit des Befreiungskrieges und durch denselben sich errungen hatte. Wie damals sein Adler den höchsten Schwung genommen, so daß er von vielen als ein verjüngter deutscher Reichsadler begrüßt wurde, so würde er auch jetzt wieder zum Schildträger „für die Sicherheit und die Rechte" der deutschen Nation, die gegenwärtig mehr von Innen, als von Außen nicht bloß bedroht, sondern theilweise wirklich verletzt sind. Während es jetzt noch befangen ist durch den Widerspruch, in welchem seine der Zeit voraneilende geistige Bildung, seine Volksbewaffnung und so manche andere — wie Hansemann sie bezeichnet — „demokratische Elemente" mit Tendenzen stehen, welche den Osten Europas in Spannung erhalten gegen die constitutionellen Staaten im Westen, — während Preußen durch diesen inneren Zwiespalt nur den dritten Rang einnimmt in der Reihe jener östlichen Reiche, und nur den zweiten unter den deutschen Staaten, würde es durch Aufhebung dieser Selbstentzweiung und Verwirklichung der oft wiederholten königlichen Verheißungen alsbald sich an die Spitze Deutschlands gestellt und eben damit über die östlichen Mächte hinaus gehoben finden.

Daß aber, was wir oben als Forderung des Zeitgeistes und als höchstes Bedürfniß für Preußen angedeutet haben, nicht bloß ein Postulat des staatsrechtlichen Rationalismus, sondern auch ein pium desiderium der — gegenwärtig — namhaftesten „Philosophie des Rechts nach geschichtlicher Ansicht," und zwar ihrer angeblich „christlichen Rechts- und Staatslehre" ist, dies dürfte hier um so mehr zur schließlichen Zurechtweisung des Hrn. Schubarth darzulegen sein, als der Verf. dieser Staatslehre, Hr. Doctor Friedrich Julius Stahl, nicht nur auf das Entschiedenste sowohl gegen die rationalistische Rechtslehre überhaupt, als gegen das Hegel'sche System insbesondere in die Schranken getreten, — sondern auch von der gegenwärtigen Regierung Preußens auf die erste Universität des Staates berufen worden ist.

Die Vorwürfe, auf welche Hr. Schubarth seine Denunciation der Hegel'schen Staatslehre gegründet, reduciren sich im Wesentlichen darauf: 1) daß nach Hegel man bei dem vernünftig constituirten Staat nichts als die Nothwendigkeit der Idee vor sich haben müsse, 2) daß Hegel das Staatsleben nicht von der zufälligen Besonderheit des Charakters des Monarchen abhängig sehen will, 3) daß nach Hegel ein Staat, in welchem diese Particularität allein auftrete, noch kein völlig ausgebildeter sei, was Hr. Schubarth als einen Aufruf zur Empörung gegen die preußische Regierung qualificirt. Nun lehrt aber Hr. Stahl in der 2. Abtheilung des 2. Bandes seiner Philosophie des Rechts, welche 1837 erschienen, u. a. Folgendes:

1) „Der Staat umfaßt die ganze menschliche Bestimmung, und als nothwendige Anstalt. Er soll einer Lenkung dienen, die über den Menschen ist... Er ist durch und durch eine öffentliche Sache. In ihm muß alles Persönliche, Private, bloß Menschliche sich unterordnen, und das Anstaltliche, das eigentlich Organische hervortreten, durch welches der Staat zum Werkzeuge Gottes wird... Der Zusammenhang und die Bedeutung aller Einrichtung und Regierung muß in der Anstalt des Staates liegen, nicht in der Beziehung auf die Unterthanen, nicht in dem persönlichen Verhältniß zum Regenten... Es sollen, wo möglich, Persönlichkeiten Träger des öffentlichen Berufes sein; — allein welche Rechte ihnen zustehen, Inhalt und Maß und Grenze und Art des Gebrauches und der Verfügbarkeit, dies Alles richtet sich doch nach dem Berufe, den die Anstalt mit sich bringt, nicht nach der persönlichen Berechtigung. Gott hat die Menschheit nicht einzelnen Menschen übergeben zur Herrschaft, bloß auf die jenseitige Verantwortung, sondern er hat eine Ordnung und Anstalt über sie gesetzt, und in dieser die einzelnen Menschen als Häupter" (S. 19).

„Die Verfassung ist nicht ein bloß gegenseitiges Verhältniß unter den Menschen, den Herrschenden und Gehorchenden, sondern das Verhältniß einer Anstalt über ihnen, der Zusammenhang dieser Anstalt in ihr selbst, von dem erst folgeweise auch das Rechtsverhältniß zwischen Regenten und Unterthanen sich ergiebt" (S. 35).

„In der also ausgebildeten Monarchie erscheint der König nicht als ein Herrscher über dem Staate, — sondern als ein Herrscher im Staate... Durch den Staat hat er die Macht, nur in der Schranke des Staates kann er sie gebrauchen. Der Staat ist aber nicht ein Abstractum, sondern die gegliederte Anstalt Gottes. Es ist der Bau des Leibes, in den der König gefügt ist gleich den andern Gliedern, aus dem er nicht heraustreten, den er nicht auflösen

*) Die Gesetze wegen Anordnung der Provinzialstände, herausgegeben von Rumpf, S. 2.

Digitized by Google

kann" (91 flg.). — „Die Standschaft (d. h. die Volksvertretung) hat ihre Macht vom Könige — durch seine Berufung, wenn diese gleich in der Nothwendigkeit des Staates liegt, nicht in seiner persönlichen Willkür" (S. 145 flg.). So viel über den ersten Punkt.

2) „Es (?) ist unvollkommen, wenn in dem wohlverfaßten Staate der Sinn der Regierung nicht der rechte ist, es ist aber auch unvollkommen, wenn der auf's Beste regierte Staat nicht auch eine wohlausgebildete Verfassung hat. Und die Einrichtung hat allerdings das voraus, daß sie, wenn sie einmal vom wahren Geiste durchdrungen ist, als die unverwüstliche Grundlage der rechten Erfüllung dieselbe auch für die Zukunft verbürgt, während eine treffliche Regierung, die nicht auf Institutionen sich gründet, von Zufälligkeit abhängt... Die Vollkommenheit des Staates besteht (aber) darin, daß Gottes Ordnung gesichert sei" (S. 65 flg.).

„Der König — kann und darf in der Beschränktheit seiner menschlichen Persönlichkeit nicht unmittelbar herrschen; sondern es sind ihm die Aemter beigegeben, und er muß sich ihrer bedienen je nach ihrer Ordnung" (S. 69).

„Das Bedeutendste" muß „durch Recht und Sitte bestimmt" sein; „auf diese Weise wird — die Macht der Gott dienenden Anstalt die Vorherrschaft bekommen über das bloß menschliche Wollen und Ermessen des Königs... Es ist nicht bloß eine Versündigung gegen Gott, wenn man die Autoritäten heruntersetzt, sondern auch wenn man die Festigkeit der Ordnung, welche seine Welt gegen menschliche Willkür schützt, ablehnen will" (S. 111).

„Es ist (aber) ein Vorzug unserer Zeit, daß der öffentlichen Gesinnung solcher Einfluß wird, und der Staat nicht gänzlich der zufälligen Persönlichkeit der Obenstehenden überlassen ist" (S. 234).

3) „Der absoluten Monarchie fehlt die Ausbildung des Staatsorganismus, durch welche der König ein Glied in dem Staate wird, dem Beruf des Staates gebunden, von ihm und für ihn seine Macht und Ehre hat. Er (der absolute Monarch) ist über dem Staate, und die Herrschaft ist seiner Persönlichkeit mit allen ihren Zufälligkeiten übergeben. Daher ist die Gefahr der Unterdrückung, der Ungerechtigkeit, der Regierung nach selbstsüchtigen Zwecken, nach Laune und Willkür, die völlige Abhängigkeit des Staates von der Individualität des Königs u. s. w. Das Volk aber ist ohne das männliche Selbstgefühl und ohne die Erhebung, welche der gesicherte Rechtszustand, die Unabhängigkeit und vollends die Theilnahme an der Herrschaft (durch die Standschaft) ihm gewähren." Es kann zwar ein Staat — in welchem „nichts fehlt, als jene Garantie, welche in der Standschaft (der allgemeinen Volksvertretung) liegt — in der Wirklichkeit weit besser bestellt sein, als selbst ein solcher, der die ständische Verfassung in ihrer besten Gestalt besitzt. Dem Princip nach aber gehört doch auch letztere zur Vollendung... So wird (auch) Preußen — die Ausbildung einer wahren Volksvertretung im deutschen Sinne nicht für immer abwehren können" (S. 301 flg.). Denn — „die entsprechendste und förderlichste Form für das christliche Leben ist die zum gesetzlichen Zustande und zur Vertretung des Volkes ausgebildete Monarchie" (S. 309).

Es würden sich nun allerdings aus der sog. Philosophie des Rechts des Hrn. Stahl nicht wenige Stellen anführen lassen, aus welchen man zu einer, von der hier dargelegten Ansicht sehr abweichenden Staatslehre gelangen könnte. Jedenfalls sind aber die hier angeführten und viele andere ihnen analoge Zugeständnisse so unzweideutig, daß sie von der Regierung, welche Hrn. Stahl zum Staatsrechtslehrer berufen, nicht übersehen werden konnten, daher man sich wohl zur Annahme berechtigt findet, daß jene Regierung die Verbreitung dieser Grundsätze eben so wenig, wie früher die der Hegel'schen Staatslehre für unvereinbar hält mit dem höchsten Lebens- und Entwicklungsprincip des preußischen Staates. Möge immerhin Hr. Schubarth nun auch in der „christlichen Rechts- und Staatslehre" des Hrn. Stahl eine „Aufforderung zur Empörung und Rebellion" entdecken und sie denunciren; er wird sich damit nur einen neuen Anspruch auf unseren Dank erwerben, indem er dadurch abermals Veranlassung bieten wird zur Erörterung einer der wichtigsten Fragen und zur immer allgemeineren Anerkennung der wahrhaften Principien des preußischen Staates.

Ein Rheinpreuße.

In meinem Verlage ist im Monat März 1841 erschienen:

Rechenschafts-Berichte

über die

Verwaltung Schwedens.

Von der Regierung vorgelegt auf den Reichstagen von 1809 bis 1840.

Aus dem Schwedischen.

gr. 8. 1841. Broschirt. 1¾ Thlr.

Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Digitized by Google

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

27. März. № 74. 1841.

Beiträge zur neueren Geschichte aus dem britischen und französischen Reichsarchive, von Friedrich Raumer. Dritter Band. gr. 8. Leipzig. Verlag von Brockhaus.

Es ist in neueren Zeiten, für Deutschland besonders von Berlin aus, man kann wohl sagen, Mode geworden, nach ungedruckten handschriftlichen Quellen für die Geschichte überall herum zu suchen und in Veröffentlichung derselben durch den Druck die deutsche Litteratur zu bereichern. Ranke und Raumer, Friedrich Förster, Preuß und Orlich gehören zu den Namhaftesten unter denen, die sich bemüht haben, auf diesem Wege sich Verdienste um die Wissenschaften zu erwerben. Von so großer Wichtigkeit halte auch ich ein gelehrtes Bestreben dieser Art, daß ich nur meine innigste, durch ganz besondere Erfahrungen gestärkte Ueberzeugung ausspreche, wenn ich zu behaupten wage, daß es ohne neuere, aus vorhandenen, aber bis jetzt noch nicht veröffentlichten Geschichtsquellen geschöpfte Aufklärungen völlig unmöglich sei, eine befriedigende, den Bedürfnissen und gerechten Forderungen entsprechende wahrhafte Darstellung von der Geschichte des letzten Jahrtausends etwa zu geben. In Rücksicht auf die Geschichte der Zeit, die außerhalb der so im Allgemeinen und durch eine runde Zahl bestimmten Grenze liegt, bieten sich freilich auch nicht zu allgemeinerer Benutzung reichere Hilfsquellen dar, aber es stellt sich die gelehrte Behandlung des für diese Zeit vorhandenen Stoffes aus mehreren Gründen ganz und gar anders. Theils ist dieser Stoff für jede einzelne Epoche weit geringer und eben deshalb auch weit übersichtlicher, theils ist der dahin gehörige, auf die Geschichte des im engeren Sinne sogenannten Alterthums sich beziehende, in völlig fragmentarischer Weise auf uns gekommene Stoff in materiellem Betracht schon ziemlich zur Genüge durchforscht, und es sind in Rücksicht darauf wenige bedeutende neue Aufklärungen mehr zu erwarten. In Beziehung auf gelehrte Behandlung von Gegenständen, die in diese Kreise fallen, ist es, weil deren Grenzen in Hinsicht auf das Material schon genauer bestimmt sind, der Kritik gestattet, sich freier zu bewegen. Was aber zur näheren Kenntniß der Geschichte der späteren Jahrhunderte gehört, davon liegt bei Weitem der größte Theil noch unbekannt in den Archiven verschlossen, so daß es der Kritik bis jetzt immer noch völlig unmöglich ist, in Beziehung darauf selbst auch nur ein annäherndes Maß sich zu bilden für den Zweck, ein halbwege genaues Urtheil zu gewinnen über die Fülle des Stoffes, der in Zukunft dereinst der gelehrten Forschung vorliegen dürfte.

Weil eben die Kenntniß des ganzen Reichthums des vorhandenen Materials zur Geschichte der späteren Jahrhunderte immer noch so sehr beschränkt ist, wird noch auf lange Zeiten hin ein in gelehrter Betriebsamkeit bewerkstelligtes Herbeischaffen, Sammeln und Veröffentlichen solchen Materials vonnöthen sein, ehe mit aller Sicherheit zur freien wissenschaftlichen Bearbeitung des Stoffes in geistiger Durchdringung desselben nach allen einzelnen Richtungen hin geschritten werden könnte. Die allgemeineren Richtungen in den Entwicklungen des geistigen Lebens der Menschheit werden zwar allerdings jetzt schon nach dem gegenwärtigen Standpunkte historischer Gelehrsamkeit zu erkennen sein, und es wäre traurig, wenn es nicht so wäre; aber über den einzelnen Kreisen der besonderen Verzweigungen in den Verwicklungen der historischen Kämpfe bleibt immer noch ein sehr großes Dunkel ruhen. Dies Dunkel ist auf keine andere Weise aufzuheben, als nur durch fleißige und gründliche monographische Untersuchungen, die um so verdienstlicher sein werden, je mehr sie aus bisher noch unbekannten handschriftlichen Berichten Aufklärungen geben. Nach dem Standpunkte, auf den heutiges Tages die Wissenschaft sich erhoben hat, darf wohl mit Grund behauptet werden, daß in Beziehung auf die Behandlung historischer Wissenschaften nur eigentlich zwei Weisen auf Berechtigung und Anerkennung wirklich Anspruch zu machen haben. Die eine Weise ist die, welche aus dem in der Litteratur schon vorliegenden Materiale schöpfend, in einer geistreichen und wirklich vernunftgemäßen Art die allgemeinen Ideen zum Bewußtsein bringt; die andere ist die, welche den Kreisen der Besonderheit gänzlich sich opfernd, in monographischen Untersuchungen das in der Litteratur vorhandene Material in bedeuten-

Digitized by Google

der Art zu bereichern bestrebt ist. Was an litterarischer Arbeit außerhalb der Bereiche solcher zwei Weisen der Geschichtsbehandlung liegt, fällt aus den Kreisen eigentlicher Wissenschaftlichkeit heraus, und verliert sich in Buchmacherei für den Zweck entweder der Unterhaltung der sogenannten gebildeten Welt, oder des Unterrichtes durch Handbücher zum Schulgebrauch oder durch Lehrbücher für das Volk.

Der einen Weise wissenschaftlicher Thätigkeit, in welcher es vorzugsweise darum zu thun ist, die allgemeinen Ideen zum Bewußtsein zu bringen, wird in der Regel der in der Litteratur schon vorhandene, durch gedruckte Bücher dargebotene Stoff genügen; für die monographische Behandlungsart der historischen Wissenschaften aber sind handschriftliche Quellen, inwiefern dieselben Berichte über bisher noch unbekannt gebliebene Verhältnisse oder Begebenheiten enthalten, von besonderer Bedeutung. Ob aber sonst Jemand nach gedruckten oder ungedruckten Quellen arbeitet, darauf kann an und für sich, wenn die Arbeit nur überhaupt tüchtig ist und ihren Zwecken entspricht, wenig ankommen. An denjenigen jedoch, der aus irgend welchem Grunde, sei es auch nur, weil es Mode geworden ist, Verdienst darin sucht, nach handschriftlichen Quellen zu arbeiten, sind bloß schon deshalb, weil er dies thut, mancherlei gerechte Ansprüche zu machen. Es kann bei Forschungen in dem Gebiete handschriftlicher Nachrichten die Absicht vorherrschen, eben nur reines Material zu Tage zu fördern, und auch was zur Erreichung eines solchen Zweckes dient, ist sehr verdienstlich; dann aber ist vor Allem zu fordern, daß bei der Auswahl dessen, was dem Drucke übergeben wird, mit Besonnenheit und gesundem Urtheil verfahren werde. Es geschieht leider nur zu häufig, daß Dieser oder Jener seiner Eitelkeit dadurch zu fröhnen trachtet, daß er die Lesewelt mit einer Menge aus alten Handschriften geschöpften Quark auf eine unerträgliche Weise überschüttet.

Den Forschungen in der angegebenen Art kann aber auch die Absicht zu Grunde liegen, über ganz bestimmte historische Verhältnisse, deren Aufklärung von Wichtigkeit, aber nach den bekannt gewordenen Nachrichten noch nicht möglich geworden ist, ein helleres Licht zu verbreiten. In diesem Falle ist es Pflicht des Gelehrten, der sich mit derartigen Forschungen beschäftigt, die Gegenstände seiner Untersuchung durchaus so weit, wie es ihm das dargebotene Material möglich macht, erschöpfend zu behandeln. Wenn eben vorher Veranlassung sich darbot, über ein Zuviel Klage zu erheben, so bietet sich gerade hier Veranlassung dar, über ein häufig vorkommendes Zuwenig zu klagen. Es kommt nicht selten vor, daß mancher Gelehrte sich recht viel darauf zu Gute thut, daß es ihm möglich geworden sei, in diesem oder jenem Archive, oder in den Handschriften dieser oder jener Bibliothek ganz gemächlich und behaglich mehrere Stunden sich umzusehen, und manches Neue gefunden zu haben, was zur Aufklärung dieses oder jenes streitigen Punktes dienen dürfte. Nun steht freilich nicht zu läugnen, daß jede, auch selbst nur dürftige Gabe mit Dank anzunehmen ist, und daß auch an und für sich keinem Gelehrten deshalb Vorwürfe zu machen sind, weil er aus Mangel an Zeit ihm dargebotene Gelegenheiten nicht zur Genüge hat benutzen können, und darum in der Eile sich damit hat begnügen müssen, gleichsam im Raube nur fragmentarische Einzelnheiten davon zu tragen; aber es giebt Beispiele, daß Mancher bloß aus dem Grunde, weil er durch einen glücklichen Treffer auf irgend Etwas gestoßen ist, was der ganzen übrigen litterarischen Welt bisher noch unbekannt war, überhaupt weiser und gelehrter als irgend Einer, der zu jener gehört, sich dünkt, und eben deshalb in der Behandlung des ihm dargebotenen Materials leichtsinnig und flüchtig wird. Bei der unzweifelhaft feststehenden Thatsache, daß besonders in Beziehung auf die Geschichte der fünf bis sechs letzten Jahrhunderte die reichsten Quellen noch erst in den in Archiven bisher verschlossen gebliebenen handschriftlichen Urkunden zu eröffnen sind, kann sich ein Wahnsinn leicht erzeugen, in welchem behauptet würde, daß das größte Verdienst eines gelehrten Geschichtschreibers darin bestehe, rein nur aus Handschriften die Geschichte darzustellen, und Alles, was Andere schon gewußt und durch den Druck zu Allgemeingut gemacht hätten, unbeachtet zu lassen. Ueberlassen wir indeß einem Jeden, der einem Wahnsinne solcher Art sich zuneigen dürfte, seinen eigenen Irrthümern, und begnügen wir uns damit, ihn ernstlich zu ersuchen, wenigstens in der von ihm einmal gewählten Methode in der höchsten Consequenz vorzuschreiten, und den ihm dargebotenen Sammlungen handschriftlicher Nachrichten die ernste, gründliche und fleißige Aufmerksamkeit, die sie verdienen, in der That zu widmen, nicht aber bloß sich damit zu begnügen, die einzelnen Hefte durch die Hände gehen zu lassen, um etwa jedes funfzigste sich für den Zweck der Aufzeichnung einiger Sätze näher anzusehen.

In ein solch tadelnswerthes Verfahren zu verfallen, dazu wird sich in Paris, bei dem daselbst in den verschiedenen Bibliotheken und Archiven aufgehäuften erstaunlichen Reichthum an Handschriften aller Art, am leichtesten Gelegenheit zu Verführung darbieten, und in der That sind mir auch wirklich hier die meisten Spuren eines Irregehens solcher Art begegnet. Hier ist mir Gelegenheit geworden, es zu beobachten, wie man die reichsten Sammlungen der allerwichtigsten Urkunden am leichtesten und in der kürzesten Zeit für wissenschaftliche Zwecke auszubeuten im Stande zu sein glaubt. Hier auch habe ich zuerst davon reden gehört, daß es einem Geschichtschreiber zum Ruhme gereiche, wenn er bei Ausarbeitung seiner Werke sich nur an handschriftliche Berichte halte. Bisher hatte ich geglaubt, und glaube es eigentlich auch noch, daß, um ein Arbeiten aus Handschrif-

Digitized by Google

ten wahrhaft fruchtbringend zu machen, nicht nur eine vollkommene Kenntniß deſſen, was bisher für die Erforſchung der der Unterſuchung unterworfenen Gegenſtände geſchehen ſei, vonnöthen wäre, ſondern ſelbſt auch eine ſolche Arbeit gründlich gar nicht vollzogen werden könnte, ohne ſtetigen Rückblick auf das, was die Kritik der Vorgänger ſchon zu Tage gefördert hätte, und ohne ſelbſt von daher ein leitendes Maß für das eigene Arbeiten zu entnehmen. Bei der zur Mode gewordenen Sucht, aus Handſchriften zu arbeiten, ſcheinen jedoch andere Grundſätze ſich geltend machen zu wollen. Geſtehen indeß muß ich allerdings, daß ich noch keinen deutſchen Gelehrten gefunden habe, der, in Abſicht auf die hier vorliegende Frage, die Sache in der Art auf die äußerſte Spitze getrieben hätte, wie es mir von Seiten eines franzöſiſchen Gelehrten begegnet iſt. Dieſer, der durch ſeine ihm angewieſene glückliche Stellung vorzugsweiſe auf ein Arbeiten aus Handſchriften gewieſen iſt, und der, ungeachtet ihm in dieſer Rückſicht ein unerſchöpflicher Reichthum zu Gebote ſteht, doch noch das Wohlwollen der Deutſchen und Oeſtreicher anſpricht, dabei ſelbſt aber ſeinen eigenen Schatz wie Fafner bewacht, äußerte ganz naiv gegen mich, daß es zweierlei Arten der Geſchichtſchreibung gäbe: eine, die nur an Berichte, die in gedruckten Büchern enthalten wären, ſich anſchlöſſe, eine andere dagegen, bei welcher der Stoff aus Handſchriften entnommen würde.

(Fortſetzung folgt.)

Erinnerungen an B. F. Thibaut.

Die deutſche Wiſſenſchaft zählt zu ihren Pflegern und Vertretern ſo manches edle Brüderpaar, durch Geiſt und Geſinnung noch enger, als durch die Bande des Blutes verbunden und mit gleichem Streben und Erfolge — wenn auch auf verſchiedenen Bahnen — auf ihrem Gebiete wirkſam, daß man dieſe wohlthuende Erſcheinung nicht ohne Antheil verfolgen kann. Es ſei unter ihnen hier ausdrücklich der Brüder A. Fr. Juſtus und Bernhard Friedrich Thibaut gedacht, die Beide eine ſo lange Reihe von Jahren hindurch Zierden der Univerſitäten waren, denen ſie angehörten; Beide ausgezeichnet durch Geiſt, umfaſſendſte Bildung und vor Allem durch ein wahrhaft eminentes Lehrtalent, das ihnen im weiteſten Kreiſe bewundernde Anerkennung erworben hat. Je weniger gerade dieſe weſentlichſte Eigenſchaft des akademiſchen Lehrers ſtets mit jener litterariſchen Bedeutſamkeit verbunden iſt, die als Maßſtab des Urtheils zu gelten pflegt, um ſo mehr hat man ſich ihrer zu freuen, wo ſie ſich findet, um ſo dankbarer der Männer zu gedenken, in denen Wiſſen und Kunſt, Geiſt und Gelehrſamkeit uns nicht als Particularitäten, ſondern als die in ungetrennter Einheit verbundenen Momente einer genialen Perſönlichkeit entgegentraten. Wo aber eine ſolche einmal erweckend und anregend in das Geiſtesleben eingriff, da wird ſie auch unvergeßlich fortleben; und unter ſo Vielem, was wir ihr zu danken haben, dürfen wir es nicht als eine ihrer geringſten Gaben anſchlagen, daß ihr Bild, indem es in unzerſtörbarer Friſche uns nahe tritt, zugleich den Mittelpunkt eines Kreiſes von Erinnerungen bildet, in denen eine längſt entſchwundene, hoffnungsreiche Jugendzeit wieder vor uns auftaucht, um nach langer Friſt und mannigfachen Erlebniſſen die weit zerſtreuten Genoſſen geiſtig zu verjüngen und wieder zu vereinigen. Die Wirkſamkeit der Brüder Thibaut war aber unſtreitig von einem ſolchen weithingreifenden und wohlthätig nachwirkenden Einfluß, daß ſie vor Vielen noch lange eine derartige Gewalt über die Gemüther üben werden; und mag auch der größere Antheil daran dem berühmten Rechtslehrer zufallen, der die wichtigſten praktiſchen Intereſſen der ſocialen Verhältniſſe zu berühren hatte, ſo erſcheint doch der jüngere Bruder durch die bis dahin faſt unerhörte Theilnahme, die er dem akademiſchen Studium der Mathematik zu gewinnen wußte, auf ſeinem Standpunkte nicht minder bedeutſam und einflußreich. Gerade zu der Zeit, als dieſes Studium auch mich in ſeine Nähe führte, ſah ich den trefflichen Mann in der glänzendſten Periode ſeiner Wirkſamkeit, und hatte ſeines Unterrichts wie ſeiner wohlwollendſten Theilnahme mich zu erfreuen, als er noch mit der ganzen Friſche und Fülle ſeines Geiſtes thätig war. Jene perſönlichen Beziehungen aus damaliger Zeit ſind es denn auch, in denen ich die Aufforderung zu den gegenwärtigen Mittheilungen finde; zu Erinnerungen an eine Perſönlichkeit, deren Andenken uns die höchſte Virtuoſität eines akademiſchen Lehrers, der durch das lebendige Wort die Kraft des jugendlichen Geiſtes zu wiſſenſchaftlichem Forſchen wecken und entzünden ſoll, auf's Lebhafteſte zu vergegenwärtigen geeignet iſt.

Wer Göttingen ſeit beinahe zwanzig Jahren nicht geſehen und nun, nach ſo langer Zwiſchenzeit, wieder den Boden der Georgia Auguſta betritt, wird durch gar Mancherlei überraſcht, was ſeitdem anders geworden iſt. Schon bei der Einfahrt in das weender Thor imponirt ihm das ſtattlich emporgeſtiegene Gebäude, wo Dahlmann gewohnt; die Straßen zeigen neuerſtandene Häuſer neben den alten wohlbekannten, die aber größtentheils ein friſches, heiterfarbiges Gewand angezogen; auf dem Wilhelmsplatze findet er ſich nur mit Mühe in die alte Zeit zurück: das lange Haus des weiland Bürgermeiſters und daneben die alte Wage, wo man ehedem mit den Waarenballen auch Koffer und Kiſten mit „Studentengut" abladen ſah, haben dem neuen Univerſitätsgebäude, die Trümmer der Kirche gegenüber gar einem Theater Platz gemacht, und mitten zwiſchen den neuerſtandenen Gebäuden umher ſtreckt das Standbild des guten Königs Wilhelm ſeine Rechte hervor wie zu freundlichem

Digitized by Google

Gruße. An der entgegengesetzten Seite der Stadt überrascht nicht minder das schöne Gebäude der Anatomie, umringt von geschmackvollen Anlagen auf demselben Raume, der sonst — so weit man sich dessen erinnern kann — nur Gras oder Küchenkräuter trug. Als ich im Frühjahr 1819 in Göttingen einfuhr, hatte die Stadt ein viel minder elegantes Ansehen; aber es drängte sich in ihren Straßen, und so viele ihrer Notabilitäten, die seitdem der Tod dahingerafft, wirkten noch in voller Kraft oder doch wenigstens noch mit der vollen Autorität ihres gewonnenen Ruhmes. Die ersten friedlichen Jahre nach der allgemeinen Erschöpfung einer kriegerischen Anstrengung von seltenem Umfange führten der Georgia Augusta wißbegierige Jünger in solcher Menge zu, daß sie die Gäste kaum zu beherbergen wußte. Zu den Deutschen aus allen Theilen des Vaterlandes gesellten sich Engländer, Russen, Griechen, Nordamerikaner; sogar an Franzosen fehlte es nicht ganz. Männer und Jünglinge füllten die Hörsäle; ein großer Theil von ihnen hatte in thätiger Theilnahme am Werke der Waffen schon des Lebens Ernst und den Werth seiner Muße kennen gelernt, und betrieben nun mit um so größerer Hingebung die Studien, welche der Frieden vergönnte. — Mit so vielen Anderen, die damals Göttingen besuchten, war auch ich erst kürzlich aus Frankreich zurückgekehrt, ungeduldig — nach längst empfundenem Bedürfniß, begonnene Studien zu vollenden — endlich auf heimathlichem, der Wissenschaft geweihtem Boden zu wandeln. Mein erster Gang war zu Thibaut, dessen Name vor Allem mich hieher geführt. Mit der ihm eigenthümlichen Freundlichkeit und Anmuth empfing er mich; das leicht aufgenommene und lebhaft fortgeführte Gespräch verscheuchte bald meine anfängliche Befangenheit, und die schönen geistvollen blauen Augen — wenn sie auch zuweilen einen prüfenden Blick auf den Ankömmling zu werfen schienen — sahen doch so klar und mild zu mir herüber, daß ich schon bei diesem ersten Besuche mit Vertrauen und Zuneigung erfüllt von dem Manne schied, der diese Empfindungen so vollkommen rechtfertigen sollte. Einige Tage später saß ich mit gespannter Erwartung im gefüllten Auditorium — ich glaube, daß etwa 130 Studirende die Vorlesung der reinen Mathematik in jenem Semester besuchten — und hörte neben und hinter mir von des Meisters seltener Kunst der Rede. Da trat er plötzlich ein, mit rascher Bewegung und freundlich grüßendem Auge sich niedersetzend, und von den Lippen floß es ihm mit so wunderbarer Klarheit und Leichtigkeit, daß die Neulinge staunend horchten und Manchem das drohende Gespenst der dürren, abstracten Wissenschaft wie durch Zauber sich in eine lebensvolle, anmuthige Gestalt zu verwandeln schien. Die Sicherheit, womit der Redner seinen Gegenstand nicht nur durch den Gedanken, sondern auch durch die in vollendeter Kunstform ausgebildete Sprache beherrschte, ging auf die Zuhörer über. Die Versicherung, daß es nur der Aufmerksamkeit und eines gesunden Verstandes bedürfe, um mit Leichtigkeit in die Entwicklung der Wissenschaft einzugehen, daß die Vorbereitung durch den herkömmlichen elementaren Unterricht zu diesem Zweck eher hinderlich als förderlich sei, verbunden mit der durchsichtigen Klarheit, womit sogleich die mathematischen Grundbegriffe erörtert wurden, ermuthigte schon in der ersten Stunde einen Jeden zu dem wohlthätigen Glauben an seine eigene Kraft, wie an die Würdigkeit des Gegenstandes. Gleich den Andern, die Thibaut zum ersten Male gehört, verließ auch ich berauscht von dem Eindruck dieses Wohllauts, dieser Kunst und Klarheit der Rede, das Auditorium. Aber daß Euklides und Legendre mir ganz ohne Nutzen sein, ja bei des Lehrers Entwicklung mir nur im Wege stehen sollten, dazu konnte ich mich doch nicht überreden lassen. Auch war das wohl nicht allen Ernstes zu verstehen, wie ich später begriff; die wohlgemeinten Worte galten vorzugsweise jener bedeutenden Anzahl von Theologen und Juristen unter seinen Zuhörern, die damals häufig ohne alle mathematische Vorbildung zur Universität kamen und nun erst hier die Abstraction an einem Gegenstande üben lernen sollten, der dazu allerdings vor andern geeignet, aber zu solchem Zweck vielmehr in die Schulen zu verweisen ist, wo er denn auch gegenwärtig fast überall (wenn auch oft mit noch geringem Erfolge) seine Stelle gefunden hat. Thibaut, der die schwierige Aufgabe zu lösen hatte, das, was die Gymnasien des Landes zu jener Zeit noch großentheils zu versäumen pflegten, im Laufe eines Semesters nachzuholen, ohne dabei dem Standpunkte der wissenschaftlichen Behandlung sein Recht zu vergeben, leistete in seinen Vorlesungen über die reine Mathematik wahrhaft Bewunderungswürdiges. Indem er in scharf ausgesprochener Opposition gegen die Zerstückelungsweise und scheinbare Willkür des Euklides und seiner Anhänger das Princip der Continuität hervorhob und den Grundbegriff der höheren Geometrie auch für die elementare in Anspruch nahm, in der gleichzeitigen Veränderlichkeit der Bestandtheile einer Figur deren gesetzlichen Zusammenhang nachweisend und dergestalt die sonst erstarrten Lehrsätze als Momente einer solchen flüssigen Vorstellung auffassend, wußte er den Kundigen nicht minder, wie den Anfänger, an den Gegenstand zu fesseln, der in dieser Behandlung Jedem neu und anziehend erschien. Hier waltete Thibaut mit vollstem Behagen in seinem Eigenthum, und man wird es begreiflich finden, wenn er vor Allem auf diese Vorlesungen einen Werth legte, wozu nicht allein ihre wissenschaftliche Bedeutung, sondern auch die damaligen Verhältnisse ihn vollkommen berechtigten, da er in ihnen mit so seltener Kunst zwei ganz verschiedenartige Aufgaben zugleich zu lösen hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Digitized by Google

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

29. März. № 75. 1841.

Fr. Raumer „Beiträge zur neueren Geschichte aus dem britischen und französischen Reichsarchive."

(Fortsetzung.)

Aus den Erfahrungen der letzten Jahrzehnte, sowohl nach dem, was in Paris (vgl. Schlosser in den Heidelberger Jahrbüchern 1835, S. 1026 ff.; 1836, S. 744 ff.), als nach dem, was in Berlin (vgl. die Werke von Fr. Förster, Preuß, Orlich) in Rücksicht auf den hier behandelten Gegenstand geschehen ist, erhellt es deutlich und klar, wie sehr es Noth thue, daß man vor Allem endlich einmal, ehe man zur Arbeit selbst schreite, sich bestrebe, zum klaren Bewußtsein über die Methode zu gelangen, nach welcher man bei gelehrter Benutzung handschriftlicher Nachrichten zu verfahren habe. Es können hier, wie oben schon angedeutet ist, nur zwei Wege vorliegen: entweder giebt man Urkunden in deren ursprünglicher Gestalt, oder man verknüpft mit der Bekanntmachung handschriftlicher Nachrichten auch eigene Forschungen. In beiden Fällen muß man nur das, was auf irgend eine Weise zur Förderung der Wissenschaft dienen mag, beibringen, allen unnützen Quark aber zur Seite schieben, und im letzteren Falle sich enge Grenzen setzen, nicht gleich ganze Menschenalter in kürzester Zeit behandeln wollen, sondern vielmehr auf bestimmte Gegenstände, auf bestimmte Verhältnisse sich beschränken, und dieselben in Forschungen, welche die Einzelheiten berühren und durchdringen, so erschöpfend wie nur irgend möglich behandeln. Dabei versteht es sich von selbst, daß man, wenn es auch nur deshalb wäre, um den Vorwurf der Unwissenheit von sich fern zu halten, stetige Rücksicht nehme auf das, was in der durch die gedruckten Bücher repräsentirten Litteratur über den behandelten Gegenstand schon vorhanden zu Tage liegt.

Betrachten wir nach diesen Gesichtspunkten das vorliegende Werk des Hrn. von Raumer, so werden wir gestehen müssen, daß es den Anforderungen, die wir daran zu machen uns für berechtigt halten dürften, nicht genüge. Es erhellt aber auch, sowohl aus dem ganzen Werke, als aus einzelnen in demselben vorkommenden Aeußerungen, daß der Hr. Verf. durchaus nicht mit sich selbst einig und klar darüber gewesen ist, was er denn eigentlich mit demselben habe bezwecken wollen. In der Vorrede S. XIV heißt es: — „Ueber die Behandlungsweise des von mir neugewonnenen Stoffes waren die Meinungen verschieden. Einige behaupteten: ich hätte denselben weder früher, noch jetzt in so mangelhafter Form mittheilen, sondern ihn sogleich für ein eigentlich geschichtliches, fortlaufend erzählendes Werk benutzen und verarbeiten sollen. Ich habe mich diesem Vorschlage (obgleich er meiner Eitelkeit zu schmeicheln schien) keineswegs fügen können. Wenn Jemand, der da geschichtliche Quellen des Alterthums entdeckte, anstatt diese herauszugeben, der Welt ein darauf ruhendes, selbstverfertigtes Buch vorlegte: würde man ihn nicht tadeln und fordern, er solle vor Allem die Urquellen zu Tage fördern? Erst nachher möge er (gleichwie jeder Andere) sie in dieser oder jener Gestalt, zu diesem oder jenem Zwecke verarbeiten. Warum sollte nun für die neuere Geschichte ein anderer Weg eingeschlagen werden, sobald das Aufgefundene irgend eine eigenthümliche Farbe trägt und, nach gehöriger Auswahl, nicht völlig formlos und deshalb ganz unlesbar ist." —

Hiernach, dächte ich, sollte man in dem Werke nur urkundenmäßige Auszüge aus archivalischen Quellen, entweder in der Ursprache oder in getreuer deutscher Uebersetzung zu erwarten haben. Aber schon durch das, was in der Vorrede gleich auf jene Worte folgt, wird man aus seinem Irrthume gerissen. Es heißt nämlich weiter: — „Die Zuversicht, mit welcher ich über den Werth meiner geschichtlichen Ausbeute spreche, schwindet, sobald ich mich zu den von mir beigefügten Bemerkungen, Betrachtungen, Randglossen und Zusätzen wende. Die lesende Welt ist aber seit Jahrhunderten daran gewöhnt, daß die Noten schlechter und unbedeutender sind als die herausgegebenen Texte; sie ist gewöhnt, jene (sobald sie nicht ansprechen) zu überspringen, oder als nicht daseiend zu behandeln." —

Diese Worte zeigen darauf hin, daß man den urkundenmäßigen Auszügen allerlei Bemerkungen, Betrachtungen Randglossen und Zusätze hinzugefügt finden werde, die jedoch in einem ganz äußerlichen Verhältnisse zu dem wesent-

Digitized by Google

lichen Inhalte des Werkes ständen, und die man ohne allen Schaden überschlagen könne. Es zerfällt also das Werk in zwei, ohne allen inneren Zusammenhang zu einander stehende Theile: in einen wesentlichen, aus archivalischen Quellen geschöpften Inhalt, und in einen zufälligen, aus Reflexionen des Verf. entsprungenen. Beide Theile aber findet man bei dem Aufschlagen des Buches in der Darstellung dergestalt in einander verflochten und verwebt, daß man, selbst bei der wohlgemeintesten Absicht, den einen Theil, den des zufälligen Inhalts nämlich, zu überspringen, deshalb davon abzustehen genöthigt wird, weil, wenn man es versuchen wollte, eine zu anstrengende oder wenigstens zeitraubende kritische Arbeit damit verknüpft werden müßte.

S. 49 erfährt man, daß der Hr. Verf. ein allgemeines Gemälde Europas zu geben bezwecke, und daß dieser Zweck auch wirklich vorgelegen habe, scheint bestätigt zu werden durch den zweiten Titel, der an den brochirten Bänden hintennach folgt, und also lautet: — „Europa vom Ende des siebenjährigen bis zum Ende des amerikanischen Krieges (1763—1783). Nach den Quellen im britischen und französischen Reichsarchive." — Jener Aeußerung und diesem Titel zufolge müßte man annehmen, daß es die Absicht gewesen sei, nach den Quellen im britischen und französischen Reichsarchiv eine selbständig verarbeitete Darstellung der Geschichte von Europa während des angegebenen Zeitraumes zu geben, und da in der Vorrede in Beziehung auf das Werk von der Pflicht geredet wird, vor Allem die Urquellen zu Tage zu fördern, so würde sich am Ende Einem die Meinung aufdrängen müssen, es habe bei Ausarbeitung des Werks die eigentliche Absicht zu Grunde gelegen, in Verknüpfung von Auszügen aus archivalischen Nachrichten eine mosaikartige Darstellung von der Geschichte Europas während der angegebenen Zeit herzustellen. Nur durch diese Annahme dürfte Manches sich auflösen lassen, was hier mit einander im Widerspruch zu stehen scheint. Man wird aber auch darin wieder irre, wenn man theils das erwägt, was der Verf. über seine hinzugefügten eigenen Bemerkungen, Betrachtungen, Randglossen und Zusätze sagt, theils bei dem Durchlesen des Werks auf die in der Darstellung herrschende Form achtet. Von einer mosaikartigen Darstellung kann bei einer so häufig durch Reflexionen unterbrochenen und so reichlich damit durchspickten Zusammenstellung von archivalischen Berichten gar die Rede nicht sein.

Welcher Plan kann denn bei der Ausarbeitung des vorliegenden Werkes zu Grunde gelegen haben? — Durch das, was der Verf. darüber angiebt, erfährt man es nicht; vielmehr kann man das, was er darüber mittheilt, nur als dunkle, in sich widersprechende Andeutungen auffassen, und ist eben deshalb zu der Behauptung berechtigt, daß ihm sein eigener Plan nicht klar gewesen sei. Sollte es sich indeß bei einem tieferen Eingehen auf Inhalt und Form des Werks finden, daß Spuren einer gewissen Planmäßigkeit nicht gänzlich vermißt würden, so stände zu behaupten, daß mit einer gewissen Nothwendigkeit bei der Ausarbeitung des Werks die innere geistige Natur des Hrn. Verf. unbewußt eingewirkt habe.

Hat man das erste Bändchen durchgelesen, so muß man sich ohne Zweifel für versichert halten, daß die eigentliche Hauptabsicht des Herrn von Raumer die gewesen sei, sich vermittelst der Bekanntmachung von Auszügen aus archivalischen Nachrichten eine Gelegenheit zu verschaffen, allerlei Ansichten über Staatswirthschaft, Staatswissenschaften und Staatskunst auf eine leichte und nicht eben erschöpfende Weise dem gebildeten Publicum vorzulegen. So finden wir im ersten Hauptstück an einige Berichte über Pombal's Verwaltung allgemeine Betrachtungen sowohl über Handelsgesetzgebung, als auch über das Verhältniß der Geistlichkeit zum Adel angeknüpft. Der historische Inhalt des über Spanien handelnden zweiten Hauptstückes bietet dem Verf. Veranlassung dar, uns seine Ansichten über Aufstände, Kirche und Staat, Jesuiten, über Polizei und Prinzenerziehung mitzutheilen. Im dritten Hauptstück wird aus Veranlassung der dänischen Geschichte Allerlei beigebracht über Beamtenwesen, Verantwortlichkeit der Minister, Staatsschulden, bäuerliche Verhältnisse, Eigenthum und Armuth; die Prinzenerziehung wird als Gegenstand der Betrachtung von Neuem wieder aufgenommen, und darauf folgt eine Diatribe gegen Volksschmeichler und Fürstenschmeichler; im Vorbeigehen wird auch geredet von Staatsklugheit und Regierungskunst, und von Persönlichkeit der Könige. So werden im ferneren Fortgange der Mittheilungen aus dem britischen und, der Angabe nach, auch aus dem französischen Reichsarchive, die Berichte stets dazu benutzt, allgemeine staatswirthschaftliche oder moralisch-politische Betrachtungen daran anzuknüpfen. Bemerkungen über Stände, Aufwandgesetze, Preßfreiheit, Betrachtungen über die Begriffe von Gewalt, Macht und Recht folgen sich, durch Auszüge aus gesandtschaftlichen Berichten verbunden, bunt durch einander. Berichte über Polen geben gegen das Ende des sechsten Hauptstücks Veranlassung zu Betrachtungen über das schon so viel besprochene liberum veto, über neuere Politik und über Wahl- oder Erbkönigreiche. Im achten Hauptstück werden einige Ansichten über Diplomatie und Gesandtschaftswesen mitgetheilt.

Im Allgemeinen zeigt zwar auch der Inhalt des zweiten Bändchens einen ähnlichen Charakter wie der des ersten. Merklich jedoch treten in demselben in gewissen Beziehungen die historischen Momente gegen die betrachtenden hervor. Man könnte hiernach glauben, daß der Hr. Verf. aus seinem Charakter, wie sich derselbe an dem Inhalte des ersten Bändchens ausspricht, herausgefallen wäre; geht man jedoch näher auf den Gegenstand ein, so entdeckt man bald,

Digitized by Google

daß sich derselbe recht eigentlich bewährt hat. Denn die historischen Momente, die im zweiten Bändchen besonders hervorgehoben werden, sind die, welche sich auf die Geschichte von Polen beziehen. Nun ist es zwar allerdings wahr, daß der Gegenstand selbst auf eine ganz besondere Beachtung der polnischen Verhältnisse führen mußte, da für die Zeit, die hier behandelt wird, diese Verhältnisse einen Hauptmittelpunkt der europäischen Geschichte bildeten. Damit aber wäre noch nicht die Nothwendigkeit gesetzt, daß bei der Behandlung dieses Gegenstandes von Seiten des Herrn von Raumer das reflectirende Moment seines Geistes absorbirt würde. Zur Erklärung dessen, daß dies hat geschehen können, dafür muß ein anderer subjectiver Grund aufgesucht werden. Derselbe ist aber auch sehr leicht aufzufinden. Bekanntlich war Herr von Raumer, noch seit seinem Aufenthalt in Breslau, in Beziehung auf seine Beurtheilung der polnischen Verhältnisse aus seiner sonst in Beurtheilung geschichtlicher Verhältnisse so streng festgehaltenen Neutralität heraus und in Parteilichkeit gefallen. Bei der nüchternen Besonnenheit seines Geistes mußte ihm bald, nachdem er in Veranlassung dieser Verirrungen in Conflicte gerathen war, das Bewußtsein entstehen, daß er doch, einer Seite sich zuwendend, zu weit gegangen sei. So ergab es sich denn von selbst, daß in dem Bestreben einzulenken und die richtige Mitte wieder zu finden, die Reflexion nur vorzugsweise in diese Richtung, bei Behandlung der polnischen Verhältnisse, hineingezogen, die auf allgemeinere, von besonderen historischen Verhältnissen abstrahirende Betrachtungen gerichtete Reflexion aber zurückgedrängt werden mußte.

Im dritten Bändchen finden wir den Geist des Herrn Verf. sich wieder ergehen in allgemeinen Betrachtungen über das Wesen der Zünfte, über historische und philosophische Staatskunst, über allgemeine Grundsätze des Seerechts in Absicht auf Ansprüche auf die Beherrschung des Meeres. Außerdem enthält dasselbe allerlei Beiträge zur Geschichte der letzteren Jahre des überhaupt behandelten Zeitraums. Sollte etwas Charakteristisches in diesem letzten Bändchen hervorgehoben werden, so würde es darin zu suchen sein, daß in demselben Lieblingsgegenstände des Verf., Hofgeschichten nämlich, besonders aus Versailles und Petersburg, aus den Zeiten Ludwig's XV. und XVI. und Catharina's II. vorzugsweise behandelt werden. Hierüber wird (Bd. III. S. 58) sehr richtig Folgendes bemerkt: — „Manche Hofgeschichten unter Catharina II. und Ludwig XV. zeigen eine große Aehnlichkeit und scheinen, für sich betrachtet, dieselben Zustände zu bezeichnen. Weil aber die Massen in Rußland nichts entschieden, während sich im französischen Volke eine große durchgreifende Bewegung der Gedanken und Gefühle vorbereitete und bereits offenbarte, so verschwindet bald jene scheinbare Aehnlichkeit, und eine ungemein große Verschiedenheit tritt mit jedem Tage deutlicher hervor." — Im zweiten Bande, S. 358, war schon aus Veranlassung von Berichten über die Streitigkeiten zwischen dem Könige und den Parlementen, und über die damit zusammenhängenden Parteiumtriebe der Freunde des Herzogs von Aiguillon gegen den Herzog von Choiseul Folgendes geäußert worden: — „Allerdings waren bei diesen Streitigkeiten persönliche Gründe, ja schlechte persönliche Gründe im Spiele, und ein Wechsel der Minister schien der wesentlichste und letzte Zweck zu sein. Dies schien jedoch nur so. Der Wechsel der Personen, welcher sich auf der Oberfläche geltend machte, stand in Wahrheit schon damals mit tiefer liegenden Verhältnissen und Gegensätzen über Herrschaft und Gehorsam, Macht der Krone, der Parlemente, Prinzen und Stände in wesentlicher Verbindung. Leider faßte man diese Fragen meist in einer inhaltslosen Allgemeinheit, und nicht mit strenger Rücksicht auf die besonderen Umstände auf, und gerieth dadurch nach beiden Seiten hin in das Unbestimmte und Willkürliche."

(Fortsetzung folgt.)

Erinnerungen an B. F. Thibaut.

(Fortsetzung.)

Die Gewalt, womit er seinen Stoff zu beherrschen und zu entfalten, der Scharfblick, womit er die Schwächen und Dunkelheiten der gewohnten Darstellungsarten aufzudecken verstand, traten mir indessen noch entschiedener entgegen, als er an den folgenden Tagen in seiner Vorlesung über den Differential- und Integralcalcul, dessen oberflächliche Bekanntschaft ich bisher nur aus französischen Lehrbüchern geschöpft, die Vorstellungsweisen beleuchtete, worauf die Erfinder jenes Calculs und ihre Nachfolger denselben zu begründen gesucht. Es gewährte mir eine große Befriedigung, alle die Bedenklichkeiten gegen das gleichzeitige Sein und Nichtsein der Incremente, die reale Bedeutung eines Verhältnisses von zwei Nullen, — kurz gegen alle jene Vorstellungen, die mir immer wie stille Vorwürfe gegen die ganze Lehre auf dem Herzen gelegen, hier mit einer Kritik an's Licht gezogen zu sehen, die ihnen wenig Schonung angedeihen ließ; und Carnot mit seinen Réflexions sur la métaphysique du calcul infinitésimal, die in einem Aufheben von Fehlern Rettung suchen, hörte auf, mich zu beunruhigen. Das Einzige, was mir lebhaften Anstoß erregte, war die geringe Anerkennung, womit sich Thibaut über Leibnitz im Gegensatz gegen Newton aussprach, dessen Begriff der Fluxionen allerdings seinem oben erwähnten Princip einer Flüssigmachung der geometrischen Vorstellungen so sehr entsprach, daß er ihm wohl den Vorzug vor dem Differential unsers großen Landsmannes geben mußte. — Aber noch vollständiger, als in der hier genannten, lernte ich Thibaut's

Digitized by Google

Lehrerverdienste in einer späteren Vorlesung — über die allgemeine Arithmetik — würdigen. Die Gründlichkeit, womit er hier die Grundlagen des höheren Calculs zu legen suchte; die musterhafte Geduld, die er diesen complicirten und ermüdenden Betrachtungen zuwandte, um das verwickelte Gewebe in alle seine Fäden auseinander zu legen; der feine und sichere Takt in der Auswahl dessen, was die Combinatorik zu dieser Absicht darbot: dies Alles mußte ihm die vollste Anerkennung seiner Zuhörer gewinnen, die sich hier unvermerkt auf den Standpunkt eines weiteren Ueberblicks der Wissenschaft gehoben und zu gründlicher Einsicht in die höheren Theile derselben vorbereitet sahen. Man würde sich übrigens täuschen, wenn man von dem Lehrbuche, welches wir von Thibaut über die allgemeine Arithmetik besitzen (zumal von der ersten Ausgabe desselben), einen Schluß auf seine mündliche Darstellung des Gegenstandes machen wollte; diese war in demselben Grade klar und in das Concrete eingehend, als jenes Buch durch eine auffallende Sparsamkeit im Gebrauch der Zeichensprache, so wie durch lange Perioden und das allzu strenge Streben nach völliger Allgemeinheit schwerverständlich genannt werden muß. Aehnliches gilt von seinen weitverbreiteten Grundzügen der reinen Mathematik, die — wenn auch dem Verständniß leichter zugänglich — doch in ihrer compendiarischen Fassung weit entfernt sind, dem Leser eine Vorstellung von Thibaut's meisterhaftem Vortrage geben zu können.

Was diesem Vortrage überhaupt einen ganz besondern Reiz verlieh, war neben der geistvollen Behandlung der Sache selbst im gewandtesten Ausdruck der Sprache die nicht selten eingestreute witzige Polemik und manche piquante Abschweifung, die den abgespannten Geist der Zuhörer zu erfrischen und zu neuer Anstrengung anzuregen nie verfehlte. Wer unter Allen, die diese Zeilen lesen und gleich mir Thibaut als Schüler gegenübersaßen, erinnert sich nicht mit stillem Behagen jener Episoden seines Vortrags, bei denen er — Cirkel oder Lineal auf das Knie gestützt, in wiegender Bewegung des etwas vorgebeugten Körpers — seine Laune ungezügelt ausströmen ließ, mit glänzendem Auge, mit schelmischem Lächeln um den schöngeformten Mund. Zur Zeit, wovon ich rede, war sein lockiges Haar schon grau geworden; aber noch immer leuchtete eine jugendliche Anmuth aus seinen Zügen, die auch dem Fernerstehenden seine liebenswürdige Persönlichkeit verrieth. Um so mehr hatte man die Isolirung zu beklagen, in welcher Thibaut dem geselligen Verkehr der Universität gegenüber fortwährend beharrte. In der wärmeren Jahreszeit, so lange das Wetter es irgend gestatten wollte, bewohnte er seinen freundlichen, mit besonderer Liebe gepflegten Garten am Fuße des Hainberges, wo wir jungen Leute, die wir uns seiner Gunst versichert halten durften, ihn gern Sonntags Vormittag besuchten. An schönen Tagen fanden wir ihn sicher in der großen Laube, die — von einem weißen Zelt überspannt — zugleich gegen Sonnenschein und die störenden Tropfen einer vorüberziehenden Regenwolke schirmte. Aus halb liegender Stellung kaum sich erhebend, legte er dann mit freundlichem Gruße das Buch zur Seite, dessen Druck uns keinen mathematischen Inhalt verrieth, und lenkte mit den schnellsten, geschicktesten Wendungen das Gespräch auf Gegenstände von allgemeinem Interesse, die er mit dem heitersten Humor, mit dem schärfsten Witze zu besprechen pflegte, wobei man es deutlich empfand, wie wohl es ihm in jugendlicher Umgebung war, wo manches freimüthige, kecke Wort eine frische Aufnahme und Erwiederung fand. Kunst, Litteratur, Politik und Philosophie reichten ihm abwechselnd den Stoff zu jenen Unterhaltungen, die durch Beziehung auf Erlebnisse und Personen noch anziehender wurden; auch die Architektur kam in's Spiel, als er das deutsche Dach seines wohnlichen Gartenhauses mit einem italienischen, scheinbar massiven, überbauen ließ, um dort eine hübsche Aussicht zu gewinnen, wobei denn der Spott einiger Collegen auf's Schärfste vergolten wurde. Die reichste Beisteuer lieferten aber die politischen Ereignisse jener Jahre: die karlsbader Beschlüsse, die Aufstände in Spanien, Neapel und Griechenland, der Congreß zu Troppau und Laibach, Ereignisse, an denen Thibaut dem Anscheine nach das lebhafteste Interesse nahm. Sprang seine Unterhaltung einmal in das Gebiet der Philosophie über, so sprach sich in ihm der entschiedene Anhänger Kant's aus, der Skeptiker, der auf die neueren Systeme sich einzulassen keine Neigung zu haben schien. Von der Mathematik war in jenen Gesprächen nicht leicht die Rede, wenn nicht etwa einer der Anwesenden dazu drängte; und wirklich war Thibaut so entfernt von aller gelehrten Pedanterie, so reich an allgemeiner Bildung, wie an Geist und Laune, daß es ihm nicht in den Sinn kam, im Privatverkehr seinen Zuhörern mit seiner Berufswissenschaft imponiren zu wollen. Vielmehr war ihm diese als Unterhaltungsgegenstand dann offenbar lästig und Erholung durch Ergehen in andern Gebieten des Geistes mit Recht Bedürfniß. Es gab Einige, die sich dadurch in ihren Erwartungen getäuscht fanden und sein absichtliches Umgehen eines streng wissenschaftlichen Gesprächs, sein Interesse an belletristischer Lectüre und seine anscheinende Gleichgiltigkeit gegen neuere Erscheinungen der Wissenschaft laut tadelten: was man aber auch an diesem letzten Vorwurfe zugeben mag, so hat man nicht zu vergessen, daß Thibaut drei, ja oft vier Stunden des Tages auf jenen lebensvollen, im freien Erguß immer frisch und neu gestaltenden Vortrag verwandte, der ihm als höchste Aufgabe seines Berufes erschien. Nach solcher Anstrengung durfte er denn wohl mit Recht außer dem Gebiete der Abstraction sich Erholung suchen, um an den duftigen Gaben des Frühlings oder der Dichtkunst sich zu erquicken. Jedenfalls gehört dieses menschlich schöne Bedürfniß so wesentlich zu den Eigenthümlichkeiten des geistvollen Mannes, dessen Bild ich hier vergegenwärtigen möchte, daß ich es nicht unerwähnt lassen durfte.

(Schluß folgt.)

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Digitized by Google

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

30. März. № 76. 1841.

Fr. Raumer „Beiträge zur neueren Geschichte aus dem britischen und französischen Reichsarchive."

(Fortsetzung.)

Wenn dies Alles wahr ist, warum wirft man denn nicht endlich einmal den ganzen in Parteigeist zusammengerafften Quark der in der französischen Litteratur herrschenden Ansichten über persönliche Veranlassungen der Revolution über den Haufen, um sich alsdann einen freieren Blick zu eröffnen in das Gewebe der objectiven, idealen Basen, aus denen die Entwicklungen in der französischen Geschichte hervorgegangen sind. Mögen die Madame Pompadour und die Dubarry ihre eigene Schuld tragen; der Ersteren aber die Schuld des österreichisch-französischen Bündnisses aufzuladen, ist eben so irrthümlich und gradezu lächerlich, als der Letzteren die Schuld der Finanznoth aufzubürden, die, nach der Meinung Einiger, die wesentliche Veranlassung zum Ausbruche der französischen Revolution gewesen wäre. Ludwig XV. war, inwieweit er überhaupt darauf baute, ganz aus eigener Bewegung auf das östreichische Bündniß eingegangen, und hielt noch lange Jahre nach dem Tode der Frau von Pompadour an dem fest, was er mit Recht als sein eigenes Werk betrachtete. Inwieweit aber durch seine Schuld es herbeigeführt ward, daß während der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts die Finanznoth des französischen Staates auf eine immer beunruhigendere Weise zunahm, kann das, was im Hofleben verschwendet sein mag, gar nicht in Betracht kommen gegen die ungeheueren Summen, die alljährlich außer Landes nach Polen, nach Schweden, nach Deutschland geschickt wurden für den Zweck von Bestechungen. Man braucht sich nur sehr wenig in den französischen Archiven umgesehen zu haben, um zu der vollkommensten sicheren Ueberzeugung davon zu gelangen, wie höchst leichtsinnig und verkehrt allerdings eben so sehr aus Parteiwuth gegen die alte Monarchie, als aus dem falschen Bestreben, Alles auf persönliche Momente zurückzuführen, die französischen Geschichtschreiber bisher ihre Landesgeschichte in Beziehung auf das achtzehnte Jahrhundert behandelt haben. Daß dies bei seiner Durchsicht von angeblich gegen 324 Bänden aus dem Archiv des französischen Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten dem Herrn von Raumer nicht aufgegangen ist, und daß er darüber seine Bemerkungen zu machen, keine Veranlassung gefunden hat, dürfte zu einem wesentlichen Vorwurfe gegen ihn gereichen. Der Fehler des Cabinets Ludwig's XV. liegt weiß Gott nicht darin, daß der Geist des Leichtsinns und der Frivolität darin überhand genommen hätte, sondern vielmehr darin, daß man in der Verfolgung ernster und großer Zwecke, in dem Bestreben, die Pläne Ludwig's XIV. festzuhalten und zu weiterer lebendigerer Entwicklung zu führen, im Hochmuth in seiner eigenen Kraft sich übernahm. Man braucht nur wenige Bände aus französischen Archiven gelesen zu haben, um hierüber eine klare und feste Ueberzeugung sich zu bilden. Der eigentliche Mittel- und Wendepunkt der Geschichte Ludwig's XV. war ohne Zweifel eingetreten zur Zeit des siebenjährigen Krieges. Die Blüthe des französischen Volkslebens war schon vorüber, es selbst im Abdorren befangen, aber der König von Frankreich wollte in dem stolzen, wenn man will, übermüthigen Gefühle, welches die Erinnerung an seine Vorfahren, an Heinrich IV., an Ludwig XIV., die Erinnerung an die Geschichte seines Volks in ihm erweckte, nicht ablassen von seinen Plänen, die von seinen Ahnen her ihm überliefert waren. Daß wir Deutschen deshalb keine Verehrung für ihn fassen können, versteht sich von selbst; aber als Geschichtsforscher sind wir nichts desto weniger verpflichtet, seine Stellung objectiv zu erkennen. In dieser befand er sich im Kampfe mit dem Geschicke, indem er als König von Frankreich daran gewiesen war, etwas, was sich geschichtlich gar nicht mehr halten ließ, zu halten, und eben deshalb in Widersprüche der mannichfaltigsten Art gerieth. Friedrich II. trug in dem damaligen Kampfe um die Unabhängigkeit Deutschlands von französischer Politik den Sieg davon.

Von dem Erkennen solcher tieferen geschichtlichen Momente, auf welche hier angedeutet worden ist, finden sich keine Spuren in dem vorliegenden Werke. Die Bemerkun-

Digitized by Google

gen und Betrachtungen, auf die im Vorhergehenden aufmerksam gemacht worden ist, beschränken sich auf abstracte Reflexionen über Gegenstände der Staatswissenschaften, der Staatswirthschaft und Politik. Auf diese will jedoch der Verf. keinen eigentlichen Werth gelegt wissen, sondern verweist auf das, was er als historisch Neues aus Urquellen beibringe. Aufrichtig gestanden ist jedoch in diesem sehr Weniges von wahrhafter Bedeutung; über kein einziges geschichtliches Verhältniß ist irgend ein neues Licht verbreitet worden. Was namentlich die am weitläufigsten behandelten polnischen Verhältnisse betrifft, so dürfte sich in dem, was darüber mitgetheilt worden ist, kaum etwas finden, was nicht auch schon bei Rulhière wenigstens angedeutet wäre. Nimmt man das Werk für sich, wie es objectiv dasteht, so kann man kaum eine andere Ansicht gewinnen, als die, daß dem Verf. bei der Ausarbeitung desselben die Absicht vorgeschwebt habe, eine wohlfeile Gelegenheit sich zu bereiten, theils allerlei staatswirthschaftliche und politische Ansichten, ohne dabei die behandelten Gegenstände eben zu erschöpfen, dem Publicum vorzulegen, theils über den Standpunkt sich zu erklären, von welchem aus er gegenwärtig die polnischen Angelegenheiten betrachte. Als Zugabe würden dann die im dritten Bändchen als Lieblingsgegenstände weitläufiger behandelten Hofgeschichten anzusehen sein. Dieser Auffassung widerspricht indeß das, was der Verf. selbst in der Vorrede über die Unbedeutenheit seiner Bemerkungen, Betrachtungen, Randglossen und Zusätze sagt. Diesem nach darf ihm jene Absicht nicht untergelegt werden, und wenn es dessenungeachtet bei dem Lesen des Buches scheint, als ob eine solche zu Grunde gelegen habe, so muß dieser Schein erklärt werden durch die Annahme von einem unbewußten Wirken der geistigen Natur des Hrn. Verf. Manches Interessante findet sich in dem Anhange zum ersten Bande, über Hof und Politik des großen Kurfürsten Friedrich Wilhelm, so wie über die Jugendzeit Friedrich's II.

Was die mitgetheilten urkundenmäßigen Berichte betrifft, so stehen die Mittheilungen aus dem französischen Archive quantitativ in gar keinem Verhältnisse zu den Mittheilungen aus dem englischen Archive. Dies hat wahrscheinlich zwei Gründe: eines Theils hatte Hr. von Raumer schon seine Auszüge aus dem englischen Archive gemacht, als er nach Paris kam, und wird es daher nicht für nöthig gehalten haben, wiederholentlich dasselbe aus gleichlautenden Berichten in weitläufigen Auszügen zu Papier zu nehmen; anderen Theils konnte er hoffen, auf diese Weise sich am leichtesten in der Gunst des Hrn. Mignet zu halten. Das Erstere scheint daraus zu erhellen, daß in dem vorliegenden Werke mehrfach die allgemeine Bemerkung wiederkehrt: es enthielten die französischen Gesandtschaftsberichte gerade dasselbe, was aus den englischen mitgetheilt wäre. Das Zweite ist wahrscheinlich nach der Art, wie Hr. Mignet seine Mittheilungen aus dem Archive, welchem er vorgesetzt ist, zu gewähren pflegt.

Im Sinne der politischen Partei nämlich, der er angehört, ist auch er sehr liberal. Die Artigkeit und Feinheit seines Benehmens, besonders gegen Fremde, ist bekanntlich schon genug gepriesen, als daß ich darüber noch meine besonderen Bemerkungen hinzuzufügen hätte. Bei ihm tritt indeß auch das ein, was einer allgemeinen Erfahrung nach in einer gewissen Nothwendigkeit zu beruhen scheint, nämlich dies: daß nicht immer, was in der allgemeinen Theorie als Liberalität festgehalten wird, im Besonderen in der Anwendung auf praktische Verhältnisse als solche sich bewährt. Im Allgemeinen herrschen in Paris sehr liberale Ideen über freie Benutzung archivalischer Nachrichten für wissenschaftliche Zwecke, und es kann auch in der That schon aus dem Grunde nicht anders sein, weil in Folge der sich wiederholenden Revolutionen jedes vergangene Zeitalter dem Bewußtsein des nächstfolgenden in eine weit größere Ferne, als irgend anderswo entrückt wird. Dem Bewußtsein der Franzosen steht zum Beispiel das Zeitalter des siebenjährigen Krieges, von welchem sie durch die unendliche Kluft der Revolution geschieden sind, bei weitem ferner, wie dem der Preußen, und es liegt in der Sache, daß jene in einem weit höheren Maße, wie diese, dies Zeitalter als eine völlige Vergangenheit betrachten müssen, die nach allen Richtungen hin kritischer Forschung ohne Nachtheil freigegeben werden dürfe. Wenn aber dem so ist, so stellen sich doch nicht überall die praktischen Verhältnisse so, wie man es darnach erwarten sollte. Hr. Mignet ist ein liberaler Mann, und wie er, nicht ohne bedeutenden Erfolg, auf die Liberalität der Deutschen in Weimar und Dresden Ansprüche gemacht hat, auch in Brüssel seinen Wünschen genügt worden ist, und er fortwährend noch auch auf das Wohlwollen des Hrn. von Metternich zählt, sollte man glauben, daß er um so bereitwilliger bescheidenen Wünschen deutscher Gelehrten nachzugeben sich bereit zeigen dürfte. Dies ist aber keineswegs der Fall.

Durch Schlosser und Raumer war in Deutschland ein allgemeines Gerücht verbreitet von einer in Paris herrschenden sehr lobenswerthen Liberalität in Eröffnung der Archive für wissenschaftliche Zwecke. Den allgemein geltenden Principien nach müßte es auch so sein, und die Herren Directoren der Archive sind eigentlich durch nichts gebunden, als durch eine Ministerial-Ordonnanz, in welcher ihnen vorgeschrieben wird, nicht zu gestatten, daß von einer Urkunde eine vollständige Abschrift genommen werde. Aber aus dieser Liberalität entsteht wieder ein anderes Uebel: es wird nämlich Alles zu sehr der Willkür des Einzelnen überlassen. Obgleich Hr. Mignet bei seinen Gesuchen in Weimar und Dresden einen officiellen diplomatischen Weg gewählt hat, und er auch auf einem solchen Wege in Wien

Digitized by Google

zu seinem Zwecke zu gelangen hofft, so würde er es jedem Fremden doch sehr übel nehmen, der gegen ihn einen solchen Weg einschlüge, und er würde es nicht unterlassen, mit unbestimmten Andeutungen über allerlei Gründe zum Verdacht zu erwiedern. Nur er hat zu bewilligen oder zu versagen. Er giebt Manches, hat auch mir sehr Bedeutendes mitgetheilt, wofür ich ihm sehr großen Dank schuldig bin, und meinen Dank ihm hiermit abstatte; aber über die Art und Weise, wie er giebt und wie er wieder versagt, kann er unmöglich fordern, daß man ihm Dank abstatten solle. Mit Unwillen nur sieht er es an, und das haben Mehrere erfahren, wenn man sich dazu anschickt, um dem Gedächtniß zu Hilfe zu kommen, Auszüge zu machen. Seinem Verlangen nach müßte man sich damit befriedigen, daß das Lesen der Urkunden gestattet werde, um demnächst später in der Erinnerung das Gelesene zu wissenschaftlichen Zwecken zu verarbeiten. Gern sieht er es, daß man sich beeile, und so schnell oder flüchtig arbeite, daß man an einem Morgen während weniger Stunden mit der Durchsicht von etwa einem Dutzend Folianten fertig werde. Manchen weist er ganz ab mit dem bei vielen Archiven so häufig gebrauchten Vorwande, daß Mangel an Platz sei. Abgesehen nun davon, daß ein solcher Vorwand schon an und für sich auf eine völlig verkehrte Archiveinrichtung hindeutet, muß es außerdem auch auffallen, wenn gesagt wird, daß in dem großen Hôtel des capucins kein enger einsamer Winkel für die Arbeit eines Gelehrten zu finden wäre. Das alte, eigentlich schon verbrauchte Mittel, um die Gelehrten aus den Archiven fern zu halten, die Stellung des Verlangens nämlich, daß man bestimmte Actenstücke angeben solle, die man einzusehen wünsche, wird auch von Hrn. Mignet in Anwendung gebracht.

(Schluß folgt.)

Erinnerungen an B. F. Thibaut.

(Schluß.)

Aber wie viel bleibt noch übrig, dieses Bild zu vervollständigen! Wie ich Thibaut hier geschildert, erschien er Allen, mit denen seine Stellung als öffentlicher Lehrer der Universität ihn irgend in Berührung brachte. Der Reichthum seines Geistes konnte Niemandem verborgen, die Kunst eines solchen Vortrags auf Keinen ohne Einfluß bleiben; Jeder empfand die Wirkung dieser liebenswürdigen Persönlichkeit und ihre ausgezeichnete Befähigung zu dem Berufe des akademischen Lehrers. Aber Wenigen nur mag, wie mir, die Gunst zu Theil geworden sein, im vollsten Umfang zu erfahren, wie sehr Thibaut diesen Beruf zu erfüllen, wie er ein rein menschliches Interesse an seinen Schülern mit dem wissenschaftlichen zu verknüpfen und dadurch im schönsten und höchsten Sinne des Wortes Lehrer zu sein verstand. Um ihn von dieser Seite treu nach dem Leben zu schildern, muß ich mir freilich einige Mittheilungen erlauben, die zunächst mich persönlich betreffen, aber hier keinen weitern Anspruch auf des Lesers Theilnahme zu machen haben, als insofern sie dazu dienen sollen, das Bild des trefflichen Mannes uns näher und heller vor das Auge zu rücken. — Meine schon früher durch das Studium französischer Mathematiker angeregte Neigung, einst selbst auf diesem Gebiete der Wissenschaft zu wirken, konnte durch Thibaut's Vorträge nur erhöht und zum bestimmtesten Wunsche gesteigert werden. Als ich mich nun vertrauend darüber gegen ihn aussprach, ohne die Bedenken zu verhehlen, die sich gegen seine Verwirklichung aufzulehnen schienen, fand ich bei ihm die wohlwollendste Theilnahme. Ernst und sorgsam alle Beziehungen erwägend, besprach er die Sache, und ermuthigte mich endlich wahrhaft liebevoll, durch nichts mich irren zu lassen, wenn ich fühle, daß die Beschäftigung mit der Wissenschaft und der Beruf des Lehrers mich beglücken könne. Von nun an schien sein Interesse an meinen Studien sich zu verdoppeln; er rieth angelegentlich zu einem Privatissimum bei seinem berühmten Collegen Gauß und später zum Angriff der damals von der philosophischen Facultät gestellten Preisaufgabe, zu deren Bearbeitung ich leider auf sehr unerfreuliche Weise hinlängliche Muße fand. Es war nämlich gerade um jene Zeit, als ganz unerwartet ein gefahrdrohendes Uebel mich für die Dauer vier langer Wintermonate auf's Krankenlager warf, wo die erwähnte Beschäftigung mir den Dienst leistete, die Schmerzen erträglicher zu machen und der Langenweile zu wehren. Doch weiß ich nicht, was bei der über mich verhängten, gewaltsamen Cur aus mir geworden sein würde, hätte ich zum Ersatz der Kräfte, welche die Kunst des Arztes für meine Heilung in Anspruch nahm, nur Trost und Hilfe an der göttinger Garküche gehabt. Schwerlich wäre ich, einer tüchtigen Kräftigung bedürftig, mit ihrem Beistande je wieder von meinem Lager aufgestanden. Aber nur wenige Tage vergingen, und Thibaut — der zufällig davon unterrichtet, mit meinem Arzte sich besprochen — sandte mir die, von diesem empfohlenen, nahrhaften Speisen, die er ausdrücklich für mich hatte bereiten lassen. Er sandte sie, so lange das Uebel mich darniederhielt, mit unermüdlicher Sorgfalt nach des Arztes Rath und Weisung, und machte gewiß nur durch eine so treulich sorgsame Pflege den günstigen Erfolg möglich, den meine Freunde oft sorgenvoll zu bezweifeln schienen. Ich beschränke mich auf diesen einfachen Bericht, ohne die Gefühle schildern zu wollen, womit ich, als ein milder Frühlingstag mir zum ersten Mal wieder in's Freie zu gehen erlaubte, noch schwankend und bleich, meinem freundlichen Pfleger vor Augen trat, der mich mit liebevollster Theilnahme empfing. Dank dir, du Edler — über das Grab

Digitized by Google

hinaus — für deine Liebe, die wie ein köstliches Kleinod aus vergangener Zeit mir herüberstrahlt und ihr Licht noch auf die spätesten Tage meines Lebens werfen wird!

So mußte die bittere Ungunst einer gefahrdrohenden Krankheit mir zugleich zur seltensten Gunst werden, indem sie mir — wie vielleicht keinem andern seiner Schüler — das theilnehmende Herz des verehrten Lehrers neben dem Reichthume seines Geistes aufschloß und mich ihm dadurch nur um so inniger verband. Und noch war er nicht müde geworden, mir sein thätiges Wohlwollen zu beweisen. Als ich, durch längern Aufenthalt auf dem Lande neugekräftigt, zu ihm zurückgekehrt war und beim Hinblick auf die nächste Zukunft meine Scheu vor dem öffentlichen Auftreten schwer überwinden zu können meinte, wußte er durch so gute Gründe meinen Entschluß zu einem Versuche freien Vortrags in seinem Auditorium zu bestimmen und dann die Zuhörer seiner Vorlesung über höhere Mechanik so gewinnend auf eine mir übertragene Einschaltung zu verweisen, daß ich mich durch diese entgegenkommende Vermittlung noch während der letzten Studienmonate, nicht minder überrascht als beruhigt, auf den Fleck gestellt sah, den ich eben so sehr gescheut, als erstrebt hatte. Eine so wohlwollende, so entschiedene Förderung des nothwendigen Selbstvertrauens bei dem schwierigen Uebergange vom Studium zum Lehren der Wissenschaft haben auch andere Schüler des Meisters von demselben erfahren, die — wenn sie diese Zeilen lesen — dem theuren, unvergeßlichen Manne mit mir noch jetzt die wärmste Anerkennung für seine thätige, fördernde Theilnahme zollen werden. Aber auch denen, die ihm weniger nahe gestanden und in ihm nur den geistvoll anregenden Lehrer schätzen gelernt, wird es von Interesse sein, hier sein Bild durch Züge vervollständigt zu sehen, die unstreitig den vollen Werth seiner Persönlichkeit erkennen zu lassen geeignet sind. Und wie Manches auch noch von Seiten Anderer, die früher oder später ihm nahe gelebt und seines vertrauteren Umgangs genossen, zu näherer Charakteristik Thibaut's jenen Zügen noch möge hinzugefügt werden können, so würde doch dadurch der Darstellung seines schön-menschlichen Verhältnisses zu den Mitgliedern der jüngern Generation, die an seine Lehre und Förderung gewiesen waren, kaum ein wesentlicher Beitrag erwachsen. Reicht hier doch das, was der Einzelne auf so überzeugende Weise an sich erfahren, völlig aus, daran die Bedeutung und Würdigkeit eines solchen Mannes überhaupt zur Anschauung zu bringen. Seine Bedeutung aber war die, einer der ausgezeichnetsten Lehrer seiner Zeit zu sein, und seine Würdigkeit ruhte auf jener edlen Humanität, die sich seinen Schülern in freundlichster Theilnahme und nach dem Bedürfniß nicht minder in thätigem Wohlwollen beurkundete. Allgemein war daher die Werthschätzung und Zuneigung, die er bei diesen fand, und wenn man auch den Einen oder Andern einmal über Thibaut's Abneigung gegen wissenschaftliches Gespräch oder über die ermüdende Ausspinnung seiner Perioden Klage führen hörte, so wollten sich solche Aeußerungen doch keineswegs als eigentliche Beschwerden, sondern nur als kritische Bemerkungen geltend machen, wie solche über jeden akademischen Lehrer ergehen. Schärfer urtheilten wohl ältere Personen über seine persönliche Isolirung, wie über sein anscheinend passives Verhalten gegen manche Fortschritte der Wissenschaft. Aber die ungestörte Einsamkeit unter den Blumen und Gebüschen seines Gartens war ihm nun einmal zum Bedürfniß geworden und Büchergelehrsamkeit nicht das Feld seiner Neigung, litterarische Geschäftigkeit nicht sein natürlicher Beruf. So übte er denn eine ächt menschliche Opposition gegen diese Anfechter einer gemüthlichen Ruhe und Behaglichkeit, zu deren Einkehr er sich am Abend eines mühevollen Tages nicht minder, als andere Sterbliche, berechtigt glaubte. Der litterarische Ruhm konnte ihn nicht verlocken, sich diesen seinen gewohnten Lebensgenuß zu verkümmern, und gern überließ er es Andern, sich mit der Feder einen Namen zu erkämpfen, während er durch die Kraft des lebendigen Wortes zu wirken sich berufen fühlte. Gegen Ehrenbezeigungen, wie sie in der gelehrten Welt geschätzt zu werden pflegen, so wie gegen das Urtheil der Tageskritik verhielt er sich völlig gleichgiltig: aber der Jugend, die sich wißbegierig um ihn sammelte, war er dafür mit voller Seele zugethan und gegen Alle zu wohlwollender Vermittlung und Förderung bereit. — So wie ich ihn hier geschildert, lebt Thibaut noch treu in seiner Schüler Erinnerung: ein Universitätslehrer, wie es deren stets nur wenige geben wird; würdig, noch lange, nachdem er aus dem Kreise der Lebenden geschieden, denen, die zu gleich ehrenvoller Wirksamkeit berufen sind, als glänzendes Vorbild zu dienen.

Hannover. A. Tellkampf.

In meinem Verlage ist im Monat März 1841 erschienen:

Liturgik

oder

Theorie der stehenden Cultusformen in der evangelischen Kirche,

nebst praktischen Beilagen,

von

F. W. Klöpper,

Doctor der Theologie.

gr. 8. 1841. Brosch. 2 Thlr.

Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Digitized by Google

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

31. März. № 77. 1841.

Fr. Raumer „Beiträge zur neueren Geschichte aus dem britischen und französischen Reichsarchive."

(Schluß.)

Man sieht also hieraus, daß allgemein die Archivverwaltung in Frankreich nicht liberaler sei als in Deutschland, auch wird man darnach einige Entschuldigungsgründe für Hrn. von Raumer finden gegen etwaige Vorwürfe, daß er aus dem Archive, dem Hr. Mignet vorsteht, nur so Weniges beigebracht habe. Hätte er kecker und dreister auf die Sache eindringen wollen, so würden unfehlbar mancherlei Störungen in seinen freundschaftlichen Verhältnissen zu Hrn. Mignet eingetreten sein. Es ist für den Fremden wohlgethan, in Paris leise aufzutreten; vor Allem aber ist es für den deutschen Gelehrten wichtig, zu wissen, daß die in Deutschland verbreitete Meinung über die Liberalität der archivalischen Einrichtungen in Paris irrig sei. Die Liberalität in der Verwaltung der Archive hängt hier nicht ab von den Einrichtungen, sondern ganz und gar von der Individualität der Vorsteher. Hiernach bestimmt sich die leichtere oder schwierigere Zugänglichkeit eines bestimmten Archivs. Es ist eine wunderliche Behauptung, daß aus dem Archiv des Kriegsministeriums eher ohne Nachtheil Actenstücke mitgetheilt werden könnten, als aus dem Archiv des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten. Wenn man auch in jenem nicht Alles das findet, was in diesem verschlossen ruht, so werden sich dort doch auch stets die deutlichsten Spuren der diplomatischen Verwicklungen und Verwirrungen finden lassen. Amtlich würde der Hr. General Baron von Pelet dieselben Verpflichtungen haben, wie Hr. Mignet. So lange er jedoch nebst anderen Angelegenheiten die des Archivs des Kriegsministeriums zu verwalten haben wird, kann es keinem Zweifel unterliegen, daß diese Verwaltung ihren wahrhaft freisinnigen, dem Interesse der Wissenschaft entsprechenden Charakter behaupten werde. Der Hr. General möge es mir gestatten, an diesem Orte ihm meine Hochachtung, Verehrung und meinen innigsten Dank abzustatten für alle die Gunst, die er mir während meines Aufenthaltes in Paris erwiesen hat, und für seine großmüthige Freigebigkeit in Mittheilung theils von Urkunden, die sich auf die Geschichte des siebenjährigen Krieges beziehen, theils der Militärcorrespondenz Napoleon's, die auf seinen Befehl und unter seiner Obhut mit Sorgfalt gesammelt und geordnet worden ist.

Von der Individualität Daunau's hing auch der Geist der Verwaltung des französischen Reichsarchivs ab, und man will bemerkt haben, daß seitdem Daunau zu kränkeln angefangen, und dann noch die bekannte Ministerialveränderung vom ersten März hinzugekommen sei, der freieren Benutzung der reichen Schätze dieses Archivs größere Schwierigkeiten, als es bisher geschehen war, entgegengestellt worden wären. Da indeß Letronne, ein Mann, der von Thiers allerdings wohl ein Amt, welches ihm an jährlichem Gehalte funfzigtausend Franken einbringt, annehmen mag, der aber dabei auch zugleich seine Unabhängigkeit und Selbständigkeit gegen Jeden, wer es auch sei, zu vertheidigen weiß, an Daunau's Stelle nach dessen Tode getreten ist, so steht mit Grund zu hoffen, daß das Interesse der Wissenschaft in der Verwaltung der Angelegenheiten des Reichsarchivs einer tüchtigen Vertheidigung sich zu erfreuen haben werde.

Ein Uebelstand bleibt es freilich immer, wenn die Interessen der Wissenschaft überhaupt der Willkür von Einzelnen preisgegeben sind. Gelehrter Neid, allerlei Eifersüchtelei anderer Art und in Bezug auf archivalische Schätze die Sucht, etwas für sich allein zu haben und zu besitzen, auf dessen gelegentlichen Verbrauch und eigene Benutzung man selbst die nächste Berechtigung zu haben, sich einbilden mag, gewinnen alsdann den freiesten Spielraum. Besonders aber da, wo das politische Leben durch leidenschaftliche Parteitumtriebe und in Kämpfen bewegt wird, werden mehrfach andere Uebelstände sich noch erzeugen. Unfehlbar nämlich gerathen hier die historischen Wissenschaften in den Dienst der Politik des Tages, und wer sieht es nicht ein, welcher Nachtheil sich daraus für die höheren Interessen derselben ergeben muß. In liberaler oder in oligarchischer Form schleicht sich der Jesuitismus ein, und macht sich für seine ganz besonderen Zwecke die Geschichte eigens zurecht.

Digitized by Google

Doch es möge des Angedeuteten genug und mir nur noch erlaubt sein, den Hrn. von Raumer auf einen großen Irrthum, der sich in dem gewählten Titel seines Werkes kund thut, aufmerksam zu machen. Nach diesem Titel müßte man glauben, daß Hr. von Raumer im französischen Reichsarchiv gearbeitet hätte. Nach der Vorrede aber, und wie es auch aus dem Werke selbst erhellt, sind gesandtschaftliche Berichte über die Zeit von 1763 bis 1783 die Quellen gewesen, aus denen gearbeitet worden ist, und es sollen in Paris nicht viel weniger als 324 Folianten durch die Hände des Verf. gegangen sein. Nun ist es zwar nicht zu läugnen, daß fragmentarisch einzelne Sammlungen von Abschriften gesandtschaftlicher Berichte aus neueren Zeiten, die aus Privatverlassenschaften herzustammen scheinen, im Reichsarchiv sich finden. Die Originalcorrespondenzen oder auch nur eine Abschrift derselben in fortgesetzter ununterbrochener Folge finden sich jedoch hier nicht. Auch kann man dreist behaupten, daß die in Abschrift im Reichsarchiv etwa aufbewahrten gesandtschaftlichen Berichte bei weitem keine 300 Folianten bilden würden, wenn sie eingebunden wären; bis jetzt aber ist es im Reichsarchiv zum vollständigen Einbinden dieser Blätter in der Art, wie im Archiv des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten, noch gar nicht gekommen. Was Hr. von Raumer benutzt haben kann, findet sich nur in dem, unter des Hrn. Mignet Verwaltung stehenden Archive des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten; man begreift daher gar nicht, wie er auf das Wort Reichsarchiv habe kommen können, wenn man nicht annehmen will, daß er eine von Schlosser geschehene Erwähnung des Archivs des Königreichs mißgedeutet hätte. Es ist völlig unmöglich, daß Hr. von Raumer von diesem Archiv Kenntniß genommen habe, denn sonst würde er es nicht mit dem von ihm benutzten Archiv haben verwechseln können. Es ist theils aufbewahrt in dem im Marais belegenen Palais Soubise, theils in der, gegenwärtig zu den Gebäuden des auf der Insel belegenen Justizpalastes gehörenden vormaligen Schloßkirche, die Ludwig der Heilige als seine Hofcapelle erbaut hat, und stand früher unter Daunau's Verwaltung, gegenwärtig unter Letronne's; Vorsteher des besonderen historischen Theils ist Hr. Michelet. Es war früher das Gesammtarchiv des Königreichs Frankreich, hat von daher auch seinen Namen und höchstreiche Schätze an Urkunden aus älteren Zeiten. Die Archive der Ministerien der auswärtigen Angelegenheiten und des Krieges aber haben sich seit den Zeiten Ludwig's XIV. davon ausgeschieden und zu eigenen, an diese beiden besonderen Ministerien sich anschließenden Instituten ausgebildet. Dem Reichsarchiv soll seit dieser Zeit grundsätzlich nur das anheimfallen, was sich auf Gegenstände der inneren Verwaltung bezieht; es sind jedoch, wahrscheinlich durch Ankauf aus Privatverlassenschaften, Abschriften von mehreren diplomatischen Correspondenzen aus neueren Zeiten in dasselbe hineingekommen, und es scheint nicht, daß das Archiv des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten auf das, was zufällig in das Eigenthum des Reichsarchivs gekommen ist, rechtliche Ansprüche würde machen können. Dagegen verlautet jedoch, daß Hr. Mignet gesonnen sei, für sein Archiv gegen das Reichsarchiv Ansprüche zu erheben auf gewisse Sammlungen diplomatischer Urkunden, die dem Reichsarchiv offenbar mit Recht zukommen, weil sie, wenn auch später unter Napoleon erworben und unter Ludwig XVIII. behalten, einer dem Zeitalter Ludwig's XIV. vorangegangenen Zeit angehören. So ist mir gesagt worden, daß Hr. Mignet nicht bloß früher schon Schritte gethan habe, um es zu erreichen, daß die für die Geschichte der französischen Religionskriege des sechszehnten Jahrhunderts so höchst wichtigen Urkunden des Archivs von Siamankas keinem Anderen, als ihm zur Benutzung mitgetheilt würden, sondern daß er sogar jetzt, da jene Schritte vergeblich geblieben wären, daran dächte, Anstalten zu treffen für den Zweck, daß ihm jene Sammlung von Urkunden für sein Archiv ausgehändigt würde. Es steht indeß in dem Interesse der Wissenschaft, zu hoffen, daß Hr. Letronne jeder an das Reichsarchiv gemachten ungebührlichen Forderung kräftigst entgegenzutreten wissen werde. Ewiger Schade wäre es, wenn entweder die aus Privatbesitz stammenden Abschriften höchst werthvoller diplomatischer Berichte über die Geschichte neuerer Zeiten, oder die reichen Schätze des Archivs von Siamankas in dem an der Kapuzinerstraße belegenen Palaste des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten begraben werden sollten.

Von der Liberalität der Verwaltung des Archivs des Kriegsministeriums ist schon die Rede gewesen. Daß ein viertes Archiv, das im Louvre befindliche Hausarchiv nämlich, in welchem die persönlichen Correspondenzen der Könige von Frankreich und auch die Napoleon's aufbewahrt werden, am strengsten verschlossen gehalten wird, liegt in der Natur der Sache; jedoch halte ich mich überzeugt, daß wer unter dafür günstigen Umständen sich eine Zeit lang in Paris aufhielte, und dabei Zeit, um die nöthigen Vorkehrungen zu treffen, zu verwenden hätte, im Stande sein dürfte, auch hier einzudringen. Die in der Verwaltung der Kammern der Handschriften auf der königlichen Bibliothek zu Paris herrschende Liberalität ist zu bekannt, als daß es hier einer anerkennenden Erwähnung derselben bedürfte. Für die neuere Geschichte ist jedoch unter diesen Handschriften nur Weniges vorhanden, und was in unmittelbarer Beziehung zur deutschen Geschichte stände, nichts von Bedeutung aus der Zeit nach dem westphälischen Frieden. Einiges Interessante findet sich unter den Handschriften, die zur Zeit der Revolution mit der Bibliothek des damaligen Grafen von der Provence auf das Arsenal geschafft worden sind. Was die Bibliothek des Cardinals Mazarin und die

Digitized by Google

der vormaligen Abtei der heiligen Genovefa besitzen, hat nur Bedeutung für die Geschichte älterer Zeiten. Bereitwillig und gern übrigens überlassen die französischen Gelehrten den Deutschen solche Arbeiten und Untersuchungen über geschichtliche Gegenstände aus den Gebieten älterer Zeiten, die ihnen selbst zu langweilig und als nicht genug in unmittelbarer und enger Beziehung zu den Entwicklungen der neuesten Zeiten stehend. erscheinen.

P. F. Stuhr.

Erinnerungen an Karl Otfried Müller, von Dr. Friedrich Lücke. Göttingen 1841. Verlag der Dieterich'schen Buchhandlung.

Eine höchst naive kleine Schrift, die Niemand, dem die Wissenschaft und das Wohl der deutschen Universitäten am Herzen liegt, ohne tiefe Wehmuth aus der Hand legen wird. Denn der Verf. giebt, ohne daß er es beabsichtigt, einen treffenden Beweis, in welchen traurigen Verfall die Universität, „das alte adlige Haus mit der langen Reihe edler Ahnen," zum Theil gerathen, und in welchem anspruchlosen, weinerlichen Gefühlsschwall ohne die Dictatur der Vernunft er selbst begriffen ist. Glaube doch Niemand, daß Göttingen durch die Katastrophe von 1837 in einem neuen Aufschwunge vernichtet sei. Es stand damals allerdings in der Blüthe seines sich von Anfang an stets consequent bleibenden Charakters, seiner eleganten Empirie, seines historischen Glaubens. Aber es bedurfte einer gänzlichen Reformation, und die hatte noch keineswegs begonnen. Es war längst hinter der allgemeinen deutschen Wissenschaftlichkeit zurückgeblieben, indem es des philosophischen Bewußtseins, des Begreifens der schöpfungsreichen, sich selbst vertrauenden Gegenwart ermangelte. Jene bekannten Ereignisse haben höchstens den ursprünglichen Kern wieder bloß gelegt, während sich kurz vorher einiger rationale Anflug (Gervinus) zu befestigen suchte, der aber das Princip nur energischer auszubeuten, keineswegs zu reformiren strebte. In der Hinsicht stand es damals um Göttingen eben so schlecht als jetzt. Auch Müller war, auch Lücke ist vom ächten ancien régime der Universität. Wir hoffen es zeigen zu können. Um aber den Verdacht abzuweisen, als wollten wir einen Todten kränken, — auch wir bedauern seinen zu frühen, herben Verlust, — beziehen wir uns, obwohl wir den Satz de mortuis nil nisi bene für den Grundsatz einer Wittwe halten und die Wahrheit über Alles setzen, lediglich auf die Aussagen der bezeichneten Schrift. Und da hat sich die Sache so herausgestellt, daß wir Lücke, der dem Freunde ein Bild, eine Kerze zu stiften beabsichtigte, und ihn durchgängig auf die eintönigste Weise lobt, in dem Thatbestande selten zu widersprechen brauchen, wohl aber die aufgestellten Behauptungen nicht mit einem durch Thränen getrübten Auge, sondern festen Blickes ansehen, ihrer mystischen Unbestimmtheit entziehen und in ihr wahres Licht stellen müssen.

Zunächst ist allerdings einzuräumen, daß der Verf. sich lange genug sträubt, uns in das Toilettenzimmer der Gelehrsamkeit einzuführen. Denn ein tieferes Eingehen in Müller's Principien, eine gründliche Erörterung von Tendenzen hat er nicht beabsichtigt. Nur sofern man von dem Putztisch einer Dame auf ihren Haushalt schließen kann, lernen wir auch hier aus dem Stillleben das öffentliche Leben der Akademiker kennen. Herr Lücke hat erst viel von der Bedenklichkeit, von der Schwierigkeit seines Unternehmens zu sagen. Er ist „fast erschrocken," mit seiner Trauer aus der stillen Kammer in die Oeffentlichkeit zu treten, und auch sonst gebeugt, fürchtet er, daß ihm das lebhafte Andenken an den hingeschiedenen Freund „zu viel Herzblut auf ein Mal kosten möge." Obwohl wir uns nun anmaßen, Manches zu verstehen, so müssen wir hier doch einräumen, den Hrn. Consistorialrath mit seinem theologischen Herzen nicht ganz zu begreifen. Auf unserem freilich weniger gefühlsgläubigen Standpunkte glaubten wir immer, daß eine ächte, aufrichtige Trauer sich nimmermehr vorsetzen könne: nun noch eine Thräne und dann keine mehr, sie möchte meiner Gesundheit schaden. Vielleicht soll der Gedanke indeß auch nur einen rhetorischen Uebergang bilden; denn nachdem mit der Auctorität des Philologen Ernesti bekräftigt worden, daß man mit dem Schreiben warten müsse, bis der Schmerz älter und milder geworden, tritt die Wendung ein; Hr. Lücke ermannt sich, meint, daß gerade der Stachel des Schmerzes, je schärfer er ist, die Erinnerung desto wacher erhält; er erinnert sich, auch selbst schon erfahren zu haben, daß das volle Ausdenken und Aussprechen des Schmerzes ihn gleichsam bespricht und sänftigt. Daher beginnt er:

„Als Müller im Jahre 1819 nach Göttingen kam, stand die Georgia Augusta wie ein grüner Wald voll alter, heiliger Eichen noch in der Pracht des alten Ruhms aus der Heyne'schen Zeit." Bald darauf heißt es: „Mit Müller vornehmlich fängt in einer Zeit, wo den Unaufmerksamen oder Uebelwollenden aus der Ferne hier Alles eben nur zu altern schien, das neue Göttingen an, wie man wohl scherzhaft gesagt hat, mitten in dem ehrwürdigen Old-England." Ist das kein Widerspruch? Hr. Lücke rühmt das stete Festhalten an den Münchhausen'schen Statuten, und stellt doch ein neues in Gegensatz. Er widerspricht sich jedoch keineswegs: es ist nur von einem Personenwechsel die Rede, die alten Grundsätze wurden gewissenhaft beibehalten. Lücke selbst wurde in jener Zeit berufen, und mit ihm trat sogar ein merklicher Rückschritt auf theologischem Gebiet ein, da vorher weit freisinnigere Männer schon dagewesen.

Digitized by Google

Daß das Treiben der Professoren überhaupt noch das alte, und daß dieses veraltet, hat Hr. Lücke selbst die Güte gehabt zu beweisen. Er spricht viel von der Zwanglosigkeit und Arglosigkeit, womit sich die Gesellschaft der „Ungründlichen," wie sie sich selbst nannten, bewegte. Wie wenig aber diesen Herren der humoristische Scherz Ernst war, sieht man daraus, daß der Verein sehr bald in die angeblich „gründliche" Latina überging. Hier wurden lateinische Classiker interpretirt, und die Herren Professoren schulmeisterten sich recht „gemüthlich." Da begeht denn Hr. Lücke die bewunderungswürdige Aufrichtigkeit, einzugestehen, daß die übrigen Mitglieder, Juristen, Theologen, Philologen, er (Lücke) selbst „Müller's vollgiltige Auctorität stets anerkannt hätten." Müller war der Präsident „von Rechtswegen," und Hr. Lücke bewundert die Geduld, Bescheidenheit und Selbstverleugnung desselben, womit er die Anderen, „doch meist philologische Dilettanten," behandelte. Wie gesagt, wir stehen hier nur am Tollettentische der Gelehrsamkeit und wissen sehr wohl, daß dort eine angenehme Unterhaltung der Zweck war, aber die Folgerung aus jenem Auctoritätsglauben ist unmöglich abzuweisen. Lernt doch schon der Tertianer sein noli jurare. Auf welchem Standpunkte des philologischen Wissens müssen diese Herren Juristen und Theologen gestanden haben, die, sobald Müller eine Meinung aussprach, dieselbe sofort unterschrieben und „die Geduld bewunderten, womit er ihr buntestes Gerede ertrug." Selbst auf die Gefahr hin, daß Hr. Lücke von dem „Laster des Uebelnehmens" gegen uns Gebrauch macht, können wir diese beklagenswerthe Unselbständigkeit des Geistes nicht rechtfertigen. Wohl aber wird erklärlich, warum ihm der Muth mangelt, die Theologie einem nervigen philosophischen Selbstbewußtsein entgegenzuführen, da ihm bei seinem ängstlichen Festhalten am Buchstaben der christlichen Urkunden allein eine gründliche Philologie einen festen Grund unter die Füße geben könnte und diese ihm mangelt. Der Mann, welcher täglich in der Exegese des N. T. seine schwankende Ungewißheit, seine traurige Begrifflosigkeit an den Tag legt, klärt hier Alles durch das offene Geständniß seines philologischen Dilettantismus auf. Er erzählt, daß er nur eine alte Liebschaft mit der Philologie gehabt (S. 5), es aber zu keiner fruchtbaren Ehe mit ihr gebracht habe, und wagt es dessen ungeachtet, mit seiner Pectoraltheologie einem mit Philologie, Geschichte und Philosophie Gepanzerten, wie Strauß, zu opponiren. Rührende Unbefangenheit!

So werden wir auch gegen das „gründliche Lachen," „das freie Geistesspiel," welches unter diesen Gelehrten geherrscht haben soll, argwöhnisch, namentlich da die Probe des eigenen Witzes, die Lücke mittheilt, nicht Stich hält. Weil Müller auf Spaziergängen weder durch Kälte noch Hitze gestört wurde, sagt Lücke zu ihm: nec sudavit, nec alsit. Ist das witzig? Eben so wenig, als wenn später Schneidewin Müller einen ἀνὴρ τετράγωνος ἄνευ φόγου τετυγμένος nennt. Müller war ein heiterer, stets aufgeweckter Mann, der unter seinen Collegen gern das Wort führte und so sehr sprudelte, daß er sogar in Damengesellschaft, wie wir selbst gehört haben, griechische Verse in der Ursprache und in Menge citiren konnte.

Was dieser „Liebling der Götter, oder vielmehr [damit sich ja nichts Heidnisches einschleiche!], wie dem christlichen Theologen allein zu sagen geziemt, der göttlichen Gnade — mit der Doppelkraft eines eben so tugendhaften Fleißes, als einer reich begabten Natur in seinem besonderen, wie allgemeinen Berufe als wissenschaftlicher und akademischer Mann gethan und gewirkt hat," — darüber hätten wir gern ein unbefangenes, scharfsinniges Wort vernommen, allein Hr. Lücke giebt es nicht. Hier, wo er im Dienste des intellectuellen Fortschritts am ausführlichsten hätte reden sollen, „erschrickt er vor seinem Leichtsinn," sich an eine Aufgabe gemacht zu haben, der er nicht gewachsen ist. „Indeß was schreckt, das reizt auch wieder," fährt er munter fort, und da begegnen wir denn allen jenen herrlichen Sätzen, welche die Gegenwart so lau und schlaff machen. — Müller war ein tüchtiger Philolog, stand hoch über vielen anderen Philologen, war aber dessenungeachtet noch in den Vorurtheilen und der Einseitigkeit seiner Fachgelehrsamkeit befangen. Wenn Müller, wie Lücke anführt, darauf bestand, daß nur in einer gründlichen Philologie der Schlüssel für die Geschichte liege, so ist dagegen nichts einzuwenden. Von der Geschichte selbst aber hatte er irrige Begriffe. Er nahm an, daß die Menschheit ursprünglich höhere, geistige Offenbarungen gehabt habe, die nachher allmälig verdunkelt worden; eine wohlbekannte, von ihm keineswegs erfundene Grille! Nachzuweisen und philologisch nachzuweisen ist diese freilich nicht, denn überall, wo uns die Vergangenheit historisch zugänglich, sehen wir im großen Ganzen nirgends diese allmälige Verdunkelung, sondern stets Steigerung des Lichts. Die Annahme ist deshalb mystisch. Und hoffte Müller, ein Schüler Böckh's, in der Geschichte die Lösung der Räthsel des Lebens zu finden, so ist das consequent, aber eben so irrig. Das ist kein Januskopf mit zwei Gesichtern, sondern mit einem, das im Nacken steht. Wer von der Geschichte die Probleme des Denkens lösen lassen will, der verzichtet auf die Autokratie der Gegenwart, die selbst wieder Geschichte machen muß, und auf die Selbständigkeit der eigenen Vernunft.

(Schluß folgt.)

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Digitized by Google

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

1. April. № 78. 1841.

Christliche Religionsphilosophie von Heinrich Steffens. 1. Th. Teleologie; 2. Th. Ethik. Breslau, 1839.

Steffens ist bekanntlich einer der ersten selbständigen Anhänger der Schelling'schen Naturphilosophie, und seine ersten Forschungen bewegten sich besonders auf dem Gebiete der Geologie. Erst späterhin wandte er sich dem religionsphilosophischen Elemente zu, und dahinüber schillerten von nun an auch seine sonstigen Forschungen und Untersuchungen über die Natur und Psychologie. In allen seinen Schriften aber zeigt sich Steffens als eine tiefe, sinnvolle Persönlichkeit, die den ersten Rang mit einzunehmen berechtigt ist unter den Größen der Gegenwart und jüngsten Vergangenheit. In Berlin bildete er mit Hegel und Schleiermacher ein schönes Trifolium. Zwar wird man in seinen wissenschaftlichen Darstellungen nie jene, aus der reinsten Abstraction gewonnene, fast gewaltsam und doch immer sicher aufstrebende und immer lebensvoller sich abrundende Macht des dialektischen Denkens antreffen, wie bei Hegel, dessen hohe Subjectivität sich zumeist wie ein schweigender Gott in der auf- und niedersteigenden und mit sich selber zusammengehenden Bewegung der Sache verbirgt, die nur dann und wann, aber dann auch, zumal einem nichtigen Inhalte gegenüber, mit den Donnerschlägen eines kolossalen Humors an sich selbst erinnert. Eben so wird man bei ihm die Gründe und Gegengründe nicht so fein zugespitzt, so bis auf's Blut einschneidend und dabei unter allen Verschlingungen und Durchkreuzungen doch so sauber, so reinlich gehalten finden, wie bei Schleiermacher, dessen Schriften, durch den stets erneuten Vermählungsact zwischen schlau blickender Ironie und tief glühender, aber zart verhaltener Liebe, häufig einen ächt Platonischen Reiz in sich bergen. Denn Steffens hat weder die Macht der reinen, philosophischen Abstraction, wie Hegel, noch den umsichtigen, allen einzelnen Wendungen des concreten Gedankens nachspähenden Blick der Reflexion und des treffenden Witzes, wie Schleiermacher. Aber dafür ist er groß in genialen, fast fühl- und greifbar werdenden Anschauungen, in dichterischen Wendungen und besonders in jener zauberischen Gewalt, die oft plötzlich und wie mit einem Schlage die Farben und Anklänge aus allen Gebieten des Universums in Einem Focus versammelt und von da aus flüsternde, lodernde, donnernde Leuchtkugeln nach allen Regionen hin sendet. Dann wird für einen Moment Alles durchsichtig, redend, hinreißend, dann vereinen sich Bild und Gedanke, Ahnung und Ausdruck in inniger, zeugender Umarmung, während man in andern Momenten häufig genöthigt ist, mehr zwischen den Zeilen zu lesen, beim Knacken einer hier und da wie beiläufig hingeworfenen Nuß, die denn doch den Kern der weiteren Argumentationen enthält, sich Gebiß und Geschmack zu verderben, und am Ende das Ding doch gehen zu lassen, wie's Gott gefällt. Steffens hat sich tief hineingesponnen in die Räthsel und Geheimnisse des Naturlebens, und oft beschwört er selbst da Sphinxgestalten herauf, wo an sich, d. h. für uns Leser, keine zu entdecken sind. Alles, was er denkt und schreibt, ist von diesen, oft an's Ueberladene grenzenden Naturanschauungen durchwoben. Alle Begriffe, mögen sie metaphysischer oder ethischer, psychologischer oder religiöser Art sein, läßt er in diesen Blüthen und Krystallisationen anschießen, und aus dieser Verzauberung müssen sie dann räthseln und orakeln. Dem geheimnißvollen Grauen, wie der aufjauchzenden Wonne innerlicher Zustände, der höchsten Idee des Absoluten und ihrem Widerschein im denkenden Bewußtsein, wie den Momenten des psychischen Lebens, weiß er die sinnvollsten Analogieen und treuesten Spiegel aus der Natur zu entnehmen. Da klingen selbst im Metall und den anorganischen Massen die menschlichen Zustände und Leidenschaften wieder, und aus dem sinnigen Familienleben der Pflanzen- und Thierwelt tönen weissagende Andeutungen von einer Zukunft, in welcher Geist und Natur sich einheitsvoller und seliger in einander finden werden. Ja so weit geht Steffens in dieser Parallelisirung, daß er in der Natur ganz dasselbe ethische Princip wirksam sieht, wie in der Sphäre des Geistes. Die giftigen, zerreißenden, furiösen Bestien sind nur darum so erbost, so wollüstig grausam, weil der Sündenfall der menschlichen Persönlichkeit in sie sich continuirt hat,

Digitized by Google

und wiederum die gesammte Menschheit ist nur darum zur Sünde genöthigt, weil der Geist schon in seiner Verwachsenheit mit der Natur von finstern, aus dem Centrum der absoluten Persönlichkeit gewichenen Mächten gebunden ist.

Steffens ist Naturphilosoph, aber eigentlicher noch Naturdichter: denn das poetische Talent überwiegt bei ihm das philosophische. Wer kennt nicht seine wunderschönen Novellen; darin tritt das eigentliche Centrum der Steffens'schen Persönlichkeit heraus und feiert sein Schöpfungsfest. So bildet die Poesie das Element, in welchem er athmet und seine ursprünglichen Kreise zieht, in die dann das Speculative, der reine Gedanke als solcher, nur als Einschlag verwebt ist. Wie aber seine Poesie wegen des philosophischen Einschlages häufig nicht genug Unmittelbarkeit und Reflexionslosigkeit in sich trägt, so wirkt sie noch mehr da störend und trübend ein, wo Steffens als Philosoph auftritt, und in dieser Beziehung überbietet er selbst Jacobi. Recht stark ist dies nun eben in der Religionsphilosophie sichtbar geworden. Da tritt der reine Gedanke fast nie nackt hervor, sondern gewöhnlich ist er so sehr vom Gewebe poetischer Vorstellungen und Naturanschauungen umhüllt, daß man bei der Lectüre nicht selten in eine förmliche Verwirrung geräth. Ja eine ordentliche Qual führt diese Lectüre in einzelnen Partieen mit sich. Man liest und liest wieder, man sinnt und ahnt einen tiefen Zusammenhang, man schaut rückwärts und vorwärts, um die Genesis des Gedankens zu erkennen: aber das spinnt und summt athemlos fort, das schlüpft immer so im Morgenschimmer hinüber und herüber, läuft einem über den Weg die Kreuz und die Quere, und will sich nimmer packen lassen. Es ist immer noch weit weg, in nebelgrauer Ferne, wenn man schon dicht davor zu stehen meinte, und man ist schon längst darüber hinaus, wenn man eben erst die Hauptsache erwartet. Naturgrund der Persönlichkeit, die Idee Gottes als Thatsache des Bewußtseins, der Sinn für das Eigenthümliche, der Mensch als Schlußpunkt einer unendlichen Vergangenheit und als Anfangspunkt einer unendlichen Zukunft, u. s. w. u. s. w. —: das sind die Kategorieen der Steffens'schen Philosophie, die duftend hereinhangen in den Himmel des Bewußtseins, ohne daß man den Stamm, der diese Blüthen trägt, bis zu seinem Ursprunge verfolgen könnte. Das endet Alles in Voraussetzungen, in Thatsachen des Bewußtseins. Dabei kreist die Entwicklung zwischen tausend Beiläufigkeiten herum, und versenkt sich nicht selten bis über den Kopf in die Nebensachen. Will Steffens den Begriff des Mythus entwickeln, so stellt er erst eine Untersuchung an über die Stimme der Singvögel, über die Bedeutung des Tons überhaupt, über die Racenbildung u. s. w.; will er über das Wesen der Sacramente reden, so theilt er erst die Resultate der Naturwissenschaft über die Bedeutung des Wassers im geologischen Bildungsprocesse mit. Dann besinnt sich die Betrachtung wieder einmal auf ihr vorgestecktes Ziel: schon athmet man tief auf, es wird Licht, schon greift man zu, um das verkappte x der Deductionen endlich einmal zu erfassen: doch weh, o weh! — da schießt es wieder fort, ein Fisch, ein Vogel, ein Proteus, und ruft und lockt wieder von fern, aus dem Teiche, hinter'm Busche, aus der Wiese her; nun ist's ganz weg, nun ist's wieder da, —

'S ist hier. 'S ist dort.
Halt es doch auf, Marcellus!
'S ist fort.

Nur ein allgemeiner Eindruck ist geblieben: liebliche Anklänge aus dem Reiche des Naturlebens, großartige Anschauungen einzelner psychischer, religiöser Zustände, tiefe Erfahrungen über das Wesen der göttlichen Liebe, über die Wonnen des Gebets, über das Innerste, Unverwüstliche der Persönlichkeit. Da zeigt sich eben so viel Genialität der Steffens'schen Natur, als inniger, schöner Ernst des Steffens'schen Charakters. Aber an ein dialektisches Fortschreiten des Gedankens von Moment zu Moment ist nicht zu denken.

Ich will nun versuchen, den allgemeinen Grundfaden des Ganzen aus den tausend Verschlingungen der einzelnen Reflexionen heraus zu sondern und die Hauptknotenpunkte einer näheren Beurtheilung zu unterwerfen.

Diesen Grundfaden der Steffens'schen Religionsphilosophie bildet aber die Betrachtung des Gegensatzes zwischen Himmel und Hölle, zwischen den von Gott trennenden, die Lebensentwicklung hemmenden und den die Hemmung besiegenden ethischen Mächten der Natur und Geschichte. Das hemmende Princip nämlich, welches als die Macht des Bösen schon rege ist in den Regionen der anorganischen Massen und diese auseinanderreißt in Licht und Schwere, in Peripherie und Centrum, wird, je allseitiger und tiefer eingreifend es sich manifestirt, vom erlösenden Princip auch desto gründlicher überwunden. Und so treten sowohl in der Natur als Geschichte gewisse Glanz- und Ruhepochen hervor, in denen die Morgenröthe des ewigen Sabbaths der Schöpfung weissagend durchschimmert, bis sie endlich in der Erscheinung des Heilandes als ewiger lichter Tag triumphirt. Die ganze Abhandlung dreht sich demnach, als um ihre Angelpunkte, um folgende drei Untersuchungen:

Erstens, die höhere, gegensatzlose Einheit des Denkens, Wollens und Daseins, der Natur und des Geistes, welche über jenem Zwiespalt liegt, in ihrer reinen Wesenheit zu finden und anzuschauen.

Zweitens, die Entstehung eben dieses Gegensatzes aus der absoluten Einheit zu erklären, und endlich

Drittens, nachzuweisen, wie sich der Gegensatz immer tiefer aufhebt in der Idee der Erlösung, welche durch Christus in der Welt verwirklicht worden ist.

Was nun das Nähere des ganzen Princips der Unter-

Digitized by Google

suchung anbetrifft, so ist es interessant, zu sehen, wie auch Steffens die Schwierigkeit berührt, die sich der Philosophie hinsichtlich ihres Anfangspunktes aufdrängt. Und in dieser Beziehung sagt er sehr gut, daß es, um die Aufgabe der Philosophie in ihrem ganzen Umfange zu erkennen, vor Allem nothwendig sei, den Punkt richtig zu fassen, von welchem aus der durch die sinnlichen Verhältnisse gefesselte Geist sich losreiße, sich selbst in einem höheren Erkennen erfassend. Die Philosophie müsse, indem sie sich fortbilde, immer von neuem entstehen und sich im Entstehen belauschen; nur so bewähre sie ihre wahre Freiheit (Bd. I. S. 18). — Losreißen also soll sich der Geist von den Fesseln sinnlicher Verhältnisse, zu dem Punkte soll er vordringen, wo der Quell der wahren Freiheit sprudelt. Das ist ja ein gar herrliches Ziel, was Steffens so der Philosophie aufsteckt; mit dieser Forderung ist gesetzt als nothwendige Consequenz das Zersprengen aller Autoritätsfesseln, die Negation der Bestimmtheit des Geistes von außen, und somit auch die Aufhebung der Abhängigkeit des Geistes vom sinnlichen Factum der Religion durch das wissenschaftliche, freie Begreifen des Factums. Denn soll der Geist nicht sinnlich durch dasselbe gefesselt sein, so muß er das Wesen, die Idee desselben seinem eigenen Begriffe vindiciren und mithin sich kritisch über das Factum stellen. — Schade nur, daß Steffens den Ansatz zu diesem kühnen Schritte sogleich wieder abbricht und dann geradezu eine entgegengesetzte Richtung einschlägt, wovon die Folge ist, daß dann später jener Punkt der Losreißung des Geistes von den sinnlichen Verhältnissen in sein Gegentheil umschlägt und den Geist eben an die sinnlichen Verhältnisse fesselt, indem er sich erweist als der Grenzpunkt des freien Denkens und Erkennens. Denn was lesen wir Bd. I. S. 440, für ominöse Worte? „Die Religion, heißt es, hat nur dann eine Bedeutung für den Menschen, wenn er in der Geschichte einen Punkt findet, dem er sich völlig unbedingt hingeben kann. — Haben wir das Recht, über die Momente der Erscheinung des Heilandes aus eigenem Denken zu richten, ein Moment seiner Geburt u. s. w. nicht wie es uns gegeben ist, sondern nach irgend einer späteren Entwicklungsstufe zu beurtheilen, so ist der Heiland nicht erschienen, der Punkt einer unbedingten Hingebung ist nicht gefunden, die christliche Religion ist in ihrer Wurzel vernichtet.“ — Was ist nun mit diesen Worten Anderes gesagt, als daß die biblische Tradition, mit Protest gegen jegliche Art einer selbständigen historischen und philosophischen Kritik, unmittelbar als solche, wie sie sich uns darbietet und wie wir sie nun eben finden, als Norm unsers Glaubens und Denkens gelten soll? Und wiederum diese Forderung, was besagt sie Anderes, als daß der Inhalt der christlichen Religion das Selbstbewußtsein bestimmen soll als eine Macht, deren Wurzel und Princip es nicht in seinem eigenen Wesen finden kann, und von der es daher als von einem ihm entfremdeten Wesen, selbst völlig passiv und unfrei, gewaltsam beherrscht wird? Denn entweder vermag die denkende Vernunft den religiösen Inhalt, welcher dem Bewußtsein allerdings zunächst von außen als Anschauung und Ueberlieferung entgegentritt, als die ihrem Wesen immanente Substanz der göttlichen Wahrheit, als ihr objectives, Gottheit und Menschheit im Selbstbewußtsein vereinendes Gesetz, aus sich selber zu reproduciren und zu ihrem eigenen Wissen und Leben zu machen, oder sie vermag es nicht. Vermag sie es nun, so ist sie damit auch genöthigt und verpflichtet, das ihr zunächst äußerlich Gegebene, von welcher Autorität es auch getragen sei, als bloße Erscheinung auf ihr inneres ewiges Wesen zurückzuführen und sowohl dieses an dem Gegebenen sich zum Bewußtsein, als das Gegebene an ihrem Wesen sich zur Gewißheit zu bringen. Wenn nun das Wesen, d. h. nicht irgend ein beliebiger, sondern der im — unaufhaltsamen Fortschritt des allgemeinen Geistes klar und gewiß gewordene innere Gedankenzusammenhang sich absolut nicht, oder nur durch die subjectivste Willkür und Scholastik, in irgend einem Momente der Erscheinung wieder zu erkennen vermag, so ist dies der Zeit verfallen und die Vernunft ist durch göttliche Nothwendigkeit gedrungen, es auszumerzen und umzugestalten, so daß demnach der Grundsatz in seine Rechte tritt, daß das Christenthum nicht darum, weil und insofern es im biblischen Boden wurzelt, sondern nur darum, weil und insofern der biblische Boden mit seinen Producten von der ewig gottmenschlichen Vernunft angelegt und durchgeistet ist, respectirt werden muß. Der biblischen Tradition kann also nur deshalb ihre hohe Bedeutung zukommen, insofern und insoweit sie sich als der erste, unmittelbarste Ausdruck des, seine jüdischen und ethnischen Beschränkungen durchbrechenden, in seiner absoluten Wahrheit sich erfassenden Geistes vor dem Forum dieses ewig präsenten Geistes bewährt. Sie hat daher immer nur eine secundäre Stellung zu dem Princip des wahren Glaubens, wie denn auch der Protestantismus alsobald darauf gedrungen hat, daß der heilige Geist selbst die Schrift erst auslegen und ihr wahres Wesen enthüllen müsse. Soll uns dieser Geist wirklich ein durch sich selbst geltendes Princip, eine dem zufälligen Gefühle und der subjectiven Meinung entnommene Macht sein, so kann er seine Wirklichkeit nicht in dem quantitativen und somit äußerlichen Gewichte der Stimmenmehrheit auf den kirchlichen Synoden und in den symbolischen Büchern, sondern nur in dem haben, was unbedingte Nothwendigkeit mit sich führt, in den ewigen, immer gegenwärtigen Ideen der Vernunft, die sich in dem freien Proceß der Wissenschaft und Praxis bewähren.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Friedrich Lücke „Erinnerungen an Karl Otfried Müller."

(Schluß.)

Müller war ein Gegner der Philosophie, weil er sich an die Form stieß und ihr Wesen nicht verstanden hatte. Lücke meint zwar, Müller habe die Philosophie geliebt, aber er setzt bald hinzu: „die neuere Tyrannei des philosophischen Begriffs widerstand seinem freien geschichtlichen Geiste." Um, wie der Apostel Paulus, mit den Heiden ein Heide zu sein, wollen wir die Tyrannei der neueren Philosophie zugeben. Ja, sie tyrannisirt uns, — so lange wir uns von ihr tyranniſiren lassen, so lange wir nicht ihre Gegner zu den unseren machen, und die Waffen, welche sie bietet, selbst ergreifen. Alle diejenigen aber, welche in der Vergangenheit einen mystischen heiligen Gral suchen, verlieren die Gegenwart, während die Philosophie nichts weiter will, als dies, Gegenwart finden und verstehen, aber dies bis in das innerste Mark. Müller kümmerte sich um die Gegenwart wenig, sofern sie nicht seinen besonderen Beruf berührte. Wie einseitig er aber auch die Geschichte, sogar die ihm am nächsten angehende hellenische auffaßte, sieht man deutlich aus seiner Vorliebe für den dorischen Charakter, für den spartanischen, starren Staat. Das unendlich reichere, geistvolle, demokratische Athen sagte ihm weniger zu. Diese Richtung hat Hr. Lücke nicht bestimmt anzuziehen gewagt, aber gerade daraus ist des Verstorbenen „würdiges Halten am alten Recht und fester königlicher Ordnung zu erklären, indem er die ächte Aristokratie pries und jede demokratische revolutionäre Schwindelei verurtheilte." Auch uns ist die revolutionäre Schwindelei zuwider, keineswegs aber die reformatorische Besonnenheit, für die Athen ebenfalls Belege genug liefert. Auch wir wünschen am Recht zu halten, aber nicht an alten Mißbräuchen, traditionell Recht genannt, sondern am absoluten Recht. Auch wir halten die königliche Ordnung in Ehren, aber nicht die feste, stabile, sondern die lebenvolle, bewegliche, auf Gegenseitigkeit mit dem Volke gebaute. Uebrigens ist es lächerlich, diese gedankenlosen Unterschiede moderner Parteistichwörter nun sogar auf Athen und Sparta anzuwenden. Wo Geist ist, da ist auch Revolution. So in Athen; aber die Revolution, die Plato und Aristophanes darstellen, ist viel tiefer, als die irgend ein Demagog in der Stadtverfassung anrichtet. Die moderne Meinung, die man überall predigen hört, daß gar keine Revolution sein solle, weder im Glauben, noch im Wissen, noch im Staat, paßt aber nirgends hin, wo es eine Geschichte giebt. Darin aber ist Müller von Lücke jedenfalls mißverstanden, wenn ihm die Meinung Schuld gegeben wird, daß die classische und christliche Welt nur durch einander in ihrem wahren Werth und Wesen erkannt werden könne. Denn aus einer Stelle, welche Lücke selbst (S. 29) anführt, sieht man, daß Müller jede Periode der Bildung des Menschengeschlechts in ihrem gesetzmäßigen Bildungsgange, in ihrer individuellen Gestaltung, also in ihrem eigenen Geiste aufgefaßt und erklärt wissen wollte.

Was Lücke über Müller's praktisches Geschick sagt, wollen wir, sofern es im akademischen Kreise sich äußerte, zugeben. Was er über sein Tabackrauchen bemerkt, das er seiner Reise wegen noch spät anfing, mag dahin gestellt bleiben. Ueber sein energisches und schönes Redetalent hätte der Verf. lieber Müller's Schüler, als eine unter dem Auditorium desselben hingehende und zuhörende Frau, reden lassen sollen. Endlich kommt er auch auf das Glaubensbekenntniß des Verstorbenen. Wir selbst hielten letzteren für einen heiteren, religiösen Dilettanten; so wenig er an dem Streben nach politischer Freiheit Theil nahm, so wenig theilte er den Kampf gegen die gefrierenden Ideen der Orthodoxie. Lücke will aber auf einer Spazierfahrt mit Müller so viel Uebereinstimmendes bei ihm in der Auffassung des christlichen und protestantischen Princips getroffen haben, „daß er ihm in der ersten Freude darüber die theologische Doctorwürde decretirte." Das macht uns mißtrauisch. Lücke hätte Müller's eigenste Ansicht mittheilen sollen, und es ließe sich weiter urtheilen; so aber steigt bei uns ein bescheidener Zweifel an seiner Selbständigkeit auf, und daß der Promotor legitime constitutus nicht allein gegen ihn persönlich scherzend, sondern auch öffentlich mit seiner Allmacht Prunk treibt, finden wir — mindestens unzart gegen die Collegen in der Honorenfacultät.

Der Verlust der Universität ist allerdings um so härter, als Müller von dieser wissenschaftlichen Reise, auf der er den Tod fand, unstreitig reiche Ausbeute mitgebracht haben würde, und noch in den besten Jahren seiner Kraft und Thätigkeit stand. Allein wie engherzig! wenn Lücke bei dem Tode selbst die Hand Gottes darin besonders erblicken will, „daß Müller's philologische Entwicklung, in der die Reise nach Griechenland nothwendig lag, in eine Zeit fällt, wo das classische Land, frei vom barbarischen Joche, in den Zusammenhang der europäischen Cultur wieder eingetreten, forschenden Gelehrten Schutz und neuen Reiz zu gewähren anfängt." Denn wäre dies Letztere nicht der Fall gewesen, so würde Müller, da er freien Willen besaß, eben so leicht nicht hingereist sein. — Ueber den weiteren Verlauf der frommen Gefühle wollen wir lieber schweigen, damit uns der Verf. nicht beschuldige, seinem guten Stile zu viel Gewicht beigelegt zu haben.

†.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Digitized by Google

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

2. April. № 79. 1841.

Heinrich Steffens „christliche Religionsphilosophie."

(Fortsetzung.)

Vermag aber die denkende Vernunft den religiösen Inhalt nicht in ihrem eigenen Wesen zu erkennen, darf sie ihn nicht nach dem, ihr durch sich selbst immanenten, im Proceß der Bildung zum klaren Bewußtsein gebrachten, Princip der Wahrheit beurtheilen, wie Steffens will, so ist die historische Erscheinung des Christenthums eben als historische Erscheinung zum Quell und Princip der Wahrheit und des Erkennens gemacht. Bin ich aber bestimmt durch die Erscheinung als solche, soll mein Denken und Wollen, d. i. mein innerstes Wesen an sie gebunden sein auf principielle Weise, so daß sie mir mehr ist, als ein bloßes, wenn auch das kräftigste, Mittel der Besinnung meiner auf mich selbst in meiner immanenten Idee: nun, so werde ich durch sie mir selber, und zwar nicht meinem empirischen Ich, sondern meinem innersten Wesen nach entfremdet, ich lasse mir mitten durch's Herz den Pfahl der Endlichkeit schlagen, ich nehme ein sein sollendes Princip in mich auf, das vor meinem innersten Denken und Wollen immer nur als gebietendes Gesetz schwebt. Ist das denn aber nicht geradezu katholisch? Muß nicht in dieser Weise eben auch die justitia originalis statt als eine vere naturalis, wie bei den Protestanten, umgekehrt gefaßt werden als ein donum, quod ab extra accederet, separatum a natura hominis? — Und wenn dies historische Princip nur noch historisch gewiß wäre! Aber die Widersprüche! die jeden Lösungsversuch wieder zu Schanden machenden Widersprüche in den Evangelien, — „diese garstigen, breiten Gräben" —: wer hilft uns doch über sie hinaus? Etwa die neueren Evangelienharmonieen, deren einsingender Klang neuerdings wieder von Tholuck durch das Miteinklingen römischer Münzen verstärkt worden ist? — Ach! wenn der gemeinschaftliche Grundton, der sich allerdings durch diese verschiedenen, oft auf das Schreiendste einander widersprechenden Harmonieen hindurchzieht, nur ein anderer wäre, als jenes, immer wieder verunglückte Bestreben: „Mittel und Wege auszusinnen, um die widerspenstige Verschiedenheit von Umständen wenigstens, gleich stößigen Böcken, in einen engen Stall zu sperren, in welchem sie das Widereinanderlaufen wohl unterlassen sollen." — Denn dabei bleiben „leider die Böcke doch immer stößig, wenden doch immer die Köpfe und Hörner noch gegen einander, und reiben sich und drängen sich"*).

Dies also hat es auf sich mit der Fixirung eines Punktes in der Geschichte, den das Denken nicht zum Moment seines Wissens machen, sondern von dem es sich unbedingt bestimmen lassen soll. In diese unfreie, unprotestantische Ansicht ist Steffens verfallen, weil er der freien Entwicklung der Philosophie nicht gefolgt, sondern hinter seiner Zeit zurückgeblieben ist. Steffens sieht in dem reinen, begriffsmäßigen Denken noch immer ein von dem lebendigen Sein abstrahirendes Thun, und hat daher vor der neueren Philosophie einen wahren Abscheu. Zwar wird einmal die Phänomenologie Hegel's als „ein höchst merkwürdiges, tiefsinniges und geistreiches Werk" bezeichnet (Bd. I. S. 18); allein da Steffens die „absolute Philosophie" immer wieder des Verrennens in ein abstractes, daseinloses Denken bezüchtigt, in ein Denken, daß sich denn umgekehrt die Natur als ein gedankenloses Sein, als eine naive Entäußerung des Geistes gegenüber habe, so muß man vermuthen, daß er die Phänomenologie eben in ihrem Wesen, eben in dem, worin sie tiefsinnig ist, nicht begriffen habe. Denn was in aller Welt bildet doch sonst den Inhalt der Phänomenologie, als der durch alle Momente der Erscheinung hindurchgeführte Beweis, daß, wie das Sein an sich Denken, wie die Natur an sich Geist sei, auch umgekehrt der Geist die Natur als Moment in sich setze, so daß beide Sphären, die Natur und der endliche Geist, sich in immer höheren Potenzen, aber so, daß der Geist als übergreifendes Princip resultirt, mit einander vermitteln in der Idee des Absoluten? — Steffens aber hat ein für alle Mal solchen Horror vor dem reinen Denken bekommen, daß er, um der Gefahr zu entgehen, mit der Speculation abwechselnd bald in die Leere des abstracten Denkprocesses, bald in die Geistlosigkeit des

*) Lessing's Duplik. Berliner Ausgabe. V. Bd. S. 102.

Digitized by Google

gedankenlosen Natur-Seins zu gerathen, durch einen salto mortale über diese fingirte Spalte hinaus zu kommen sucht. Es ist nämlich die Idee der Persönlichkeit, die ihm, als eine „Thatsache des Bewußtseins," unmittelbar über die Abstractionen des Denkprocesses hinaushelfen und vor dem Strudel jener Charybdis und Scylla bewahren soll. Was das Wesen der Persönlichkeit sei, ist nach Steffens dem christlichen Bewußtsein unmittelbar gewiß. Daher stellt er die Idee der Persönlichkeit sogleich als Leitstern, als Thatsache, an die Spitze seines gesammten philosophischen Systems. Auf sie braucht sich die Philosophie, aber nicht in der Weise des reinen Denkens, sondern in der Weise des anschauenden Erfahrens, nur zu besinnen, und sie findet in ihr den ganzen Zusammenhang des Universums in großen Umrissen verzeichnet.

Was nun über die Bedeutung der Persönlichkeit gesagt wird, das kann man im Sinne einer geistreichen Beschreibung und Veranschaulichung nur dankbar acceptiren. Die Hauptmomente, welche freilich die Philosophie erst zu deduciren hat, werden trefflich abgebildet. Aber auch in diesem Abschnitte finden sich unter vielen freisinnigen Anschauungen einzelne Behauptungen, gegen welche die Philosophie immer Krieg erheben wird. Die bestimmte Form der Persönlichkeit, sagt Steffens, sei das Talent. Das Talent aber habe keinen sinnlichen Anfang, sondern weise auf eine übersinnliche Sphäre hin. Es sei ein Ideales, von sich selbst Getragenes, gleich der thierischen Gattung; die Sinnlichkeit sei nur seine Erscheinungsform. „Das Talent, heißt es, muß betrachtet werden als das Pfund, das Gewicht, das in allem Schwanken Unveränderliche, als der souveraine König der Persönlichkeit, der nicht selbst aus den sinnlichen Verhältnissen entsprungen sein kann, da er ja vielmehr alle Verhältnisse beherrscht, oder, damit die Persönlichkeit sich gesund erhalte, beherrschen soll" (Bd. I. S. 23). Schade nur, daß dieser souveraine König sich denn doch von dem sinnlichen Factum, von der äußeren Erscheinungsform der Religion einen solchen Stupor einflößen läßt, bei dem er seine Selbständigkeit völlig einbüßt. Das kommt aber daher, weil es mit dieser Souverainetät nicht so gar schlimm gemeint ist. Denn wodurch der Persönlichkeit diese Theilnahme an der unendlichen Aseität des Geistes allein vermittelt werden kann, die reine Allgemeinheit des Denkens, „in der die Psychologie das bedingte Bewußtsein betrachtet," soll eine leere Abstraction, „ein Nichtiges" sein. Das Hauptgewicht wird geradezu auf die Naturbestimmtheit, auf die Eigenthümlichkeit des Talents gelegt. Bildet aber das Talent das Wesen der Persönlichkeit und drückt es dabei doch überwiegend die Naturbestimmtheit derselben aus, so ist alle wahre Freiheit des Geistes im Grunde nur ein leerer Schein. Unauflöslich ist er gebunden an seine Naturgewalt, und die Harmonie mit derselben kann ihm, wenn sie einmal gestört ist, nur von außen wieder kommen. Damit wird das Talent geradezu etwas Fatalistisches. Ein solcher Zug liegt nun allerdings im Talent, aber eben deshalb kann das Talent auch nicht der höchste Ausdruck der Persönlichkeit sein, oder der souveraine König wäre ein Tyrann, der dann freilich selbst zum Knecht der äußern Verhältnisse wird. Und darauf läuft es nach der Steffens'schen Theorie auch hinaus. Denn „die Persönlichkeit ist Natur — durchaus gegenständlich — nicht allein für andere Persönlichkeiten, sondern auch für sich selbst. Diese setzt sich durch das Talent nicht als das, was sie ist, sie findet sich. Das Talent ist das menschliche Subject als unüberwindliches Object; das Ich, welches sich nicht selbst bestimmt; der reine Gegensatz des Fichte'schen Ich, dieses als ein Nicht-Ich. Vergebens sucht der subjective Geist sich zu trennen von diesem Naturgrund aller geistigen Entwicklung, ihn in dieser Trennung als Ausdruck eines rein allgemeinen Denkens zu gebrauchen. Eine jede Bemühung der Art straft sich selber. — Die bewußte Persönlichkeit erkennt in ihrem Talent den festen Naturgrund ihrer geistigen Eigenthümlichkeit" (S. 24). Wie ist in diesen Worten doch Wahrheit und Unwahrheit, Freiheit und Unfreiheit vermischt! Wie? das Talent, was diesen unüberwindlichen Gegensatz am Object, an seinem Naturgrunde hat, soll das Centrum, die Souverainetät, das Wesen der Persönlichkeit constituiren, soll nun und nimmer zum durchsichtigen Moment werden? Das Subject soll nun und nimmer sein Anderes, die Objectivität als Geist mit sich selber durchdringen können? — Das ist ja wieder der alte, verhängnißvolle Dualismus und Fatalismus, gegen den sich jedes freie Bewußtsein sträubt, und wenn es mit dem seine Wahrheit hat, dann kann das Weitere, was Steffens im Interesse der Freiheit hinzufügt, daß diese Eigenthümlichkeit die Persönlichkeit nicht fessele, keine Grenze für sie sei, seine Richtigkeit nicht haben. Denn ein derartiger Naturgrund, dem gegenüber das Bewußtsein sich immer überwiegend passiv verhält, den es wie zur Bestimmtheit seines Wissens und Wollens aus dem ihm immanenten Denken selber machen darf, ist keine Nothwendigkeit, die an sich die Freiheit wäre, denn das Moment der Gesetztheit fehlt darin und damit das unendliche Verhältniß der freien, seligen Wechselwirkung zwischen Object und Subject, zwischen Gesetz und Liebe. Vielmehr trägt die Persönlichkeit, wie das materielle Dasein, mitten in seinem Centrum einen Schwerpunkt, der es endlos außer sich treibt, aus dem sich wer weiß was noch für Dinge entwickeln können. Denn ob in diesem nie zu bewältigenden Hintergrunde nicht eine furchtbare Arry mit Schlangen und Ungeheuern versteckt liegt, vermag die Persönlichkeit nicht zu enträthseln. Und daß sie sich nur nicht auf die Offenbarung Gottes beruft. Denn diese soll ja nicht sein eine ewig im Denken präsente, sondern eine der

Digitized by Google

innersten Ichheit und seiner Selbstgewißheit fremde, nur im äußern Spiegel geschaute Thatsache, aber keine zugleich im inneren Wesen begriffene Idee.

(Fortsetzung folgt.)

Deutscher Musenalmanach für 1841. Herausgegeben von Th. Echtermeyer und Arnold Ruge. Mit Jos. Freiherr von Eichendorff's Bildniß. Berlin. Athenäum.

Gern sehen wir eine gewisse Bedeutung darin, daß den Musenalmanach für 1841, der in elegantester Ausstattung schon zum letzten Weihnachtfeste seine Gaben gebracht hat, das hübsch radirte Bildniß des Freiherrn Joseph von Eichendorff schmückt. Eichendorff ist als Dichter der letzte eines ausgestorbenen Rittergeschlechts, der einzige rein- und vollblütige Stammhalter eines früher so mächtigen, an Gliedern so zahlreichen Hauses, das stolz auf seine todte Ahnfrau, seine weiße Dame, die Romantik war. Der Lauf der Dinge hat die anderen hoffnungsvollen Sprossen, die Stamm- und Lehnsvettern mit Helm und Schild zur Erde bestattet; Eichendorff ist der einzige, der wirklich noch lebt, der am goldnen Sonnenlichte sich freut, der im süßen Bewußtsein und Gefühl des bloßen Seins es sich warm um's Herz werden läßt, wenn auf der bemoosten Balustrade des einsamen Waldschlosses er den Pfau sein majestätisch Rad schlagen sieht; wenn vor ihm die mährchenhafte rauschende Waldnacht aufgeht, mit ihren gaukelnden Zigeunerschönheiten, mit ihren Taugenichtsen, die durch den Tann in die Verschollenheit ziehen. Und weil es ihm unheimlich geworden scheint in dem verfallenden Stammschloß, zieht er gern und oft in die Waldung hinaus, wie ja gewöhnlich die stolzen kriegerischen Rittergeschlechter in eine zahmere Generation von tüchtigen Forst- und Jagdjunkern auslaufen; sein Wappenschild und seine Waffen aber, die rein und klangreich tönende Rede, die Schneide des Worts hat er sich blank erhalten und ist bis auf diese Stunde ein Romantiker vom Wirbel bis zur Zehe geblieben.

Durch diese Treue, durch dies sichere Fortschreiten auf einer Bahn, ohne alles Abschweifen und Experimentiren nach andern Richtungen hin, durch die weise Kunst des sich selbst Beschränkens ist Eichendorff ein großer Dichter geworden. Eine ungestörte Entwicklung hat ihn bis zu einem entschiedenen, ausgemünzten Gepräge, zu einem ganzen, marquirten Charakter gefördert, was seine Erscheinung immer wohlthuend, befriedigend und liebenswürdig macht. In seinen Zügen spiegelt sich dies; sie sprechen von einem bestimmten, nicht complicirten, im Ganzen und Vollen gebildeten Charakter, und dabei von einer amusablen Disposition; es ist der Kopf eines Mannes, der weiß, was er will, der Gemüth die Fülle besitzt, aber nie einen Anflug von moderner Zerrissenheit gehabt hat. Eine gewisse ironische Schalkheit, wie sie dem Romantiker zukommt, eine gewinnende Heiterkeit lagert sich um seine fein geschnittenen Lippen, und Eichendorff hat Ursache, heiter zu sein. Wie glücklich ist er, mit so manchem Anderen, z. B. mit Immermann vergleichen, der gleich ihm eine Art Einsiedlerstellung einnahm, dessen Anfänge gleich den seinen in romantischem Grunde wurzelten, der aber zugleich zu einer modernen Höhe emporwachsen wollte und darüber zwischen beiden Punkten in ein unseliges Schaukeln gerieth, das ihn hinderte, in einem Schwerpunkt ruhig, einen festen und erfaßbaren Kern anzusetzen. —

Daß nun die Herausgeber des Musenalmanachs, welche so dreist und waghalsig gegen alle Romantik im Felde liegen, welche Eichendorff's verblaßte Stamm- und Lehnsvettern, wie einst mit ihren Morgensternen die Schweizerbauern bei Sempach Herzog Leupold's von Oestreich gerüstete Ritterschaft, todt zu schlagen sich erkühnten, — einen entschieden und durchaus romantischen Dichter in effigie ihrer diesjährigen Sammlung von Dichtungen voranstellen, das mag uns eine neue Andeutung sein, wie es ja nicht darauf abgesehen, ikonoklastisch zu zerstören, was einer frühern Richtung der Litteratur Berechtigtes und Wahres zu Grunde gelegen, was an ächter Poesie aus ihr sich entwickelt hat. Alle historische Begründung, auf das Raisonnement von der Nothwendigkeit einer Erscheinung als Moment in der Bildung einer gewissen Zeit hin sich stützend, ist dem Standpunkte des freien Geistes gegenüber eine mißliche; aber — Allah Akbar, Gott ist groß und hat der Formen viele sich bilden lassen und keine ohne ihren Inhalt gelassen. Wer sie alle nach einer Schablone auf seiner dialektischen Drechselbank modelliren will, dem fallen freilich nur Scherben in die Hände. — Wenn eines schönen Tages die blondlockigen Malerjünglinge aus Düsseldorf, die so richtige schöne Zeichnungen machen und so abscheulich schlechte Farben aufsetzen, aufbrächen und gen Köln am Rhein zögen, um insgesammt die Fenstermalereien des kölner Domes, welche so herrliche Farben haben und so abscheulich schlechte Zeichnung, einzuwerfen, würde nicht ganz Deutschland über die Vandalen schreien, wüßten sie auch noch so schlagend darzuthun, wie verrenkt und albern die Gliedmaßen und Figuren in der kölner Kathedrale gezeichnet seien? — Ein ähnlich Unternehmen wäre der Kampf auf Leben und Tod mit aller Romantik; sie hat einen Baum ächter Poesie aufgezogen, voll Blüthen der tiefsten, seligsten Gemüthsinnigkeit und sie genährt mit dem edelsten und besten Herzblut des christlich-germanischen Menschen. Nur jetzt, wo die Blätter dieses Baumes verwelkt sind, und der Saft unter seiner Rinde verdorrt, Ruthen aus seinen Zweigen binden zu wollen, für ein Geschlecht, das von andern Pflanzen seine Früchte erwartet; jetzt, wo der Geist verweht ist, mit den Formen noch dilettiren zu wollen, weil nun einmal die Ohnmacht der Zeit in Hervorbringung eigener, ihr adäquater Formen (wodurch unser Zeitalter sich noch um eine Stufe unter das des Rococo gestellt hat) das Dilettiren mode macht, das verdient von jedem Standpunkte aus die Befehdung, welche in diesen Blättern so nachdrücklich erhoben ist. Nur vom ästhetischen Standpunkte aus sollte die ächte Romantik in Schutz genommen werden; ein Anderes ist, wenn vom allgemein menschlichen Standpunkt aus Dupliken und Tripliken zu liefern sind in dem großen Vindicationsprocesse des Jahrhunderts mit seinem Anwalt, dem Gedanken, gegen den bona fide Possessor mit einem Anwalt, der kein Anwalt sein darf, weil er ein launenhaftes, unlogisches Weib ist, — die Historie, wie sie der romantische Dilettantismus auffaßt.

Der Musenalmanach für 1841, um zur Sache zu kommen, bietet nun auch diesmal Alles, was von einem deutschen Musenalmanach zu erwarten steht; manches schöne neue Lied, aber auch eine Fülle dessen, was wir schon ken-

Digitized by Google

nen, schon auswendig wissen; ein schlechtromantisches Verschwimmen der Gefühle in die Natur, statt einer poetischen Bewältigung der todten Natur durch Gefühle, die zum lebendigmachenden Gedanken hinaufleiten; eine Poesie der gemüthlichen bescheidenen Wünsche, eine mit Wasserfarben illuminirende Weltanschauung; eine unbestimmte Sehnsucht, die über einem Chaos unarticulirter Empfindungen schwebt, und nicht die Kraft hat, concrete Gestaltungen über die Wasser sich erheben zu lassen. Sie ist gemacht, wie um in Schlummer zu wiegen, diese Lyrik, und im Traume erscheint euch dann, wie aus einem nebelhaften, vag hin- und herfluthenden Gewässer auftauchend, die Gestalt der deutschen Poesie; sie hat blasse Wangen und verschwimmende blaue Augen und einen pretentiösen Zug um den Mund, der aussagt: „ich habe gelitten;" sie sieht aus wie eine verkannte Seele. Oft auch hat sie glänzend gekämmtes grünes Haar und ist eine Art Nixe, die da trauert, daß sie nicht selig werden kann, weil der stolze Erlöser, der Gedanke des Jahrhunderts nicht für sie, sondern nur für seine Auserwählten geblutet hat.

Einer der Dichter des Musenalmanachs singt auf S. 189 folgende Abendphantasie:

Mild verglimmt die Abendröthe
An dem dunkelnden Azur,
Linde Ruh' ist ausgegossen
Auf die abendliche Flur.

Müßig träumend schweift mein Auge,
Lässig ruht die Hand im Schooß,
Labung suchend reißt die Seele
Sich vom Tagewerke los.

Und wie dort aus Himmelsfernen
Glänzend bricht der Sterne Chor,
So aus meines Geistes Tiefen
Steiget Bild auf Bild empor.

Und wie dort vor allen Sternen
Strahlendhell der Vollmond blinkt,
Ist's dein Bild, das unter allen
Zaubrisch mir entgegenwinkt.

Das ist eins von den vielen Gedichten, welche man zur Bezeichnung der durchschnittlichen Höhe, welche unsere Alltagslyrik erreicht hat, hervorheben könnte; da ist eine glatte, gute Diction, kein Fehler in Metrum und Reim, eine wahre Situation und Empfindung und dennoch ein langweiliges Poem, weil es ohne besondere Gedanken- oder Gefühlstiefe, ohne Neuheit der Motive und der Bilder, ohne Schwung der Phantasie ist. Ueberall quellen diese thatenlosen Empfindungen eines nur poetischen Gemüths, nicht eines Poeten, entgegen. Von dichterischer Schöpferkraft ist bei diesen Dichtern keine Rede, was Salvator Rosa in seinen Satiren sagt: Maggior poëta è, chi più hà del matto, verstehen sie nicht, und wenn sie, wie immer, in den letzten Versen verklebt werden, wird man regelmäßig an Shakspeare's Wort erinnert:

Lieben? Ist dies 'ne Welt
Zum Puppenspielen und mit Lippen fechten? —

Im geraden Gegensatze zu ihnen steht eine andere Reihe von Dichtern, die über die Johanniswurm-, Maikäfer- und Gänseblümchen-Sphäre der Naturbetrachtung hinausgeschritten sind, die nicht die Erscheinungen der Außenwelt passiv auf sich wirken lassen und die Wirkung in leisen Flötentönen wiedergeben, als sei der Dichter eine Art potentirter Grasmücke, die auch piept, wenn die Sonne scheint, — sondern denen es mehr darum zu thun ist, analog mit der schaffenden Natur auch ihre Kunst schaffen und aus dem bewegten Innern eine Welt vor dem Leser entstehen zu lassen, welche diesen bewegen soll, statt daß unsere Grasmücken nur auszudrücken wissen, wie sie selber bewegt sind. Bei ihnen zeigt sich nun auch ein Einfluß der Zeit und ihrer Errungenschaft, wie ihrer Prätensionen, während die Grasmücken eben so gut in den Jahrgang 1810 des Morgenblattes gehörten. Pathos der Empfindung, Kraft des Gedankens, Schwung der Phantasie macht ihre auf der Höhe der Zeit stehenden Dichtungen thatkräftiger, großartiger und, was der beste Ausdruck ist, feierlicher. Es ist das Priesteramt im Tempel Gottes, der Dienst der Freiheit und der höchsten humanen Interessen, die apostolische Mission der Poesie, welche in ihnen hervortritt. Hier sind vor Allen aus den Dichtern des vorliegenden Musenalmanachs die Namen von Lenau, Dingelstedt und Prutz anzuführen. Ihnen schließen sich Stägemann, Hermann, Braunfels, Ruge, Hoffmann von Fallersleben und Andere an, in deren Beiträgen Interessen der Zeit, Anregungen der Gegenwart mehr oder weniger poetisch hervortreten; vor allem anderen Schicksal, das den Genius unseres Jahrhunderts weinen macht, hat das der Polen noch immer die wehmüthigen Sympathien unserer Sänger rege gehalten, und sie aussprechen lassen, was als zorniges Gefühl die Stirnader der Nation schwellte, so selten auch sonst das Herzblut des Volkes der kastalische Quell unserer Lyrik ist. Reichenau, Freitag, Hermann sind hier zu nennen. — Die didaktischen Poeten Schefer und Sallet nehmen jeder eine besondere Nische für sich in Anspruch; eine zusammengehörende Gruppe bilden Eichendorff, Ferrand, Matzerath und Wolfgang Müller in erster, Seidl, Hutterus, Reinhold, Stahr und Andere in zweiter Reihe; auch bei ihnen herrscht eine gewisse Beschränkung ihrer Anschauungen, eine gewisse Passivität der Natur gegenüber vor; aber sie sind farbenreicher, tiefer, neuer in Motiven und Empfindungen, als die Poeten, von denen ich zuerst sprach; es klingt mitunter eine eigenthümliche Musik aus ihnen entgegen, und ihre poetische Intuition, wo sie sich in die Reize der Natur versenken, zeigt trotz dem, daß wir es mit ächten und wahren Dichtern zu thun haben.

Ich gehe dazu über, die Namen der 47 Dichter, welche zum Musenalmanach beigesteuert haben, der Reihe nach zu nennen. Den Reigen beginnt Eichendorff mit vier Gedichten, von denen das erste das gelungenste ist; zart, leicht und duftig, und dennoch voll tiefer Empfindung sind alle seine Poesien, oft wie hingehaucht, am schönsten aber jedenfalls, wenn er in seine waldnachtmährchenhaften Novellen sie verstreut, wo sie wie plötzliche smaragdne Strahlen durch die frischgrüne Laubesdecke blitzen und klingen. Ganz in dieser Weise ist hier das erste Gedicht: „Bei Halle" und das dritte: „Wanderlied" gehalten. Das letzte: „Die Räuberbrüder," würde ergreifender geworden sein, als es schon ist, wenn der Dichter die Situation im Beginne etwas mehr ausgemalt hätte.

(Fortsetzung folgt.)

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Digitized by Google

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

3. April. № 80. 1841.

Heinrich Steffens „christliche Religionsphilosophie."

(Fortsetzung.)

Wir wollen es nicht verkennen: eine wahre Seite liegt auch dieser Steffens'schen Auffassung zu Grunde. Der werdende Geist unterscheidet sich allerdings dadurch von dem absoluten, daß sein Fürsichsein im Beginn seiner Entwicklung und bei der Mehrzahl der Individuen durch das ganze Leben hindurch noch überwiegend durch das Andere seiner selbst, durch die Gewalt seines Naturgrundes bestimmt ist. Aber diese Bestimmtheit macht nicht das innere, wahrhafte Wesen des Geistes aus. Die wahrhafte Substanz des werdenden Geistes bildet vielmehr die ewige, mit der Gottheit identische, nur der individuellen Bestimmtheit nach von ihr unterschiedene Vernunft. Durch diese als sein ewiges Wesen, das er im christlichen Glauben als sein eigenes höheres Ich, als den Gottmenschen in ihm betrachten lernt, ist der Mensch an sich über jede natürliche und geistige Abhängigkeit hinaus, und der christliche Glaube besteht eben darin, daß ich dieses meines ewigen Wesens als des meinigen gewiß bin, daß es aufhört, ein mir gegenüberstehendes Gesetz zu sein. Diese Gewißheit, die zunächst noch unvermittelt im christlichen Gefühle ruht, hat sich mittelst der neueren Philosophie in der Region des Denkens Luft gemacht und alle Fesseln der Persönlichkeit mit dem Begriff der Sache zersprengt, um sich in ihrer letzten gläubigen Voraussetzung zu erfassen. In Fichte hat dies himmelerschwingende Denken, lange gewaltsam niedergehalten, eben so gewaltsam seine Ketten durchbrochen. Fichte's Philosophie bildet die intelligente Seite zu dem praktisch gewaltsamen, rächenden Idealismus der französischen Revolution, und er ist ebenso, wie diese, aus dem einen Extrem in das andere gestürzt. Das Ich, welches sich unmittelbar unbedingt setzen wollte, ist dem unheimlichen Anstoße des fatalistischen Nicht-Ich, diesem Napoleon der Fichte'schen Revolution, in die Arme gerathen, obgleich Keiner Napoleon mehr haßte, als eben Fichte. — Aber wegen dieses Umschwunges seine Hoffnung nun wieder auf die alte, abgelebte Dynastie des Positiven zu setzen und den freien Act des Sichsetzens im Ich mit Schrecken und Angst zu perhorresciren, das ist noch viel willkürlicher und gewaltsamer, als die revolutionäre Gewaltsamkeit; das ist Bourbonismus. Der subjective Geist setzt sich zwar nicht nur, sondern findet sich auch, ja, das Sichfinden ist der Zeit, der Erscheinung nach sogar das Erste. Aber ebenso findet er sich nicht nur, sondern setzt sich auch; und der Dignität, dem Wesen nach ist dies Sichsetzen das Erste. Nur dadurch, daß er sich selbst zu dem macht, wozu er bestimmt ist, daß er nicht nur seine Bestimmtheit durch den Naturgrund, sondern auch seine Bestimmtheit durch die positive Seite der Religion, kraft des Erkennens der Wahrheit aus seinem eigenen Wesen, zum flüssigen Moment herabsetzt, ist und wird der subjective Geist frei und gottähnlich.

Weiter nun geht Steffens von der Thatsache der Persönlichkeit des menschlichen Geistes fort zur Betrachtung der Persönlichkeit des absoluten Geistes, als der zusammenfassenden Einheit der vielen Persönlichkeiten. Als der innerste Ausdruck des göttlichen Wesens wird sodann die Liebe bestimmt. Diese Wahrheit soll aber auch wieder eine unmittelbare Thatsache des Bewußtseins sein, und zwar nicht nur des positiv-christlichen, sondern auch des philosophischen Bewußtseins. Die Idee der göttlichen Liebe wird daher als gemeinschaftliches Fundament der christlichen Religion und der Philosophie angesehen. — Gegen den Zweifel, daß die Idee der Liebe nicht als Grundlage eines streng wissenschaftlichen philosophischen Gebäudes dienen könne, macht Steffens geltend, daß die Liebe unmittelbar als That die Einheit des Subjects und Objects in viel objectiverem Sinne ausdrücke, als dieselbe etwa durch die Gegensätze von Denken und Sein und Einheit beider, oder durch die engere Formel eines Ich=Ich oder allgemeiner eines A=A ausgesprochen werden könne (Bd. I. S. 52). Allein es fragt sich doch erst, was in der Idee der Liebe bloß ein Rester sinnlicher Verhältnisse, oder was darin der Ausdruck des wahren Geistes sei. Und so macht sich die Nothwendigkeit geltend, zuerst philosophisch auf den allgemeinen Begriff des Geistes zurückzugehen und dafür einen Ausdruck zu suchen, und

Digitized by Google

dann erst von da aus zur unmittelbaren Anschauung der concreteren Geistesverhältnisse vorzudringen. — Mit und in der göttlichen Liebe, fährt Steffens fort, sei zugleich die Idee eines persönlichen Gottes gegeben. „Denn das Letzte, was wir als das Ewige in uns selbst finden, ist die Form der Persönlichkeit, die eins ist mit der göttlichen und eben daher, wie diese, das All bestätigt in jeder Form. Der Ausdruck des so Gebundenen, welches in jeder Person ein Ewiges und dennoch in Allen dasselbe ist, ist der absolute Wille. Ein solches Wollende ist aber nothwendig eine Person aller Persönlichkeiten, und verschwände die Idee der Persönlichkeit aus dem absoluten Willen, so wäre er aus den besonderen Persönlichkeiten, insofern diese als mit ihm eins eine ewige Bedeutung haben, ebenfalls verschwunden. — Ein persönlicher Gott ist nothwendig ein außerweltlicher, denn der Wille ist durch das, worin er sich offenbart, auf keine Weise beschränkt. Ein Wille, der nur in und mit seiner That als ein solcher erkannt wird, ist kein absoluter Wille. Der wollende Gott fiele dann mit seinem Werk zusammen; er wäre durch dieses gebunden, allerdings durch seine eigene Nothwendigkeit, aber dennoch gebunden, wie etwa ein Denkproceß, der vor seiner Ausführung in sich schon fertig dasteht und abgeschlossen ist. Ein solcher ist eine, wenn auch innerlich unendliche, dennoch in sich abgeschlossene Einzelheit, und diese ist freilich, weil sie sich nur auf sich selbst bezieht, nur innerhalb ihrer Wahrheit hat, jederzeit absolut, aber keineswegs frei. — Gott ist ein außerweltlicher Gott, d. h. sein Wille ist nicht bedingt durch die Art, wie er sich uns offenbart hat. Er hat sich offenbaren wollen" (Bd. I. S. 119 flg.). Das Verhältniß des göttlichen Willens zur Welt wird dann durch das Verhältniß des Dichters zu seiner Dichtung veranschaulicht. „Wie in einem vorzüglichen Gedicht der Dichter immanent ist in seinem Gedicht, durch das Aeußere der Erscheinung das Wesen, das Ansich, das Talent der Persönlichkeit selbst sich offenbart, und zwar nicht als ein Aeußeres, nicht als eine Ursache, die eine außer ihr liegende Wirkung hervorruft, sondern als das Innerste des Gedichts, welches die Wahrheit der dichterischen Persönlichkeit getrennt von dem Dichter und dennoch mit ihm eins darstellt: so ist Gott, aber auf eine absolute Weise, die Welt selber und dennoch ganz von ihr getrennt, ja, eben in dieser absoluten Einheit alles dessen, was in der Welt wirklich ist mit dem wahrhaft Seienden der Welt, ist die Trennung Gottes von der Welt am entschiedensten ausgesprochen. — Der Dichter geht nicht auf in seinem Werke. Die Totalität seiner Persönlichkeit spricht sich zwar in diesem aus, aber nicht minder in mannichfaltigen andern Werken verschiedener Art, und er ist nicht bloß in einem Werke, sondern in der Totalität aller zu erkennen. — So, aber auf absolute Weise, ist Gott für das christliche Bewußtsein, als außer der Welt seiend, nicht bloß ein abstract allgemein Wollender, sondern auch außerweltlich Schaffender. Gott ist das immanente Wesen der Welt, und nichts außer ihm hat in der Welt Wahrheit und Wirklichkeit, und dennoch ist er zugleich ganz und gar außerweltlich — und insofern der uns verborgene Gott, dessen Mysterium kein menschliches Denken zu enthüllen vermag" (S. 126—127).

Diese Stellen enthalten den Kern der Steffens'schen Theologie. Es ist in ihnen darum zu thun, das Wesen und die Idee der Gottheit als absolute, in ihrer Einheit mit der Totalität der Welt zugleich sich von ihr unterscheidende, in sich selbst reflectirte Subjectivität darzustellen. Dies Interesse hat eine tief ethische und religiöse Basis und auch philosophisch ist es wohl begründet. Allein eben den philosophischen Begriff, die wirklich mit Nothwendigkeit, ohne alle Willkür fortschreitende Entwicklung der Idee Gottes vermißt man durchaus bei Steffens. Das sind Alles nur Analogien, um deren Wahrheit es sich erst handelt. Ja, daß sich Steffens den Mittelpunkt des göttlichen Wesens nach Analogie des menschlichen Willens vorstellt, erweist sich schon der einfachsten Reflexion als total falsch, besonders da noch dazu, nach dem Vorgange des Neuschellingianismus und der überhegelschen Speculation, das Wesen des Willens als das auch Anders-wollen-können von ihm bestimmt wird. Hiernach ist es schlechthin zufällig, daß nun eben diese Natur, diese Menschheit u. s. w. existirt. Ja es scheint sogar, als ob die Schöpfung der Welt auch hätte unterbleiben können. — Es ist gegen diese durch und durch willkürliche Meinung schon häufig und vom Standpunkt der religiösen Vorstellung schlagend genug die Idee der göttlichen Liebe geltend gemacht, daß nämlich nach dieser, wenn es mit ihr Ernst sein, wenn sie wirklich das Wesen Gottes ausdrücken solle, wie doch auch Steffens behauptet, Gott durch seine innere Natur und Nothwendigkeit sich ewig gedrungen fühle, sich zu offenbaren. Und ebenso dagegen, daß er sich hätte auch anders offenbaren können, hat man mit Recht eingewendet, daß sich ja dann Gott nicht nach der Idee seiner absoluten Weisheit und des höchsten Gutes bestimmt habe, daß diese Idee damit in Gott vernichtet und der göttliche Wille in sich selbst dem baarsten Zufalle preisgegeben sei. Am scharfsinnigsten hat sich Baur über diesen Punkt ausgesprochen in seinem großartigen Werke über den Gegensatz des Katholicismus und Protestantismus. Die Hauptsache aber ist immer, daß vom Standpunkte des consequenten Denkens die Vorstellung von der Erschaffenheit als des bloßen Gesetztseins der Welt sich geradezu auflöst. Wie es sich nämlich immer als eine Einseitigkeit des Denkens erwiesen hat, wenn dasselbe vom Princip des materialistischen Pantheismus aus, etwa mit der Atomistik oder mit dem système de la nature das Allgemeine zum bloßen Reflex des Besonderen, den absoluten Geist zum passiven Resultat

Digitized by Google

des subjectiven Geistes und dann noch weiter herab, im Sinne des Sensualismus, das Denken zum puren Affecte des sinnlichen Daseins machte, so ist es doch eben so einseitig und der Religiosität und Sittlichkeit an und für sich um nichts förderlicher, wenn man nun umgekehrt das Besondere erst aus dem Allgemeinen, die Natur aus einem übernatürlichen Geiste ableitet. Ist nämlich im ersten Falle schlechterdings nicht zu begreifen, wie sich aus dem Niederen das Höhere — und als ein Solches erweist sich doch der Geist gegenüber der Natur — sollte überhaupt entwickeln können, wenn es nicht wenigstens als Ansich, als energische Möglichkeit demselben schon zu Grunde läge und vorausgesetzt wäre: so läßt sich im zweiten Falle durchaus nicht einsehen, wie das Vollkommene als ein in sich selber Beschlossenes dazu kommen sollte, sich als ein Unvollkommenes, als ein erst zu Entwickelndes zu setzen, wenn das Moment der Besonderheit und des Werdens nicht an sich, als reale, d. h. als eine stets in die Wirklichkeit hinüberquellende Möglichkeit in ihm enthalten wäre, und wenn es mithin dasselbe als Welt nicht ewig-zeitlich sich voraussetzte. Gleichwie sich der werdende Geist nie über die abstracte Nothwendigkeit der Naturvereinzelung zu erheben und sich nie von dem sinnlichen Sein selbstbewußt zu unterscheiden vermöchte, wenn er nicht an sich schon von ihm unterschieden wäre und die Macht der Bethätigung seines Für-sich-werdens in jedem Momente neu aus dem absoluten Geiste schöpfte, so würde umgekehrt die Natur als das Reich der Verendlichung des Wesens nun und nimmer zu ihren Besonderungen und Vereinzelungen, zu dem bestimmten Fürsichsein und Unterschiede von dem in sich selber ruhenden ewigen Geiste fortgehen, wenn sie schlechthin von demselben nur gesetzt wäre und nicht zugleich in sich selber ihren Ursprung hätte. Gott und Welt verhalten sich daher nothwendig als zwei Sphären, die, wie sie in der Persönlichkeit und Idee des Menschen sich zu stets innigerer Einheit vermählen, auch jede für sich, die eine abstract ohne die andere nie sein können, sondern sich gegenseitig ewig-zeitlich und zeitlich-ewig voraussetzen und mit einander vermitteln. Den Mittelpunkt, die unendliche Totalität, bildet die Idee des Universums, die aber ihre Totalität in jeder Sphäre hat, nur in der einen mit dem einen, in der andern mit dem andern prädominirenden Factor. Nur diese absolute, stets unerschöpfliche, so Zeit als Ewigkeit in einander hebende Wechselwirkung ist des Geistes wahre Geistigkeit. Oder woher sollte denn das Eine erst zu dem Andern, das Endliche erst zu dem Unendlichen hinzukommen? Sind doch beide nur durch und für einander, was sie jedes für sich sind. Gott muß einen Gegenwurf seiner selbst haben, wie Jakob Böhm in immer neuen Wendungen veranschaulicht; „denn ohne das Nein wäre er in sich selber unerkenntlich und wäre darin keine Freude oder Erheblichkeit noch Empfindlichkeit.“ Theosophische Fragen. Er ist nicht das abstracte Eins, die leere Ewigkeit, sondern daß das Universum lebendige Totalität sei, muß es nicht nur ganz Geist, reine, allgemeine Beziehung auf sich selbst, sondern auch ganz Natur sein.

(Fortsetzung folgt.)

„Deutscher Musenalmanach für 1841. Herausgegeben von Echtermeyer und Ruge.“

(Fortsetzung.)

Von Hoffmann von Fallersleben sind die „Helgolander Lieder“ artige Kleinigkeiten ohne besondern Werth, und die vier Dosen „Gegengift“ so homöopatisch zugemessen, daß sie keinenfalls schaden können. Alexander Graf von Württemberg beginnt seine schwungreicheren Poesien mit einem Gedichte „An mein Roß,“ wie man eben mit Thieren spricht, in nachlässig hingeworfenen Brocken:

Mein treffliches Roß,
Arabischer Abkunft,
Mein liebster Genoß,
Was bringt uns die Zukunft? —

Es ist gut, daß solche Poesie in die Ohren eines Pferdes verschollen, welches ein nicht mit Vernunft begabtes Wesen und vom Herrgott ohne kritisches Vermögen gelassen ist; der Pegasus würde, so besungen, unter seinem Reiter bocken. Die folgenden Abtheilungen des Gedichts werden besser; „Der alte Soldat“ ist hübsch und gelungen, mit Ausnahme des matt verlaufenden Schlusses; ein Gedicht voll frischer Poesie ist endlich „Der Spazierritt.“ Nur die erste Strophe der zweiten Abtheilung:

Wie herrlich ist's, auf wilden Rossen
Zu jagen durch die grüne Nacht,
Wie kämpft sich da so unverdrossen
Die wechselnde Gedankenschlacht.

hat etwas unendlich Aufschneiderisches in diesem Ausdruck: Gedankenschlacht. Ich weiß, daß er bei unsern Dichtern en vogue kommt und daß A. Gr. von Württemberg ihn nicht erfunden, sondern namhafte Vorgänger dafür hat. Aber wer glaubt der Münchhausiade, daß in dem armen Hirn des Dichters die Gedanken sich eine Schlacht lieferten und gleichsam wie mit Spieß und Stangen gegen einander rückten? Es ist freilich nur ein Bild, aber durchaus unstatthaft, denn Gefühle mögen in raschem Wechsel in der Brust des Dichters sich bekämpfen, von außen stürmisch auf ihn eindringen; aber in ihm muß ein Gedanke, ein ewiger Friedensfürst, richtend und schlichtend über ihnen thronen. Im Uebrigen pulsirt in den Liedern des Grafen von Württemberg ein frisches junges Blut, das sie zu einer gesunden und liebenswürdigen Erscheinung macht. Tenner's Gedichte bezeichnen einen Fortschritt, wenn man sie mit seinen vorjährigen Beiträgen vergleicht, und verheißen die Entwicklung eines hübschen Talents für die Liederdichtung; „Der Frühling“ nur ist zu kindisch tändelhaft. Stägemann hat eine Reihe von acht Sonetten beigesteuert, ernst und gediegen, viel gefeilt und doch voll Kraft, wie seine Lieder alle. Ich weiß nicht, ob es ein Zeugniß für die fortlebende außerordentliche Geisteslebendigkeit des greisen Dichters oder den völligen Stillstand unserer lyrischen Kunst ist, daß Stägemann, der 1779

Digitized by Google

die Blüthe der Fruchtbäume beobachtete, noch den Musenalmanach für 1841 mit Gaben bereichern kann, die ein Schmuck desselben sind und denen man nirgends ansieht, daß sie nicht eines unserer jüngst aufgetretenen Talente zum Verfasser haben. — Stägemann ist jetzt heimgegangen; der Dichter ist seinem Helden gefolgt; man sollte seine Leyer über dem Grabe Friedrich Wilhelm's III. aufhängen, denn er ist ihm ein treuer Sänger gewesen, und war ein Poet, wie Jener ein König war. — Gedichte von Ferrand folgen; das ist jener Dichter, von dem Chamisso sagte, er spiele nur eine Saite, diese aber wie ein Paganini. Sie tönt meist schwermüthige, zerrissene Klänge von wunder Liebe und Hoffnungslosigkeit, die nur von dem stillen Zauber der Natur mit einer elegischen Tröstung sich überhauchen läßt oder in Grabesahnungen stillen Frieden sucht; aber in dem engen Kreise seiner Variationen liegt tiefe poetische Schönheit, wie sie hier in den Gedichten: „Am Fenster" und „Begegnung" ergreifend sich geltend macht. E. M. Arndt hat in zwei Beiträgen: „Dem kleinen Rath des großen kölnischen Fasching-Volksfestes" und „Des Soldaten letzter Ausmarsch" ein Zeugniß von der fortlebenden Kraft seiner biedern, männlichen und frommen Art geliefert. Vorzüglich das erste ist gelungen und hübsch. — „Die Wüstentäuschung" von Adolph Bube ist ein gutgeschriebenes Gedicht, dem aber eine Idee mangelt; deshalb verläuft es matt wie ein erquickliches Quellwasser der Oase in den besungenen Sand; es fehlt ihm an aller Pointe und läßt kalt. — Die Gedichte des jungen Mannes, denen nach Bube's Beitrag eine Stelle vergönnt worden ist, haben für mich zu wenig Neues gehabt, als daß ich ohne Vorurtheil sie besprechen könnte. „Der Geierpfiff" von A. E. von Droste-Hülshoff ist ein Muster einer poetischen Erzählung, durch die ausgezeichnete Kunst der lebendigen Darstellung und Schilderung, durch die ungewöhnlich feine Belauschung der Natur; es thut wohl, einmal auf ein solches Gedicht zu stoßen, worin Neuheit und Originalität nichts von all den hergebrachten poetischen Floskeln und stehenden Redensarten aufkommen lassen, die eine gewisse gemachte und meist unwahre Welt- und Naturauffassung von Geschlecht zu Geschlecht wie eine ewige Sünde forterben. So müssen gleich in den folgenden jugendlichen Gedichten von Viol der „blüthenduft'ge Mai" und „der milden Frühlingssonne goldner Strahl" für neue Gedanken und Bilder aushelfen. Wie lange wird noch in unserer Poesie der Mai eine ununterbrochene Zeit des Blüthenduftes und der goldenen Sonnenstrahlen sein, trotz der Erfahrung, welche jedes Frühjahr bringt, daß es nichts Nasseres, Trügerischeres, Verdrießlicheres geben kann, als diese Jahreszeit? Warum nun nicht solcher Beschaffenheit selber ihre Poesie ablauschen und darstellen? Denn ich glaube, daß überall, unter allen Umständen die Natur Poesie genug in sich birgt, welche wir nur zu erfassen, wahr zu malen, mit den Gedanken und Gefühlen der Poesie in uns selber zu durchdringen, nicht aber mit flittergoldnen Redensarten aufzuputzen haben. Wir sollten in dieser Beziehung das Geheimniß der britischen Dichter belauschen; nur dadurch, daß von ihnen jeder seine ihm eigenen und eigenthümlichen Anschauungen und was er gerade erlebt, empfunden und von poetischen Momenten beobachtet hat, in der originellen Weise wiedergiebt, die mit dem stolzen Selbstbewußtsein der Söhne Albions alle Gemeinplätze, Alles, was stehende Redensart ist, verachtet, haben Scott, Byron, Coleridge und Wordsworth jene nachhaltige Wirkung erreicht, welche sie nie veralten läßt. —

Friedrich von Sallet hat im vorigen Jahrgange des Musenalmanachs eine Reihe evangelischer Gedichte begonnen, welche in dem vorliegenden in 6 Abtheilungen fortgesetzt werden. Auch hier ist eine schöne und kräftige Sprache, wie die erschöpfende Durcharbeitung jedes Gedankens, der den einzelnen Gedichten zu Grunde liegt, zu rühmen. Es ist eine schöne und würdige Poesie, in welche Sallet, im Geiste der Hegel'schen Philosophie, aber selbstdenkend und auch eigene Bahnen verfolgend, seine christlichen Anschauungen kleidet; um so anerkennenswerther, je schwerer die Aufgabe, den trocken docirenden und den rhetorischen Ton zu vermeiden, was übrigens dem Verfasser auch nicht immer gelungen ist; manche Stellen erinnern dadurch an L. Schefer's weiter unten aufgenommenen langweiligen Sprüche, deren Prosa durch eine Art poetischer Einkleidung wie gutes hausbackenes Brod durch eine Lage Streuzucker ungenießbar gemacht wird. J. G. Seidl's Beiträge möchte ich mit denen von Hutterus zusammen nennen. Beide besitzen, ohne besonders hohen Gedankenflug zu nehmen, eine gewisse Anmuth und eine gewinnende kindliche Innigkeit, die als Rahmen um den Spiegel ihres Gemüths stehen, mag dieser nun ihre Empfindungen und Anschauungen als tüchtige Gemälde oder, wie auch wohl geschieht, als artige Stickmuster wiedergeben. Das Talent Seidl's ist ausgeprägter, das von Hutterus reicher, aber auch schwankender. — Püttmann und Braunfels geben in düstern Poesien, jener in einem „Fahrwohl der Hoffnung," dieser in einem Gedichte: „Kaukasus," mit den Abtheilungen: „Neu-Roma," „Der blinde Fürst," „Des Blinden Heilung," Proben ihres bedeutenden und reifen Talents, das gewiß noch schöne Blüthen treiben wird, wenn es von seinen Zweigen den Schnee einer winterlichen äußern Atmosphäre geschüttelt hat; die innere Wärme und Triebkraft dazu scheint nicht zu fehlen. — Kahlert, Kawaczynski, Adolph Stahr folgen mit hübschen Liedern, aus denen Stahr's „In der Nacht" und „Der Leuchtthurm" hervorgehoben zu werden verdient. Die folgenden Blätter werden immer reicher; zuerst durch Matzerath's Romanze „Der König der Siebenberge," eine ächt lyrische Durchtränkung des objectiven Stoffes, der so wenig darzubieten scheint und dennoch hier durch den Dichter so reich geworden ist. „Der Nachtritt" von Matzerath wäre nicht minder auszuzeichnen, wenn ihm nicht der Schluß fehlte. Die folgenden „Gedichte einer Braut" sind einem poetischen Gemüthe ohne poetische Schöpfungskraft entflossen; dafür entschädigen Wolfgang Müller's Gaben, die ebenso von der Tiefe zeugen, welche sich in das innerste Weben und Sein der Natur einzuleben weiß, als von ungewöhnlicher Leichtigkeit, einen ergreifenden Ausdruck dafür zu finden. Nur vor Einem hat W. Müller sich zu hüten: vor einer gewissen, mitunter süßlichen Eintönigkeit, in welche er verfallen dürfte, wenn er, in dem Erreichten ruhig, nicht sein Talent zu bereichern und weiter auszubilden strebt.

(Schluß folgt.)

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Digitized by Google

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

5. April. № 81. 1841.

Heinrich Steffens „christliche Religionsphilosophie."

(Fortsetzung.)

Aber wie? ist es denn glaublich — dies läugnet eben Steffens, der geistreiche Naturkenner? — Die ewig junge Physis, dieses wunderbare, so Leid wie Freud in den tausendfachsten Strahlenbrechungen aus sich selber gebärende Leben, dieses ζῶον ἔνψυχον, wie Platon es nennt:

Das in todten und lebend'gen Dingen
Thut nach Bewußtsein mächtig ringen,

Diese durch und durch von sich selber getragene Welt, die in ihrer unbewußten Nothwendigkeit der werdenden Freiheit des subjectiven Geistes erst den rechten Reiz des Kampfes und Sieges verleiht: diese gilt unserm Steffens als das Product eines in sich schlechthin zufälligen Willens? als ein in sich selber haltungsloses Erzeugniß der puren Willkür? — Und lediglich nur deshalb, damit wir doch ja einen recht freien, d. h. einen, aller Vernunft baaren, einen ganz und gar willkürlichen Gott haben? — Fast wäre es nöthig, Steffens hier warnend an das herbe, aber wahre Wort Schelling's gegen Jacobi zu erinnern, daß das die traurigsten Gottesgelehrten seien, welche Gott vorschreiben wollen, auf welche Art er gleichsam allein Gott sein könne, nämlich dann, wenn er gar nichts von einer Natur in sich habe*).

Indem nun „eine jede Bemühung dieser Art," die Natur zum Product der Willkür zu machen, „sich selbst straft," so sehen wir auch hier die qualvollsten Consequenzen nicht ausbleiben. Um nämlich vorzustellen, wie die Natur und der natürliche Geist, die eigentlich nie zum Unterschiede von Gott fortgehen können, noch sollen, nun gleichwohl, o Wunder! bis zum Gegensatze hin sich von Gott getrennt haben, bleibt kein anderer Rath, als diesen Act der Trennung auf eine zweite, noch viel unbegreiflichere, ja, nach den Prämissen selbst unmögliche Willkür, auf die Willkür der schlechthin unfreien, von Gott passiv besessenen Creatur zurückzuführen. Und so gerathen wir nun, mir nichts dir nichts, durch ein Factum des Bewußtseins, auf den theosophisch-mystischen, von den dicksten Nebeln der Romantik umlagerten Boden des Abfalls, in jene nicht sein sollende Spalte der Sünde, die von der untersten Stufe der Schöpfung bis hinauf zum Lucifer und seinen mitgefallenen Engeln reißend, gähnend, verschlingend das ganze Universum zerstückelt. So schwindelnd, springend, fallend geht es kopfunter kopfüber, hinunter hinüber von Nr. I zu Nr. II, von der Betrachtung der absoluten Einheit zur Betrachtung des absoluten Zwiespaltes, von der Schöpfung zum Sündenfalle. Dieser spukt schon an allen Punkten in die Teleologie hinein, welche der erste Theil der Religionsphilosophie durch Natur und Geschichte hindurchführt, und dieser Spuk soll nun im zweiten Theil nach seinem Grunde untersucht werden. Es versteht sich aber schon von selbst, daß er eigentlich keinen Grund hat. Denn ist der Natur und dem werdenden Geiste das Moment der Selbständigkeit in ihnen selber einmal a priori genommen, so kann auch a posteriori die oppositionelle Ueberspannung dieses Momentes durch nichts erklärt werden. Und somit bleibt der Ursprung des Bösen in der Welt ein absolut unauflösbares Räthsel. Eilen wir schnell über diese verworrenste und unheimlichste Partie des ganzen Werkes hinweg. Zwar schießen auch in diesem Dunkel die genialen Steffens'schen Fulgurationen und nehmen sich Angesichts des nächtlichen Hintergrundes desto grauenhaft prächtiger aus; aber Racketen sind's: sie strahlen empor und — sind nicht mehr.

Das Denken, wie schon gesagt, sieht sich bei dem Versuche einer Erklärung des Bösen nach Steffens in einen nie zu durchbrechenden Zauberkreis gebannt. Nämlich, „um böse zu werden, müssen wir zugleich böse gewesen sein, und dennoch müssen wir uns zugleich, und zwar in unserer persönlichen Eigenthümlichkeit als vor der Sünde ohne Sünde seiend betrachten; denn diese kann niemals als ein abstract Unendliches, als ein böser Wille in der leeren Allgemeinheit aufgefaßt werden. Sie ist uns, insofern sie von der Person erzeugt wird, und obgleich wir ihren Anfang nicht

*) Schelling's Denkmal der Schrift von den göttlichen Dingen ꝛc., S. 88.

Digitized by Google

finden können, müssen wir sie dennoch als ein Secundäres betrachten. Das Böse setzt nicht nur sich selbst, es setzt auch das Gute voraus" (Bd. II. S. 60).

Wenn doch Steffens sich nur auf die Dialektik dieser gegenseitigen Voraussetzung eingelassen hätte; er würde dann gefunden haben, daß es sich eben so auch mit dem Guten verhält, daß auch dieses, um ein wirkliches zu sein und zu werden, nicht nur sich selbst, sondern auch sein Gegentheil voraussetzt. So aber verfällt er immer wieder in die Abstraction, „daß außer Gott nichts angenommen werden dürfe, was nicht er selber wäre." Dies soll ein ausgemachtes Axiom sowohl der Vernunft als auch des christlichen Bewußtseins sein. In Gott kann nun der Ursprung der Sünde nicht verlegt werden, weil er ja die Negation derselben ist. Da aber die Creatur ursprünglich und an sich keine von Gott unterschiedene, so zu sagen sich selber zugewandte Seite hat, so hebt sich auch die noch übrig bleibende Möglichkeit, den Ursprung der Sünde in sie zu setzen, in die schlechthinnige Unmöglichkeit auf. „Auch die Creatur ist keineswegs ein Sündhaftes oder Böses, insofern (!) sich Gott in ihr offenbart" (S. 61).

Unaufhörlich also wird man, um den Ursprung des Bösen denkbar zu finden, von Gott zur Creatur herüber, und von dieser wieder zu Gott hinüber geschickt. Das ist so ein Hie Welf! Hie Waiblingen! — wobei nichts herauskommt, als das Gerede. Ich will die glänzendste Probe dieser dem phantastischen Taumel Wischnu's und Schiwa's, und dem Ringen der Sophia Achamoth ähnelnden Dialektik hier mittheilen. „Gott als der Grund," heißt es Bd. II. S. 62 flg., „ist der Wille des Grundes, der ihn verkündigt, ihn offenbart; das dem göttlichen Subject zugewandte Object ist der Sohn Gottes. Das Böse ist so wenig eins mit dem ursprünglichen Grunde, daß man es vielmehr die Grundlosigkeit des Grundes nennen kann, dasjenige, durch welches eine jede Creatur in ihrer Vereinzelung sich als ein Unendliches ergreifen will, aber eben dadurch ein grenzenlos unbestimmtes Unendliches außer sich setzt." (Das entbrennende Verlangen der σοφία nach dem Bythos und die Geburt der Sophia Achamoth bei den Gnostikern). — „Diese Grundlosigkeit des Grundes ist selbst eine Folge des Bösen, zwar eine unvermeidliche, doch keineswegs sein Ursprung. Dieser, der einen positiven Willen voraussetzt, wenn der Begriff des Bösen nicht aufgehoben werden soll, kann aber aus seinen Folgen nicht begriffen werden; ja, die Trennung von Möglichkeit und Wirklichkeit scheint auf einen unbedingten Willen keine Anwendung finden zu können. Wille ist Selbstbestimmung eines freien Wesens und eine bloße Möglichkeit der Selbstbestimmung, die abgetrennt von der Wirklichkeit, und zwar auf eine solche Weise, daß diese nie zum Vorschein kommt, wäre ein beständiger Vernichtungsproceß des bösen Willens, der also dasein müßte und als das Böse wirklich wäre, wenn dieses gleich fortdauernd besiegt würde. Ist es nämlich gewiß, — und der reine Begriff der Sittlichkeit erfordert es nothwendig, — daß wir das Böse nur als Wille setzen, so ist dieser Wille real, mag er in der Person selber durch die reine Selbstbestimmung derselben, oder wider den Willen der Person durch Gott, in seiner Nichtigkeit, erscheinen. In dem ersten Falle, wo das Böse durch die Person selbst, im Entstehen, vernichtet wird, und zwar so, daß dieser Vernichtungsproceß unaufhaltsam und fortdauernd die Handlungsweise derselben bestimmt, nennen wir sie nicht bloß gut, sondern auch selig; aber diese Seligkeit selber, wie die der Engel, würde dennoch die Wirklichkeit des fortdauernden und zuversichtlich Besiegten voraussetzen; gegen eine bloße Möglichkeit giebt es keinen Kampf, eben so wenig eine willenlose Freiheit. Und wenn der Gute das Böse nicht will, so ist es nur deswegen, muß man sagen, weil er das böse Wollen nicht will; dieses aber ist dennoch als dasjenige, was er nicht will, wirklich, nämlich als Wille, da, und nur insofern es da ist, hat der Kampf und der errungene Sieg eine Bedeutung. Wird aber das Böse besiegt wider den Willen der Person, dann ist zwar diese selbst böse, und der göttliche Vernichtungsproceß, der dann eintritt, würde die Person selbst treffen, wenn nicht eine bloße Umkehrung des Verhältnisses des gedoppelten Willens stattfände. Denn so wie bei dem Guten die Bestätigung der Person, eben durch die Vernichtung des Bösen, ihre Beseligung, so führt der herrschende böse Wille die beständig erneuerte Vernichtung der Person herbei, weil er selbst ebenso die Wirklichkeit des guten Willens in sich fortdauernd anerkennen muß, wie der Gute die Wirklichkeit des bösen Willens; nur daß, die alleinige Realität des göttlichen Willens vorausgesetzt, wo der gute Wille herrscht, der innere Lebensproceß die fortdauernde Erneuerung der Selbstbestätigung ist, wie da, wo der böse Wille herrscht, der Proceß die fortdauernde Erneuerung einer Selbstvernichtung in sich enthält. So kommen wir niemals zu einer bloßen Möglichkeit, und aus der Willkür, d. h. aus der Freiheit der Wahl, läßt sich so wenig die Wirklichkeit des Bösen ableiten, daß diese vielmehr jeder Zeit den bösen, wie den guten Willen als wirklich voraussetzt." —

Also Dunkel, Räthsel, Geheimniß! — Doch siehe, es ist noch ein Windzug zurück, vielleicht theilt der den Nebel. Schon schimmert's ein wenig durch die Bäume. Geduld! Seele, wir haben den Wald sogleich hinter uns. Ein gütiges Zwar erhebt sich am Ausgange der dreiundsechzigsten Seite, und begleitet uns, ohne daß wir von seinem nachschleichenden Raubgesellen Aber für dies Mal hinter'm Busche aus überfallen würden, treuherzig bis zum Ende des Dickichts dieser blätterreichen Abhandlung. „Zwar" — heißt es nämlich weiter — „zwar liegt in dem Begriffe der

Digitized by Google

Willkür die Unbestimmtheit, und diese kann, rein gefaßt und ohne Beziehung auf die Erscheinung betrachtet, nur als die Indifferenz, in welcher weder das Gute noch das Böse ist, begriffen werden; und so entstände, insofern die menschliche Persönlichkeit rein und nicht von ihrer eigenen Bestimmtheit in der Erscheinung ergriffen gedacht wird, aus der Willkür selber zuerst das Gute wie das Böse. Der Wille als Selbstbestimmung ist in dem Momente der Willkür nicht, weder auf diese, noch auf jene Weise, vorhanden; ja, dieser Moment der reinen Unentschiedenheit, festgehalten, erhält eben dadurch eine wahrhaft speculative Bedeutung, denn sie führt uns bei einer jeden Willensbestimmung zu dem Ursprunge des Bösen selbst zurück, und nicht bloß so, wie diese Unentschiedenheit in der Erscheinung sich offenbart, sondern wie aus ihr überhaupt und auf absolute Weise, die Erscheinung erzeugt wird." — Merkst du etwas lieber Leser? — Ich sehe Menschen wie Bäume. Das sind die verzauberten Gestalten, die sich eben aus den Bäumen losmachen und darum noch ein Bischen in die Baumheit hinüberschillern. Aber was höre ich, was sehe ich? Horch! „Hier also, wo der doppelte Wille des Grundes in seiner reinen Ursprünglichkeit aufgefaßt wird, wo wir den handelnden Menschen, seinem Wesen nach, zwar in der Erscheinung sich äußernd, finden, aber durch einen Entschluß schon bestimmt, der über der Erscheinung liegt, drängt sich uns das Räthsel des Ursprungs alles Bösen unmittelbar auf." — Verstehst du das, liebster, bester Leser? — Ich verstehe nichts davon. Auf dieser Passage bei dem zweideutigen Doppelwillen und dem „Entschlusse, der über der Erscheinung liegt," vorbei bis hin zu dem verhängnißvollen „Räthsel des Ursprungs," — wenn es da nicht spukt, so habe ich nie Gespenster gesehen. Schau doch hin. Dieser Doppelwille, dieses Ding: es steht nicht, geht nicht, liegt nicht, hängt nicht, fliegt nicht, hat weder Grund über sich, in Gott, noch unter sich, in der Natur, noch in sich, in der Persönlichkeit — und doch ist es da! Wahrhaftig:

Das ist der Teufel sicherlich!

Wir eilen, daß wir fortkommen, und sehen uns, um aus dieser unheimlichen Region errettet zu werden, nach der Steffens'schen Idee von der Erlösung um.

(Fortsetzung folgt.)

„Deutscher Musenalmanach für 1841. Herausgegeben von Echtermeyer und Ruge."

(Schluß.)

Lenau's Romanze „Ziska" ist zu schön, als daß ich sie hier nicht ganz mittheilen sollte:

Ruhig ist der Wald bei Trocznow in der abendlichen Stunde,
Alle Wipfel sind so stille, wie die Wurzeln tief im Grunde,
In Gedanken naht ein Reiter, um den Arm den Zaum geschlungen,
Schlendernd senkt den Kopf sein Rappe in Gedankendämmerungen.

Plötzlich hält der Reiter inne, wie erwacht aus einem Traume,
Schreitet ab und zieht den Degen, spricht an einem Eichenbaume:

Hier an dieser festen Eiche hat in einer Wetternacht,
Ueberrascht von scharfen Wehen, Mutter mich zur Welt gebracht.

Nur der Wald vernahm ihr Kreisen, Windsbraut war die Hebeamme,
Und sie goß dem Kinde segnend über's Haupt die Blitzesflamme.

Für Geschosse mich zu stärken, und ein hartes Heldenloos,
Schlug der Hagel meiner Mutter in den schmerzgesprengten Schooß.

Donner war mein erstes Hören, Sturm mein erster Athemzug;
Als ein rauher Wettersäugling nehm ich meinen Heldenflug.

Huß! an dieser festen Eiche schwör ich Rache deinem Tod;
Huß! vom Blute deiner Schergen wird es bald auf Erden roth;

Ja! so reich aus ihren Adern soll das Blut zu Boden laufen,
Daß es hundertmal dir könnte löschen deinen Scheiterhaufen;

Huß! vom Brandschutt ihrer Burgen soll die Erde schwarz sich färben;
Wo ich einen Priester treffe, soll er fallen, soll er sterben;

Rothgebeizt von Raucheswolken soll des Himmels Aug' sich trüben,
Weil sie durften solchen Frevel ihm in's Angesicht verüben.

Mir im Herzen brennt ein Funken, Huß! von deinem Todesfeuer,
Unauslöschbar; wie der Frevel, sei die Rache ungeheuer.

Mann des Lichtes! Mann der Freiheit! Bester, den die Welt getragen!
Schnöd verrathen, hingerichtet! — Mordend will ich um dich klagen.

O wie still die Lüfte Böhmens horchen meinem Racheschwören,
Und die vaterländschen Blätter wollen mein Gelübde hören.

Leib und Seele will ich brauchen, Schwert und Flammen und Geschoß
Bis ich sterbe; hör' es Böhmen! stille, stampfe nicht mein Roß! —

Die intensive Wuth, dieser Grimm, der zu titanenhaft gewaltigen und doch so hoch poetischen Bildern greift, hat etwas tief Erschütterndes; es liegt eine ungeheure Wildheit, eine nicht zu bändigende Kraft in diesen Versen, und dennoch gehen diese Wildheit, diese Wuth nie über die Grenzen des Schönen, die Bilder nirgends in das schwer zu vermeidende Bizarre hinaus. Wie herrlich sind vor allen die ersten Strophen! Man sieht, der Schatz von Poesie in Lenau, von dem die letzte Zeit weniger glänzende Proben brachte, ist nicht ausgegeben worden. —

Franz Dingelstedt folgt mit: „Zwei Seestücken," die auf Helgoland entstanden sind, geschrieben mit dem Schwunge, der tiefen Empfindung und der Virtuosität der Sprache, welche die Lyrik als die glänzendste Seite an Dingelstedt's Talent hervortreten lassen. J. Minding führt in vier gelungenen Sonetten zum „Dom zu Köln;" Gedichte von Karl Saro, K. A. Mayer, A. Ruge; nach Reichenau's Ballade „Orokowska" ein höchst

Digitized by Google

originelles Trinklied „Johann Cicero" von August Kopisch, ferner Beiträge von G. Blöde und A. Bary. Gedichte von R. E. Prutz fordern zu längerem Verweilen auf. Schon die „Ausforderung" an Deutschlands Dichter gerichtet, gewinnt von vorn herein für die gesunde, heitere Kraft, womit der Sänger seines Liedes geflügelt Erz gegen den modernen Dichterjammer schwirren läßt. Er singt in Archilochischer Lust:

Zwar Euch ein Brandmal ist die Gunst der Lieder,
Das Euch wie Kain auf der Stirne glüht, —
Ein Oelzweig mir, der duftig mich umblüht,
Ein blitzend Schwert, ein lustiges Gefieder!
Euch hat die Muse, jammert Ihr, gelogen,
Ein Nessushemd ist Euch die Poesie, —
Ein Schleier mir, den in dem Drang der Wogen
Mir Leukotheens Götterhand verlieh!

Uebrigens ist der Hauptreiz des Gedichtes diese gesunde Kraft und der Muth der Gesinnung in dem schönen Gewande der vollkommenen Form; die Idee selbst läßt kalt, wie alle Allegorie. „Die Liebesrache" dagegen ist eine ergreifendere Poesie und zugleich ein wahres Chrestomathien- und Declamationsstück; das ist auch ein Vorzug, wenn man so selten auf ein solches, ganz abgerundetes, durchgearbeitetes und den Stoff völlig erschöpfendes Gedicht stößt. Eine schwache Seite nur scheint es mir in der Motivirung der Rache zu haben; die Wirkung der Untreue, welche den Liebenden zum Morde der Geliebten treibt, müßte origineller, psychologisch tiefer aufgefaßt und gemalt worden sein; die Verse:

Sie warf ihn fort — und Andre sollen nun
An dieser Brust, in diesen Armen ruhn.
Kein Andrer, nein! Mit heil'gem Eide dies
Hat er gelobt, da sie ihn von sich stieß;
Ja dieses Herz, das einst die Liebe schwellte,
In Gift verwandelt hat es ihre Kälte:
Ihr gilt der Haß, der ihm im Auge glimmt,
Und dieser Dolch, er ist für sie bestimmt!

haben etwas Unzulängliches, ja im Vergleich zu dem Uebrigen etwas triviał Mattes. Das „Tanzlied" erinnert etwas zu sehr an die kaltlassende Poesiemacherei der Schäferzeit, es sei denn eine wahre, wirklich erlebte Situation darin festgehalten. „Die Mutter des Kosaken," „Der Jahrestag," „Die Meeresfahrt" sind dagegen wieder Gedichte, über deren Genuß man gern die Kritik vergißt. Vor allen ist die „Mutter des Kosaken" von ergreifender Schönheit. — Gedichte von Hermann folgen, hübsche und gutgefeilte Gaben, denen man die classischen Studien ansieht und die dadurch an Stägemann's Art erinnern; am gelungensten ist das Sonett: „Das Leben ein Traum" und das Lied „Auf den Tod des Königs." — „Friedrich und Napoleon," drei Sonette von Hermann Besser, haben ein zu rhetorisches Gepräge; die Untersuchung:

Wer größer ist: der Fritz da mit der Krücke?
Der finstre Mann dort mit dem kleinen Hute?

die mit dem Ausspruch schließt:

Rief so der Eine Zorn und heiße Rache
Herab auf Frankreich, ihm zum schlechten Danke,
Und ward der Andre seines Volks Erlöser:
Was säum ich noch, zu schlichten in der Sache?
Fest sag ich es, mag murren auch der Franke:
Groß ist der Kaiser, doch der König größer! —

ist durchaus kein Vorwurf für die Poesie, und wird vor Allem nimmer lyrisch werden, ließe man überhaupt die Frage als eine Controverse für die Historie, die Ethik oder die Psychologie auch gelten. In Nr. 3 ist das Herüberziehen des Satzes von einem Quatrain in das andere gegen die Regeln des Sonetts; sonst ist die Form gut, zeigt jedoch mehr von Kraft, als von Gewandtheit.

Es folgen nun Beiträge von Niclas Müller, Körner von Nietleben, Gedichte oder vielmehr Papierschnitzel von Mörike, Gedichte von Ludwig Westrum, dessen „Am letzten Mai" einen Fortschritt im Vergleich mit dem zum vorigen Jahrgange von ihm Gelieferten beweist; von Kletke, von Hutterus, dessen „Kampf" einen hohen Aufschwung nimmt und der in den „Tannen" eine originelle Idee sehr glücklich ausgeführt hat; ferner von J. Döring und von Reinhold. Schefer's Art ist in diesen Blättern bei Gelegenheit der Besprechung des vorigen Jahrgangs des Musenalmanachs hinlänglich und mit Geist gewürdigt worden. Alwin dichtet sehr jugendlich. Reimt Himmelschlüsselchen auf Blumenbüschelchen? — Gruppe's Beiträge heben sich dagegen um so vortheilhafter hervor, besonders die gelungene Erzählung: „Die Löwenbraut." — „Der polnische Bettler" von G. Freitag verspricht die Acquisition eines neuen, nicht unbedeutenden Talents.

Den Schluß bildet ein Lied von K. Chr. Tenner: „Der deutsche Rhein," kräftig, frisch und hübsch, an Poesie gewiß so reich, wie das viellärmende Rheinlied Becker's, übrigens eben so wenig zum eigentlichen Volkslied geeignet, wie das letztere. Becker's Lied fehlt dazu der positive Kern, eine bloße Negation ist nie Poesie; dann ist ein so defensives Verhalten in ihm, daß es sich besser für eine gebeugte und überwundene Nation, wie die Polen, denn für uns geziemt, die wir zunächst nur Siegeserinnerungen unserm westlichen Nachbar gegenüber haben. Steht es so schlimm mit uns, daß der Gedanke an des letzten Manns Gebein, den des Rheines Fluth begraben, in unserm Volksliede aufkommen kann? Dann, denk' ich, ein „Sie sollen ihn nicht haben," müßte auch eine Art Begründung haben, z. B. durch die Erinnerung daran, daß der Rhein seit je wie eine Pulsader durch die deutsche Geschichte geströmt hat. Tenner hat, scheint es, dies gefühlt; sein Rheinlied hat diese Mängel nicht; dagegen fehlt es ihm an vollständiger Einfachheit, an jener populären Schlichtheit, die es allein zum Volksliede werden lassen könnte. —

Wir stehen am Ende unserer cursorischen Musterung, und scheiden mit einem gemischten, unentschiedenen Eindrucke. Im Ganzen scheint es, als ob der deutsche Dichterwald im Spätherbst stehe, wo die besten Früchte abgenommen sind und die Blätter vergilben. Der vermummte Wanderer, der hindurch schreitet, die Kritik, raschelt viel dürres Laub mit den Füßen auf; die besten Sänger sind nach südlicheren Klimaten gezogen, in das Land des dolce far niente, und nur Wenige von ihnen sind ihrer Heimath treu. Hoffen wir, daß ohne Winter auf den Herbst ein Lenz folge, der, wie er eine Philosophie der That und des Lebens uns bringen muß, darin auch einen befruchtenden Thau für neu schwellende Knospen der Poesie mit sich führe.

Levin Schücking.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Digitized by Google

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

6. April. № 82. 1841.

Heinrich Steffens „christliche Religionsphilosophie."

(Fortsetzung.)

Es giebt also ein erstes Factum des Bewußtseins, daß nämlich an der Spitze der Welt der göttliche Wille und die göttliche Absicht steht, sich offenbarend, wie es ihr so just beliebt. Zu diesem ersten gesellt sich sodann das zweite Factum, daß die Welt, man weiß nicht wie, von Gott abgefallen ist, und daß nun überall die göttliche Absicht mit einer Hemmung zu kämpfen hat, indem die aus dem Centrum in die Peripherie getretenen Kräfte und Talente des Universums sich gegenseitig ihre Schatten zuwerfen. Aber diese Hemmungen werden von Stufe zu Stufe siegreicher vom absichtsvollen Willen überwunden, wie sich aus einem dritten Factum, dem Factum der Erlösung ergiebt, denn diesem gemäß ist schon „der Schöpfung unendliches Werk" von Gottes Entschluß „zur Befreiung der abgefallenen Geister" begonnen (Bd. II. S. 221). Factum des Bewußtseins ist also Alles; deduciren, logisch begreifen läßt sich nichts. Das Factum kann nur anschaulicher, nur plausibler für die sinnliche Vorstellung gemacht werden durch gewisse Analogien aus der wahrnehmbaren Natur und Geschichte. Diese Ansicht hat Steffens mit Epikur gemein, der auch aus den Thatsachen der προλήψεις und der Analogie alle Ueberzeugung herleitete.

Von dieser analogischen Interpretation will ich in Bezug auf das Factum der Erlösung nur noch die Hauptpunkte aus der Religionsphilosophie beibringen.

Der Zusammenhang ist etwa folgender. Durch alle Stufenleitern der Schöpfung geht seit dem Fall Lucifers und seit dem ersten abstracten Hervortreten der Sichtbarkeit die „Hemmung" und der selbstische Zug des Bösen, vermöge dessen sich die Schöpfungsreihen in ihrer jedesmaligen Bestimmtheit und Verselbständigung zu fixiren streben, gegenüber der flüssigen, harmonischen Totalität der göttlichen Absicht. Aber diese, wie sie in sich selber absolut ungehemmt und frei ist, durchbricht von Reihe zu Reihe allseitiger und siegreicher jene von der unbegreiflichen Macht des Bösen in der Creatürlichkeit gesetzte Hemmung, und so stellt die ganze Schöpfung vom Reiche der abstracten Himmelskörper und ihren überwiegend äußerlichen Verhältnissen an bis zur Innerlichkeit des selbstbewußten Menschengeistes hinauf den Entwicklungsproceß des gehemmten göttlichen Centrums in der Creatur dar. „Der Begriff der Entwicklung wird also auf das ganze Dasein ausgedehnt. Das Universum selber wird als eine immer fortschreitende organische Ausbildung betrachtet, und wie die Pflanze die ganze Thierwelt umfaßt und trägt, und der Mensch selbst, wie ganz Thier, so auch ganz Pflanze ist, so ist der höchste Gesichtspunkt, den wir erreichen können, derjenige, der uns eine immer im Ganzen, wie in jeder Form sich entwickelnde, den göttlichen Willen enthüllende Welt, als Grund alles Denkens, nicht als erzeugt durch das Denken, giebt. — Daß der göttliche Wille sich als eine Entwicklung offenbart, setzt, wie alle Entwicklung, ein Hemmendes voraus; und auch wir müssen von der Annahme einer solchen Hemmung ausgehen. Diese aber ist für Gott als nichtig gesetzt, obgleich sie zugleich insofern als Grund, nicht des göttlichen Wesens, wohl aber der Art seiner Offenbarung, an welcher die göttliche Entwicklung sich erweist, betrachtet werden muß. — Der Typus der Entwicklung einer jeden Form läßt sich zu gleicher Zeit als derjenige des Ganzen betrachten, und darin liegt eben die Wahrheit desselben, einerseits als erkannt und anderseits als verhüllt. Suchen wir uns den Urzustand der Erde begreiflich zu machen, so müssen wir auch für diese einen embryonischen Zustand kosmischer Abhängigkeit annehmen und sie erkennen, wie sie sich von den übrigen Himmelskörpern trennt, sich immer mehr in sich selber rundet, je mehr die lebendigen Formen sich selbständig ausbilden. — Das Lebendige auf der Erde zeigt aber auf die nämliche Weise den Typus des Ganzen. Die niederen Bildungen werden so genannt, weil in ihnen die universelle Bildung der Erde die Ueberhand gewinnt. Wenn wir von dem Lebendigen sprechen, ist es die niedere oder höhere Stufe der Entwicklung, die umgekehrt durch die höhere oder niedere Gewalt der äußeren Verhältnisse dargestellt wird. Betrachten wir nun aber die geologische Entwicklung

Digitized by Google

der Thiere, so erkennen wir eine Zeit, in welcher die Form des Lebens ganz in den universellen Formen der Masse verhüllt war. Diese war die nämliche Zeit, in welcher die Erde als Masse nicht selbständig, sondern den äußeren Verhältnissen des Universums unterworfen war. Je weiter das Leben fortschritt, desto mehr sonderte sich die Erde, d. h. desto tiefer wurden die äußeren Verhältnisse in die innere Tiefe der geordneten Erde verborgen und ebenso in das Innere der Organisation verhüllt, — so daß, je weiter die erscheinende Totalorganisation gedieh, desto entschiedener das bloß Chaotische der äußeren Verhältnisse auseinander trat, und das Chaotische der Erde sich in die äußere Unendlichkeit des Universums, das Hemmende des Lebens sich in die innere Unendlichkeit der Individuen verbarg. So traten Leben und Tod entschieden auseinander, bis sich die innere Unendlichkeit in der Persönlichkeit des Menschen, der äußeren des geordneten Universums gegenüber, beide, völlig für die Erscheinung gesondert, in ihrer Einheit darstellten. — Denselben Typus der Entwicklung finden wir aber wieder, wenn wir das menschliche Geschlecht für sich betrachten" (Bd. I. S. 260—265).

Das Wesen und Entstehen der menschlichen Persönlichkeit wird dann wahr und einfach so gedeutet, daß das allgemeine Wesen der Gattung völlig eingehe in das Individuum, während auf den niederen Stufen die allgemeine Lebensmacht noch überwiegend in den kosmischen Beziehungen verborgen und dem Individuum irgendwie äußerlich blieb. Das ist eine ganz treffliche Auffassung. Und auch das hat seine tiefe Wahrheit, daß Steffens nun im Ursprunge des Menschen den „enthüllten Uranfang der Schöpfung" sieht, und daß er daher von der Gattung zur Persönlichkeit keinen Uebergang mittelst einer generatio aequivoca zugesteht. Mit Recht wird für den Durchbruch des werdenden Geistes durch die Natur, für den Aufgang der menschlichen Persönlichkeit ein positiver, von da an durch die ganze Geschichte der Menschheit hindurchwaltender, innerhalb dem subjectiven Geiste in immer höheren Formen concipirter, unmittelbarer Offenbarungsact Gottes postulirt. Die Wahrheit und göttliche Vernunft im Menschen ist nicht erst gesetzt mit dem zeitlichen Menschen, sondern hat sich selbst in ihm individualisirt. Und der Anfang dazu fällt nothwendig unmittelbar mit dem Thun der Gottheit zusammen. Nur ist er gesetzt als ein solcher, der immer bestimmter auch das Thun des individuellen Menschen wird, und nur durch dieses Sichselbstsetzen kommt derselbe wahrhaft zu sich. Jene unmittelbar göttliche Seite hat Steffens trefflich veranschaulicht. Er sagt: „Wir dürfen diese Schöpfung die Begeisterung des ganzen sinnlichen Daseins nennen — und Gott blies ihm einen lebendigen Odem ein. — Auch innerhalb des sinnlichen Lebens ist die Begeisterung das wahre Vorbild einer Schöpfung. Sie enthält, wenn gleich vor ihrer Entstehung durch endliche Bedingungen gefesselt, dennoch eine freie Unendlichkeit in sich, als der reine Anfang einer neuen Schöpfung, die, ihrem innersten Princip nach, von der frühern verschieden ist, ja die Allem, was vor ihr sich gestaltete, eine höhere Bedeutung mittheilte. So gewiß nun, wie ein solcher neuer Anfang eben die Trennung von den fesselnden Beziehungen (des Denkens und des Handelns) ist, so gewiß war der Mensch das sich Selbstfinden und Erkennen der Natur, die sich loswand von den fesselnden Bedingungen der Gattung" (S. 268). Diesen Bemerkungen kann eine besonnene Philosophie nur beistimmen. Allein nun kommen auch sogleich die besonderen christlichen Tendenzen mit heraufgezogen, denn nun heißt es weiter: „Wir stehen hier auf einem Boden, auf welchem uns das erste Wunder entgegentritt," denn hier ist „uns eine Erscheinung aufgedrungen, welche nach einer Entstehung des Geschlechts vor aller Gattung hinweist." Aber ist denn dies Wunder, in welchem das Gesetz des Gattungslebens erst in die Erscheinung hereintritt, erst seinen zeitlichen Anfang gewinnt, ist dies eine höhere Bethätigung der Lebensmacht, als die Lebensindividuation auf dem Wege der geschlechtlichen Zeugung? Keineswegs doch. Und wenn hiermit angespielt werden soll auf das Wunder der übernatürlichen Zeugung Christi, so ist ein Anderes eine willkürliche Unterbrechung des Naturgesetzes, ein Anderes das sich erst zu regeln strebende Eintreten des Gesetzes in die Erscheinung. Versteht man nur unter jener Unterbrechung des Gesetzes ein Wunder, so ist dies, die geschlechtliche Zeugung erst bedingende, Entstehen der ersten Menschen, da es der Gesetzlichkeit in der Folge zustrebt, eben kein Wunder im eigentlichen Sinne. Uebrigens wenn unter Wunder das Vernunftwidrige verstanden wird, so ist ja nach Steffens die ganze willkürliche Entstehung der Natur und des naturbehafteten Geistes von tausend Wundern durchwoben, und mithin die wunderbare Entstehung der Menschheit wenigstens nicht das erste Wunder.

Weiter heißt es dann S. 274: „der erste Adam ist ganz von der Natur getrennt, eben weil er ihr ganz zugehört; kein Gegenstand steht ihm feindlich oder zerstörend gegenüber, kein vernichtender Gegensatz droht seinem Dasein. — Das ist die Idee des Paradieses, die eben so gewiß ein Factum des menschlichen Bewußtseins ist, wenn es die Geschichte des Geschlechts auffaßt, wie es, als Gewissen, wieder erkannt wird in der Naturgeschichte einer jeden Persönlichkeit. — Als Schlußpunkt einer in sich vollendeten Natur war der Mensch ein reiner Ausdruck des göttlichen Willens" u. s. w. Diese Vorstellung einer — ursprünglichen und dann verloren gegangenen Vollkommenheit der ersten Menschen, dieses ganze schöne Paradiesgärtlein, wie hübsch es auch von der modernen Gärtnerkunst nach unserm Geschmacke zurecht gemacht wird, ist schon zu oft auf

Digitized by Google

die ihm zu Grunde liegende Abstraction reducirt worden, als daß es uns hier der Mühe zu lohnen schiene, kritisch darin zu gäten. Ich will nur die Hauptmomente, in denen die Erlösungsidee nach Steffens zur Vollendung reift, noch schnell durchlaufen und dann bei der Steffens'schen Wunderansicht noch ein wenig länger verweilen.

Das Paradies hat also keinen Bestand gehabt, und konnte auch nach Steffens' Ansicht keinen Bestand haben. Sondern wie der Mensch als der „Schlußpunkt einer unendlichen Vergangenheit" die tiefste und innerlichste Concentration der ganzen Natur darstellt, so ist nun auch das hemmende Princip, was durch die ganze Natur hindurch reagirt, auf innerliche Weise, und zwar eben so, wie das siegreiche Gute, in stärkerer Intensität, in ihm mitgesetzt. Wenn nun im Moment jener ersten Begeisterung, in der die ganze Schöpfung mit dem Hervorgange des Menschen aufflammte, der hemmende Grund momentan überflügelt wurde, so war er damit noch nicht nach seinem innersten Keime überwunden, sondern um allseitig überwunden zu werden, mußte das nach innen zurückgedrängte, verborgene Böse auch erst allseitig herausgesetzt werden, — und somit brachen nach kurzem Frieden, in welchem alle feindseligen und tödtenden Kräfte zurückgedrängt waren, die hemmenden Mächte des Bösen wieder hervor und wirkten sowohl von Seiten der objectiven Natur bald lockend, bald drohend auf das Innere des Menschen, als sie auch in der inneren Brust selbständig anfingen zu hausen. Und so begegneten sich nun das innere und das äußere Böse; das innere dämonische Wühlen der Begierde und Leidenschaft zuckte in wilden Eruptionen durch alle Adern der äußeren Natur, und fand sein Gegenbild in den heftigen Naturerschütterungen der Urzeit und umgekehrt; die losgebundenen Mächte des dunklen Naturgrundes zogen die junge Menschheit in ihren Strudel hinein und fesselten den Geist so mächtig an ihre kosmischen und klimatischen Factoren, daß sein äußerer, beweglicher Ausdruck in den Momenten der Leiblichkeit zum fixen Typus der klimatischen Verhältnisse in der Raçenverschiedenheit erstarrte. „Der Verlust des Paradieses war die wieder hervorbrechende Nacht, sowohl in der Natur, als in der Geschichte. Alle gebildeten Völker haben eine Erinnerung solcher Naturkämpfe; mächtige Fluthen, gewaltige Zerstörungen und neue Gebirgsbildungen schweben in der Vorzeit allen den edelsten Völkern, d. h. denjenigen, deren Erinnerungen bis zum ersten Urzustand hinaufreichen, in mächtigen Bildern vor. — Dies war die Zeit, in welcher sich die Götterwelt gestaltete. Man fragt: welchen Grad von Wahrheit das Heidenthum gehabt hat? ob Jupiter und Apollo, Brama und Wischnu, Odin und Thor wirklich dagewesen sind oder nicht? Daß man diese Gebilde nicht als bloße Fictionen, also als willkürlich entstanden, betrachten darf, leuchtete schon dem oberflächlichsten Betrachter ein" (S. 351—353).

Das Factische, was der mythischen Entstehung dieser Figuren zu Grunde liegt, führt Steffens auf den Gegensatz zwischen Herrschaft und Knechtschaft zurück. Die Knechtschaft ist bedingt durch den vorherrschenden Affect, der „keine Vergangenheit und Zukunft hat, und an eine vereinzelte Gegenwart geknüpft ist, wie die leere Eitelkeit und sinnlichen Lüste allerlei Art. Die Leidenschaft dahingegen (die Herrschsucht, Geiz u. s. w.) lebt keineswegs in einer solchen sinnlichen Gegenwart. Sie beherrscht, wo sie mächtig ist, in der Person, als ein höheres Princip, die Sinnenlust. — Es leuchtet ein, daß so Leidenschaft wie Affect sich unvermittelter gegenüber bilden mußten in jenen früheren Epochen des Geschlechts. Wer sich einer höheren Gewalt bewußt war, der herrschte. Unbedingter war auch die Unterwerfung. In großen Massen sonderten sich Herren und Knechte. — Die Persönlichkeit, in welcher die Natur sich concentrirte, bildete sich nach den nämlichen Gesetzen, nach welchen die Monstra der Organisation sich gebildet haben. Die sinnliche Wirklichkeit dieser Herrscher ist so entschieden, wie die der thierischen Monstra der Urzeit. Auch sie stellten damals den Gipfel einer organisirenden Zeit dar, aber dieser scheinbare Schlußpunkt der Schöpfung war zu gleicher Zeit eine Hemmung" (S. 363—370).

So hatte das Böse nun auch die Geschichte ergriffen. Nur Ein Volk ward ausgesondert von Gott, einen näheren Zusammenhang mit dem paradiesischen Urstande zu bewahren: das jüdische Volk. Zwar gab sich das göttliche Princip, welches die Hemmung zu besiegen strebt, überall einen gewissen Ausdruck; aber selbst bei den Griechen konnte es die Gewalt der Sinnlichkeit nur bis zum Moment der Schönheit hin mildern. Dort aber, in der Abrahamitischen Familie, „fing das Paradies an wieder still zu keimen, wo es verschwunden war, und es bildete sich das heimliche Nest, in welchem unter den bedeckenden Flügeln der Liebe das Menschengeschlecht brüten sollte" (S. 415). Die Bedeutung des jüdischen Volkes liegt in der Hinweisung auf die Zukunft des Weltheilandes. Und wie alle Momente der Schöpfung eine unbewußte Weissagung sind auf diesen Punkt hin, so wird diese nun im jüdischen Volke zu einer bewußten gesteigert. Die Erscheinung des Heilandes selbst ist dann aber erst der wahre Schlußpunkt der Schöpfung und kann auch nur als Resultat eines unmittelbaren, wunderbaren Schöpferactes gewürdigt werden. „Als Christus erschien, ward die Natur nicht bloß als ein Ganzes in sich geordnet, und so offenbart durch eine Person, so wie der erste Adam die Einheit des Willens Gottes in der Natur darstellte, sondern der Heiland war die Person aller wahren Persönlichkeit, und die Wahrheit alles Daseins war in diese gesetzt. An die Stelle des unsichtbaren Centrums, um welches alle Himmelskörper sich ordnen und bewegen, und welches in einer äußeren, der Person entfremdeten Unendlichkeit liegt, ist das innere Centrum der Persönlichkeit getreten. — Drei Schöpfungsmomente erkennen wir daher: einen kosmischen, als die Planeten sich ordneten in ihren Bahnen um die Sonne, einen tellurischen, als die Erde ihren Mittelpunkt in dem Menschen fand. Der dritte Moment, die Erscheinung des Heilandes in der Welt, war derjenige, durch welchen die Unendlichkeit des Daseins in seiner Einheit mit der Besonderheit gesetzt wurde, daß nunmehr Er die Sonne ist, um welche alle ewige Persönlichkeit sich bewegt" (S. 438—439).

Digitized by Google

Dies sei eine Uebersicht über die Steffens'sche Teleologie, die ihren letzten Schlußpunkt in der Erlösungstheorie findet. Ich habe kein Hauptmoment übersprungen, damit der ganze Zusammenhang der Steffens'schen Weltanschauung klar hervorspringen sollte. Und wer möchte nun, abgesehen von der Mangelhaftigkeit und Willkür des Princips, abgesehen insbesondere von der schon gerügten Einseitigkeit, mit welcher alles Gewicht auf das individuelle, ausschließende Moment der Person Christi gelegt und dieselbe somit zu einem, dem gegenwärtigen Geiste transcendenten Punkte in der Weltgeschichte gemacht wird: wer möchte, davon abgesehen, die tiefsten Blicke und eine durchaus geistreiche Composition des Details zur schönen Totalität in diesem Werke verkennen? Ein warmer, poetischer Hauch weht über den meisten Partien, in denen das Princip oder die desultorische Methode nicht zu quälerisch einwirkt. Manche Andeutungen, wie die über die Entstehung des menschlichen Geschlechts, über die Trennung der Gattung in Racen, über den auch schon von Hegel gewürdigten und in der Phänomenologie des Geistes noch tiefer nachgewiesenen Einfluß der Herrschaft und Knechtschaft in der Entwicklung des Bewußtseins, dürften auch von Seiten einer mehr unbefangenen Speculation noch einer eingehenderen Berücksichtigung würdig sein. Und allerdings ist auch der Nachdruck nur zu billigen, den Steffens auf das Moment der Unmittelbarkeit und der am höchsten gesteigerten, offenbarenden Bethätigung des göttlichen Wesens in der geistigen Genesis der Persönlichkeit Christi legt. Wenn nur einerseits dieser schöpferische Act des absoluten Geistes nicht als ein Act der Willkür, losgerissen von der Idee der freien Selbstbestimmung der Menschheit aus ihrem immanenten Wesen und somit als ein, außerhalb des An-sich's des menschlichen Geistes agirendes Thun gefaßt wird: denn damit würde Christus seinem Wesen nach der Menschheit entfremdet werden; — und wenn nur anderseits dieser den Geist der Menschheit angehende Act des gottmenschlichen Wesens — nicht gedacht wird als ein solcher, der die in sich selber beruhenden Gesetze der Natur suspendirt. Es ist das menschliche Selbstbewußtsein, es ist der geistige Pol, der in der Person Christi eine andere Stellung zur Idee des der Menschheit immanenten und zugleich in sich selbst reflectirten göttlichen Geistes gewinnt; und zwar durch eine That, die sowohl aus dem eigensten Grunde des menschlichen Wesens stammt, das in allen menschlichen Individuen dasselbe ist, als sie hier, in Christo, im ganz besonderen Sinne als die unmittelbare That Gottes erscheint, sofern sie nämlich in Christus, wegen seiner Sündlosigkeit, nicht durch eine reagirende Bewegung der geistigen Individualität getrübt worden ist. Mithin ist Christus sowohl ein Product der Menschheit, als auch der Gottheit, Beides im eminentesten Sinne; wozu als das Dritte kommt, daß er diese in der ewig Einen Idee der Gottheit und Menschheit durch innere Nothwendigkeit angelegte Vermittlung, die in ihm von Seiten der Menschheit welthistorisch gereift war, frei in sich vollzog, daß er der Nothwendigkeit seiner religiösen Anlage mit sittlicher Freiheit folgte. Als dieser unendliche, in seiner Nothwendigkeit freie Coincidenzpunkt, hat Christus seine ewige Bedeutung. Steffens meint aber, das Göttliche hätte können nur dadurch im Menschlichen sich rein bethätigen, wenn es ein Moment in dasselbe hineingebracht, das sich zur menschlichen Vernunft rein transcendent verhalten habe und noch verhalte, und durch welches dann auch die Naturgesetze, an welches die Persönlichkeit durch das Moment ihrer natürlichen Individualität absolut gebunden ist, rein negirt worden seien. Dadurch kommt nun etwas Unheimliches in die Natur Christi. Seine ganze Erscheinung ist durch und durch ein Wunder, und durchbricht hier die Naturgesetze willkürlich, wie sie sich dort eben so willkürlich an sie bindet. Das ist aber ja ganz der Christus der Apokryphen, von dessen phantasmagorischer Gestalt allerdings auch in unsere kanonischen Evangelien ein gewisser Rester gefallen ist. Daß aber dies schlechthin Wunderbare sich selbst schon mittelst der Widersprüche der Evangelien hinsichtlich desselben als ein Product des Mythus verräth, darauf nimmt Steffens weiter gar keine Rücksicht, indem er meint, diese Widersprüche seien das Resultat eines kleinlichen, mit den Berichterstattern vorgenommenen „Polizeiverhörs" (Bd. I. S. 479). Solche Meinung kann man allerdings sehr billig haben, nur hat man sich das historische Gewissen erst auszureißen. In Steffens muß freilich dies von selbst verstummen vor der Dictatur seiner Phantasien über die Natur. Von seinem Standpunkt aus ist es ganz consequent, Wunder anzunehmen; denn die Natur bildet für ihn keine in sich selbständige Sphäre, sondern ein immer beugsames Product des auch anders wollen könnenden göttlichen Willens. Für ihn ist es kein Widerspruch, daß der göttliche Wille bald so, bald so will, bald ein Naturgesetz giebt, dann wieder es suspendirt und es nachher doch bestehen läßt. Der göttliche Wille ist nach dem Steffens'schen Princip für die Natur allerdings ein ewiges Gesetz; allein da die Entwicklung der Natur gehemmt ist durch den nicht sein sollenden dunkeln Grund, so sind die Naturgesetze nur verkümmerte Ausdrücke des göttlichen Willens. Tritt daher eine Persönlichkeit auf, die den göttlichen Willen ungetrübt und ganz in sich aufgenommen und zu ihrem Lebensgesetz gemacht hat, so muß diese die unwahren Naturgesetze direct aufheben. Das Gesetz der Schwere, der zeitlichen Succession im Naturprocesse, der Begrenztheit und Bedingtheit des einen Stoffes, der einen Bestimmtheit des Seins durch die andere, ist von diesem Standpunkte aus ein Ausdruck des willkürlichen Herausgefallenseins der Creatur aus dem Centrum des absoluten Ineinander des göttlichen Wollens und Thuns. Diese vom Bösen bedingten Gesetze müssen daher vor dem Blick und Wort des Heilandes haltungslos zusammensinken. Er kann, wenn er will, — und er muß es wollen, damit der unbedingte göttliche Wille sich verwirkliche, — über das Wasser schreiten, ohne von dem Gesetz der Schwere afficirt zu sein, ihm leistet die erstarrte Materie keinen Widerstand, wenn er bei lebendigem Leibe durch Thor und Thüren dringen will u. s. w. u. s. w.

(Fortsetzung folgt.)

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Digitized by Google

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

7. April. № 83. 1841.

Heinrich Steffens „christliche Religionsphilosophie."

(Fortsetzung.)

Dies ist, wie gesagt, vom Steffens'schen Princip aus ganz consequent gedacht. Aber das Grundfalsche eben dieses Princips kann Keinem noch länger verborgen bleiben, und mit dem Princip fällt diese ganze Wundertheorie auch philosophisch zusammen, wie sie historisch schon längst sich nicht mehr bewähren will.

Mit der philosophischen Erkenntniß nämlich, daß die Natur die ewig-zeitliche Voraussetzung, daß sie das Andere nicht nur des werdenden, sondern, als aufgehobenes Moment, auch des absoluten Geistes ist: mit dieser Erkenntniß ist zugleich gesetzt, daß sie, selbständig heraustretend und in sich reflectirend, auch ihre eigenen, vom Geist sie unterscheidenden Gesetze haben muß. Die Bestimmtheit dieser Gesetze fließt aus dem Begriff der Natur, daß sie nämlich die Sphäre der Besonderheit und Endlichkeit in der concreten Idee des Universums ausdrückt, gegenüber der Sphäre der absoluten Allgemeinheit und Idealität in Gott und der Sphäre der individuellen Vermittlung des Moments der Allgemeinheit und des Moments der Besonderheit im Selbstbewußtsein des werdenden Geistes. Die Wirklichkeit der Natur kann hiernach nur darin bestehen, daß in ihr Alles in reale, relative Unterschiede und Vielheiten, die nur beziehungsweise eins sind, auseinander tritt und in dem Verhältnisse der gegenseitigen Bedingtheit steht. Mithin kann in ihr kein Moment unmittelbar ohne das zu ihm gehörende, es bedingende, andere in die Existenz treten; und ebenso können alle Einwirkungen vom individuellen Geiste aus auf das eine oder das andere Naturmoment, wofern dasselbe noch nicht, wie an den Grenzpunkten der Natur, in dem höheren Organismus, an die Innerlichkeit des Geistes heranklingt, nur durch eine äußerliche Vermittlung, als durch mechanische Operationen, vor sich gehen.

In diesem gegenseitig bedingten Zusammenhange ist es also ein Widerspruch, der schlechterdings einer Unmöglichkeit gleich kommt, daß z. B. ein Moment der anorganischen Natur unmittelbar, also mitten in seiner anorganischen und mechanischen Verkettung, und noch dazu vom geistigen Willen, d. h. von einer ganz andern Sphäre aus, mit der es nichts gemein hat, könnte organisch bestimmt werden. Und so verhält es sich doch z. B. mit dem Wunder der Verwandlung des Wassers in Wein. Ueberhaupt kann kein Moment und Product der Natur, weder der anorganischen noch der organischen, als solches, d. h. ohne einen ihm selber immanenten Zusammenhang mit dem Geiste, direct vom Geiste aus, weder durch eine bloß innere Willensbewegung, noch durch den unmittelbaren Ausdruck derselben im Wort und der Geberde bestimmt werden. Es ist nicht die innere, sondern die äußere Seite des schmeichelnden oder scheltenden Wortes, von der die Bestie sich bewegt fühlt. Wie weit auch das Ahnungsvermögen der Thiere reiche: vom Geist als Geist empfangen sie keinen Eindruck, und der Geist muß zum Contact des Gefühls herabsteigen, um zwischen sich und dem Thier ein Medium zu bilden. Noch viel äußerlicher muß das Medium der Einwirkung sein auf ein des Gefühls entbehrendes oder bloß mechanisches Product der Natur. Es ist also rein unmöglich, daß ein Feigenbaum auf ein Wort verdorre, daß sich Fische im Meere auf ein Wort versammeln, daß der Sturm auf ein Wort schweige u. s. w. Allerdings giebt es einen Punkt, wo der Geist sich in den Organismus continuirt, nämlich innerhalb der bestimmten naturgeistigen Individualität des subjectiven Geistes und der Sphäre des psychischen Lebens, innerhalb welcher daher die rein geistigen Momente der Persönlichkeit auch in den correspondirenden Systemen der bestimmten Leiblichkeit verleiblicht und wiederum die sinnlichen Eindrücke vergeistigt werden. Wenn nun ein individueller Geist unmittelbar, d. h. ohne eine andere, als dem Gebiet des Geistes angehörende Vermittlung, wie durch Wort, Miene u. s. w., worin das Leibliche als verschwindendes Moment gesetzt ist, auf den andern wirken kann, so wird diese geistige Einwirkung auch einen leiblichen Effect haben in dem, der sie erfährt, und dieser wird desto stärker sein und desto nachhaltiger im Organismus nachwirken, je mächtiger der geistige Impuls ist, und je directer er zugleich auf einen leiblichen Erfolg aus-

Digitized by Google

geht. War nun Christus die geistig mächtigste Persönlichkeit, so scheint es natürlich und nothwendig zu sein, und die Geschichte nöthigt zu dieser Annahme, daß einerseits die Momente seines geistigen Lebens sich auch mächtiger in ihm selber verleiblichten, und daß anderseits die schon mehr ans Ideelle anklingenden Mächte des materiellen Daseins, wie Magnetismus u. s. w., in seiner Leiblichkeit im höchsten Maße concentrirt waren, ohne, wie in den Somnambulen, sein geistiges, freies Selbstbewußtsein zu überwachsen, und ohne somit eine krankhafte Affection in ihm hervorzurufen. Daraus würde dann folgen, daß seine geistig-leiblichen Einwirkungen auf andere Individuen auch von einem unberechenbar weiteingreifenden Einflusse auf deren Organismus sein mußten, und daß er in dieser Weise oft bloß durch ein mächtiges Wort, oft auch mittelst leiblicher Berührung Dämonische und Kranke allerlei Art heilte. Auch konnte nur in dieser Weise die von Wundersucht erfüllte Zeit seines Lebens zur Anerkennung seines weltumgestaltenden Berufes angeregt werden, und nur durch solche Thaten war ein Zusammenhang zwischen ihm und dem Messiasideal seines Volks für dieses vermittelt; denn sein geistiges Wesen ragte zu unendlich über das damalige geistige Verständniß hinaus, seine innere Herrlichkeit, welche noch immer die Weisen der Jahrhunderte vor ihm beugt und erhebt zumal, war dem sinnlichen Auge zu unzugänglich, als daß sie hätte das Surrogat für die entbehrten äußerlichen Prädicate der Messianität abgeben können. — Es läßt sich aber durchaus keine bestimmte Grenze ziehen, wie weit die Sphäre einer solchen geistig-leiblichen Einwirkung auf den Organismus des andern, empfänglichen Individuums reiche, besonders wo diese Einwirkung von der geschichtlich erhabensten Persönlichkeit ausgeht, so daß also die Kritik bei der Beurtheilung der neutestamentlichen Berichte von den wunderbaren Krankenheilungen Christi nicht so vorschnell die Kategorie der Undenkbarkeit herbeiziehen sollte. Solche Thaten, welche hinsichtlich ihrer Wirkung auf die psychisch-animalische Seite des Menschen die Grenze nicht nur der damaligen, sondern auch der bisherigen Erfahrungen übersteigen, welche für Zeiten ruhiger Entwicklung und für Individuen von nur relativ welthistorischem Beruf geradezu ein Unmögliches in sich schließen und mithin in Bezug auf diese als ein Wunderbares erscheinen, sind ein nothwendiges Ingrediens des absolut welthistorischen Lebens Christi. Dahin gehören die wunderbaren Krankenheilungen. Allein weiter als bis zu diesem Punkte möchte wohl das Zugeständniß der Philosophie in Bezug auf die neutestamentlichen Wundererzählungen nicht gehen dürfen*). Denn solche Erzählungen, wie die erwähnten, daß Christus durch eine bloße Willensbewegung, oder durch ein Wort den Sturm beschwichtigt, Todte erweckt, d. h. den, dem anorganischen Gebiete der Natur verfallenen Leichnam unmittelbar psychisch bestimmt habe, sind geradezu für Mythen anzusehen, und sind ohnehin an sich selber ohne sittlichen Zweck oder streifen gar ans Unsittliche. Denn einen Geist, der sich von seiner äußeren Leiblichkeit getrennt hat, für einen äußeren oder einen inneren Zweck in diese zurück zu beschwören, heißt das nicht, das Höchste, das Unendliche der Persönlichkeit zum bloßen Mittel herabzusetzen, und den Geist aus einem schon neu begründeten Zusammenhange in einen schon abgebrochenen Zusammenhang zurück zu bannen?

(Schluß folgt.)

*) Wie es sich mit dem Factum der Auferstehung Christi verhält, werde ich in einem zweiten Artikel bei der Besprechung des Frauenstädt'schen Werkes berühren.

Historische Volkslieder aus dem sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert, nach den in der königl. Hof- und Staatsbibliothek zu München vorhandenen fliegenden Blättern gesammelt und herausgegeben von Ph. Max. Körner. Mit einem Vorwort von J. A. Schmeller. Stuttgart 1840.

Die vorliegende Sammlung führt den Titel „historische Volkslieder" nur in dem Sinne, als jedes vom Volke gesungene Lied, sei der Inhalt, welcher er wolle, im Verlaufe der Zeit zum historischen Document wird, während man unter historischen Liedern gewöhnlich nur solche zu verstehen pflegt, die ihren Stoff aus der gleichzeitigen politischen Geschichte entnehmen. Hier aber wird uns eine bunte Mannigfaltigkeit von Liedern des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts geboten, die, an dem chronologischen Faden aufgereiht, ihre Einheit nur darin finden, daß sie deutschen Ursprungs sind, wenn man es nicht etwa in Anschlag bringen will, daß sie sämmtlich in der königl. Hof- und Staatsbibliothek zu München aufbewahrt werden. Es soll dies indessen nicht gesagt sein, um den Werth der Sammlung selbst herabzusetzen, vielmehr ist eine solche Zusammenstellung des Heterogensten vielleicht am meisten geeignet, uns den Herzschlag des deutschen Volkes in diesen bewegten Zeiten fühlen zu lassen. Die Poesie war im funfzehnten Jahrhundert aus dem Ritterstande allmälig in den Bürgerstand hinabgestiegen, und das Volkslied war das eigenthümliche Product dieser neuen Verbindung. Seinen Ursprung aus dem Bürgerstande kann es denn auch keinen Augenblick verläugnen, es hat das Kernhafte und Gemüthliche, aber auch die ganze Umständlichkeit und Philisterhaftigkeit dieser ehrenwerthen Mittelclasse. Es hat die Fähigkeit, alle möglichen Stoffe auf- und die verschiedensten Formen anzunehmen, es ist lyrisch, episch, didaktisch, polemisch, aber überall schaut auf naive Weise das ehrliche Gesicht des wohlmeinenden, wenn auch beschränkten Meisters hervor. Diesen Charakter hausbackener Verständigkeit, die aber ein hartnäckiges Fest-

Digitized by Google

halten gewisser Vorurtheile nicht ausschließt, tragen nun auch diese von Hrn. Körner mitgetheilten Lieder, die sich ziemlich über Alles verbreiten, was namentlich im sechzehnten Jahrhundert den deutschen Bürgerstand berühren konnte. Von kriegerischen Ereignissen der Vergangenheit und Gegenwart sind es vorzüglich zwei, die seine Theilnahme in Anspruch nehmen: im Westen die Erinnerungen der schweizerischen Eidgenossenschaft an die ruhmvollen Kämpfe für ihre Freiheit, die als rechte Musterbilder hochherziger Bürgertugend besonders Eingang finden mußten, im Osten der ununterbrochene Streit gegen den Erbfeind der Christenheit, den Türken, der mit unerhörter Grausamkeit die kaum gewonnene Ruhe und Sicherheit immer von neuem gefährdete. Mag aber Sieg oder Niederlage besungen werden, der religiöse Hintergrund fehlt nie, und Gott wird stets die Ehre gegeben. So heißt es von den Eidgenossen (S. 11):

Brüderliche trüw was vnder jnn,
in ganzer einfalt zugends hin,
vnd hattend Gott im hertzen,
darumb entsaß sy alle welt,
es was böß mit jnen ze scherzen.

Deß gewunnend sy gar mengen stryt,
jr lob vnd eer was breit vnn wyt,
alle welt thett von jnen sagen,
das da nit werend frömmer lüt,
dann die Schwytzer by den selben tagen.

Hat das Lied von Niederlagen, namentlich von den Verwüstungen der Türken zu berichten, so werden dieselben dieser Denkungsart gemäß als Strafen Gottes für die Sündhaftigkeit der christlichen Welt bezeichnet (S. 150):

Man hat lang gprediget, gsungen, gsagt,
vergeblich vns vermanet.
Gott auch vns vil vnnd offt geplagt,
doch vnser seer verschonet.
Nichts weniger für wir vnnsern bracht,
drumb ist die rut schon punden,
der Türck kumbt yetz mit grosser macht,
sambt seinen wüettenden hunden.

Die Erzählung ist stets schmucklos, ja oft nur ein trockner Zeitungsbericht, wie denn auch häufig nichts Anderes beabsichtigt und verlangt wurde. Gern werden moralische Lehren eingestreut, besonders wird von dem rechtlichen Bürgersinn auf die Unsittlichkeit des Soldtdienstes der jüngeren Eidgenossen, die für andere Güter als die Freiheit des Vaterlandes ihr Leben einsetzen, mancher tadelnde Seitenblick geworfen, z. B. S. 12:

Es ist aber leider darzu kon,
das man yetz nun wil herren hon,
das ist warlich ze erbarmen,
ich förcht das vil meng bidermann,
noch gar übel muß erarnen (verarmen).

Wir sind aber so vergifft über gut,
das wir wagend seel eer lyb vnn blut,
das ist ein schwäre sache,
das wüssend Fürsten vnn herren wol,
stellend uns nach tag vnn nachte.

Wenn man wölt volgen minem radt,
so behieltend wir den alten staat,
liessend Fürsten vnn herren blyben,
vnd blibind daheim in unserem land,
by kinden und by wyben.

Unter den Helden der Eidgenossen wird Wilhelm Tell, unter den Türkenstreitern Graf Nicolaus von Serin (Zriny) besonders hervorgehoben und besungen; im Uebrigen liebt es das historische Volkslied, sich mehr an Begebenheiten (Schlachten, Belagerungen), als an Persönlichkeiten anzuschließen, weil die Masse von jenen mehr, als von diesen berührt wird. Die erwähnte solide bürgerliche Frömmigkeit wird aber im Verhältniß zu Andersgläubigen zur crassesten Intoleranz, die sich jedem Aberglauben willig hingiebt. Diese Seite des deutschen Volkscharakters in dieser Zeit vertritt in unserer Sammlung ein Lied, „die Ausschaffung der Juden von Regenspurg bezaichende," und ein anderes, „wie vor 245 Jaren die Juden zu Degikendorf, mit dem hochwürdigen vnd heyligen Sacrament feindt vmbgangen." Da werden den Hörbegierigen die alten Unthaten der Juden aufgetischt (S. 110):

Sechs kleine kindt getödtet,
der frummen christen lewt,
von jnn das plut genöttet,
vor einer langen zeyt,
was sie byßher handt geübet,
ist noch nit als am tag,
manch mutter hertz betrübet,
das hat in fast gelybet,
O wee der großen clag.

Das sacrament durchstochen,
habens ann manchen ort,
daran sie sich gerochen,
O mordt mordt vber mordt,
wie lang muß wir gedulden,
der juden ubelthat,
sambt jn wir vns vnschulden,
vierlieren (verlieren) gottes hulden,
Maria hilf vnd rat.

Ihren Haupttummelplatz aber findet diese religiöse Gesinnung in dem Confessionsstreit, der dem sechzehnten Jahrhundert seinen eigentlichen Charakter aufdrückt. Es begegnen uns in der vorliegenden Sammlung ungefähr gleich viele Lieder von beiden Parteien, obwohl anzunehmen ist, daß die protestantische Partei, als die von neuen Ideen bewegte und volksthümlichere, mehr und besser gesungen habe, als die Reactionspartei, deren hier mitgetheilte Lieder auch in der That besonders schwerfällig zusammengereimt und nüchtern sind. Protestantischen Ursprungs sind: ein Triumphlied auf die Gefangenschaft des Herzogs Heinrich von Braunschweig durch den Landgrafen von Hessen (1545),

Digitized by Google

ferner „ein new kriegsliede," mit nebengedruckten Schriftstellen, „ein Lied für die landsknecht," und endlich ein Spott- und Hohnlied auf die Unsittlichkeit der Pfaffen, anfangend:

Es hat ein Bawr sein Fraw verlohrn,
er kundt sie nimmer finden ꝛc.

In dem Liede für die Landsknechte, das an Kaiser Karl V. gerichtet ist, ist die ächt Lutherische Heraufbeschwörung des nationalen Elements gegen den Papst als einen Feind und Ausländer hervorzuheben, wenn es z. B. heißt (S. 183):

Gedenck zuruck du weyser Man,
Vnd sich der Bäpst groß schalckheit an,
Wie offt durch sy ist kummen,
Das jämerlich Teutsch Nation,
Im blut hat gar geschwummen,

worauf ein historisches Sündenregister der Päpste folgt. Von papistischen Stücken finden wir zwei Repliken auf das oben erwähnte Lied: „Es hat ein Bawr sein Fraw verlohrn," das viel Aufsehen gemacht haben mußte, ferner „ein schön Newgemacht Liedt, von Gebhart Truckseßen, hievor gewesten Churfürsten zu Cöln, dann „ein New Liedt, von Martin Luther, dem trewlosen Augustiner Mönch, wie er das Wort Gottes verfelschet hab," und zwei Lieder aus dem dreißigjährigen Kriege, ein Loblied auf Tilly und ein Spottlied auf die Schweden, von einem bairischen Verfasser. Diese Lieder zeigen eine große Erbitterung, aber dennoch erkennt man, daß sie von dem angegriffenen Theile ausgehen. Die Vertheidigung lautet oft naiv genug, z. B. S. 253:

Ein kleines was ein Priester thut,
Singt mans, machts auff der Geigen:
Ist aber alles recht vnd gut,
Man muß es wol verschweigen:
Was nur geschicht, es ist gar schon,
Wans nur ein Predicant hat thon.
Ist fein: ist fein,
Vnsr einer müsts Teufels sein.

Neben den weltbewegenden Ereignissen waren es aber auch die alten schönen Historien und neuere Räuber- und Mord- oder Verführungsgeschichten, die die Phantasie des Volkes damals, wie jetzt, beschäftigten, und, in fliegenden Blättern verbreitet, gern gehört und gelesen wurden. Auch an solchen Liedern fehlt es unserer Sammlung nicht. Einen alten Sagenstoff behandelt die Geschichte vom Alexander von Metz, der, nachdem er von seiner Frau ein weißes Hemd erhalten, das nie befleckt werden kann, so lange sie die eheliche Treue bewahrt, damit angethan nach dem heiligen Grabe zieht, dort aber gefangen und endlich von der indessen viel versuchten Frau befreit wird. Nicht minder alten Ursprunges ist das Lied von dem Ritter aus Steiermark, der durch Heirath ein König von Dänemark wird, als er aber von der Schönheit der Königin von Frankreich hört, zu dieser hinzieht, und mit ihr in Buhlschaft betroffen, zum Tode verurtheilt, aber von seiner treuen Gemahlin gerettet wird. Die daraus gezogene Moral ist charakteristisch (S. 83):

Nun merckend jr frouwen vnd mann,
diß lied ich üch gesungen han,
vnd wil ich damit leeren,
vnd wenn ein ding geschehen ist,
darfür weiß ich kein besser list,
dann das zum besten keeren.

Gleichfalls alt ist „das Lied von dem Danhuser," eine bekannte Sage, und ein anderes von der Königin von Frankreich, die die Studenten verführt und tödtet, zuletzt aber an dem zauberkundigen Albertus Magnus ihren Mann findet, der sie ihrer Unthaten überführt und zur Klosterbuße bewegt. Von Mord- und Hinrichtungsgeschichten finden wir die Ermordung des Königs Lasla (Ladislaus von Böhmen 1457), die Hinrichtung des als Ketzer verurtheilten Kaspar Tauber zu Wien (1524), die des berüchtigten Raubritters Eppele von Gaylingen durch die Nürnberger (1381), und einiges Andere. Aber nicht diese gangbaren und beliebten Stoffe allein, auch jeden beliebigen anderen Gegenstand weiß das Volkslied in sich aufzunehmen und zu gestalten, und so begegnen uns hier denn auch zwei lyrische Gedichte, Klagen der Königin Maria von Ungarn um ihren Gemahl, König Ludwig, enthaltend, ferner ein Lied „von den Funfzehen Tagen, was für Wunderzeichen vor dem Jungsten Gericht geschehen sollen," dann „ein schöne vermanung deß newen Jars," und endlich ein Bericht über eine Theurung und Hungersnoth in Oestreich. Können die Lieder dieser Sammlung im Allgemeinen auf poetischen Werth keinen Anspruch machen, so sind die letzterwähnten besonders platte Reimereien, wie denn in dem eben genannten Liede auf die Hungersnoth Strophen wie die folgende vorkommen (S. 307):

Ein Kalb das ist gewißlich war,
muß man zahln um gülden baar,
ein stieber schmaltz darneben,
denn man vorkaufft vmb 9 Patzn ich sag,
oder noch wolfeiler hört hernach,
7. 8 Guldn man jetzt drumb geben.

Fragen wir nun schließlich nach dem Verdienste des Herausgebers, so besteht dieses theils in einer verständigen Auswahl, die sich nur vielleicht noch mehr hätte beschränken sollen, da manche der mitgetheilten Lieder sich in derselben oder einer wenig veränderten Gestalt schon in anderen bekannten Sammlungen vorfinden, theils in dem diplomatisch getreuen Wiederabdruck der alten Drucke. Ist dieses Verdienst nun auch kein hervorstechendes, so ist es doch ganz ehrenwerth, und Hr. Körner hätte nicht nöthig gehabt, die alte Unsitte, daß man berühmte Männer zu Vorreden preßte, um mit ihren Namen das Titelblatt zu verzieren, wieder aufzunehmen.

A. Wellmann.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Digitized by Google

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

8. April. N° 84. 1841.

Heinrich Steffens „christliche Religionsphilosophie."

(Schluß.)

Außerdem ist die Natur, so weit sie nicht für sich mit dem Geiste in Continuität steht, sondern des Bewußtseins und des Gefühls entbehrt, für das Wort als Wort absolut unempfänglich. Und dann sind jene Wundererzählungen, die sich als wirkliche Facta durchaus nicht begreifen lassen, als unbewußt entstandene Mythen sehr leicht begreiflich. Ja es ist sogar kaum anders denkbar, als daß, nachdem Christus einmal durch jene anzuerkennenden mirabilia bei seinen Zeitgenossen den Eindruck eines Herrschers über die Natur u. s. w. hervorgerufen, der immer geschäftige Wunderglaube seine hehre Persönlichkeit nun auch nach allen Situationen und Verhältnissen hin mit seinem purpurnen Widerschein umröthete. Und bezeugen somit nicht selbst diese anderweitigen Erzählungen, welche als Mythen zu fassen sind, den tiefen Eindruck, mit welchem sein mächtiges und herrliches Leben in allen Kreisen, tief symbolische Anschauungen und religiöse Ahnungen erweckend, wiederklang? — Dies etwa ist die Stellung, die sich die jetzige philosophische Bildung der Zeit und jeder von ihr wahrhaft Durchdrungene zu den Wundererzählungen des N. T. giebt, und sie wird immermehr die Oberhand gewinnen, ohne daß damit dem Glauben an Christum als den Heiligen und Gerechten, als den Abglanz der Herrlichkeit Gottes, irgendwie zu nahe getreten würde. Vielmehr tritt so sein Bild erst recht in seiner wahren, von der entfremdenden Beimischung des Magischen gereinigten sittlichen Glorie hervor *).

Kehren wir zu Steffens zurück, so müssen wir ihn einer auffallenden Verkennung jener in sich selber basirten Gesetzmäßigkeit der Natur beschuldigen. Wie er Alles auf das Princip der Willkür zurückführt, so läßt er nun auch in allen Punkten die eine Sphäre des Universums willkürlich durch die andere bestimmt und verändert werden, ohne das Moment ihrer Verschiedenheit irgendwie zu berücksichtigen. Die Umgestaltung in der sittlichen Welt soll auch im Wesen der Natur directe Umgestaltungen zur Folge haben, und umgekehrt. Mit dieser Vermischung hängt nun eben als die auffallendste Folge die Ansicht zusammen, daß die Sünde des Geistes auch in den einzelnen ungeistigen Phänomenen und Individuen der Natur ihren bestimmten Ausdruck gewinne, und daß sodann die Calamitäten der Natur, wie Zerstörung, Krankheit u. s. w., und endlich selbst der Tod, eine nicht sein sollende Frucht der Sünde seien. Was den ersten Punkt anbetrifft, so heißt es in dem Abschnitte, „Ueber das Böse in der Natur," Bd. II. S. 75: „Am klarsten zeigt sich uns dieser ethische Charakter der Natur, wenn wir die Handlungsweise der Thiere betrachten, und zwar desto deutlicher, je höher die Entwicklungsstufe ist. Bei den Säugethieren finden wir nicht allein List und Betrug, nicht allein widerwärtige sinnliche Ausschweifung: was uns vorzugsweise zwingt, bei den Thieren einen ethischen Moment anzuerkennen, ist die furchtbare Leidenschaftlichkeit, der Zorn, die unbändige Wuth; denn durch diese erkennen wir — ein böses Princip, welches sich zu individualisiren strebt. Vor Allem aber muß der nachdenkliche Mensch erstaunen über die Grausamkeit, über den Genuß des Zerfleischens, über die furchtbare Lust der mächtigen Raubthiere, wenn sie mit der schwachen, ohnmächtigen Beute ein höhnendes Spiel treiben und an der verlängerten Qual, an der Angst ein schauderhaftes Vergnügen finden. Vergebens behaupten wir, als liege eine Beschwichtigung des verletzten sittlichen Gefühls darin, daß dieses eben zur Natur der Thiergattung gehört. — Und dennoch können wir nie leugnen, daß das Böse nur für eine freie Persönlichkeit, nur für ein menschliches Bewußtsein eine Bedeutung habe. So wälzt sich die ganze Gewalt der Sünde auf uns, und die Natur trägt in ihrer Geschichte, das Thier in seiner willkürlichen Handlungsweise das Gepräge des Bösen, weil wir es sind; wir haben sie verpestet, unsere Sünde spricht

*) Daß ich mit dieser, durch ein unbefangeneres Studium gewonnenen Einsicht meine früheren, in der Abhandlung zu meinen Festreden geäußerten Ansichten über die Nothwendigkeit ꝛc. des Wunders als scholastische Figurationen eines romantischen Gemüthsnebels in ihr Nichts verschwinden lasse, versteht sich von selbst.

Digitized by Google

sich aus unserem Dasein in allen seinen Elementen aus." — Ueber den zweiten Punkt lesen wir Folgendes: „In dem paradiesischen Zustande drückt sich der Moment jener Einheit der Natur in sich selber und mit Gott aus. — Es konnte also auch hier in der leiblichen Organisation des Menschen nichts liegen, was die Feindseligkeit der ganzen Natur gegen ihn hervorzurufen fähig wäre. Der Mensch wäre also unsterblich selbst in seiner leiblichen Besonderheit. So ist es uns klar, daß durch die Sünde die Krankheit und der Tod in die Welt kam. Der Widerspruch zwischen der leiblichen Organisation und dem All ist das Abbild des innern Widerspruchs des Bewußtseins in sich selber. Alle Krankheit ist also aus der Sünde, so wie der Tod. Um krank zu werden, muß eine Person schon krank gewesen sein" (Bd. II. S. 282—284).

Wenn dem nun so wäre, wenn Krankheit und Tod, Gifte, Säuren, wilde Bestien und Alles, was mit mehr oder weniger Lust, Energie und Wuth oder auch ohne den Affect der Empfindung, das Moment der Negativität des Endlichen ausdrückt, als eine Folge der Sünde anzusehen wäre, dann müßte einerseits, wie auf dem Boden des alten Testaments, die Frömmigkeit auch vor der Wuth wilder Bestien und vor der zerstörenden Wirkung der Flamme, des Giftes u. s. w. den Frommen schützen, die Frömmigkeit müßte den Thieren bezaubernd in die Nase dringen. Die herzensguten Leute dürften gar nicht sterben, oder müßten wegen des Minimums von Sünde, das sie noch in sich tragen, wenigstens steinalt werden, es sei denn, daß ein solches Minimum nach Analogie des homöopathischen $^{1}/_{3333/3333/3333}$ Gran Arsenik einen, mit der Verdünnung des Mediums erhöhten Effect hätte. Anderseits aber wäre dann auch der Verdauungs- und Lebensentwicklungsproceß, der gar nicht anders, als den Tod in der Wurzel mit sich führend gedacht werden kann, ein Erfolg der Sünde; ja Sündenfrucht wäre Alles, was das Gepräge der Endlichkeit an sich trägt. Nun, das kann man sich auch philosophisch schon gefallen lassen. Aber so identisch gefaßt mit dem Moment der Besonderheit und Endlichkeit überhaupt hört das Product der Sünde eo ipso auf, ein Unglück, eine Strafe zu sein, und wird als nothwendiges Moment des Universums, als Basis und Bedingung des Geistes begriffen. So treibt das Ding über sich selbst hinaus in den vernünftigen Zusammenhang zurück, wenn nur nicht neue Willkür es fesselt und die gesammte Endlichkeit: Raum, Zeit, Bewegung, Stein, Pflanze, Thier, Mensch mit ihren ewig rollenden Offenbarungskreisen für einen Wurf blinder, toller Willkür erklärt. Aber solche Willkür, die von Nothwendigkeit nichts wissen wollte, müßte, um nicht abzulassen, die Willkür als Princip zu bekennen, wenigstens auch sich selbst mit ihren Producten als ein eben so willkürliches Thun bekennen; und somit gestände sie ein, daß sie eben Wissenschaft und philosophisches Denken nicht wäre.

Mit dieser Vermengung der verschiedensten Sphären, der Natur und des Geistes, mit diesem unlogischen Tiefsinn, der das scheidende, verständige Element der Idee nicht respectirt und daher das Recht der Kritik und des Rationalismus gänzlich verkennt, leistet Steffens dem heutigen Pietismus, mit dem er doch nach seiner geraden, edlen Gesinnung nichts gemein hat, auf gar unerfreuliche Weise Vorschub. Wie lange wird es denn noch dauern, so werden sich diese Herren auf ihn, wie einst auf den grübelnden Hamann berufen, um ihren stärksten Eruditäten den Anstrich des Geistreichen zu geben; denn mischt nicht Steffens ganz eben so, wie sie, das Christenthum in die heterogensten Gebiete hinein? — Die Religion soll allerdings alle Phasen des Lebens mit ihrem Frieden verklären; nur rührt uns keinen Teig zusammen aus dem Gefühlswasser forcirter Gemüthlichkeit, vermengt mit dem vertrockneten Bodensatz abgeklärter Dogmen, mit welchem ihr alle vernunftanstrebenden Gebiete des Geistes zu durchsäuern sucht. — Aber das nennen sie dann Christianisiren. Schon fangen sie es auch mit dem Staate an, dies gewaltsame Vermengen: da soll Alles hübsch zurecht gemacht werden nach dem Schema jüdischer Theokratie, und insbesondere soll es auch einen Bann geben, der das weltliche Princip mit Gewalt unterdrücke. Diese Menschen wollen gar nicht begreifen, daß doch jedes Moment des Geistes zu seinem Rechte kommen muß, wie es ja auch nicht alle Tage Sonntag ist. Habt ihr denn nie geahnet, daß die Menschheit einen eigenen Mittelpunkt in sich haben muß, kraft dessen sie sich von Gott unterscheidet: da sie ja sonst auch das Göttliche, von dem sie durchdrungen ist, nie würde zu ihrem Eigenthum und innerem Charakter gestalten können. Die Erhebung zu Gott ist alsobald kein freies, das Centrum der Gesinnung angehendes Thun, als dem Menschen das Moment der eigenen, individuellen Selbstbestimmung fehlt. Dieses aber, was freilich der Anlage nach vom Ursprung an im subjectiven Geiste aus seiner Idee mitgesetzt ist: woher sollte es den Anstoß und Reiz seiner Entwicklung nehmen, wenn es sich nicht voraussetzte eine vom absoluten Geiste unterschiedene, in sich selber begründete Natur, und wenn es sodann sich nicht in einer eigenen nur aus sich selber, aus ihrer eigenen Idee, zu bestimmenden Sphäre verwirklichte, nämlich in der Sphäre des Weltgeistes, dessen Momente sich gliedern in den dialektisch in einander greifenden Kreisen der Familie, des Staates und der Weltgeschichte. Nicht umsonst setzt sich das Christenthum in seinem welthistorischen Auftreten neben dem Judenthum auch die Entwicklung des Naturbewußtseins und des, seine Freiheit anstrebenden, Staats in den ethnischen Völkern voraus. Das Moment der Unterschiedenheit des werdenden Geistes vom absoluten Geiste,

Digitized by Google

was in der Naturbestimmtheit des Individuums seine äußere Bedingung und seinen Reiz findet und in den mannigfaltigen sinnlichen Trieben und Begierden aufgeht zur reichen Verzweigung eines in sich concreten Willens, muß sich auch zu einer unabhängigen Objectivität des persönlichen Selbstbewußtseins frei entwickeln und ungehemmt auswirken, damit der subjective Geist als freier, praktischer Wille das Centrum seines ewigen Wesens allseitig mit seiner individuellen Seite vermittle und in dieser Seite für sich setze. In diesem allseitigen Vermittlungsproceß, der sich im Familien-, Staats- und Völkerleben realisirt, darf die Religion, die das Moment der Einheit und Einswerdung des werdenden Geistes mit dem absoluten Geiste darstellt, nicht direct eingreifen, oder das Moment des Unterschiedes kommt nicht zu seinem Rechte. Mit freier Liebe und als Geist kann sich der Mensch nur dann an seinen Gott hingeben, wenn er die ihm ursprünglich einwohnende göttliche Substanz mittelst seiner weltlichen Interessen zu seinem individuellen Eigenthum gestaltet und durch die immanente Zucht der Verhältnisse, der Sitten und Gesetze, zu einem geläuterten, freien Organe vermittelt, welches dann aus eigener Sehnsucht dem Aether der Religion sich entgegenbreitet. Warum ist der Orient noch nicht empfänglich für die christliche Religion? Nur darum, weil er das sittliche Organ des Rechtes und des freien Staates noch nicht in sich ausgebildet hat. Wird der Staat direct vom Standpunkte der Religion aus bestimmt, so kommt er nicht zu seinem Rechte, und die Religion selbst waltet dann nicht als der Geist einladender Liebe, sondern als äußerliches Gesetz, als verweltlichtes Institut, wie im Mittelalter.

Dr. J. W. Hanne.

Aus Berlin.

Schinkel's Gesundheitszustand ist noch immer derselbe, d. h. apathisch und räthselhaft; sehr böse Symptome stellen sich ein und verschwinden wieder; aber so sehr die Gefahr sich auch in die Länge zieht, so wenig Hoffnung auf jemalige Herstellung scheint vorhanden. Die Aerzte werden immer mehr darüber einig, daß das Leiden in einer Veränderung des Gehirns seinen Grund habe. Mit dem neuen Regierungsantritt war in jeder Art die Zeit für Schinkel's großartigere Wirksamkeit gekommen, und gerade hier schnitt das Schicksal den Lebensfaden ab. Aber der große Mann wird noch lange Zeit bei uns fortschaffen, nicht bloß in seinen Schülern, sondern auch in seinen eigenen Werken. Man sagt, daß Schinkel während der letzten zehn Jahre im Geheimen für seine jetzt regierende Majestät beschäftigt gewesen sei, welcher wohl vorausgesehen zu haben scheint, daß die Baulust nicht zu allen Zeiten auch würdige Architekten findet. Einer dieser Entwürfe wird mit dem bevorstehenden Frühling in's Leben treten, und seine Großartigkeit und Kühnheit spricht wahrlich eben so sehr für den Bauherrn, als für den Baumeister. Wer in Berlin gewesen ist, kennt das große Schloßportal nach der Schloßfreiheit hin. Es ist in großem Maßstabe nach dem Triumphbogen Constantin's in Rom von Friedrich dem Ersten erbaut, und seine Inschrift schließt mit den Worten:

— debebat in urbe
Non aliter Prussus Mars habitare sua.

Ueber diesen Triumphbogen nun wird Friedrich Wilhelm IV. eine christliche Capelle erbauen, welche das 100 Fuß hohe Schloßdach noch um 90 Fuß mit ihrer Kuppel überragen soll. Das Portal wird dadurch noch ungleich imposanter erscheinen, und für das Ganze, welches jetzt ohne Unterbrechung zu sehr eine gleichförmige Masse bildet, wird diese Erhebung von der trefflichsten Wirkung sein. Den älteren, nach der Spree gelegenen Theil fand der große Kurfürst schon vor; dieser Gründer des Staates war zugleich auch der Gründer des Schloßbaues; er hatte das Glück, in Schlüter einen gleich großen Architekten zu besitzen. Der erste König hat tüchtig daran fortgebaut; und so möge es denn eine gute Vorbedeutung für den sein, der es vollendet. Die Capelle wird durch wenige Stufen mit der Reihe der großen Gesellschaftssäle zusammenhangen, zunächst mit dem weißen Saal, in welchem die sämmtlichen Ahnenbilder aufgestellt sind. Mit dem Bau dieser Capelle soll denn auch die Berufung von Cornelius in Zusammenhang stehen; seine Aufgabe wird sein, die Capelle mit Frescobildern zu schmücken. Wahrscheinlich bringt Cornelius noch mehrere seiner Schüler mit, unter Anderem um in der Halle des Museums, welche so sehr auf einen Bilderschmuck berechnet ist, die trefflichen Schinkel'schen Entwürfe auszuführen. Noch viel größeren Bauten und Kunstschöpfungen dürfen wir entgegensehen, sobald der bewaffnete Friede aufhören wird.

Daß Schelling herkommt, wissen Sie. Zunächst ist es sein Name, mit dem wir Staat machen können. Aber er wird auch vielleicht lesen, wie er in den letzten Jahren in München gethan; aber ob er auch den längst erwarteten Abschluß seines Systems geben wird? Schelling, Steffens und die Schüler Hegel's auf einer Universität beisammen, — dann sind wir gut assortirt. Die vielen und schnellen Berufungen der Fremden haben hier insofern große Freude erweckt, als es jedenfalls eine dem Geiste dargebrachte Huldigung ist, welche zugleich anerkennt, daß Preußens Macht in der Intelligenz bestehe; allein weiter fortgesetzt würden sie eine große Entmuthigung derer zur Folge haben, deren Kräfte hier zu den frisch aufstrebenden gehören. Die Propheten müssen freilich von außerhalb kommen, und die Namen sind immer dann am glänzendsten, wenn die Kräfte schon im Abnehmen und die Leistungen vorüber sind.

Hengstenberg hat schon oft mit den Donnern des Herrn und den Streitwagen Jehova's gedroht; seine Verdammungsurtheile gegen die größten Geister deutscher Nation haben indeß mehr Heiterkeit, als Unwillen erregt, da sie in ihrer Uebertreibung sich selbst richteten. Wie thätig aber diese Partei sein muß, und wie leicht in den Theologen sich der alte Adam regt, der die Himmelschlüssel handhaben will, und lieber mit: écrasez l'infame! als mit Beweisgründen ficht, davon ist Neander's Toast ein betrübendes Beispiel, jenes Pereat, das er an seinem Geburtstage den glückwünschenden Studenten zurief. Der Domprediger Strauß war dabei anwesend und forderte die Schüler auf, an Neander, Twesten und Stahl, als den drei festen Säulen der Universität und des wahren Glaubens, zu halten, das werde ihnen Heil bringen. Für das Kirchenrecht, das Stahl im nächsten Semester lesen will, wird schon, wie es heißt, eifrig geworben. Uebrigens machen wir auf „das kritische Tagebuch eines Studenten über die Vorlesungen des Prof. Stahl" aufmerksam, welches das Athenäum veröffentlicht*), eine neubegründete berliner Zeitschrift für Politik, Kunst und Wissenschaft, die in das belletristische Journalwesen eine höhere freiere Tendenz zu bringen sucht. Doch zurück zu Neander! Ihm gerade hat die speculative Richtung, selbst durch ihre äußerste Linke, die unzweideutigsten Beweise von Nichteinseitigkeit gegeben. Die Vorrede vom Leben Jesu von Strauß hat er selbst in seinen Vorlesungen erwähnt, und sein Freund Hitzig hat im Leben Chamisso's das Urtheil Georgii's aus den Hallischen Jahrbüchern über ihn

*) Das Athenäum hat den Aufsatz, obgleich er sehr glimpflich war, nicht bringen dürfen.

Digitized by Google

abdrucken lassen. Einseitig speculative Richtung, das, ihr Herren, ist ein absolutes Gedankenunding, aber es haust nur in der Unklarheit eurer Köpfe, es treibt nur in euren Reden sein Wesen; denn die Speculation ist die Ueberwindung der einseitigen Gegensätze, und nur dadurch, daß man in sie eingeht, daß man das Wahre, das sie enthalten, aufnimmt, kommt man aus der Einseitigkeit heraus; eure Gemüthlichkeit ist nur für euch, nicht für die Welt versöhnend, und eure Pereats erschüttern die Luft, nicht die Wissenschaft. Wer anders als Hegel hat denn die Liebe als das Wesen der wahren Religion durchgeführt, die Liebe, welche die Trennung Gottes und des Menschen aufhebend das ewige Leben ist? Ja Hegel ist nicht bei der bloßen Erbaulichkeit dieser Worte stehen geblieben, er hat Ernst damit gemacht, und die freie Wahrheit ist durch ihn das Panier der Zeit geworden, unter dem wir siegen werden. Uns ruft aber die Art und Weise, wie der Fanatismus selbst Männer, wie Neander, mißbraucht, zu erhöhter Thätigkeit auf, daß nicht die Zeiten wiederkehren, wo es im Katechismus heißt:

Frage. Was ist der Gott des Calvinismi?
Antwort. Ein Moloch.
Frage. Wo verehrt man den Gott des Calvinismi?
Antwort. In Kamtschatka.
Frage. Was wird aus den Anhängern des Calvinismi?
Antwort. Sie werden in's hölliſche Feuer geworfen.

Durch dies Citat aus dem 17ten Jahrhundert hat ein gelehrter freisinniger Theolog in seinen Vorlesungen nachgewiesen, daß der Neander'sche Fanatismus nicht einmal neu ist. Wie abgeschmackt es aber ist, die Brust als das zu bezeichnen, das den Theologen macht, wird durch die Betrachtung klar, daß, wer wirklich Herz hat, durch den unbeschränkten Wahrheitsmuth sich in das Reich der Freiheit erhebt, wo der Gedanke herrscht, der den Menschen von dem Vieh unterscheidet: das pecus hat auch pectus, aber keine Theologie, weil keine Gedanken. Der absolute Gedanke begreift das Gefühl in sich, was Einer weiß, das macht ihn auch heiß, die Wahrheit ist das Feuer, das zur Treue für die Idee, zum Todeskampf um das Recht, zur allgemeinen Liebe begeistert, und das war zu allen Zeiten das Kennzeichen der ächten Religion.

Bewies der Empfang Stahl's zu Anfang dieses Semesters, daß die Reaction an der Universität bei der Jugend keine Triumphe mehr feiern kann, so hat gestern die Nachtmusik, die von den Studenten dem Professor Werder gebracht wurde, glänzend documentirt, welchen Anklang die Stimme dessen findet, der mit frischem Sinn und geistiger Kraft zu dem Tempel des freien Wissens hinführt, und nicht der staubigen Vergangenheit, sondern dem aufstrebenden Geschlecht, der Gegenwart und Zukunft sich weiht. Karl Werder, der durch Gedankenfülle und glühenden Wahrheitseifer, durch poesievolle Beredtsamkeit seit Jahren eine Elite aus den hiesigen Studenten als Gemeinde der Wissenden um sich versammelt, erschien auf der Straße unter dem Kreise seiner Zuhörer und Freunde, und hielt, von einem vielhundertstimmigen Hochrufe begrüßt, mit sichtbarer Bewegung eine Anrede, die ich Ihnen dem Hauptinhalt nach mittheile.

„Es ist das zweite Mal, daß mich dieser schönste Ehrenbeweis erfreut; wie soll ich Ihnen dafür danken? Ich habe nie nach äußerem Glück, nach äußerer Ehre gestrebt, denn die bindet an die Erde; aber jene, die Sie mir bieten, ist ein Heiliges, lösend und erlösend, sie bindet an den Himmel, sie befeuert zu einem rastlosen Dienste des Ewigen. Ich sage es Ihnen aus der Tiefe des Herzens in einer leiden- und freudenreichen Zeit, daß ich für Sie lebe, ich darf es sagen, weil Sie es wissen. Ich gebe Ihnen Alles hin, ich fürchte nicht, mich zu erschöpfen, noch zu verarmen, denn wir belehren uns gegenseitig; ich achte Sie hoch, ich theile Ihnen das Schwerste und Tiefste mit, das die Philosophie bis jetzt an's Licht gefördert hat, so wächst mein eigner Geist im Verkehr mit Ihnen. Wer sich der Jugend vertraut, der segelt mit dem günstigen Passatwind des Entdeckers. Und es ist das Land des Heils, dem wir zusteuern, wir streben nach der Einsicht, die zugleich die höchste Gerechtigkeit ist. Wir wollen darum kein Pereat bringen; das Endliche, das Schlechte trägt in ihm selber sein Pereat, aber ein Vivat wollen wir rufen dem Geiste, dem Gott im Menschen, der Liebe, dem freien Forschen, dem Wissen, das sich in edlem Leben bethätigt!"

Als der laute Ruf verhallt war, fuhr Werder fort: „Jung zu bleiben und alt zu werden, ist das höchste Gut; lassen Sie uns das akademische Lied Gaudeamus zusammen anstimmen." — Nach dem Gesang schied er händedrückend unter stets wiederholtem Hochruf. — Heute schloß Werder seine Vorlesungen über die Logik. Er entwickelte, wie die Idee als absolute unmittelbar Natur ist, und die Schelling'schen Einwürfe in der Vorrede zu Cousin's Fragmenten darum eben so wenig treffend, als an der richtigen Stelle angebracht sind. „Schelling hätte den Uebergang von der Qualität in die Quantität angreifen, den Fortgang vom Begriff zur Objectivität widerlegen müssen, aber das werde er wohl bleiben, das Wort wohl stehen lassen. Wie Schelling sich gegen Hegel ausgesprochen, ist kleinlich und seiner unwürdig, so mögen Gelehrte sprechen. Schelling trug den ganzen Gehalt in seinem Busen, aber Hegel fand dazu die Form in seinem Geist, und das mag Jenem gering erscheinen, aber es war eine der welthistorischen Thaten des freien Gedankens, die Schelling in der Schranke seiner Mission nicht einsah. Es mag dies zu sagen, eine Vermessenheit scheinen, aber ich vertrete hier die Rechte der Todten gegen das Unrecht der Lebendigen, es ist der Schatten meines Lehrers, durch den ich rede. Schelling wird herkommen. Wir freuen uns darüber, daß er im Alter die verdiente Ehre auch äußerlich empfängt, und wenn er auch nur unter uns leben wird, so wird uns doch eine Stirne leuchten, auf der der Genius geruht, wie wir seit Hegel's Tod nur noch etwa bei Humboldt gesehen. Darum muß Schelling empfangen werden wie ein König, denn er ist ein gottgeweihtes Haupt. Ob er sich um uns kümmern wird, ob nicht, das wollen wir ruhig erwarten. Er hat das Große gethan zu seiner Zeit, deren Wahrheit er in seiner Brust trug, er hat die Höhe der Anschauung erschwungen, er hat das Tiefste offenbart; Hegel's unsterbliches Werk ist es, daß er dies zu einem ewigen unentreißbaren Besitzthume der Nation herausgearbeitet und erwiesen; das ist das Demokratische seiner Philosophie, daß in ihr das höhere Wissen des Einen zum Gemeingut wird für Alle, die solche Offenbarung in sich erwecken wollen. Und diese muß den ganzen Menschen heiligend durchdringen. Wer die Jugend nicht besser und großherziger machen kann, der ist ein Irrlehrer; wer aber stolzer und demüthiger zugleich diese Vorlesungen verläßt, der hat sie verstanden. Die Notabilitäten der Gelehrsamkeit sind noch keine Priester des Wissens, sie bestehen auch im Tode des Geistes; aber wer wahrhaft denken gelernt hat, der kann nur groß denken, der muß auch edel handeln und wird sich nimmer schlecht behandeln lassen. Er hat die höchste Kraft in sich gewonnen; er wird nicht weichen, noch je seine Gottesrechte aufgeben. Die Furcht ist der Teufel, aber der Freund in der Seele, die Tugend der Tugenden ist der Muth, und der überwindet."

Mit der innigsten Herzlichkeit dankte Werder nochmals für die theilnehmende ehrende Liebe seiner Zuhörer. Er forderte sie auf, in Allem, wo er ihnen behilflich sein könne, sich an ihn zu wenden, seine Vorlesungen, sein Haus nach Gefallen zu besuchen; er wünsche sie oft wiederzusehen.

Ich machte Ihnen diese Mittheilungen als ein schönes Beispiel des wahren und doch so seltnen Zusammenlebens und Strebens zwischen Studenten und Professoren. Auf diese Art wird der Geist erweckt und fortgepflanzt, der sich den Körper bauen muß. Gottlob, die Tage sind dahin, wo die Philosophie die Magd der Theologie war, und die werdende Geschichte von ihrer Theilnahme ausschloß; wer jetzt im Reich der Wahrheit zu Ehren kommen will, der muß den Fahnencid der Freiheit schwören. Wir glauben an den Geist, sein heilig Feuer strahlt uns durch die Nacht; wir glauben an den Frühling, seine neue Triebkraft stößt das alte Laub von den Zweigen und schmückt die Erde mit frischem Grün: wir wollen, was wir wissen. p. c.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Digitized by Google

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

9. April. № 85. 1841.

Die christliche Glaubenslehre in ihrer geschichtlichen Entwicklung und im Kampfe mit der modernen Wissenschaft, dargestellt von Dr. David Friedrich Strauß. Erster Band. 1840.

Das Werk, das wir hier anzeigen sollen, obgleich es wohl schon in den Händen der meisten Leser ist, giebt sogleich durch seinen Titel zu erkennen, daß es nicht in die Reihe derjenigen Dogmatiken eintritt, die den Inhalt des christlichen Glaubens auf irgend eine neue Weise zu erläutern oder zu begründen, oder auch von der Lehrart ihrer Verfasser öffentlich Rechenschaft abzulegen bestimmt sind. Es setzt sich vielmehr den höheren Zweck, einer wissenschaftlichen Scheidung der Elemente des christlichen Glaubens und einer Entscheidung über die Lebensfrage des Christenthums. Die Aufgabe einer Beurtheilung desselben kann demnach keine andere sein, als seinen Werth und seine Bedeutung für den angegebenen Zweck ins Licht zu setzen; die persönliche Leistung des Verf. und sein — wenn noch so ausgezeichnetes — Verdienst ist eine Nothwendigkeit, die sich aus seiner Stellung ergiebt, und tritt hinter dem objectiven Verhältniß des Werkes zu den theologischen Kämpfen der Gegenwart ganz zurück. Daß nun diese Kämpfe einer ernstlichen Krisis entgegen sehen, wird wohl von Niemand geläugnet, und Theologen der verschiedensten Richtung verkünden es bei jeder Gelegenheit, daß sich bald etwas Neues und „Dauerndes" daraus gestalten müsse. Nur scheint es, daß die Meisten sich der Täuschung hingeben, als ob noch genug des Alten in das Neue könne hinübergerettet werden. Und das thun nicht bloß Leute, die überhaupt gegen die Kritik ein pfäffisches Geschrei, sogar in Volksblättern, erheben, sondern es ist die große Zahl derer, die sich ihre exegetischen Verlegenheiten von der Kritik noch recht gern abnehmen ließen, in der sichern Voraussetzung, daß dieselbe ihrer zur Noth wohlverwahrten Dogmatik doch nicht so leicht werde beikommen können. Für diese sichern Leute ist allerdings „eine klare Uebersicht über den gegenwärtigen dogmatischen Besitzstand," wie der Verf. seine Arbeit bezeichnet, ein Bedürfniß, das man erst recht erkennt, wenn es befriedigt ist.

Das Eigenthümliche des Werkes, auch der Form nach, ist dieses, daß die Scheidung der Bestandtheile, aus denen jede christliche Dogmatik unserer Zeit zusammengesetzt ist, nicht etwa durch bloße Entgegenstellung jetzt herrschender Ansichten, sondern auf historischem Wege vollzogen wird, „durch den kritischen Proceß, wie er in der ganzen Entwicklungsgeschichte des Christenthums, speciell in der Dogmengeschichte, bereits vorliegt," so daß nicht nur die besondern Bestandtheile für sich, sondern auch die Quellen, aus denen sie in den Strom der Dogmengeschichte hereingeflossen, und die Reagentien deutlich zu erkennen sind, durch welche sie allmälig wieder ausgestoßen wurden. Natürlich sind hier die kirchlichen Gegensätze nur untergeordnete Momente, in welchen ein Theil der Reaction gegen das starre Dogma sich darstellt, die aber im Bereich der Hauptfrage des Werkes verschwinden. „Wo um Autonomie oder Heteronomie des Geistes gestritten wird, da kann die Nebenfrage, ob das Princip dieser Heteronomie die Kirche oder die Schrift sein solle, nur ein schwaches Interesse erregen; und ebenso muß es als verschwendete Mühe erscheinen, um einzelne nähere Bestimmungen an den Lehren von Erbsünde, Rechtfertigung, Sacrament u. s. f. sich zu zanken, wo das Ganze jener Lehren mitsammt der Weltanschauung, die ihren Boden bildet, in Frage gestellt ist." Doch, daß sie *nicht confessionell* ist, ist das kleinste Kennzeichen dieser Dogmatik; das hauptsächlichste und ausschließende ist, daß sie nicht die subjective Meinung oder ein Bedürfniß der Gegenwart zum Maßstab der Kritik stempelt, sondern die Kritik, „wie sie sich im Laufe der Jahrhunderte objectiv vollzogen hat," walten läßt. „*Die wahre Kritik des Dogma*," sagt der Verf., „*ist seine Geschichte*. Es ist in unbefangener, unbestimmter Gestalt vorhanden in der Schrift; in der Analyse und näheren Bestimmung desselben tritt die Kirche in Gegensätze auseinander, die wohl auch in häretische Extreme auslaufen; sofort erfolgt die kirchliche Fixirung im Symbol, und die Symbole werden zur kirchlichen Dogmatik verarbeitet; demnächst aber erwacht die Kritik,

Digitized by Google

der Geist unterscheidet sich von der Realität, die er sich in der kirchlichen Lehre gegeben, das Subject zieht sich aus der Substanz seines bisherigen Glaubens heraus und negirt diese als seine Wahrheit, weil ihm, wenn auch zunächst nur an sich und in unentwickelter Form, eine andere Wahrheit aufgegangen ist: und es hängt nun Alles an der Frage, ob diese neue, die speculative Wahrheit, dieselbe mit der alten kirchlichen sei, oder ihr fremd und entgegengesetzt, oder ob ein Mittleres zwischen beiden stattfinde?" Dies der Gang, den der Verf. bei der Entwicklung jedes einzelnen Dogma genommen, und man muß zugestehen, daß dies einzig die genetische Darstellung der Dogmatik heißen kann.

Wenn die Entscheidung der Hauptfrage in diesem historischen Processe durchgängig für den zweiten der angenommenen Fälle, d. h. für die absolute Entgegensetzung des Dogma und der Speculation, bejahend ausfällt, so hat dies seinen guten Grund theils in dem geschichtlichen Boden, aus welchem das Werk selbst erwachsen ist, — es ist nichts Geringeres, als die Vollziehung aller Consequenzen der Philosophie seit Spinoza —, theils in der Unzulänglichkeit der neueren Vermittlungs- und Vereinigungsversuche zwischen Kirche und Wissenschaft.

Von der Vergeblichkeit der letzteren, nämlich der Versuche, die Einheit des Glaubens und Wissens in Bezug auf ihre gemeinschaftlichen Objecte darzustellen, geht die Einleitung aus. Daß sie vergeblich waren, ist factisch entschieden durch die gegenseitige Lossagung der Philosophie und des Glaubens, zu welcher beide Theile durch die neuesten kritischen Untersuchungen sich genöthigt sahen. Es kann demnach nur die Frage sein, warum die Versuche fehlschlagen mußten. Die Ursache liegt in dem mangelhaften Begriff der Religion, der ihnen zu Grunde gelegt war. So lange nämlich die Religion als modus *Deum cognoscendi*, und insbesondere die geoffenbarte Religion mit dem Anspruch auftrat, Erkenntnisse mitzutheilen, denen die wissenschaftliche Erkenntniß einer nicht bloß endlichen, sondern überdies verdorbenen Vernunft unbedingt weichen müßte, so lange stehen Wissenschaft und Glaube im entschiedensten Gegensatz, und es ist bloßer Zwang, wenn sich jene diesem unterwirft. Soll also eine Versöhnung statthaft sein, so muß die Religion den Anspruch, objective Erkenntniß (cognitio Dei) zu sein, aufgeben, denn die Philosophie, die außer ihr nichts ist, kann ihn nicht aufgeben: und dieses geschah in der Weise, daß der Religion ein eigenes Gebiet zuerkannt wurde, von Schleiermacher im Gefühl, von Hegel in der Vorstellung (nach Feuerbach's Ausdruck in der Phantasie). In beiden Fällen sollte die Religion (resp. die Theologie) auf alle objective Erkenntniß verzichten, und zwar im ersteren sich auf die subjective Erfahrung beschränken, und den objectiven Grund derselben, als etwas Transcendentes, nur in Form eines Postulats, einer nothwendigen Voraussetzung, behaupten; im andern Falle sollte umgekehrt auf der objectiven Seite die Religion vollkommen Recht behalten, nur aber in einer unangemessenen — nicht wissenschaftlichen Form: d. h. zwar Wahrheit, aber nicht Erkenntniß sein. Ist das Erstere ein Neutralitätsvertrag, der bei jedem Uebergreifen in das fremde Gebiet wieder aufgehoben wird und sich in der That aufhob, weil weder die Theologie sich enthalten konnte, von ihrem Postulat objectiv giltig sein sollende Bestimmungen zu geben, noch die Wissenschaft geneigt war, das Postulat selbst, ein Uebernatürliches in der Reihe menschlicher Zustände, anzuerkennen, — ist also das Erstere schon darum keine wahre Vermittlung: so ist das Letztere eine Concession von Seiten der Philosophie, die der andere Theil nur unter der Bedingung des ungeschmälerten Besitzes der von ihm anerkannten Wahrheit annehmen konnte, die aber sich alsbald als Scheinconcession und bloße Vorspiegelung darstellen mußte, wie die Philosophie den Inhalt der Religion so ganz für sich in Anspruch nahm, daß von der Wahrheit der Vorstellung wenig übrig blieb. Die Unterscheidung zwischen Inhalt und Form sollte hier den Streit schlichten. „Die Religion," sagt Hegel, „ist die Art und Weise des Bewußtseins, wie die Wahrheit für alle Menschen ist; die wissenschaftliche Erkenntniß der Wahrheit aber ist eine besondere Art ihres Bewußtseins, deren Arbeit sich nur Wenige aussetzen. Der Gehalt ist derselbe" u. s. f. — Dem widersprachen die eigenen Schüler des Philosophen, indem sie aus den Principien der nämlichen Philosophie bewiesen, daß der Inhalt überhaupt nicht so gleichgiltig gegen die Form sei, daß er bei einer totalen Verwandlung der Form dennoch derselbe bliebe; indem sie ferner darauf hinwiesen, daß die Formen der Vorstellung und des Gefühls endliche, sinnliche, und somit für einen absoluten Gehalt unangemessene Formen seien, gerade diese Form aber der Religion, und insbesondere der christlichen so wesentlich sei, daß durch die Hegel'sche Behauptung das Wesentliche zum Unwesentlichen gemacht werde. Noch weniger, als die Philosophen, kann die Theologie sich mit jener Unterscheidung zufrieden geben, wenn sich zeigt, daß in den einzelnen Fällen der Anwendung durch die speculative Auffassung Hegel's (man kann hinzusetzen, auch Daub's und Marheineke's; von Ersterem wenigstens hat es der Verf. anderswo nachgewiesen) in der That ein ganz anderer Inhalt an die Stelle der Dogmen gesetzt wird, als das ist, womit der an der Wirklichkeit seiner Vorstellung festhaltende Glaube sich befriedigt finden könnte.

Scheint es nun nach dem Bisherigen, als ob bei dem jetzigen Stande der Wissenschaft nicht nur von keiner Ausgleichung oder Vereinigung, sondern nicht einmal von einer Vergleichung der speculativen mit den Glaubenssätzen die Rede sein könne, wie sie in gegenwärtigem Werke vorliegt, sofern beide Standpunkte, der religiöse und der philosophi-

Digitized by Google

sche, einander diametral entgegengesetzt seien: so beugt der Verf. dieser scheinbaren Consequenz durch die Bemerkung vor, daß es doch nicht bloß dieselbe menschliche Natur überhaupt, sondern gerade ihr Trieb nach Selbsterkenntniß, ihre Vernunft sei, welche auch die Thätigkeit der Vorstellung beherrsche, und durch die aufsteigende Reihe der Religionen zu immer größerer Annäherung an die Wahrheit leite. Man kann noch weiter gehen. Die christlichen Dogmen haben sich von jeher das Ansehen gegeben, wirkliche Erkenntnisse zu sein, und wenn sie auch in der ältesten Zeit durch den Schleier des Glaubensgeheimnisses gegen den Zweifel der Vernunft geschützt werden sollten, so haben sie sich doch mit Hilfe derselben Vernunft ausgebildet und systematisch entwickelt, und eben so sehr ist die Vernunft an und mit ihnen erstarkt. Jedenfalls sind sie also darauf anzusehen, ob sie nach ihrer geschichtlichen Geltung fähig seien, auch jetzt noch, da die Vernunfterkenntniß sich von der Stufe der Vorstellung losgearbeitet hat, die Stelle wissenschaftlicher Erkenntnisse zu vertreten; und der Verf. hat ganz Recht, in der Vergleichung beider die philosophischen Lehren insoweit aus den kirchlichen Dogmen abzuleiten, daß er die kirchliche Vorstellung als wesentlichen Factor des geistigen Processes mitzählt, aus welchem die neue Weltanschauung hervorgegangen, welcher jene kirchliche Vorstellungsweise nicht mehr genüge. Dies macht das eigentlich dialektische Moment seiner ganzen Darstellung des Stoffes aus, und ist der Lichtfaden, der sich durch das Werk hindurchzieht und von jedem Punkte auf das Ziel des Ganzen hinweist.

(Fortsetzung folgt.)

Der Graf Lucanor von Don Juan Manuel. Uebersetzt von Joseph Freiherrn von Eichendorff. Berlin, Athenäum.

Die Uebersetzung des vorstehenden Büchleins von dem Freiherrn von Eichendorff ist in mehrfacher Rücksicht ein freundliches Geschenk zu nennen. Sind die älteren spanischen Denkmäler schon spärlich gedruckt, so sind sie noch spärlicher in Deutschland verbreitet, und es möchten wohl wenige Bibliotheken sein, die sich rühmen könnten, einen Amadis de Gaula, oder einen andern nahmhaften Roman aus der Periode des Anfangs der Litteratur zu besitzen. Es soll uns also Alles willkommen sein, was unserem, man kann wohl sagen, unrühmlichen Mangel abhilft, und uns der schönen würdevollen Sprache und Litteratur einer Nation näher bringt, aus welcher eine originale Tüchtigkeit niemals völlig entwichen ist. Die Litteratur Spaniens ist von deutscher Wissenschaft noch nicht in Besitz genommen, das kann Niemand behaupten; denn ihre Auffassung und namentlich die Auffassung der spanischen Poesie hat von ihrem Durchgang durch das romantische Medium zu viel Aschgrau und schlechte Wasserfarben erhalten, da die Romantiker es bis jetzt waren, die mit ihren Launen sich darin herumtrieben und Allerlei übersetzten und anprieſen. Nun! das kann auch anders werden, wenn dem schimpflichen Büchermangel erst abgeholfen ist. Bis jetzt giebt es in Diez' Buch nur den Anfang einer wissenschaftlichen Grammatik, so viel uns bekannt ist, kein dergleichen Wörterbuch, von Ausgaben nicht einmal einen ordentlichen vollständigen Lope, so daß die von Keil besorgte und äußerlich schön ausgestattete Ausgabe des Calderon eine vereinzelte Erscheinung ist. Da nun die Quellen in Deutschland so spärlich fließen, so ist man genöthigt, sich an das Ausland zu halten, und da ist Baudry's europäische Bibliothek nicht genug zu rühmen, die uns schöne und correcte Texte und zuweilen auch noch etwas mehr giebt*). Ueberhaupt was von Spaniens Litteratur in Deutschland gesehen wird, — also erstens Mangel, dann hier und da ein guter Druck, eine Liebhaberei, ein stecken gebliebenes buchhändlerisches Unternehmen, ausländische Ausgaben und dergleichen, — dies Alles deutet hin auf einen allerersten Anfang in diesen Studien. — Nun aber ist in Stuttgart eine biblioteca castellana angekündigt, und wenn sie zu Stande kommt, so wird sie auch wohl übersetzt werden. Der Conde Lucanor por Don Juan Manuel, besorgt von Keller, bildet darin das erste Buch, dessen Uebersetzung von Hrn. von Eichendorff jetzt vor uns liegt. Der Conde ist nach dem Bericht des Uebersetzers eines der ältesten Denkmale der castilianischen Sprache und selbst in Spanien schon eine Seltenheit (vgl. Diez' Gramm. I, 71; die letzte Ausgabe war von Argote de Molina, Madrid 1575). Es entstand in der Mitte des 14. Jahrhunderts zugleich mit den Ritterromanen und der Sammlung der schönen Romanzen. Der Verf., der außer unserm Conde noch eilf andere, jetzt sämmtlich verlorene, Werke schrieb, ist der Statthalter der an das maurische Granada angrenzenden Provinzen Castiliens, Prinz Juan Manuel, ein Enkel Ferdinand's des Heiligen. Juan lebte eine Zeit lang in Zwist mit seinem Könige Alfonso XI., dem er wegen der von demselben an Johann dem Ungestalten verübten Treulosigkeit nicht traute, und lange nicht zu bewegen war, an seinen Hof zu kommen. Alfonso brauchte aber seine Gegenwart, weil er Willens war, endlich einmal einen

*) Daß es angemessen ist, darauf aufmerksam zu machen, zeigt der drollige Umstand, wonach uns neulich der Plan der frühesten Bearbeitung unseres allbekannten, und durch Mozart verherrlichten Don Juan, als ein Drama von Tirso de Molina, aus einem französischen Berichterstatter wie ein seltener Fund bekannt gemacht wird. Nach den so gewordenen Andeutungen wird nun der Gang des Stückes mühsam construirt und zusammendivinirt; allein es ist mit anderen Stücken von Tirso längst gedruckt und steht im zweiten Bande des Baudry'schen Tesoro del teatro español, Paris 1838, unter dem Titel: el burlador de Sevilla, und wir sehen einer schätzbaren Uebersetzung desselben von A. Dohrn entgegen.

Digitized by Google

entscheidenden Schlag gegen die Mauren zu thun. Juan Manuel kam nicht, sondern ging lieber zum Könige von Granada, machte dem Könige viel zu schaffen, bis er sich endlich mit ihm versöhnte, und seinem Herrn zeitlebens eben so treu als unentbehrlich blieb. Wenn wir es auch nicht wüßten, daß der Prinz in jedem Betracht zu den hervorragendsten Persönlichkeiten seiner Zeit gehörte, so würden wir doch die Kraft seines Wesens, seine Herrscherklugheit und die Tüchtigkeit seines Charakters aus seinem schmucken und frischen Büchlein herausfühlen können. Die äußere Einrichtung desselben ist nun diese: der Herr Graf Lucanor ein Ehrenmann, hat einen klugen consejero, Patronius, der dem Herrn in allen Verlegenheiten zu Diensten ist. Der Graf trägt den schwierigen Fall vor, und Patronius giebt die Lösung, indem er eine dazu passende anmuthige Geschichte erzählt. Diese Reihe von Fragen Lucanor's, die durch Patronius' Geschichten beantwortet werden, bringt so einen vollkommenen Fürstenspiegel zu Stande, und die Art und Weise, in der der fürstliche Verfasser die Anwendung dieser Form in der Vorrede rechtfertigt und begründet, ist überaus einfach und anmuthig. „Unter den vielen Seltsamkeiten, sagt er, die unser Herr geschaffen, ist eine besonders wunderbar, daß von allen Menschen in der Welt nicht ein einziger dem andern vollkommen gleicht, obschon sie alle dieselben Dinge im Gesicht haben. Wenn dies nun schon so ist, so ist's kein Wunder, daß die Menschen in ihren Gesinnungen und Neigungen noch verschiedener sind. Auch wollen alle Menschen Gott dienen, alle warten auch ihren weltlichen Herren auf; aber jeder thut das auf eine andere Art. Ebenso thun alle diejenigen, welche jagen, Viehzucht treiben, arbeiten, den Acker bauen, alle dasselbe, aber sie verstehen und verrichten es keineswegs alle auf gleiche Weise; nur darin sind sie alle gleich, daß sie das, woran sie Gefallen finden, besser lernen und ausüben, als andere Dinge, weshalb denn auch der, der etwas lehren will, es auf eine Weise lehren muß, die es dem Lernenden angenehm macht. Denn da das Scharfsinnige gewisser Bücher Vielen nicht recht zu Kopfe will, so lesen sie sie nicht, und nehmen nichts daraus auf, was ihnen Noth thut. Daher habe ich, Don Juan Manuel, dieses Buch in den schönsten Ausdrücken, die ich nur vermöchte, verfaßt, und in den Text Geschichten gefügt, die sich die Leser zu nutze machen können." Hierauf vergleicht er sein Verfahren mit dem des Arztes, der zum Bittern Süßigkeit fügt, und schließt mit dem Wunsche, daß sein Buch segensreich sein möge. Und da Gott jedes gut gemeinte Unternehmen ergänze, so würde das auch wohl geschehen; denn Gott wisse, daß er, Don Juan, es in dieser Absicht geschrieben. —

Aus dem eigentlichen Inhalt nun wird besonders dies gewonnen: durch die aufgeworfenen Fragen und Fälle des Grafen Lucanor ein reiner und ungetrübter Blick in die Lebensansicht der Zeit, und das von einem Individuum, das von oben herunter sieht und deshalb einen weiten Horizont hat. Diese Ansicht ist nicht bloß einfach, kräftig und liebenswürdig, sondern auch durchaus praktisch und verständig (vgl. Cap. 22: — „Soll man nach einem harten Kampfe rasten, wenn ein neuer bevorsteht? Nein! die frischen Wunden, die sie uns jetzt schlagen, werden uns die vergessen machen, die wir im vorigen Kampfe empfangen. Also drauf!" — und Cap. 30 mit Cap. 20 und 10: „Wie die Seligkeit gewonnen wird") und weit entfernt von jenen späteren Formen katholischer Anschauung, die manchen Herren jetzt gerade so sehr zusagen. Ist es nun wahr, daß Alles nach durchgemachtem Processe die Rückkehr in seinen Anfang nimmt, so kann man frohe Hoffnungen von den Spaniern hegen. —

(Schluß folgt.)

In meinem Verlage ist erschienen:

Ein Märchen. Gedicht von R. E. Prutz.

gr. 8. 1841. Brosch. ½ Thlr.

In 8 Tagen verläßt nachstehendes Werk die Presse:

Der Göttinger Dichterbund.

Zur Geschichte der deutschen Litteratur seit Opitz.

Von **R. E. Prutz.**

gr. 8. 1841. Brosch. 2 Thlr.

Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Digitized by Google

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

10. April. № 86. 1841.

Strauß „Die christliche Glaubenslehre in ihrer geschichtlichen Entwicklung und im Kampfe mit der modernen Wissenschaft."

(Fortsetzung.)

Hiemit ist also das Recht der Speculation, sich der Dogmatik zu bemächtigen, zwar formell erwiesen; es soll aber noch nicht gesagt sein, daß auch dem Dogma sein volles Recht widerfahre, denn bis jetzt ist ihm immer nur ein formaler Werth zugestanden, und es dürfte sich ernstlich fragen, ob nicht durch die historische Dialektik (den geschichtlichen Proceß) in diesem Werke bloß die abstracte Fassung des Dogma aufgelöst, sein wahrer Gehalt aber unbemerkt stehen geblieben sei, sofern dieser eine für die Luchsaugen der Speculation und Kritik unsichtbare Wurzel hätte. Daß sich diese Frage auch dem Verf. in der Stille vernehmlich gemacht habe, scheinen einige Stellen des Werkes zu verrathen. Wir meinen zunächst folgende. Wenn der Verf. die Befugniß, zwischen den Lehren der Religion und denen der Philosophie eine durchgeführte Vergleichung anzustellen, auch daraus ableitet, daß „die Begriffe der letzteren die Fähigkeit haben, im Gemüthe des Philosophen die Stelle der religiösen Vorstellungen zu vertreten, daß sie auch für Gemüth und Herz des Wissenden dieselbe höchste Befriedigung gewähren, wie die religiöse Ueberzeugung dem Gläubigen" (S. 22, 24, 353): so ist das vorerst eine Berufung auf die Erfahrung, und zwar die subjective Erfahrung des Einzelnen, die mit der Evidenz wissenschaftlicher Erkenntnisse nichts zu thun hat. Es fragt sich nun aber, wenn wir genauer zusehen, nicht allein, ob die Befriedigung dieselbe sein könne, wo die Mittel der Befriedigung so ganz verschieden sind, sondern noch mehr, ob der Befriedigung überhaupt in beiden Fällen das gleiche Bedürfniß entspreche. Es läßt sich annehmen, daß der Philosoph durch den von ihm durchlaufenen Proceß des Denkens jenem religiösen Bedürfniß, das der Glaube befriedigt, sich entschlagen, es überwunden und völlig in sich aufgehoben habe. Denn daß dies möglich ist, liegt schon in der vernünftigen Natur, die über jedes subjective Bedürfniß, als über eine endliche Beschränkung, hinausstrebt. Der wahren Philosophie, oder dem in sich einigen Wissen ist die Bedürfnißlosigkeit des Gemüths wesentlich, sofern die subjectiven Neigungen, die persönlichen Ansprüche (z. B. an Unsterblichkeit) und Aehnliches in der Erkenntniß der absoluten Idee gänzlich aufgehen müssen, während die Religion ihren Halt darin hat, daß sie die Subjectivität zum Zweck setzt und ihr einen unendlichen Werth beilegt. Mit welchem Rechte, ist später zu untersuchen; genug, daß sie dies thut, und damit ein Bedürfniß des Gemüths zugleich nährt und befriedigt. Kann es dagegen die Philosophie in dem Subjecte zu einem völlig in sich einigen und abgeschlossenen Selbstbewußtsein bringen, so ist jene Stufe der Bedürfnißlosigkeit erreicht, indem dasselbe die ganze Wahrheit selber ist, und jede andere Form und Gestalt der Wahrheit außer sich entbehrlich macht. Allein das Selbstbewußtsein ist nicht bloßes Wissen oder Erkennen, sondern zugleich Thätigkeit: der Inbegriff des menschlichen Wesens nach seiner intellectuellen und sittlichen Natur. Und da die letztere ihren eigenen Proceß im Kampfe mit der sinnlichen Natur durchmacht, der oft mit der Erkenntniß gar nicht gleichen Schritt hält, so fragt es sich, ob je ein so vollendetes Selbstbewußtsein zu Stande kommt, aus welchem das Subject auch nicht momentan auf die Stufe geistiger Bedürftigkeit herabsänke. So lang es aber auch nur zweifelhaft bleibt, ob das Wissen an und für sich das Subject zu einem solchen Grad von Bedürfnißlosigkeit erheben kann, so lang ist es mindestens bedenklich, für den praktischen Werth der philosophischen Erkenntniß sich auf die subjective Erfahrung zu berufen. Wenigstens wird dadurch der religiösen Ueberzeugung ein Vorzug eingeräumt, der der Philosophie wenigstens nie allgemein zukommen kann, und der etwas mehr als bloße Unentbehrlichkeit ist. Zwar glaubt der Verf. umgekehrt, es liege eine schöne Humanität (mithin ein freies Zugeständniß gegen die Religion) in der Hegel'schen Ansicht, die Religion als die Form zu bestimmen, in welcher die Wahrheit für alle Menschen sei; allein dieses Zugeständniß ist kein freiwilliges von Seiten der Philosophie, sondern ein nothwendiges, wenn auch nur nach der praktischen Seite, durch Ge-

Digitized by Google

schichte und Erfahrung abgedrungen. Erkennt aber die Philosophie einmal diese erfahrungsmäßige Wahrheit der Religion an, so muß sie es übernehmen, einen reellen Grund dafür in dem Wesen des Menschen nachzuweisen, d. h. ihre praktische Nothwendigkeit theoretisch zu rechtfertigen. Dies ist freilich von den Gefühlstheologen bis jetzt eben so wenig geschehen, als von der Speculation. Bei jenen ist es Voraussetzung; wenn aber das fromme Gefühl unter den Gegensatz der Lust und Unlust fällt, so sind seine Erregungen und Wirkungen eben so subjectiv, zufällig und dem Wechsel unterworfen, als die des niedern oder sinnlichen Bewußtseins, und das Bedürfniß der Religion ist damit nicht besser begründet, als das Bedürfniß solcher Einwirkungen, welche die Kunst auf das Gemüth ausübt. Für die erhöhte oder niedergedrückte Gemüthsstimmung ist es gleichgiltig, was als ihr eigentliches Motiv gedacht werde. Etwas ist allerdings an der Bestimmung, daß Religion überhaupt nur durch Gemeinschaft entstehe; indem aber das einzelne Subject sich bloß empfangend dagegen verhalten soll, und das Princip, das, was Gemeinschaft stiftet, als etwas Urbildliches außer sie verlegt wird, sind wir dem Beweise für die praktische Nothwendigkeit der Religion aus dem Wesen des Menschen um keinen Schritt näher gekommen. Dies ist aber eben das Falsche dieser Erklärung, daß die Selbstthätigkeit aufgehoben wird. Eine substantielle Gemeinschaft, wie die Religion, ist nur auf einer sittlichen Grundlage möglich, und bei allem Sittlichen findet Selbstthätigkeit, freie Entfaltung eines subjectiven Princips statt. Die Achtung vor dieser sittlichen Grundlage einer Gemeinschaft, sei ihre Substanz Vaterland, Familie oder Kirche, hat von jeher religio, pietas geheißen, und eine solche Achtung drückt sich in einem entsprechenden Handeln aus. In jenen andern Verhältnissen ist der sittliche Geist gebunden, in der Religion fühlt er sich frei, und eben der freie sittliche Geist ist es, der als Volksgeist sich zur Religion gestaltet. Nur solche Völker, in denen dieser Geist noch nicht frei geworden ist, sind ohne Religion, so viel sie auch sonst Pietät, Anhänglichkeit an irgend Etwas haben mögen. In der sittlichen Natur des Menschen muß demnach die Wurzel der Religion, der Grund ihrer Unentbehrlichkeit gesucht werden, nicht im Gefühl; auch nicht mit der neueren Speculation in der Phantasie, den Träumen und Wünschen des Herzens. Es grenzt an Leichtfertigkeit, wenn Feuerbach, anstatt die Aufgabe zu lösen, die er der Philosophie stellt, den Ursprung der religiösen Vorstellungen im Wesen des Menschen nachzuweisen, auf das Gemüth hindeutet, als den „Sitz der endlichen Bedürfnisse und Wünsche des Menschen, das eigenwillige Herz, das sein Gesetz zum Gesetz der Welt machen möchte, dem, etwas als Wahrheit aufzustellen, Grundes genug ist, daß es ihm wohl thut." Eine Ansicht, die, man möchte sagen, nur der Gefühlstheologie zum Hohn aufgestellt sein kann, und bei welcher es in der That ganz unerklärlich wäre, wie diese Religion des eigenwilligen Herzens, aus welchem hervorkommen arge Gedanken, Mord, Ehebruch ꝛc. ꝛc., — wie diese Religion überall den schönen Zug zur Gemeinschaft und selbst zur Aufopferung an den Tag legt, den man ihr doch nicht absprechen kann. Jedoch mag die Uebertreibung einen Grund haben, welchen sie will: auf keinen Fall ist dieses die Art, wie die Philosophie zu einer Würdigung der Religion gelangen kann. Auch der Verf., so viel er anfangs der Feuerbach'schen Ansicht einzuräumen scheint, erklärt sich doch entschieden gegen ihre Einseitigkeit, und bezeichnet insbesondere die Erklärung, die Feuerbach von dem Ursprunge des Wunderglaubens und der neutestamentlichen Wundergeschichten giebt, als eine durchaus unbefriedigende. Er will nicht verkannt wissen, daß auch die Vernunft (die Intelligenz) ihren Samen in den Boden der Religion streue, und „wenn die Religionen und Kirchen sich um Hülsen gestritten, daß es Hülsen der Wahrheit gewesen." Schön; aber Hülsen bleiben immer Hülsen, und der Verf. würde gewiß einen solidern Grund jenes „dunkeln Dranges" nach Licht in dem Wesen des Menschen gefunden haben, wenn ihm nicht von vorn herein die gar zu schroffe Entgegensetzung von Dogma und Philosophie diese fast einseitige Richtung auf das Formelle gegeben hätte. Seine Darstellung hat eben daher einen mehr negativen Charakter angenommen, als die eigentliche Aufgabe erforderte, wie sehr auch die Evidenz, mit welcher der Verf. das Resultat aus der historischen Entwicklung hervortreten läßt, eben durch diese negative Haltung gegen den gegebenen Stoff gewonnen hat. Der eigentliche nervus probandi ist die Dialektik der Verstandesbegriffe, die der Verf. bekanntlich meisterhaft handhabt, und schon vorn herein in der Einleitung, sowie in dem ganzen ersten Theile, der hier vorliegt, sind es die Kategorieen der Endlichkeit, die der Verf. im Dogma bekämpft. Der principielle Gegensatz, auf dem die ganze Darstellung ruht, ist der persönliche Gott und die absolute Idee, die Außerweltlichkeit und die Immanenz Gottes in der Welt, Theismus oder Pantheismus. Wer auf dem Standpunkt des letzteren steht, der wird dem Verlaufe des kritischen Processes mit Ruhe zusehen und durch das Resultat nicht überrascht sein, wohl aber befriedigt in dem Bewußtsein, Berge von Hindernissen gegen die moderne Weltanschauung nun hinter sich zu sehen. Wer sich dagegen von den theistischen Vorstellungen, wie jener Mönch bei Cassianus von der Menschengestalt Gottes (S. 551), nicht losmachen kann, dem muß es mit jedem Schritte enger um die Brust werden, bis ihm endlich entweder der Athem gar ausgeht, oder er durch einen herzhaften Sprung sich von dem unterhöhlten Boden wieder auf den seinigen zurücksetzt. So sehr man die Aufrichtigkeit und Wahrheitsliebe in der Darlegung dieser Gegensätze achten und schätzen muß, und so

Digitized by Google

nothwendig einmal diese Entschiedenheit ist, um zur Entscheidung zu kommen, so kann man doch, ohne der philosophischen Ueberzeugung zu nahe zu treten, oder bei sich selbst Eintrag zu thun, in dem Dogma einen Gehalt anerkennen, der weder durch den kritischen Proceß aufgelöst, noch durch die Consequenz der Speculation vernichtet wird. Dies ist nicht quantitativ zu verstehen, so daß wir mehr speculativen Gehalt im Dogma suchen wollten, als der Verf. darin gefunden hat, — denn ein solches Mehr läßt sich nur durch Künstelei hineinlegen, — sondern qualitativ, so daß uns das Dogma einen andern Inhalt und auf anderer Grundlage darstellt, als der in der Form des Begriffs und auf dem Wege der Speculation zu erfassen ist. Es hängt damit zusammen, daß die Dogmatik, wie auch der Verf. sagt, den Ursprung der Dogmen in dem Wesen des Menschen nachzuweisen hat. Das geschieht auch in diesem Werke, und gründlicher sowohl als klarer, als dies irgendwo sonst geschehen ist. Nur daß auch der Verf. die ethische Seite des Geistes zu wenig dabei in Rechnung gezogen hat. Die Voraussetzung des Werkes scheint nämlich diese zu sein, daß Dogmatik und Philosophie nicht bloß einerlei Gegenstand haben, sondern die Wahrheit desselben auch in einer und derselben wissenschaftlichen Form besitzen müssen. Unter dieser Voraussetzung ist es dann natürlich, daß die Gestaltung der Dogmen rein aus der Entwicklung der Intelligenz erklärt wird, in welcher wir nur die formelle Thätigkeit, nicht die Quelle des Dogmas erkennen. „Der Geist entäußert sich und nimmt sich wieder in sich zurück" — dies beweist mir zwar die Continuität zwischen der Ausbildung des Dogma und der Philosophie; aber es läßt mich die Nothwendigkeit und den Grund der Entäußerung nicht einsehen.

(Fortsetzung folgt.)

„Der Graf Lucanor von Don Juan Manuel. Uebersetzt von Joseph Freiherrn von Eichendorff."

(Schluß.)

Man gewinnt nun aber auch eine Art theoretischer Fassung der Vorstellungen und Formen, welche damals die Gehäuse ihrer Anschauungen waren, und die treibenden und lenkenden Mächte bildeten, und dies um so mehr, da die Fragen und Fälle nicht in einer oberflächlichen Allgemeinheit (jung gewohnt, alt gethan, — bleibe im Lande und nähre dich redlich), sondern sehr individuell hingestellt sind, wodurch der Leser ermächtigt wird, auf eine nicht gewöhnliche Beobachtungsgabe und Ausscheidung des Wichtigen von dem Unwichtigen zu schließen. Denn das ist wahr, was der alte Kant sagt: „es ist sehr viel gewonnen, wenn gewußt wird, wonach man in einer Sache eigentlich fragen soll." — Die antwortenden Geschichten des Patronius selbst, durchaus gelungen erfunden, anmuthig erzählt, und nicht selten an das Poetische streifend, sind dazu die praktischen Vorgänge, bilden die Einkleidungen der Vorstellung und Maxime in einen sinnlich wahrnehmbaren Leib und geben dadurch eine Reihe von wahrheiterfüllten, vielfach anregenden Lebensbildern des spanischen Mittelalters. Auch nicht altcastilische Weise und Sitte allein, sondern auch die der maurischen Nachbarn, die einen sehr bemerklichen Hintergrund in den Geschichten bilden, sind durch zahlreiche, eben so allgemein interessante, als dem Geschichtsforscher noch insbesondere wichtige Züge aufgehellt. Es mag hier eine Probe mitgetheilt werden, nicht weil sie die schönste wäre, sondern weil sie am besten den Charakter des Ganzen vorstellt. — Cap. I. Was einem Maurenkönige von Cordova begegnete.

„Eines Tages sprach der Graf Lucanor zu seinem Rathe: es ist Euch bekannt, Patronius, daß ich ein eifriger Waidmann bin und, wie Keiner vor mir, viele neue Jagden aufgebracht, auch an den Hauben und Fußschellen der Falken einige nützliche Erfindungen gemacht habe, die man sonst nicht kannte. Und nun sprechen diejenigen, die mir Uebles nachreden wollen, gewissermaßen spöttisch von mir; wenn sie den Cid Ruy Diaz oder den Grafen Ferdinand Gongalez um ihrer vielen Kämpfe willen, oder den frommen und glückseligen König Don Fernando wegen seiner Eroberungen preisen, loben sie auch mich, wie ich so große Thaten vollbracht, und dies und jenes den besagten Hauben und Fußschellen hinzugefügt. Da ich aber wohl einsehe, daß ein solches Rühmen mir mehr zum Hohn als zum Lohn gereicht, so bitte ich Euch, mir zu rathen, wie ich es anfangen soll, um wegen des Guten, das ich that, nicht verspottet zu werden. Herr Graf, erwiederte Patronius, damit Ihr sehet, wie Ihr Euch dabei zu benehmen habt, will ich Euch erzählen, was einem Mauren, der König in Cordova war, begegnet ist. Und auf die Frage des Grafen, was das sei, fuhr Patronius also fort:

In Cordova war ein König, Namens Alaquime, welcher zwar gut genug regierte, sich aber sonst nicht die Mühe gab, ehrenhafte und ruhmvolle Dinge zu vollbringen, wie es Königen geziemt. Denn es ist nicht genug, daß diese ihr Reich bewahren; wer ein guter König sein will, soll auch seine Macht rechtmäßig vergrößern und so handeln, daß er im Leben von den Völkern gepriesen wird und nach dem Tode ein gutes Angedenken seiner Thaten hinterläßt. Doch jener König kümmerte sich nicht darum, sondern dachte nur an Schmaus und Ergötzlichkeiten und mäßige Ruhe im Hause. So geschah es, daß eines Tages in seiner Gegenwart ein Instrument gespielt wurde, das bei den Mauren sehr beliebt, und Dudelsack genannt ist. Der König horchte auf und bemerkte, daß es nicht den gehörigen guten Klang gab. Er nahm daher den Dudelsack und fügte demselben

Digitized by Google

an der untern Seite, rechts von den anderen Oeffnungen, ein neues Luftloch hinzu, und von jetzt an klang er besser, als er jemals geklungen. Das war nun ganz gut für den Dudelsack, aber nicht groß genug für einen König, und so fingen denn die Leute an, diese That spottweise zu preisen, und sagten, wenn sie Jemanden foppen wollten, auf Arabisch: Bahadezut Alaquime! was so viel heißt als: das ist die Zuthat des Königs Alaquime! Diese Stichelrede war so allgemein im Lande, daß sie bis zu den Ohren des Königs kam, welcher wissen wollte, warum die Leute so sprächen, und obgleich man ihm es erst auszureden und zu verbergen suchte, so setzte er ihnen doch so lange zu, bis sie es ihm sagen mußten. Nachdem er es vernommen, betrübte er sich sehr, da er aber ein guter König war, so mochte er es denjenigen, die solche Reden führten, nicht entgelten lassen, sondern nahm sich im Herzen vor, eine andere Zuthat zu machen, welche die Leute nothgedrungen preisen müßten. Damals war die Moschee zu Cordova noch nicht vollendet, er that daher die noch daran fehlende Arbeit hinzu und beendigte den Bau, und dies war die beste, vollkommenste und herrlichste Moschee, die die Mauren in Spanien hatten. Gottlob, jetzt ist es eine Kirche, zur heiligen Maria von Cordova genannt, denn der heilige König Don Fernando weihete sie der heiligen Jungfrau, als er Cordova den Mauren entriß. Und nachdem jener König die Moschee vollendet und eine so gute Zuthat gemacht hatte, sagte er: wenn man ihn bisher spottweise gelobt hätte, zur Verhöhnung der Zuthat zum Dudelsack, so würde man es nunmehr aufrichtig thun; und seitdem wurde er hoch gepriesen, und der Spott verwandelte sich in wahrhaftes Lob, und noch heut zu Tage sagen die Mauren, wenn sie irgend ein gutes Werk rühmen wollen: das ist die Zuthat des Königs Alaquime. Eben so müßt auch Ihr, Sennor, wenn Euch das höhnische Lob Eurer Zugabe zu den Falken-Hauben und -Fesseln und anderem Jagdzeug verdrießt, darauf bedacht sein, einige hohe und ausgezeichnete Thaten zu verrichten, wie es großen Männern gebührt, so zwingt Ihr die Welt, Eure Werke zu loben, gleichwie sie jetzt Euer Jagdstückchen lobt. Der Graf fand den Rath gut, handelte darnach und befand sich wohl dabei." —

Kann man aus dieser Probe abnehmen, wie anmuthig sich das Büchlein lesen läßt, so wird das lediglich der Sorgfalt des Uebersetzers verdankt. Hr. von Eichendorff hat den Ton durchaus richtig getroffen, und hat, abgesehen von vielen passenden Wendungen und schlagenden Ausdrücken im Einzelnen, noch das Verdienst, eine Schwierigkeit überwunden und eine Klippe glücklich vermieden zu haben. Die erste möchte Niemand errathen, der nicht das Original zur Hand genommen. Das hohe Alter des Buches nämlich, das sich sogleich durch Formen wie — ca — en pos, fijo, fecho, stehende Formationen wie supiesedes, pagasedes, digades, gelo cet. zu erkennen giebt, wird noch unzweideutiger durch eine wirklich merkwürdige Einfachheit des Satzbaues bezeugt. Fast alle Sätze fangen mit — y — an, und von dem Grammatiker, der auf die Geschichte der Syntax im Allgemeinen Acht hat, möchten sich dabei nicht unwichtige Betrachtungen anstellen lassen. Der tiefste Verfall und unterste Punkt der Bildung und Sprache berührt sich, merkwürdig genug, mit dem ersten Anfangspunkt einer aufsteigenden. Beide haben, wenn gleich die Differenz anerkannt werden muß, fast dasselbe Aussehen. Don Juan's Sätze, d. h. die ganz äußerliche Bewegung der Rede in Stellung und Aufeinanderfolge der Wörter ist fast wie die der scriptores historiae Augustae; und dennoch welcher Unterschied, — es ist einer, wie zwischen Kind und Greis! — So einfach hat nun Hr. von Eichendorff nicht übersetzen können. Sein Satz ist entwickelter als der des Originals, aber durchaus nicht aus dem Tone desselben herausfallend, sondern ihm vollkommen angemessen. Dann hat der Uebersetzer veralteten Wortkram und Wendungen vermieden, oder doch nur in behutsamer Mäßigung angewendet, und sich frei davon gehalten, durch die Lumpen aus einem verwitterten Sprachniederschlage unserer Vorzeit der Erzählung den Mantel ehrwürdigen Alters umzuhängen. Alte Geschichten müssen in reinem Neuhochdeutsch wiedergegeben werden, und wenn man hier nur wahr und einfach ist, wie naiv nehmen sich auch die ältesten Geschichten und Sagen gerade in diesem reinlichen Gewande aus, wie schön steht ihnen unser gegenwärtiger, aller Formen fähiger Ausdruck! Nur nicht wie Gustav Schwab in seinen schönen Geschichten und Sagen — die schöne Magelone — Hirlanda ꝛc. alle Augenblicke ein „Kindlein," oder „Lämmlein," „Brünnlein," — „einen Zeug" — „gar sehr" — „Kurzweil," — keine Christenseele kann das kindische Lallen auf die Länge vertragen. Dies hat Hr. von Eichendorff vermieden. Der entwichene Ablaut „stunden" — „gar schwer" — schadet nichts. Seite 52, Cap. 11 und sonst fast überall ist el moro durch „der Mohr" übersetzt. Sehr hübsch ist, was in den Anmerkungen zum ingenios. hidalgo Don Quixote de la Mancha, V. p. 207, Ideler darüber sagt, daß dieser alte Uebersetzungsfehler Chodowiecky veranlaßte, die Zoraida schwarz darzustellen, obschon Cervantes sagte, daß ihre Hände weiß wie Schnee waren. Diese Ausstellungen sind unbedeutend und sollen es sein; denn wir wollen uns freuen, von dem Dichter des Waldes und des Frühlings ein Buch erhalten zu haben, durch welches, wie wir mit ihm sagen, ewig wiederkehrende Wahrheit des Lebens wie ein erfrischender Waldhauch hindurchgeht.

Karl Stahr in Stettin.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Digitized by Google

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

12. April. № 87. 1841.

Strauß „Die christliche Glaubenslehre in ihrer geschichtlichen Entwicklung und im Kampfe mit der modernen Wissenschaft."

(Fortsetzung.)

Die Quelle und somit auch die Wahrheit des Dogmas ist der sittliche Geist, der seiner Unendlichkeit und Freiheit sich bewußt geworden, in der Religion sich objectivirt. Diese Objectivirung gestaltet sich nicht zu Ideen, sondern zu Idealen: der religiöse, oder seinem objectiven Wesen nach sittliche Geist ist selbst die wahrhafte, concrete Idee und sein Heraustreten aus der Subjectivität ist das Ideal. So hat die Religion es mit Idealen zu thun, die Philosophie mit der Idee in ihrer abstracten Form: und dieser Unterschied ist es, der zugleich die positive Allgemeinheit, Unentbehrlichkeit und die praktische Giltigkeit der Religion ausmacht. Auf demselben beruht auch der Vorzug der christlichen Religion, denn sie ist die absolute Religion nicht, weil sie die speculativste, sondern weil sie die sittlichste ist, die Versöhnung des Geistes mit sich selbst. Unter dem gleichen Gesichtspunkt läßt sich nicht nur der Stufengang in der historischen Erscheinung der Religionen begreifen, sondern auch die — wenigstens subjective — Realität der christlichen Dogmen behaupten, sofern diese die Ideale der sittlichen Welt am reinsten und vollkommensten darstellen. Jener Stufengang zeigt sich in dem Verhältniß, in das der sittliche Geist gegenüber seiner Selbstentäußerung tritt, und das wiederum durch den Grad und Umfang dieser Objectivirung des Geistes bestimmt ist. In der indischen Religion z. B. ist der Geist vom Sinnlichen befangen, sein Gott und sein Verhältniß zu ihm ist anfänglich ein dumpfes Brüten, ein bewußtloses Pflanzenleben, und auch in ihrer ausgebildeten Form ist die indische Religion ein Suchen des Geistes nach sich selbst, die Religion der Sehnsucht; im Judenthum setzt sich der Geist in seiner abstracten Einheit sich selbst als Anderes gegenüber, die Religion der Furcht; im Parsismus tritt das getheilte Bewußtsein des sittlichen Geistes als Reich des Guten und des Bösen heraus, Religion des Gegensatzes; im Hellenismus, der Religion der Gleichheit, schaut der sittliche Geist sich als das schöne Ideal in seinen Göttern an; erst das Christenthum, die Religion der Ergebung, hat die Verbindung beider Seiten, der endlichen und unendlichen, vollzogen, die sich im Islam wieder aufgelöst hat, wo dem subjectiven Geiste, gegenüber dem Unerreichbaren, nur die Resignation bleibt.

Wenn hier von Idealen die Rede ist, so ergiebt sich schon aus dem Bisherigen, daß sie nicht in Kant'schem Sinne, als bloße Postulate der praktischen Vernunft gelten sollen, zu deren Annahme die Vernunft bloß eine formale Nöthigung in sich findet, wie wohl auch dies immerhin die Wahrheit des Kant'schen Standpunktes bleiben wird. Auch nicht mit der neuesten ästhetischen Ansicht des Christenthums ist diese Betrachtungsweise zu verwechseln. De Wette in seiner Dogmatik hat zwar ähnliche Ausdrücke für die Bedeutung des Dogma (oder vielmehr für das praktische Moment der Dogmen); aber an eine Erklärung desselben wird dort überhaupt nicht gedacht, weder an speculative, noch an psychologische, und jene Fries'sche Aesthetik des Dogma steht noch weit unter der neueren Gefühlstheologie. Der wackere Mann hat das wohl selbst gefühlt, als er die Worte schrieb: „Die philosophische Kritik ist noch bei Weitem nicht durchgedrungen und steht entweder noch auf einem zu niedrigen Standpunkt, oder entbehrt der Sicherheit und Klarheit" (Dogm. II. §. 19); — möge der edle Nestor sich an der Strauß'schen Dogmatik erfrischen, wie er es am Leben Jesu gethan! Die philosophische Kritik der Dogmatik ist vollendet. Demungeachtet glauben wir, daß die positive Dogmatik auf einer neuen Grundlage auch neben der Philosophie fortbestehen kann (entfremdet von der neuen Zeitbildung und isolirt, wird sie ohnehin fortdauern, wie heute noch das Judenthum neben dem Christenthum besteht), sobald nur jene den Anspruch aufgiebt, Metaphysik zu sein, und die Philosophie die religiösen Ideale als die Wahrheit der unendlichen Seite des sittlichen Geistes anerkennt. Anklänge hievon finden sich schon im vorliegenden Werke, wenn es z. B. S. 31 heißt: „Erst die in der Person Christi vollzogene Verbindung beider Seiten zeugte neues geistiges Le-

Digitized by Google

ben." Zwar versteht der Verf. unter den beiden Seiten den Dualismus der intelligibeln und der sinnlichen, dieser und der künftigen Welt, welcher im Christenthum den, wenn auch fast verschwindenden, Punkt der Einigung gefunden habe; aber die Macht und Wirkung dieser ideellen Einigung ist ihm, wie die Worte zeigen, nichts Anderes, als die sittliche Erneuerung der Menschheit durch das religiöse Ideal, das der christliche Geist schuf. Ein weiterer Anklang ist es, wenn der Verf. die Ausbildung der Trinitätslehre, nach einer Seite wenigstens, aus der Forderung des christlichen Bewußtseins ableitet, das möglich Höchste von Christus auszusagen (S. 425). Wie viel aber der Verf. im Ganzen der ethischen Ansicht des Christenthums in der Dogmatik einräumt, muß sich im zweiten Theile, an den Lehren von Sünde und Erlösung zeigen. Hier, im ersten, herrscht durchaus die metaphysische Richtung — freilich auch im geschichtlichen Gange der Dogmenbildung — vor. Zwar giebt die Einleitung in §§. 4 und 5 eine Uebersicht über die Hauptepochen der Entwicklung des Christenthums, der christlichen Theologie und Philosophie (eigentlich beginnt sie schon unter §. 3), worin auch die ethische Seite in Betracht gezogen wird; doch geschieht es durchgängig nur unter dem Gesichtspunkt des Gegensatzes zwischen Diesseits und Jenseits, Jetzt und Künftig, Erde und Himmel, wobei immer die eine Seite des Gegensatzes durch die andere aufgehoben, nicht aber als ihre objective Ergänzung, oder als die Wahrheit der endlichen, subjectiven Seite anerkannt wird. Bei aller Schärfe, womit die einzelnen Momente der Entwicklung aufgefaßt werden, läuft gleichwohl die Darstellung rasch auf die Spitze zu, wo die Differenz der kirchlichen Vorstellung und der modernen Wissenschaft in ihrer ganzen Schroffheit hervortritt. Vorzüglich ist es die Persönlichkeit Gottes, wie sie noch in der natürlichen Theologie eines Reimarus festgehalten wird, gegen welche die ganze Kraft der Dialektik gerichtet ist. Sie trifft aber eben nur die abstracte Seite des kirchlichen Gottesbegriffs, die allerdings im Widerspruch ist mit der absoluten Idee. Hingegen ist eben diese Idee, als allgemeines Weltgesetz, unendlicher Proceß, oder welche Bestimmung sie annehmen mag, dem sittlichen Geiste, der sich in der Religion offenbart, etwas von Grund aus Heterogenes. Der Gott der Speculation ist ein formaler Begriff, der des Glaubens ein reales Bewußtsein: der Philosophie gehen alle endlichen Bestimmungen in die Eine Negation der Negation zusammen; in der Religion gelangt der Geist zu seiner wahren Substantialität: die Philosophie geht von der Idee in ihrer Unmittelbarkeit, von der untersten Naturstufe aus und läßt sie sich bewußt werden im Geiste; für die Religion ist der Geist unabhängig von der Natur, es gehört zu seinem Wesen, zu sein, wenn auch alles Andere nicht ist: sein Verhältniß zur Natur ist die Abhängigkeit, die Möglichkeit des Bösen; das Verhältniß zu seinem absoluten Wesen ist das Gute selbst. Der Gegensatz ist also dieser, daß die Religion nicht bloß den persönlichen Gott der unpersönlichen Idee entgegenstellt, sondern den realen dem formalen Begriff Gottes. Es ist freilich verkehrt in der Theologie, Freiheit des Willens und Unsterblichkeit von der Persönlichkeit Gottes abhängig zu machen; vielmehr ist die letztere nichts Anderes als die unendliche Seite der Freiheit. Der endliche, persönliche Geist setzt den absoluten als seinen nothwendigen Grund, und besteht nur durch Wechselwirkung mit ihm. In dieser Wechselwirkung ist ihm das Göttliche, als seine ewige Existenz und nothwendige Voraussetzung, ebenfalls Person: und nur dies kann es sein, was, wie sich später noch ergeben wird, bei Schleiermacher (Reden über die Religion, S. 199) der lebendige Gott heißt. Die Wahrheit ist aber, daß die endlichen Bestimmungen des Subjects aufgehoben sind, und das Wesen des Geistes als absoluter Zweck gesetzt ist. Daher ist eine vollkommen sittliche Religion nicht ohne beide Ideen, die Unsterblichkeit und die Persönlichkeit Gottes. Beides sind sittliche Ideen, die im Begriff des sittlichen Geistes in einander übergehen. — Ist die Religion diese Sichselbstanschauung des Geistes im Absoluten, und ist dies insbesondere die Bedeutung des christlichen Dogma, so steht es in keinem Gegensatz zu den Resultaten der Speculation. Seine verstandesmäßigen Bestimmungen mögen der Kritik preisgegeben werden, die innere Wahrheit desselben ist so unumstößlich, als die, daß Religion im Menschen ist. Die Ideale fallen nicht unter die Kategorien des Verstandes, und sind mithin für die Dialektik unzugänglich. Darin liegt eben das Beruhigende, das die Religion für das Gemüth des Menschen hat, während das Wissen in seinem Besitze niemals völlig sicher ist, sondern immer wieder von einer begriffmäßigen Fassung der Idee zu einer höheren fortgetrieben wird. Eine ganz andere Frage ist, ob die Menschheit im Großen der Antriebe zur Sittlichkeit entbehren könne, welche ihr angeblich die Religion gewährt (geschichtlich sieht es mit diesen Antrieben oft sehr verschieden aus); allein diese Frage wird weiter unten zur Sprache kommen, wo sich auch das Bedenken erledigen wird, das der Verf. am Schlusse des §. 2 geäußert, aber sogleich wieder verlassen hat: „ob nämlich der Inhalt der philosophischen Weltanschauung Gemeingut aller Theile der menschlichen Gesellschaft werden könne, oder ob die nicht wissenschaftlich gebildeten Glieder derselben für immer an die positive kirchliche Lehre gewiesen bleiben?"

Nun ist es Zeit, daß wir an den eigentlichen Inhalt des Werkes gehen, und wenn es je zu viel scheinen sollte, was wir über die Einleitung und den Standpunkt desselben gesagt haben, so wollen wir uns nicht einmal darauf berufen, daß über die Einleitung zu einer andern Dogmatik unserer Zeit ganze Bücher geschrieben wurden: denn die vor-

Digitized by Google

liegende ist schon an sich klar. Die Architektonik des Werkes ist einfach diese, daß es nach dem Vorgang anderer Dogmatiken in zwei ungleiche Haupttheile zerfällt:

I. Die formalen Grundbegriffe der christlichen Glaubenslehre (Apologetik).

II. Der materiale Inbegriff der christlichen Glaubenslehre (Dogmatik).

Der zweite Haupttheil zerfällt wieder in zwei Theile, deren zweiter sich in drei Unterabtheilungen spaltet:

1. Das Absolute als Gegenstand des abstracten Vorstellens, oder im Elemente der Ewigkeit, als göttliches Wesen.
   (Dasein, Dreieinigkeit, Eigenschaften Gottes).
2. Das Absolute als Gegenstand des empirischen Vorstellens, oder im Elemente der Zeit, als göttliches Geschehen.
   a) Die zeitliche Erscheinung des Göttlichen nach dem Momente der Vergangenheit, als heilige Geschichte:
      α) Schöpfung und Urzustand des Menschen. [Soweit der erste Band].
      β) Sündenfall.
      γ) Erlösung.
   b) Nach dem Momente der Gegenwart, die göttliche Weltregierung; ebenfalls in einer dreifachen Gliederung.
   c) Nach dem Momente der Zukunft, oder als Vollendung des göttlichen Lebens (Eschatologie), die aber mit dem Weltgerichte schließt, „wodurch die Vollendung in einen Gegensatz auseinander tritt, der im kirchlichen Dogma unüberwunden bleibt, und nur in der als ketzerisch und fanatisch verworfenen Lehre von der Wiederbringung eine geahnte Lösung findet."

Diese Eintheilung ist zwar „aus dem Gegenstande genommen," aber so, daß sie das Urtheil über den Gegenstand, welches aus der wissenschaftlichen Bearbeitung desselben hervorgeht, schon in sich trägt. Stillschweigend nämlich liegt die Idee der Einheit des Göttlichen im Endlichen und Unendlichen zu Grunde; explicite aber tritt die Entzweiung desselben auf doppelte Weise heraus, erstlich nach dem Unterschied des reinen An- und-Fürsichseins und des Seins Gottes für die Welt, zweitens durch die Setzung der Welt als göttlicher That und den Gegenstoß der Welt als ungöttlicher, wodurch die göttliche Thätigkeit in zeitliche Momente zersplittert wird. Dieser doppelte Widerspruch liegt allerdings in der Kirchenlehre; als unauflöslich aber erscheint er nur, vom Standpunkt der Speculation angesehen. Denn das dritte Hauptmoment, worin das abstracte und das empirische Vorstellen des Göttlichen zusammengeschlossen wären, nimmt der Verf. als Eigenthum des begreifenden, mithin philosophischen Denkens in Anspruch, so daß die „Ueberführung vom Dogma zum Begriff nicht Sache eines besondern Theiles der Glaubenslehre, sondern in allen Theilen das Thun der wissenschaftlichen Methode ist."

Die Anlage der Apologetik ist ausgezeichnet fein und scharfsinnig, und doch wiederum im Einzelnen die Ordnung so natürlich, daß sich die Auflösung der vorangestellten Grundbegriffe wie von selbst und in der wirklich historischen Folge ergiebt. Der positive Theil geht vom Allgemeinen zum Besondern, und stellt in dieser synthetischen Weise unter den Offenbarungsbegriff die Lehre von Wundern und Weissagungen als Beweisen für die Wahrheit der Offenbarung, sowohl nach biblischer als nach kirchlicher Ausbildung; hierauf läßt er Tradition und Schrift als Aufbewahrungsmittel der Offenbarung, sodann die Unfehlbarkeit der Kirche und die Inspiration der Schrift als Beglaubigungsmerkmale der Tradition und Schrift folgen, und schließt mit der Anwendung derselben, oder der Auslegung der heiligen Schrift. Hier zeigt sich der Widerspruch, in welchen die Kirchenlehre sich verwickelt, und von diesem Punkte beginnt nun der negative Theil, der nach der regressiven Methode von der Auflösung der Lehre von der Inspiration, zu der vom Kanon, dann durch die Auflösung der Lehre von den Weissagungen, von den Wundern, von der Vollkommenheit der Offenbarung bis zur völligen Aufhebung des orthodoxen Offenbarungsbegriffs aufsteigt. Endlich wird noch das praktische Kriterium des Offenbarungsglaubens oder sein Verhältniß zur Gesinnung betrachtet, und nachdem auch diese Seite zuerst als Ueberschätzung des ersteren, dann als Unzertrennlichkeit und endlich als Gleichgiltigkeit beider Elemente gegen einander in den kirchlichen Auctoritäten hervorgetreten ist und sich damit aufgehoben hat, so erweitert sich der Gesichtskreis (§. 21) bis zu den Grenzen von Glauben und Wissen, deren Bestimmung bis auf den jetzt herrschenden Gegensatz ebenfalls historisch entwickelt wird.

Da der Verf. durchgängig seine Auctoritäten selbst sprechen läßt, und nur da das Wort ergreift, wo der Uebergang von einer Ansicht auf die andere, die Hindeutung auf den Ursprung derselben oder auf ihren Endzweck es nöthig machte, und da zur Beglaubigung der ersteren überall die Originalstellen unter dem Texte beigefügt sind, so hat die Kritik, was die Aechtheit und Zuverlässigkeit der Darstellung betrifft, ein leichtes Geschäft: der Beweis dafür liegt jedesmal ausführlich da. Es ist unverkennbar, daß der Verf. vor der Auswahl und Zusammenstellung sowohl im Allgemeinen in Beziehung auf die Schriften, aus denen er schöpfte, als im Einzelnen an den Beweisstellen Kritik geübt hat. Auffallen wird vielleicht nur dies, daß er unter den biblischen Stellen und namentlich unter den Pauliniſchen in Hinsicht der Authenticität keinen Unterschied macht. Es liegt außer seinem Zwecke: denn da, wo das Dogma sich

Digitized by Google

zu entwickeln anfängt, gelten die neutestamentlichen Schriften bereits insgesammt und ohne Unterschied als das ursprüngliche Zeugniß der christlichen Wahrheit, und nur dann tritt für den Dogmatiker ein Unterschied ein, wann im Neuen Testament selbst schon ein Schritt zur Entwicklung gethan ist, woraus später, wie aus dem Johanneischen Paraklet ꝛc., eine neue Entwicklungsreihe hervorgeht. Das bloß Secundäre gegen das Ursprüngliche in den Paulinischen Schriften begründet keinen Unterschied für ihn. Desto sorgfältiger sind die biblischen Beweisstellen überhaupt gesondert und geordnet, und das Werk ist auch in der Exegese Muster, freilich nicht jener engbrüstigen, die sich im Observiren und im Limitiren der einen Stelle durch die andere ergeht, sondern in der Art, daß Aussprüche, deren Sinn nicht unzweifelhaft und offen daliegt, durch die genetische Reihenfolge, in der sie hier auftreten, ihr volles Licht erhalten. Daß aber dieses Verfahren in der Exegese nicht willkürlich oder bloß durch subjective Meinung bestimmt werde, davor sichert die Gesammtanschauung von der besondern Denkweise des einzelnen Schriftstellers, gegründet auf die unbestreitbar allen biblischen Schriften gemeinsame Weltansicht. Nur weil man diese verkannt hat, ist die Exegese künstlich, unsicher und schwankend geworden. Was die kirchlichen Schriftsteller betrifft, so hält sich der Dogmatiker natürlich an die entschieden anerkannten Hauptwerke, und nur das Einzige könnte Bedenken erregen, wenn der Verf. zum Beweis für die frühzeitige Ueberschätzung der Rechtgläubigkeit gegenüber der Sittlichkeit (S. 38) eine Stelle des Origenes aus dem bloß lateinisch vorhandenen Theile seiner Commentare zu Matthäus anführt, deren Schluß: multo autem pejus arbitror esse, in dogmatibus aberrare, et non secundum verissimam regulam scripturarum sentire — viel zu sehr nach den Veränderungen seiner Uebersetzer schmeckt, als daß er für authentisch gelten könnte; wiewohl es an andern Zeugnissen aus so früher Zeit nicht fehlt. In dem betreffenden §. der Apologetik beginnt indeß die Entwicklung dieses Verhältnisses zwischen Glaube und Gesinnung erst mit den Scholastikern. Daß aber sonst irgend eine bedeutende dogmatische Erscheinung unbeachtet geblieben sei, wird selbst der erfahrenste Kenner nicht wohl finden können. Der Reichthum, der hier zugleich mit der verständigsten Sparsamkeit ausgebreitet liegt, der richtige Blick, mit dem das Bedeutende aus dem Unbedeutenden, das wirkliche Moment des Fortschritts aus dem Stationären hervorgehoben wird, verbunden mit einem eben so ansprechenden als der Sache angemessenen Ausdruck, muß jeden Unbefangenen im höchsten Grade befriedigen. Es sind kostbare Steine, deren klares Wasser in der neuen Fassung um so heller durchscheint, je strenger sie hier von den Glasperlen geschieden sind.

Der Begriff von Offenbarung, den der Verf. als Erklärung voranschickt, ist unbestreitbar der einzig richtige und vernunftgemäße, und er braucht nur nach seiner positiven und sittlichen Seite entwickelt zu werden, um auf die oben von uns angedeuteten Ideen zu führen. Vernunftgemäß soll nun aber doch der Offenbarungsbegriff, als formales Princip einer jeden Dogmatik, sein; es bedarf mithin zu einer allseitigen Verständigung über die vorliegende Frage nur des Zugeständnisses zu folgender Erklärung: „Des geistigen, absoluten Gehalts, der in ihr lebt, ist die Menschheit und sind die einzelnen Völker zunächst nicht mächtig. Sie tragen ihn in sich; aber als dunkeln Drang, dessen Zusammenhang mit der sinnlichen Seite, nach welcher sie sich unmittelbar haben, nicht in ihr Bewußtsein fällt, und daher als Einsprache eines außer ihnen vorhandenen höheren Princips vorgestellt wird. Sofern sie in ihrer Subjectivität nur Willkür und sinnliches Belieben vorfinden, würde ihnen das Geistige, als subjectives gefaßt, gleichfalls zum Beliebigen werden: so wirft es sich auf die Seite der Objectivität heraus, wo es einen festen, dem Anstürmen der subjectiven Willkür unerschütterlichen Boden gewinnt. Die Individuen aber, in welchen diese Scheidung zuerst vor sich geht, werden für die übrigen die Träger und Vermittler der Offenbarung.“ In der Paulinischen Offenbarungslehre, welche in der ältesten, sowohl griechischen als lateinischen Kirche, nur weiter ausgebildet wurde, tritt schon die universalistische Ansicht hervor, daß „die Kunde wenigstens von dem Dasein Gottes allen Menschen von Natur eingepflanzt sei, zu welcher sich die Offenbarungen Gottes in der Schöpfung, dem Gesetz Mosis und in Christo nur als eine Stufenfolge immer kräftigerer Unterstützungsmittel verhalten.“ Die Lehre von der absoluten Nothwendigkeit der letzteren bildete sich in gleichem Schritt mit der Lehre von der Verderbtheit der menschlichen Natur aus: wonach die Vernunft nicht bloß quantitativ, als endliche, sondern auch qualitativ als sündige, unzulänglich ist, um das Wesen und den Willen Gottes zu erkennen. Wie aber diese Lehre ebenfalls von Paulus ausgeht, so findet sich auch bei ihm schon der Widerspruch, den der Verf. nicht hervorgehoben hat, daß dieselbe Vernunft, deren Verfinsterung die Ursache des sittlichen Verderbens der Völker war (Röm. 1, 21), doch auch zugleich der Beweis ihrer Unentschuldbarkeit ist (Röm. 2, 1): ein Widerspruch, der im concreten Falle (Röm. 9, 14 flg.) in Beziehung auf das jüdische Volk, besonders grell hervortritt, und zu dessen Lösung dem Apostel (V. 20 flg.) nur ein Machtspruch übrig bleibt (vgl. Rückert zu d. St.).

(Fortsetzung folgt.)

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Digitized by Google

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

13. April. № 88. 1841.

Strauß „Die christliche Glaubenslehre in ihrer geschichtlichen Entwicklung und im Kampfe mit der modernen Wissenschaft."

(Fortsetzung.)

Allerdings hebt sich der Widerspruch von selbst, wenn im zweiten Falle Vernunft bloß im facultativen Sinne genommen wird, als das Vermögen der besseren Einsicht und des Rechtthuns; aber damit fällt auch die Nothwendigkeit der Offenbarung dahin. Denn wenn schon die vorchristliche Welt dieses Vermögen implicite besaß, oder vielmehr behalten hatte, so brauchte es nur entwickelt zu werden, und zum völligen Bewußtsein zu kommen, um jede außerordentliche und übernatürliche Unterstützung unnöthig zu machen. Es war daher ganz consequent, daß die Kirche mit und nach Augustin von dem Universalismus der ältesten Väter zurückkam, und nur die andere Seite der Paulinischen Offenbarungslehre in ihrer ganzen Strenge festhielt, damit aber alle Nichtchristen und späteren Juden (sofern das vorchristliche Judenthum als unentwickeltes Christenthum galt, von Heil und Seligkeit ausschloß. In dieser Consequenz „extra ecclesiam nulla salus" stimmen beide, die katholische und die Protestantische Kirche, überein, wenn auch einzelne Lehrer und die Reformatoren zum Theil selbst, hierin nach der Pelagianischen Seite hin ausweichen. War aber damit die Offenbarung zu etwas Aeußerlichem und dem menschlichen Geiste Fremdartigem geworden, so blieb die andere Partei, welche die Nothwendigkeit derselben nicht auf die sittliche Verderbtheit des Menschen gründete, einseitig bei dieser Aeußerlichkeit stehen, indem die Einen, die Socinianer, aus Gründen einer philosophischen Skepsis die bloß theoretische Nothwendigkeit der Offenbarung behaupteten; die Anderen dagegen, die Arminianer, ihre praktische Unentbehrlichkeit aus Erfahrungsgründen, in Betracht der Unzulänglichkeit des Vernunfttriebes gegen die Sinnenreize, und auf das Zeugniß der Schrift selbst annahmen. Für jene war die Offenbarung bloß Mittel der Erkenntniß Gottes, sie machten aber die Frömmigkeit davon nicht abhängig; diese betrachteten sie als den mächtigsten Antrieb zur Frömmigkeit und Sittlichkeit, aber sie mußten dieser folgerecht einen größeren Werth beilegen, wenn sie jenes Hebels nicht bedurfte. Dies ist nun vollends eine Verflachung des christlichen Offenbarungsbegriffes, bei welcher nicht nur seine ursprüngliche, ethische Grundlage gänzlich verloren geht, sondern auch der Zusammenhang desselben mit dem theistischen Gottesbegriff, dessen nothwendiges Complement er ist, auf keine Weise zum Bewußtsein kommen kann. An diese Aeußerlichkeit des Begriffs knüpfte sich eine ebenso äußerliche, rein negative Opposition, die stärkste und entschlossenste, die überhaupt in der Dogmengeschichte auftritt, die des englischen Deismus. Denn dieser bestritt sogar vom Standpunkt jenes theistischen Gottesbegriffs (die Kant'sche Unterscheidung zwischen Deismus und Theismus wurde damals nicht gemacht) und mit Verwerfung der ihm verwandten Unsterblichkeitslehre die Wirklichkeit und Möglichkeit der Offenbarung, und rief durch seine Bekämpfung erst die sogenannte Vertheidigung derselben in der neuen Wissenschaft der Apologetik hervor, die eben deswegen schon in ihrem Entstehen schwach genug war, weil sie die Aeußerlichkeit beider Begriffe mit den Gegnern festhielt, den eigentlichen ethischen Grund aber, wie diese, verloren hatte. Ihre sonstigen Stützen aber waren schon früher anderwärts durch die Philosophie und den Skepticismus untergraben (Spinoza, Bayle), wiewohl diese beiden Mächte jetzt erst zu wirken anfingen.

Hätte der Verf. eine geschichtliche Darstellung der Apologetik geben wollen, — wir erwarten billig eine solche von dem zweiten Theil der Baumgarten-Crusius'schen Dogmengeschichte, — so mußte sie an dieser Opposition in ihrer historischen Folge fortgeführt werden, ausgehend von dem Bewußtsein der absoluten Unvereinbarkeit des Auctoritätsglaubens und der Philosophie auf der einen Seite (Spinoza und Bayle), und von dem Bewußtsein der völligen Entbehrlichkeit einer Offenbarung auf der andern (Toland und seine Nachfolger), sowohl was den Inhalt der Lehren, als was die Wirkung derselben betrifft. Denn von dieser Seite wird nicht bloß behauptet, daß die Bibel nichts enthalte, was Gegenstand einer übernatürlichen Offenbarung

Digitized by Google

sein müßte, sondern es wird auch ihre factische Unzulänglichkeit nachgewiesen, wodurch sie ihr wichtigstes Zeugniß, die Bewährung durch das sittliche Gefühl, verliert; und gegen ihre angebliche Unentbehrlichkeit wird der Mangel an Allgemeinheit, da sie lange nicht an alle Menschen kommt, geltend gemacht (Tindal u. A.). Ist nämlich der metaphysische Beweis gegen die Möglichkeit der Offenbarung auf dieser Stufe unzureichend, weil er von einer Voraussetzung ausgeht, mit der sie selbst steht und fällt: so ist der historische und logisch-exegetische um so stärker, der sich an den äußeren Kriterien der Offenbarung vollendet (Hume und Spinoza). Tritt nun vollends die positive Opposition, die zwar schon mit Spinoza, in ihrer nachhaltigen Wirksamkeit aber erst mit Lessing beginnt, dagegen auf, so ist der Sieg der Vernunft über dieses ganze Außenwerk der Religion entschieden, und das Dogma von der Offenbarung geht völlig auf in dem Begriff der Religion.

Allein auch schon das altprotestantische Dogma, das an die Stelle der Auctorität der Kirche die Untrüglichkeit des göttlichen Wortes setzte, schloß den Keim der Auflösung in anderer Weise in sich. Indem das göttliche Wort in die Grenzen des geschriebenen gebannt wird, ist bei unsern älteren Dogmatikern die Offenbarung mit dem Inhalt der Schrift identisch, Offenbarung und Schrift sind einander deckende Größen, und immer mehr wurde das Gefäß mit dem Inhalt verwechselt. Wurde somit die Wahrheit der Offenbarung von der Giltigkeit der Schrift abhängig gemacht, so beruht die letztere entweder auf historischen Zeugnissen oder auf einer inneren Beglaubigung durch das Gefühl oder die Vernunft. Das Erstere halten die Arminianer und Socinianer, wie ihre Nachfolger, die rationalen Supranaturalisten, fest; gegen das andere Argument, das erst in neuerer Zeit von Gefühlstheologen und Rationalisten ausgeführt wurde, verwahrt sich schon die alte Dogmatik durch Berufung auf den göttlichen Geist, welcher, wie er in der Schrift rede, so auch in dem Herzen der Menschen die Wahrheit und Aechtheit der Schrift bezeuge, ein Zeugniß, neben welchem alle anderen Beweise nur Wahrscheinlichkeit (fidem humanam) hervorbringen können. Wenn aber die anderen Argumente für die Göttlichkeit der Schrift, und implicite für die Wirklichkeit der Offenbarung, leicht in ihr Gegentheil umschlagen können, so giebt das kirchliche, das man das testimonium spiritus sancti nannte, den Anstoß dazu, daß die Identität dieses Zeugnisses mit dem des subjectiven Geistes zum Bewußtsein kommen muß: „in der Offenbarung erkennt der Mensch die eigenen Gesetze, — wo nicht durchaus seiner Vernunft, doch seines Gefühls und seiner Einbildungskraft wieder, und das Phänomen der Offenbarung verschwindet, indem es in ihn selbst zurückgeht.“ Es ist daher der innere Gang der Sache, wenn der Verf. die Auflösung des Dogmas von einer übernatürlichen Offenbarung von jenem Punkt aus beginnen läßt, wo das protestantische System seine verwundbare Stelle verräth, und sie durch die dem Hauptdogma untergeordneten Begriffe von Inspiration, Kanon, Weissagungen und Wunder hindurchführt, bei welchen alle Einwürfe gegen die secundären Argumente von Seiten der negativen Opposition, wie wir sie oben bezeichnet haben, zu ihrem Rechte kommen. Das wesentliche Verdienst dieses Theiles der Strauß'schen Arbeit ist es, gerade diese unbefangene, rationalistische Kritik des Offenbarungsbegriffs, die unter den Unsrigen durch Reimarus vertreten wird, einmal ganz zum Wort kommen zu lassen. Denn wenn sie auch schon anderwärts, wie bei Twesten, gehört worden ist, so geschah es immer mit Vorurtheil, und es wurde ihr bald wieder der Finger auf den Mund gelegt. Hier tritt ja der tüchtigste Opponent aus dieser Reihe und gerade an der Stelle ein, wo die Verwicklung der kirchlichen Lehrbestimmungen eine neue Opposition herausruft.

„Hier — sagt der Verf. in Beziehung auf das Zeugniß des Geistes — hier scheint das protestantische System einen Punkt gefunden zu haben, auf welchem es, gleich unabhängig von dem fehlbaren Gesammturtheile der Kirche, wie von dem eben so unsichern des einzelnen Subjects, mit absoluter Gewißheit Fuß fassen kann. Allein gerade hier gleitet es unvermeidlich nach zwei Seiten hin aus und verliert unwiederbringlich seine Stellung. Einmal nach der Seite der sogenannten Fanatiker: die innere Offenbarung wird höchste Instanz; oder aber nach der rationalistischen Seite. Denn es bedarf nur geringer Reflexion, um die Frage aufsteigen zu machen: Wer versichert mich denn nun, daß diese Empfindung in mir von der Einwirkung des göttlichen Geistes herrührt? Wer zeugt von der Göttlichkeit dieses Zeugnisses? Entweder nur wieder es selbst, d. h. Niemand; oder irgend etwas, sei es Gefühl oder Denken im menschlichen Geiste —: hier ist die Achillesferse des protestantischen Systems“ (§. 12 am Ende).

Diese Unzuverlässigkeit des inneren Zeugnisses tritt nun bei der Frage nach dem Auslegungsprincip der heiligen Schrift noch schärfer hervor. Nicht nur die Auslegung durch den Geist (Quäker) und die vielgestaltige und sich selbst widersprechende durch Gelehrsamkeit sind hier im Widerspruch mit einander, sondern die ganze Denkart und Weltanschauung des Auslegers geräth in Conflict mit dem Inhalt der Schrift, und da das Recht der Vernunft sich eben darin bewährt und beziehungsweise rächt, daß Niemand allgemein anerkannte Wahrheiten ganz verläugnen kann, so entstehen aus einem solchen Conflict zwischen der Bildungsstufe des Auslegers und dem Standpunkt des biblischen Schriftstellers jene Verdrehungen des einfachen Schriftsinnes, die sich als allegorische Interpretation und als Accommodationstheorie berüchtigt haben, und bei denen dem normativen Ansehen der heiligen Schrift nicht weniger dero-

Digitized by Google

girt wird, als wenn die neuere moralische und speculative Auslegung die Schrift zwar in ihrem historischen Werthe als Religionsurkunde gelten läßt, ihren Aussprüchen aber dasjenige unterschiebt, was auf dem Wege der Vernunfterkenntniß als wahre Religion zur allgemeinen Ueberzeugung geworden ist (§. 13).

Beim Uebergang zu dem folgenden Paragraphen „von der Auflösung der Lehre von der Inspiration" (§. 14) vermißt man die Anwendung dieses Resultats. Der Verf. geht auf das Ende des §. 12 zurück, erklärt die Meinung von dem Zeugniß des Geistes aus der mangelhaften Kenntniß des menschlichen Gemüths und seiner Stimmungen, aus welcher sie hervorgegangen sei, und beruft sich unter Anderem auf das naive Geständniß des alten Michaelis, daß er, so fest er auch von der Wahrheit der Offenbarung überzeugt sei, doch in seinem Leben niemals ein solches Zeugniß des heiligen Geistes vernommen habe. Allein der Erfahrungssatz, daß nicht nur der heilige Geist oft ganz widersprechende Auslegungen durch sein Zeugniß verbürgen mußte (S. 145), sondern auch das bessere Bewußtsein des Menschen dem offenbaren Ausspruch des göttlichen Geistes an manchen Stellen ganz unzweideutig widersprach, dies ist eine viel gründlichere, weil positive, Widerlegung der angeblichen inneren Gottesstimme für die Göttlichkeit der Schrift, als jenes negative Argument. Noch stärker ist ferner dasjenige Argument, welches aus der historischen Untersuchung der Bestandtheile des Kanon (§. 15) hervorgeht; auch dieses wäre hier an seinem Orte. Es fragt sich daher, ob es nicht zweckmäßiger gewesen wäre, die §§. 14 und 15 umzustellen, so daß die Auflösung der Inspirationslehre der von den Weissagungen und Wundern unmittelbar vorangienge. Freilich hat dies auch wieder seine Schwierigkeiten, und da im Ganzen der dialektische Proceß, der in jedem Paragraphen für sich bis ans Ende verläuft, durch die gegenwärtige Stellung nicht gestört wird, so müssen wir es dem Ermessen des Verf. anheimgeben, ob er eine veränderte Stellung passend findet. Der regressiven Methode würde sie um so weniger Eintrag thun, da die Bestimmung der Schrift als identisches und ausschließendes Gotteswort (S. 112) die engere ist, als inspirirtes Wort, mithin als göttliches Wort überhaupt, die weitere. Nur müßte dann entsprechender Weise die protestantische Lehre vom Kanon, von §. 11 getrennt, erst nach der Lehre von der Inspiration (§. 12) folgen; was wenigstens nicht unhistorisch wäre.

Die Hauptgedanken in dem dialektischen Processe der formalen dogmatischen Grundbegriffe sind nun folgende. An die Stelle des testimonium sp. s. tritt zunächst der Beweis aus der Glaubwürdigkeit der biblischen Geschichte, denn — so schlossen die Socinianer und Arminianer — sind diese Thaten und Wunder wahr, so kann sie Gott nur zur Bestätigung der Lehre veranstaltet haben. Das „Nun aber" zu diesem Syllogismus ist jenes in allen Compendien breit gedroschene: die biblischen Schriftsteller — wenigstens die neutestamentlichen — konnten und wollten die Wahrheit sagen; verbunden mit dem neuerdings so beliebten Rückschluß von der Existenz der Kirche, als der Wirkung, auf die Wahrheit der evangelischen Geschichte, als Ursache. Der Verf. erinnert hier nicht unfein an einen jüngst gemachten Versuch, uns diese Argumentation als nagelneue Entdeckung anzupreisen, indem er sie als den „neuen sturmfesten Boden" bezeichnet, auf welchen von nun an (d. h. von Socin) die Göttlichkeit des Christenthums gebaut werden sollte; auf dem sich aber die Urheber dieser Beweismethode selber nicht recht fest fühlten. Bald genug schlug auch der Beweis ins Gegentheil um, indem die Deisten nicht nur das Wollen (freilich ohne Grund) in Zweifel zogen, sondern auch gegen das Können selbst auf supranaturalistischer Seite Bedenken erhoben wurden. Zu der historischen Skepsis kam aber noch die philosophische Einsicht, daß zufällige Geschichtswahrheiten nie der Beweis von nothwendigen Vernunftwahrheiten werden können. Dadurch wurde jener Argumentation der Nerv abgeschnitten, und wenn sie nun auf das eigene Zeugniß der Schriftsteller von ihrer Inspiration zurückging, so drehte sie sich in dem offenbaren Cirkel: was die biblischen Schriftsteller sagen, müssen wir ihnen glauben, weil sie inspirirt waren; daß sie aber inspirirt gewesen, müssen wir glauben, weil sie es sagen (Reimarus). Noch schlimmer aber (der Verf. kehrt die Folgerung um), wenn sie es nicht einmal von sich selbst sagen und noch viel weniger sagen können, wie seit Spinoza's Untersuchungen immer allgemeiner erkannt wurde. Gegen diese Erwägungen wird der orthodoxe Inspirationsbegriff immer mehr eingeschränkt, zunächst sollten bloß noch die Weissagungen wirklich inspirirt sein; dann unterschied man auch in der Form der Inspiration: aus der suggestio rerum (die der Worte war ohnehin aufgegeben) wurde eine bloße directio, das positive Eingeben wurde zum negativen Geschäft, den Irrthum fern zu halten. Von dieser modernen Inspirationslehre (z. B. Reinhard's) urtheilt der Verf., übereinstimmend mit Twesten, daß sie gegen die alte, die doch aus Einem Stück sei, eine in sich widersprechende Zusammensetzung phantastischer und verständiger Bestandtheile bilde. War es nun eine nothwendige Folge dieser inneren Widersprüche, daß die übernatürlichen Elemente vollends ausgestoßen, und die Abfassung der biblischen Schriften im Allgemeinen nur als Fügung der Vorsehung betrachtet wurden (Wegscheider): so traten sie damit in die Reihe aller anderen Schriften des Alterthums ein.

Gegen diese einfache, geschichtliche Ansicht wird von der Gefühlsdogmatik auf's Neue spintisirt. Wenn auch die neutestamentlichen Schriften (denn vom A. T. will diese

Digitized by Google

Richtung bekanntlich und aus guten Gründen nichts wissen) nicht mehr, als jede andere christliche Schrift, ein Erzeugniß des christlichen Geistes sind: so kommt ihnen doch insofern eine normale Dignität zu, als sie am reinsten von Christus zeugen, in dem Momente, in welchem das Christenthum noch nicht durch Vermengung mit weltlichen Elementen (Kliefoth sagt geradezu: durch die Sünde) getrübt war. Gegen die Schelling'sche und Hegel'sche Ansicht, daß das Erste und Unmittelbare immer auch das Unvollkommenste in einer Entwicklungsreihe sei, verwahrt sich diese neumodische Theorie durch die subtile Unterscheidung zwischen Masse und Kern; den letzteren sollen uns nur die Schriften der unmittelbaren Schüler Jesu darstellen. In Bezug auf den Einfluß Jesu verweist der Verf. auf seine Christologie (im II. Theil), und bemerkt hier nur, daß damit noch keine göttliche Inspiration begründet sei, da der christliche Geist, von dem die neutestamentlichen Bücher nach dieser neuesten Ausbildung der Inspirationslehre eingegeben sind, ein religiöser Gemeingeist, wie z. B. der griechische oder der muhamedanische, aber nicht der absolute Geist sei. Es ist aber, streng genommen, gar keine Inspiration mehr, was hier so heißt. Denn das Moment der Reinheit in der Auffassung ist hier eine bloß negative Bestimmung, und weil dem Grade nach bei Mehreren verschieden, ist es zugleich nur ein zufälliges Moment; wie aber diese Theologen in Prari selbst gestehen, ist nicht einmal die angebliche Reinheit vorhanden, da sie so manche Bestandtheile, als nationale oder temporelle Einflüsse ausscheiden. Wenn übrigens das Verhältniß des Verf. zu dem Stifter des Christenthums zum einzigen Merkmal der Dignität einer neutestamentlichen Schrift gemacht wird, so fällt diese ganze Theorie unter die Entscheidung der historischen Kritik, und hätte eben so gut unter dem folgenden Artikel, vom Kanon, aufgeführt und beurtheilt werden können.

Hier wird zuerst die dogmatische Kritik eines Marcion, des Verfassers der Clementinen, der Valentinianer, der antiochenischen Schule, und unter den Neueren eines Calixt, Semler und Lessing, theils in Beziehung auf ganze Bücher, theils in Beziehung auf einzelne Theile derselben vorgeführt, dann rückt die historische unter Anführung „ihres Vaters" Spinoza heran. Endlich werden auch die letzten affectiones scr. s., die perspicuitas und sufficientia, durch die Deisten als nichtig aufgezeigt, und dem zu Folge von Mystikern und Philosophen — auch philosophischen Dogmatikern — „der Grundsatz von der heiligen Schrift als dem höchsten Erkenntnißprincip aufgegeben." Wenn hier der Rationalismus und ohne Zweifel auch der Supranaturalismus eine Bresche entdeckt zu haben glaubt, wo er in die geschlossene Phalanx dieser Dialektik einzudringen hofft, so möge der Verf. in einer zweiten Auflage nicht versäumen, ihm eine gehörige Batterie entgegen zu setzen. Besonders darum wünschen wir auch die Beurtheilung der Normal-Dignitätstheorie hieher verlegt zu sehen.

Die Auflösung der Lehre von den Weissagungen und Wundern ist in derselben historischen Weise durchgeführt, wie die von den bisherigen Lehren, besonders erschöpfend ist die Kritik des Wunders nach allen seinen Momenten, der Möglichkeit, Erkennbarkeit, Wirklichkeit und Beweiskraft (aus Spinoza), so wie der Glaubwürdigkeit von Wunderberichten (aus Hume). „In den Untersuchungen dieser beiden Männer, sagt der Verf., ist die Kritik des Wunders in ihren Grundzügen vollendet, so daß in neuerer Zeit von Rationalisten und Naturalisten nichts wesentlich Neues hinzugefügt worden ist" (S. 244, 248). Nur die Einschränkungen jener Kritik, welche theils von dem neueren Supernaturalismus (Hahn u. A.), theils von der Speculation (Bockshammer, Rosenkranz, B. Bauer) ausgingen, kommen hier noch in Betracht. Wenn man sich in neuester Zeit mit der Elasticität des Begriffes von Naturgesetz so viel weiß, und insbesondere sich auf die früher ungeahnte Kraft des Dampfes beruft: so weist der Verf. die letztere Illusion bündig ab, mit der Bemerkung: „Sobald uns die Wunderfreunde die Gesetze der Wunderthätigkeit so genau vorlegen werden, als wir die Gesetze der Wirksamkeit des Dampfes kennen, wollen wir ihre Vergleichung gelten lassen." Gewiß würde die verlangte Nachweisung den Begriff des Wunders selbst aufheben, und das Thörichte jener Berufung ins hellste Licht setzen. Es ist klar, daß das Wunder gar nicht unter ein Gesetz gebracht werden kann, weil es eben nur Wunder ist, weil es dem Gesetze zuwider ist. Damit fällt dann auch die andere Ausflucht, das miraculum zum mirabile herabzusetzen, welches die Folge einer natürlichen Kraft (höheren oder niederen Ranges, ist gleichviel), nicht aber eine Gottesthat zur Beglaubigung einer Wahrheit sein müßte, und folglich das nicht beweisen könnte, was es beweisen soll.

(Fortsetzung folgt.)

In meinem Verlage ist erschienen:

Symbolik

der

Mosaischen Stiftshütte.

Eine Vertheidigung Dr. Luther's gegen Dr. Bähr.

Von **F. Friederich,**

Pastor.

Mit 23 Taf. Abbild. gr. 8. 1841. Brosch. 3 Thlr.

Otto Wigand.

Druck von **Breitkopf und Härtel** in Leipzig.

Digitized by Google

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

14. April. № 89. 1841.

Strauß „Die christliche Glaubenslehre in ihrer geschichtlichen Entwicklung und im Kampfe mit der modernen Wissenschaft."

(Fortsetzung.)

Sind hiermit die Stützen des kirchlichen Offenbarungsbegriffs nach einander gesunken, so wird nun dieser selbst auf philosophischem Wege aufgelöst. Eine Offenbarung im kirchlichen Sinne ist nicht möglich, weil sie ein einzelner Act Gottes wäre, welcher der Unveränderlichkeit seines Wesens widerspricht. Die Annahme einer Präformation der Offenbarung aber im Acte der Schöpfung hebt theils den Offenbarungsbegriff auf, weil dann ihre Erscheinung eine Folge der natürlichen Entwicklung der Menschheit wäre; theils beruht sie auf einer anthropomorphistischen Vorstellung von der Schöpfung. Die Offenbarung ist vielmehr eine ewige, wie die Schöpfung; und wie der Geist das höchste Wunder ist in dieser, so ist er auch diese ewige Selbstoffenbarung Gottes. „Die Religion im Menschen ist die Reflexion des göttlichen Wesens selbst in sich, sein Zurückschauen aus seiner Accidentalität in seine Substanz, ohne welche es nicht Geist wäre: die Offenbarung Gottes an die Menschheit ist nur die erscheinende Seite seiner Selbstoffenbarung, und muß daher, gleich dieser, ewig sein" (Daub). Wir sind also zu dem am Eingang dieser Verhandlung aufgestellten Begriff von Offenbarung zurückgekehrt, und es ist für diesen Standpunkt unerheblich, ob auch in Rücksicht auf das Verhältniß Gottes zur Welt oder in Hinsicht auf die menschliche Natur die Undenkbarkeit einer außerordentlichen Offenbarung bewiesen und weiterhin gezeigt wird, daß sie, auch wenn sie wirklich wäre, auf keinen Fall von einer absoluten Gewißheit, Offenbarung zu sein, begleitet sein könnte. Es gehört dies zur vollständigen Lösung der Aufgabe, die sich der Verf. in dem ersten Haupttheile gestellt hat. Für seine Darstellung der Dogmatik fallen diese formalen Grundbegriffe zum voraus weg, nachdem er sich einmal auf den wissenschaftlichen Boden gestellt hat, dessen Grundpfeiler sind: die Congruenz der absoluten Idee mit der Gesammtheit alles Wirklichen, und die Unmöglichkeit, daß irgend eine geschichtliche Erscheinung irgend einmal das non plus ultra für alle Zeiten werden könne. Eben daher mußte es dem Verf. vorzüglich daran gelegen sein, mit dem kirchlichen Standpunkt im Allgemeinen sich auseinanderzusetzen, und den seinigen dagegen in philosophischer und geschichtlicher Hinsicht zu begründen und geltend zu machen. Kein Wunder also, daß der Abschnitt von Glauben und Wissen (§. 21), worin dies eben geschieht, mit besonderem Fleiße und mit größerer Ausführlichkeit, als alle anderen in diesem Bande (selbst die von der Trinität nicht ausgenommen), bearbeitet ist.

Bleibt es nun aber bei diesem negativen Resultate in Hinsicht der Apologetik? Oder giebt es eine Seite derselben, welche dem Verf. entgangen wäre? Entgangen nicht; aber es lag außer seinem Zwecke, sie hier mehr hervorzuheben, als durch einzelne Andeutungen. Sonst mußte es ihm ein Leichtes sein, bemerklich zu machen, wie sogar der Begriff der Inspiration in seiner Reinheit und Allgemeinheit erst aus der Negation der Aeußerlichkeit hervorgeht. Inspiration ist das unmittelbare Fassen der religiösen Ideen als Geschichte. Zum didaktischen Vortrag dieses Inhalts ist Inspiration weder nöthig, noch dienlich: die Lehre geht nothwendiger Weise durch die Vermittlung des Denkens hindurch. Aber die religiöse Begeisterung bemächtigt sich des aus sich herausgeworfenen geistigen Gehalts und gestaltet ihn zu wirklichen, lebensvollen Idealen. Wie die ältesten Dichter der Griechen aus kosmogonischen Ideen eine Götterwelt geschaffen haben, so schufen die Urheber der heiligen Geschichte aus dem sittlichen und geistigen Gehalt des Christenthums eine Welt Gottes unter den Menschen. Der religiöse Mythus ist der einzig mögliche Begriff von göttlicher Inspiration.

Noch mehr; auch die Weissagung behält ihre Wahrheit, ungeachtet alle die vermeintlichen einzelnen Weissagungen vor einer unparteiischen Prüfung in Nichts zergangen sind. Die Weissagung, nicht bloß in der allgemeinen historisch-typischen Weise, wie das Judenthum überhaupt eine Weissagung auf Christum ist, sondern in ganz speciellen Ausdrücken, wie 1. Könige 19, 11, Jer. 31, 31,

Digitized by Google

Ezech. 11, 19, ebend. 36, 26, „wahre Weissagungen des Judenthums auf das Christenthum, worin sich der Geist der alten Religion und sein inneres Hindrängen zu der neuen kund thut" (S. 219).

So betrachtet, ist aber die „sogenannte Offenbarung" selbst etwas mehr, als „eine Rinde, welche der Baum der Menschheit in früheren Jahrhunderten angesetzt hat, welche aber im Laufe der Zeiten immer mehr verholzt, durch den von innen nachdringenden Lebenstrieb zersprengt, und in unaufhaltsamem Abbröckeln begriffen ist" (S. 281). — Für den religiösen Standpunkt wird die Offenbarung immer ein göttliches Institut bleiben, dies läugnet auch der Verf. nicht (S. 355); aber auch wissenschaftlich betrachtet, als natürlicher Entwicklungsstufe des menschlichen, bestimmter des religiösen Geistes, kommt ihr eben so viel ideale Wahrheit, als geschichtliche Nothwendigkeit zu. Der Verf. hat hier, in der Kritik der formalen Grundbegriffe, den sonst so streng festgehaltenen Unterschied zwischen dem theistischen und pantheistischen Gottesbegriff ganz bei Seite gesetzt. Nicht nur daß er ohne Unterschied bald von diesem, bald von jenem aus dagegen argumentirt (von jenem überall, wo die Deisten und Rationalisten das Wort nehmen); der innere Zusammenhang zwischen dem Begriffe der Offenbarung und dem des persönlichen Gottes, wonach nicht nur die Offenbarung diesen voraussetzt, sondern auch der Begriff des Theismus ohne Offenbarungslehre ein todtes, starres Abstractum wäre, ist in der kritischen Darstellung unerörtert geblieben. Ja, der Verf. erklärt es geradezu für unmöglich, in dem philosophisch erkannten Begriffe von Gott (für welchen er freilich consequenterweise den theistischen nicht hält) die Nothwendigkeit aufzuzeigen, daß sich Gott in empirisch bestimmter Weise offenbare (S. 277). So wie aber der theistische Gottesbegriff auf der Idee der Wechselwirkung des sittlichen Geistes mit seinem absoluten Wesen, seinem ewigen Gesetz, beruht: so ist er auch nicht denkbar ohne Anziehung, ohne Mittheilung und Einwirkung zwischen Gott und Menschen, oder dem Menschen und seinem Gott, wie zwischen der Erde und ihrer Sonne. Und wenn diese Vorstellung mit Irrthum behaftet ist, so ist es derselbe, aus welchem man die Sonne um die Erde gehen ließ, bis die denkende Weltbetrachtung zu der Einsicht gelangte, daß vielmehr die Erde um die Sonne geht. Die Sonne hat aber damit nicht aufgehört Sonne zu sein, noch ist die Erde selbst Sonne geworden, oder kann es je werden. Eben so wenig geht mit dem Phänomen der äußern Offenbarung, der Himmelsstimmen und Gottesboten, das Göttliche ganz in den Menschen zurück und in ihm auf. Und wie im Physischen durch die veränderte Stellung das Verhältniß der Anziehung und Einwirkung der beiden Weltkörper nicht verändert wird, so wird auch das Verhältniß des Göttlichen zum Menschlichen dadurch nicht ein anderes, daß es nach besserer Einsicht dem Menschen nur durch den eigenen Geist bewußt wird. Nach dem Verf. (S. 355) ist aller göttliche Inhalt entweder ganz innen oder ganz draußen: „Wer den Geist nicht in sich hat, der hat ihn außer sich;" wahr, aber der Unterschied von Draußen und Innen gehört ja doch nur der Erscheinungswelt an, und das Göttliche ist nicht allein alles Diesseitige in der Idee, sondern der Potenz nach übergreifend über Alles: *οὐκ οὐσίας ὄντος τοῦ ἀγαθοῦ ἀλλ' ἔτι ἐπέκεινα τῆς οὐσίας πρεσβείᾳ καὶ δυνάμει ὑπερέχοντος*, Plat. de Rep. VI. 509. Eben dieses Uebergreifen ist das rein ideelle Moment in dem Offenbarungsbegriff. Dieses Uebergreifen aber erkennt einerseits die neuere Speculation nicht an, anderseits weiß es die religiöse Vorstellung nicht in einen wissenschaftlich haltbaren Ausdruck zu fassen. Beides aber kann möglicher Weise nur relative Unvollkommenheit der Form sein; und wie der Verf. (S. 180) eine Erweiterung des religiösen Bewußtseins über die Form des christlichen hinaus für möglich, ja wahrscheinlich hält, so können wir ihm mit gleichem Recht eine Erweiterung der speculativen Idee über ihre jetzigen Grenzen in Aussicht stellen.

Indem wir nun zur eigentlichen Dogmatik übergehen, können wir uns um so mehr auf bloße Relation beschränken, als uns hier ein so geschlossenes, gediegenes und in sich verkettetes Ganze entgegentritt, daß man nur über Differenzen in der Totalansicht disputiren könnte. Ueber solche, so weit sie selbst auf philosophischem Standpunkte noch zulässig sein möchten, ist in dem Bisherigen zur Genüge gesprochen, und der eigentliche Zweck dieser Anzeige, die Bedeutung des Werkes für unsere Zeit und ihre Kämpfe ins Licht zu setzen, wird durch eine bündige Zusammenfassung seiner Hauptergebnisse am sichersten erreicht.

Die erste Voraussetzung des Christenthums (wie aller Religion) ist das Dasein Gottes. Die christliche Dogmatik sucht dieses Dasein zu beweisen. Alle diese Beweise gehen von dem Universum und seinen Theilen aus. Das Universum ist theils Natur, und diese wiederum sowohl Inbegriff des Seins, als ein System von Zwecken; theils Geist, welcher entweder als Geist der Geschichte oder als einzelner Geist, und als solcher theils nach seiner theoretischen, theils nach seiner praktischen Seite gefaßt wird. Nach diesen Beziehungen theilen sich die Beweise für das Dasein Gottes: das kosmologische Argument, das physiko-theologische, das historisch-theologische, das moralische und das ontologische. Alle diese Beweismethoden suchen nicht das Dasein Gottes aus einem höhern Princip abzuleiten, — dies wäre ein Widerspruch, — sondern aus dem, was unmittelbar gewiß ist. Alle aber bewegen sich in dem Cirkel, daß sie beweisen, was schon vorher als Idee im Geiste liegt, und was allein zu diesen Versuchen nöthigt. Der erste Beweis ist eine Anwendung des Cau-

Digitized by Google

salitätsgesetzes, und diese Anwendung auf das Universum stützt sich auf die angenommene Unmöglichkeit eines regressus in infinitum. Dagegen werden zuerst Hume's und Kant's Einwendungen vernommen. Leibnitz rechtfertigt die Anwendung durch den Satz des zureichenden Grundes, sofern der regressus in infinitum nur eine unendliche Reihe ungenügender Gründe sei. Allein über diese Reihe ist zu einem absoluten Grunde nicht anders hinaus zu kommen, als wenn man über das Causalitätsverhältniß selbst, als eine Kategorie der Endlichkeit, hinausgeht. Das kosmologische Argument beweist ein nothwendiges Wesen, aber kein außerweltliches, sondern ein ewiges Grundwesen der Welt, die Substanz zu den Accidentien.

Der physiko-theologische Beweis führt auf einen ordnenden Verstand, verbunden mit dem kosmologischen auf einen weisen Schöpfer der Welt. Allein was das Erstere betrifft, ist es nur aus der Vollmacht unsers Denkens heraus, daß wir nicht allein die hohe, in dem uns bekannten Theile der Welt anzutreffende Vollkommenheit zur höchsten und allverbreiteten steigern, sondern auch die Mängel, auf welche wir stoßen, in unserer Idee des Ganzen, wenn auch nur ahnungsweise, ausgleichen und aufheben. In Bezug auf das Andere aber liegt eine falsche Analogie zu Grunde, die zwischen der Natur und dem Kunstproduct. Zwischen beiden findet nicht sowohl Aehnlichkeit, als vielmehr große Unähnlichkeit statt: es ist der Unterschied von Organismus und Mechanismus. Die Natur ist kein Werk: sie ist eine unermeßliche Werkstätte, welche die Mittel und Werkzeuge, deren sie bedarf, selbst verfertigt: alle ihre Werke sind Wirkungen ihrer Kraft und der Triebwerke, welche sie hervorbringt, erhält und in Thätigkeit setzt. Die Welt ist ein harmonisches Ganze, ein lebendiges System: Alles, was ist, macht nur die Organe des Einen Subjects aus. Aber nur die Lebendigkeit ist damit gesetzt, nicht die Weltseele als Weltgeist, wie im einzelnen Organischen die Seele nicht ein vom Körper Abgesondertes, sondern die durchdringende Lebenskraft desselben ist. Der Verf. findet es wunderlich, daß gerade die Naturforschung die Beweise für einen intelligenten Urheber der Natur ausgebildet und so lange festgehalten habe. Es ist jedoch sehr natürlich, daß dem Verstande, der in Auffindung von Gesetzen thätig ist, diese Gesetze so erscheinen, als ob sie von einem höheren Verstande ausgedacht wären, ehe sie von ihm gefunden wurden: und daher kein Wunder, daß besonders englische Naturforscher, die vielleicht in dieser Beziehung vorzugsweise die philosophers heißen, ein Newton, ein Davy u. A. diese Erkenntniß als die Krone ihrer Forschungen betrachteten.

Das historische und moralische Argument beweisen, daß in der Idee des Lebens auch die des Guten sich verwirklicht. Daß dieses nur durch und für Persönlichkeiten geschehen kann, erhellt von selbst; daß aber auch eine absolute Persönlichkeit als Urheber und Träger jener Idee vorausgesetzt werden müsse, ist nicht bewiesen. Gegen die Kant'sche Fassung des moralischen Beweises aber, als Postulates eines absoluten Ausgleichers der Glückseligkeit und Würdigkeit, bemerkt der Verf. mit Hegel: da die vollbrachte sittliche Handlung sich im Gefühle als Lust, und zwar der intensivsten, geistigsten Art reflectirt, so ist das angebliche Mißverhältniß zwischen Tugend und Glückseligkeit ein Mißverständniß der gröbsten Art. Eben so wenig beweist das ontologische Argument, unter welches der Verf. sowohl den consensus gentium als die Cartesianische und Anselm'sche Fassung des Beweises subsumirt, ein Dasein Gottes im kirchlichen Sinn, ein Sein, das von jeher tiefsinnigere Kirchenlehrer und Philosophen Gott vielmehr absprechen zu müssen glaubten, ein äußerliches, empirisches Sein, an welches sich die Frage knüpft: giebt es einen Gott? Es beweist nur insofern, als das Sein Gottes, das es beweisen soll, kein anderes ist, als die Gottesidee, von der es ausgeht. Wie das kosmologische Argument Gott als das Sein in allem Dasein, das physiko-theologische als das Leben in allem Lebendigen, das historische und moralische als sittliche Weltordnung erwies: so erweist ihn das ontologische als den Geist in allen Geistern, als das Denken in allen Denkenden.

Die Lehre vom Wesen Gottes zerfällt, nicht nach der logischen Entwicklung seiner Momente, sondern nach der Zeitfolge derjenigen theologischen Bestimmungen, welche jedesmal die Hauptfragen der Zeit bildeten, in die Lehren von der Einheit, Dreieinigkeit und Persönlichkeit Gottes. Zuerst wird die älteste Bestreitung der Gegner, oder die Vertheidigung der Einheit Gottes gegen polytheistische und gegen dualistische Auffassungen innerhalb der Kirche analysirt, und das Resultat ist, daß in der aposteriorischen Beweisführung die Dualisten, wie in der aprioriſchen die kirchlichen Monisten sich überlegen zeigen. Dann wird die Einheit Gottes im Sinne der Scholastiker als Identität von Gattung und Individuum bestimmt, aber zugleich gezeigt, wie schon der Areopagite, und noch mehr Spinoza (und sofort Lessing, Daub, Hegel) über diese ebenfalls noch endliche Kategorie hinauszugehen sich genöthigt fanden; womit — meint der Verf. — die Vorstellung von der Einheit Gottes zum leeren Namen wird.

Die folgenden Abschnitte: die biblischen Anfänge, die kirchliche Ausbildung, und die Auflösung und Umdeutung der Dreieinigkeitslehre, sind unstreitig das Vortrefflichste an dem ganzen Werke. Aber sonderbar: — während wir überall doch ein Resultat, eine speculative Idee finden, welche gleichsam als der Phönix aus dem Aschenhaufen des Dogma emporsteigt, schließt es diesmal nicht etwa mit dem baaren Nichts, obgleich es auch in seinen Umdeutungen als völlig aufgelöst erscheint, sondern mit dem heitersten Scherz einer

Digitized by Google

Komödie. Man kann dies unpassend finden; Viele werden es unwürdig nennen. Betrachtet man aber dieses eitle, unwahre, selbstgefällige Philosophiren, das mit den ernstesten Gegenständen sein kindisches Spiel treibt, so muß man die Züchtigung gerecht finden. Und wenn keine andere Entschuldigung, so gilt doch diese: Wenn man so viele Bogen lang durch Dick und Dünn immer bei der Schnur geblieben, so darf man wohl auch einmal darüber hauen. Wir meinen die Farce mit Hrn. Weiße, welche S. 495—506 einnimmt und sehr ergötzlich zu lesen ist.

Unter den biblischen Anfängen der Trinitätslehre haben wir die Lehre der Apokalypse vermißt. Der Verf. sagt (S. 422): „Dem Verfasser des vierten Evangeliums, wie schon dem des Buches der Weisheit und dem Philo waren die beiden Ausdrücke (πνεῦμα und λόγος) von verschiedenen Seiten zugekommen (von jüdischer und helleniſtischer); sie wollten keinen gegen den anderen aufgeben, wobei es nicht ohne Verwirrung abgehen konnte." Was den vierten Evangelisten betrifft, so verräth sich wohl die Vermischung beider Ausdrücke nur bei der Taufgeschichte; aber im Gegensatz zu dem Evangelisten hat sie der Apokalyptiker als durchaus identische Prädicate des Messias aufgenommen: vgl. Apok. 2, 12, 17, 18, und Züllig (die Offenbarung Johannis) z. d. StSt. Herrscht nun auch bei dem Apokalyptiker noch poetische Willkür im Gebrauch dieser Prädicate, so verräth doch gerade die Nichtunterscheidung derselben, als zweier Persönlichkeiten, den noch freieren Standpunkt, auf dem die beiden Factoren, aus deren Zusammenwirken sich die ganze Entwicklungsgeschichte der Trinitätslehre erklären soll, noch allein wirksam sind. Wir haben oben schon angeführt, daß der Verf. diese beiden Factoren in der Forderung des christlichen Bewußtseins, über Christum das möglich-Höchste auszusagen, findet, und in der Sorge, die monotheistische Voraussetzung des Christenthums nicht zu verletzen. Diese historische Prämisse hängt mit der schon oben bezeichneten negativen Stellung, die der Verf. gegen das Dogma eingenommen hat, zusammen, und ist insofern ein Fortschritt seiner Kritik, als er in der Vorrede zu den friedlichen Blättern noch auf das Bewußtsein der Immanenz Gottes, als die der Dreieinigkeitslehre zu Grunde liegende und in ihr zur Anschauung gekommene Idee hindeutete. Diese Idee liegt allerdings den modernen Umdeutungen der Trinität zu Grunde, die der Verf. mit vollem Recht von der kirchlichen Vorstellung auf's Strengste absondert, und ihr sogar entgegensetzt. Diese Umgestaltungen nämlich haben mit denen in der älteren Kirche eines Theils das gemein, daß sie die objectiven Unterschiede im göttlichen Wesen aufheben, andern Theils unterscheiden sie sich bestimmt von ihnen, daß sie sich mehr oder weniger bewußt sind, etwas Anderes an die Stelle des kirchlichen Dogma zu setzen. So viel ist hier historisch gewiß, daß die Bildung dieses Dogma nicht von der Idee, sondern von der Erfahrung und dem Bedürfniß der Gemeinde ausging, und daß ihr die Philosophie nur zu Hilfe kam. Jemehr aber die Anfangs nur empirisch aufgefaßten Relationen des göttlichen Wesens unter sich mit dem philosophischen Begriff von Gott in Uebereinstimmung gebracht werden wollten, desto verwickelter und widersprechender wurde die Vorstellung: Widersprüche, die in dem Athanasischen oder, wie der Verf. sagt, richtiger Augustinischen Symbolum alle in Einen Knäuel zusammengedreht wurden. „Fürwahr, heißt es dort (S. 460), wer das Symbolum Quicumque beschworen hatte, der hatte die Gesetze des menschlichen Denkens abgeschworen. Darum, wer selig werden will, — schloß das Symbol, — der denke also von der Dreieinigkeit."

In neuester Zeit ist die Lehre von den drei Personen des göttlichen Wesens hinter der Frage nach der Persönlichkeit Gottes bedeutend zurückgetreten, während früher dieses Moment in der Geschichte des Dogma so sehr Voraussetzung war, daß bis auf Jacob Böhme kaum die Ahnung eines Zweifels daran zu finden sein möchte. Der Verf. hat diesen tiefen Geist vollkommen gewürdigt, die Böhme'sche Theosophie ist ihm das wesentliche Complement der Spinozischen Philosophie. „Lehrt uns Spinoza, wie alle Dinge in das ewige Eins zurückgehen, und wie nur dieses wahrhaft ist: so zeigt uns Böhme, damit wir erkennen, warum aus dem ewig Einen diese vielen Dinge hervorgegangen sind, daß das Sein dieses Einen rein als solchen vielmehr ein Nichtsein wäre." Wenn Schelling in seiner späteren Periode aus dieser Böhme'schen Negativität in Gott die Persönlichkeit Gottes abzuleiten versuchte, so widerlegt ihn der Verf. aus Böhme's eigenen Worten. Unter jener Negativität versteht Böhme, wo er sich wissenschaftlich klar ist, die Entäußerung Gottes zur Welt der Natur und des endlichen Geistes: nur in dieser letzteren, oder nach kirchlicher Vorstellung in Christo, ließ er Gott persönlich werden. Ebenso zeigt der Verf. den orthodoxen Schülern Hegel's, wie er sie nennt, daß sie den Meister sehr schülerhaft ausgelegt haben, wenn sie von einer Hegel'schen Deduction der Persönlichkeit Gottes reden. Wenn Hegel sagt: Gott ist kein todter, sondern lebendiger Gott; er ist noch mehr, er ist Geist und die ewige Liebe, — so sind dies ebensowohl bildliche Ausdrücke, als wenn Schleiermacher zwischen einem persönlichen und lebendigen Gott unterscheiden will und letzteren Begriff allein „als Zeichen der Scheidung vom materialistischen Pantheismus und der atheistischen blinden Nothwendigkeit" verlangt.

(Schluß folgt.)

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Digitized by Google

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

15. April. № 90. 1841.

Strauß „Die christliche Glaubenslehre in ihrer geschichtlichen Entwicklung und im Kampfe mit der modernen Wissenschaft."

(Schluß.)

Der Ausdruck bezeichnet das Verhältniß der Innerlichkeit, in welchem das Subject zu dem göttlichen Wesen steht, und sich dieses Wesens als des unentbehrlichen Grundes seiner Seligkeit bewußt ist. Die Vorstellung ist mithin rein religiös und beweist, wenn wir auf ihren Grund zurückgehen, daß für die Religion die Beziehung auf einen selbstbewußten Gott absolut nothwendige Voraussetzung ist: denn sie ist nichts Anderes, als diese Beziehung selbst, aber nicht auf einen äußerlichen, extramundanen Gott. Diese Aeußerlichkeiten, aus sinnlichen Vorstellungen und Bildern erwachsen, kann die Religion abstreifen, wie die von dem Verf. nach ihrer speculativen Seite vollkommen begriffene, christliche Mystik beweist. Aber ihre Tiefe und subjective Wahrheit liegt eben darin, daß sie in die Innerlichkeit des Gottesbewußtseins zurückging, ein Moment, das hier durchgängig übersehen ist. Lassen wir also der Religion ihren lebendigen Gott und erklären uns aus anderweitigen Aussprüchen des Meisters der neuesten Philosophie ohne alles Künsteln und Deuteln, was der Gottesbegriff der Speculation unserer Tage sei, so wird es allerdings auf dasjenige hinauslaufen, was der Verf. als Ergebniß hinstellt: „Gott ist nicht bloß allgemeine Substanz, zu deren Gottsein das Insichsetzen der Persönlichkeit nicht mitgehörte; aber ebenso wenig ist er eine Person neben oder über andern Personen, sondern er ist die ewige Bewegung des sich zum Subject machenden Allgemeinen. Weil Gott an sich die ewige Persönlichkeit selbst ist, so hat er ewig das andere seiner, die Natur aus sich hervorgehen lassen, um ewig als selbstbewußter Geist in sich zurückzukehren. Er ist die absolute Fluctuation des ewig gesetzten und eben darin wieder aufgehobenen und versöhnten Gegensatzes. Oder, die Persönlichkeit Gottes muß nicht als Einzelpersönlichkeit, sondern als Allpersönlichkeit gedacht werden; statt unserseits das Absolute zu personificiren, müssen wir es als das ins Unendliche sich selbst personificirende begreifen lernen."

Wir kämen nun an die Lehre „von den göttlichen Eigenschaften;" allein um in das Nähere einzugehen, müßten wir der Betrachtungsweise des Verf. eine total verschiedene entgegenstellen. Nach unserer Ansicht von Religion und insbesondere von der Bedeutung des Dogma sind die göttlichen Eigenschaften als sittliche Ideen aufzufassen; dem Verf. sind es die Beziehungen des voraussetzlich persönlichen Gottes zur Welt, und als solche verfallen sie unerbittlich der Schärfe des Schwerts. Die Philosophie für sich aber kommt so wenig auf göttliche Eigenschaften, daß sie vielmehr die ganze Voraussetzung eines menschenartigen Gottes aufhebt, worauf die Eigenschaftslehre beruht. Aus diesem Grunde zergehen auch die angeblich speculativen Deductionen derselben bei näherer Betrachtung in Nichts, und selbst die tiefere Andeutung Hegel's, den Begriffen Güte und Gerechtigkeit Gottes eine speculative Bedeutung abzugewinnen (das Setzen und Aufheben des Endlichen), ist bloß bildlicher Gebrauch dieser Ausdrücke, die ebensowohl in umgekehrter Analogie angewandt werden können: die Gerechtigkeit als Vorstellung des Setzens der Differenz, die Güte (oder Liebe) als Negation der Entfremdung. „Es ist zwar, sagt er deswegen am Ende der Abhandlung, eine dem so eben Ausgeführten zufolge ungeeignete Frage, was denn die Speculation an die Stelle der göttlichen Eigenschaftsbegriffe setze? da ja diese ganze Stelle in ihr fehlt. Doch sollte etwas genannt werden, was im System der Philosophie eine Stellung einnimmt, welche der Stellung der göttlichen Eigenschaften im Systeme der kirchlichen Theologie vergleichbar ist, so wären es — die Weltgesetze; freilich erst dann, wenn ihnen alles Stoffartige abgestreift und sie zur reinen Form des Begriffs als des sich selbst denkenden Gedankens erhoben sind."

In die Dogmatik gehören diese allerdings nicht; es scheint uns aber auch weiterhin nicht ganz passend, naturphilosophische Hypothesen, so lange sie bloß noch diese sind, in dieselbe aufzunehmen, wie dies S. 681 flg. in der Lehre

Digitized by Google

von der Entstehung des Menschen geschieht: um so mehr, als diese Lehre nach der Auflösung des Dogma von einer zeitlichen Schöpfung und vom Urzustand des Menschen alles theologische Moment verliert. Doch die hier noch folgenden Abschnitte des zweiten Theils der Dogmatik behalten wir uns besser vor, mit dem Inhalt des zweiten Bandes zusammenzufassen, von welchem sie nicht zu trennen sind.

Ist nun die Frage von dem Einflusse, den diese kritischen Ergebnisse und mittelst ihrer die speculativen Ideen auf die fernere Gestaltung der Theologie und auf das Leben haben werden, so kann darüber kein Zweifel obwalten, daß fortan keine Dogmatik, die den Charakter der Wissenschaft an sich tragen will, von diesen Resultaten Umgang nehmen darf; im Gegentheil möchte man eher bezweifeln, ob sich überhaupt eine solche der vorliegenden noch an die Seite stellen wird. Unendliche Schwierigkeiten dagegen scheinen sich der Anwendbarkeit ihrer Ergebnisse auf das Leben entgegenzustellen. Denn so, wie die Sache jetzt steht, ist freilich (wie der Verf. sich gern ausdrückt) „eine Kluft zwischen zwei Classen der menschlichen Gesellschaft, den Wissenden und dem Volke, d. h. den Nichtphilosophirenden der höheren und niederen Stände, befestigt, die sich vielleicht nie ausfüllen wird." Ja, wenn es sich nur um theoretische Ansichten handelte; — nach dieser Seite steckt der Rationalismus, wenn man darunter den Trieb des Geistes versteht, alles Geschichtliche durch seine Einsicht zu bewältigen und zu begreifen, tief in der Zeit, in der ganzen Bildung und Richtung des Zeitalters, und hat seinen Halt an der öffentlichen Meinung. Vor 40 Jahren war es in Deutschland noch möglich, einen ehrlichen Mann zum Gegenstand der Verfolgung und Verdammung zu machen, indem man ihn des Atheismus anklagte. Jetzt wird auch die rücksichtsloseste und freieste Untersuchung und Beurtheilung dessen, was als göttliche Auctorität gegolten hat und noch gilt, zwar verschrieen, aber nicht unterdrückt; vielmehr man ist so vernünftig geworden, es für eine Unmöglichkeit zu halten, philosophische Wahrheiten zu unterdrücken. In thesi räumen wohl selbst die Gegner der Vernunft ihr dieses unumschränkte Recht ein; aber in der Praxis? Hier macht sich in Beziehung auf die religiöse Frage eine dreifache Rücksicht geltend, um die Verbreitung philosophischer Ansichten unter das Volk als bedenklich, wo nicht als gefährlich darzustellen. Die Rücksicht auf die religiöse Befriedigung der Gemüther, auf die religiöse Gemeinschaft und endlich auf die Antriebe zur Sittlichkeit. Ob die Idee des Absoluten auch nur dem Philosophen stets die volle Befriedigung des Gemüths gewähren könne, ist oben schon in Frage gestellt worden. Gewiß sucht auch der Pantheist die Befriedigung des Herzens weit mehr in seinem Handeln (in dem, was er zur Realisirung der Idee thut), als in der Idee an sich, die freilich dem Verstand volle Genüge thut. Und auf gleiche Weise ist auch bei der Religion eine wahre Befriedigung ohne sittliches Handeln nicht vorhanden. Etwas Anderes ist es mit dem Troste, den die Religion gewähren soll, und den der Glaube an die Nothwendigkeit der durch Schmerzen und Leiden der Subjectivität sich hindurch gebärenden Idee — dem gemeinen Bewußtsein nicht gewährt. Alles Nothwendige erscheint diesem als eisernes Schicksal, gegen welches ihm bloß kalte Resignation übrig bleibt. Der Trost der Religion dagegen beruht auf Ergebung. Diese fordert einen nach frei gewählten Zwecken waltenden höchsten Willen, durch welchen das Zufällige der Begegnisse einen, wenn auch unbekannten Werth, erhält, und selbst das Widrige des Schicksals geheimnißvollen Absichten dient. Die Ergebung ist demnach Glaube an das Geheimnißvolle, an ein Mysterium. Eben dieser Glaube ist aber zugleich auch das Band derjenigen religiösen Gemeinschaft, welche das Christenthum als „Reich Gottes" darstellt: die geheimnißvolle, hier nicht zu erreichende Bestimmung des Menschen. Ohne einen solchen Glauben ist überhaupt keine religiöse Gemeinschaft denkbar. Soll also die Idee ebenfalls Gemeinschaft bildend wirken, — und das müßte sie doch, wenn sie Gemeingut der Masse werden sollte, — so ist ihre Aufgabe, vor allen Dingen eine neue Mystik zu schaffen, welche die Stelle der bisher geglaubten Ideale in der Vorstellung des Laien vertritt. Der Begriff, in seiner abstracten Form ist nicht fähig, Gemeinschaft zu stiften: er ist ein exclusiver Besitz des reinen Verstandes, und es findet zwischen ihm und dem denkenden Subjecte nicht die persönliche Beziehung statt, wie zwischen dem Gläubigen und dem Gegenstand seines Glaubens. In dieser persönlichen, lebensvollen Beziehung liegt die ganze Macht des Glaubens. Für die philosophische Betrachtung ist zwar eben dieser Glaube an sich das Wahre selbst, nicht das so oder so Geglaubte; denn er ist die wesentliche und bleibende Grundform in jeder Religion; gleichwohl ist kein Glaube, wo nicht ein religiöses Ideal ist. Nun aber eine neue Mystik zu schaffen, d. h. das religiöse Ideal aus dem Bewußtsein der Ewigkeit und Freiheit des sittlichen Geistes heraus, conform mit der absoluten Idee des Wissens, neu zu gestalten, dazu mag freilich die Philosophie in ihrer gegenwärtigen durchaus rationalistischen Richtung weder fähig, noch aufgelegt sein. Aus diesem Grunde kann ihr auch für das jetzige Zeitalter keine kirchlich-reformatorische Tendenz beigelegt werden. Ob sie jedoch nach einer andern Seite hin, auf die sittliche Substanz, den Staat, die öffentliche Moral den Einfluß gewinnen könne, durch welchen sie allmälig alle andere Gemeinschaft, außer der natürlichen, in welcher alle menschlichen Kräfte und Anlagen zur vollkommenen Entfaltung kommen können, überflüssig machte? ob der freie, rein sittliche Geist den Staat je so durchdringen werde, daß der Einzelne nur im Ganzen und für das Ganze zu sein sich bestimmt weiß, und jede besondere Gemeinschaft der Kirche

Digitized by Google

von selbst aufhört? — das ist eine Frage, die wir ruhig der Zukunft überlassen wollen. Für jetzt geht eine derartige Aussicht in gar zu weite Fernen.

Doch dies ist ja eben das dritte Bedenken, ob nicht die allgemeine Herrschaft der vernünftigen Weltansicht die Moral gefährden würde. Wenn die Moral nicht ohne äußere Stützen, nicht ohne sinnliche Reitzmittel bestehen kann, allerdings. Wer aber nur auch im Allgemeinsten an die Verwirklichung der Vernunft in der Menschheit glaubt, der muß ihr auch die Macht zutrauen, im Ganzen und Großen (denn bei jedem Einzelnen wirken auch die religiösen Antriebe zur Sittlichkeit weder immer, noch gleich) ebenso das Gute zu bewirken, wie sie es fordert. Der Schrecken vor dem einstigen Gericht, die Furcht vor der göttlichen Strafgerechtigkeit sind, das beweist die tägliche Erfahrung, dem Ungebildeten ebenso machtlose Abschreckungsmittel von der Unsittlichkeit, als sie dem Gebildeten unnöthig sind. Der christliche Eudämonismus aber, als Antrieb zur Sittlichkeit, wird von der Masse viel zu sehr ins Sinnliche herabgezogen, um wahrhaft noch ein Antrieb zum Sittlichen heißen zu können. Soll aber nicht das sittliche Gefühl an und für sich durch eine vernünftige Volkserziehung so geschärft werden können, daß auch der Ungebildete Lohn und Strafe schon hier in sich selbst fände, daß man es wagen dürfte, das schlummernde Selbstbewußtsein im Volke zu wecken, und jedem seiner sittlichen Freiheit bewußten Menschen die darin liegende Verpflichtung vorzuhalten, *eben darum* das Recht zur Richtschnur und das Gute zu seinem Zweck zu wählen, *weil seine Bestimmung und sein Dasein entweder in diesem aufgeht, oder ohne dieses auf ewig unter?* — Es hat keine Gefahr von dieser Seite; alle Befürchtung, daß durch Aufklärung in religiösen Dingen der Sittlichkeit geschadet werden könne, ist leeres Geschrei. Die Sittlichkeit hat im Gegentheil tiefere Wurzeln im Menschen, als irgend welcher Glaube, und kann durch Befreiung der Vernunft von den Fesseln der äußern Auctorität nur gewinnen, sofern sie sich bewußt wird, daß diese göttliche Auctorität ihr eigenes ewiges Gesetz selbst ist. Und wenn es wahr wäre, was bei diesen Einwendungen im Hintergrund liegt, daß die Religion bloß ein unentbehrlicher Zaum für die Masse der Menschen sei, weil sie ohne diese vollends in Selbstsucht und Unsittlichkeit versinken würde, so müßte man im Interesse der Wahrheit und Gerechtigkeit wünschen, daß die Religion und mit ihr die ganze Menschheit unterginge. So viel ist also gewiß, die Rücksicht auf die Sittlichkeit kann niemals ein Grund sein, warum wir die Religion für ein unveräußerliches Gut der Menschheit halten sollten. Ist aber dies gewiß, — und bewährt die Philosophie durch die Grundsätze, die sie lehrt, und die Handlungsweise ihrer Anhänger oder Bekenner, daß sie bei ihnen nicht allein die Stelle der Religion vertritt, sondern vielleicht noch eine größere Bürgschaft für die sittlichen Zwecke des Staates ist, dann kann umgekehrt auch der Philosoph oder derjenige, der sich zu den Lehren der Philosophie öffentlich bekennt, dieselbe öffentliche Anerkennung und den gleichen Genuß bürgerlicher Rechte verlangen, wie Beides jeder christlichen Secte unweigerlich zuerkannt wird. Der moderne Staat hat längst aufgehört, ein religiöser Staat zu sein, er ist an kein kirchliches Bekenntniß gebunden: warum sollen es seine Glieder dennoch sein? Der Vernunftstaat muß die Bekenner der Vernunftreligion nicht bloß dulden, sondern frei und öffentlich anerkennen. Einmal um der Wahrhaftigkeit willen: denn „*was ist an der Heuchelei, womit sich so Viele in der Christenheit zu ihrem inneren Verdrusse und ihrer nicht geringen Qual behelfen müssen, anders Schuld, als der mit so manchem zeitlichen Unglück verknüpfte Glaubenszwang?*“ eine Beschwerde, die bald ein Jahrhundert lang überhört wird. Dann aber um des Rechtes willen: denn was hat der Staat für ein Recht, den Genuß seiner Wohlthaten an das Bekenntniß gewisser unbegreiflicher Glaubenssätze zu knüpfen, die mit dem Zweck des Staates nichts gemein haben? Lassen wir den nämlichen Beschwerdeführer auch hier das Wort nehmen (*Fragment* von Duldung der Deisten): „Ein Mensch, der ohne sein Wissen in der ersten Kindheit mit Gewalt zum Christen getauft ist, und dem man den Glauben in den unverständigen Jahren ohne Vernunft eingeprägt hat, kann nach keinem göttlichen oder menschlichen Rechte gehalten sein, sobald er andere Einsichten von der Wahrheit bekommt, eben dasselbe zu glauben [vielmehr: solche äußerliche Handlungen zu begehen, als ob er es glaubte], was er als Kind in Einfalt zu glauben gelehrt wurde.“ Wenn freilich neuestens wieder die Philosophie sich zum aufrichtigen Gebrauch der Sacramente bekennt (Gabler de verae philos. erga rel. christ. piet. p. 19: ex toto animo totaque mente — — sacra obeat, quemadmodum obeunt ceteri), so wird man es anderseits noch lange nicht nöthig finden, die Philosophie, d. h. die Vernunft, vom Glaubenszwang zu erlösen.

Somit zieht sich aber die Wissenschaft vom Leben ab, und Alles, was sie von der neuen Zeit gewonnen hat, ist zuletzt das „Recht und das Urtheil über dasjenige, was der Geist als ein durch ihn selbst Gesetztes erkennt“ (S. 350); ein Recht, von welchem wenigstens das vorliegende Werk ein bleibendes Denkmal und Zeugniß sein wird.

Schnitzer.

Die Landgemeinde in Preußen, von M. von Lavergne-Peguilhen. 131 S. 8. Königsberg, 1841.

Eine beachtungswerthe Erscheinung ist dies Buch schon deshalb, weil es zeigt, wie man bei gutem Willen und hinreichender Kenntniß des Gegenstandes doch zu einem vollkommen ungenügenden Resultate gelangen kann, wenn dem Bestreben, die Lieblingssaite seines Instrumentes tönen zu lassen, die Harmonie des ganzen Stückes aufgeopfert wird. Denn von den Interessen der Landgemeinde geht der Verf. aus, und auf sie kehrt er immer ununterbrochen in dem Sinne zurück, daß durch ihre, seinen rationellen Vorschlägen nachgebildete Reorganisation Alles, das ganze Heil der Gesellschaft, des Staates, ja der Geschichte mit Gewißheit zu erwarten sei. — Die Herstellung eines lebenskräftigen, wohlhabenden und gesitteten Bauernstandes wird als die Aufgabe bezeichnet, wodurch die Losungsworte der Parteien, wie Constitution, kirch-

Digitized by Google

liche Zwangsgesetze, Preßfreiheit, Preßzwang, Oeffentlichkeit, feudale Institutionen als an sich ohnmächtig, zum wenigsten als unfähig, Heil zu gewähren, aufgelöst würden. Und zu dieser Auflösung seien die wesentlichsten Schritte Seitens unserer erleuchteten Gesetzgebung bereits geschehen. Es bedürfe nur noch einiger Ergänzungsmaßregeln, die ohne erhebliche Schwierigkeit und ohne irgend ein Interesse zu verletzen, sich realisiren ließen. Diese werden aber dahin angegeben, daß das System der Koppelwirthschaft zur wirthschaftlichen Entwicklung der kleinen und zur Stallfütterung nicht geeigneten Güter unumgänglich nothwendig ist; daß Sparbanken, als kreisständische Institute, unter Aufsicht des Staates hergestellt werden; daß zwar Testirfreiheit gegeben, die gesetzliche Erbfolgeordnung aber dergestalt bestimmt werde, daß sie nie Quelle der Wirthschaftsverschuldung oder der Bodenzersplitterung werde. Ferner wird eine auf die nächsten Bedürfnisse des Landmanns gerichtete Bildung als vorzügliche Nothwendigkeit anerkannt, und dahin auch gerechnet, daß der Rusticalbesitzer sich einen so hohen Grad von politischer Bildung aneignen müsse, als zur Wahrnehmung der ihm anheimfallenden Functionen eines Hausvaters, Mitgliedes des Gemeinderaths und zur Handhabung der polizeilichen Ordnung nothwendig ist. — Jetzt haben wir ja Rusticalbesitzer sogar in unsern Provinzialständen. — Von den jetzigen Seminaristen erwartet der Verf. für diese zu erzielende Bildung wenig Heil, giebt deshalb zu, man müsse das Schulwesen gänzlich umgestalten — und spricht denn doch von einigen Ergänzungsmaßregeln; — freilich würde es sich so verhalten, wenn, wie der Verfasser andeutet, man sich entschließen könnte, die Lehrerstellen wiederum als Versorgungsposten für Militärs zu bestimmen, was in den ärmeren und rohen Gemeinden durchaus angemessen wäre. In einer weise gegliederten Gemeindeordnung findet der Verf. sodann eine wahre Freiheitsgarantie für alle Classen der Bevölkerung, während die künstlich in die Luft gebauten Constitutionen, die Theilung der souverainen Gewalt, bisher den ärmeren und ungebildeteren Ständen weder Heil noch Segen gebracht haben. Auch liege in einer solchen Verfassung die einzige Möglichkeit, die bureaukratische Verwaltung von dem Untergange durch Geschäftsübermaß zu retten:

Ganz herrliche Absicht, eine solche Rettung zu erwirken. Nur verschweigt der Verf. die Mittel und Wege, dies Alles ins Werk zu richten, oder nennt es, wenn wir uns recht besinnen, einige Ergänzungsmaßregeln der Regierung. Und doch kommt es, um in ein Bild zu verfallen, schon bei der Errichtung jedes gewöhnlichen Gebäudes — wie häufig aber spricht man von dem Staatsgebäude — keinem klugen Baumeister in den Sinn, den Grund desselben von dem Dachdecker, oder das Zimmerwerk von dem Maurer errichten zu lassen. Das Bild hinkt vielleicht. Doch trägt dann die Schuld des Verf. abgebrauchte Bildnerei „von in die Luft gebauten Constitutionen.“ Auf wen fällt denn eigentlich die Last solcher Vorwürfe? Auf das Volk, das doch gewiß mit innigster Sorgfalt seine Angelegenheiten besorgen möchte, da es ja eben die seinigen sind? Oder auf die Regierungen, die solche Constitutionen immer höher in die Luft zu schrauben bemüht sind? Warum will der Verf. in der Mitte, bei der Verfestigung und Abgrenzung des Gemeindelebens stehen bleiben, und nicht lieber, wie er doch eine gewisse Sehnsucht zu verrathen scheint, auf des Daseins Anfang, die Patrimonial-Existenz, oder den patriarchalischen Zuschnitt des Staates zurückschreiten? Sein Wille ist ganz trefflich, wie schon oben bemerkt, er weist auch Kenntnisse des Gegenstandes, der ihn zunächst umgiebt, nach; aber er verfehlt seine Absicht gänzlich, indem er des starken Glaubens lebt, der Theil müsse vor seinem Ganzen existiren, oder das Ganze könne seine Theile organisiren, ohne sich selbst organisiren zu müssen. Woher die Kraft kommen solle, daß der moderne Staat diese ganz zerfallenen und gewiß auch über kurz oder lang zu reorganisirenden Glieder zu dem Bewußtsein der Einheit und Integrität zusammenhalten könne, scheint der Verf. entweder nicht einzusehen, oder will davon durch wohlgemeinte Vorschläge, die ohne Basis sind, ablenken. Und doch anerkennt er das von ihm Bestrittene bei der Besprechung einer den Landgemeinden nothwendigen Rechts- und Polizeiverfassung, indem die Worte: „Gleichwohl könnte das Institut der großbritannischen Friedensrichter heute noch nicht im ganzen Umfang auf Preußen übertragen werden. Es setzt dasselbe durchaus jenen öffentlichen Geist und jene Controle, so wie jene gereifte politische Bildung in dem Volke voraus, welche nur die Frucht seiner langjährigen Theilnahme an der Verwaltung sein kann“ — sich auf das bekannte Lied von der Preußen Unmündigkeit beschränken, während wir uns von den Engländern und Franzosen gleichsam müssen vorwerfen lassen, daß wir das gebildetste, also doch wohl des Anfangs in der politischen Theilnahme fähige Volk wären. Der Verf. aber ist der Meinung, daß — doch wohl nur für uns — die reine, von allen kleinen und unerheblichen Geschäften geläuterte Monarchie die der Geldwirthschaftsform allein entsprechende Staatsform sei, das Königthum herrschend über Gemeinden.

Zu diesem Resultate gelangt ein Mann, der in den letzten Jahren sich angestrengt mit der Lösung der Fragen über die Gesellschaft beschäftigt hat, wie dies unter Anderem seine „Grundzüge der Gesellschaftswissenschaft“ (Königsberg, 1838) beweisen. Er hatte dabei, so wie in dieser vorliegenden Schrift, nichts Geringeres vor Augen, als „der Staatsgesetzgebung eine zuverlässige Grundlage darzubieten.“ Worin er diese Zuverlässigkeit findet, ist in der Kürze angegeben. Wie er aber die Vergangenheit betrachtet, aus deren Beseitigung die Gegenwart mit ihren Höhen und Tiefen, Licht- und Schattenseiten, Vorzügen und Nachtheilen hervorgegangen ist, möchte ein omindses Urtheil für die vom Verf. empfohlene Zukunft bilden. So spricht er „von der Bildung eines Verhältnisses der Gegenseitigkeit unter den Gliedern des Patrimonialstaates, von einem Naturalaustausch gegenseitiger Dienstleistungen, der die Grundlage der Liebe und des Vertrauens und allseitiger Befriedigung ward,“ wozu man doch auch bei größter Nachsicht des Urtheils ein halbes Dutzend Frage- und Ausrufungszeichen setzen müßte, wenn dies nicht gegen die Regeln des Stils eine Sünde wäre. Für die Beibehaltung großer Grundstücke und die Verhinderung, solche zu theilen, hat der Verf. ein so eigenthümliches Raisonnement, daß der Hauptpunkt desselben Hervorhebung verdient: „Wie die große Fabrik wesentlich mehr producirt, als die ein gleiches Capital repräsentirenden kleinen Handwerkswirthschaften, so ist auch der Brutto- und noch mehr der Nettoertrag des umfassenden Vorwerks wesentlich größer, als die aus demselben etwa herzustellenden kleinen Bauerwirthschaften ihn zu erzielen vermöchten. Es liegt in den großen Vortheilen des Fruchtwechsels, der Arbeitstheilung und der Arbeitsvereinigung, in der Concurrenz der Arbeitskräfte, in der Verdingwirthschaft, — Hebel, die nur in größeren Wirthschaften zur vollen Anwendung gelangen können.“ Ueber diese Reihe von Scheingründen, die aus einem gewissen Standpunkt der Staatsunsittlichkeit ihre volle Anerkennung finden müßten, hat die Geschichte unwiderruflich gerichtet. Der Verf. hält ferner ein angemessenes Mischungsverhältniß von Rustical- und Vorwerks-, von Handwerks- und Fabrikwirthschaft überall den Nationalinteressen besonders günstig, und ist der Meinung, daß sich dasselbe von selbst darstellen werde, wo man die Concurrenz der ungleichen Kräfte gezügelt und deren Fortbestehen neben einander möglich gemacht habe. Denn sonst müsse die Gefahr hereinbrechen, vor der dem neuern Europa schon hin und wieder recht bange geworden ist, der Mangel an Arbeit; die Parcellirung des Bodens dränge zur Spatencultur, und damit entstehe eine zahlreiche Bevölkerung von Vagabunden und Bettlern, wie sie Ostpreußen neuerdings und Irland schon seit Jahrhunderten erhalten habe. Da werden wir denn zur rechten Zeit an Irland, die Heimath alles menschlichen Elends, erinnert, an das Land der großen Güter, deren vornehme Besitzer sich zu gut dünken, ihre Scholle selbst zu bauen; an die armen, besitzlosen Pächter, die eine Beute von unsinnigen Pachtübertheuerungen werden, weil sie nicht Gehörige des Bodens sind. Die Ausführung dieses Gegenstandes hätte der Verf. übernehmen sollen; überhaupt dürfte Irland und nur dies Land unter den britischen Inseln als das traurigste Vorbild unverständiger Bodenunfreiheit, gesetzlicher Willkür über das Zusammenhalten großer Güter dienen.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Digitized by Google

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

16. April. № 91. 1841.

Charikles. Bilder altgriechischer Sitte, zur genaueren Kenntniß des griechischen Privatlebens. Von Wilhelm Adolph Becker, Professor an der Universität Leipzig. 1. u. 2. Theil. gr. 8. Leipzig, 1840. Verlag von Friedrich Fleischer.

Hr. Becker hat sich durch den Beifall, mit dem sein vor zwei Jahren erschienenes Werk Gallus oder Scenen aus der Zeit August's allgemein in Deutschland aufgenommen wurde (wird doch gegenwärtig sogar in England eine Uebersetzung desselben angekündigt), veranlaßt gesehen, eine ähnliche Schilderung griechischer Sitte und griechischen Lebens nachfolgen zu lassen, ein Unternehmen, das an und für sich gewiß nur gebilligt werden darf; denn gerade diese Seite des hellenischen Alterthums war bisher fast ganz unberücksichtigt geblieben; die einzelnen antiquarischen Abhandlungen aus älterer Zeit, wie sie der Thesaurus von Gronov und ähnliche Sammelwerke bieten, sind eben nichts mehr als ein planlos zusammengeraffter, ungeordneter Aggregat angeblicher Beweisstellen, wie es Hr. Becker ganz richtig bezeichnet; in neuester Zeit ist die Aufmerksamkeit der Alterthumsforscher vorzugsweise der Erforschung des öffentlichen und Staatslebens zugewandt, und dadurch das Privatleben ganz in den Hintergrund zurückgedrängt; höchstens einzelne Beziehungen und Seiten desselben finden wir, und zwar nicht ohne sichtliche Befangenheit und Vorliebe behandelt; wer wollte es daher nicht mit Dank anerkennen, wenn Hr. Becker sich dieser Arbeit unterzieht? Betrachten wir jetzt näher, wie er seine Aufgabe gelöst hat.

„Die Wissenschaft popularisiren, das ist das Losungswort unserer Zeit. Und wer möchte das Bestreben tadeln, die starren, widerstrebenden Elemente der Wissenschaft in Fluß zu bringen, und zu bewältigen und so das, was bisher das Eigenthum weniger Zunftgenossen war, dem allgemeinen Bewußtsein näher zu führen? Aber eben dies Bestreben ist gar zu leicht der Gefahr ausgesetzt, in Ungründlichkeit auszuarten und so die wahre Würde der Wissenschaft zu beeinträchtigen. Auch in der Philologie, die sich wohl länger als andere Gebiete des Wissens in einer gewissen Abgeschlossenheit und Isolirung behauptet hat, thut sich gegenwärtig jenes Bestreben kund; nur ist zu beklagen, daß man, weit entfernt davon, die Wissenschaft kräftig zu fördern, auf halbem Wege stehen bleibt; und gerade solche Unkenntniß dessen, was der Philologie wahrhaft Noth thut, solche Halbheit der Philologen selbst, schadet der Philologie weit mehr, als alle die vielfachen Angriffe, die in neuerer Zeit von verschiedenen Seiten her auf dieselbe gemacht worden sind." Diese Bemerkungen glaubte Rec. der erwähnten Anzeige vorausschicken zu müssen, und er hat sie hier wiederholt, weil eben aus jenem Streben, die Wissenschaft zu popularisiren, die ganze Form und Fassung vorliegenden Werkes herzuleiten ist.

Hr. Becker hat sein Buch für zwei Classen von Lesern bestimmt, die er Anfangs des Vorwortes ziemlich unbestimmt bezeichnet: „Indem ich dem gelehrten Publicum und den Freunden des Alterthums diese Bilder griechischer Sitte mit ihren Erläuterungen übergebe" u. s. f. Klarer geht dies aus dem ganzen Buche selbst hervor, auch enthalten einige Aeußerungen in der Vorrede Andeutendes, z. B. auf S. XIV: „Wohl aber möchte ich in Bezug auf die hier gegebene Erzählung dem Tadel begegnen, daß sie zu sehr den Charakter des Romans an sich trage. Es hat sich das im Grunde ohne mein Zuthun so gestaltet. Als ich beim Ordnen des Materials den vorhandenen Stoff auf die einzelnen Scenen vertheilte, da ergab sich in der Hauptsache der Plan der Erzählung von selbst, so daß es nur des verbindenden Kitts bedurfte. — Wer nun dessenungeachtet einer solchen Einkleidung so unhold ist, daß ihm auch der Zweck sie nicht entschuldigt, der kann, wenn ihm sonst der wissenschaftliche Theil anspricht, leicht über die wenigen Bogen hinwegsehen, die sie in Anspruch nimmt. Ich aber muß gestehen, daß ich mich nicht überzeugen kann, daß die Bedingung jeder gründlich wissenschaftlichen Untersuchung ein überernster συνθρωπασμός sei, vielmehr bin ich der Meinung, daß manche Seiten des Alterthums sich weit mehr eignen, mit einer gewissen Ironie behandelt zu werden." Darauf bezieht sich wohl auch der der Schrift als Motto vorausgeschickte Ausspruch des Plutarch: *Πράγμα*

Digitized by Google

βραχὺ πολλάκις καὶ ῥῆμα καὶ παιδιά τις ἔμφασιν ἤθους ἐποίησε μᾶλλον ἢ μάχαι μυριόνεκροι, der gleichsam als Gorgoschild dienen soll, um jeden grämlichen Recensenten abzuschrecken. Recensent ist dem Humor und der Ironie keineswegs abhold, meint aber, der Wissenschaft gezieme eine gewisse Strenge und Würde; und wie man einen Künstler tadeln würde, der das tief ernste Angesicht der Pallas Athene mit dem üppigen Leibe der Aphrodite verbinden wollte, eben so gewiß ist ein Schriftsteller zu tadeln, der zwei ganz fremdartige Elemente mit einander zu vereinigen sucht. Mit einem solchen zwiespaltigen zwitterartigen Wesen ist aber vorliegendes Werk behaftet, und gerade deshalb dasselbe als ein verfehltes zu bezeichnen. Hr. Becker will für Gelehrte und für Dilettanten zugleich schreiben; er ist, mag er sich auch dagegen sträuben wie er will, der *Boettigerus redivivus*, aber in moderner Gestalt; sein Zweck ist, die Wissenschaft zu populariſiren. Aber was soll der Wissenschaft jene belletristische Zugabe nützen, die freilich so in den Vordergrund gestellt ist, daß vielmehr die gelehrte Erörterung als Beiwerk erscheint. Und was sollen die Laien und Dilettanten, die Unterhaltung suchen, mit dem Buche anfangen? Sie lesen höchstens den etwas dürftigen Roman, und überschlagen den wissenschaftlichen Theil als unnützen Ballast, den sie ja ohne alle Mühe ausscheiden können. Aus jenen Skizzen werden sie aber das Alterthum so wenig kennen lernen, als etwa aus Walter Scott's Romanen englische oder schottische Geschichte. So zerfällt also Hrn. Becker's Werk in zwei ganz von einander verschiedene Bestandtheile, von denen gleichwohl der eine eben nicht zum Vortheil auf den andern eingewirkt hat. Ich wende mich zunächst zum ersten, indem ich den Verlauf des Romanes kurz zusammenfasse.

Im letzten Jahr der hundert und elften Olymplade zieht ein junger Mann im Ephebenalter, Namens Charikles, zu Roß von einem Sklaven, Manes, begleitet auf der Straße, die von Argos nach Korinth führt; sein Vater, Charinos, war nach dem unglücklichen Ausgange der Schlacht bei Chäronea durch die Intriguen der Sykophanten gezwungen worden, seine Vaterstadt Athen zu verlassen, und hatte sich zu Syrakus angesiedelt, wo er fünf Jahre darauf stirbt, gerade in dem Augenblicke, da es einem Freunde gelungen ist, ihm die Erlaubniß zur Rückkehr auszuwirken. Charikles ist im Begriff, in seine Heimath zurückzukehren, und in einer Waldschlucht rastend, trifft er unerwartet mit einem Jugendfreunde, Ktesiphon, zusammen. Das Wiedererkennen der jungen Männer schildert die erste Scene. Die zweite Scene führt uns von der Landstraße in das Haus eines Kupplers in Korinth; denn ein Gastfreund des Charikles in Argos hat ihn — freilich unwahrscheinlich genug — an einen berüchtigten Kuppler, Sotades, gewiesen. Charikles, der ehrsame Jüngling, ohne zu ahnen, daß er sich im Hause der Schande und des Lasters befinde, verliebt sich gleich auf der Stelle in die schöne Melissa, die indessen eher für eine attische, als für eine korinthische Hetäre gelten dürfte, und wird nur durch die treue Fürsorge des Ktesiphon aus einem gefährlichen Abenteuer errettet. Denn während Charikles auf einem von Rosen duftenden Lager die schöne Melissa umfaßt hält, und diese ganz hingegeben ihm vollen Liebesgenuß verheißt, stürzt Sotades, der scheinbar verreist war, zur Thür herein, und häuft Schmähungen und Drohworte über den arglistigen Verführer seiner unschuldigen Tochter; nur durch die glückliche Dazwischenkunft des Ktesiphon und seiner Begleiter wird Charikles aus der übeln Situation befreit. In der dritten Scene versetzt uns Hr. Becker aus dem Kupplerhause in das ehrsame Vaterhaus. Charikles reist mit Ktesiphon zu Schiff nach Athen, und findet gastliche Aufnahme bei einem treuen Freunde seiner Familie, der seines Vaters Haus durch Kauf an sich gebracht hatte. Geldangelegenheiten rufen Charikles bald in das bewegte Leben und Treiben des attischen Marktes, welches in der vierten Scene geschildert wird. Die mannigfachen Vergnügungen, denen die üppige attische Jugend huldigt, ziehen Charikles an; dies der Inhalt der fünften Scene. Dann schließt sich die Schilderung eines reichen, üppigen Gastmahles in der sechsten Scene. Die siebente Scene zeigt uns beide Freunde am Bord eines Kauffartheischiffes: Charikles will in Andros eine Schuld eintreiben, Ktesiphon auf Chios ein Landgut kaufen; aber die Meerfahrt nimmt ein unglückliches Ende: bei einem heftigen Sturme scheitert das Schiff an den gefährlichen Küsten Euböas, nur mit Mühe retten die Freunde ihr Leben; nachdem sie sich von der Angst erholt haben, ziehen sie nach Aedepsos, um die Freuden des Badelebens zu genießen; auf dem Wege dahin wird dem Charikles das Glück zu Theil, die Sandale oder den Pantoffel eines schönen Mädchens oder Frau aus dem Wasser zu retten, und sein empfängliches Gemüth treibt ihn nach Athen zurück, wo er seine Schöne wiederzusehen hofft. Ein glücklicher Zufall führt ihn in der achten Scene auf die richtige Spur; am Krankenbette eines alten Freundes seines Hauses, Namens Polykles, sieht er die Schöne wieder, ist aber zu betroffen, um sein Glück zu nützen und sich dem Mädchen zu nähern, das natürlich ebenfalls hoch erröthet und die Blicke auf den Boden heftet. Die neunte Scene schildert das Testament, den Tod und die Beerdigung des attischen Alten. Doch auf Leid folgt die Freude, und so versetzt uns die zehnte Scene mitten in die schwelgerische Lust und den bacchantischen Taumel des Dionysosfestes. Durch eine alte Sklavin, Mento, wird die Verlobung zwischen Charikles und der liebekranken Kleobule zu Stande gebracht; siehe die elfte Scene. Die Schilderung der Hochzeit in der zwölften und letzten Scene beschließt, wie sich erwarten läßt, das Ganze.

Digitized by Google

Aus dieser Angabe des Inhalts geht ziemlich klar hervor, daß wir keinen eigentlichen Roman hier erwarten dürfen, vielmehr sind es einzelne Skizzen und Genrebilder, die nur lose durch den Faden der Erzählung zusammenhängen: Rec. bezweifelt, ob damit eigentlich dem leselustigen, unterhaltungssüchtigen Publicum gedient sei; denn dies verlangt piquante Situationen, spannende Verwicklung, mit einem Worte Handlung, und davon findet es in vorliegenden Skizzen wenig oder nichts. Es fragt sich überhaupt, ob das antike Leben für die moderne Form des Romans recht geeignet sei; was sich in der älteren Litteratur etwa von Analogien aufweisen läßt, wie in der mittleren und neuen Komödie, ist doch, wenn man es genauer betrachtet, von wesentlich verschiedener Natur; ja selbst Schriftsteller späterer Zeit, wie Lucian bei den Griechen und Apulejus bei den Römern, können doch nur uneigentlich mit den Romanschriftstellern neuerer Zeit verglichen werden; es ist offenbar die antike Lebensanschauung selbst, der die Form des Romans nicht convenirt. Dazu kommt noch für den, der einen alterthümlichen Stoff im Gewande des Romans bearbeiten will, die große Schwierigkeit, sich so ganz in die griechischen und römischen Zustände zu versetzen, daß er sich heimisch fühlt und im Stande ist, dieselben mit lebendigster Frische zu schildern; gleichwohl erfordert der Roman bei seinem überwiegend epischen Charakter gerade am meisten eine gewisse Ausdehnung in die Breite, ein liebevolles Eingehen in die größten wie die kleinsten Verhältnisse des Lebens; aber das antike Leben ist dem modernen diametral entgegengesetzt, bleibt uns daher immer in gewisser Beziehung fremd; es steht uns so unendlich fern, daß unsere Kenntniß desselben, ungeachtet der Masse der erhaltenen Denkmale lückenhaft ist und bleiben wird. Daher sind denn auch alle Versuche, die man gemacht hat, das Leben der Griechen oder Römer durch jene romanartige Einkleidung uns näher zu führen, mißlungen; es finden sich stets zwei widerstrebende Elemente, die sich nicht vereinigen lassen. Am ersten möchte sich nach des Rec. Meinung noch die Zeit der Auflösung der alten Welt, wo sie, im Zwiespalt mit sich selbst begriffen, zugleich einen vergeblichen Kampf gegen die neuen geistigen Mächte des Christenthums zu bestehen hat, zu solcher Darstellung eignen. Doch gerade diese Periode ist, so viel erinnerlich, zu diesem Zwecke noch nie benutzt worden.

(Fortsetzung folgt.)

Die Wahrheit in Sachen der bonner evangel. theolog. Facultät contra B. Bauer.

Herr Sack ist sehr gütig gewesen gegen mich in der L. A. Z., indem er meiner Bitte um weitere Erklärung entsprochen und versichert hat, daß auch weder er, noch seine Glaubensgenossen, die so und so viel evangelischen Rheinländer, eine Protestation gegen B. Bauer veranlaßt hätten; weniger gütig ist Hr. Sack gegen das Publicum gewesen, welches er durch diese juristische oder Advocatenwahrheit nicht aufklärt, und nur irre machen kann durch die Pfiffe des Versteckenspielens mit Negationen solcher Dinge, auf die entweder gar nichts ankommt, oder wobei irgend ein Wort besonders premirt wird, wie in seiner ersten Erklärung „das nicht in Pleno und nicht als Facultät" protestirt zu haben, und nun in der zweiten höchst wahrscheinlich das Wort „Protestation," wenn es nicht etwa das Wort „Veranlassung" ist, in dem die Reservatio mentalis steckt, die nun Hrn. Sack noch zu einer dritten Erklärung Raum geben möge, wenn ich mich etwa in ihr geirrt haben sollte. Was Hr. Sack also versäumt hat, nämlich dem Publicum statt der juristischen Wahrheit die theologische, und in diesem Falle die wirkliche zu geben, das will ich jetzt hier versprochner Maßen zu leisten suchen. Die A. L. Z. war nicht der Ort zu der ganzen Wahrheit, und wo sie es allenfalls wäre, in den Insertionen, da ist sie mir natürlich zu kostspielig; in dem übrigen Raume aber wissen wir, daß sie neuerdings zu sehr im Sack'schen Sinne wahrheits-, freiheits- und gerechtigkeitsliebend geworden ist, also so zu sagen, in die Sackgasse der „schlechten Endlichkeit," um mit dem alten Hegel zu reden, sich verrannt hat. Jedoch zur Sache:

Allerdings — wir geben es zu — war es ein etwas zu voller Ausdruck, als wir sagten, die Facultät habe in Pleno protestirt; ja es war schon zu viel gesagt, daß die Facultät als solche protestirt habe. Genauere Nachrichten hatten uns bereits eines Besseren belehrt; aber wir erkennen es als vollkommen angemessen und einer theologischen Facultät geziemend an, ja es ist ihre Pflicht, daß sie offen auftritt und Mythen, so wie sie sich bilden, in der ersten Geburt erstickt, so wie es ihr wohl ansteht, wenn sie in andern Fällen die mythische Erklärung bekämpft.

Wir können es nicht mehr läugnen: wir und die Fama, der wir folgten, haben in diesem Punkte einmal eine Mythe gebildet. Aber die hochwürdige Facultät hat die Sache nicht wieder gut gemacht; denn das ist nicht die richtige Art und Weise, wie Mythen erklärt werden, daß man kurzweg sagt: an der Sache ist Nichts dran, ist gar Nichts dran, sondern man muß zeigen, was der Kern der Mythe und wie sie entstanden ist. Das hat die Facultät nicht geleistet. Sie konnte es freilich nicht leisten: denn hätte sie den Kern aufgesucht und gefunden, sie wäre eben zu sich selber gekommen. Wir wollen daher das Versäumte nachholen und ein Beispiel geben, wie Mythen gründlich erklärt werden.

Die Mythe ist also, daß die Facultät in Pleno, daß sie als solche ausdrücklich protestirt habe. Wir geben die Erklärung.

Der Minister Altenstein glaubte nicht mehr, daß es möglich sei, Bauer in Berlin sicher zu stellen und hier seine äußere Stellung zu befestigen, als dieser im Sommer 1839 seine Schrift gegen Hengstenberg herausgegeben hatte. Voller Theilnahme für die Entwicklung der philosophischen Schule, auch in der letzten ungünstigen Zeit bereit zu helfen, wo und wie er konnte, und wohlwollend auch gegen Bauer gesinnt, beschloß er, ohne daß dieser etwas davon ahnte, ihn nach Bonn zu schicken, um ihn in Jahresfrist dort vollständig zu fixiren. Zum Theil mag ihn zu diesem Entschluß unter Anderem auch der Umstand gebracht haben, daß sein Schützling mit den Professoren der dortigen theologischen Facultät noch in keine Art eines kritischen Rencontre gerathen war, und daß es auch nicht so aussah, als würde sich jemals dazu ein Anlaß finden. Der

Digitized by Google

Entschluß wurde plötzlich, sehr schnell, augenblicklich ausgeführt, und Bauer begab sich zu Michaelis nach Bonn.

Im nächsten Winter wetteiferten, wie man sich noch erinnern wird, die Zeitungen, die Gefahr zu schildern, welche von der kritischen Philosophie der Religion, Kirche und allen Gütern des menschlichen Lebens drohte. Man pries das Juste-Milieu, welches Wissen und Glauben gehörig zu versöhnen wisse, und debattirte darüber, in welcher Weise Altenstein im Ministerium ersetzt werden müsse. So viel war an der Sache wahr, daß in Berlin die Reaction schon entschieden wurde, daß sie alle ihre Kräfte sammelte und Altenstein auf dem Sterbelager ihr keinen Widerstand mehr zu leisten vermochte.

Im Sommer 1840 war die Sache entschieden.

Wie es scheint, oder vielmehr seine Bücher beweisen, die im Laufe des Sommers (über die Landeskirche und über das vierte Evangelium) erschienen, ging Bauer ruhig seinen Gang fort; ja der Druck der Verhältnisse und die drohenden Gefahren scheinen sogar dazu beigetragen zu haben, daß er die letzten positiven Fesseln, die ihn vorher zum Theil noch eingeengt hatten, ablegte.

Die ganze Verwicklung, in welche nun auch die so unschuldige Facultät hineingezogen ist, bildete sich in folgender Weise. Ohne daß Bauer darauf angetragen hatte, und ohne sein Wissen wurde von dem interimistischen Ministerium aus Ende Sommers nach Bonn geschrieben, in welcher Absicht der verewigte Minister Altenstein den Lic. Bauer nach Bonn geschickt habe, und daß man es als eine Pflicht der Pietät, die man dem Verewigten schuldig sei, betrachten müsse, das Vermächtniß desselben in Bezug auf Bauer auszuführen. Dieser war indessen nach Berlin gereist in der einzigen Absicht, die Herbstferien im elterlichen Hause und unter seinen Freunden zuzubringen, er that keinen Schritt, der zu jener Angelegenheit irgendwie Beziehung gehabt hätte, und war so eben reisefertig und im Begriff, Berlin zu verlassen, als von Bonn aus die Antwort einlief, daß Bauer nicht zur Professur befördert werden könne, weil sonst die Einigkeit der Facultät gestört würde. Die Ernennung Eichhorn's war ungefähr vierzehn Tage vorher publicirt worden.

Die Facultät als solche — als corpus — hat also, wie sie nun selbst erklärt hat, diese Antwort nicht hervorgerufen. Es bleibt aber dabei, und das ist der Kern jener Mythe, die sogenannte Idee, welche der Mythe zu Grunde liegt: die Facultät ist doch dabei thätig gewesen. Die Mythe (und die beste Geschichtschreibung kann vollkommen in dieser Art verfahren, ohne ihre Glaubwürdigkeit zu verlieren), die Mythe hält sich an das An-sich, und unbekümmert um die Art und Weise der Erscheinung, die oft sehr gleichgiltig ist, stellt sie das Ansich als die wahrhafte Wirklichkeit dar. Ist es Grundgesetz, — ein Gesetz, was der Staat nie anerkennen darf, — daß eine Facultät nur als homogene Masse existiren soll, so ist die theologische Facultät und ihr inneres Lebensgesetz (das Beste, was sie enthalten kann) der Grund, weshalb ein fremdes Element entfernt gehalten wird, wenn es fern gehalten werden soll. Die Facultät und das Gesetz, welches ihre unvermischte Einheit fordert, ist also der Grund, weshalb Bauer zurückgewiesen wurde. Die Corporation als solche hat gewirkt, und geistige Mächte brauchen, um zu wirken, nicht Hand und Fuß in Bewegung zu setzen.

Als Bauer hörte, daß von Bonn aus die Besorgniß vor einer Störung des Facultätsfriedens ausgesprochen war, blieb er in Berlin, um zu erfahren, wie sein Schicksal für jetzt entschieden werden würde. Bis zum Ende des vorigen Jahres wuchs die allgemeine Spannung, mit der man erwartete, wie sich die Regierung in Bezug auf die gegenseitige Stellung des wissenschaftlichen und religiösen Princips entscheiden würde. Die Frage über Bauer war die erste, welche Eichhorn in Bezug auf die kritisch-philosophische Richtung vorgelegt wurde; nicht nur die Schule, welche es zunächst anging, sondern auch andere Kreise waren auf die Entscheidung gespannt, und daraus, daß die Sache allgemein besprochen wurde, ist es unter andern erklärlich, daß uns eine etwas ungenaue Nachricht zuging.

Auch seine Freunde und Gönner mußten Bauer gestehen, daß seine Sache in diesem Augenblicke schwierig, vielleicht unmöglich auszuführen sei. Er wurde ernstlich gefragt, und die Frage wurde selbst unter Freiergesinnten besprochen, ob nicht die wissenschaftliche und religiöse Richtung so weit auseinandergingen, daß es derjenige, welcher der ersteren folge, nicht mehr mit seinem Gewissen vereinigen könne, den Vorsatz zu hegen und einer theologischen Facultät näher gestellt werden zu wollen. Allein Bauer blieb bei seinem Entschluß, und berief sich darauf, daß das christliche Princip, so lange es in der Welt bestehe, niemals abgesondert für sich gestanden habe, daß jede wichtige Epoche der Entwicklung der Wissenschaft auch wesentlich auf das religiöse Bewußtsein eingewirkt habe, und daß der neuern Wissenschaft am wenigsten das Recht, auf das religiöse Bewußtsein einzuwirken, entzogen werden könne. Auf ähnliche Einwürfe, die ihm von andern Orten her gemacht wurden, berief er sich darauf, daß es sich gar nicht mehr darum handle, ob der philosophisch Gebildete als Privatmann bei seinen Ueberzeugungen unter dem Schutz der Gesetze sicher und ruhig leben könne, sondern um die Anerkennung der philosophischen Kritik innerhalb des Staats und namentlich innerhalb der theologischen Facultät handle es sich. In constitutionellen Staaten, wo jedes Princip die Aussicht und die Anwartschaft darauf hat, zur Oberherrschaft zu kommen und sich im Staate durchzusetzen und die versagte Anerkennung zu gewinnen, sieht ein Princip seinen Sturz und seine Versetzung in die Opposition ruhig und schmerzlos an. Aber in einem Staate, wo diese Aussicht nach dem allgemeinen Staatsgesetz nicht vorhanden ist, darf die Regierung nicht einseitig Partei ergreifen; ihre Würde und ihr Ruhm besteht dann allein darin, daß sie nicht Partei ist und alle Richtungen öffentlich vertreten werden läßt.

Es ist nicht zu verkennen, daß die Entscheidung der Frage unter den damaligen Verhältnissen für Eichhorn ihre Schwierigkeit hatte, und wenn selbst Altenstein in den letzten Jahren Bedenken trug, die philosophische Kritik officiell zu beschützen und neben den andern Richtungen öffentlich zu beschützen, so ist es nicht zu verwundern, wenn man jetzt im Ministerium versuchte, die Entscheidung der Frage wenigstens hinauszuschieben. So wurde Bauer der Vorschlag gemacht, er solle sich zunächst privatim mit schriftstellerischen Arbeiten beschäftigen, zu welchem Zweck ihm eine Jahresunterstützung angewiesen werden sollte. Da er aber sah, daß er einer theologischen Facultät dann nur um so ferner gerückt werden würde und eine Stelle verlassen müsse, wo es sich um eine der wichtigsten Fragen der Gegenwart handelt, so begab er sich wieder nach Bonn.

Wie wir aus Berlin gehört haben, war es einer der ersten Schritte, den er in Bonn that, daß er beim Ministerium den Antrag machen ließ, es möge die Facultät zur Abgabe eines Gutachtens auffordern, ob seine Schriften wie seine Richtung Etwas enthielten, was ihn nothwendig von einer nähern Verbindung mit der Facultät ausschließen müsse. Es fragt sich nun, ob der Facultät Gelegenheit gegeben wird, offen und mit bestimmten Gründen sich über oder gegen ihn auszusprechen, und ob das Ansich, was ihm bisher hinderlich war, sich zu einer entwickelten und motivirten Wirklichkeit wird entfalten können."

A. Ruge.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Digitized by Google

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

17. April. № 92. 1841.

W. A. Becker „Charikles. Bilder altgriechischer Sitte, zur genaueren Kenntniß des griechischen Privatlebens."

(Fortsetzung.)

Der Stil leidet bei aller Sorgfalt, die sichtbar auf die Schilderung des antiken Lebens verwandt ist, an recht fühlbaren Mängeln: ich tadle namentlich das Uebermaß im Gebrauche der Beiwörter, die oft ganz müßig angehäuft, statt die Anschaulichkeit zu fördern und das Plastische der Darstellung zu heben, vielmehr die Beweglichkeit der Rede hemmen. Man betrachte nur zum Beispiel den Anfang der 7. Scene: „Es war in den letzten Tagen des Hekatombäon, da eben der Sonne goldenes Rad sich über den Spiegel des Meeres erhob und mit seinen ersten Strahlen den Giebel der Burg und das hohe Standbild der schützenden Göttin erleuchtete, die ernst über das beginnende Leben der unteren Stadt hinaus schaute auf die ruhige See, wo das neugeborene Licht die dämmernden Nebel der Morgenfrühe verscheuchte, da lichtete im Hafen von Athen ein Schiff die Anker, wie es schöner nie auf der Rhede vom Piräos gesehen worden war. Trotz seiner ungewöhnlichen Größe und der leicht erkennbaren Festigkeit des Baues, glitt es leicht und behend über die nasse Ebene hin, kräftig regten sich die Ruder in den Händen der rüstigen Mannschaft, die nach einfachem Rhythmus das kräftige Schifferlied anstimmte" u. s. w. Oder auch die Beschreibung des Gastmahles in der sechsten Scene: „Ein tüchtiger Koch war gemiethet, Kränze waren bestellt und köstliche Salben gekauft, anmuthige Flötenspielerinnen und Tänzerinnen geworben. In dem geräumigen Saale, welchen Lysiteles zur Scene des nächtlichen Festes bestimmt hatte, standen die Lager bereit, und auf zierlichen Tischen war eine Menge kleinerer und größerer silberner Schaalen und Becher aufgestellt. Jugendliche Sclaven im hochgeschürzten, halb durchsichtigen Chiton" u. s. f. Der gerügte Uebelstand mag zum Theil daher rühren, daß Hr. Becker seine Bilder so genau und richtig als möglich zeichnen wollte, und daher bemüht ist, die Zustände des Hauptwortes durch Beiwörter zu versinnlichen; nur ist das richtige Maß oft überschritten. Ueberhaupt trägt die ganze Darstellung den Charakter mühsamen Fleißes an sich, und entbehrt deshalb der Frische und Lebendigkeit; übrigens glauben wir es Hrn. Becker recht gern, wenn er Vorrede S. XIII. sagt: „Man mag es beim flüchtigen Lesen nicht ahnen, mit welcher umsichtigen Behutsamkeit diese Bilder entworfen sein wollten, mit wie mühsamen Fleiße die gegebenen einzelnen Züge zur Einheit eines Gemäldes verbunden werden mußten, welche beengende Resignation dazu gehörte, die eigene Subjectivität gänzlich zurückzudrängen, und die Phantasie nur mit einer vorgeschriebenen Zahl einer fremden Welt entnommener Vorstellungen arbeiten zu lassen." Aber ich weiß nicht, ob nicht Herr Becker gerade durch jene Sorgfalt und gewissenhafte Treue, mit der er Zug für Zug abzuconterfeien bemüht ist, seiner Darstellung, ich meine hier natürlich nur die romanhafte Erzählung, nicht den wissenschaftlichen Theil des Werks, geschadet hat; hätte er ruhig die einzelnen Eindrücke in sich aufgenommen und frei und selbständig verarbeitet, so würde gewiß eine solche Reproduction des Alterthums in ungleich höherem Grade befriedigen.

Hr. Becker meint nun zwar, wem jene romanhafte Einkleidung nicht gefalle, der könne leicht jene wenigen Bogen überschlagen und sich an den wissenschaftlichen Theil halten, — als wenn der eine mit dem andern in gar keinem inneren Zusammenhang stände, — gleichwohl hat eben jener erste Theil sichtbar auf die Gestalt des zweiten eingewirkt, so daß dieser den Anforderungen, die man an eine wissenschaftliche Arbeit auf diesem Gebiete machen darf, keineswegs entspricht. Denn der wissenschaftliche Theil, obwohl dem Umfange nach bei weitem der größte, erscheint doch eigentlich nur als Zugabe zu jenen mosaikartigen Schilderungen des griechischen Lebens: denn in den einzelnen Scenen findet wiederum jeder einzelne Punkt durch ausführliche Anmerkungen seine Erläuterung, die natürlich in gar keinem nothwendigen Zusammenhang stehen, sondern durchaus abgerissen und fragmentarisch sind, so daß der Zweck, den Hr. Becker vor Augen hatte, ein klares anschauliches Bild des griechischen

Digitized by Google

Lebens aufzustellen, durchaus nicht erreicht wird. Herr Becker scheint das Ungenügende dieser Form auch selbst erkannt zu haben: denn außer den Anmerkungen schließen sich an die meisten Scenen noch ein oder mehrere Excurse an, worin er bemüht gewesen ist, die wichtigsten und umfangreichsten Partieen des häuslichen Lebens der Griechen im Zusammenhange zu schildern. Im Allgemeinen muß mit Lob anerkannt werden, daß hier Hr. Becker meist das Zusammengehörige vollständig und sorgfältig geordnet hat, und unter einen allgemeinen Gesichtspunkt zusammenzufassen bemüht gewesen ist; aber auf der anderen Seite tritt der Mangel an Einheit, das zwitterartige Wesen des ganzen Werkes recht deutlich hervor: denn so zerfällt auch der wissenschaftliche Theil wieder in zwei Hälften, in die Anmerkungen und die Excurse. Und ständen nur jene ausführlichen Abhandlungen in irgend einem inneren Zusammenhang: aber ihre Reihenfolge ist ganz von dem Gange der Erzählung abhängig. So erhalten wir denn zur ersten Scene einen Excurs über die Erziehung, zur zweiten über die Hetären, zur dritten über das griechische Haus, über Buchhandel und Bibliotheken, zur vierten über Markt und Handel, zur fünften über Gymnasien u. s. f., worin Niemand eine wissenschaftliche Entwicklung finden wird. Allein nicht nur das Zusammengehörige und Verwandte wird durch die gewählte Form von einander gerissen, sondern auch, eben weil es an einer organischen Entwicklung fehlt, Einzelnes von Wichtigkeit ganz mit Stillschweigen übergangen; denn bei der Darstellungsweise, welcher Hr. Becker folgt, ist es natürlich, daß ganze Partieen entweder völlig seiner Aufmerksamkeit sich entzogen, oder als ungehörig erschienen; nun giebt es ferner auf diesem, wie fast auf allen Gebieten der Alterthumswissenschaft Lücken, die sich freilich nicht ohne weiteres ausfüllen lassen, aber auf dieselben hinzuweisen, ist jedenfalls die Aufgabe des wissenschaftlichen Forschers. So hätte man wohl erwartet, daß Hr. Becker nicht nur über das Haus, sondern insbesondere auch über das Hausgeräth, namentlich aber über die Vasen das Wichtigste und Interessanteste mittheilen würde, da ja diesen nicht nur in der Geschichte der alten Kunst ein Platz gebührt, sondern sie namentlich auch hier, als Gegenstände des Luxus berücksichtigt werden mußten. Ebenso sieht man sich bei Herrn Becker vergeblich nach einem Abschnitte über die Köche und die antike Kochkunst um, da gerade diese in der späteren Zeit, und diese schildert ja Hr. Becker fast ausschließlich, und zwar insbesondere zu Athen eine so wichtige Rolle spielen. Wenn aber Hr. Becker sich damit entschuldigt, er habe keine passendere Form für seine Darstellung finden können, indem er Vorrede S. XIII sagt: „Hinsichtlich der Form blieb mir keine Wahl; es konnte die Erläuterung der tausend vereinzelten und doch für die Sitte so charakteristischen Züge nur an Bilder aus dem Leben selbst geknüpft werden; ich würde es höchst unpassend finden, wenn man einer Bearbeitung der Staatsalterthümer diese Einkleidung geben wollte: denn der Staat ist eben ein System, und daher die systematische Behandlung durch den Stoff selbst vorgeschrieben; anders aber verhält es sich mit dem Privatleben, dessen bunte, in zahllosen Varietäten wechselnde Bilder jeder strengen Classification widerstreben, und das nur eben durch sich selbst dargestellt sein will" — so ist dies eben so unrichtig als unklar. Eine jede Disciplin hat auch dem ihr inwohnenden Princip gemäß ihre eigenthümliche Form; wer das Princip richtig erkannt hat, dem kann auch letztere nicht entgehen. Und gerade bei der Schilderung der hellenischen Privatalterthümer mußte sich trotz des großen Reichthums und der Mannigfaltigkeit des Stoffes doch eine passende Anordnung sehr leicht darbieten, wenn nur Hr. Becker tiefer in seinen Gegenstand eingedrungen wäre. Ein anderer Uebelstand, der gleichfalls nur von jener romanhaften Einkleidung herrührt, den Hr. Becker, sobald er eine streng wissenschaftliche Methode befolgt hätte, sicher würde vermieden haben, ist der, daß in der Regel nur die Zeit des Verfalls griechischer Sitte berücksichtigt wird. Hr. Becker verlegt die Scene seines Romans in die 111. Olympiade, und da lag es allerdings sehr nahe, zumal da die Quellen für diese Zeit gerade am reichhaltigsten fließen, auch in den Anmerkungen und Excursen vorzugsweise die letzte Entwicklungsperiode griechischer Sitte zu behandeln. Allein die Aufgabe einer wissenschaftlichen Arbeit war es vielmehr, von den ersten Anfängen hellenischer Sitte auszugehen und alsdann nachzuweisen, wie von diesem Grunde aus allmälig im Verlaufe der Zeit das hellenische Leben sich zu einem so unermeßlich reichen ausgebildet, dann, als es den höchsten Gipfel der Blüthe erreicht hatte, rasch entartet und in sich selbst zerfallen sei. Nur wer so auf historischem Wege den Entwicklungs- und Bildungsgang des hellenischen Volkes ergründet, kann ein klares und anschauliches Bild des häuslichen Lebens in Griechenland aufstellen. Hr. Becker hat wohl zuweilen auch auf etwas frühere Zeiten Rücksicht genommen und ältere Gewährsmänner beachtet, aber eben weil er bestrebt ist, alle einzelnen Züge zur Einheit eines Gemäldes zusammenzufassen, verbindet er oft das Ungehörigste und Entlegenste mit einander. Wie so ganz anders würde sich Alles gestaltet haben, wenn sich Hr. Becker hätte entschließen können, die griechische Sitte in ihrem Entstehen und ihrer Fortbildung zu verfolgen. Entfaltet sich doch in dem verhältnißmäßig kurzen Zeitraume von Perikles bis Alexander dem Großen das sociale Leben namentlich zu Athen zu einer kaum geahnten Blüthe: eine unendliche Fülle und Reichthum von immer wechselnden Gestalten drängt sich uns auf: das Verschiedenste und Fremdartigste bewegt sich auf demselben engen Raume; eine Erscheinung treibt die andere hervor, jedes Jahr bringt eine neue Phase der Bil-

Digitized by Google

dung, und das Gestern zeigt ein ganz anderes Angesicht als das Heute. Und diese verschwimmenden, flüchtigen Bilder, diese rasch wechselnden Stimmungen vermeint Hr. Becker bannen zu können, wenn er alle die verschiedenartigsten Züge in die enge Umkreisung eines einzigen Rahmens concentrirt: wahrhaftig, das konnte ihm eben so wenig gelingen, als wenn Jemand versuchen wollte, das sociale Leben der letzten vierzig oder funfzig Jahre in ähnlicher Weise, wie es Hr. Becker thut, zu schildern.

(Fortsetzung folgt.)

Ein kurzes Wort gegen die Hypokrisie des liberalen Pietismus.

Ein erbaulicher Glaubensartikel aus Berlin in der augsburger Allgemeinen Zeitung (12. März, Beilage) schließt mit folgender Stelle aus Stahl's christlicher Rechts- und Staatslehre: „Nie darf die Religion dem einzelnen Menschen durch Zwang aufgenöthigt werden. Niemand darf verfolgt und bestraft werden um seines Glaubens willen, ja es darf gar nicht nachgeforscht werden, ob Jemand etwa Unglauben oder Irrlehren hege; das ist Sache des Gewissens und der väterlichen Hilfsleistung des Geistlichen, aber nicht einer äußern Macht. Der Grundsatz religiöser Inquisition, wenn er auch gar nicht mit schweren Strafen verbunden, ist schon an sich verwerflich. Selbst die Verbreitung von Irrlehren (Ketzerei) darf nur polizeiliche Einschreitung nach sich ziehen, nicht aber als Verbrechen bestraft werden; denn wenn gleich der Staat die objective Gewißheit der christlichen Lehre als Princip seiner Einrichtung aufstellen muß, so darf er sie doch nicht zum Princip der Beurtheilung des Individuums machen, da der Glaube nicht wie die Rechtlichkeit in dem natürlichen Vermögen des Menschen liegt; daher kann die Verläugnung desselben nicht als eine Verschuldung des Individuums in der Welt gelten, wie Verletzung der Rechtsordnung. Der Staat darf ferner die Kirche nur bei dem Gebot solcher Handlungen mit äußerem Zwang unterstützen, welche auch von dem innerlich Ungläubigen ohne Heuchelei geleistet werden können, z. B. Taufe der Kinder, Einsegnung der Ehe, nicht aber Beichte und Abendmahl." Diese Stelle ist wahrhaft classisch, denn in wenigen Worten ist hier das ganze Geisteselend des hypokritischen liberalen Pietismus zusammengefaßt. Sie verdient daher eine besondere Beleuchtung.

„Die Verbreitung von Irrlehren (Ketzerei) darf nur polizeiliche Einschreitung nach sich ziehen, nicht aber als Verbrechen bestraft werden." Das heißt also, in einem christlichen, d. i. nach den Principien des modernen Pietismus eingerichteten Staate ist der Unglaube zwar nicht, wie weiland, ein Criminalverbrechen, aber ein Polizeivergehen. Der christliche Staat, welcher nothwendig keine andere Bestimmung hat, als die Sanitätspolizei des christlichen Glaubens zu sein, darf — wenn er aber darf, wenn es erlaubt, wenn es gesetzlich ist: so muß er — natürlich zur Unterstützung der christlichen Staats- und Rechtsphilosophie, die Verbreitung von Irrlehren durch die Polizeigewalt unterdrücken. Aber wie unterdrückt er diese Verbreitung? Dadurch, daß er die Schriften der Ungläubigen confiscirt? Aber ist damit der Zweck erreicht? Ist die Schrift das einzige Mittel, Irrlehren zu verbreiten? Ist nicht das mündliche, persönliche Wort weit wirksamer als das schriftliche? Wer aber Irrlehren durch die Schrift verbreitet, von dem ist vorauszusetzen, daß er sie auch durch den Mund verbreitet. Und selbst wenn ich auch nicht meine Ketzereien ausspreche, kann ich nicht allein durch mein Leben, durch das böse Beispiel, welches ich Andern z. B. dadurch gebe, daß ich nicht in die Kirche und zum Abendmahl gehe, sie an ihrem Glauben irre machen? Wenn also der christliche Staat des modernen Pietismus gegen die Schriften der Ungläubigen polizeilich einschreiten darf, so darf, ja so muß er auch, wenn er anders das Uebel mit der Wurzel ausrotten will, gegen die Personen der Ungläubigen polizeilich einschreiten. Er darf sie also zwar nicht auf den Scheiterhaufen oder in ein Criminalgefängniß bringen, aber er darf sie unbedenklich, ohne die Gebote der christlichen Staats- und Rechtslehre zu überschreiten, zeitlebens in polizeilicher Haft halten, wenn einmal „der väterliche Zuspruch der Geistlichkeit" bei ihnen, wie zu erwarten war, nichts gefruchtet hat. Aber auch mit dieser Haft wäre noch keineswegs die Wirksamkeit der Ungläubigen aufgehoben. Sie könnten die Polizeidiener und vermittelst dieser die übrige Welt mit ihrem Unglauben anstecken. Es bliebe also dem christlichen Staate kein anderes Mittel zur Verhinderung der Ausbreitung der Irrlehren übrig, als die Ungläubigen zu exportiren. Aber gesetzt: man brächte sie in ein Land, wo gleichfalls die Principien der positiv-christlichen Staats- und Rechtsphilosophie dominirten, was wäre jetzt zu thun? Der christliche Staat müßte nun nolens volens, nachdem ihn die polizeiliche Gewalt im Stiche gelassen, zur peinlichen Halsgerichtsordnung seine Zuflucht nehmen, d. h. durch die Erfahrung überzeugt von der Feigheit, Falschheit und Halbheit des modernen Glaubens, der ihm ein unzulängliches, illusorisches Mittel angerathen, zurückkehren zur Einfalt und Wahrheit des alten Glaubens, welcher das allein praktische und erfolgreiche Mittel, — den Strang und das Feuer zur Unterdrückung der Ketzerei anwandte. O wie aufrichtig, wie wahrhaft und deswegen wie verehrungswürdig war auch in dieser Hinsicht der alte Glaube, dem heuchlerischen, ohnmächtigen Glauben der modernen Welt gegenüber! Der alte Glaube verurtheilte von Rechtswegen den Ungläubigen, — der höchste Richter hatte ihn verdammt — „wer nicht glaubt, ist verdammt," — der irdische Richter vollstreckte nur dieses Gottesurtheil. Der alte Glaube verfuhr also rechtlich gegen den Ungläubigen; der moderne Glaube dagegen verbietet die rechtlichen, aber erlaubt die unrechtlichen Maßregeln, er zieht ihn nicht vor das Forum des Richters, sondern vor das Forum der geheimen Polizei, d. h. der Intrigue. Der alte Glaube machte kurzen Proceß, er schlug den Ketzer mit einem kräftigen Schlage zu Boden; der moderne Glaube aber chicanirt ihn

Digitized by Google

unter dem Scheine, ihm kein Leid zuzufügen, langsam zu Tode.

In der That, ist denn der Strang, das Schwert, das Feuer das einzige Mittel, Jemand aus dem Leben zu expediren? Ist nicht auch Entziehung der nothwendigen Lebensbedingungen Beraubung des Lebens? Darf aber der christliche Staat Personen, deren Schriften er verbietet, überhaupt Personen, die keine christlichen Gesinnungen manifestiren, zu Aemtern und Würden befördern? Nein! er handelt unchristlich, er handelt im Widerspruch mit seinem Princip, er verläugnet den christlichen Glauben, wenn er unchristlichen Personen eine Wirkungssphäre einräumt. Wer unchristliche Schriften verbieten darf, verbieten muß, der muß auch, wie eben bewiesen, unchristliche Personen unterdrücken, folglich nur christliche Personen zu Amt und Brot bringen. Aber wie versichert sich denn der christliche Staat der Gesinnungen derjenigen seiner Unterthanen, die nicht den unglückseligen Beruf haben, durch Schriften sich auszusprechen? Etwa dadurch, daß er gebietet, regelmäßig in die Kirche und zum heiligen Abendmahl zu gehen? O nein! so plump ist der moderne Pietismus nicht. Man notirt nur unter der Hand die Leute, die nicht in die Kirche gehen, und bringt dann data occasione etwa in einer vertraulichen Unterredung mit einer einflußreichen Person die Unkirchlichkeit und Unchristlichkeit solcher Leute zur Sprache. Das ist schon genug. Haben wir also nicht eine religiöse Inquisition? Allerdings keine nominelle, aber factische, d. h. keine rechtliche, aber unrechtliche. Denn unrechtlich ist es, wenn ein Staat factisch die Christlichkeit zur Bedingung macht, an die er Amt und Brot knüpft, ohne die Christlichkeit zu einem förmlichen Gesetz zu machen. Wie schwachsinnig ist es, wenn Stahl sagt: „wenn gleich der Staat die objective Gewißheit der christlichen Lehre als Princip seiner Einrichtung aufstellen muß, so darf er sie doch nicht zum Princip der Beurtheilung des Individuums machen.“ Wie schwachsinnig, muß ich nochmals wiederholen! Wie verkehrt geschlossen! Wenn das Christenthum das Princip der Einrichtungen des Staats ist, so ist es auch der einzige Maßstab seiner Handlungen und Beurtheilungen. In einem christlichen Staate entscheidet allein die Christlichkeit, nicht die sonstige Fähigkeit und Geschicklichkeit, über die Tauglichkeit zu einem Amte. Wenn ein Staat die objective Gewißheit der Kriegskunst als der wahren Staatskunst zum Princip seiner Einrichtung macht, wäre es nicht verkehrt, wenn er andere als kriegerische Eigenschaften zur Bedingung zu Staatswürden machte? Wie albern also: der Staat hat das Christenthum zum Princip seiner Einrichtungen, aber nicht zum Princip seiner Beurtheilung! Wenn das Christenthum nicht taugt zur Beurtheilung, so taugt es noch weniger zur Einrichtung. Wenn der christliche Glaube nicht von Jedem gefordert werden kann, wenn er nicht in dem natürlichen, d. h. allgemeinen Vermögen des Menschen begründet, also nur etwas Particuläres, Subjectives ist, so ist auch die Gewißheit der christlichen Lehre nur eine subjective, particuläre, die einem Andern nicht zugemuthet werden kann. Aber wie kann der Staat etwas Subjectives zum Princip seiner Einrichtungen machen? O ihr wahrheitslosen Heuchler! Wenn ihr den Glauben zu einem Staatsprincip macht, so seid auch so ehrlich und muthig, den Glauben zu einem Staatsgesetz zu machen, widrigenfalls schmuggelt ihr auf den Schleichwegen der geheimen Polizei den Glauben in die Politik ein. Wer in der objectiven Gewißheit des Christenthums lebt, der lebt in der Ueberzeugung, daß der christliche Glaube von Jedem, der christlichen Unterricht genossen, gefordert werden kann. Und wenn der christliche Glaube das Princip des Staates ist, so hängt die Heiligkeit und Unverletzlichkeit des Staatsoberhauptes ab von der Heiligkeit und Unverletzlichkeit des Glaubens. Der Unglaube ist daher ein Staats-, ein Majestätsverbrechen. Nur ein Staat, der dies ausspricht, der darnach handelt und urtheilt, nur ein solcher ist auf rechtliche, auf eine der Gerechtigkeit conforme Weise ein christlicher Staat.

Aber gebietet nicht der Staat Heuchelei, wenn er den Glauben zum Gesetz macht? Was kümmert den Staat so eine subjective Rücksicht? Wie Viele halten die Staatsgesetze äußerlich, ohne sie innerlich zu genehmigen. Wie Viele tragen auf dem Leibe die Uniform eines königlichen Dieners, im Herzen aber die Republik! Und wenn der Staat, wie sich mit Nothwendigkeit aus den Principien der christlichen Staats- und Rechtslehre ergiebt, die unchristlichen Schriften und Personen zu unterdrücken, folglich nur die christlichen Schriften und Personen zu befördern hat und wirklich befördert: gebietet er nicht dadurch, freilich nicht auf eine directe und legale, aber eben deswegen auf eine nur um so schlimmere und verderblichere Weise die religiöse Heuchelei? Wo der Staat dem Glauben flattirt, da schmeichelt der Glaube der Eitelkeit, der Gewinn- und Ehrsucht des Menschen. Man glaubt, um dem Staatsregenten zu gefallen, oder um zu einträglichen und einflußreichen Aemtern emporzukommen. Wo an den Glauben weltliche politische Vortheile, an den Unglauben weltliche Nachtheile gebunden sind, da ist der Glaube ein heimliches Gesetz und die Heuchelei eine offenbare Nothwendigkeit, da flüstert der Staat gleichsam seinen Unterthanen ins Ohr und Gewissen die Worte: ich fordere von Euch keinen Glauben, Gott bewahre! so illiberal bin ich nicht, Jeder behalte seinen Glauben, auch der Ungläubige; aber wenn Ihr Etwas haben, Etwas sein wollt, so müßt Ihr glauben, — wo aber der allgewaltige Staat auf diese Weise den Glauben insinuirt, da ist die Freiheit des Glaubens und Denkens eine hohle, illusorische Phrase, — eine Phrase, die wohl die Schwachgläubigen, aber nimmermehr uns, Ungläubige, d. h. uns Denker, die wir so viele Illusionen geopfert haben, verblenden kann. Nein! uns täuscht Ihr nicht, Ihr Heuchler eines liberalen Pietismus. Alles könnt Ihr uns nehmen, um Euch damit zu bereichern. Euch gehören die Schätze des Himmels, und einstweilen zum Vorschmack die Schätze der Erde. Aber nehmen könnt Ihr uns nicht unser wahrheitsliebendes Herz und unsern unbestechlichen Verstand. Mit Euch ist das Glück, mit uns die Nemesis. An der Macht unsers Verstandes scheitert das wesenlose Dunstgebilde Eures erheuchelten Glaubens. Jetzt siegt Ihr freilich mit Hilfe der Polizei, aber einst siegen wir mit Hilfe der Wahrheit.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Digitized by Google

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

19. April. № 93. 1841.

W. A. Becker „Charikles. Bilder altgriechischer Sitte, zur genaueren Kenntniß des griechischen Privatlebens."

(Fortsetzung.)

Mit dieser Vermischung der verschiedenartigsten Zeiten hängt auf's Genaueste ein anderer Irrthum zusammen, in welchen Hr. Becker nicht minder häufig verfallen ist, ich meine die Vermischung der localen und volksthümlichen Eigenthümlichkeiten. Wie die Scene des Romans nach Athen versetzt ist, so hat auch Hr. Becker eigentlich nur das attische Familienleben vor Augen, und hätte er seine Schilderungen Bilder attischer Sitte benannt, so ließe sich dagegen nichts Erhebliches einwenden; aber Hr. Becker nimmt dabei hie und da auch auf Einrichtungen anderer Stämme Rücksicht, und zwar ohne dieselben gehörig zu sondern, vielmehr überträgt er, was er anderwärts findet, ohne weiteres nun auch auf Athen, oder umgekehrt. Herr Becker sagt selbst darüber in der Vorrede S. XVIII: „Daß vorzugsweise die attische Sitte geschildert worden ist, wird Niemanden befremden. Bei der Zersplitterung Griechenlands in viele kleine Staaten, deren jeder ohne Zweifel auch in Sitte und Lebensweise seine Eigenthümlichkeit hatte, sollten in einem allgemeinen Bilde griechischen Lebens freilich auch alle diese Nüancen berücksichtigt sein. Allein es wird uns von den Schriftstellern nur wenig darüber berichtet. Nur über Sparta und Athen erfahren wir mehr, und der erstere Staat mit seinen bizarren Institutionen, welche alle Individualität aufhebend, in unnatürlicher Ausdehnung die politische Stärke und den Ruhm des Staates nicht als höchsten, sondern als einzigen Zweck hinstellen, kann eher für eine Anomalie, als für den Repräsentanten des griechischen Lebens überhaupt gelten. — Das attische Leben wird uns also, wenn wir von den starren und anmuthlosen Formen Spartas und einiger anderen dorischen Staaten absehen, überhaupt als Norm für ganz Griechenland gelten müssen, und die aus anderen Staaten bekannten Abweichungen können nur comparativ in Betracht kommen." Eine irrigere Ansicht läßt sich nicht leicht finden. Recensent giebt gern zu, daß für einzelne Staaten und Stämme die Nachrichten sehr dürftig sind, und kaum ausreichen, um uns ein ungefähres Bild von dem Leben, wie es sich dort gestaltete, zu gewähren; immerhin aber sind diese einzelnen Andeutungen und Notizen nicht zu verschmähen, sondern sorgsam zusammenzustellen. Ueberhaupt aber spricht sich sowohl in den eben angeführten Worten Hrn. Becker's, so wie in seinem ganzen Verfahren ein völliges Verkennen griechischer Volksthümlichkeit aus, vielleicht daß dieses gefördert ward durch die frühere Beschäftigung Hrn. Becker's mit römischen Zuständen. Denn dort ist allerdings ein gemeinsames Band der Sitte und Lebensweise nicht zu verkennen, indem Rom, wie im politischen und öffentlichen Leben, so auch im engen Kreise des Hauses und in den socialen Verhältnissen seine Alleinherrschaft mit gebieterischer Nothwendigkeit geltend macht. Ganz anders in Griechenland, wo, wie es schon die vielfach zersplitterte und getheilte Natur des Landes mit sich bringt, eine unendliche Mannigfaltigkeit der Lebensweise und Sitte waltet; ist es doch überhaupt der Grundzug des griechischen Charakters, ja wenn wir wollen, der eigentlichste Beruf des hellenischen Volkes, die Individualität in aller Freiheit und Selbständigkeit auszubilden, ein Streben, was sich wie im Größten so im Kleinsten offenbart. Gar verschieden ist das Entwicklungsprincip des dorischen Stammes von dem Bildungsgange, welchem der ionische Stamm folgt. Und selbst innerhalb des engeren Kreises der Stammgenossen, welche Verschiedenheit der Verhältnisse und Formen des Lebens tritt uns entgegen! Wie sehr wird das Princip des einzelnen Stammes durch Oertlichkeit, Berührung und Mischung mit Fremden und ähnliche Verhältnisse bedingt? Wie verschieden ist das dorische Leben in seiner Abgeschlossenheit, und mit strengster Consequenz durchgeführt z. B. in Sparta, von den Gestaltungen, die wir in Unteritalien und Sicilien antreffen. Wie ganz anders bildet sich das ionische Leben in Kleinasien aus, wenn man es vergleicht mit seiner schönsten Entwicklung innerhalb Attikas? Aber keine von diesen verschiedenen Formen und Weisen hat sich je zur allgemein geltenden und herrschenden gemacht: eine jede hat ihre Berechtigung, und

Digitized by Google

sie bestehen, wenn auch nicht gerade gleichzeitig und gleichmäßig sich entwickelnd, neben einander. Mögen sie sich auch oft gegenseitig auf das Hartnäckigste bekämpfen, bei aller Verschiedenheit haben sie doch ihr Gemeinsames, beruhen auf einem höheren Princip, so daß, was dem Einen fehlt und abgeht, in desto reicherer Fülle das Andere darbietet. So ergänzt denn Eines das Andere, und eben jene gegenseitige Hilfsbedürftigkeit knüpft sie aneinander, nicht etwa von Außen mit Gewalt aufgedrungene Einheit, nicht das Uebergreifen des Einen oder des Andern: davor bewahrt die Hellenen ihr unendlicher Freiheitsdrang und das Selbstgefühl der kräftigen Individualität. Darum kann auch nur derjenige griechische Sitte und Weise richtig erkennen, welcher sie in ihrer Gliederung und individuellsten Gestaltung erforscht; erst dann wird er im Stande sein, auch das Allgemeingiltige und Bleibende zu erfassen. Und wie eben darum Ottfried Müller in Irrthum befangen ist, wenn er in der Entwicklung des dorischen Stammes allein das eigentliche Lebensprincip des hellenischen Volks wiederfinden will, ebenso irrt Hr. Becker, wenn er darin nur eine Caricatur des griechischen Lebens erkennt, und dagegen das attische Bildungsprincip als die Norm für ganz Griechenland betrachtet. Aber freilich ist Athen in der organischen Fortbildung griechischer Volksthümlichkeit die schönste Blüthe, der Silberblick des hellenischen Lebens, ja wohl eigentlich der antiken Welt überhaupt.

Die Wissenschaft hat die Aufgabe, die einzelnen Erscheinungen nicht nur als solche zu betrachten und darzustellen, sondern sie soll auch nach ihrem Grund und ihrer Bedeutung forschen; aber in dieser Beziehung ist von Hrn. Becker verhältnißmäßig wenig geleistet: doch darf dieses eben bei dem Aufgeben streng wissenschaftlicher Form und Behandlungsweise nicht befremden. Hrn. Becker's Urtheil über das griechische Volk und seine Sitte ist da, wo es sich ausspricht, sehr häufig unbegründet und irrig, oft ganz unbillig; hätte er die Stellung der Hellenen in der vorchristlichen Welt in der Mitte zwischen dem Orient und dem Römerreiche schärfer ins Auge gefaßt, so würde sein Urtheil von vielen Einseitigkeit sich frei gehalten haben.

Lob und Anerkennung verdient im Allgemeinen die umsichtige Art und die Sorgfalt, mit welcher Hr. Becker sowohl die Werke der Classiker selbst, als auch die der neueren Litteratur zu seinem Zwecke benutzt hat. Hr. Becker hat, und dies ist in gegenwärtiger Zeit nicht genug anzuerkennen, stets aus den Quellen selbst geschöpft und dieselben meist auch richtig gewürdigt, aber tadeln muß es Rec., wenn Hr. Becker auf Lucian ein so großes Gewicht legt und dessen Schilderungen nicht selten benutzt, um das echt hellenische Leben darzustellen, da doch Lucian nur das völlig entartete griechische Leben im Römerreiche kennt und noch dazu meist carikirt wiedergiebt. Eben so wenig ist es zu billigen, wenn Hr. Becker auf die Briefe des Alkiphron Gewicht legt, eines Schriftstellers von mindestens sehr problematischer Glaubwürdigkeit, bei dem man nie mit Sicherheit unterscheiden kann, wie weit die Nachbildung der Alten geht, wo die Beobachtung späterer Zustände anhebt. Was die Benutzung neuerer Werke betrifft, so verwundert sich Rec., daß nirgends, so viel ihm erinnerlich ist, auf die griechische Litteraturgeschichte von Bernhardy Rücksicht genommen ist, die ihm doch bei einzelnen Partieen, z. B. über die Erziehung, wichtige Fingerzeige gegeben haben würde; aber freilich scheint dieses treffliche Werk in dem Maße als es benutzt, ja auf das unverschämteste geplündert wird, ignorirt zu werden; jedoch ist Hr. Becker von jenem Vorwurfe völlig freizusprechen, er scheint Bernhardy's Buch gar nicht gekannt zu haben.

(Fortsetzung folgt.)

Jagdbrevier von Heinrich Laube. Leipzig, 1841. Verlag von Georg Wigand.

Leopold Schefer gab uns ein Laienbrevier, Heinrich Laube, der ja auch Beziehungen zu Muskau hat, giebt ein Jagdbrevier. Jenes hat in gewisser Art sein Glück gemacht, es hat wiederholte Auflagen erlebt, es ist gelobt und gepriesen worden, während kaum ein einziger Kritiker von einigem Gewicht in dieses Lob hat einstimmen können; ja man darf sagen, wer irgend Geschmack hatte, konnte ihn daran nicht finden. Diese Formlosigkeit ohne Grenzen, nicht bloß im Aeußern, sondern auch im Innern, diese kühlen, weithergeholten Reflexionen, dieses pantheistische Durcheinander, das schwindlich und seekrank machen muß, konnte unmöglich irgendwie zur Andacht, zur Erhebung stimmen, und weichmüthig verflossene Sentimentalität konnte keine Stärkung bringen. Aber wenn auch Laube seinen Titel wahrscheinlich nur von seinem Vorgänger erborgt hat, so wird sein Verhältniß zur Poesie ein ganz anderes sein, denn die Jagd ist ein freies Handwerk, und die festen Regeln, das Herkommen, der Brauch, die Jägersprache u. s. w. schützen allein schon vor Verschwommenheit. Doch zuerst noch einiges Allgemeinere.

Wir haben von Laube neulich eine Litteraturgeschichte erhalten, und hier erhalten wir eine poetische Production; er hat viel in Prosa geschrieben, diesmal schreibt er in Versen. Das ist für das junge Deutschland ein seltener Fall; denn Heine wird zwar vom Bundestag zum jungen Deutschland gerechnet, aber nicht von der Kritik. Als Probe dieser Verse heben wir z. B. aus dem Gedicht: „Der Fuchs, eine Lebensgeschichte," den Anfang des Abschnitts: „Reinecke's Stammbaum" hervor. Er lautet:

„Jedermann weiß, daß der Herrgott
An einem aparten Tage die Thiere schuf,
Und daß die Thiere auf Erden waren,
Ehe ein Mensch existirte.
Es behaupten nun welche — sie irren vielleicht —
Daß zwischen den Schöpfungstagen
Stets lange Zeit verflossen sei, —
Zwölf himmlische Stunden nämlich,
Im alten Testament eine Nacht,
Die könnten wohl zwölf Jahrhunderte sein.
Denn es wären im Himmel die Zeit
Und Uhren und Uhrmacher anders,
Ganz anders, als hier auf Erden."

Digitized by Google

Doch um diese irdische Zeit nicht zu verderben, breche ich die interessante Erzählung von Reinecke's Stammbaum gerade da ab, wo sie am anziehendsten ist. Die Probe genügt, und wir überzeugen uns, daß nur noch Ludwig Tieck sich zu diesem hohen Schwung ungereimter Rhythmik erhoben hat; es erreicht also auch hier das junge Deutschland die höchsten Gipfel der Kunst, welche das alte erreicht hat.

Aber es kommt auch Prosa in dem Buche vor, ich meine Prosa in Prosa, und auch hiervon eine Probe. Auf Seite 200 lautet Abschnitt 79 unverkürzt wie folgt:

„Unsere Gedankenschlüsse sind Formen, welche der Natur entnommen sind, welche der Natur und deren Gange und Gesetze entsprechen, so weit wir Gang und Gesetz der Natur kennen. Unsere Gedankenschlüsse wechseln und verfeinern sich also, je nachdem wir neue und verborgnere Gesetze der Natur auffinden. Darum liegt im sinnigen Jagdleben, was mit der Natur intim verkehrt, eine so interessante und würdige Welt." — Was doch die Jagd für ein freies Naturleben sein muß, wenn man solche Bemerkungen und Betrachtungen über sie machen kann! Wir hielten sonst Hrn. H. Laube für einen leichten Belletristen, den seine Freunde und Feinde uns in Glaceehandschuhen einhergehend schilderten: aber wir lernen jetzt, daß er die Büchse führt und frei in Gottes freier Natur lebt; wir hielten ihn sonst für einen eleganten Novellenschreiber, aber wir sehen jetzt, daß er zugleich ein tiefer Logiker ist. Wie Schade, daß Hr. H. Laube Hegel'n nicht anerkennt, sondern nur abschreibt; Beide vereint, was hätten sie leisten können!

So unendlich viel auch schon über die Jagd in Prosa und Versen geschrieben ist, — neuerdings erscheint in Berlin sogar neben den hocharistokratischen hippologischen Blättern auch ein gleichgesinntes deutsches Sporting-Magazine, — so eignet sie sich gewiß von allen Beschäftigungen immer noch am meisten für eine poetische Darstellung, weil sie durch und durch Anschauung und Leben ist, und weil sie von der ewig poetischen Natur nicht getrennt werden kann. Die Jagd ist das beste Mittel, die großen Stimmungen der Natur auf sich wirken zu lassen, sie ist zugleich die beste Schule für die Kenntniß der uns umgebenden Thierwelt und ihrer Sitten. Die Jagd liefert der epischen, der lyrischen und der didaktischen Dichtungsart den dankbarsten Stoff; wer sie aber in ihrem ganzen Umfange und zugleich in ihrem tiefsten Wesen, in ihrer ganzen Bedeutung für das Gemüth poetisch fassen und darstellen will, der müßte freilich in allen diesen drei Gattungen Meister sein; oder, was gewiß auch seinen Vortheil hat, man muß sich kennen und sich darnach auf eine dieser Gattungen beschränken. Hr. H. Laube hat es nicht gethan; sehen wir denn zu, was ihm am besten gelingt. Die Sitten der Thiere geben ihm Gelegenheit zu mancherlei Darstellungen. Er hat sie nicht versäumt, mischt aber sogleich allerlei ungehörige Anspielungen ein, welche den Hauptgegenstand in den Hintergrund stellen. Fast von allen jagdbaren Thieren erzählt er uns Familiengeschichten, welche durch Beziehungen auf menschliche Verhältnisse, die hier aber eben so trivial als gesucht sind, interessant werden sollen; es dreht sich immer um Adelsunterschied und Mesalliancen, so daß man das eigentliche Object sogleich aus den Augen verliert, aus der Poesie in die Prosa versetzt ist, und statt der Darstellung immer unversehens Reflexion hat, und welche Reflexion! Ich setze hieher, was der Verf. über das Reh sagt, weil es gerade das kürzeste Gedicht ist. S. 73:

Im alten Reich der Thiere war
Das Reh von guter Familje,
Es war ein prinzliches Geschlecht,
Ein wohl apanagirtes.

Von Aussicht auf Regentschaft war
Ihm nimmermehr die Rede,
Verzichtet hatt' es immerdar
Auf Macht und Krieg und Fehde.

Es suchte stilles Familienglück
Und lebte ganz aparte,
Auf reine Race hielt es stets
Auf Schönheit und gute Manieren.

So ward es zierlich und beschränkt,
Beschränkt an Geist und Muthe,
Wie man auf That und Klugheit denkt,
Das wich ihm aus dem Blute.

In Majoraten erbt es fort,
Der ält'ste Bock gebietet,
Er ist ein eigensinn'ger Herr,
Grob gegen die Verwandten.

Ob hierin viel Jagderfahrung oder Jagdpoesie enthalten sei, möge der Leser beurtheilen. Das nächste Stück behandelt nun gar unter der Ueberschrift: „Die Rehbrunft, eine Familiengeschichte," noch geschmackloser und alberner die bekannte Streitfrage. Wir setzen nur noch folgende Ueberschriften her: „Der Dammhirsch, eine Ahnenprobe," — die Hirsche verlangen von dem Dammwild ein „Familien-Document" zu sehen; ferner Seite 185: „Die Sauen, eine Rittergeschichte;" diese Ritter führen nämlich wieder

„Mit jungen und alten Sauen daneben
Ein zärtliches Familienleben."

Auch von den Hunden handelt der Verf. des Weiteren. Die Hauptpointe ist wieder S. 221:

„Das Hundegeschlecht am Hofe versah
Die hohe und niedre Bedienung,
Vom Kammerherrn bis zum Portier
Gehörten alle Stellen
An diese große Familje."

Der Schluß des Gedichts lautet:

Und um den Kaiser selber war
Der hohe Adel geschaaret,
Der Jagdhund jeglicher Race.
Der Dachshund diente zur Polizei,
Der Spürhund und Stöbrer desgleichen,
Der Leit- und Schweißhund führten schon
Die obre Acciscontrolle,
Und eigentlicher Cavalier
War Wind- und Hühnerhund.
Es hat der Hühnerhund noch jetzt
Die Cavaliermanieren:
Er stutzt nur, wenn er Wildpret trifft,
Er zeigt es nur dem Herren,
Wie ein Marquis marquirt er nur
Vermöge feinster Sinne,
Er greift nicht plump — es ist sein Dienst,
Nur geistreich anzudeuten.

Sehe zu, wer aus solchen geistreichen Andeutungen des Laube'schen Jagdbreviers etwas von der Jagd lernen kann. Das heißt doch Thiere schildern! Mit der meisten Liebe und Ausführlichkeit behandelt der Verf. die Liebesverhältnisse der Thierwelt und kann sie uns der Reihe nach bei allen Thieren nicht brünstig genug schildern. Ich denke, daß die Natur hierin natürlich, daß das Thier thierisch ist, das wäre ganz in der Ordnung, nur in der Auffassung menschlicher Verhält-

Digitized by Google

nisse hatte hier das junge Deutschland seine eigenen Principien und Weisen. Daß man nun aber auch umgekehrt wieder an den Thieren hervorhebt, was sich von selbst versteht, und ihnen weder zum Verdienst, noch zur Schande gereichen kann, das ist doch seltsam. Es giebt hier wieder Anspielungen auf's eheliche Leben, die eben so fein als geistreich sind, nämlich Keins von Beiden. Der Hase wird gescholten (oder beneidet?) wegen der „Polygamie," „Vielweiberei," „Rammelei." — Emancipation des Fleisches.

Vielleicht ist des Verf. Lyrik bedeutender. Das Werk ist nach den Jahreszeiten eingetheilt; es wird eröffnet mit einem Gedicht auf den Frühling. Es schließt:

„Was ist, was wird?
Ei der Frühling kommt!
Der so Busch, wie Thier, wie Menschen frommt,
Es erwacht all Leben in allem Revier,
Der alte Gott lebt, bald ist er hier."

Nun, da haben wir gleich Heine und das junge Deutschland, und wahrlich erweist sich dieser Anfang für das nachfolgende Buch charakteristisch genug. Ein ander Mal wird der Verf. sentimental, und zwar auf dem Anstande:

Die Wellen rauschen,
Die Lüfte wehn,
Hier will ich lauschen
Und stille sehn,
Und stille stehn,
Und still vergehn,
Ruhn in Gedanken
An Gott und Welt.

Zusatz des Lateiners:

Stehn oder Schwanken,
Wie mir's gefällt.

Diese Heine'sche Pointe mag nicht ganz übel sein; wenn aber der Verf. auf dem Anstand an Gott und Welt (Weltschmerz?) denkt, so ist er gewiß kein guter Jäger, und wäre er ein guter Dichter, so wäre ihm auch etwas Besseres eingefallen bei einer Situation, die so viel Poetisches darbietet. Was „still vergehn" heißen soll, ist nicht abzusehen, wahrscheinlich ist gemeint: vor langer Weile, aber die kennt eben der Jäger nicht. Daß alle Plastik, aller innigere Zusammenhang des Bildes fehle, braucht nicht gesagt zu werden. Wenn aber überhaupt die Bürgschaft für poetische Begabung besonders sich in der Verknüpfung der einzelnen Züge zu Bildern und Stimmungen zeigt, so hat unser Poet auf dieser Seite nicht viel zu hoffen, denn er zieht es vor, Alles hübsch einzeln, recht abgerissen und atomistisch zu geben, und wo er einen darstellenden Zug anbringt (denn es ist schwer, bei diesem Gegenstande dergleichen ganz zu vermeiden), da erkältet er ihn gewiß wieder durch eine ungeschickte Reflexion. Nun bietet das Büchlein auch eine gute Zahl von Liedern, welche reichlich ausstaffirt sind mit klipp klapp, piff paff (oder vielmehr, wie Herr H. Laube sagt, klapp klipp und paff piff S. 196), mit trara, traro, hò, ho, hallih, halloh, hussa, Hurlebusch u. s. w. Es ist auch häufig genug von Frische, von Muth, von Männlichkeit, von Thaten und Thatenlust die Rede, allein solche Worte sind nur bei dem jungen Deutschland schon etwas verdächtig. Es wird nunmehr die Aufgabe der deutschen Componisten sein, Melodieen zu finden zu so frischen schwungvollen Liedern, als S. 41:

Tralala, tralala,
Egidi ist da!
In Felder und Wälder geht's nun wieder,
Morgen- und Abendkühle fällt nieder,
Die Hühner sind flügge und schußgerecht,
Und Lampe auch ist nicht mehr schlecht,
Die Rammelei
Ist nun vorbei,
Und Lampe wird solid,
Tralala, tralala,
Egidi ist da!

Ein gutes lyrisches Thema ist auch:

Habet Acht
Auf der Jagd!
Mancher ist zu Grund gegangen,
Weil der Nachbar sich verfangen,
Und ein Lauf ist losgegangen!
Auf der Jagd
Habet Acht!

Gewiß recht gut und löblich, seinen Nebenmenschen nicht todtzuschießen, aber eine solche Ermahnung zur Vorsicht ist eben so poetisch, als die des Nachtwächters, Feuer und Licht in Acht zu nehmen. Es fehlt nur noch, daß Hr. H. Laube auch ein Gedicht auf die sogenannte Sicherheit bei den Percussionsschlössern sänge. Das aber ist eben die Philisterei (der Verf. verzeihe dies Wort), daß der Reihe nach jede Verrichtung, jede Handhabung, kurz der ganze Jagdkalender, das ganze Hartig'sche Jagdlexikon gereimt, durchaus gereimt werden soll. Wie könnte das wohl jemals einem wahren Dichter, oder auch nur einem wahren Jäger einfallen! Der Verf. hat sich alle erdenkliche Mühe gegeben, sich überall ganz waidmännisch auszudrücken, das giebt aber eine himmlische Lyrik, gegen welche das Abc und Einmaleins in der That noch hochpoetisch und höchst musikalisch ist.

Wir kommen jetzt an den didaktischen Theil. Hier könnte Mangel an poetischem Schwung dem Verf. am wenigsten zum Vorwurf gereichen; es wäre gut, wenn er manche Waidmannsregel nur gut und kernig versificirt hätte; allein die meisten sind freilich schon versificirt und dürfen, ohne daß ihnen Unrecht geschieht, nicht verändert werden. Unser Dichter hat nun aber meistens modernisirt, verjungdeutscht. Das Meiste sind übrigens Allgemeinheiten. Auf S. 120 heißt es von dem „Geheimniß der Jägerei:" „Es ist ein Geist dabei." Und welcher? — Ein Lauschen und Winden (wird bekanntlich von dem Wittern des Wildes, besonders des Hochwildes gesagt), wo sei der Gottesdienst zu finden. Neben so lächerlich sentimentalem Pathos Dinge, die jeder Unterförster besser weiß und die in jedem mittelmäßigen Jagdbuch besser stehen. Angehängt ist endlich ein (prosaisches) Jagdlexikon, das wahrscheinlich entweder von Hartig oder von Hegel abgeschrieben ist. Kurz das Buch ist ganz ähnlich gemacht, wie die Litteraturgeschichte, dort war Rosenkranz ausgebeutet, hier Flemming und Hartig, das ist der Unterschied.

Um aber dem Dichter doch nicht Unrecht zu thun, so greifen wir zu guter Letzt noch einmal auf gut Glück in den Topf. Ich schlage den Schluß des Gedichts auf: „Die Rebhühner, ein Idyll." Es heißt daselbst:

Für dreihundert sechzig Tage
Voller Leid und Plage
Entschädigen sich die kleinen Leute alle
An ehelicher Zärtlichkeit,
Der allereing'gen Seligkeit,
Die ihnen für dies Leben
Das Schicksal hat gegeben.
Viel Kinder und viel Sorgen,
Aber für Abend und Morgen
Ein gutes Ehebett,
Damit sind völlig zufrieden
Alle Hühner hienieden.

Man möchte glauben, Hr. H. Laube habe sich durch dieses Brevier rehabilitiren wollen, indem er die Emancipation des Fleisches abschwört und sich zum Dichter des Familienlebens und der Matrimonialität macht. Er hat dazu nur noch die Kaninchen vergessen, die in einigen Gegenden Deutschlands jagdbar sind.

Hurlebusch.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Digitized by Google

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

20. April. № 94. 1841.

W. A. Becker „Charikles. Bilder altgriechischer Sitte, zur genaueren Kenntniß des griechischen Privatlebens.“

(Fortsetzung.)

Soll Rec. nun sein Urtheil über den wissenschaftlichen Theil des vorliegenden Buches zusammenfassen, so sieht er sich bei aller Achtung, die er vor dem Talent und Streben des Verfassers hat, genöthigt, dasselbe dahin auszusprechen, daß dasselbe den Anforderungen der Wissenschaft nicht genüge. Aber ich muß dieses Urtheil, damit es nicht ungerecht erscheine, auch im Einzelnen begründen, wobei ich freilich bei der unendlich reichen Masse des Stoffes, und um die Geduld des Lesers nicht zu ermüden, nur Weniges heraus heben will. Ich übergehe dabei ganz solche Partieen des Werkes, wo gelegentlich eine Ansicht ausgesprochen wird, die als eine irrige bezeichnet werden muß, aber auf den Gang der Untersuchung eben keinen Einfluß hat, wie z. B. das im 1. Bd. auf S. 74 über die Vögel des Aristophanes Bemerkte, oder wo das, was Hr. Becker mittheilte, noch einer Vervollständigung und Erweiterung bedurfte, wie z. B. was Bd. I. S. 134, 138, 222 über Gastfreiheit, Gasthäuser u. s. w. gesagt ist, oder im 2. Bd. S. 89, wo man in der sonst fleißigen Darstellung des Treibens und der Erscheinung der Aerzte im gewöhnlichen Leben ungern einige recht charakteristische Züge vermißt.

In der dritten Scene auf S. 151 hatte Hr. Becker geschrieben: „Nicht weit von hier ist es, wo, wie man sagt, Oreithyia vom Boreas geraubt wurde, eine anmuthige Stelle, und würdig, der Spielplatz der königlichen Tochter gewesen zu sein. Sieh' dort in der Ferne die große Platane, die hoch über ihre Genossen den schattigen Gipfel erhebt, das war mir immer der reizendste Ort, der herrliche, hohe Baum mit den weithinragenden Aesten“ u. s. w. Hr. Becker meint, diese Schilderung des anmuthigen Platzes könne leicht sentimental erscheinen, und rechtfertigt sich damit, daß er sie fast wörtlich aus Plato's Phädros (p. 230) entlehnt habe, einer allerdings im Alterthume hochberühmten Stelle; wenn aber Hr. Becker meint, diese Stelle des Plato sei gerade deshalb so berühmt geworden, weil für das Alterthum die Begeisterung, mit welcher Plato spricht, etwas Auffallendes und Unbegreifliches gewesen sei, so kann ich ihm nicht beipflichten, so wenig wie ich seine Behauptung theile, daß bei den besseren Schriftstellern sich nicht einmal ein Versuch finde, ein landschaftliches Bild zu entwerfen. Aber es liegt etwas Wahres in dem, was Hr. Becker über die Auffassung der Natur bei den Alten bemerkt, nur mit Beschränkung. Denn allerdings, wenn wir mit Aufmerksamkeit die künstlerischen Gebilde betrachten, die uns sowohl die plastische Kunst als auch die Poesie der Griechen vorführt, so werden wir nicht ohne eine gewisse Verwunderung die Seltenheit von Naturschilderungen wahrnehmen, oder wo sich dieselben vorfinden, doch jene Tiefe der Auffassung, jene höhere lebendige Anschauung, die wir von einem Kunstwerke der neueren Zeit verlangen und an demselben bewundern, fast durchaus vermissen. Eine solche Wahrnehmung könnte um so befremdender erscheinen, da ja die Blüthe der Bildung sich in Griechenland meist in denjenigen Gegenden am glücklichsten und reichsten entfaltete, die die Natur mit allen ihren Segnungen geschmückt hatte, Segnungen, die der scharfe, freie Blick der Griechen durchaus nicht verkannte, sondern als eine Gabe der Gottheit ansah und ihren mächtigen Einfluß auf Charakter und Lebensweise gehörig zu würdigen verstand; allein nichts desto weniger hat sich verhältnißmäßig nur selten die Naturanschauung bei den Griechen zu einer künstlerischen Gestalt erhoben; erklärbar wird jedoch diese auffallende Erscheinung, wenn wir die Stellung der antiken Welt und insbesondere ihrer Kunst zu der unsrigen und der des Orients richtig auffassen. Im Orient, in der Wiege des Menschengeschlechts, ist der Geist gefangen in den Fesseln der Natur, die ihre wunderbaren Kräfte auf das Ueppigste und Mannigfaltigste entwickelt; erst der Grieche vermöge des inwohnenden Dranges nach freier Entfaltung der Individualität reißt sich los von jenen Banden: ihm erscheint daher die Natur als etwas Unfreies, Todtes, Untergeordnetes, gegenüber dem göttlichen Adel des menschlichen Geistes; eben deshalb fehlt ihm auch das unbefangene Verständniß der Natur, das völlige Hingeben an dieselbe: er

Digitized by Google

kann eigentlich die Mächte der Natur nur erfassen, wenn er dieselben gleichsam vergeistigt, sich in individueller Gestalt vorstellt. Eben deshalb ist auch das Naturleben aus dem Gebiete der bildenden Künste fast ganz ausgeschlossen. In der christlichen Welt, je weniger das irdische Dasein, die rein menschliche Existenz befriedigt, fühlt sich das Gemüth mehr und mehr zur Natur hingezogen, die ihm als das edelste, reinste Sinnbild des Uebersinnlichen erscheint, die eben deshalb ein geeignetes Object für die christliche Kunst ist und sein kann, weil diese von der Vollendung der Form wegen der größeren Tiefe des Inhalts absieht. Der Grieche dagegen sucht in der Kunst eine vollkommene Einigung von Idee und Form zu erreichen; dies geschieht aber nur in der menschlichen Gestalt, wo das Sinnliche wie das Geistige gleich bedeutsam hervortritt. Alle Kunst der Griechen ist daher vorzugsweise plastisch, und dies ist der Charakter nicht allein der bildenden Kunst, sondern auch der Poesie, auch der Musik; die griechische Kunst dringt überall auf einen kräftigen Organismus, auf eine bestimmte, streng abgeschlossene Form, aus der das innerste Wesen klar und freundlich hervorleuchtet; daher befriedigt denn auch jedes Kunstwerk des Alterthums an sich. Die Gebilde der Natur nun, wenn sie auch eine höhere, geistige Bedeutung in sich tragen, entbehren doch der charakteristischen Gestaltung, lassen das Bedeutsame und Uebersinnliche nur ahnen. Die Kunst kann deshalb jene Formen nicht unmittelbar erfassen, sondern muß sich mit dem Scheine des Körperlichen begnügen, um so das Unbestimmte und Verschwebende darzustellen; dies aber vermag allein die Malerei; die Malerei ist nun aber eben deshalb, weil sie nicht die wirkliche, körperliche Gestalt gewährt, sondern nur einen Umriß, einen Schein darbietet, an und für sich dem Geiste der griechischen Kunst wenig zusagend, am wenigsten aber werden Naturscenen ein passendes Object sein. Denn die Malerei, wie sie bei den Griechen zunächst dazu angewandt wird, Bilder und Reliefs zu zieren, hat deshalb auch ihren Ursprung nie verläugnen können: ihr Charakter ist vorzugsweise ein plastischer, und deshalb die Menschengestalt das geeignetste Object; daher sind auf den alten Gemälden die Formen so klar und scharf hervorretend, daher aber auch die einzelnen Gestalten getrennt neben einander, daher die fast gleichmäßige Beleuchtung; eben deshalb fehlt jener in die Ferne gerückte Hintergrund, es fehlt den Gestalten aber auch selbst das Bewegliche und Schwebende, was den Schein des Lebens erweckt. Historische Gemälde sind es daher auch vorzugsweise, worin die griechische Kunst ihre Meisterschaft bewährt; landschaftliche Bilder scheinen fast ganz ausgeschlossen, denn selbst die Darstellungen von Gärten, Städten, Flüssen, Hafenansichten u. s. w., wie sie in Herculanum und Pompeji zur Verzierung der Zimmer und zu ähnlichen Zwecken sich verwendet finden, gehören einer späteren Periode an, und entbehren durchaus jeder tieferen Naturauffassung, haben vielmehr ein neckisch-lustiges Gepräge.

Aber man würde irren, wenn man das, was von der bildenden Kunst gilt, auch ohne weiteres auf die Poesie übertragen wollte, wie es Hr. Becker thut, und überhaupt die traditionelle Ansicht ist. Freilich in den griechischen und dramatischen Dichtungen finden wir nur wenig Naturschilderungen, allein dies ist in dem Wesen jener Dichtungsarten selbst begründet und bedarf hier keines weiteren Beweises; anders verhält es sich mit den lyrischen Dichtern, und nur die Unbekanntschaft der Meisten mit denselben hat jenes unbegründete oder doch einseitige Urtheil veranlaßt. Freilich hat über den Denkmälern der lyrischen Poesie der Hellenen kein freundliches Gestirn gewaltet; denn mit Ausnahme der Pindarischen Siegeshymnen sind uns von dem reichen Liederschatze nur dürftige und entstellte Reste geblieben; allein seitdem in neuester Zeit von mehreren Seiten Aufmerksamkeit und Theilnahme jenen Ueberresten zugewandt worden, sind die zerstreuten Trümmer wenigstens insoweit zu einem Ganzen vereinigt, daß es uns vergönnt ist, die Eigenthümlichkeit der griechischen Lyrik wenigstens in allgemeinen Umrissen zu verfolgen, und da erkennen wir ganz deutlich, daß, jemehr das Subjective in den Dichtungen hervortritt, je mehr der Dichter sich in der Außenwelt unbefriedigt fühlt, und in seinem Innern die Sehnsucht nach etwas Höherem still und ruhig nährt, desto mehr auch er sich zu der ahnungsreichen Natur hingezogen fühlt. So der Lydier Alkman, den man freilich wohl gewöhnlich zu den dorischen Lyrikern rechnet, der aber keineswegs die echt dorische Strenge und Klarheit zeigt, vielmehr die orientalische Weltanschauung noch nicht völlig überwunden hat; so vor Allen Sappho und Alcäus, in deren anmuthigen Dichtungen Sinn für die Schönheit der Natur unverkennbar ist: pflegt doch Alcäus fast überall die äußere Natur als das Spiegelbild seiner inneren Gemüthswelt darzustellen.

Der erste Excurs zur fünften Scene beschäftigt sich mit den Gymnasien, denen Hr. Becker unter allen Instituten den entschiedensten Einfluß auf die gesammte Entwicklung des griechischen Lebens zuschreibt; nur halte ich den Ausdruck Hellenismus, dessen sich Hr. Becker hier bedient, für durchaus unpassend, da dieses Wort von Droysen und Andern mit Recht zur Bezeichnung der griechischen Cultur in dem gesammten Reiche Alexander's des Großen und seiner Diadochen gebraucht wird, also eine viel größere Ausdehnung hat, und die eigenthümliche, selbständige Entwicklung des griechischen Volkes geradezu ausschließt. Die Darstellung des Unterschiedes zwischen Palästra und Gymnasium, den Hr. Becker auf S. 310 andeutet und weiter unten in demselben Excurse nochmals zu begründen sucht, ermangelt der Klarheit und Bestimmtheit, so daß keineswegs

Digitized by Google

der Begriff jener Worte festgestellt erscheint. Namentlich hätte Hr. Becker auf den Sprachgebrauch der Schriftsteller der besten Zeit achten sollen; eine vollständige Sammlung der Stellen, wo γυμνάσιον und παλαίστρα vorkommen, kann allein diese schwierige Frage lösen. Mit Recht erklärt sich aber Hr. Becker gegen Krause's Ansicht, welcher behauptet, παλαίστρα sei der Uebungsplatz für Knaben, während das Gymnasium für die Erwachsenen bestimmt gewesen sei; diese Ansicht hegt auch der Verfasser des Artikels Palästra in der Encyclop. v. Ersch und Gruber, wo behauptet wird, Palästra bedeute als Gegensatz zum Gymnasium die Turnschule für Knaben, ja der Verf. des genannten Artikels geht sogar in seiner unstatthaften Behauptung so weit, einen eignen weitläufigen Artikel Palästrik hinzuzufügen, worunter er die Turnkunst der Griechen versteht, indem er sagt: „Palästrik (ἡ παλαιστρικὴ, nämlich τέχνη) heißt bei den Griechen eigentlich die Ringkunst, doch wird das Wort meistens in weiterem Sinne genommen, so daß darunter die gesammte Turnkunst verstanden wird." Ref. hat selten ein leichtfertigeres Raisonnement als vorliegendes gelesen; denn wie jener Encyclopädist dazu kommt, zu behaupten, jenes Wort bedeute meistens die Turnkunst im Allgemeinen, ist vollkommen unbegreiflich, da das Wort überhaupt nur einmal bei einem classischen griechischen Schriftsteller vorkommt, bei Pausanias I. 39, 3, dieser aber es ganz deutlich als die Ringkunst, also einen Theil der Turnkunst bezeichnet, ja es noch näher durch die Umschreibung πάλης διδασκαλία bestimmt und als den Erfinder dieser Kunst den Theseus nennt, also diese Fertigkeit als eine ursprünglich den Athenern eigenthümliche betrachtet wissen will. Ob jener Encyclopädist diese Stelle je selbst gelesen hat, lasse ich dahin gestellt: er citirt wenigstens dieselbe. Eine zweite bei einem Grammatiker, in Bekker's Anecd. T. II. p. 653, kennt derselbe nicht, sie nennt aber noch viel entschiedener die sogenannte Palästrik einen Theil der Gymnastik: ἀντίπαλος δέ ἐστιν ἡ πρὸς ἕτερον ἀντιτεταγμένη, ἤτοι ἄνοπλον ἢ ἔνοπλον, ἄνοπλον μὲν οἷον παλαιστικὴ καὶ παγκρατιαστικὴ, ἔνοπλον δὲ οἷον ὁπλομαχία καὶ πυκτική. Das Leichtfertigste bei dem ganzen Verfahren des Encyclopädisten ist aber die Benennung Palästrik; denn Pausanias an der angeführten Stelle nennt diese Kunst τέχνη παλαιστική, jener Grammatiker παλαιστικὴ, und dies ist die einzig richtige Form des Namens, denn von παλαιστὴς, der Ringer, kann nur παλαιστικὸς, geschickt im Ringen, gebildet und ebenso die Kunst selbst παλαιστικὴ τέχνη genannt werden, παλαιστρικὸς dagegen ist von παλαίστρα, die Ringschule, abzuleiten; ich kann also wohl ξυστὸς παλαιστρικὸς sagen, um die Gallerie neben der Palästra zu bezeichnen, nicht aber τέχνη παλαιστρική, gerade wie man im Griechischen einen Kenner des Tanzes ὀρχηστικὸς, nicht ὀρχηστρικὸς, und die Tanzkunst selbst ὀρχηστικὴ, nicht ὀρχηστρικὴ nennt, wohl aber von einem δάπεδον ὀρχηστρικὸν u. a. spricht. Erst in einer Zeit, wo die Reinheit der griechischen Sprache schon getrübt und die Bildungsgesetze ganz in Vergessenheit gerathen waren, verwechselte man beide Wortformen mit einander, wie denn besonders die Römer allerdings meist *palaestricus* sagen, und so findet sich denn auch bei Quinctilian II. 21, 11 zwar nicht palaestrica, wie der Encyclopädist meint, aber doch palaestrica *ars*, und ebendas. I. 11, 15 werden die Lehrer der Kunst *palaestrici* genannt. Der Encyclopädist hat nun freilich etwas von dem Unterschiede von παλαιστικὴ und παλαιστρικὴ gehört, und meint, παλαιστικὴ möge allerdings wohl die Ringkunst im engeren Sinne des Wortes, dagegen παλαιστρικὴ die Turnkunst bezeichnen, und sich ebenso unterscheiden, wie παλαιστὴς und παλαιστρίτης. Er scheint also zu glauben, παλαιστρικὸς sei von παλαιστρίτης herzuleiten. Dies Pröbchen moderner Philologie und Archäologie mag genügen, und Rec. hielt es um so mehr für seine Pflicht, solche Unwissenschaftlichkeit zu rügen, da Hr. Becker jene Abhandlung gar nicht gekannt zu haben scheint; erheblichen Gewinn würde er für seinen Zweck freilich auch nicht daraus gezogen haben.

(Fortsetzung folgt.)

Tacitus und das Christenthum.

Böttcher, prophetische Stimmen aus Rom, oder das Christliche im Tacitus. gr. 8. Hamburg und Gotha, 1840. Verlag von Perthes.

In unserer Zeit soll Alles christlich sein oder doch heißen, wenn es nicht ein Opfer des Bannfluchs christlicher Eifrer werden soll: da muß denn auch das Heidenthum sich gefallen lassen, daß über seine Nacktheit, die keusche Augen verletzen könnte, der Mantel christlicher Liebe geworfen wird. Während Einige, wie z. B. Tholuck, die ganze vorchristliche Zeit auf das Tiefste herabsetzen, oder in ihr nur das trostloseste, vergeblichste Suchen nach Gott erkennen, und demgemäß, wie z. B. Eyth, die Klassiker der Griechen und Römer ganz aus den Schulen verbannen wollen, damit die Vulgata wo möglich die Grundlage des classischen Unterrichts bilde, suchen Andere das Alterthum zu verklären und mit dem Nimbus des Christenthums zu umgeben; so hat sich Plato, den freilich schon die Neuplatoniker zu ihren Zwecken gut zu benutzen verstanden, mit seiner Philosophie der christlichen Glaubenslehre fügen müssen, wobei es ihm freilich immer besser ergangen ist, als seinem Herrn und Meister Sokrates, der, nachdem er seit Jahrhunderten fast für einen Vorläufer der neuen Lehre gegolten hatte, jetzt auf einmal seine ganze Reputation verliert und wie weiland vor zweitausend Jahren von den gesetzlichen und gottesfürchtigen Athenern, so neuerdings wieder von den Legi-

Digitized by Google

timen als ein Revolutionär und Gotteslästerer angeklagt wird. Auch der alte Heide Tacitus kann seinem Geschick nicht entgehen, er muß sich ebenfalls bequemen, für einen Herold und Verkünder des Christenthums zu gelten, wie dies Böttticher in seinen „prophetischen Stimmen aus Rom oder das Christliche im Tacitus" thut. Wohl ist Tacitus eine wunderbar große und herrliche Erscheinung, zumal in der trostlosen und entarteten Zeit, welcher er angehört, der mitten in der chaotischen Verwirrung aller Verhältnisse des öffentlichen und Privatlebens fest und seiner selbst gewiß dasteht; aber wie ihn nichts tiefer schmerzt, als die Verderbniß des römischen Nationalcharakters, so ist auch er selbst eben nur ein Vorbild von Römertugend und Römerehre. Aber Tacitus steht an den Marken der alten und der neuen Zeit: die Wehen der Geburt, die Ahnung des nahen Kampfes berühren ihn, und in so fern finden wir in dem Charakter des Tacitus wohl auch einzelne Züge, besonders was die gemüthliche Seite angeht, die über die Sphäre des römischen Nationalcharakters hinauszugehen scheinen; aber da ist es immer nur das rein Menschliche und Allgemeine, was über das Besondere des Römerthums den Sieg davonträgt; dies Christenthum mit seiner Tiefe und Heiligkeit ist dem römischen Historiker eine völlig unbegreifliche Erscheinung, die er mit Befangenheit von fern ansieht und keiner Beachtung würdigt; und was man für christlichen Sinn ausgiebt, das ist eben nur jene veredelte Menschlichkeit, die ihm wie allen großen Männern des Alterthums eigen ist. Aber für Hrn. Böttticher hat dies Alles eine tiefe christliche Bedeutung. Schon in dem Namen Tacitus findet er nichts Zufälliges, sondern etwas Bedeutsames, ja sogar den Vorzug vor Suetonius Tranquillus ausgesprochen. Und so wird denn weitläufig die vermeintliche Uebereinstimmung des Namens mit dem Charakter des Mannes auseinandergesetzt, als ob in solchem Spiel sich das Walten einer höheren Macht offenbare, und nicht durch solche und ähnliche Deutungen sich das Widersprechendste in Zusammenhang bringen ließe. Mögen immerhin die Griechen und Römer dem Namen eine gewisse Bedeutsamkeit eingeräumt haben, mag auch der moderne Aberglaube darauf bedeutendes Gewicht legen, das Schicksal der Welt ist nimmermehr von solcher Zufälligkeit abhängig, und der Wissenschaft muß dergleichen Deutelei durchaus fremd bleiben. Aber Hr. Böttticher geht im Vorworte noch viel weiter, er findet es auf S. XXXIX bedeutsam, daß Preußens Nationalfarbe keine besondre, vielmehr das Extrem aller Farbe, Schwarz und Weiß, sei. Das mag nun immerhin dem patriotischen Gefühle Hrn. Böttticher's wohl anstehen, aber ist jedenfalls eine gefährliche Beweisführung, da sie in der Hand des Gegners sich sofort zur feindlichen Waffe umwandeln kann.

Eine Hauptstütze für die Behauptung der christlichen Weltanschauung des Tacitus findet Hr. Böttticher natürlich in dem Glauben an Zeichen und Wunder, und erkennt darin den festen, entschiedenen Glauben an das Walten und die Offenbarungen einer die Schicksale der Menschen leitenden höheren Macht, mit einem Worte ein Analogon des christlichen Glaubens. Aber dann müßte Hr. Böttticher mit demselben Rechte alle römischen Historiker von Fabius Pictor an bis auf die *Scriptores historiae Augustae* hinab christianisiren, denn je weniger einer den Anforderungen der Historiographie entsprach, je mehr er sich der Chronikform näherte, desto gewissenhafter berichtet er, wenn es Frösche geregnet hat, oder die Sonne verdunkelt, oder wohl gar ein Kalb mit drei Beinen geboren ward. Der Glaube an Prodigien und Wunder, an Orakel und Zeichen geht durch das ganze Alterthum hindurch, tritt aber namentlich bei den Römern recht bedeutsam hervor, die es nie zur geistigen Freiheit der Hellenen gebracht haben, wo schon in der ältesten Zeit ein Homerischer Held das Bewußtsein der Pflicht solchem Aberglauben entgegensetzte:

Εἷς οἰωνὸς ἄριστος ἀμύνεσθαι περὶ πάτρης.

Jener Glaube ist auch bei Tacitus eben etwas echt Römisches, oder doch nur etwas allgemein Menschliches, nichts specifisch Christliches; und spräche sich noch bei Tacitus irgendwo bestimmt die Ueberzeugung einer höhern Weltordnung aus; allein es ist immer nur der alte heidnische Glaube an ein hartes, unerbittliches Verhängniß, an den Zufall und die Willkür; aber Hr. Böttticher scheut sich nicht, die *occulta lex fati* als den, wiewohl verborgenen, Willen der Vorsehung zu fassen, überhaupt seiner Ansicht zu Gefallen die klaren Worte des Schriftstellers bald so, bald so zu deuten, hinzuzufügen und wieder nach Belieben wegzulassen. Ein Beispiel dieser willkürlichen Exegese möge genügen; auf S. 47 werden die Anfangsworte der Annalen „*Urbem Romam a principio reges habuere*" besprochen und der einmal gefaßten Hypothese zu Liebe übersetzt: „Die Stadt Rom besaßen gleich ursprünglich Könige," damit der ahnungsvolle, orakelhafte Gedanke hereinkomme, Roms Dasein habe mit Unfreiheit begonnen und sei in bleibende Unfreiheit zurückgesunken, eine Deutung, die eben so sehr den Gesetzen der Sprache (denn es heißt ganz einfach *a principio*, nicht *jam a principio*), als der Intention des Tacitus widerstreitet, der gerade im ersten Capitel seiner Annalen den entgegengesetzten Gedanken durchführt, Rom sei nur mit kurzen Unterbrechungen immer ein freier Staat gewesen. Zu was für seltsamen Deutungen Herr Böttticher greift, sieht man unter vielem Andern aus der Bemerkung auf S. 276: „Wie man sich mit *χαῖρε* am Morgen, mit *ὑγίαινε* am Abend begrüßte, so fühlte die vorchristliche Menschheit am Morgen ihres Daseins freudige Lebenskraft, am Abend Heilsbedürfniß." Ferner auf S. 291: „Wie Christus zur rechten Hand Gottes sitzend gedacht wird, so Athene zur Rechten des Zeus, Minerva auf dem römischen Capitol zur Rechten Jupiters." Oder nun gar, wenn Hr. Böttticher auf S. 163 in dem Gedichte des alten Heiden Anakreon auf die Cicade, die von Thau sich nährt, das Bild des verklärten, nur dem Preise Gottes sich weihenden Christenlebens erblickt. Neben dem christlichen Elemente macht sich denn auch noch besonders das Preußenthum geltend, und auch diesem zu Gefallen wird Tacitus erläutert, namentlich auf S. 262 die bekannte Stelle in Germania c. 43: „Trans Lygios Gotones regnantur, paulo jam adductius quam ceterae Germanorum gentes. — Protinus deinde ab Oceano Rugii — secundumque harum gentium insigne erga reges obsequium." Daß neben so vielem Verfehlten im Einzelnen sich auch manche richtige und sinnige Bemerkung findet, soll übrigens hiermit durchaus nicht in Abrede gestellt werden.

F. H.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Digitized by Google

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

21. April. № 95. 1841.

W. A. Becker „Charikles. Bilder altgriechischer Sitte, zur genaueren Kenntniß des griechischen Privatlebens.“

(Fortsetzung.)

Im zweiten Excurs zur sechsten Scene wird über die Symposien der Griechen gehandelt; wie in denselben, wenigstens in den gebildeten Kreisen attischer Gesellschaft, Anmuth und feine Sitte, echt hellenische Mäßigung (σωφροσύνη) und edler Lebensgenuß waltete, geht aus den Symposien des Xenophon und Plato unbestreitbar hervor, wenn man auch zugeben mag, daß hier Manches den künstlerischen Intentionen gemäß idealisirt erscheint. Aber auch von solchen Kreisen, die auf einer minder hohen Stufe geistiger und sittlicher Bildung standen, war Rohheit und üppige Schwelgerei in der besseren Zeit Griechenlands gänzlich ausgeschlossen. H. Becker, der den Werth der geistvollen Darstellung jener Symposien von Plato und Xenophon nicht verkennt, stellt wunderbarer Weise damit Lucian's Lapithen-Gastmahl zusammen, was ja das wüste Gelag einer späten, völlig entarteten Zeit schildert; aber auch hier zeigt sich wieder der schon früher gerügte Fehler in der Benutzung der Quellen; Schriftsteller aus der Blüthezeit Griechenlands schildern uns ein ganz anderes Leben, eine ganz andere Welt, als die Dichter der neuern Komödie, und der Bildungszustand, welcher der neuern Komödie zur Grundlage dient, ist wieder unendlich weit entfernt von der Sitte und Lebensweise, wie sie uns in Griechenland unter der Herrschaft römischer Imperatoren entgegentritt. Ueberhaupt aber hat Hr. Becker im weitern Verlaufe dieses Abschnittes immer nur die Zeiten des Verfalls vor Augen, überall spricht sich eine trübe, pedantische Ansicht aus, welche die edle, freie Zechkunst durchaus nicht von ihrer heitern Seite zu würdigen vermag; ärgert sich doch Hr. Becker darüber, daß der Wein das allgemeine Getränk ist, daß selbst Sclaven und Lohnarbeiter denselben genießen (S. 453); hat denn Hr. Becker nie mit eigenen Augen ein Weinland gesehen, um sich zu überzeugen, daß auch heutzutage überall dieselbe Sitte herrscht, oder verlangt er etwa, die niedern Leute sollten Bier (βρῦτον) trinken, was die Griechen als ein barbarisches Getränk verschmähten, siehe Archilochos (Athen. X. 447):

Ὥσπερ παρ' αὐλῷ βρῖτον ἢ Θρῇξ ἀνὴρ
Ἡ Φρὺξ ἔβρυζε, κύβδα δ' ἦν πονευμένη.

wie sie denn auch die Rohheit und Gemeinheit, die einem solchen Gelage folgt, als eine scythische Sitte verwarfen, daher Anakreon (Athen. X. 427) sagt:

Ἄγε δηῦτε μηκέθ' οὕτω
Πατάγῳ τε καλαλητῷ
Σκυθικὴν πόσιν παρ' οἶνῳ
Μελετῶμεν, ἀλλὰ καλοῖς
Ὑποπίνοντες ἐν ὕμνοις.

Unbegreiflich aber ist es, wie Hr. Becker auf S. 454 sagen kann: „Die außerordentliche Wohlfeilheit des Weines macht dies erklärlich, und ihr mag auch großentheils die Schuld beigemessen werden, daß man häufig, und man kann sagen im Allgemeinen der Sache zu viel that.“ Ref. begreift nicht, wie Hr. Becker zu einer solchen Verkennung griechischer Volksthümlichkeit kommen kann. Das bekannte Μηδὲν ἄγαν ist ein Spruch, in dem sich die ganze Summe hellenischer Lebensweisheit concentrirt, und der auch hierbei seine volle Wahrheit bekundet. Die Homerischen Helden freuen sich wohl des Genusses des Weines, aber jedes Ueberschreiten des rechten Maßes ist ihnen verhaßt, weil es die ruhige Einsicht und Klarheit des Geistes trübt, darum heißt es in der Odyssee XXI. 293:

Οἶνός σε τρώει μελιηδής, ὅστε καὶ ἄλλοις
Βλάπτει, ὃς ἄν μιν χανδὸν ἕλῃ μηδ' αἴσιμα πίνῃ

was dann an dem Beispiele des Centauren Eurytion weiter nachgewiesen wird. Aber den Griechen selbst gilt Trunkenheit für den größten Schimpf, die Freier im Hause des Odysseus, obwohl der Dichter ihr frevelhaftes, gottvergessenes Treiben mit starken Farben schildert, zeigen doch hierbei durchgehends Mäßigung; nur der Cyklope Polyphemos, in dem die rohe, ungebändigte Naturgewalt hervortritt, erscheint vom Weine berauscht; daher giebt es auch für den Griechen kein schlimmeres Schimpfwort, als Trunkenbold, οἰνοβαρὲς, siehe Ilias I. 225. In gleicher Weise schil-

Digitized by Google

dert auch Hesiodos die verderblichen Folgen des Trunkes, bei Athen. X. p. 428, C:

Οἷα Διόνυσος δῶκ' ἀνδράσι χάρμα καὶ ἄχθος
Ὅστις ἄδην πίνει, οἶνος δέ οἱ ἔπλετο μαργός,
Σύν τε πόδας χεῖράς τε δέει γλῶσσάν τε νόον τε
Δεσμοῖς ἀφράστοισι, φιλεῖ δέ ἑ μαλθακὸς ὕπνος.

Noch entschiedener spricht sich unter den spätern Epikern Panyasis für das richtige Maß aus in einem schönen Bruchstücke (bei Athenaeus II. p. 38), worin er sinnig sagt, beim Trinken walten zuerst die Grazien und die Horen, dann Aphrodite, zuletzt aber Sünde und Frevel, und dann hinzufügt:

Ἀλλὰ πέπον, μέτρον γὰρ ἔχεις γλυκεροῖο ποτοῖο,
Στεῖχε παρὰ μνηστὴν ἄλοχον κοίμιζε δ' ἑταίρους.
Αἰδία γὰρ τριτάτης μοίρης μελιηδέος οἴνου
Πινομένης, μὴ σ' ὕβρις ἐνὶ φρεσὶ θυμὸν ἀέρσῃ

u. s. w. Und damit läßt sich ganz gut vereinigen, wenn der Dichter an einer andern Stelle (bei Stobaeus I. p. 364, ed. Gaisf.) den Genuß des Weines preist:

Οὐ γάρ μοι ζώειν γε δοκεῖ βροτὸς οὐδὲ βιῶναι
Ἀνθρώποιο βίον ταλασίφρονος, ὕστις ἀπ' οἴνου
Θυμὸν ἐρητύσας πίνει ποτὸν ἄλλο νεύφρων.

In späterer Zeit sind es natürlich vorzugsweise die lyrischen Dichter, welche deutlich die echt griechische Ansicht über das Trinken aussprechen, gleichwohl hat Hr. Becker diese ganz vernachlässigt. Freilich ist den Hellenen das Trinken ein hoher Genuß, Dionysos ist der Geber der Freude, wie bei Ion (Athen. X. 447):

Θυρσοφόροισι φίλος μέγα πρεσβείων Διόνυσος·
Αὔτη γὰρ πρόφασις παντοδαπῶν λογίων,
Αἵ τε Πανελλήνων ἀγοραὶ θαλίαι τε ἀνάκτων κτλ.

In Freude und in Leid ist der Wein dem Griechen der beste Genosse, so Alcäus (Athen. X. 430):

Νῦν χρὴ μεθύσθην καί τινα πρὺς βίαν
Πίνειν, ἐπειδὴ κάτθανε Μυρσίλος

und ein ander Mal (ebendas.):

Οὐ χρὴ κακοῖσι θυμὸς ἐπιτρέπειν,
Προκύψομες γὰρ οὐδὲν ἀσύμενοι.
Ὦ Βίκχι, φάρμακον δ' ἄριστον
Οἶνον ἐνεικαμένοις μεθύσθην.

Eben darum fordern die Dichter so häufig zu solchem Lebensgenuß auf, wie es Theognis thut (v. 973) mit Hinweisung auf die kurze Zeit, die dem Sterblichen vergönnt sei:

Οὐδεὶς ἀνθρώπων, ὃν πρῶτ' ἐπὶ γαῖα καλύψῃ,
Εἰς τ' Ἔρεβος καταβῇ δώματα Περσεφόνης,
Τέρπεται, οὔτε λύρης οὔτ' αὐλητῆρος ἀκούων,
Οὔτε Διονύσου δῶρ' ἐσαειράμενος.
Ταῦτ' ἐστορῶν κραδίην εὖ πείσομαι, ὕφρα τ' ἐλαφρὰ
Γούνατα καὶ κεφαλὴν ἀτρεμέων προφέρω.

Aber das Trinken artet bei den Griechen nicht in ein rohes, wüstes Gelag aus, sondern wird durch geistigen Genuß gehoben und geläutert; ernste und fröhliche Gesänge, trauliches Schwatzen und Plaudern über dies und das wechseln mit einander ab, wie Xenophanes in der Schilderung eines solchen Mahles bei Athenaeus XII. 462:

Χρὴ δὲ πρῶτον μὲν θεὺν ὑμνεῖν εὐφρονας ἄνδρας
Εὐφήμοις μύθοις καὶ καθαροῖσι νόοις —
Ἀνδρῶν δ' αἰνεῖν τοῦτον, ὃς ἐσθλὰ πιῶν ἀναφαίνει.

Oder ein ander Mal ebendas. II. 54:

Γὰρ πυρὶ χρὴ τοιαῦτα λέγειν χειμῶνος ἐν ὥρᾳ
Ἐν κλίνῃ μαλακῇ κατακείμενον, ἔμπλεον ὄντα,
Πίνοντα γλυκὺν οἶνον. ὑποτρώγοντ' ἐρεβίνθους·
Τις, πόθεν εἰς ἀνδρῶν, πόσα τοι ἔτη ἐστὶ φέριστε,
Ηλίκος ἦσθ' ὅθ' ὁ Μῆδος ἀφίκετο;

wie denn schon der alte Phokylides in einem Spruche das anmuthige Gespräch als die Würze des Mahles bezeichnet (Athenaeus X. 428):

Χρὴ δ' ἐν συμπυσίῳ κλίνῃσι περινισσομενάων
Ἥδεα κωτίλλοντα καθήμενον οἰνοποτάζειν.

Und das allgemeine freundschaftliche Gespräch verlangt ebenso Theognis, v. 493:

Ὑμεῖς δ' εὖ μυθεῖσθε παρὰ κρητῆρι μένοντες,
Ἀλλήλων ἔριδας δὴν ἀπερυκόμενοι
Ἐς τὸ μέσον φωνεῦντες ὁμῶς ἐνὶ καὶ συνάπασιν·
Χοὔτως συμπόσιον γίγνεται οὐκ ἄχαρι.

Ebenso wird Flöten- und Saitenspiel und trauliches Plaudern hervorgehoben, v. 761:

Φόρμιγξ δ' αὖ φθέγγοιθ' ἱερὸς μέλος ἠδὲ καὶ αὐλὸς
Ἡμεῖς δὲ σπουδὰς θεοῖσιν ἀρεσσάμενοι
Πίνωμεν, χαίροντα μετ' ἀλλήλοισι λέγοντες.

Wenn schon dies ausreicht, um die Mäßigkeit der Hellenen im Genusse des Weines zu beweisen, so wird doch außerdem unzählige Mal das Maßhalten auf das Entschiedenste verlangt; man vergl. unter vielen nur Theognis, v. 475:

Αὐτὰρ ἐγώ, μέτρον γὰρ ἔχω μελιηδέος οἴνου
Ὕπνου λυσικάκου μνήσομαι οἰκαδ' ἰών —

u. s. w., doch die ganze schöne Stelle verdient im Zusammenhange nachgelesen zu werden. Eben darum erscheint das Ueberschreiten des Maßes als ein Uebel; siehe ebend. v. 509:

Οἶνος πινόμενος πολλὰς κακὸν· ἤνδε τις αὐτὸν
Πίνῃ ἐπισταμένως οὐ κακὸν, ἀλλ' ἀγαθόν.

Erst in späterer Zeit, bei dem wachsenden Verfall der hellenischen Sitte, begegnen wir jenem übermäßigen Genusse des Weines, doch vorzugsweise in Athen, während man in den dorischen Staaten, namentlich in Sparta, streng an der alten Weise festhielt, daher denn z. B. Kritias, der bekannte athenische Staatsmann, zur Zeit des peloponnesischen Krieges zur Rückkehr zur alten Einfachheit ermahnt und die spartanische Mäßigkeit als Muster aufstellt; man lese das schöne Gedicht bei Athenäus X. 432 nach, wo es unter andern heißt:

Οἱ Λακεδαιμονίων δὲ κόροι πίνουσι τοσοῦτον
Ὥστε φρὲν' εἰς ἱλαρὰν ἀσπίδα πάντ' ἀπάγειν,
Εἰς τε φιλοφροσύνην γλῶτταν μέτριόν τε γέλωτα
Τοιαύτη τε πόσις σώματί τ' ὠφέλιμος
Γνώμῃ τε κτήσει τε.

Digitized by Google

Aber Hr. Becker hat bei jenem Urtheil eben nur die spätere entartete Zeit vor Augen, wie sie in carikirten Zügen die Dichter der Komödie, oder gar noch spätere Schriftsteller aus römischer Zeit schildern; doch ich breche hier ab, da es nicht die Aufgabe des Rec. sein kann, eine Geschichte der griechischen Zechkunst zu schreiben; die mitgetheilten Belege genügen vollkommen, um das Irrige jenes Urtheils im Allgemeinen darzuthun.

(Fortsetzung folgt.)

Memoiren einer Pairin von England zu Fox' Zeiten. Herausgegeben von Lady Charlotte Bury, übersetzt von Amalie Winter. Drei Theile. Braunschweig, 1840. Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.

Der Name Fox ist einer der hellsten Sterne am britischen Himmel: darf nicht auch ein censirter Schimmer von ihm in die deutsche Nacht fallen? — Nicht leicht hat die Geschichte einen umsichtigern, kräftigern, hochherzigern und zugleich liebenswürdigeren Kämpfer für die Freiheit aufzuweisen. Er ließ sich nicht durch die Mißbräuche der Freiheit abschrecken, ihr beharrlich das Wort zu reden; denn, man irre sich nicht, keineswegs die Lust des freien Mannes an der Freiheit, sondern der Groll entfesselter Sklaven über die erlittene Verhöhnung der Menschenrechte kann eine junge, noch nicht zum Selbstbewußtsein durchgedrungene Kraft zu wilden Ausschweifungen verleiten. England selbst aber hat in seiner, wenn auch im Einzelnen noch verworrenen, doch in ihren Grundsätzen wahrhaft vernunftgemäßen Verfassung so viel Freiheitsstolz und Freiheitskraft schon aufgenommen, daß seine Regierung die ehrlich und redlich erworbene Popularität eines Mannes nicht zu fürchten braucht, wohl aber ihn deshalb achten darf. Fox' mächtigste Gegner ehrten ihn darum, weil ihn die englische Nation liebte. Er war im vollsten und edelsten Sinne der Mann des Volks in Frankreich, in Europa, in seinem Vaterlande besonders. Als unerschrockener Kosmopolit erblickte er in der französischen Revolution eine für alle Völker Europas wohlthätige Begebenheit. In der Vertheidigung der britischen und europäischen Reform dauerte er aus, als alle Kampfgenossen, selbst Burke, durch Pitt's gewaltigen Einfluß, durch den von ihm genährten Nationalhaß gegen Frankreich verleitet, zu seinen Widersachern übertraten und aus Freunden der Freiheit — um so schlimmer, da schwerlich aus Ueberzeugung — Sachwalter des Despotismus wurden. Denn bei Fox' wärmstem Patriotismus blieb ihm Scharfblick genug, um in den Wettkämpfen der Parteien, sobald sie wirklich Vaterlandsliebe und Eifer für die Wahrheit zum Grunde haben, weder eine Gefahr für die Regierung zu finden, die das Wohl des gesammten Staats erstrebt, noch für das Volk, das die Schritte der Regierung mit kluger Eifersucht überwacht. Keine Opposition im Parlement war deshalb so nachhaltig und segensreich, als die seine, weil seine Politik auf den höheren, unmittelbar aus der Anschauung eines reichen Lebens genommenen und von einem gesunden Urtheil verarbeiteten Ideen beruhte, welche die Völker bewegen. Und wenn Fox auch mit seinen, das allgemeine Menschenwohl erzielenden Grundsätzen nicht immer gesiegt hat, so muß ihn und uns die Geschichte trösten, in der das Beste und Vernünftigste selten sogleich die Zustimmung der Machthaber gewinnt, sich aber desto sicherer im Geiste der Jahrhunderte befestigt, um zu desto größerer Bestimmtheit durchgebildet, endlich doch zu siegen. Fox hatte wenigstens die Genugthuung, mittelbar einzuwirken, und die so oft vermißte, seine Gegner wieder achten zu können. Seine Ideen selbst sind seitdem in das Blut der Völker getreten und in England und Frankreich der Herrschaft immer freudiger entgegengereift. Möchten wir in Deutschland eine, wenn auch nur ferne Analogie für ihn finden! Bisher wurden nur treue Anhänger der Machthaber kanonisirt; nicht die aufrichtigen Freunde der Nation von ihr anerkannt. Das Andenken, die Wirksamkeit freimüthiger Männer verlosch bald, wenn sie in die Ungnade der Fürsten gefallen, und erst wenn sie im vorgerückten Alter hinter der Zeit zurückgeblieben und deshalb von den Fürsten wieder anerkannt wurden, erinnerte man sich und staunte bedeutend — nicht über sich selbst, was natürlich, nicht über den Verkannten, was human gewesen wäre, sondern über die allerhöchste Weisheit, über die wir schweigen. Diese Weisheit baute und pochte auf An- und Abstammung und vergaß, daß es weit innigere Bande der Liebe giebt, die Bande der offenen Verständigung, des bewußten Gemeingeistes. In diesem allein beruht, sobald man es sich nur einzugestehen wagt, alle rechtliche und vertrauensvolle Gegenseitigkeit. So wenig noch verschiedene Farben auf der Landkarte Grenzen der Völker sind, so wenig erhalten ewig im Kanzleistil wiederholte Versicherungen der Gnade und des Wohlwollens auf die Dauer eine Vereinigung. Das zweite, nothwendige Glied fehlt: die offene, unplombirte Antwort auf solche Versicherungen. Diese bleiben Worte der Barmherzigkeit, während zwischen Regierung und Regierten gemeinschaftliche Berathung, verständige Uebereinkunft stattfinden sollte. Von einer „irre geleiteten Majorität" kann nur die Gewalt, nicht die Vernunft sprechen. Bei uns ist freilich der Einzelne schwach, weil er bisher noch an abstracter Wissenschaft, nicht am öffentlichen Leben erstarken durfte, weil uns von eifersüchtigen Regierungen, die aus der Geschichte, dem Erbrecht, nicht aus der Gegenwart, dem Verdienst die Ansprüche auf die Liebe des Volks ableiten, die Möglichkeit abgeschnitten ist, uns die Achtung des Volks und in derselben einen Rückhalt kühn zu erringen. Selten kann sich bei uns die Stimmung des Volks

Digitized by Google

um eine einzelne Persönlichkeit concentriren. Sollte es aber unmöglich sein, die Idee der Freiheit, welche in so Vielen lebt, als Einheit hinzustellen, um dieselbe mit derselben Energie, mit demselben Muthe zu — lieben, wie For geliebt wurde? Er wurde deshalb von seinen Gegnern geachtet, weil die Freiheit dem Gegner die Debatte, nicht die Fäuste der Gensd'armen entgegensetzt, und auch bei uns würde sie gern bei ihren einzelnen Forderungen den Widerspruch hören und sich glücklich schätzen, wenn sie auf eben so intelligente, wenn auch engherzige Gegner rechnen dürfte, als For in Pitt fand. Würde dieselbe dann mit ähnlicher unerbittlicher Strenge, reicher allgemeiner Bildung, reiner Ueberzeugung, inniger Wärme verfochten werden, wie in den berühmten Reden von For, dann wollten wir sehen, ob sie nicht, die einzige, wahre Lebenslust der Nation, unsere ganze Lebensthätigkeit zu beschleunigen, zu schöner Harmonie zu vergeistigen vermöchte. — Für For waren selbst die Frauen begeistert. Sein geistreiches, gemüthvolles Wesen hatte sich über seine Politik ergossen; seine politische Bedeutung stahl sich mit Grazie in die Herzen der Töchter der mächtigsten Inseln. Die Herzogin von Devonshire, zu ihrer Zeit die schönste Frau Englands, ließ sich in den Straßen Londons von derben Handwerkerlippen die Hand küssen, um sie für die Wahl For' ins Parlement zu stimmen. Und daß wir die Sache nicht als unerhört hinstellen, da sie mehr für uns beweist, wenn sie ganz in der Ordnung ist: mit welcher rührenden Herzlichkeit wird O'Connel von den Frauen seiner grünen Insel begrüßt! „Lieber Patriot," reden sie ihn an, „Freude, Glück, Hoffnung erfüllen unsere Herzen, da der Schutz unserer geliebten Heimath vor uns steht. Nur mit unsern Thränen können wir dir danken. Geliebtes Erin, nur in dir konnte ein solches Herz geboren werden." Nach solchen Thatsachen sieht man sich bei uns freilich vergeblich um. Und wir sollten auf höheren Wunsch die Fremden verachten?! — Ihr deutschen Mädchen, wozu habt Ihr Eure Schönheit? Wozu habt Ihr die blauen, seelenvollen Augen, die süße Melodie Eurer Lippen? wenn Ihr weiter nichts, als schmelzende, abgenutzte Versicherungen wiederholen könnt, mit dem Manne Eures Herzens alle Sorgen und Entbehrungen theilen zu wollen und nicht auch seinen Aufschwung und seinen Stolz! Steigert den Werth Eurer Anmuth, indem Ihr die Watten einer welken Alltäglichkeit, die Modetöne, den Putz gemachter (mailändischer) Gefühle abwerft und Euch in die jugendlichen Farben lebendiger, herzlicher Theilnahme an der strebenden Gegenwart kleidet. Konnten Eure guten Mütter doch schon so eifrig Charpie zupfen in der Arndt-besungenen Zeit der Franzosenkämpfe, die Ihr gewiß aus Kohlrausch's rührend faber deutscher Geschichte kennt. So sammelt denn auch Blumen und gebt, — nein, verweigert sie jetzt und versprecht sie erst denen, welche sich für die Fortschritte im Innern aufopfern wollen. Steigert den Werth Eurer Anmuth, indem Ihr den Kuß verweigert, wenn der Geliebte nicht etwas mehr, als Liebe geben und blaue Sehnsucht und zephyrne Schmeicheleien singen und nicht auch ein Manneswort für die Freiheit sprechen kann. Ach, wie schwach sind wir Deutschen, wie kühl, wie unpoetisch, trotz unserer Schillerausgaben der Poesie, daß wir uns täglich mit unsern Damen über die wundervollen Costüme des letzten Maskenballs, über Fanny Elsler's Triumphzüge beim geldreichen, aber kunstarmen Bruder Jonathan, über die Langweiligkeit des Morgenblatts unterhalten können, und ich wette, was Ihr wollt, meine galanten Herren und Damen, keiner von Euch hat auf die schöne Spanierin in der schwarzen Lockennacht, die Nichte Mina's geachtet, welche kürzlich in genanntem Morgenblatt mit ächter Romanzenpoesie als begeisterte, liebliche Freundin nationaler Freiheit geschildert wurde.

Doch verzeihe, lieber Leser, wir haben von For gesprochen und von der Freiheitsliebe deutscher Frauen, weil der Wunsch, über For und die Freiheit im Buche der englischen Pairin neue, kluge Aufschlüsse, kühne Phantasien, verschmitzte Träume zu finden, uns das Buch Mylady's — fast vergessen ließ. Von For erfahren wir darin sehr wenig, wiewohl Lady Charlotte Bury, wann sie zugleich erlebte und schrieb, sich der innigen Freundschaft des großen Mannes rühmt. Nur am Schlusse des Buchs tritt er einmal auf längere Zeit in die Scene und seine wenigen Worte tragen sogleich das kräftige Gepräge des ganzen Mannes. „Sie bemerken nicht," sagte er einst zu seiner Freundin, „daß, da wir in dem Lande der Maschinen, Räderwerke, Cylinder, Schrauben und Rollen leben, wir nach und nach in uns selbst eine Aehnlichkeit mit diesen Quellen des Nationalgedeihens entwickelt haben. Auf alle Fälle trösten Sie sich, liebe Lady, mit dem Gedanken, daß der englische Charakter solcher Fesseln bedurfte; denn es war gewiß ein großer Irrthum, der uns für ein phlegmatisches Volk ausgab, und wenn wir je auf die Irrwege der Franzosen gerathen sollten, so würde die ganze Erde unsere ungeheuren Thaten nicht in den Schranken des Gesetzes zu halten vermögen. Wir sind bei Allem, was wir thun, zu sehr mit dem Herzen dabei, wir meinen es so ganz ernst, und unsere Empfänglichkeit geht tiefer als die Haut. Mir ist nichts entsetzlicher, als ein Engländer, der das tägliche Gleis verläßt."

(Schluß folgt.)

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Digitized by Google

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

22. April. № 96. 1841.

W. A. Becker „Charikles. Bilder altgriechischer Sitte, zur genaueren Kenntniß des griechischen Privatlebens."

(Fortsetzung.)

Die siebente Scene, der Triton überschrieben, hat Hr. Becker nach dem Namen eines Schiffes benannt: „Weichend brach sich die salzige Fluth an dem tief furchenden Kiele und bespülte die bunten Malereien des Bordes, dann und wann aufspritzend zu dem goldenen Triton, der auf der Krümmung des Vordertheils mit vollen Backen in die Riesenmuschel blies, ein schützendes Zeichen dem Schiffe, das nach ihm sich nannte." Nun hatten allerdings die griechischen Schiffe bestimmte Namen, allein daß Hr. Becker sein Schiff Triton tauft, ist eine Verwechslung hellenischer und römischer Sitte; bei den Römern wurden, wie auch heut zu Tage, den Schiffen weibliche und männliche Namen ohne Unterschied beigelegt, während die Griechen mit richtigerem Gefühle sich nur weiblicher Benennungen bedienten, wie ja auch Aristophanes die attischen Trieren als Jungfrauen darstellt in den Rittern, V. 1300:

> Jüngst zusammen, heißt es, kamen die Trieren Rath zu halten,
> Eine habe dann gesprochen, Alterserste von den Alten,
> Habt ihr nicht gehört, ihr Jungfraun, was man vorhat in der Stadt? u. s. w.

Denn Hr. Becker wird doch nicht für seine Ansicht die Stelle des abgeschmackten Mythographen Palaephatos anführen wollen, der die schöne Sage vom Musenrosse Pegasos auf ein Schiff dieses Namens beziehen wollte, c. 29: *Ὄνομα δὲ ἦν τῷ πλοίῳ Πήγασος, ὡς καὶ νῦν ἕκαστον τῶν πλοίων ὄνομα ἔχει.* Noch weniger kann man für jene Ansicht anführen, daß bei Aristophanes in den Fröschen (v. 48) die obscönen Worte *ἐπεβάτευον Κλεισθένει* Hr. Fritzsche von einem nach Kleisthenes benannten Schiffe verstehen wollte; Hr. Becker (Th. II, S. 64) hält diese Behauptung zwar nicht für wahrscheinlich, meint aber, die Sache habe an sich nichts Unmögliches. Allein nie ist in Athen ein Kriegsschiff nach einer lebenden Person benannt worden, darüber geben die Urkunden über das attische Seewesen, welche Roß bei den Ausgrabungen in Athen entdeckte und Hr. Böckh vor Kurzem bekannt gemacht, den genügendsten Aufschluß; wir finden daselbst mehrere Hundert Namen von attischen Schiffen, diese sind theils von mythischen Personen entlehnt, wie *Ἀμφιτρίτη, Ἕλλη, Πανδώρα, Σελήνη, Ἥβη, Ἶρις, Ἠπιόνη, Ἰασώ* u. s. w.; damit verwandt ist eine andere Classe von Namen, die zwar von mythischen Wesen männlichen Geschlechts entlehnt sind, aber immer in adjectivischer Form erscheinen, und zwar als Feminina, wie *Ἡφαιστία, Ἀσκληπιάς, Ἀχιλλεία*; ferner sind sehr häufig abstracte Begriffe, meist recht sinnig gewählt, wie *Δημοκρατία, Δικαιοσύνη, Εὐημερία, Σοφία, Στεφανηφορία, Ὁμόνοια, Χάρις*, oder auch symbolische Benennungen, wie *Σάλπιγξ, Τρίαινα, Ἅλκυών* u. s. f.; ebenso sind Adjectiva und Participia angewandt, wie *Ἐπιπηδῶσα, Στίλβουσα, Ἐρωμένη, Γενναία, Κουφοτάτη, Ὠκεῖα* u. a. m. Nicht minder häufig sind Namen von Städten und Ländern entlehnt, wie *Ἑλλάς, Δελφίς, Ἐλευσίς, Ἀμφίπολις, Ἀμβρακιῶτις* u. s. w., aber kein einziger Name einer lebenden Person ist auf ein Schiff übertragen, eben so wenig findet sich eine Form männlichen Geschlechts, ja selbst von *Κένταυρος* ist der sonst ganz ungewöhnliche Name *Κενταύρα* gebildet. Die Wahl des Namens *Τρίτων* bei Hrn. Becker läßt sich also nicht rechtfertigen. Auch was Hr. Becker sonst noch über die Zeichen der Schiffe bemerkt, bedarf einer Berichtigung, die uns indessen zu weit führen würde.

Wie ungerecht Hr. Becker bei der Beurtheilung griechischer Volksthümlichkeit ist, zeigt recht anschaulich der Excurs zur siebenten Scene, wo der Verf. von der Stellung der Sklaven handelt. Hr. Becker findet einen schneidenden Widerspruch darin, daß der Grieche, der doch den hohen Werth persönlicher Freiheit vor Allen erkannte, und für die Behauptung seiner Selbständigkeit jeden Augenblick Gut und Blut zu opfern bereit war, gleichwohl die Sklaverei als ein nothwendiges und natürliches Verhältniß gebilligt habe, ja Hr. Becker möchte eben auf diese Erscheinung hin den Griechen fast alle Humanität und wahrhaft edle Bil-

Digitized by Google

dung absprechen. Zu so unbilligem Urtheil ist Hr. Becker wiederum dadurch verleitet worden, weil er sich nicht entschließen konnte, einen freieren universal-historischen Standpunkt einzunehmen, und vor Allem die Geschichte des Volkes, dessen Sitte und Eigenthümlichkeit er schildern wollte, sorgfältig zu studiren, vielmehr geht er von ganz falschen Voraussetzungen aus, und den Maßstab eines abstracten Kosmopolitismus anlegend, muß er natürlich die Sklaverei, wie sie bei den Griechen stattfindet, verdammen. Hätte Hr. Becker die große Wahrheit erkannt, daß im Orient nur Einer frei ist, dem alle Anderen dienstbar sind, im griechischen und römischen Staate die Einen Sklaven sind, eben damit die Andern sich des vollen Genusses der Freiheit erfreuen können, und daß die allgemeine Freiheit Aller nur erst in der christlichen Welt eintritt, so würde Hr. Becker eben so wenig den großen Fortschritt der menschlichen Bildung, den wir bei den Griechen finden, verkannt, noch auch einen Widerspruch in der Sinnesweise des hellenischen Volkes selbst gefunden haben. Man nehme die Sklaven aus dem griechischen Leben, und man raubt demselben eben jene edle, freie Menschenwürde, die das griechische Volk vor allen andern auszeichnet; eben durch die Sklaven gelingt es dem Griechen, frei zu sein von aller niedrigen und erniedrigenden Arbeit, sich über das gemeine und alltägliche Treiben zu erheben. Mögen wir immerhin in höherem Sinne als die Griechen frei und autonom sein, aber wir sind auch zugleich Alle Sklaven; Erwerb, Amt, äußere Stellung, und wie die Ketten alle heißen mögen, an die unsere Freiheit gefesselt ist, kannte der freie Grieche nicht; und eben darum schließt auch bei den Griechen das eine Wort ἐλεύθερος den Inbegriff alles Hohen, Edlen, wahrhaft Menschlichen in sich, und Hr. Becker hat ganz Unrecht, wenn er S. 21 sagt: „vielmehr war es wohl die allgemeine Abneigung des griechischen Volkes gegen niedere Arbeit und eine aus mißverstandenem Freiheitsbegriffe entsprungene Scheu vor Dienstbarkeit, welche den eigenthümlichen Besitz von Sklaven erst wünschenswerth, und als die Verhältnisse später sich so gestaltet hatten, daß ohne sie weder der Einzelne, noch der Staat bestehen konnte, zur gebieterischen Nothwendigkeit machten, die den Gedanken an eine Erwägung des Rechts oder Unrechts kaum aufkommen ließ." Freilich hat sich das Sklavenwesen erst nach und nach gebildet, seine Ausbildung geht mit der Entfaltung der hellenischen Sitte selbst Hand in Hand, aber gerade diese historische Entwicklung hat Hr. Becker nicht genügend beachtet, denn was er selbst auf S. 26 ff. mittheilt, ist nicht ausreichend. Die Annahme, daß die Griechen in der ältesten Zeit gar keine Sklaverei gekannt haben, läßt sich historisch durchaus nicht begründen; Alles, was sich für jene Annahme anführen läßt, hängt nur mit jener alten mythischen Vorstellung von der uranfänglichen Glückseligkeit des Menschengeschlechtes zusammen: denn als noch Kronos auf Erden regierte, da herrschte auch vollkommene Gleichheit und Freiheit, folglich kannte man auch keine Sklaven; denn nichts weiter als ein Mythos ist es, wenn Herodot VI. 137 von den Athenern sagt: *Οὐ γὰρ εἶναι τοῦτον τὸν χρόνον σφίσιπω οὐ δὲ τοῖς ἄλλοις Ἕλλησι οἰκέτας*, wie dies auch deutlich aus der ganzen Fassung der Rede hervorgeht; auf einer gleichen Vorstellung beruhen auch die Worte des komischen Dichters Pherekrates bei Athenäus VI. 263, die sich offenbar auf das goldene Zeitalter beziehen: *Οὐ γὰρ ἦν τότ' οὔτε Μάνης οὔτε σηκὸς οὐδενὶ Δοῦλος* u. s. w., was natürlich für die Sitte der Griechen selbst durchaus von keinem Belang ist; vielmehr finden wir von den Anfängen historischer Kunde an das Sklavenwesen in Griechenland allgemein verbreitet. Rechtlos erscheinen nun zwar die Sklaven gleich in der ältesten Zeit, und eben darum als Unfreie auch verachtet, sagt doch Eumäos bei Homer (Odyss. *P.* 322):

Ἤμισυ γὰρ τ' ἀρετῆς ἀποαίνυται εὐρύοπα Ζεὺς
Ἀνέρος, εὖ τ' ἄν μιν κατὰ δούλιον ἦμαρ ἕλησιν,

aber bei der Einfachheit des Lebens und aller Zustände ist doch das Verhältniß zwischen Herren und Sklaven mehr ein patriarchalisches, der sittliche Geist der Familie durchdringt auch die Sklaven und macht sie zu befreundeten Dienern des Hauses, wie wir es in der Hofhaltung des Odysseus erkennen, und eben durch treue Dienste gewinnt der Sklave eine gewisse Selbständigkeit und Besitz, wenn gleich die Freilassung unbekannt ist. Die Sklaven selbst im Homerischen Zeitalter sind meist durch die Wechselfälle des Krieges in diesen Zustand gerathen, doch finden sich neben diesen auch erkaufte Sklaven. Bei fortschreitender Bildung, als das gesammte Hellenenvolk immer mehr zum Bewußtsein der Einheit und Stammverwandtschaft gelangt, gilt es dagegen für unmenschlich, die Kriegsgefangenen als Sklaven zu halten, vielmehr erheischt das Völkerrecht Auswechslung und Loskaufung der Gefangenen. Jetzt werden deshalb die Sklaven durch Kauf erworben, und zwar von den Barbaren, bei denen ja die Sklaverei allgemein war; jedoch geschieht dies vorzugsweise bei den ionischen Stämmen, die wegen ihrer engern Verbindung und Verkehr mit dem Orient nicht nur mit Leichtigkeit sich Sklaven kaufen konnten, sondern überhaupt Manches von der altorientalischen Sitte beibehielten, während bei der größeren Strenge des dorischen Stammes sich vielmehr das Verhältniß der Leibeigenschaft und Hörigkeit in seinen verschiedenen Formen ausbildete. Jedoch auch hier hat Hr. Becker auf die allmälige Entwicklung dieses Verhältnisses bei den einzelnen Stämmen zu wenig Rücksicht genommen. Wie nun ferner insbesondere zu Athen bei der immer wachsenden Zahl der Sklaven, die sich mit dem wachsenden Luxus und Reichthum unendlich steigerte, der sittliche Geist der Familie die große Masse nicht mehr zu durchdringen und seine veredelnde Kraft auszuüben vermochte,

Digitized by Google

tritt auch die Erniedrigung und das Verderben dieser Menschenclasse immer mehr hervor, und in eben dem Grade wächst auch die Verachtung, mit der die Hellenen den Sklaven ansehen, die überdies ihren tieferen Ursprung hat in der wohlbegründeten Abneigung des Griechen gegen alle Orientalen, auf die er als unfreie, geistlose Wesen herabsieht. Darum hat auch der tiefsinnigste Kenner des hellenischen Wesens, Aristoteles, den Hr. Becker auf S. 22 flg. heftig tadelt, vollkommen Recht, wenn er in der Politeia den Sklavenstand als ein nothwendiges Element des griechischen Staates und der Familie (l. c. 3: *οἰκία δὲ τέλειος ἐνδούλων καὶ ἐλευθέρων*) anerkennt, und auch die Rechtmäßigkeit dieses Verhältnisses zu begründen sucht; namentlich ist es eine nationale Ansicht, auf die er I. c. 2 hinweist: *Διό φασιν οἱ ποιηταὶ Βαρβάρων δ' Ἕλληνας ἄρχειν εἰκὸς, ὡς ταὐτὸ φύσει βάρβαρον καὶ δοῦλον ὄν.* Und ebenso urtheilt Plato, der doch sonst öfter die Schranken des nationalen Bewußtseins durchbricht; nur will er die Sklaverei durchaus auf Barbaren beschränkt wissen (s. Republ. V. p. 469): *Μήτε Ἕλληνα ἄρα δοῦλον ἐκτῆσθαι μήτε αὐτοὺς τοῖς τε ἄλλοις Ἕλλησιν οὕτω συμβουλεύειν; πάνυ μὲν οὖν ἔφη.* Erst in sehr später Zeit, wo der Verfall der alten Sitte und Zucht den Sklaven in der Familie einen größeren Spielraum gestattete und das Verhältniß zwischen Herrn und Diener fast ganz umgestaltete, entsteht der Gedanke an eine Emancipation der Sklaven, und eine humanere Ansicht will ihnen die allgemeinen Menschenrechte vindiciren: jedoch ist dies eine Ansicht, die sich eben erst in der Zeit des Verfalls ausbildet; Hr. Becker ist darauf, wie auf manches Andere, was hieher gehörte, fast gar nicht eingegangen.

Wie lange die Hinterlassenen um den Verstorbenen trauerten, darüber fehlen uns bestimmte Nachrichten; bei den Lacedämoniern war die Trauer durch die Lykurgische Gesetzgebung auf 11 Tage beschränkt, siehe Plutarch. Lycurg. c. 27, allein aus den Worten des Historikers: *χρόνον δὲ πένθους ὀλίγον προσώρισεν, ἡμέρας ἕνδεκα· τῇ δὲ δωδεκάτῃ θύσαντας ἔδει Δήμητρι λύειν τὸ πένθος*, folgt, daß im Allgemeinen die Trauerzeit länger ausgedehnt ward. Hr. Becker nimmt im Excurs zur neunten Scene, Th. II. S. 199, an, in Athen sei die Trauer auf 30 Tage beschränkt gewesen, eine Vermuthung, die Manches für sich hat; jedoch bei genauerer Untersuchung steigen Zweifel auf, die sich nicht so leicht beseitigen lassen. Freilich sagt Euphiletos bei Lysias, de caede, Eratosth. p. 15: seine Frau habe sich geschmückt, nachdem der Bruder noch nicht 30 Tage gestorben war; allein diese Worte können eben auch weiter nichts sagen, als vor Verlauf des ersten Trauermonats, eben so wenig als man aus dem Vorwurfe, den Aeschines seinem Gegner Demosthenes macht (in Ctesiph. p. 468), daß er am siebenten Tage nach dem Tode seiner Tochter bei einem Opfer das Trauergewand abgelegt habe, die Zeit der Trauer bestimmen darf. Noch weniger Gewicht möchte ich auf die Stelle des Harpokration legen, welche Hr. Becker anführt: *Τριακὰς ἡ τριακοστὴ τοῦ μηνὸς· τοῖς τετελευτηκόσιν ἦγετο ἡ τριακὰς ἡμέρα διὰ θανάτου*, die viel zu unbestimmt abgefaßt ist, als daß sie irgend etwas beweisen könnte; vielmehr läßt sich aus den Worten des Pollux VIII. 146: *Προθέσεις, ἐκφοραί, τρίτα, ἔννατα, τριακάδες, ἐναγίσματα, χοαὶ, τὰ νενομισμένα* schließen, daß nach dem dreißigsten Tage noch andere Todtenopfer folgten und erst mit dem letzten Opfer (*τὰ νόμιμα*) die Trauer als beendigt betrachtet werden dürfe.

(Fortsetzung folgt.)

„Memoiren einer Pairin von England zu For' Zeiten. Herausgegeben von Lady Charl. Bury, übersetzt von Amalie Winter."

(Schluß.)

In diesem täglichen Gleis hält sich auch die Erzählung. Doch ist sie für For' Zeitalter keineswegs charakteristisch. Mit wenigen Auslassungen hätte die Scene eben so gut nach jedem anderen Namen der nächsten Vergangenheit datirt werden können. Wir wollen sie keineswegs trivial nennen, und Frauen und Männer nach dem Leben gezeichnet, sind immer willkommener als erfundene, denen man die Erfindung ansieht. Es durchweht die Memoiren ein gewisser vornehmer Moschusduft. Die Gestalten bewegen sich, trotz dem, daß sie nach der Standarte von Saint James regulirt sind, mit zwanglosem Adel; die Charaktere bewahren, im Bewußtsein stets beobachtet zu werden, einen leichten Anstand mit geistreichem Anflug. Der englische Nationalstolz macht sich besonders in Bezug auf Franzosen und französische Sitte geltend. Doch wird auch eingeräumt, daß der Engländer in manchen Dingen sehr beschränkt urtheilt, und über Alles, was in den Sitten des Auslandes von den seinen abweicht, fast erröthet. „Miß Vernon und Miß Crodenell sinken vor Entsetzen beinahe in Ohnmacht, wenn die Fremde ihre Verneigung nicht tief und nicht lang genug macht, und gar, da sie die böse Gewohnheit hat, vergnügt und launig auszusehen, wie die Natur es ihr eben eingiebt." Der Humor liegt in der englischen Luft, und ihm verdanken wir im ersten Theile manche überraschende Bemerkung, doch nachher versiegt er so ziemlich. Im Anfange des zweiten Theils wird die Eile als das Charakteristische der damaligen Epoche angegeben. „Das treibende, in steter Bewegung erhaltende System ist jetzt das System des öffentlichen und Privatlebens. Heute wird eine Sache besprochen und den andern Tag ausgeführt, über die man vorher ein ganzes Jahr würde discutirt haben, um sie erst im folgen-

Digitized by Google

den Ihre zur Ausführung zu bringen. Die Gemeinplätze sind aus der Conversation ausgeschlossen, der Ballast des Lebens ist abgeschafft, Hügel werden abgetragen, Landstraßen abgekürzt, die Kanzleigesuche beschnitten, das Whistspiel ist selbst beschleunigt, Alles ist weniger langweilig, ausgenommen die Quarantaine und die Visitationspredigten." Nur Schade, daß es nicht ganz wahr ist und selbst im Buche keine Bestätigung findet. Dieselben Zurüstungen zu Assembleen, der Prunk mit der Verwandtschaft und Freundschaft mit den ersten Häusern Englands, die Liebesintriguen und Heirathspläne, das Schmollen der Freundinnen und die Sehnsucht junger Wittwen nach früheren Geliebten wiederholen sich und ermüden. Es fehlt zwar nicht an Damen, die lächeln können, als wenn es weder Liebe noch Haß, sondern nur stolze Schwanenwürde in der Welt gäbe, doch läßt das Interesse bei dem, der erst durch das Buch die Personen kennen lernt, bald nach. Von den Intriguen des damaligen wilden Prinzen von Walis in seinem unglücklichen Verhältniß zu seinem Vater und seiner Gemahlin hört man gewissermaßen nur das Wagengerassel unter den Fenstern, nichts Specielleres, das nähere Aufschlüsse oder Schilderungen der einzelnen Charaktere und einzelne historische Thatsachen gäbe. Die Politik, das eigentliche Lebenselement jener Zeit, liegt der guten Pairin aber gar zu fern. Sie scheint kaum par ricochet einige Kunde von den Ereignissen des Tages bekommen zu haben; denn obwohl die Namen For, Sheridan und viele der bedeutendsten Männer stets mit Verehrung genannt werden, sogar die liebenswürdige politische Intrigue der Herzogin von Devonshire erwähnt wird, so würde doch bei näherem Interesse der Verfasserin selbst unmöglich die Bemerkung haben unterlaufen können, daß „die großen Geister sich täglich ins Parlement verfügten, weniger der Geschäfte wegen, als um glänzende, nichtssagende Reden zu halten, und die Welt immer Muße genug hätte, dieselben anzuhören." Bei solcher Gelegenheit können wir der edeln Lady durchaus kein Compliment machen. Noch weniger bei der jedenfalls am meisten gelungenen Stelle des ganzen Werkes, wo sich die Erzählerin höchst naiv in ihrer Theilnahmlosigkeit gegen den in aller Zärtlichkeit gewonnenen Gatten zeigt, der sich ihr und den Geschäften des Staats gänzlich aufopfert. Er sieht, durch For' mahnendes Wort, „wie er das Brachliegen seiner Talente entschuldigen wolle," angeregt, in der Vertheidigung der Sache des Volkes den Abgrund, in den sich der moderne Curtius stürzen muß. Er zieht, wie er sagt, seine mühseligen schriftstellerischen Arbeiten in seiner Wohnung an der Chesterfield-Street mit einer Leibgarde von Gläubigern und Legionen von Teufeln einer glänzenden Consulstelle in Afrika vor, während seine Gemahlin wohlgemuth im erhabenen Flitter der gesellschaftlichen Freuden und Genüsse schwebt, und erst von Freundinnen auf die durch übermäßiges Denken und Schreiben untergrabene Gesundheit ihres Gatten aufmerksam gemacht werden muß. Bei seiner Krankheit erkennen wir das zur Besinnung gekommene edle, herzige Weib, und die letzten Momente des braven Filzirnham's sind mit rührender Liebe geschildert. Aber nach seinem Tode giebt sich die durch unerwartete Erbschaft reich gewordene Wittwe wieder mit aller sorglosen Heiterkeit dem Aprilwetter der Gesellschaft hin und ist am Ende, trotz dem, daß sie die Meinung desavouirt, dennoch überzeugt, daß das Glück einer Frau vollkommen sein müsse, wenn sie als junge Wittwe geboren würde. Dabei begegnet es auch der Erzählerin, daß sie unter beständiger Redseligkeit endlich alt wird. Die munteren Mädchen um sie her werden gesetzte Frauen, die gesetzten Frauen listige Matronen, die Matronen — von Schoßhunden umlagerte Wittwen, die dann oder nie, wie die gutmüthige Verfasserin selbst bemerkt, ihre Memoiren schreiben müssen, weil ihre Geschwätzigkeit mehr noch als Lahmheit, Blindheit und Taubheit ein Vorbote des Todes ist, und sie selbst für dies litterarische Geschäft wirklich die hinlängliche Langeweile erworben haben. Wem übrigens das gut geschriebene und gefällig übersetzte Buch in die Hände fällt, der lese zuerst das Ende wo eine, wenn auch flüchtige Skizze von For' Aufenthalt in Paris gegeben, und seine Aufnahme bei Napoleon und die Begeisterung des Volkes für ihn, das sogleich nach seiner Weise Haar und Kleidung à la For trug, geschildert wird. Im Anfange des Buchs wird auf höchst naive Weise der von uns angedeutete Charakter der Memoiren bezeichnet, und wir nehmen uns deshalb die Freiheit, mit diesem Anfange zu schließen. Denn hätten wir ihn gleich vorn gegeben, so würde der Leser unsere Bemerkungen schwerlich für nothwendig gehalten haben, was in Bezug auf das Buch zuzugeben.

A. Bock.

In meinem Verlage sind so eben erschienen:

Volksbücher.

No. 18: **Wigolais vom Rade**. . . . 2½ Ngr.
No. 19 und 20: **Deutsche Lieder** zu **Schutz** und **Trutz**. . . . . 5 =
No. 21: **Hirlanda**. . . . . 2½ =

Otto Wigand.

Druck von **Breitkopf** und **Härtel** in Leipzig.

Digitized by Google

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

23. April. № 97. 1841.

W. A. Becker „Charikles. Bilder altgriechischer Sitte, zur genaueren Kenntniß des griechischen Privatlebens."

(Fortsetzung.)

Als Beweis dafür, daß die Trauerzeit mehrere Monate währte, läßt sich eine nicht uninteressante Inschrift anführen, die sich zwar nicht auf Athen bezieht, aber doch der ionischen Stadt Gambreum in Kleinasien angehört, und sicher in nicht allzu späte Zeit zu setzen ist, worin ausdrücklich bestimmt wird, die Todtenopfer (τὰ νόμιμα) sollten spätestens binnen drei Monaten dargebracht werden, die Männer im vierten, die Frauen im fünften Monate die Trauerkleider ablegen; die Inschrift befindet sich in Fellow's Reisejournal in Kleinasien, S. 31: Ἀλέξων Δάμωνος εἶπεν, νόμον εἶναι Γαμβρειώταις τὰς πενθούσας ἔχειν φαιὰν ἐσθῆτα μὴ κατερρυπωμένην, χρῆσθαι δὲ καὶ τοὺς ἄνδρας καὶ τοὺς παῖδας τοὺς πενθοῦντας ἐσθῆτι φαιᾷ, ἐὰν μὴ βούλωνται λευκῇ· ἐπιτελεῖν δὲ τὰ νόμιμα τοῖς ἀποιχομένοις ἔσχατον ἐν τρισὶ μησίν, τῷ δὲ τετάρτῳ λύειν τὰ πένθη τοὺς ἄνδρας, τὰς δὲ γυναῖκας τῷ πέμπτῳ καὶ ἐξανίστασθαι ἐκ τῆς κηδείας καὶ ἐκπορεύεσθαι τὰς γυναῖκας τὰς ἐξόδους τὰς ἐν τῷ νόμῳ γεγραμμένας. Diese Inschrift zeigt deutlich, daß man in jener Zeit vielfach von der alten hergebrachten Sitte abgewichen war, daher es nöthig erschien, durch ein Gesetz dem Unwesen zu steuern; durch die gesetzlichen Bestimmungen ward aber gewiß die Trauerzeit wieder auf das früher von der Sitte bestimmte Maß zurückgeführt. In derselben Inschrift wird dann weiter der Γυναικονόμος autorisirt, über das Gesetz zu wachen und am Thesmophorienfeste für die Frauen, welche das Gesetz treulich halten, Segen zu erflehen, die Uebertreterinnen dagegen als Frevlerinnen gegen heilige Pflichten auf 10 Jahre von allen Opfern und heiligen Handlungen auszuschließen. Merkwürdig ist besonders diese Inschrift auch deshalb, weil wir daraus ersehen, daß für die Männer eine kürzere Trauerzeit als für die Frauen festgesetzt war. Nun ist freilich, wie ich schon bemerkt habe, diese Inschrift eine kleinasiatische, allein auch in andern Staaten Griechenlands fanden ähnliche Bestimmungen statt, und namentlich war auch durch die Solonische Gesetzgebung in Athen die Trauer beschränkt worden, siehe Plutarch. Sol. c. 21: Ἐπέστησε δὲ καὶ ταῖς ἐξόδοις τῶν γυναικῶν καὶ τοῖς πένθεσι καὶ ταῖς ἑορταῖς νόμον ἀπείργοντα τὸ ἄτακτον καὶ ἀκόλαστον, worauf Plutarch einzelne Bestimmungen mittheilt, und dann hinzufügt, daß dieselben meistentheils auch noch zu seiner Zeit giltig wären, nur mit dem Unterschiede, daß es dem Γυναικονόμος obliege, über die Aufrechthaltung jener Gesetze zu wachen und die Schuldigen zu bestrafen; also gerade so, wie es in jenem Gesetz der Gambreoten bestimmt war; man ist also wohl berechtigt, jene Bestimmungen auch für frühere Zeiten und andere Gegenden als allgemein giltige anzunehmen; demnach würde die Trauerzeit für Männer etwa auf drei, für Frauen auf vier Monate auszudehnen sein.

Weiterhin auf S. 232 nimmt Hr. Becker an, daß das Trauergewand in der Regel schwarz gewesen sei, im Allgemeinen gewiß mit Recht, indeß war doch auch die weiße Farbe nicht gerade ungewöhnlich, wie aus der oben angeführten Urkunde hervorgeht, wo ausdrücklich neben der schwarzen Farbe auch der Gebrauch weißer Trauerkleider gestattet wird; ebenso möchte es auch wohl vorgekommen sein, daß Todte mit schwarzen Gewändern beerdigt wurden (was Hr. Becker ebenfalls auf S. 172 in Zweifel zieht), obwohl allerdings weiße Kleider die hergebrachte Sitte erforderte. Ich übergehe andere Punkte dieses Capitels, mit deren Behandlung ich nicht einverstanden sein kann.

Unrichtig ist, was Hr. Becker S. 213 über die polizeiliche Ordnung des Nachts in den griechischen Städten bemerkt: „Die nächtlichen περίπολοι oder Patrouillen, welche die Wachen begingen, scheinen verdächtige Leute, die sie auf der Straße fanden, aufgegriffen zu haben, — diese περίπολοι hatten, wie mehrfach beglaubigt wird, eine Glocke bei sich, um die Wachen zu prüfen, ob sie nicht schliefen." Daß zuvörderst zu Athen keine solchen Vorsichtsmaßregeln getroffen waren, geht schon aus dem Umstande hervor, daß die Unsicherheit des Nachts sehr groß war, na-

Digitized by Google

mentlich in den entlegeneren Theilen der Stadt und an den langen Mauern, wo die Dunkelheit natürlich noch größer war, als in den belebteren Theilen Athens, obgleich auch dort die Straßenbeleuchtung fehlte: Kleiderdiebstahl und ähnliche Raubanfälle, die sogar öfter zum Todtschlag führten, waren daher in Athen an der Tagesordnung; vgl. Antipho p. 631 ed. Reiske: *Ἔστι δὲ οὐκ ἀπεικὸς, ὡς οὐ τοί φασιν, ἀλλὰ εἰκὸς ἀφῃρῆσθαι τῶν νυκτῶν πλανώμενον ἐπὶ τοῖς ἱματίοις διαφθαρῆναι.* So erzählt denn der alte attische Philister Hoffegut, daß ihm auf diese Weise, als er einst von einer Kindtaufe aus der Stadt heimkehrte, der Mantel gestohlen sei, bei Aristophanes in den Vögeln V. 494:

Denn zur Kindtauf war ich geladen zu Gast in der Stadt; da trank ich ein Wenig
Und schlief dann ein; und die Anderen, eh' sie zu Tisch geh'n, krähet der Hahn schon;
Da mein' ich, es tagt, und eile mich heim nach Halimus: biege so eben
Von den Mauern hinaus und ein Gaudieb schlägt mit 'nem Knittel mich über den Nacken:
Ich sinke, versuche zu schreien, indeß hat jener den Pelz mir stibizzet.

Und weiter unten in demselben Stück, V. 1482, die wundersame Phantasmagorie:

Ein Bezirk in fernen Felden
Liegt am Rand der Dunkelheit
In der Lampeneinsamkeit,
Wo den Menschen oft sich Helden
Wandelnd jetzt und sonst gesellten
Früh und spat, nur Nächtens nie:
Nicht geheuer wär' es, hie
Solcher Zeit zu treffen sie:
Träf hier Nachts den Held Orestes
Je ein Mensch, sogleich ihn faßt es,
Und vom Schlag gerührt sein bestes
Oberkleid es ist dahin.

Denselben Manteldieb Orestes brandmarkt der Dichter in einer anderen Komödie, den Acharnern, V. 1165, in einem abenteuerlich-komischen Chorliede:

So dir ein erstes Herzeleid! Aber noch eins treff' dich in nächtiger Stunde.
Fiebererhitzt zurück bei Nacht kommst du vom Pferderennen:
Ueber den Kopf schlag' dich im Rausch irgend ein wahnsinniger Schuft Orestes:
Und greifst du dann nach einem Stein,
So faß' im Dunkeln die rasche Hand
Ein reinlich frisch gelegtes Häuflein Menschlichkeit.
Mit dem Wurf jag' schnell ihm nach: du nahst, du zielst du fehlst und trifft —
Wen? Kratin den Gecken.

Kurz in Athen wurden eben so wenig Diebe und Auflaurer, als Nachtschwärmer von den nächtlichen Dienern der Gerechtigkeit behelligt, auch würde ein solches Institut sich schlecht mit der athenischen Demokratie vertragen haben. Wie in Athen, so finden sich auch in anderen griechischen Städten keine Spuren von dergleichen Patrouillen oder Nachtwächtern, bedurfte es doch auch in vielen Staaten, wie z. B. in Sparta, derselben gar nicht. Der einzige Beweis, der sich für die Existenz derselben beibringen läßt, ist eine Stelle des sicilischen Komödiendichters Epicharmos bei Athenäos VI. p. 236 A, wo ein Parasit sich darüber beklagt, daß er des Nachts, wenn er im Dunkeln vom Weine berauscht, mühselig den Weg nach Hause suche, den *περιπόλοις* in die Hände falle; nun hat aber Epicharmos bei seinen Schilderungen immer sicilische, oder vielmehr noch specieller syrakusanische Zustände vor Augen, die in sehr vielen und wichtigen Beziehungen ganz verschieden von denen der übrigen hellenischen Staaten waren; in Syrakus nun, wo geheime Polizei, Spione und ähnliche Institute der Tyrannis sich frühzeitig ausbildeten, mag das Vorhandensein der *περίπολοι* durchaus nicht befremden, nur muß man nicht mit Hrn. Becker dies gleich auf die übrigen Staaten Griechenlands ausdehnen wollen. Das Irrigste aber ist, was Hrn. Becker weiter begegnet, wenn er behauptet, diese *περίπολοι* wären mit einer Glocke herumgegangen, um zu sehen, ob die Wachen nicht schliefen, gerade als ob es in den griechischen Staaten stehende Heere und Wachposten in Schilderhäusern gegeben hätte; die beiden Stellen aus den Vögeln des Aristophanes (V. 842 und 1159), auf welche sich Hr. Becker beruft, sind gänzlich mißverstanden; es ist dort so wenig von Nachtwächtern, als von friedlichem Zustande die Rede, vielmehr soll die neugegründete Stadt Wolkenkukelheim in Vertheidigungszustand versetzt werden, und da ist denn allerdings von der Runde (*τοῖς περιπόλοις*) die Rede, die aufpassen soll, ob auch die Wachen auf der Mauer ihre Pflicht erfüllen.

(Schluß folgt.)

Der Ursprung des Nibelungenliedes oder der Sage von den Volsungen und von Sigurd dem Fafnis-Tödter. Nebst einer Nachricht von den gothischen Verschanzungen südlich der Ostsee, als Erläuterung des Gothenzuges. Eine historische Andeutung, insbesondere für die Besitzer der Prachtausgabe des Nibelungenliedes. Aufgesetzt von A. Crüger. Landsberg a. d. Warthe, 1841.

Es hat gewöhnlich unter den Künsten nur die Poesie, unter den Wissenschaften die Philosophie das Schicksal, daß Unberufene und nicht für sie Gebildete in sie hinein zu pfuschen wagen. Für die übrigen Künste und Wissenschaften ist theils das Material nicht einem Jeden zur Hand, theils wird es auch dem eitelsten Subjecte nur zu bald klar, daß seine derartigen Versuche und Eingriffe zu nichts als baarem Unsinn führen. Es ist daher in gewisser Hinsicht interessant,

Digitized by Google

wenn wir in dem vorliegenden Werkchen eine Frage der germanischen Philologie von einem Autor behandelt sehen, der von der Existenz dieser Philologie auch nicht die entfernteste Ahnung hat. Eine solche Erscheinung giebt uns ein anschauliches Bild von der Einseitigkeit und dem haltungslosen Umhertappen einer rein subjectiven Forschung, die, von keinem wissenschaftlichen Gesetz geleitet, sich in Einfällen und Vorurtheilen umhertreibt, und wir werden um so mehr die enormen Leistungen der durch die Brüder Grimm geschaffenen Wissenschaft bewundern müssen, als wir hier ein Beispiel von der schrankenlosen Willkür vor uns sehen, in der sich namentlich die sprachlich-historische Untersuchung bewegt hat, und sich noch bewegen würde, wäre die germanische Philologie nicht auf dem festen Fundamente der Grammatik aufgeführt worden.

Der Verf. des vorliegenden Buches scheint theils am Rhein, theils in Westpreußen und Posen gelebt zu haben, und wie es die Art des Dilettantismus ist, knüpft er an jeden dieser Wohnsitze eine eigenthümliche Grille, die er mit den Mitteln, die ihm seine Beschäftigung darbietet (er scheint Architekt oder Conducteur zu sein), auf das Beste herauszuputzen bemüht ist. Am Rhein hat er eine neue Entdeckung über die Entstehung der Siegfriedsage gemacht. Er sagt: „Der Erzpriester Herr Spenrath zu Xanten sagte mir bei der Aufzeichnung des dortigen Domes, als ich mit ihm die Seitencapelle betrat: „„Sehen Sie, dort ist das Bild des heiligen Victor, nämlich des deutschen Siegfried!" Diese Worte gruben sich mir tief in das Gedächtniß. Er ist als Reiterstatue dargestellt, den Lindwurm erlegend." Diese Aeußerung und eine aus v. d. Hagen's Wilkina- und Nislungasage entnommene Notiz, daß dieser Sagenkreis im dritten Jahrhundert nach Christi Geburt beginne, bilden die Grundlage zu einem auf das Seltsamste ausgesponnenen Hypothesengewebe. Um das Jahr 240 n. Chr. kommen mit der dreißigsten oder Neptunischen Legion Siegfried's Vater, römisch genannt Victorin, und dessen Frau Victorina (Sigelinde) an den Rhein, und zwar nach Xanten, das seinen Namen von dem Tempel des Apollo (Xanthos) führt. Hier wird ihnen ein Sohn geboren, der den römisch-pathetisch klingenden Namen Marcus Piavonius Victorinus führt, und dies ist der deutsche Siegfried. Bevor er selbständig agirte, ward er von Postumus, dessen Beinamen Albinus Paululus mit Alberich der Zwerg zu übersetzen ist, gegen Gallienus gesendet, nachher regierte er allein in Gallien. Er wurde in Colonia (Cöln) von einem Krieger, dessen Weib er geschändet hatte, getödtet und von den Soldaten vergöttert. Vor oder gleich nach ihm lebte am Niederrhein Marius oder Mamurius, ein Schmidt und starker Mann, dies ist der deutsche Mimer. Siegfried nennt sich vom Wölfengeschlecht (Lupercus), ein Beiname mehrerer gallischen Familien. Das Bild eines Drachen deutet die Consecration oder Heiligung einer Person an, die Sage vom getödteten Lindwurm besagt also: „einmal die Consecration des Cäsaren durch das Volk, und dann: die noch jetzt, wie z. E. an der Werder'schen Kirche in Berlin dargestellte Allegorie der Zerstörung des Unglaubens in uns selbst und aller und jeder Ketzerei." — „Die ersten Christen bedienten sich dieses Zeichens oder jenes Fisches (ἰχθυος), von welchem sie ἰχθυολατρειαν (sic!) genannt wurden." So wird Victorinus oder Siegfried zum heiligen Victor. In dem Volksbuche heißt er „der Gehörnte." Da die Stämme der Gallier mancherlei Beinamen hatten, z. B. Nebulones, Eburones, Bagaudiä, so wurde Siegfried von fremden Volksstämmen Eburneus oder Eburo genannt. In der Wilkinasage wird gesagt, der Drache auf Victorinus' Wappen sei oben braun und unten roth gewesen. „Ich erinnere mich, daß der Drache auf der uralten Statue in Xanten eben so abgemalt ist. Dies möchte wohl etwas mehr als Zufall sein!!" Man sieht, der Verf. hat ein ganz absonderliches Talent für kühne Combinationen, und so kann es ihm nicht schwer werden, die übrigen in der Siegfriedsage agirenden Gestalten in Römer umzuwandeln. Die zu Mainz und Cöln herrschenden beiden Postumen sind die Söhne des alten Königs Nidung, der in Franken regierende Sal. Amandus ist der in der Wilkinasage vorkommende König Salomon, „denn leicht konnten die Wäringer, welche uns die Sagen aufbewahrten, beide Namen Sal. (Salvius) Amandus in Einen vereinigt aussprechen und in Salomon corrumpiren." Der Marcomannenkönig Attalus ist Etzel, die Gemahlin des Gallienus, Salonina, ist Brynhild, Cajus Pesuvius Tetricus, bei dem Victorinus' Mutter Schutz und Hilfe fand, ist Thitrik oder Dietrich. Hagen macht dem kecken Forscher, der sonst mit Allem leicht fertig wird, besondre Noth, am Ende entscheidet er sich für den Arbogastes, welcher im Jahre 392 den Valentinianus tödtete, und nimmt an, die Ueberlieferungen im Liede seien aus der Geschichte des Valentinian entlehnt. Nach solchen Entdeckungen überrascht es uns nicht mehr, daß Volcker von den Volcis Arecomicis seinen Namen hat. Aber der Verf. begnügt sich nicht, den Siegfried im heiligen Victor nachgewiesen zu haben; die Dänen, Friesen und Normannen, welche längs des Niederrheins zogen, meint er, hörten seine Geschichte und nahmen sie auf, und so sei es möglich, daß der Dänenkönig Sifert II., „der die Stimme der Vögel kannte, und den die Weiber tödteten," unser Victorinus sei. Auch der Ritter St. Georg ist mit ihm identisch, und er sagt darüber sehr naiv: „Als Constantin der Große aus Britannien kam, mußte er die am weitesten vorgeschobenen Legionen zuerst kennen lernen, mit ihnen die Sage vom Victorinus. Jene Legionen begleiteten ihn auf seinem Zuge nach Griechenland, und da kann denn wohl die Sage vom Siegfried mit Veränderung der Namen, als wenn man heute

Digitized by Google

z. E. anstatt Bernadotte Karl XIV. von Schweden sagt, nach Griechenland übertragen und St. Georg niemand anders, als unser Victorinus sein." Die bewundernswerthe Kühnheit unsers Verf. im Combiniren ist schon hinlänglich documentirt, indessen mögen hier noch einige Beispiele derselben zur unschuldigen Gemüthsergötzung der Leser folgen, die das Werkchen selbst schwerlich in die Hand nehmen werden. „Ein Beiname des Victorinus ist Piavonius. Sollte hieraus nicht der im Liede vorkommende Schwertname Balmung entstanden sein? Um so eher möglich, da auf mehreren Münzen Piavvonius geschrieben steht, das doppelte v könnte leicht für ein m gelesen werden." Ferner: „Die Könige am Rhein hießen nach der Volsungasage Giuki. Man könnte nach Art der Numismatiker den Namen herleiten von G. I. V. C. I. und als Initialen von Gallienus Imperator; Valerianus Consors Imperii betrachten. Angemessener möchte es indeß sein, solchen von G. Lici herzuleiten, nämlich von Gall. Licinius Valerianus oder von der Umschrift der Münzen." Am spaßhaftesten ist folgende Erklärung des Wortes Fafnir oder Fafnis: „Den römischen Legionären und deutschen u. s. w. Hilfsvölkern konnten die Namen der, oft nur wenige Tage regierenden, Imperatoren nicht bekannt werden; wohl aber mochte ein allgemeiner Beiname, unser heut noch gebräuchliches Pfaff denselben zugelegt gewesen sein. Denn auf einer jeden Kaisermünze steht abbrevirt: P. F. Aug., nämlich „Pfav," und dieses ist wahrscheinlich der gebräuchliche Beiname der Kaiser gewesen. Daß Victorinus den Lollianus oder Marius getödtet, den auf dem Golde ruhenden Imperator, einen Heiden (Drachen, der die Christen verfolgte), gab den wahrscheinlichen Ursprung zur Sage vom Fafnirtödter, neben seiner Bekenntniß des christlichen Glaubens." Endlich ist auch die Deutung des Wortes Nibelungen der Erwähnung werth: „Das Wort Nibelungen, Niflungen, kann entweder aus einer Corrumpirung der Wörter „navalis legio," deren Anführer Victorinus war, aus Nobiles (Caesares) oder, wahrscheinlich, aus „nebulo" entstanden sein; dieses Wort in der Bedeutung von Gueusen, Yankees, Sansculottes, im Munde der Nordländer!" Nachdem der Verf. sein merkwürdiges System entwickelt hat, theilt er, um es vollständig zu belegen, die Umrisse einiger Kaisermünzen mit, aus deren bildlichen Darstellungen, wie er meint, die Hauptzüge der Sage hervorgegangen sind. Seine Verworrenheit wird immer größer, je länger er schreibt, und es wird immer schwerer, sich aus diesem Meere von Einfällen herauszufinden. Nur so viel ist deutlich, daß er nun auch seinen zweiten Wohnsitz, das Königreich Preußen, in die Untersuchung hineinzuziehen bemüht ist. Er sagt: „Hier, im Osten Preußens, im Lande der alten Gothen und Burgunden, hört man häufig die Namen der Dietrichs-Recken. Namen wie Hagbart, Areatroth, Widor, Heim, Wittich, Hildebrand, Isebrand, Quade, Musolf u. s. f. kommen hier oft vor;" und nun folgt wieder ein Strom von Namendeutungen, eine Reihe von völlig unklar gehaltenen Betrachtungen über die Wichtigkeit der Siegfriedsage, und eine unfruchtbare Vergleichung der altgermanischen Staatenentwicklung mit der gegenwärtigen, wobei ein besonderes Gewicht auf die preußische agrarische Gesetzgebung gelegt wird.

Die zweite Entdeckung des Verf. besteht in einer von ihm aufgefundenen alten Gothenstraße, die sich durch Westpreußen und Posen hinzieht. Er sagt: „Wenn man sich von dem Ostseeufer her eine Linie gegen Süden nach Gallizien hin gezogen denkt, deren gegen Norden verlängerte Richtung über die Insel Bornholm hinaus die Küste Skonens (Schonens), des südlichsten Theiles des schwedischen Reiches, berührt, so erblickt man auf alten und neueren Karten mehrere Städte, deren Ortsnamen eigenthümlichen Ursprunges zu sein scheinen. Sonderbarerweise zieht sich aber längs jener Linie eine Reihe uralter Befestigungen entlang, welche noch jetzt überall kennbar, durchaus keine bedingenden Ursachen eines seit wenigen Jahrhunderten erst entstandenen Daseins erkennen lassen." Diese Schanzen, die auf eine Strecke von zwanzig Meilen sich von Meile zu Meile wiederfinden, sollen nun die Ruheplätze, die Halte, Etappen u. s. f. des alten Gothenheeres sein. Zur Unterstützung seiner Hypothese führt der Verf. theils die Tradition an, daß es in jenen Gegenden sehr viele jetzt eingegangene Eisenhämmer gegeben habe, die durchaus nicht slavisch gewesen sein sollen, theils muß ihm auch hier sein Talent, historische Namen zu deuten, die besten Dienste leisten. Wenn Jornandes sagt, daß der Anführer der ersten Gothen, der König Berich, dem Landungsplatze seinen Namen beigelegt habe, so weiß er sogleich, daß darunter entweder Colberg, Colubrige, Col-u-Berich oder Bergen auf Rügen zu verstehen sei. Es ist ihm dabei gleichgiltig, welchem Sprachstamme die Ortsnamen angehören; wie er bei Entwicklung seiner ersten Hypothese die deutschen Namen romanisirte, so germanisirt er jetzt die slavischen, und das Dorf Wolske scheint ihm z. B. von den Kriegsgöttinnen, „den Wolen," benannt zu sein, Lokena aber oder das heutige Leckno war der Feuergottheit der Gothen und Deutschen, dem Locke geweiht! Doch genug der Hirngespinnste, deren Widerlegung Niemand erwarten wird. Der Verf. ist ein Revenant aus einer längst untergegangenen Litteraturperiode, und seine Hypothesen können nur als Raritäten vorgewiesen werden. Wie seine vage historische Kritik einer entschwundenen Zeit angehört, so auch seine Gelehrsamkeit, denn für ihn giebt es keine neueren Forschungen, seine Quellen sind Rasche's Lexicon rei numariae, Baumgarten's Weltgeschichte, Harduin oper. selecta etc. Das Wort Gelehrsamkeit ist überhaupt cum grano salis zu verstehen, denn es begegnet ihm wohl, daß er z. B. die Stelle aus dem Jornandes: nam is locus, ut fertur, tremulis paludibus voragine circumjecta concluditur, folgendermaßen abkürzt: nam is locus tremulis paludibus circumjecta. Man könnte vielleicht meinen, es sei hart, dem Verf. durch schonungslose Aufdeckung seiner Mängel die unschuldige Freude an seinen Untersuchungen zu verderben, zumal da seine Irrthümer der wissenschaftlichen Forschung keinen Eintrag thun werden, indessen muß die Wissenschaft doch von allen Erscheinungen, die ihr Gebiet berühren, Notiz nehmen, und da deren nicht wenige sind, so wird es dem Einzelnen, der den Fortschritten einer Wissenschaft folgen will, erwünscht, ja nothwendig sein, daß ihm Erscheinungen, die durchaus von keinem Belang sind, bestimmt als solche bezeichnet werden und ihm dadurch ein unnützer Zeitaufwand erspart werde.

A. Wellmann.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Digitized by Google

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

24. April. № 98. 1841.

W. A. Becker „Charikles. Bilder altgriechischer Sitte, zur genaueren Kenntniß des griechischen Privatlebens."

(Schluß.)

Schließlich wende ich mich zu einer anderen, allerdings schwierigen Frage, deren Beantwortung Hr. Becker im Excurs zur zwölften Scene Th. I. S. 414 u. flg. versucht hat: über das Verhältniß der Frauen in Griechenland; denn gerade über dies Verhältniß beider Geschlechter zu einander treten zwei ganz verschiedene Meinungen schroff einander gegenüber; während Einige die Stellung der griechischen Frauen als eine ganz untergeordnete betrachten, der aller sittliche Halt und bedeutende Einfluß abging, haben sich gewichtige Stimmen erhoben, welche den Frauen eben so sittliche Achtung, wie geistige Bildung vindiciren wollten; als Vertreter letzterer Ansicht ist namentlich Jacobs in seinen trefflichen Beiträgen zur Geschichte des weiblichen Geschlechts (Vermischte Schriften 4. Bd.) zu betrachten, der eben, weil er die Verunglimpfungen und Entstellungen der Wahrheit, wie sie Tholuck „Ueber das Wesen und den sittlichen Einfluß des Heidenthumes" (in Neander's Denkw. 1. Bd.) ohne vertraute Bekanntschaft mit dem Gegenstande sich hatte zu Schulden kommen lassen, zu bekämpfen bemüht ist, in seinem ehrenwerthen Eifer zu weit geht, und den Frauen in der Familie und Gesellschaft eine Stellung anweist, die sie wohl nie behauptet haben. Hr. Becker bemerkt nun mit Recht, daß die Wahrheit zwischen beiden Extremen in der Mitte liege, neigt sich jedoch vorzugsweise der ersten Ansicht zu; allein ich kann durchaus nicht zugestehen, daß Hr. Becker das Richtige getroffen habe, wenn er S. 416 das Resultat seiner Forschungen in folgenden Worten zusammenfaßt: „Was die historische Zeit anlangt und namentlich die, in welcher die reichhaltigste und vielseitigste Litteratur das hellste Licht über das griechische Leben verbreitet, so ist es unleugbar, daß in dieser Zeit und gerade in dem Mittelpunkte der Civilisation die Frauen durchaus als ein untergeordnetes, von der Natur, im Vergleich zu dem Manne, den Fähigkeiten des Geistes, wie des Herzens nach vernachlässigtes Geschlecht, untüchtig zum öffentlichen Leben, leicht zum Bösen sich hinneigend, und in der Hauptsache nur der Fortpflanzung des Geschlechts, auch wohl der Sinnlichkeit und andern Zwecken des Mannes dienend angesehen werden."

Hr. Becker ist auch bei dieser Frage dadurch vom Richtigen abgelenkt worden, daß er die wesentliche Verschiedenheit der Sitte und des Charakters bei den einzelnen hellenischen Stämmen, so wie die fortschreitende Entwicklung des Lebens im Verlaufe der Zeit ganz unbeachtet läßt. Wer uns die griechische Sitte schildern will, der muß hinabsteigen bis zu dem Kindesalter des Volkes: da liegen die Keime zu allem Großen und Schönen, wie zu dem Verwerflichen und Schlechten verhüllt; wer aber auf die neuere Komödie, auf Plautus und Terentius, und wohl gar auf Lucianus und Alkiphron sich beschränkt, der kann nur ein Zerrbild des hellenischen Lebens schildern. In den Homerischen Dichtungen erscheint das Verhältniß der beiden Geschlechter zu einander als ein durchaus natürliches, auf Zucht und Ehrbarkeit begründetes; und selbst da, wo die sinnliche Begierde hervortritt, behandelt der Dichter die Werke der Natur und ihre Nothwendigkeiten, ohne sie zu verhüllen oder zu verschönern, mit sittlich reinem und edlem Sinne; selbst Schilderungen, wie in der Iliade vom Liebesgenuß des Zeus und der Here, oder in der Odyssee die Episode von Ares und Aphrodite sind so gehalten, daß noch jetzt Herren und Damen von der delicatesten Frömmigkeit dieselben ohne Anstoß lesen können. Züchtigkeit und Keuschheit bezeichnen ebenso Frauen wie Jungfrauen: oder spricht dafür nicht die ausharrende, starke Liebe der Penelope zu ihrem Gatten, der zwanzig Jahre von der Heimath entfernt ist und längst für todt gilt, die tiefe, innige Empfindung der Andromache, wie sie sich vor allen in den herrlichen Worten ausspricht:

Ἕκτορ, ἀτὰρ σὺ μοί ἐσσι πατὴρ καὶ πότνια μήτηρ
Ἠδὲ κασίγνητος, σὺ δέ μοι θαλερὸς παρακοίτης.

Und so erscheint denn auch die Frau im Hause nicht etwa im Verhältniß der Unterwürfigkeit zum Gatten, sondern als vollkommen gleichberechtigt und ebenbürtig; darum bezeichnet auch der Dichter die Eintracht der Gatten als die

Digitized by Google

schönste Zierde und das größte Glück des Hauses. Odyss. Z. 182:

Οὐ μὲν γὰρ τοῦγε κρεῖσσον καὶ ἄρειον,
Ἢ ὅτ' ὁμοφρονέοντε νοήμασιν οἶκον ἔχητον
Ἀνὴρ ἠδὲ γυνή.

Wie würdig die Stellung der Frauen in jener Zeit war, beweist hinreichend das Verhältniß der Hekabe zu Priamos, der Arete zu Alkinoos, der Penelope zu Odysseus. Aber die Ehe ist ein menschliches, mehr bürgerliches als religiöses Band; durch Uebereinkunft und Vertrag mit dem Vater, durch Geschenke wird die Gattin gewonnen; darum ist auch der Mann nicht ausschließlich an die Gattin geknüpft; Umgang mit einem Kebsweibe gilt durchaus nicht für Schande oder Unrecht, so lange nur die Rechte der ehelichen Gattin nicht gekränkt werden. Wir finden also schon in der Sitte der Homerischen Welt die Ansicht von der Ehe ausgeprägt, die sich im Verlauf der Zeit weiter ausbildete, aber nach der Stammverschiedenheit sonderte. Denn allerdings ist bei dem dorischen Stamme das Verhältniß zwischen Mann und Frau ein reineres, das häusliche Leben überhaupt inniger, sich mehr der Einfachheit der Homerischen Zeit nähernd; die Mädchen genossen fast ganz gleiche Erziehung wie die Knaben, daher ein Unterschied der Bildung nicht stattfand; zwischen Jünglingen und Jungfrauen besteht ein freierer Verkehr, wie es in dem Staate, wo Sittlichkeit und Zucht einem Jeden angeboren war, auch sein durfte, und eben daher war der individuellen Neigung ein größerer Spielraum gestattet. Die Frau genießt zwar mindere Freiheit außerhalb des Hauses, als das Mädchen, ist aber Herrin im Hause, erscheint als durchaus gleichberechtigt neben dem Manne; daher denn auch die nicht geringe Zahl ausgezeichneter und namhafter Frauen in Griechenland, die alle dem dorischen Stamme angehören. Allein auf Alles dies nimmt Hr. Becker keine Rücksicht, er läßt es entweder ganz unbeachtet, oder beurtheilt es von einem unrichtigen Standpunkte aus. Denn Hr. Becker geht von der modernen Ansicht über die Ehe aus, und beurtheilt demgemäß die griechische Sitte, und hat ferner immer wieder nur Athen vor Augen, während er Sparta fast geflissentlich ignorirt. Hr. Becker vermißt durchaus bei den Hellenen in der Ehe das gemüthliche Element, jene romantische Neigung und das Pathos der Liebe, was man heut zu Tage verlangt, und leitet daraus die untergeordnete Stellung der Frauen ab. Allein um nicht ungerecht zu sein bei der Beurtheilung der hellenischen Nation, muß man bedenken, daß die Griechen den Frauen eine Stellung, wie sie in der jetzigen Welt inne haben, weder anzuweisen brauchten, noch auch anweisen konnten. Unser Bedürfniß hat die Stellung der Frauen hervorgerufen, wir haben mehr oder weniger mit den Mühseligkeiten des äußeren Daseins zu kämpfen, niedere Beschäftigungen, Sorge um Erwerb und Brod, Rang und Stand, Vorurtheile und Convenienzen und alle die Erbärmlichkeiten des heutigen Lebens würden uns ganz zu Boden drücken, jedes edlere Gefühl in uns vernichten, wenn nicht die Frauen das heilige Feuer der Vesta am heimischen Herde bewahrten; wir müssen wirken und schaffen, uns hinaus wagen auf das stürmisch bewegte Meer des Lebens, mit tausend Sorgen und Mühen kämpfen, während das Weib im natürlichen Sein verharrend in ungetrübter Reinheit die poetische Seite des Lebens darstellt, alles Trübe und Unlautere reinigt und verklärt. Ganz anders bei den Griechen, denen das Leben selbst nur in seiner heiteren und frohen Gestalt entgegentrat, und die dasselbe mit voller Unbefangenheit zu genießen verstanden. Eben darum ist den Griechen die Ehe zwar eine Nothwendigkeit, aber eine solche, welche durch Rücksicht auf die Familie und weiter auf den ganzen Staat geboten wird. Denn die Fortdauer und Fortpflanzung des Geschlechts, das ein ewiges sein soll, bedingt die Fortdauer und Existenz des Staates; es ist daher die Ehe eine heilige Pflicht ebensowohl gegen die Ahnen des Geschlechts als gegen den Staat, und somit eine göttliche Satzung; daher die gesetzlichen Strafen gegen Ehelose, daher die häufige Adoption, wo die Ehe kinderlos war, und Aehnliches, was Hr. Becker entweder gar nicht berührt oder doch nicht in seiner wahren Bedeutung würdigt. Freilich tritt dabei die individuelle Neigung ganz in den Hintergrund, namentlich aber ist dies in Attika der Fall, was Hr. Becker natürlich vorzugsweise vor Augen hat, und dadurch zu ganz irrigen Folgerungen verleitet wird. Denn in Athen erscheint allerdings die Ehe ganz als ein Staatsinstitut, begründet zur Erhaltung der Familie und des Familienvermögens, wie dieses namentlich auch in der Solonischen Gesetzgebung, besonders in Bezug auf die Erbtöchter sich zeigt. Dazu kommt, daß bei den Attikern, wie überhaupt bei dem ionischen Stamme, im Gegensatz zu den Doriern, sich mehr das orientalische Element, das in der älteren Zeit bei Homer zurückgedrängt erscheint, ausgebildet hat, wonach denn die Frau in einem durchaus untergeordneten Verhältniß zum Manne erscheint; in der größten Zurückgezogenheit innerhalb des älterlichen Hauses erzogen, ermangelt sie aller Bildung, und kann eben deshalb auch als Hausfrau ihre Selbständigkeit nicht geltend machen. Je mehr nun die Bildung des Mannes fortschreitet, desto größer wird die Kluft, die die Frauen von ihnen trennt, desto größer das sittliche wie intellectuelle Verderben der Frauen, aber eben deshalb regt sich auch in jener Zeit des Aristophanes und Platon der Gedanke an eine Emancipation der Frauen. Doch es würde viel zu weit führen, wollte Rec. sich weiter auf die Erörterung dieses Gegenstandes, der bei Hrn. Becker durchaus nicht von dem richtigen Gesichtspunkte aus gewürdigt ist, einlassen. Rec. schließt daher mit der Bemerkung, daß er frei von allen persönlichen Rücksichten nur das wahre Interesse der Wissen-

Digitized by Google

schaft vor Augen gehabt hat, und wenn er sich auch genöthigt sah, das Verfahren Hrn. Becker's zu mißbilligen, doch seinem redlichen Streben die verdiente Anerkennung nicht entziehen will. X.

Rechtsphilosophie als Naturlehre des Rechts. Von Dr. L. A. Warnkönig, großherzogl. bad. Hofrathe und Prof. der Rechte in Freiburg. gr. 8. 1839.

Theorie des gemeinen Civilrechts. Von Dr. J. F. Kierulff, außerordentl. Prof. der Rechte an der Univ. zu Kiel. 1. Bd. gr. 8. Altona 1839. Verlag von Hammerich.

Eine gemeinschaftliche, zusammenstellende Beurtheilung zweier Werke, welche verschiedene Seiten derselben Wissenschaft auf ganz verschiedene Weise auffassen und behandeln, wird sich gleichwohl dann rechtfertigen lassen, wenn die wahre Bedeutung dieser Verschiedenheit beider, wie des Charakters des einzelnen Werkes nur aus dem Entwicklungsgange der Wissenschaft selbst recht erkannt werden mag. Um dies auf vorgenannte Werke anzuwenden, glaubt Ref. Folgendes vorausschicken zu müssen:

Die Entwicklung des Rechts aus seinem Begriffe, wie sie Hegel zuerst gegeben hat, führte in ihrer Bedeutendheit einen ganz nothwendigen Einfluß auf die Gestaltung und Behandlung der Rechtswissenschaft überhaupt herbei. Dieser Einfluß äußerte sich in seiner Geltung für die Theorie des positiven, namentlich des römischen Rechts gleich anfänglich in der Form eines sehr entschiedenen Gegensatzes gegen herrschende Ansichten, und wenn diese Entschiedenheit vielleicht zum Theil durch die Subjectivität der Repräsentanten dieses Gegensatzes ihren Grund hatte, so mag doch nicht verkannt werden, wie wesentlich und mit welcher Schärfe eben diese Gegensätze auch in ihren Principien hervortraten. Es erfolgte aber diese Anwendung auf die Theorie des positiven Rechts zunächst und mit gelungenerer Durchführung vielmehr nach der historischen Seite hin (in Gans' Erbrecht), als nach der dogmatischen. Allerdings näherte sich auch in Betreff der letzteren eine bereits von einem andern Ausgangspunkte her zu fester und wohlbegründeter Gestaltung gediehene wissenschaftliche Richtung jener in so weit, als sowohl der Gegensatz gegen einseitig sogenannte historische Behandlungsweise beiden gemeinschaftlich war, und als auch im Uebrigen die materiellen Ergebnisse ihrem wesentlichen Inhalte nach größtentheils übereinkamen. Nur die Grundlagen und die nähere formelle Entwicklung mußte unumgänglich auch hier divergiren, und es blieb in Aussicht stehen, wann und von wem hier die Bahn gebrochen werden würde. Indeß wurde wenigstens ein Stagniren der somit rege gewordenen Thätigkeit durch eine lang hin dauernde Discussion über eine einzelne Lehre verhindert, ja die physikalischen Gesetze von den Wirkungen elektrischer Reibungen schienen auch hier theilweise zur Anwendung zu gelangen. Blickt man aber von diesem Gebiete auf das zurück, von welchem wie von einem Mutterlande die gedeihliche Colonisirung des letztern eigentlich erst ausgegangen war, auf das Gebiet der Rechtsphilosophie, so finden wir hier zwar eine Menge neuer Sätze, die aber weder als ächte Fortsätze, noch als bestimmte Gegensätze zu dem System und der Methode Hegel's gelten konnten. Zwar sprachen sie zumeist ein bestimmtes Verhalten zu derselben aus, allein dasselbe war entweder kein ihrer Fortentwicklung gedeihliches, oder es verharrte auf dem Standpunkte der Verneinung, ja bloßen Abweisung, ohne auch nur die geschichtliche Geltung derselben begriffen zu haben*). Näher gab sich hier als bloße Abzweigung früherer doctrineller Auffassung die sogenannte Philosophie des Rechts nach geschichtlicher Ansicht zu erkennen. Ihr äußeres Ansehen verdankt sie den keineswegs verdienstlosen Bemühungen Stahl's, und zwei Schriften desselben Verf., dessen Werk über Naturrecht gegenwärtig zu unserer Beurtheilung vorliegt, hatten die Bestimmung, bereits in den Jahren 1829 und 1830 eben dahin zu wirken. In diesen Kreis nun tritt das letztere Werk ein; unter welchen Constellationen, ist weiter unten zu erörtern. Unsere Aufmerksamkeit nimmt zuvor noch die Prüfung des Horizontes in Anspruch, der die Entwicklung der Theorie des positiven Rechts begrenzt. Nachdem die obgedachte Discussion verstummt oder richtiger, das Wortführen an Andere, als die Häupter der sich entgegenstehenden Richtungen gelangt war, trat eine wissenschaftliche Arbeit hervor, die in ihrer Auffassung der Rechtsgeschichte das Wesen desselben Geistes bekundete, der schon früher eine Reform derselben begonnen und angestrebt hatte. War zwar auch eine größere Einseitigkeit und eine viel mangelhaftere Auffassung in vieler Hinsicht nicht abzuläugnen, so vermochte doch ein ungeblendetes Urtheil den Werth, sei es auch nur den historischen, eines solchen neuen Anfangswerkes nicht zu verkennen. Dieser Werth, diese Bedeutung gewinnt bei der Erwägung, daß von derselben Stätte geistiger Thätigkeit aus, wo Christiansen seine römische Rechtsgeschichte veröffentlichte, sein College Kierulff das oben genannte Werk ausgehen ließ, dem in sehr vielem Betracht ein gleicher Rang für die Behandlung des Dogma zukommt, wie jenem für die Behandlung der Geschichte. Doch wer-

*) Eine gesunde Fortschreitung auf dem von Hegel angebahnten, aber nicht ganz consequent und rein verfolgten Wege glaubt Ref., nach freilich nur oberflächlich genommener Einsicht, in der kürzlich erschienenen Schrift von Fr. Bitzer: „Philosophie des Privatrechts. Ein Beitrag zur Rechtsphilosophie. Stuttgart, 1840. Hoffmann'sche Buchhandl." erkennen zu müssen, und hält es, hierauf hinzudeuten, bei der Seltenheit und Bedeutendheit derartiger Erscheinungen um so mehr für Pflicht.

Digitized by Google

den wir uns einer weiteren, ohnehin bei wissenschaftlichen Werken desselben Faches nicht eben zweckgemäßen Vergleichung enthalten, um so mehr, als die Ansicht, welche Herr Kierulff über das Verhältniß seines Werkes zum gegenwärtigen Stande der Wissenschaft hat, uns hievon abzuhalten geeignet ist.

Aus dem Gesagten wird im Allgemeinen hervorgehen, welche Stellung Ref. beiden Werken anweisen zu müssen glaubt, und inwiefern eine Zusammenstellung im Interesse der geschichtlichen Entwicklung der Wissenschaft liegen mag; das nun folgende Eingehen in ihre Einzelheiten wird zur Erläuterung und Bestätigung des Bisherigen dienen.

Hr. Warnkönig hat, wie bemerkt, bereits im J. 1829 einen „Versuch einer Begründung des Rechts durch eine Vernunftidee," und im J. 1830 eine „Doctrina juris philosophica" geschrieben. Die rechtsphilosophische Theorie des vorliegenden Werkes stützt sich, seiner eigenen Angabe nach (Vorr. S. I.) auf die in jenen ausgesprochenen Ansichten, und wenn er gleichwohl eine gewisse Neuheit für dieses in Anspruch nimmt, so geschehe dies, sagt er, weil er viele Gegenstände in letzterem bespreche, welche er in seinen früheren Büchern entweder gar nicht, oder nur ganz vorübergehend berührt habe; sodann, weil er bemüht gewesen sei, seine Principien fester, als früher geschah, zu begründen, genauer zu bestimmen und die ganze Theorie mit größerer Schärfe auch in den wichtigsten Anwendungen durchzuführen; endlich, weil er den neuesten Zustand dieser Wissenschaft in allen Theilen des Buches berücksichtigt habe. Es läßt sich nicht läugnen, daß in den angeführten Punkten Einiges enthalten ist, was den Charakter und das Prädicat der Neuheit einzelnen Theilen des Buches unverkennbar vindiciren kann, und es ist eher noch eine Einschränkung dieses Zugeständnisses, das wir ihm zu gewähren bereit sind, wenn er selbst versichert, für den wesentlichsten Inhalt des Buches das Verdienst der Neuheit nicht ansprechen zu dürfen. Allein wie Hr. Warnkönig gleichwohl auf die oben angeführten Gründe die Behauptung stützen will, daß die hier versuchte Bearbeitung der Rechtsphilosophie als einer Naturlehre des Rechts eine neue, d. h. (wie er selbst sagt) eine von den bisher üblichen Behandlungsweisen des Naturrechts verschiedene zu nennen sei, will Ref. nicht klar sein. Dann müßte in der That vorher der Beweis geführt werden, daß die früher erschienenen Schriften des Verf., von denen ja ihrem wesentlichen Inhalt nach die vorliegende nicht abweicht, für die Wissenschaft gar nicht existirt haben, und daß vielmehr die von ihm zwar 1829 und 1830 in verschiedenen Sprachen ausgedrückte Ansicht vom Rechte erst jetzt durch Druckveröffentlichung in den Gemeinbesitz gegenwärtiger Wissenschaft übergehe. Denn eine Ansicht, eine Theorie kann nur dann für neu gelten, wenn sie nicht schon einmal ihrem wesentlichen Inhalt nach früher öffentlich ausgesprochen worden ist: der Verf. ist also in die Nothwendigkeit versetzt, entweder die Behauptung jetziger Neuheit, oder die Existenz seiner beiden früheren Schriften für die Wissenschaft zu desavouiren. Für Ref. aber würde, da die Lösung dieses Dilemmas auf der Hand liegt, die Nothwendigkeit eintreten, durch eine Art von Subtraction die Differenz zu ergründen, welche zwischen jenen früheren und der jetzigen Schrift des Verf., und zwar als bedeutungsvoll für die Wissenschaft, vorhanden sein möchte. Wir gehen bei der Stellung dieser Forderung von der Ansicht aus, daß das bloße Wiederholen einer früheren Theorie ihr keine Berechtigung zu einer neuen Beachtung und neuen Einfügung in die Kette wissenschaftlicher Systeme giebt. Nun würde zwar Ref. diese Mühe nicht scheuen, allein er zweifelt, daß ihre Darlegung dem Leser nur förderlich, geschweige auch willkommen sei, daß ihr Ergebniß ein Gedeihen bewirken werde. Könnte es doch — oder der Verf. müßte auch hierin sich geirrt haben — nur um Accidentielles sich handeln, nur um Modificationen, um einige Widerlagen des Gebäudes mehr, einige Strebepfeiler, vielleicht auch Eisbrecher gegen den gefährlichen Eisgang der Zeit, nur um einige neue Seitenblicke auf einige Seiten neuer Schriften, und was dergleichen mehr ist: — denn solches gesteht Hr. Warnkönig durch Obiges indirect zu. Darum hofft Ref. seiner Pflicht richtiger und ersprießlicher nachzukommen, wenn er, interimistisch die durchgehende Neuheit des Buches fingirend, sich kürzlich mit den Principien beschäftigt, die demselben zu Grunde liegen. Sind sie von der Art, daß ihnen innerhalb der wissenschaftlichen Entwicklung des Rechts eine Bedeutung überhaupt zuzugestehen ist, dann können wir ja immer noch zu der weiteren Untersuchung übergehen, in wie weit diese ihre Mission bereits vor beiläufig 10 oder 20 Jahren erfüllt sei, oder erst erfüllt werden solle; — sind sie aber nicht solcher Art, dann haben wir mit dem Mehr jedenfalls auch das Minder gethan, das uns zu thun oblag.

(Fortsetzung folgt.)

Bei mir ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Friedrich Wilhelm IV. in Königsberg.

Gr. 8. 1840. Geheftet. 5 Ngr.

Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Digitized by Google

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

26. April. № 99. 1841.

Zur Litteratur des Sanchuniathon,

mit besonderer Rücksicht auf:

Dr. F. C. Movers: Die Unächtheit der im Eusebius erhaltenen Fragmente des Sanchuniathon bewiesen. Mainzer Jahrbücher für Theologie und christliche Philosophie. 1836. Heft I.

Derselbe: Die Phönizier. Bd. I. Untersuchungen über die Religion der Phönizier. Bonn, 1841.

Seit Scaliger waren die Gelehrten gewohnt, an der Spitze ihrer Untersuchungen über alte Geschichte und Götterlehre wie von Manetho und Berosus, so auch von Sanchuniathon zu sprechen; meist zu seinen Gunsten, denn er stand in dem ehrwürdigen Rufe und Dunkel des Alterthums. Eine gleich günstige Behandlung erfuhr er auch von der friedliebenden, combinirenden Mythologie eines Görres, Creuzer, Schelling; denn es war in ihm durch Verschmelzung der verschiedenartigsten Göttergeschichten schon so viel vorgearbeitet, daß er, wo man ihn anfaßte, Beweise zu liefern im Stande war. Es sollte ihm aber nicht immer so glücklich ergehen. Schon Ursinus, welchem G. Peringer, Anton van Dale und Mosheim folgten, hatte in seiner ketzereifernden Schrift: de Zoroastre, Hermete et Sanchuniathone (Nrbg. 1661) den Philo für den advocatus diaboli erklärt gegen die Patres, welche die Sache des Christenthums vor dem kaiserlichen Tribunal zu Rom verhandelten. Doch seine Beweise, wie folgender gegen die Giltigkeit des Porphyrischen Zeugnisses für Sanchuniathon: de Porphyrio quid dicam? aut non dicam? Pudet c'ristiani nominis, si eo res rediit, ut ubi de ejus fidei antiquitate quaeritur, vomicae hae et strumae generis humani ad testimonium dicendum produci debeant (l. c. p. 182) — solche Beweise waren nicht allgemein überzeugend. Indessen trat neuestens, was die Art der Beweisführung betrifft, Hengstenberg vollkommen in seine Fußtapfen, indem er seine Untersuchung über unsern Schriftsteller mit den Worten beginnt (Authentie des Pentateuchs, I. S. 210): „Wie kann man es wagen, das elende Machwerk eines Betrügers, des Philo von Byblus — als ein Erzeugniß des angeblich uralten Schriftstellers anzuführen, hinter dessen Autorität er sich versteckt!" — nachdem er einige Jahre zuvor in seiner commentatio de rebus Tyriis recht gern den Betrüger für einen ehrlichen Mann gehalten wissen wollte, weil es galt, mit seiner Hilfe eine bestimmte Ansicht über das Verhältniß von Tyrus und Palätyrus zu beweisen; jetzt wird der ehrliche Mann zum Betrüger, weil Hengstenberg das Wort Jehova der hebräischen Sprache vindiciren will, und hiebei an dem nicht einmal in den Sanchuniathonischen Fragmenten selbst, sondern nur in Beziehung auf sie von Porphyr genannten *Ἰαεωὺ* einen Anstoß findet.

Gründlicher war Lobeck's Angriff — Meiners, Hißmann verdienen kaum eine Erwähnung — gegen die Fragmente von der Seite ihres historischen Bezeugtseins aus, in seinem Aglaophamos (1829) und der Dissertatio de Sanch. theologia punica (1839). Ihr gefährlichster Gegner erstand ihnen aber in Dr F. C. Movers.

Noch ehe er auf den Schauplatz trat, war mit großem Pompe die Wiederauffindung der vollständigen Philonischen Uebersetzung aus Norddeutschland verkündigt worden. Aber über Sanchuniathon scheint ein unglückliches Schicksal zu walten. Schon Athanasius Kircher erzählt (de Obelisco Pamphylio, Romae 1650, p. 111), Leo Allatius habe ihn berichtet, daß in einem Kloster nahe bei Rom diese Philonische Uebersetzung aufgefunden worden sei, und als man mit großem Verlangen sich darnach umgesehen, sei dieselbe plötzlich aus jener Bibliothek verschwunden gewesen und habe nicht wieder herbeigeschafft werden können. Ebenso steht es mit Wagenfeld's Manuscript; denn durch die Schrift des jüngeren Grotefend: „Die Sanchuniathonische Streitfrage nach ungedruckten Briefen" (Hannover 1836) ist die ganze Auffindungshistorie als Lüge erwiesen worden, und es blieb nur übrig, auch aus innern Gründen denselben Beweis zu führen. Dies versuchte Dr. Movers in einer Recension des Wagenfeld'schen Auszugs in den Mainzer Jahrbüchern, 1836, I. S. 95 — 108, und wie unbedingt zuzugestehen ist, mit größerem Glücke als die Lösung des an-

Digitized by Google

dern Theils seiner Aufgabe, des Beweises für die Unächtheit der Eusebianischen Fragmente, wiewohl er über diesen Theil die Ueberschrift setzte: Die Unächtheit der im Eusebius erhaltenen Fragmente des Sanchuniathon beweisen. War hier die Movers'sche Kritik eine nur negative, so hat er nun neuestens in den „Untersuchungen über die Religion der Phönizier" auch Positives gegeben.

Ehe wir uns aber in die Prüfung seiner Ansichten im Einzelnen einlassen, ist es nöthig, uns über das Object der Untersuchung, die Sanchuniathonischen Fragmente selbst, zu verständigen. Movers meint (Phöniz., S. 116, 117), Eusebius habe das, was er als Fragmente Sanchuniathon's gebe, aus drei verschiedenen Schriften Philo's entlehnt. Die bedeutendsten Mittheilungen seien aus dem Hauptwerk des Philo, der von ihm angeblich neu aufgefundenen oder vielmehr zu einem schlechten Zwecke dem Sanchuniathon untergeschobenen phönizischen Geschichte (Eus. praep. ev. p. 31—40, ed. Colon.). Ein zweites Fragment (Eus. p. 40) sei aus einer Schrift Philo's, über die Juden, entlehnt, und dann folge aus einem dritten unbekannten Buche desselben, über die phönizischen Buchstaben, ein etwas größeres Bruchstück (l. c. p. 40—42. *περὶ τῶν ὄφεων*).

Jenes erste Fragment sollte unmittelbar aus Philo excerpirt sein, das zweite aus Porphyr, „denn so konnte sich Philo hinsichtlich der Taautschriften nicht widersprechen, daß er hier das gerade Gegentheil von dem behauptet, was er in seinem Sanchuniathon über den ursprünglichen Charakter desselben ausgesagt hatte. Hier wird die mysteriöse Weisheit des Taaut gepriesen, dort sind alle Mythen und Allegorieen wahre Geschichten" (S. 118). Darum meint Movers, die Stelle (Eus. p. 40) *Τάαυτος, ὃν οἱ Αἰγύπτιοι — διδόμεναι μυστικῶς*, enthalte Worte Porphyr's, und nun erst folge von *Κρόνος τοίνυν* an das versprochene Allegat aus Philo. Allein wie will Movers alsdann p. 156 l. c. erklären, wo dieselbe Stelle von *Ἔθος ἦν τοῖς παλαιοῖς — κατέθυσεν* als aus Philo's phönizischer Geschichte entnommen wiederkehrt? Das eine Mal soll sie aus dem Buche *περὶ Ἰουδαίων*, das andere Mal aus der phönizischen Geschichte Philo's entlehnt sein. Dieser Widerspruch löst sich aber ganz einfach so, daß Eusebius die Auszüge aus Philo's phönizischer Geschichte einem Buche Porphyr's *περὶ Ἰουδαίων* entnommen hat (und p. 156 durch einen leicht zu erklärenden Gedächtnißfehler dem Philo zuschreibt, was dem Porphyr gehört), ein Resultat, auf welches schon (Eus. p. 40) der Ausdruck: *ὁ δὲ αὐτὸς ἐν τῷ περὶ Ἰουδαίων συγγράμματι ἔτι καὶ ταῦτα περὶ τοῦ Κρόνου γράφει*, führt. Denn wollte man das *ὁ δὲ αὐτὸς*, welches schon wegen des zunächst vorhergehenden *Πορφυρίου τοῦ φιλοσόφου μαρτυρίας* nur auf diesen bezogen werden kann, auf Philo beziehen, wie sollte das *ἔτι καὶ ταῦτα* erklärt werden? Philo, der die ganze Sanchuniathonische Schrift übersetzt haben soll, wird diese doch nicht einem Buche *περὶ Ἰουδαίων* einverleibt haben. Daß die ganze Stelle von *Τάαυτος ὃν οἱ Αἰγύπτιοι κ. τ. λ.* bis *κατέθυσεν* nicht dem Philo-Sanchuniathon angehöre, geht überdies sowohl aus dem innern Charakter derselben hervor, indem in den Fragmenten selbst, so ausführlich auch von Kronos gehandelt wird, nie von einer Nymphe Anobret und einem Sohne Jeud die Rede ist, als auch aus der Ausführlichkeit der Anknüpfung des Fragments über die Schlangen: *ὁ δὲ αὐτὸς πάλιν — ὁποῖα φησί*, wo Eusebius, wäre das Vorhergehende schon Philonisch gewesen, nicht der vielen Worte bedurfte, sondern einfach fortgefahren wäre: *ἑξῆς φησίν*, oder ähnlich. Eine Hinweisung darauf, daß die Fragmente, wenn einmal von Porphyrius aufbewahrt, dieses in einer Schrift *περὶ Ἰουδαίων* seien, enthalten auch die Worte des Zeugnisses, welches Porphyr über Sanchuniathon abgiebt: *ἱστορεῖ δὲ τὰ περὶ Ἰουδαίων ἀληθέστατα* (Eus. p. 31, 485). Der Schriftsteller geht von jüdischen Dingen aus; ein Zeugniß hierein gebe Sanchuniathon. Movers freilich läßt den Eusebius in seinem Eifer übersehen, daß das Zeugniß des Porphyrius nur die jüdische Geschichte betreffe (S. 118). Welche Glaubhaftigkeit des Kirchenvaters! — Es wird vielmehr aus dem Umstande, daß Porphyr's Zeugniß nicht den ganzen Sanchuniathon umfaßte, erklärlich, warum Eusebius das fremde Zeugniß immer wieder mit so vieler Aengstlichkeit beibringt (vgl. p. 30, 31, 40, 485), so wie wir daraus auch schließen können, daß er nicht den ganzen Philo selbst vor Augen hatte, sondern daß er auch das erste zusammenhängende Fragment nur aus zweiter Hand erhielt, was schon aus dem oftmals wiederkehrenden *ὧδέ πως λέγει* u. s. w. und aus der ganzen unsichern Haltung des Tons hervorgeht. Wie ließe sich auch, wenn Eusebius die ganze *Φοινικικὴ ἱστορία* besaß, das Schwanken desselben in Ansehung des Alters unseres Schriftstellers denken, welches sich aus einem umfassenden historischen Werke, wie dieses, ohne große Schwierigkeit hätte ergeben müssen. —

(Fortsetzung folgt.)

L. A. Warnkönig „Rechtsphilosophie als Naturlehre des Rechts." J. F. Kierulff „Theorie des gemeinen Civilrechts."

(Fortsetzung.)

Wir finden den nächsten Ausdruck der Basis, auf welche der Verf. seine Theorie baut, in dem ersten Capitel der Einleitung „über Ursprung, Namen, Begriff ꝛc. der Rechtsphilosophie" S. 9, wo es heißt: „Die Rechtsphilosophie als Naturlehre des Rechts muß die durch die ganze Weltgeschichte bewährte Thatsache, daß zu allen Zeiten und

Digitized by Google

unter allen Völkern der Erde Recht und Unrecht unterschieden und irgend ein rechtlicher Zustand gehandhabt werde, zum Ausgangspunkte der anzustellenden philosophischen Untersuchung nehmen, die Ursachen dieser Thatsachen aufsuchen und feststellen, und dann, nachdem sie dieselben erkannt und ihrem Begriffe nach genau bestimmt hat, aus ihnen erklären: was überhaupt Rechtens sein *kann*, was durchaus Rechtens sein *muß*, unter denselben gegebenen Umständen, und endlich nach geschehener moralischer Würdigung der höchsten Zwecke der menschlichen Dinge sagen: was Rechtens sein *soll*, und auf welchem Wege diese der hohen moralischen Bestimmung des Menschen gemäße Vollendung des Rechtes erreicht werden kann?" In einem zweiten Capitel, das die etwas befremdende Aufschrift: „Von den Quellen der rechtsphilosophischen Wahrheiten" trägt, und worin gleich anfänglich der Verf. hinwiederum sein Befremden über die Seltenheit der Untersuchung dieser Quellen ausspricht, wird zuvörderst die Möglichkeit einer Zurückführung jener Quellen auf drei Hauptarten behauptet, auf die Erfahrung, die reine Speculation a priori und — die Autorität (!). Wir müssen es uns, obwohl ungern, schon versagen, von dem über die Bedeutung der letzteren Gesagten (S. 17 ff.) Besonderes mitzutheilen; wie der Verf. im Allgemeinen davon denke, wird aus dem Schlusse nachfolgender Amplification der oben aufgestellten Principien erhellen, deren wörtliche Mittheilung uns unerläßlich scheint (S. 20): „Unsere Auffassung der Rechtsphilosophie als einer Naturlehre des Rechts nöthigt uns, aus allen Quellen des Wissens unsere Kunde zu schöpfen. Das Recht, d. h. alles *wirklich* existirende Recht, ist eine Erscheinung in Raum und Zeit. Sein Dasein ist eine durch die Erfahrung gegebene Thatsache; das Recht, dessen letzte Gründe und Natur wir erkennen wollen, ist etwas Historisches, von den Menschen in der äußern Welt Geschaffenes. Wir befragen demnach zunächst *die Geschichte*, und dann die in der Welt der Geschichte thätig auftretende Natur des Menschen. Diese enthüllt uns *das anthropologische und psychologische Forschen*. Bald dringen wir aber zur Wurzel des Rechts vor und finden sie im menschlichen Geiste, und zwar in dessen höchstem Vermögen, welches die Philosophie als Vernunft zum Gegenstande eigener Untersuchungen gemacht hat. Vom empirischen Wissen führt uns die Reflexion selbst auf die Höhe der philosophischen Speculation, nicht um eine abstracte Vernunftgesetzgebung oder den Codex eines durch sich selbst geltenden Vernunftrechts aufzusuchen, sondern um die Gesetze des menschlichen Geistes zu finden, welche den einzelnen Menschen sowohl, wie die Völker der Erde bestimmen, Recht und Unrecht zu unterscheiden, und bei der Gestaltung des geselligen Lebens Grundsätze aufzustellen, die als Recht heilig geachtet und aufrecht gehalten werden. — Es sind im menschlichen Geiste die, das in der Geschichte auftretende Recht erzeugenden Ursachen aufzusuchen, damit aus ihnen das Wesen des Rechts selbst erkannt werden möge. Und dabei genügt es nicht, diese Ursachen bloß nachgewiesen und in feste Begriffe gebracht zu haben: es muß gezeigt werden, *wie* und unter *welchen Bedingungen* diese Gesetze — gleich andern Gesetzen der Natur — wirksam sind, und warum in allem Rechte so viel Gemeinsames und zugleich so viel Abweichendes gefunden wird. — Nur so aufgefaßt kann der Rechtsphilosophie der Name einer Naturlehre des Rechts gegeben werden. Wenn es uns gelingt, das *Natürliche* im Rechte, d. h. das durch die, sowohl das Innere des menschlichen Individuums, als das Gesammtleben der Menschen beherrschenden Gesetze der Natur geschaffene, sich in der Geschichte des Rechts offenbarende Allgemeine zu erfassen, gelangen wir zu dem vergebens bisher erstrebten Ziele, die Geschichte mit der Philosophie, das, was *ist*, mit dem, was sein *soll*, zu versöhnen und die wichtigsten Fragen zu lösen, welche die abstracte Rechtsphilosophie nicht gelöst, die bloß empirische oft nicht einmal aufgeworfen hat. Es muß die Uebereinstimmung der speculativen und empirischen Wahrheiten nachgewiesen werden und die zwischen dem Naturrechte des Rationalismus und dem historischen Rechte liegende Kluft verschwinden. Auf diese Weise behandelt, wird die Rechtsphilosophie zugleich pragmatisch sein, indem nur die von allen Seiten aus beleuchtete Rechtskunde den richtigen Weg zum wahren Fortschritte der rechtlichen Einrichtungen und der Gesetzgebungen zu finden weiß."

So wenig wir uns mit vorstehender Auseinandersetzung befreunden mögen, so liegt dieselbe doch nicht außer den Bahnen, welche in der Philosophie überhaupt einmal eingeschlagen worden sind, und welche, wenn immer als einseitiges und überwundenes Moment, in der Geschichte der Wissenschaft auf einem gewissen Punkte ihre Berechtigung haben. Wir wissen aber in der That nicht, was wir zu dem nun folgenden Satze sagen sollen: „Neben der Erfahrung und der Speculation wird uns *die Autorität anzurufen nicht verboten sein*: die *menschliche* deshalb nicht, weil wir auf die Höhe unseres Wissens nur durch die nie unterbrochenen Bestrebungen der größten Geister aller Zeiten gelangt, und seine Resultate das Gemeingut der gebildeten Menschheit geworden sind: die *göttliche* insofern, als die christliche Moral die erhabenste und wahrste ist, und über anderthalb tausend Jahre auf die Rechtsbildung der europäischen Menschheit einen unauslöschlichen — man möchte sagen, wunderbaren Einfluß geübt hat. Es soll indessen die Frage nicht übergangen werden: ob es wissenschaftlich möglich ist, auf sie ein bestimmtes, für ausschließlich wahr geltendes Rechtssystem, als ein von der Gottheit selbst geoffenbartes Naturrecht zu gründen." Die Autorität — als Quelle philosophischer Wahrheiten!

Digitized by Google

Schon dieser einzige Satz könnte hinreichen, um die Unberechtigung des Buches zu einer wahrhaften Geltung als Rechtsphilosophie darzuthun. Und die Ausführung bestätigt dies. Der Verf. giebt im ersten Buche Grundzüge einer Geschichte der Rechtsphilosophie. Diese Geschichte ist sehr äußerlich gehalten, hat aber als geschickte, und wie es scheint sehr umsichtige Materialiensammlung Verdienst. Das zweite Buch, Fundamentallehre, zerfällt in folgende Capitel: 1) Physiologie des menschlichen Willens. 2) Begriffsbestimmung des Gerechten. 3) Die Grundbedingungen des Rechts. 4) Von der Natur des Rechts. Der Verf. geht von der geschichtlichen Thatsache eines Unterschiedes zwischen Recht und Unrecht aus, er findet die nächste Ursache des Daseins der als Recht bei einem Volke befolgten Maximen in den menschlichen Handlungen (S. 179) und gelangt so zu einer Untersuchung über den menschlichen Willen. Diese Untersuchung verwandelt sich aber in eine andere über die höchsten Gesetze des Begehrungsvermögens zur Auffindung der letzten Gründe des Rechts, und es erfolgt eine „Nachweisung der drei Haupttriebe, der Eigenliebe, der Philanthropie und der Gerechtigkeit." Mit einer Begriffsbestimmung des Gerechten beginnt das zweite Capitel, wobei der Verf. das *suum* (in dem Sinne des: suum alteri tribuere) als das wichtigste Element der Definition der Gerechtigkeit bezeichnet, und gelangt nun, nach einer Erörterung der bekannten Distinctionen in jus naturale etc., und in objectives und subjectives Recht (S. 225), zu dem Satze: „Recht ist, was in den geselligen Verhältnissen von den sie bildenden Menschen, als der Gerechtigkeit gemäß, d. h. als das in denselben nothwendig zu Achtende und aufrecht zu Erhaltende anerkannt wird." Es sei uns erlaubt, nach diesen Proben sogleich zu dem dritten Buche, den Grundzügen eines philosophischen Rechtssystems überzugehen. Der Verf. beginnt zwar mit der Lehre von der juristischen Persönlichkeit, erklärt aber sogleich (S. 284) die Rechtsfähigkeit als „das Product des positiven, d. h. wirklichen Rechts." Er behandelt die übrigen Theile des Privatrechts in der Ordnung, daß er im zweiten Capitel von den Familienverhältnissen, im dritten von den Sachen und den Rechten auf Sachen, im vierten Capitel von den Handlungen spricht; in einem fünften Capitel handelt er von den Sanctionen des Rechts und giebt dann in Capitel sechs und sieben nur Umrisse des allgemeinen Staats- und des Völkerrechts.

Fügen wir zu dem, was sich aus dem Angeführten schon ergiebt, noch hinzu, daß die Auffassungs- und Darstellungsweise des Verf. in einem äußerlichen Herantreten an und Sprechen über seine einzelnen Objecte besteht, welches sich noch dazu einerseits an die Grundsätze des römischen Rechts anschmiegt, anderseits in einer Menge von Citaten und Anführungen aus Stellen anderer Rechtslehrer Stützen zu finden meint, so glauben wir den Charakter, und zwar den unphilosophischen des Buches genügend bezeichnet zu haben. Es ist in der That nicht viel mehr, als eine Amplification der bis auf die neuere Zeit üblichen Vorbemerkungen, die man den Compendien des römischen Rechts vorausschicken zu müssen glaubte, um einige allgemeine Rechtswahrheiten in der den Römern beliebten, oder als ihnen beliebend von den Neueren aufgestellten Form und Terminologie anzugeben; zu dem reinen Begriffe dessen, was man unter einer, nicht richtig so bezeichneten, Philosophie des römischen Rechts — oder des positiven Rechts, wie man zu sagen pflegte — zu verstehen hat, erhebt sich das Buch nicht einmal und kann also noch viel weniger für eine Philosophie des Rechts gelten. Wenn daher der Verf. (Vorr. S. V) sagt, „seine rechtsphilosophische Theorie könne als das Kind aller Hauptsysteme des Naturrechts seit Grotius angesehen werden," so ist dies höchstens insofern richtig, als er sich bemüht hat, die Ansichten von philosophischen Schriftstellern fast aller Farben in das Gewebe seiner Darstellung, bald als Nebenzierde, bald als integrirenden Bestandtheil aufzunehmen, und überhaupt bei jeder wichtigeren Lehre die differenten Behandlungsweisen Anderer neben einander im Texte oder in den Noten als Vor- oder Beiläufer der seinigen anzuführen; inwiefern hierbei nun von einer Generationenreihe die Rede sein sollte, würde eine question de la paternité wohl viele Väter dieses Kindes nachweisen. In dem Sinne aber, wie eine solche historische Abstammung eines neuern Systems von den früheren allein richtig ist, inwiefern dasselbe nämlich den bisherigen Entwicklungsgang der Rechtsphilosophie in sich aufgenommen und einen Fortschritt auf dieser Bahn durch seinen Inhalt gegeben hat, kann gegenwärtige Theorie nach alle dem Gesagten weder als ein Kind jener Systeme, noch als ein Kind der gegenwärtigen Philosophie betrachtet werden. Vielleicht tragen zu der weiteren Beleuchtung des Standpunktes, den sie einnimmt, noch folgende eigene Worte des Verf. bei (Vorr. S. V): „Es ist Bedürfniß, eine philosophische Grundlage für das Recht zu finden, welche den Rechtshistoriker und den praktischen Juristen nicht minder befriedigt, als den Philosophen, welche die Speculation mit der Geschichte versöhnt und das wirkliche, d. h. das positive Recht mit der Fackel der Philosophie beleuchtet, dessen Natur aufhellt und auch für die Gesetzgebungswissenschaft leitende Grundsätze giebt. Es bedarf besonders die historische Schule der deutschen Rechtsgelehrten eine solche Theorie, um dem Vorwurfe zu entgehen, sie stütze das Recht auf einen geschichtlichen Fatalismus."

(Fortsetzung folgt.)

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Digitized by Google

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

27. April. № 100. 1841.

Zur Litteratur des Sanchuniathon.

(Fortsetzung.)

Wir haben sonach als Sanchuniathonische Fragmente bei Eusebius nur die große, fortlaufende Mittheilung über die θεολογία Φοινίκων (p. 33—40) und die Stelle über die Schlangen (p. 40 u. 41; wo übrigens das Philonische Bruchstück bereits mit κατέταξε γραφαῖς schließt) anzusehen. Von der letzteren Stelle, wie Movers will (a. a. O. S. 106, 117), anzunehmen, daß sie aus einem besonderen Werke Philo's, über die phönizischen Buchstaben, entnommen sei, dazu ist kein Grund vorhanden, indem die Worte eben so gut aussagen können: da wo Philo von den στοιχεῖα handelt, sagt er u. s. w. — Wie kommt aber Movers dazu, das στοιχεῖα mit „Buchstaben" wiederzugeben? In dem ganzen Abschnitt p. 40—42 ist von dem ägyptischen Kneph und dem phönizischen Ophioneus als Darstellungen der στοιχεῖα die Rede. Wann hat aber Kneph, wann hat Ophioneus einen Buchstaben dargestellt? Wann hat man Buchstaben zu göttlicher Heiligkeit erhoben (ἀφιερεῖν), ihnen Opfer, Feste und Orgien gefeiert? (Eus. p. 42). Movers sagt selbst (Phön. I. S. 499, 504), daß jene beiden Symbole den Κόσμος und kosmische Potenzen bedeuten; so ist auch hier στοιχεῖα mit „Elemente" zu übersetzen.

Eusebius selbst kennt keinen andern Zeugen für die Fragmente, als Porphyr, er kennt Sanchuniathon nur aus den Excerpten in Porphyr's Schrift περὶ Ἰουδαίων. Eine solche ist uns zwar weder erhalten, noch finden wir sie sonst wo genannt, aus Eusebius (praep. ev. X. p. 484, 485) aber wissen wir, daß er in seinem Werke gegen die Christen die Hebräer, Moses selbst und die Propheten angreift. Keines der Bücher, deren Inhalt wir aus Citaten der Patres kennen, enthält diesen Angriff; da überdies Eusebius sogleich nach jener Notiz, aus dem vierten Buche κατὰ Χριστιανῶν die Worte Porphyr's beibringt, welche sich auf Sanchuniathon beziehen und, wie wir oben gesehen haben, an jüdische Dinge anknüpfen, so liegt nichts näher, als die Vermuthung, daß eben dieses vierte Buch des Porphyrischen Werkes gegen die Christen identisch sei mit der p. 40 genannten Schrift desselben περὶ Ἰουδαίων. (Denselben Schluß macht aus jenen Stellen ganz ohne Rücksicht auf Sanchuniathon Holstein, wenn er de vita et scriptt. Porph. in Fabric. bibl. T. IV. pars 2. p. 275, die historia Mosaica et Judaeorum antiquitates als Inhalt des vierten Buchs angiebt).

Movers sieht außer diesen Fragmenten auch als Sanchuniathonisch an Euseb. de laud. Const. c. 13: Φοίνικες — ἀνηγόρευσαν. Dadurch, daß übrigens die hier genannten Götternamen denen bei Eusebius in den Fragmenten ähnlich, keineswegs gleich sind, wird nicht sowohl bewiesen, daß sie aus Sanchuniathon, sondern vielmehr, daß sie nicht aus ihm sind. Von den beiden Stellen bei L. Lydus, de menss. p. 116 u. de magistr. I, 11. p. 130 (ed. Bekker) ist nur die erstere erweislich Sanchuniathonisch. Dasselbe, was von Eus. laud. Const. c. 13, gilt auch von Lydus de menss. IV. 38, 98.

Von wem rühren nun diese den Namen Sanchuniathon's tragenden Fragmente her? In der Abhandlung, Mainzer Jahrbücher, 1836, Heft I., hatte Movers auf diese Frage geantwortet: Sie sind ein Machwerk Philo's, und es hat nie ein Sanchuniathon gelebt. Schon die Bedeutung seines Namens φιλαλήθης läßt auf einen erdichteten Verfasser schließen (S. 53, 58). Daß diese Schriften nicht von einem alten Autor herrühren können, dafür sind schlagende Beweise: 1) daß Philo sich auf ein ägyptisches und zwar sehr spätes Apokryph, die Schriften des Taaut oder Hermes Trismegistos, beruft (S. 54); 2) daß er wirklich ein ägyptisches Buch benutzt hat, wie aus dem, was er über Μώτ (S. 60), über die allmälige Entwicklung der Menschen aus thierischem Zustande, über den Bau von Hütten aus Papyrus (S. 62), über die Schrifterfindung durch Taaut sagt, welche die Aegypter ihrem Thot beilegen u. s. w., hervorgeht; 3) Philo's Quelle war ohne Zweifel Manetho (es folgen einzelne Nachweisungen; S. 67—70). 4) Es ist auf eine Travestie Hesiod's abgesehen. Kurz „Philo's Sache ist zum Spruche überreif" (S. 91), seine Schrift enthält nur spätes Machwerk. — Von diesen

Digitized by Google

Beweisen allen ist aber nicht Einer vollkommen stichhaltig. Jene Deutung des Namens Sanchuniathon beruht auf falscher Erklärung der Stellen Eus. p. 31, 485, wo φελαλήθως zu lesen und nicht mit Orelli ganz irrig φελαλήθης zu emendiren ist (vgl. Paulus in den Heidelberger Jahrbüchern, 1836, II. S. 883). Was den andern Beweis betrifft: woher weiß denn Movers, daß Philo, wenn er sich auf Schriften des Taaut bezieht, unter denselben die sehr spät in Aegypten entstandenen Schriften des Hermes Trismegistos, welche wir besitzen, versteht? — Wir halten ihm seine eigenen Worte (Phön. I. S. 113) entgegen: „Wenn aus jüngerer Zeit Hermetische Bücher mit dem offenbaren Stempel der Unächtheit an der Stirn zum Vorschein kommen, so kann dies kein Urtheil über das Alter der heiligen Litteratur bei den Aegyptern überhaupt begründen." Konnte Philo nicht eine alte Taautlitteratur haben? und wenn dieses, war sie ägyptisch? Dies ist eine zweite Frage, welche auf die Reihe von Beweisen führt, welche Movers für die Benutzung eines ägyptischen Apokryphs beibringt.

Für's Erste, wenn überhaupt von einem Taaut die Rede ist, so folgt noch keineswegs, daß der ägyptische Thot gemeint sei, indem die Phönizier einen ähnlichen und ähnlich benannten Gott haben konnten und wirklich hatten (vgl. das Zeugniß Varro's, de ling. lat. V. 10: Principes dii coelum et terra, qui in Aegypto Serapis et Isis, Taautes et Astarte apud Phoenices etc.). Dies hat nun Movers dadurch anerkannt, daß er dem Taaut eine Stelle in dem phönizischen Pantheon gönnt (Phön. I. S. 500 flg.). Ist aber das, was Philo unter dem Namen Taaut's giebt, Phönizisch oder Aegyptisch? Nach Movers unbedingt das Letztere. Das p. 33 vorkommende Μώτ, meint er S. 60, sei „ein interessantes Mißverständniß" der ägyptischen Quelle. Plutarch (de Is. et Os. T. IX. p. 181, ed. Hutten.) sagt von der Isis, daß sie bei den Aegyptern Μούθ heiße, welches Mutter bedeute. Mutter sei die Isis als Erde, und zwar als der Theil derselben, welcher vom Nil überschwemmt und von seinem Schlamme bedeckt werde. Philo erkläre also durch ἰλύς jenes Wort der Sache nach richtig, der Bedeutung nach falsch. Ganz abgesehen davon aber, daß Philo, wenn er ein ägyptisches Buch benutzte, auch Aegyptisches verstehen mußte (zum Mindesten eben so gut als Plutarch), so dürfte schon diese Richtigkeit der Sache darauf hinweisen, daß beide aus einem dritten, sie umfassenden Begriffe hervorgegangen sein können. Ebenso willkürlich läßt Movers den Philo mit seinem Thot schalten in der Erzählung (Eus. p. 35), daß Hypsuranios zuerst in Tyrus Hütten von Papyrus gebaut habe. Philo habe, vergessend, daß die ägyptische Papyrusstaude nicht auf der Felseninsel Tyrus wachsen könne, eine in seiner ägyptischen Quelle den ersten Bewohnern des Nilthales beigelegte Erfindung seinen Landsleuten angeeignet (S. 60, und wiederholt in den Phön. I. S. 137). Was ist aber das für ein Phönizier, — Philo war doch auch nach Movers' Ansicht aus Byblos, — der nicht weiß, daß in seinem Vaterlande kein Papyrus wächst? (Daß Hypsuranios auf der Insel Tyrus gewohnt habe, steht nicht in dem Fragmente). Wir können Philo dieser allzu großen Vergeßlichkeit entladen, indem wir uns von Plin. H. N. XXI, 22 und Theophr. hist. plant. IV, 9 bezeugen lassen, daß Papyrus auch in Syrien gewachsen sei, und von Bruce, daß er noch dort wachse (vgl. Ersch und Gruber Enc. Sect. III. Th. XI. S. 230). — Die Vermuthung, daß Philo den Manetho benutzt habe, stützt Movers nur darauf, daß Philo die Schriften des Taaut, weil sie mit Hieroglyphen geschrieben, nicht habe lesen können. Manetho sei ferner überhaupt bei den Griechen und gebildeten Nichtgriechen sehr beliebt gewesen. Philo habe aus dem zweiten ägyptischen Könige Athotis bei Manetho Thot gemacht, weil beide medicinische Bücher geschrieben (?) u. s. f., ein Gebäude der unsinnigsten Conjecturen (S. 68 u. 69). Bei all' dieser Sucht, den Philo zu ägyptisiren, ist aber Movers doch eine Angabe Philo's entschlüpft, welche er am ehesten hiezu hätte benutzen können. Er macht nämlich zu der Angabe Philo's S. 39, daß Astarte einen Stierkopf sich auf's Haupt gesetzt habe, als Abzeichen königlicher Würde, den Ausruf: „Was soll man aber dazu sagen, wenn er (Philo) die Sicheln des gehörnten Mondes, mit welchen die Göttin (Baaltis oder Astarte) abgebildet wurde, für Stierhörner gehalten hat!" (S. 87). Hier muß also Philo, welcher früher die Worte des ägyptischen Buches nicht verstand, ein Bildniß, welches etwa darin verzeichnet war, falsch angesehen haben. Aber das falsche Verständniß scheint hier auf einer anderen Seite zu liegen. Movers weiß nicht, daß auf so vielen ägyptischen Denkmalen eine Göttin mit Hörnern vorkommt, in deren Mitte sich eine Scheibe befindet. Die Scheibe ist der Mond, die Hörner sind Stierhörner, die Göttin ist Isis (vgl. Descr. de l'Egypte, Thebes, p. 127, und Herod. II. 41). Hier wäre es für den oberflächlichen Beurtheiler am Platze gewesen, auf Aegypten hinzuweisen. Doch Movers ist in den Phön. I. S. 376 u. 77 zur Erkenntniß gekommen, wenn er sagt: „Sehr gewöhnlich scheinen die Darstellungen beider Götter, des Moloch sowohl, als der Melechet, mit dem Stierkopf gewesen zu sein; denn nicht sowohl der Stier, als seine Hörner, in denen seine Kraft ruht, sind hier Symbol. Weil die Astarte mit dem Stierkopfe dargestellt wurde, habe sie, sagt die phönizische Mythe, als ein Sinnbild ihrer Herrschaft sich dasselbe aufgesetzt (an Mondhörner ist also hier gar nicht zu denken. Auch die Athor wurde mit dem Kuhkopf dargestellt; aber gewiß nicht als Mondgöttin). Da schon im alten Testament ein Astarat-Karnaim, d. h. gehörnte Astarte, als Eigenname vorkommt (Gen. 14, 6), so kann wohl keine Frage sein, daß diese

Digitized by Google

Darstellungsweise nicht etwa nur uralt, sondern auch der asiatischen und nicht etwa der ägyptischen Symbolik angehört."

Was Movers über eine beabsichtigte Travestie Hesiod's sagt (S. 82), verdient gar keine Widerlegung. —

Obwohl nun keiner dieser einzelnen Züge schlechthin auf Aegypten zurückzuführen ist, so kehrt dennoch bei der auffallenden Aehnlichkeit aller dieser Züge mit Aegyptischem die Frage wieder, in welchem Verhältnisse sie zu den Vorstellungen jenes Landes stehen. Der Beweis für einen in die Urzeiten zurückgehenden Zusammenhang Phöniziens mit Aegypten wäre auch von dem Historiker leicht zu führen, wenn es erst zuvor der wissenschaftlichen Mythologie hinlänglich zum Bewußtsein gekommen wäre, in wie nahem verwandtschaftlichen Verhältnisse einerseits die vorderasiatischen Religionen alle zu Aegypten stehen, und wie sie anderseits sämmtlich sich in Gegensatz gegen die Religionen des hinteren Asiens stellen. Aber die Mythologie hat bisher Aegypten ganz losgerissen aus dem Verbande der Völker und, weil seine Religion sich an die Individualität des Landes angeschmiegt und mit Hilfe einer hochgebildeten Priesterschaft nach allen Theilen sich systematisirt hat, in den roheren Religionen Vorderasiens keine ungebildeteren Schwestern der ägyptischen anerkannt, sondern alle Aehnlichkeiten, welche sie in jenen fand, nicht als ursprünglichen Besitz, sondern als Uebertragenes aufgefaßt. — Kann doch selbst Movers (Phön. I. S. 40 flg., 56 flg.) einen uralten Verkehr und gegenseitigen Einfluß Phöniziens und Aegyptens nicht läugnen, obwohl er in Beziehung auf die beiderseitigen Religionen gewiß nicht durch Aehnlichkeiten bestochen ist, wenn er „die Grundlage der Religion der Aegypter um so sicherer für Thierdienst (!) hält, da sie einem Volksstamme angehörten, dem afrikanischen Negerstamme (?), der von Alters her auf dieser Religionsstufe sich erhalten hat, während der phönizische Götterdienst auf Verehrung der Gestirne basirt ist" (S. 41). Nichts liegt nun näher, als von so altem Verkehre rückwärts, wo nicht auf Verwandtschaft des Stammes, so doch des allgemeinen und insbesondere religiösen Lebens, welches in den Urzeiten das bewegende Element war, zu schließen, oder vorwärts auf Assimilirung des Cultus, welche durch Austausch der religiösen Vorstellungen (nicht der Bücher allein, wozu Movers denselben verkörpert, Phön. I. S. 140) hier um so gewisser und leichter vor sich gehen mußte, als auch der ägyptische Cultus seiner Grundlage nach Sonnen- und Monddienst ist. — So wäre man also auch bei stark ägyptischer Färbung des von Philo Vorgetragenen noch nicht genöthigt, geradezu ägyptischen Ursprung anzunehmen; und nähme man auch einen solchen an, so wäre doch die Schrift, selbst bei Benutzung einer Taautlitteratur, nicht nothwendig späten Ursprungs. Denn Movers sagt selbst Phön. I. S. 112: „Es läßt sich hinsichtlich der heiligen Bücher der Aegypter nicht bezweifeln, daß sie eben so alt sind, als die Ausbildung des Priesterwesens und die hierarchische Gestaltung aller Verhältnisse des religiösen, wie des politischen Lebens, die sich auf ein geschriebenes Gesetz gründete, daß mithin die Entstehung einer heiligen Litteratur bei ihnen in ein noch früheres Alter zurückgeht, als die ältesten Theile des alten Testaments, die schon das ägyptische Priesterwesen so schildern, wie es wesentlich dasselbe, in späterer Zeit genauer bekannt wird."

Wir sind somit durch die bisherige Beweisführung Movers' noch keineswegs befriedigt, und sehen zu, zu welchen neuen Beweisen und neuer Gestalt sich die Sache Sanchuniathon's in den „Phöniziern" fortbewegt hat.

(Fortsetzung folgt.)

L. A. Warnkönig „Rechtsphilosophie als Naturlehre des Rechts." J. F. Kierulff „Theorie des gemeinen Civilrechts."

(Fortsetzung.)

Wir wenden uns zu Kierulff's „Theorie des gemeinen Civilrechts." Spräche auch nicht der erste Satz der Einleitung es aus, daß in Betreff einer solchen Theorie der Versuch, einen von den gangbaren Vorstellungen abweichenden Begriff aufzustellen und durchzuführen, kein willkürliches Unternehmen sei, sondern dem eigenthümlichen Entwicklungsgange der deutschen Jurisprudenz und dem praktischen Bedürfniß der Gegenwart entspreche: so würde uns schon der Verlauf der Darlegung seiner Principien überzeugen, daß der Verf. jenen Entwicklungsgang, wie dieses Bedürfniß genau in's Auge gefaßt und erwogen habe. Wir haben uns daher mit dieser in der Einleitung gegebenen Darlegung näher zu beschäftigen.

Der Verf. entwickelt die wesentlichsten Momente der Geschichte des römischen Rechts in Deutschland seit dem 15ten Jahrhundert, indem er vorzüglich die Grenzen der Anwendung desselben als gemeinen Rechts bezeichnet, und im Allgemeinen den Grundsatz der unbedingten gemeinen Giltigkeit des Justinianischen Rechts in seiner Entstehung und Fortbildung nachweist. „Erschüttert (heißt es S. XIII) wurde die Herrschaft dieses Satzes erst durch die theoretischen und praktischen Tendenzen, welche am Ende des 18. und zu Anfange des 19. Jahrhunderts hervortraten, indirect durch die naturrechtlichen Theorieen, direct durch die legislativen Reformen, welche in den bedeutendsten Ländern Deutschlands unternommen wurden." Beide stellt der Verf. als coordinirte Producte des nämlichen, die damalige Zeit beherrschenden Grundtriebes dar und weist die Rückwirkungen auf die Basis des obigen Grundsatzes des Weiteren nach.

Digitized by Google

Von den Veränderungen der Theorie des gemeinen Civilrechts bemerkt er, außer der Hindeutung auf die unmittelbare, durch das Lossagen von der Behandlung des Stoffes nach der Justinianischen Titelfolge geschehene Aenderung, noch Folgendes (S. XV): „Auch wurden manche Stimmen laut, welche die Unausführbarkeit des alten Dogma, wornach dieses ganze Recht als eine von Justinian selbst ausgegangene Schöpfung und als eine wirkliche Einheit angesehen werden soll, aussprachen, und die Ansicht vernehmen ließen, daß diese Legislation vielmehr ein innerlich unzusammenhängendes, bloß durch den Machtspruch Justinian's nothdürftig zusammengehaltenes Aggregat von Einzelnheiten sei. Allein dennoch wagte man es nicht, sich diesem Machtspruch zu entziehen und zu der Einsicht sich zu erheben, daß jener Wille und Ausspruch des Kaisers bloß eine durch den Rechtszustand seiner Zeit bedingte, durch die Oberflächlichkeit und Unmündigkeit der damaligen Jurisprudenz nothwendig hervorgerufene Maßregel war. Das wesentliche Bestreben der gemeinen Theorie ging demnach nach wie vor dahin, die nach der Natur der Sache nothwendig immer neu sich erhebenden Widersprüche zwischen den verschiedenen Theilen der Justinianischen Compilation auf irgend eine Art zu tilgen. Die Praxis konnte bei diesem Wust von Controversen, welche lediglich dem Festhalten jenes alten Dogma ihr Dasein verdanken, nichts Anderes thun, als blindlings eine Ansicht herausgreifen und der traditionellen Auctorität dieses oder jenes juristischen Schriftstellers sich unterwerfen." Bei Gelegenheit vorstehender Exposition verbreitet sich der Verf. weitläufiger über und gegen die Richtigkeit der gangbaren Doctrin hinsichtlich der Vereinigung widerstreitender Theile des Justinianischen Gesetzbuches, und weist — was wir des später folgenden Gegensatzes wegen hier besonders herausheben müssen — nach, wie die gehäufte Annahme von Singularitäten und Ausnahmen der Rechtsregeln in den civilistischen Lehrbüchern zumeist ihr Entstehen der Voraussetzung des oben gedachten Dogma zu verdanken habe. „Gegen jene Tendenzen (fährt er S. XVIII fort) des Naturrechts, der Codificationen und der vorzugsweise sogenannten praktischen Methode der Behandlung des gemeinen Civilrechts erhob sich hierauf eine Richtung, welche man mit dem Namen der historischen Schule zu bezeichnen pflegte. Sie ging ebenfalls hervor aus dem allgemeinen Drange des Zeitalters, ein Heilmittel für den vorhandenen Rechtszustand zu finden. Aber sie verwirft die Grundsätze des Naturrechts als bloße inhaltslose Abstractionen — — —; sie verwirft jene Gesetzbücher als unreife Versuche — — —; sie dringt darauf, daß man durch Erforschung der historischen Grundlagen des in Deutschland herrschenden Rechts, insbesondere durch die Erkenntniß des Wesens und der Methode der römischen Jurisprudenz sich erst befähige, selbständig schaffend im Gebiete des Rechts aufzutreten. Die von dem Einfluß dieser neuen Richtung durchdrungene civilistische Doctrin bezeichnet als einen Mißbrauch jede praktische Gestaltung des gemeinen Rechts in Deutschland, welche nicht mit dem Wort und Geist der Justinianischen Gesetzgebung übereinstimmt." Nach einer weitern Bezeichnung der Grundsätze der historischen Schule urtheilt der Verf. also (S. XIX): „Diese historische Richtung verläßt nicht minder, als jene naturrechtliche Theorie, den praktischen Boden der Gegenwart. Sie hält fest am positiven Stoff, aber dieser Stoff ist seinem größten Theil nach todtes Material, welches außer lebendigem Zusammenhang steht mit dem Rechte der Gegenwart. Sie strebt nach Verbesserung des gegenwärtigen Rechtszustandes und will, daß diese in organischer Weise von Innen heraus geschehe; aber wie jenes Naturrecht ziel- und haltlosen unbestimmten Idealen nachjagt, schiebt auch sie den Schauplatz der selbständigen Thätigkeit in unbestimmte Ferne, denn sie verlangt, daß die deutsche Nation, welche doch seit Jahrhunderten, sollte man meinen, hinreichende Geduld und Geschicklichkeit im Fache des Lernens beurkundet hat, erst aus fremdem Reichthum die Mittel zu einer productiven Thätigkeit im Gebiete des Rechts sich aneigne." — Diese civilistische Litteratur (heißt es weiter), welche sich durch Quellenforschung auszeichnet, aber nur gelten lassen will, was in der lauteren Quelle des Justinianischen Rechts sich findet, vergißt, daß eben dieses Recht nur durch die Praxis in Deutschland Eingang gefunden, und nur so, wie es die Praxis gestaltet, und nur das, was durch sie lebendes Recht geworden ist. Sie prätendirt, daß jede neue Entdeckung, welche ein Civilist aus irgend einem vergessenen Winkel des corpus juris, aus irgend einer Novelle, von welcher in der deutschen Praxis nie die Rede gewesen ist, macht, bloß darum, weil sie aus dieser Quelle gemacht ist, von der Praxis sofort angenommen und realisirt werden soll. Sie erwägt nicht, daß dieses so unhistorische als unpraktische Bestreben, die deutsche besondere Gestaltung des gemeinen Rechts zu läugnen, und dasselbe auf den Justinianischen Standpunkt absolut zu fixiren, jeden lebendigen Fortschritt des Rechts hemmt, welchen zu fördern sie doch selbst die Absicht hat. Die Kluft, welche zwischen Theorie und Praxis ohnehin schon breit genug war, ist dadurch um ein Beträchtliches erweitert worden, und die Sache nachgerade dahin gediehen, daß dem Praktiker „theoretisch" und „unpraktisch" für gleichbedeutend gilt, und daß die ungeheuere Begriffsverwirrung eingerissen ist, wonach man es ganz in der Ordnung findet, die nämliche juristische Leistung theoretisch gut, aber unbrauchbar für die Praxis zu nennen."

Wir haben es uns und unsern Lesern nicht versagen mögen, diese Stelle so ausführlich wiederzugeben, da wir lange nicht die Schattenseiten der hier im Sinne stehenden Richtung so stark und trefflich geschildert gefunden haben, und es gleichwohl für höchst zeitgemäß halten, gegen jene Richtung mit allen Kräften anzukämpfen. Es mögen aber auch noch die Schlußworte dieser Exposition hier Platz finden: „Das Ersprießliche, was die bezeichnete Richtung für die Gegenwart geleistet hat, ist insbesondere die Beförderung der Einsicht, daß Gesetze allein den Mängeln des Rechtszustandes nicht abzuhelfen vermögen, sondern dies nur dem Zusammenwirken einer auf ihr eigenthümliches Gebiet weise sich beschränkenden Legislation und einer lebendigen kräftigen Theorie gelingen kann." Im weitern Verlaufe spricht der Verf. noch Treffliches über die Mängel der bisherigen Legislationen und die Mißstellung derselben zur Theorie.

(Schluß folgt.)

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Digitized by Google

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

28. April. № 101. 1841.

Zur Litteratur des Sanchuniathon.

(Fortsetzung.)

Movers beginnt hier (S. 89) mit der Nachweisung, daß die Phönizier, so gut wie alle vorderasiatischen Religionen eine alte heilige Litteratur gehabt haben. Reste derselben finden sich bei Philo, welcher durch seine Erzählung über Taaut und seine Commentatoren und das Verhältniß des Sanchuniathon zu denselben seinem Taaut gegen den priesterlichen Ansehen verschaffen wolle (S. 91). Sanchuniathon selbst soll aber kein Nomen proprium, sondern zusammengesetzt sein aus סַן כּוֹן יַחַת (San-Chon-jâth) und „Gesammtheit des Gesetzes des Chon" bedeuten (S. 99). Dieser Chon oder Chijun, Chewar, Chanucan oder Bel, von den Griechen Herakles genannt, sei identisch mit Saturn (S. 289 u. 290; alle möglichen Gottheiten werden hier auf's Bequemste zusammengeworfen!), erscheine als Hercules Philosophus in Tyrus. Diese Erklärung des Namens (vermittelst welcher Movers S. 99 u. 100 auch die Nebenformen des Namens *Σουνιαίθων* bei Athenäus und Suniatus bei Justin am besten deuten zu können meint) setze aber voraus, daß er nicht erst von Philo erfunden, sondern in der Geschichte der heiligen Litteratur, deren Entstehung und Erhaltung bei den Phöniziern gewiß ebenso wie bei den Babyloniern in mancherlei Mythen gehüllt gewesen sei, schon zu Ansehen gekommen war, und daß Sanchon-jâth mythisch als Sammler und außerdem vielleicht auch als Schriftsteller gegolten habe, was auch an sich schon wahrscheinlich ist (?) (S. 101). — Die Nothwendigkeit, Sanchuniathon nicht als Nomen propr. zu fassen, sei schon dadurch gegeben, daß nicht Alles, was von ihm ausgesagt werde, z. B. über seine Schriften bei Suidas, die Verschiedenheit der Angaben über seinen Geburtsort u. s. w., auf einen einzigen Mann bezogen werden könne (S. 102). Der Name „der gesammten heiligen Litteratur" aber könne in jeder Stadt einheimisch gewesen sein (sic!) (S. 103), und kann natürlich auch die verschiedensten Schriften unter sich begreifen.

Ueber die Etymologie des Namens, welche Movers zu denen Bochart's, Kircher's, Ursinus', Hug's und Hamaker's hinzufügt, wollen wir nicht mit ihm rechten; denn der Weg des Etymologisirens ist der unsicherste, welchen man betreten kann. Es möchte übrigens Movers schwer fallen, Jemanden auch nur von der Voraussetzung seiner Etymologie, der Ansicht über Chon zu überzeugen, eben so schwer von dem, was er über die erste Sylbe des Wortes selbst sagt; und wenn er aus dem Suniatus bei Justin 20, 5, eine Unterstützung seiner Hypothese holen will, so entsteht die Frage: wie kann man denn einen Menschen „Gesetzesgesammtheit" nennen? wie kann man, wenn es eine Verkürzung des Namens Sanchuniathon sein soll, gerade die Hauptsache, den Chon, weglassen? Allein wir haben schon mehr als genug an dem, was Movers über die Voraussetzung seiner Erklärung angiebt, daß man annehmen müsse, Sanchoniath sei mythisch personificirt worden (wie dies mit einer Gesetzessammlung zugegangen, ist freilich undeutlich, und Movers vergißt Beispiele dafür beizubringen) und habe als Sammler und Schriftsteller gegolten (S. 101). Wußte Philo dieses, daß Sanchuniathon eine mythische Personification sei, oder wußte er es nicht? Wußte er es nicht, so kann es wohl auch keiner seiner Leser — denn Philo war ja ein in diesem Fache bewanderter Litterat (S. 139) — gewußt haben, am wenigsten aber die Griechen, gegen welche seine Schrift gerichtet war, und die Sache ist überhaupt von keiner Bedeutung, und erst Movers ist es vergönnt, den einfachen phönizischen Mann zu einer mythischen Person zu machen. Wußte es aber Philo, warum tritt er gegen die Priesterschaft insbesondere nicht mit dem Anspruche auf, das alte Gesetz des Chon zu besitzen? Wäre dies nicht eine weit nachdrücklichere Autorität gewesen, als der alte Schriftsteller? Was aber die von Movers (S. 102 u. 103) hiefür beigebrachten Gründe betrifft, so kann offenbar z. B. die Angabe des Suidas wegen ihrer großen Unbestimmtheit gar nicht premirt oder mit Leichtigkeit in unseren Fragmenten wiedergefunden werden, wenn man unter *Πάτρια Τυρίων* die zerstreuten Notizen über Tyrus, z. B. S. 35 u. 38, versteht, *Ἑρμοῦ φυσιολογίαν* auf Stellen, wie das Fragment von den Schlangen (S. 40 u.

Digitized by Google

41), Αἰγυπτιακὴν θεολογίαν auf die übrigen ägyptischen Elemente der Göttergeschichte bezieht. Gleich unsicher ist der Zusatz bei Suidas. Und kann nicht auch hier, wie bei Homer, Ungewißheit über den Geburtsort herrschen, ohne daß man auf eine mythische Person schließen muß? Ist es ja mit Euhemeros derselbe Fall, der gewiß nicht mythisch ist. — Aus Athenäus läßt sich über sein Vaterland gar nichts entnehmen. Wir werden darum ohne Zweifel besser daran thun, den Sanchuniathon ungestört einen Phönizier sein zu lassen und unser Augenmerk hauptsächlich darauf zu richten, wie Philo diesen Phönizier sprechen läßt, d. h. auf die Tendenz seiner Götterlehren; dies um so mehr, als auch für uns, wie für Movers, die Unächtheit dieses Philonischen Sanchuniathon, ohne daß wir ihn eine Gesetzesgesammtheit sein lassen, am Tage liegt.

Nach Movers hat Philo mit seinem Buche einen dreifachen Zweck, zuerst einen Euhemeristischen (S. 121), wie er diesen in seiner Präfatio ausdrückt. Weil er aber zwischen sterblichen und unsterblichen Göttern unterscheidet (Eus. p. 33), und die letzteren, welche er φυσικοὶ θεοὶ nennt, nicht in ein Euhemeristisches System zu passen scheinen, so bevorwortet dieses Movers sogleich, indem er sagt (S. 122), Philo mache diese Vergötterung der Sonne u. s. f. von der Idolisirung der Menschen erst abhängig und hebe so den Unterschied wieder auf. Den Stoff dazu habe er vollauf, theils in dem rohen Charakter der phönizischen Volksreligion, die längst die Gottheiten vermenschlicht hatte, und überall den Schauplatz von Mythen und Göttermährchen nachwies, theils in der allegorisch symbolischen Behandlung des Götterwesens in der Priesterlehre gefunden (vgl. S. 155). Die Art, wie er seine Götterlehre einführe, die Beziehung auf heilige Tempelurkunden sei der des Euhemeros ganz ähnlich (S. 124). — Neben diesem Hauptmotive habe aber Philo noch einen zweiten Zweck (welcher nach S. 126 vielleicht gar seine erste Tendenz war), einen patriotischen, die griechische Götterlehre und Bildung gegen die der Phönizier herabzusetzen, und sein Buch lasse sich in dieser Beziehung in Parallele mit dem des Josephus gegen Apion stellen.

(Schluß folgt.)

L. A. Warnkönig „Rechtsphilosophie als Naturlehre des Rechts." J. F. Kierulff „Theorie des gemeinen Civilrechts."

(Schluß.)

Bis hieher, wo es die Darlegung des vergangenen und gegenwärtigen Zustandes der deutschen Jurisprudenz nach ihren Hauptmomenten galt, sind wir mit dem Verf. so vollkommen einverstanden und erfreuen uns seiner Darstellung, die das Gepräge ruhiger, aber ächt wissenschaftlicher Entwicklung trägt, mit so vollem Rechte, daß wir nur um so mehr zu bedauern haben, bei dem nun Folgenden unsere Ansichten allmälig immer weiter auseinander gehen zu sehen. Der Verf. spricht zunächst von dem Bedürfniß der juristischen Gegenwart, von der Nothwendigkeit einer selbständigen Organisation des Rechtszustandes, von den dazu nöthigen Operationen im Gegensatz der Entstehungsweise der römischen Jurisprudenz, im Allgemeinen sehr lobenswerth und gründlich. Näher deutet er aber schon seine Ansicht über das, was er Theorie des gemeinen Civilrechts nennt, in folgenden Worten an (S. XXIII): „Unsere Jurisprudenz kann ihre Originalität nur in der Organisation der Masse, der geistigen Bezwingung der vorhandenen Mannigfaltigkeit des Rechts, nur darin haben, daß sie überall aus der chaotischen Masse den principiellen Begriff fest und sicher hervorhebt, den ihm angehörigen Inhalt klar und distinct unterscheidet und diesen Stoff verstandesmäßig demonstrirt. Die intellectuelle Reproduction des Rechts ist ihre Aufgabe, und darin kann sie ihre eigenthümliche Größe haben, kann aber auch hiefür unmittelbar nichts aus der Fremde lernen und entlehnen. Die römischen Quellen kann sie nicht benutzen, um ihre Operationen darnach zu machen, sondern nur, um bei Anderen die Zweifel an der Richtigkeit des Resultats zu beseitigen, und sich selbst, so lange sie noch nicht völlig sich vertraut, in dem Glauben an sich zu stärken. Hat diese Jurisprudenz erst ihre Schule gemacht, so fängt sie in ihrer selbständigen Arbeit nicht mit den Quellen an, sondern hört mit ihnen auf." Der Verf. führt nun weiter aus, wie diese Theorie zum Object habe die in einem bestimmten Staat zu einer bestimmten Zeit herrschenden Rechtsgrundsätze, d. h. diejenigen allgemein anerkannten einfachen und höchsten Normen, von welchen das gesammte Recht, welches in diesem Staat praktisch zur Anwendung kommen soll, ausgehen muß; wie ihr Wesen, ihre That Interpretation sei, d. h. Entwicklung des in jenem Grunde implicirten praktischen Inhalts; wie sie, als Theorie des gemeinen Rechts, ausgehe von Grundbegriffen, Principien, welche, gleichviel, ob ihre ursprüngliche Quelle das Justinianische oder kanonische Gesetzbuch, deutsche Gesetzgebung oder deutsche Praxis ist, in der Gegenwart allgemeine Anerkennung genießen, welche, ihrer Natur nach universell, die äußersten Einigungspunkte des sonst in den verschiedenen Territorien Deutschlands mannigfach divergirenden Rechts ausmachen und der Theorie zu ihrer Verarbeitung einen durchaus practicablen Stoff liefern; wie sie diese Resultate durch freie Begriffsentwicklung gewinne, u. s. w. Er kommt dann wieder auf jenes schon oben angedeutete Verhältniß zu den sogenannten geschriebenen Quellen des gemeinen Rechts zurück und spricht sich darüber weiter also aus: „Sie (die

Digitized by Google

Theorie) beruft sich allerdings auf diese Quellen und hält dies nach dem jetzigen Stand der Dinge für nothwendig und zweckmäßig, — nothwendig, weil ein großer Theil des juristischen Publicums noch daran gewöhnt ist, mehr der Auctorität, als der eigenen Ueberzeugung von der Richtigkeit einer Deduction zu vertrauen, — zweckmäßig, weil ein bedeutender Theil jener Quellen die juristischen Resultate in einer unübertrefflichen Anschaulichkeit darlegt, welche die lebendige Auffassung des Rechts sichern und die concrete Verarbeitung des Stoffes unterstützt. Aber diese Berufung hat hier einen durchaus andern, als den gewöhnlichen Sinn. Eine Theorie, welche das gesammte Detail des im corpus juris enthaltenen Rechts nicht als unmittelbares Gesetz *voraussetzt*, hat bei ihren Anführungen von Stellen aus dieser Compilation nur die Absicht, diesen mit ihren selbständigen Deductionen übereinstimmenden Inhalt dadurch als wirklich universelles praktisches Recht zu erweisen."

Es scheint hier ein geeigneter Punkt zu sein, die Relation zu sistiren und unsere Ansicht auszusprechen. Der Weg, den der Verf. zeichnet, wird weniger zu der von ihm angestrebten Versöhnung der Theorie mit der Praxis führen, als vielmehr eine geistige Durchdringung des todten und tödtenden starren Rechtsdogmatismus bewirken. So ersprießlich nun auch dieses Resultat sein würde, — und eben darum schlagen wir den Werth dieses Buches hoch an, — so ist doch weder seine Ansicht über die Aufgabe und das Bedürfniß der gegenwärtigen Jurisprudenz, noch der von ihm zu Erreichung dieses Zieles ein- oder vorgeschlagene Weg von der Beschaffenheit, daß wir jene oder diesen billigen können. Zwar steht der Grundsatz auch bei uns fest, daß das System des römischen Rechts in dem Sinne, welcher die Gesammtheit, wie das Einzelnste des corpus juris zur Grundlage desselben macht, heute in Deutschland als System des geltenden gemeinen Rechts, das höchstens Modificationen durch kanonisches Recht oder deutsche Reichsgesetzgebung erleide, und um es kurz zu sagen in der Auffassungsweise der historischen Schule, nicht angesehen werden könne; daß vielmehr die Einwirkungen der Praxis auch eine nothwendige und gleich starke Berücksichtigung bei der theoretischen Behandlung des gemeinen Rechts zu erfahren haben, wie die geschriebenen Quellen desselben. Allein eine Restauration der Theorie des gemeinen Rechts wird nach unserm Dafürhalten vorerst nur auf dem Wege rechtsgeschichtlicher Forschung angebahnt werden können, und es ist leicht möglich, daß die Ergebnisse dieser Forschung dazu führen, eine dogmatische Vollendung, einen systematischen Ausbau der Theorie als nicht erreichbar unter den gegenwärtigen Verhältnissen darzustellen. Zwar wird es nämlich jener, im höhern Sinne dogmengeschichtlichen Forschung, wie wir sie uns denken, gelingen, den Eintritt einer Modification von Rechtssätzen, welche geschriebenen Quellen, also (um die andern zu übergehen) zunächst dem corpus juris entlehnt sind, durch die deutsche Praxis nachzuweisen und wohl auch die fortdauernde Existenz und Giltigkeit dieser Modification darzuthun. Allein diese Schwierigkeit, welche auf geschichtlichem Wege in Betreff einer Vergangenheit leichter zu lösen ist, und zwar um so mehr in den Perioden, wo die deutsche Jurisprudenz, ohnehin mit mehr Anhaltepunkten für die Anwendung des gemeinen Rechts begabt, als jetzt bei der erstaunlich gewachsenen Vermehrung und Verstärkung der Particularrechte, die in gewisser Hinsicht wohlthätigen Einflüsse eines Juristenrechts genoß, — diese Schwierigkeit wird sich zu einer vielleicht unauflösbaren steigern, wenn es gilt, die gegenwärtigen Wechselbeziehungen zwischen geschriebenem und geübtem Rechte, zwischen den im corpus juris niedergelegten und den von den Gerichtshöfen anerkannten Rechtssätzen klar darzulegen. Eine Lösung oder richtiger eine Ueberwindung dieser Schwierigkeit wäre nur dann denkbar, wenn diejenige Rechtsquelle noch für uns eine lebendige, noch jetzt fließende wäre, welche allein eine solche Discrepanz, hervorgerufen durch die Einflüsse der Nationalität und der Zeit, zu entscheiden und das Ergebniß derselben zu einem klaren und flüssigen für uns zu machen fähig ist (— da die Praxis vielmehr ihrer natürlichen Bestimmung nach nur das Vorhandensein dieser Discrepanz anzudeuten berufen ist —), nämlich der Ausdruck eines höchsten gesetzgeberischen Willens für die Länder des gemeinen Rechts. Scheint es doch, als hätte auch der Verf. zu der Ueberzeugung von dem Bedürfniß dieser perennirenden Rechtsquelle leicht gelangen können, wenn er die S. XXIX a. E. gemachte Bemerkung über den Einfluß der kaiserlichen Rescripte auf die Praxis und den Rechtszustand der Römer überhaupt, verfolgt hätte. Aus dem Gesagten geht aber hervor, daß noch viel weniger, wie eine rechtsgeschichtliche, eine bloß dogmatische Behandlung uns zu dem geforderten Ziele führen könne.

Denn es ist nicht möglich, die Existenz einer durch die Praxis gebildeten Modification des geschriebenen Rechts, mit andern Worten, den Eintritt der Praxis als Quelle des gemeinen Rechts, in einer Einzelnheit mit derjenigen Gewißheit nachzuweisen, welche das unerläßliche Erforderniß jedes juristischen Lehrsatzes ist; Alles, was über die Praxis in dieser Hinsicht gesagt werden kann, wird sich auf allgemeine Bemerkungen beschränken müssen, Bemerkungen, für deren Richtigkeit im Falle ihrer Anfechtung eine gewisse, in allen Lehrbüchern des Rechts und vielleicht auch in allen, dem Lehrer zu Gesicht gekommenen Rechtssprüchen gefundene, somit traditionelle, Versicherung Gewähr leistet. Und in wie vielen Fällen sind sogar die desfallsigen Angaben selbst der ausgezeichnetsten, mit der Praxis vertrautesten Rechtslehrer — wir nennen beispielsweise nur einen Thibaut — angezweifelt, ja mit sicheren Beweisen anderer

Digitized by Google

Praxis bestritten worden. In der That, die heutige Praxis des gemeinen Rechts findet ihre Basis sehr oft nur in den Aussprüchen der Rechtslehrer über die Ansichten der Praxis im einzelnen Falle, somit der Schlange gleichend, wenn sie als Bild der Ewigkeit dient; und wir entnehmen in den meisten Fällen eine Garantie für das, was Recht ist, nur aus dem Juristenrecht, während wir sie der Praxis zu verdanken meinen.

Konnten diese Schwierigkeiten überhaupt nicht, oder doch am wenigsten auf dem von dem Verf. eingeschlagenen Wege gelöst werden, so wollen wir ihm keinen weitern Vorwurf über die nach dieser Seite hin immer mangelhaft bleibende Ausführung seines Planes machen. Wir vermögen uns aber auch außerdem nicht mit der von ihm ausgesprochenen Ansicht über das Verhältniß der Quellenberufung zu der dogmatischen, oder überhaupt nur theoretischen Darstellung des Rechts zu vereinigen. Er hält dieselbe gleichsam nur wie eine hölzerne Interimsbrücke so lange für nöthig, bis die daneben gebaute eiserne Kettenbrücke gefahrlos zu begehen sei, oder vielmehr, bis das Publicum über sie gehen gelernt habe. Allein er bedenkt nicht, daß mit der Aufhebung jener Anker des Rechts das ganze Gebäude seinen Haltpunkt nur in einer so durch- und ausgebildeten Rechtsobjectivität habe, wie sie niemals von dem einzelnen darstellenden Subjecte wird erreicht, deren Verständniß niemals wird durchgängig ermöglicht, deren Geltung niemals als eine unbezweifelte wird erlangt werden können. Diese ätherreine Höhe der Theorie übersteigt bei weitem den Königsstuhl, von welchem aus das geltende Recht in ein corpus redigirt, und zwar so redigirt würde, daß auch nicht ein Pünktchen des Geltenden weggelassen, oder ein Pünktchen Nichtgeltendes hinzugesetzt wäre. Eben darum ist aber auch, und um so mehr, als diese Aussicht auf ein etwaiges Abschneiden der Quellenberufungen überall hindurchschimmert, vorliegende Theorie des gemeinen Civilrechts in der That zum großen Theil etwas Anderes, als man erwarten möchte, und als selbst der Verf. erwarten läßt. Daß sie dieses Andere ist, das halten wir für einen Hauptgrund, diese Arbeit als eine höchst beachtenswerthe und tüchtige ansehen zu müssen; und für einen zweiten Grund, der ihren Werth noch steigert, halten wir es, daß sie dieses Andere nur zum Theil ist.

Wir haben in der ersten Abtheilung dieses Berichts beiläufig der Benennung: Philosophie des positiven Rechts, gedacht. Versteht man hierunter die Entwicklung der Rechtsidee, wie sie innerhalb einer bestimmten Gesetzgebung, eines bestimmten Volkes sich dargelegt hat, und wendet man dieses auf den Inhalt des corpus juris an, so finden wir eine höchst gediegene Lösung dieser Aufgabe zum bei weitem größeren Theile in vorliegendem Werke. Zu einer umfassenden, durchgehenden Lösung hätte allerdings, außer der Bezeichnung des geschichtlichen Zustandes bei dem Anfangspunkte jener Entwicklung, eine detaillirtere und umfassendere Behandlung des Gesammtinhalts des corpus juris gehört, während anderseits die Bezugnahme auf spätere Modificationen hätte wegfallen müssen. Allein eben in diesen Ausstellungen wegen Mangels und Ueberflusses liegt zugleich ein Hauptvorzug des Werkes, indem es dadurch dem Gedanken des gemeinen Civilrechts sich um Vieles nähert. Für die Theorie des letzteren aber, insoweit nach dem eben Gesagten hier ein Fortschreiten möglich ist, dürfte der große Vortheil sich ergeben, daß in diesem Werke nicht bloß ein freieres, von den immer wiederkehrenden Indagationen der sogenannten Quellen minder getrübtes Herausbilden und Entwickeln des gemeinen Rechts, ein unabhängiges und selbständiges Gestalten des Systems, sondern vor Allem eine, philosophischen Ueberblick mit praktischer Einsicht verbindende, das Allgemeine wie das Besondere berücksichtigende Darstellung versucht ist. Nur von dem Uebergewichte des Subjects, das in der Anschauungsweise des Verf. begründet und in seinem Werke durchgehends ausgeprägt ist, würde ein Anstoß für die Wirkungen des Buches mit Recht besorgt werden können; im Uebrigen aber scheint die gegenwärtige Gestaltung der deutschen Jurisprudenz zu indiciren, daß die trefflichen Seiten dieses Werkes, das in seinem Streben nach Freiheit und Innerlichkeit der Rechtsentwicklung, und in seinem Widerstreben gegen einseitige sogenannte Geschichtlichkeit hoch steht, der förderlichsten Berührungs- und Incidenzpunkte mit andern, neuerlich angeregten, Interessen deutscher Juristen viel haben werde.

Ueber den Werth der Leistungen im Einzelnen der civilistischen Theorie, wie über den Erfolg jener Bestrebungen hoffen wir nach der Vollendung des Buchs, der wir mit Erwartung entgegensehen, Erfreuliches berichten zu können.

S.

Bei mir ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Liturgik

oder

Theorie der stehenden Cultusformen in der evangelischen Kirche,

nebst praktischen Beilagen,

von

F. W. Klöpper,

Doctor der Theologie.

gr. 8. 1841. Brosch. 2 Thlr.

Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Digitized by Google

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

29. April. № 102. 1841.

Zur Litteratur des Sanchuniathon.

(Schluß.)

Endlich hat Philo noch eine antijüdische Tendenz (S. 127). Seine Schrift heiße zwar bei Eusebius, Porphyr, Lydus „phönizische Geschichte," allein sie scheine die Geschichte anderer Völker als Episoden in sich befaßt zu haben; so habe Philo auch für die jüdische Geschichte sich mit der möglich besten Quelle von Jerubbaal versorgt; denn wie er über die Juden denke, gehe schon aus Orig. c. Cels. c. 15 und Lydus de magistr. I. 12, p. 30 hervor, und auch Porphyr deute in dem Citate Eus. p. 31 u. 485 bestimmt genug eine Polemik gegen die alttestamentliche Geschichte an. Ein Beispiel derselben haben wir in dem zweiten Fragment des Philo von Kronos und Jeud, gerade aus seinem Buche *περὶ Ἰουδαίων*, aus welchem Movers mit vielem Scharfsinne einen Beweis herauszubringen sucht (S. 130). — Allein, wie wir oben gesehen, gehört dieses Fragment Porphyr und nicht Philo an. Eine Andeutung dieser antijüdischen Tendenz in Porphyr's Zeugniß über Sanchuniathon kann man aber nicht herausbringen, wenn man nicht mit Movers S. 129 schließt: „Wenn Porphyr, der Christen- und Judenfeind, den Sanchuniathon lobt und sagt, er berichte sehr wahr, weil hinsichtlich der Oerter und Namen Uebereinstimmung stattfinde, so hat er offenbar (?) im Sinne und hat es auch ohne Zweifel (?) weiter geltend gemacht, daß nicht auch in Hinsicht auf Sachen Sanchuniathon mit den Nachrichten des alten Testaments übereinkomme." — Jene Stelle in Lydus ist ohnehin nicht Sanchuniathonisch. Wenn aber Movers in Origenes contra Cels. I. c. 15. p. 334 (ed. Delarue) ein Zeugniß für seine Ansicht finden will, so liest er aus derselben ihr gerades Gegentheil heraus; denn jener Philo mußte offenbar den Juden sehr zugethan sein, wenn er in dem Lobe, das Hekatäos über die Juden als ein sehr weises Volk ausspricht, eine ihm von den Juden selbst zugekommene *πιθανότης* findet. Nun geht aber aus Vergleichung dieser Stelle mit Joseph. c. Ap. I. p. 1050. 1051, ed. Colon., und Clem. Al. Strom. I. p. 337, ed. Par. hervor, daß in allen drei Stellen derselbe Philo gemeint sein muß. Mag nun der so erwähnte Geschichtschreiber Philo mit dem historischen Dichter gleiches Namens, von welchem sich bei Euseb. praep. ev. p. 421 u. 430 Fragmente finden, identisch sein oder nicht, so zeigt doch die Stelle bei Josephus, wo er „der Aeltere" heißt, daß er jedenfalls ein Anderer ist, als der Byblier; denn wenn doch der Byblier noch unter Hadrian lebte (nach Suidas s. v. *Φίλων* und *Παῦλος*), wie kann er von dem im Jahr 37 n. Chr. geborenen Josephus *ὁ πρεσβύτερος* genannt werden? wie sollte es schon einen jüngeren gegeben haben? — Der Beisatz „Herennius" bei Origenes ist alsdann aber, wenn man nicht zwei ganz gleichnamige Philonen annehmen will, für einen Gedächtnißfehler zu halten, über welchen man sich bei der zahllosen Menge von Philonen in den ersten Jahrhunderten nach unserer Zeitrechnung nicht zu wundern hat. Für die antijüdische Tendenz Philo's, von welcher übrigens an sich schon nicht recht einzusehen ist, wie Philo bei der Verachtung, in welcher zu seiner Zeit das jüdische Volk stand, sich die Mühe dazu nehmen konnte, hätten wir also keinen Beweis mehr übrig. Um so fester steht aber jener doppelte Euhemeristische und patriotische Zweck der Schrift.

Jene erste Methode der Mythendeutung schließt sich ganz genau an die Weise seines Meisters, Euhemeros von Messana, an. Philo sagt nach Eusebius (S. 32), daß die neuesten Mythenerklärer (*ἱερολόγοι*) von vorn herein die wahren Thatsachen verworfen, Allegorien und Fabeln ersonnen, gewisse Verwandtschaften mit kosmischen Vorgängen ausgebildet und so in Dunkel gehüllte Mysterien hervorgebracht haben, aus welchen man nicht leicht das Wahre der Sache habe herausfinden können. Schon Sanchuniathon aber habe in der Vorzeit die Götterlehre von solchen Zuthaten gereinigt, mit Hilfe von geheimen Tempelurkunden der Ammunäer und Schriften des Taaut, aber spätere Priester hätten dasselbe mystische Unwesen wieder herbeizuführen gewußt. Dies ist das Negative der Philonischen Ansicht. Positiv ist nun seine Meinung (S. 32 u. 33), daß die ältesten Barbaren, insbesondere die Phönizier und Aegypter, ihnen nach erst die übrigen als höchste Götter vielmehr die

Digitized by Google

Erfinder der Lebensbedürfnisse und andere Wohlthäter der Völker verehrt und ihnen Heiligthümer geweiht hätten. Ueberdies haben sie auch die Elemente, Sonne, Mond und die Planeten göttlich verehrt und ihnen die Namen ihrer Könige beigelegt. Sie haben also sowohl sterbliche als unsterbliche Götter gehabt. Namentlich erwähnt er die Hellenen (S. 39), und unter ihnen Hesiod und die Kykliker mit ihren Gigantomachieen, Theogonieen u. s. w. als solche Ausschmücker der Mythe, welchen endlich die Wahrheit zur Fabel und die Fabel zur Wahrheit geworden sei. Eigenthümlich ist ihm nur die Behauptung eines Dienstes der Elemente, Sonne u. s. w. neben dem verstorbenen Menschen; denn was man Aehnliches auch in dem System des Euhemeros zu finden versucht sein könnte (was auch Foucher, Mém. de litt. T. 34, p. 444 geltend macht, um Euhemeros gegen die Anklage des Atheismus zu schützen), die οὐράνιοι θεοί (Eus. praep. ev. p. 59), unter welchen freilich die Gestirne zu verstehen sind, dies ist als aus des Uranos Sinne herausgesagt zu fassen. — Philo hat somit eine ganz eigene Verschmelzung der Euhemeristischen und Orphischen Deutungsweise, welche beide sich sonst schroff gegenüberstehen, eine Verschmelzung, die übrigens mit ein Beweis sein kann, daß die Abfassung der Philonischen Schrift in die Zeit wirklich zu setzen ist, in welche Philo nach Suidas fällt, eine Zeit, in welcher alle jene Deutungen immer mehr zusammenflossen.

Sollte man nun nach dem, was Movers von dem dreifachen Zwecke Philo's, von einer Polemik gegen die Priesterschaft, von Nichtexistenz des Sanchuniathon, von Benutzung eines ägyptischen Buches sagt, glauben, daß an dem ganzen Machwerke kein guter Fleck mehr sei, so wird man alsbald eines Besseren belehrt (S. 138). „Gleichwohl kommt dem Buche ein bedeutender Werth zu." Denn was Philo von Sanchuniathon aussage, er habe die heiligen Schriften, Tempelarchive und die Annalen der einzelnen Städte durchforscht, müsse von ihm selbst verstanden werden; er werde durch seine Schrift als ein in diesem Fache bewanderter Litterat charakterisirt. Ja es lasse sich mit Gewißheit annehmen, daß seine von dem Hierogrammateus des El oder von den Kabiren aufgezeichneten Göttergeschichten Uebertragungen aus den heiligen Büchern seien. Selbst die Kosmogonie und die sich anschließende Cultivirungs- und Entwicklungsgeschichte der ersten Menschen brauche (wofür Movers so viele Beweise beibrachte) nicht gerade unmittelbar aus einem hermetischen in Aegypten abgefaßten Buche entlehnt zu sein; eine phönizische Religionsschrift könne auch hier sehr wohl die Quelle gewesen sein; denn es wäre nicht unwahrscheinlich, daß die phönizischen Priester ein heiliges Buch von den ägyptischen eingetauscht und den Inhalt nur phönizisirt hätten (S. 139 u. 140). — Noch mehr, es lasse sich nicht nachweisen, daß irgend eine Mythe oder Göttergeschichte willkürlich von Philo erdichtet sei (S. 140 u. 141).

Haben wir nun oben nöthig gehabt, der meisterlosen Kritik Movers' Schranken zu setzen, so wäre hier umgekehrt nöthig, Abzüge zu machen an seinem maßlosen Lobe, welches er factisch dadurch bestätigt, daß er durch sein ganzes Buch hindurch den Sanchuniathon als untrüglichen Gewährsmann zu citiren gar keinen Anstand nimmt. Aber der Raum verbietet, hier weiter einzugehen, und es mag genügen, einige Betrachtungen, welche Movers zu näherer Charakterisirung des Philo anstellt, zu beleuchten.

Als eine Gewohnheit des Philo führt Movers S. 143 an, er pflege die Götternamen zu etymologisiren, um eine wirkliche oder ersonnene Bedeutung herzuleiten. Als Beispiel dafür wird angeführt: Λαγών, ὃς ἐστι Σίτων (Eus. p. 36) und ὁ δὲ Λαγὼν ἐπειδὴ εὗρε σῦτον καὶ ἄροτρον ἐκλήθη Ζεὺς Πρότριος (S. 37). In der Abhandlung in den Mainzer Jahrbüchern S. 90 hatte Movers diesen Fall als ein eclatantes Beispiel der Unbekanntschaft Philo's mit dem alten Götzendienste der Kanaaniter namhaft gemacht; da es außer Zweifel sei, daß das Wort Fisch bedeute, nach 1. Sam. 5, 4, und Dagon für eine weibliche Gottheit und eine Abbildung der Astarte zu halten, auch der Name Dagon, Fisch, eigentlich nur Name des Bildes sei, welcher von den Gegnern auch auf die Gottheit übertragen worden und vielleicht gar nur ein Spottname der Astarte bei den Hebräern sei. In den „Phöniziern" (S. 143) dagegen sagt Movers nur, es sei vielleicht falsch wenn Philo die weibliche Fischgottheit zu einem männlichen Getreidegott stemple; und S. 840, Anm. nimmt er Anstand, die Nachricht des Sanchuniathon über Dagon geradezu zu verwerfen, da er z. B. auch im Lex. graec. nom. hebr., im Hieronymus II. S. 202 gerade so charakterisirt werde. Movers hätte vielmehr ohne Anstand Philo Recht geben dürfen; denn in der Stelle 1. Sam. 5, 3. 4, auf welche Movers, und mit ihm Alle, welche Dagon für einen Fisch halten, sich beruft, steht keine Sylbe von einem Fischrumpfe (das דָּגוֹן רַק „nur Dagon" bezeichnet den Rumpf im Gegensatz zu dem abgehauenen Kopfe und Händen; und mit Recht sagt Hamaker, Misc. phoen. p. 167: Nullus est idoneus auctor, qui piscis formam Deo (Dagoni) tribuat, nisi forte Kimchio et Aturbaneli in ejusmodi rebus fidem habendam putes. Die Vorstellung, nach welcher Dagon eine Fischgottheit sein soll, ist neben der Aehnlichkeit des Wortes vielmehr abzuleiten aus der von Georg. Sync. p. 52 (Bonn. 1829) aus Berosus aufbewahrten Mythe von dem babylonischen Ὠδάκων oder Oannes, der halb Fisch, halb Mensch aus dem persischen Meere emporgestiegen und den Babyloniern ein Lehrer der Künste und Wissenschaften sowie des Ackerbaus und Staatslebens geworden sein soll. Auf der andern Seite beruht sie auf einer ganz unberechtig-

Digitized by Google

ten Identification Dagon's mit Derketo, welche nach Diod. Sic. II. 4, Luc. de dea Syr. c. 14, allerdings als Fischgottheit dargestellt wurde. Die Ableitung des Wortes von דָּגָה oder דָּגָן hat überdies noch weniger Schwierigkeiten, als die von דָּג.

Selbst griechische Wortspiele sollen nach Movers sich in Philo finden (S. 144): „*Περσεφόνη* von *παρθένος* und *φονή* ableitend, sagt der phönizische (!) Sanchuniathon *παρθένος ἐτελεύτα* S. 20, ebenso S. 30 ähnlich *Ἀστάρτη... περινοστοῦσα τὴν οἰκουμένην εὗρεν ἀεροπετῆ ἀστέρα.*“ In den Stellen liegt aber offenbar nicht die geringste Andeutung einer beabsichtigten Etymologie oder eines Wortspiels; dies hat Movers mit der größten Willkür hineingetragen. Vielmehr dürfte diese letztere Erzählung auf Babylon, die Consecration des vom Himmel gefallenen Sterns auf eine Veränderung des ursprünglich lunarischen Dienstes der Astarte zum eigentlich planetarischen, wie er ihr in Babylon geweiht war, hindeuten, daß die Insel Tyrus, auf welcher die Consecration vorgenommen wird, eine *ἁγία νῆσος* heißt, bezieht sich auf den dort bereits bestehenden Cultus, ebenso das *Κινόπου γνώμη*, welcher denselben repräsentirt. Nach Babylon leitet auch der neben Astarte aufgeführte Adodus, Adad. Macrob. Sat. I. 23, ed. Bip.

Ist nun der von Movers in der Abhandlung in den Mainzer Jahrbüchern so sehr geschmähte Philo-Sanchuniathon in den Phöniziern bereits werther und als unentbehrliche Quelle phönizischer Götterlehre erkannt worden, so behandelt er denselben gleichwohl auch hier noch mit zu großer Willkür. Denn so wenig wir geneigt sind, mit Schelling (Samothrake, S. 15) und Münter (Relig. der Babyl., S. 37) diesen Resten geradezu eine hohe Alterthümlichkeit zuzuschreiben, so sehr sind wir doch davon überzeugt, daß eine gewissenhafte kritische Behandlung derselben lohnende Resultate gewähren würde, da ihre Wichtigkeit für den ganzen Kreis vorderasiatischer Mythologie am Tage liegt. Anstatt aber, wie Movers thut, nur die Aehnlichkeiten der Gottheiten hervorzuheben und wo sich solche finden, sie zusammenzuwerfen, wäre ein sicheres Resultat vielmehr nur zu erwarten von einer solchen Behandlung, welche das Aufsuchen des Unterscheidenden sich vorsetzt. Phönizien selbst, sowie das ganze Vorderasien ist durch seine Weltstellung und Schicksale schon früh in einen Synkretismus der Mythen hineingezogen worden, welchen die Mythologie, um auf die Fundamente zu kommen, rückwärts gehend wieder aufzulösen hat.

Rudolph Walter Roth in Tübingen.

Theismus oder Pantheismus.

Beleuchtung zweier Correspondenzen in der augsburger Allgemeinen Zeitung.

Es ist dankenswerth, wenn die Probleme der Wissenschaft die weiteren Kreise des Lebens anregen, es ist auch in der Ordnung, daß es geschieht, denn die Bestimmung des Gedankens ist die That, die Zukunft des Wissens das Leben, der Staat und die Weltgeschichte; aber es ist gleichwohl gefährlich für den Dilettanten des Gedankens, von Außen in eine geschlossene Denkweise der Philosophie einzubrechen, und politische Zeitungen haben es in der Regel schwer, über Gegenstände, die sich nur im wissenschaftlichen Zusammenhange verstehen und erledigen lassen, populäre und durchgreifende Raisonnements anzustellen.

Die Elite der Publicistik und die Bildung einer hochgestellten Praxis, mit welcher die augsb. Allgem. Zeitg. alle ihre Rivalen überflügelt, ist zu notorisch, um nicht auch hier ohne Weiteres anerkannt zu werden; dennoch können wir nicht zugestehen, daß die beiden Correspondenten in den Beilagen Nr. 40 und 56 mit dem innerweltlichen und außerweltlichen Gott den höchsten geistigen Gegensatz unserer Zeit wirklich getroffen hätten. In der Auffassung dieses Dilemma, welches bekanntlich eine sehr alte Rüge gegen die neueste Philosophie in sich schließt, unterscheiden sie sich nur darin, daß der eine von beiden eine dereinstige Lösung durch die Geschichte in Aussicht stellt, während der andere jede Hoffnung der Versöhnung aufgiebt und den Sieg der einen Seite erwartet.

Wir wollen hier der sonstigen politischen Wendung und Absicht, wie die gegenwärtigen Verhältnisse der praktischen Schriftstellerei solche mit sich führen und bedingen, nicht weiter nachgehen, beschränken uns vielmehr auf die Erörterung jenes Gegensatzes, den Beide voraussetzen und zur Grundlage ihrer Betrachtung machen.

Der frühere Correspondent (in Nr. 40) hatte die Autonomie des menschlichen Geistes im Denken wie im Handeln (Rationalismus und Liberalismus) als die nothwendige Consequenz des Pantheismus bezeichnet, der die Wirklichkeit Gottes mit dem menschlichen Geiste selbst identificire, dessen freie Entwicklung zur Freiheit er für nichts Anderes, als das Leben Gottes halte. Im Gegensatz hiermit scheine nun allerdings die Tendenz der neuen preußischen Regierung auf dem sehr bestimmten Bewußtsein eines auch außerhalb der Menschheit realen Gottes zu beruhen. Dem Menschengeist könne von dieser Seite keine Selbstherrschaft mehr zugeschrieben werden, es sei denn, daß die Herrschaft des persönlichen Gottes mit der Herrschaft des Menschengeistes in Eins zusammenfalle, d. h. daß der Wille des Menschen sich mit dem Willen Gottes auf absolute Weise geeinigt habe. Daß dies aber in dem jetzigen Stadium der Entwicklung

Digitized by Google

der Menschheit noch nicht vollkommen geschehen sei, davon suche diese christliche Ansicht den Grund in der Sünde; daß es geschehen könne und werde, die Hoffnung hierauf gründe sie auf den Glauben an die Erlösung, der sie nicht nur im Individuum, sondern durch die Geschichte der ganzen Menschheit hindurch siegende Macht zuschreibe. Dieser in der Geschichte sich selbst vollendenden Freiheit ihren helfenden Arm zu leihen, erscheine ihr als die höchste Aufgabe der Regierung. Somit ginge ohne Weiteres ein Theil ihrer Bestrebungen darauf, die Erlösung im Staate zu fördern. Am Ende, meint der Correspondent sodann zum Schluß, werden allerdings auch beide Theile Recht behalten, sofern eben beide für ein wesentliches Interesse der Menschheit kämpfen. „Gottesherrschaft und Menschenfreiheit werden die beiden Seiten sein, welche in der geschichtlich vollendeten Welt in einander verschlungen zum Vorschein kommen müssen; eine Antwort, die auf pantheistischem Standpunkt ebenso nothwendig ist als auf theistischem."

Der zweite Correspondent (in Nr. 56) bekennt dagegen offen, daß er sich entschieden auf der einen von beiden Seiten befinde, und nur für diese den Sieg wünsche und von der Geschichte erwarte. Den Gegensatz selbst zwar, sagt er, habe der frühere Correspondent treffend und eindringend bezeichnet. Allerdings, wenn wir setzten, daß Gott nur innerhalb der Menschheit sei, so müsse der Menschheit absolute Autonomie, Selbstgesetzgebung und Selbstherrschaft zukommen. Auch fließe aus diesem Principe von selbst der vollkommenste Rationalismus und Liberalismus; denn wenn die Gesammtvernunft selbst Gott sei, so finde nicht mehr, wie beim alten Rationalismus, ein Markten zwischen Gott und Vernunft, zwischen Bibel- und Vernunftlehre statt, sondern das, was die Menschheit auf jeder Entwicklungsstufe producire, sei unmittelbar wie das Vernünftige so auch das Göttliche. Nicht minder richtig sei es, daß sich aus der Anerkennung eines Gottes außer und über der Menschheit eines wirklichen, lebendigen, heiligen Gottes ganz andere Consequenzen ergeben müssen. Der lebendige Gott werde sich auch offenbaren, der heilige Gott werde dem Menschen seinen Willen als Gesetz vorzeichnen, und wenn von Seiten des Menschen Ungehorsam gegen dieses Gesetz, innerliche Ablösung von dem heiligen Gesetzgeber und Weltordner eintrete, so entstehe Sünde und Schuld, und eben damit das Bedürfniß der Erlösung, Wiederherstellung, Befreiung; hieran schließe sich die Gewißheit von dem Vorhandensein einer erlösenden göttlichen Macht in der Geschichte und deren leuchtendsten Punkte, der Erscheinung Christi, und dies in den Grundzügen mache den christlichen Standpunkt aus. Auch auf diesem Standpunkt sei Autonomie möglich, aber eine ganz andere: sie bestehe darin, daß der Mensch seinen Willen mit dem göttlichen einige; auch hier solle der Mensch zur höchsten Vernünftigkeit und Freiheit reifen, aber nicht bloß durch sich selbst, sondern unter göttlichem Einfluß. Auf diesem Standpunkt werde sich daher auch die Aufgabe des Staats ganz anders stellen: es werde in höchster Instanz die sein, der göttlichen Ordnung zu dienen und der in der Geschichte sich entwickelnden erlösenden Macht den helfenden Arm zu leihen. Daß dies auch die Aufgabe sei, die sich die preußische Regierung gestellt, darüber sei er mit dem frühern Correspondenten einverstanden. Bis hierher wäre Alles gut. „Aber nun tritt ein entschiedener Widerspruch ein. Der Correspondent läßt beide Principien neben einander gelten und fordert von den Bekennern beider gegenseitige Anerkennung; er glaubt, daß in der Geschichte beide Recht behalten werden, weil das Resultat der Geschichte ein Knoten sein werde, der sich aus Gottesherrschaft und Menschenfreiheit zusammenschürze. Dies müssen wir für völlig unrichtig halten. Wäre auch der Gott einzig und allein innerhalb der Menschheit wirklich etwas, das Gott genannt zu werden verdiente, immerhin bleiben doch das Gleichsetzen Gottes mit dem Menschengeiste, wenn auch in seiner sublimirtesten Form, und der Glaube an einen übermenschlichen Gott zwei Dinge, die sich nicht ergänzen, sondern widersprechen und ausschließen. Eine Autonomie, welche auf dem lebendigen Gottesglauben ruht, ist von Grund aus anders beschaffen, als die pantheistische, und diejenige Freiheit, die von keinem außermenschlichen Gott weiß, kann mit der Gottesherrschaft, die einen solchen voraussetzt, sich nicht zu einem harmonischen Ganzen einigen, sondern beide müssen sich fliehen, wie Oel und Wasser. Dies ist ein Gegensatz, der den höchsten geistigen Kampf in sich schließt, und dieser Kampf muß gründlich durchgefochten werden bis zum Siege. Vermittlung ist hier nicht denkbar, denn diese ist nur möglich, wo verschiedene Richtungen von einer gemeinsamen Grundlage ausgehen; hier aber sind die Grundlagen selbst verschieden. Wir zweifeln nicht, daß das Princip des christlichen Theismus auch in unsern Tagen den Sieg behalten wird. Es ist das einzige religiös und sittlich Befriedigende, das einzige, auf dem jetzt ein Staat groß werden und dauernd ruhen kann; es wird sich auch speculativ immer mehr rechtfertigen. So wahr ein Gott lebt, so gewiß wird er ein von ihm geschaffenes und regiertes Geschlecht, mag es auch theilweise seines alten Regiments sehr überdrüssig sein, zur Anerkennung seiner zu bringen wissen."

Lautet dies nicht, als ob die Philosophie — ich setze nicht hinzu, die pantheistische, denn jede wahre, tiefere Philosophie ist pantheistisch — der leibhaftige Antichrist wäre? und warum wird sie so betrachtet? Weil sie sagt, daß Gott in der Menschheit sei, während der Theismus behauptet, daß er draußen ist. Aber sagen denn nicht beide, daß Gott Gott ist, d. h. daß er weise, gut, heilig, gerecht, liebevoll: ja, sagt die Philosophie nicht, daß er die Weisheit, Heiligkeit, Gerechtigkeit, Liebe selbst ist? Und hört er auf, dieses Alles zu sein, wenn behauptet wird, daß er es nur in der Welt, in der Menschheit, in Natur und Geschichte, in dem äußern und im geistigen κόσμος, diesseits, und nicht auch zugleich draußen oder jenseits (wenn es noch außer der Welt, dem Universum, ein Jenseits giebt) sei? —

(Schluß folgt.)

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Digitized by Google

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

30. April. № 103. 1841.

Zur Charakteristik von Rotteck's.

Karl Wenzeslaus von Rotteck, geboren am 18. Julius 1775, gestorben am 26. November 1840, stand ohne Zweifel ein Menschenalter hindurch in der ersten Linie auf dem Felde öffentlich-politischer Wirksamkeit; er galt als gesinnungsreicher Herold und Vorkämpfer für liberale Tendenzen; um ihn gruppirte sich eine zahlreiche Schaar vaterländischer Rechtsgläubigen. Sein Leben ist in die Herzen seines Volkes tief eingegraben durch Worte und Thaten; die Prüfung desselben wird dadurch erleichtert und zugleich erschwert.

Was dieser Mann des Volkes, dessen Bild jeder Liberale seiner Zeit zum Wenigsten auf einem Pfeifenkopfe trug, erreicht hat, möchte sich der Berechnung entziehen, wollte man selbst die Verbote seiner Schriften, die Suspendirung desselben vom Lehramte, die Hintertreibung seiner Wahl zu Aemtern und Würden in Anschlag bringen. Das steht aber fest, daß er eine politische Bedeutsamkeit gewonnen hat, die wohl noch lange in seinem Vaterlande nachwirken möchte, welches in solcher Anerkenntniß ein Denkmal ihm zu errichten bemüht ist, und zwar auf der Höhe des Schloßberges im Angesicht von Freiburg, wo er geboren und gestorben ist, eine Granitsäule mit seinem Namen und seinem Wahlspruche: Licht und Recht.

Von dieser Seite nun gehört v. Rotteck der Zeitgeschichte an, die seinen Kampf um die Begründung der politischen Freiheit Deutschlands im Widerstreben der feindseligen Elemente aus den Thatsachen, Acten und Protokollen deutscher Wirren herauszuwickeln hat. Das klare Bild eines Charakters wird in solchen Verbindungen, wie die angedeuteten, nur zu häufig getrübt, indem die nächste, historische Darstellung socialer und politischer Zustände die markirten Züge des Individuums überschärft oder abstumpft. Nun scheint zwar eine alte Sitte unter uns Deutschen nach dem Sprichwort: de mortuis nil nisi bene, längst das Todtengericht der Aegypter durch Nekrologe und Biographieen bei Seite gesetzt zu haben, um einseitig einer einseitigeren Geschichtsmalerei zuvorzukommen. Wie aber, wenn beide Einseitigkeiten zusammenzufallen das öffentliche Recht für sich haben? Karl von Rotteck hat bei Lebzeiten seinen Biographen gefunden, hat durch weitverbreitete Theilnahme an seinen Bestrebungen die Widerlegung von unhaltbaren oder unsaubern Anfeindungen seines Wirkens sich gesichert.

Das Hauptinteresse für den Mann erhebt sich deshalb über die Leidenschaften des Tages, die für den Genuß und die Befriedigung in der Gegenwart ihre Berechtigung unwiderlegbar darthun, zu den Fragen: Welcher Zeitrichtung gehört v. Rotteck mit seiner bestimmten Eigenthümlichkeit, der ihm unbestrittenen Charakterfestigkeit an? Wie gestaltete sich dieselbe in der Anwendung der ihm gebotenen Mittel auf die Kreise seiner Thätigkeit?

Zwei Brennpunkte bestimmten die unwandelbare Lebensbahn v. Rotteck's: die französische Revolution und die Kant'sche Philosophie; zwischen beiden suchte er unverdrossen den für deutsches Gemüth brauchbaren Mittelpunkt, um sich eben in keiner Excentricität zu befinden. Er erfaßte diese Aufgabe mit scharfem Verstande, und führte sie nach Zeit und Umständen in populärer Weise fort. Aber auf beiden Seiten hielt er redlich fest an den Entwicklungsstufen, auf die ihn Begeisterung für die Geschichte und Wissenschaft seiner Jugend gestellt hatte.

Als Napoleon, gleichsam ein Postulat der praktischen Vernunft v. Rotteck's Geschichtsmuse zwang, diese Entwicklung des französischen Staatsorganismus zu bekämpfen, hatte er den deutschen Liberalismus der Jahre 1812 — 15 gewonnen, und verlor seitdem nicht mehr das Wohlwollen und das Zutrauen der deutschen Freiheitshelden und ihrer ideellen Nachkommen.

In deutschem Sinne vertrat er etwa die Doctrin der assemblée constituante, in demselben Sinne wurde er auf Behauptungen des Nationalconvents, wie geäußert worden ist, aber gewiß nur höchst momentan durch die Bestrebungen der Reaction hingetrieben; denn nimmermehr hat er verläugnet das deutsche Gemüth, und hat es bewiesen, daß ächte Loyalität in der unzweifelhaften Anerkennung ange-

Digitized by Google

stammter Herrscherrechte besteht. Nimmermehr hätte er sich ohne Vorbehalt den Beschlüssen des 4. Augusts 1789 angereiht. Denn v. Rotteck kämpfte für das ideale Recht, und gab auf die Formen zunächst Alles, fern von der Ueberzeugung, die sich wohl gegen ihn geltend machen wollte, daß der Inhalt solchen Rechtes einen Bruch der Form nothwendig macht, und sich durch ein gewaltthätiges Treiben umzuwandeln weiß.

Wer erinnert sich nicht des Beginnens der freiburger Bürger, die v. Rotteck zu ihrem Bürgermeister gewählt hatten, die Anerkennung solcher Wahl aber nicht erhielten. Sie wählten ihn zum zweiten Mal und wollten ihn nöthigenfalls zum dritten Male wählen. Da aber erhob sich v. Rotteck in seiner Loyalität und ermahnte seine Mitbürger, sie möchten doch seinetwegen nicht die Stadt der Ungnade preisgeben, und bethätigte damit charakteristisch genug seinen Standpunkt als Deutscher und seinen Unterschied von jenem bekannten Ausspruch Mirabeau's, der doch gewiß nur ein Leiter der constituirenden Versammlung war. Ob aber v. Rotteck damals einem schönen Triebe seines Herzens zu folgen glaubte, oder ob er einem Stoße nachgab, den man in einer elektrischen Kette von Karlsruhe bis Freiburg zu leiten wußte, ist für die vorliegende Beurtheilung gleichgiltig. Er handelte aus seiner Ueberzeugung. Die Consequenz der Thatsache berührte ihn, den festen Charakter, nicht. Ueberschritt er gleich nie die dem deutschen Gelehrten eigene Mäßigung, dennoch blieb er seit 1831 nicht mehr frei von Verdächtigungen einer geheimen Theilnahme an verschiedenen revolutionären Bewegungen in Deutschland, gegen die er sich aber jedesmal glänzend rechtfertigte. Er widerlegte trotz seiner Verbindung mit Lamennais, Louis Blanc, Gendebien und de Potter als Mitarbeiter an der Revue du progrès die gegen ihn aufkeimende Meinung, als ob es in Deutschland Leute geben könnte, die kräftiger im Stillen handeln, als öffentlich sprechen würden.

War die französische Nationalversammlung vom Jahre 1789 der politische Ausgangspunkt für v. Rotteck's Wirksamkeit, weil jene nach seinem Ausdruck „der Huldigung aller kommenden Zeiten gewiß sei; denn Geisteskraft und Gemüthsadel sind ihr, selbst von den bessern ihrer Feinde anerkannter Charakter," so nahm er die zu solcher Wirksamkeit nöthigen Geisteswaffen vorzüglich aus der Kant'schen und Fichte'schen Philosophie. v. Rotteck schrieb im Jahre 1798, in welchem Kant's letzte Schrift, der Streit der Facultäten, erschien, seine erste Abhandlung, „über die Verbindlichkeit des Nachfolgers eines Regenten zur Haltung der von seinem Vorfahr geschlossenen Verträge," um die juristische Doctorwürde zu erhalten, und verarbeitete seitdem unausgesetzt die Lehren jener Philosophie in populärer, allgemein faßlicher Darstellung auf der Laufbahn als Schriftsteller.

Wie nicht zu verkennen ist, daß sich in v. Rotteck gleichsam die Antinomie verkörperte, welche zwischen Süd- und Norddeutschland, um nicht die bekannte Mannigfaltigkeit von Gründen anzugeben, zunächst durch das politische Mißtrauen mehr und mehr genährt wurde, und zur Erklärung so mancher Schritte jenes Mannes einen frappanten Beitrag liefert: so äußert sich doch in der Aneignung der Kant'schen und im Abstoßen der Hegel'schen Philosophie bei dem süddeutschen Liberalismus, als dessen Chorführer v. Rotteck darin gerade ein entscheidendes Votum gegeben hat, abgesehen von andern Gründen, fast nur das Naturgesetz, daß sich die gleichnamigen Pole abstoßen und die ungleichnamigen anziehen. Weil politische Antipathie dort vorherrschte, wo die wissenschaftliche Richtung schon längst entschieden war, versuchte der süddeutsche Liberalismus seine Unkunde über die fortgeschrittene Wissenschaft hinter die vorgegebenen illiberalen Tendenzen derselben zu verstecken. Als letzter Versuch, eine solche Ueberzeugung auch in die weitern Kreise des Volkslebens einzuführen, steht das von Rotteck und Welcker begründete und zum Theil durchgeführte Staatslexikon da, welches Ersatz bieten sollte für den ihnen entzogenen Lehrstuhl. So groß auch die Differenzen in den Ansichten der verschiedenen Mitarbeiter an diesem Werke, selbst zwischen v. Rotteck und Welcker, über einzelne Doctrinen sein mochten: in der zum Theil mühsam herbeigezogenen Polemik und Verkennung der neuesten Fortschritte in der Wissenschaft findet sich eine durchgehende Uebereinstimmung. Wie nun v. Rotteck in diesem Werke die reifste Ueberzeugung von seinen staatsrechtlichen Idealen niederlegte, so muß es unbestritten als der Maßstab für seinen transcendentalen Idealismus dienen, der aber zugleich in dem Primat der praktischen Vernunft, wie der theoretischen eine süße Beruhigung erstrebte.

Die Zeit hat aber schnell gerichtet, sowohl über die im Sinne v. Rotteck's ausgegangene Erklärung des Staatslexikons, „es sei lächerlich, wenn man der Hegel'schen Philosophie einen zeitgemäßen Liberalismus zutraue," — freilich über den vom Jahre 1815 ist sie hinaus, — als auch über die von Seiten der Haller'schen Restauration verkündigte Phrase, „daß der geistreichste und neueste, nur etwas dunkle Versuch, den Absolutismus zu construiren, in Hegel's Naturrecht gemacht sei, weshalb er auch bei manchen Staatsmännern, zu deren Praxis er die Theorie lieferte, fast officielles Ansehen erlangt habe." Die Gegenwart hat auf beide Behauptungen den Stempel der Ironie gedrückt.

v. Rotteck ging also von den Theorieen der französischen Revolution und von den praktischen Ergebnissen der deutschen Philosophie seiner Jugendzeit aus. Wie gestalteten sich dieselben in der Anwendung der ihm gebotenen Mittel auf die Kreise seiner Thätigkeit, auf dem Lehrstuhl, durch die Presse und die parlementarische Wirksamkeit?

Digitized by Google

Von dem Lehrstuhl ging v. Rotteck's erste Einwirkung aus; mit ihr verband sich noch unter Napoleon's Gewaltherrschaft seine schriftstellerische Thätigkeit als Historiker. Die Kühnheit, mit welcher er seine allgemeine Weltgeschichte entwarf, und den Entwurf durch die ersten Bände ausführte, zur Zeit als fast in ganz Deutschland das freie Wort verstummt war, und nur höchstens deutsche Stimmen von Außen hereintönten, ist allgemein bewundert worden. Ein voller Beweis für die damalige Erniedrigung des deutschen Freiheitssinnes und den hohen Werth des freien Wortes. Nicht dieselbe Anerkennung hat v. Rotteck bei den Deutschen gefunden, was den innern Werth seines Geschichtswerkes selbst betrifft. Ein anderes Urtheil wurde in Frankreich gefällt, wo man mit Bezug auf Tendenz und Ausführung derselben den Satz aufstellte: l'ouvrage de M. Charles de Rotteck pourrait être considéré comme un événement, mais en Allemagne ce n'est qu'un livre. Dies bewiesen die Deutschen, indem sie zunächst die Chronologie des Werkes seit Erschaffung der Welt anstößig fanden, weiterhin nachwiesen, v. Rotteck sei kein Geschichtsforscher, sondern fasse nur die bekanntesten Thatsachen unter der ihm eigenthümlichen Perspective zusammen und bilde sich daraus ein Gemälde, auf das er die grellsten Farben seiner Parteirichtung auftrage. Das Urtheil, es fehle alle Objectivität, bricht, wo Deutsche zu Gericht sitzen, bekanntlich den Stab.

Gegen solchen Richterspruch klang des Verfassers eigenes Geständniß in den Ohren der Sachverständigen wie Hohn, wenn er seine Geschichte auf folgende Weise bevorwortet: „Geschichte sei allerdings als eine reiche Quelle von Kenntnissen zu betrachten, aber hierdurch wird nur die Hälfte ihres Werths bestimmt. Sie soll auch auf's Gefühl und auf den Willen wirken, die moralische Kraft erhöhen, Liebe zur Tugend und Haß des Lasters geben und Begeisterung zur großen That. Dies Alles kann sie nur dann, wenn sie nicht bloß zum Verstande, sondern auch zur Imagination und zum Herzen redet; ja selbst die bloße Belehrung wird eindringlicher und dauernder, wenn sie in etwas belebter Sprache ertheilt wird; — aus diesen Gründen habe ich mich nicht gescheut, selbst in einem Lehrbuche auf Einkleidung und Stil eine Sorgfalt zu verwenden, welche die Verfasser von solchen Büchern, wenigstens in Deutschland, gewöhnlich unter ihrer Würde halten."

Deutschland hat dies seinen Gelehrten zum Trotz anerkannt, hat in v. Rotteck's Weltgeschichte gleichsam die Schutzrede der unterdrückten Menschheit gegen ihre Gewaltherrscher freudig entgegengenommen. Dreizehn Auflagen zwischen 1812—38, momentane Verbote sind die sprechenden Zeugnisse solcher Anerkennung. Mit diesem Werke, das gleich verständlich für jede Classe der bürgerlichen Gesellschaft ist, wußte v. Rotteck ganz wohl, was er wollte; er brach sich damit Bahn für die Aufgabe seines Lebens, die er in die Begründung der politischen Freiheit Deutschlands setzte.

(Fortsetzung folgt.)

Theismus oder Pantheismus.

(Schluß.)

Wenn ich einen Gedanken habe, der wahr ist, hört dieser Gedanke dadurch auf, wahr zu sein, daß er bloß in meinem Kopf und nicht auch zugleich draußen irgendwo existirt? Bleibt derselbe Gedanke nicht wahr, möge er nur auf Erden oder zugleich auch im Himmel gedacht werden? Bleibt ebenso eine gute Handlung nicht gut, möge sie nur von Menschen oder auch von Engeln gethan werden? — O wie nichtig sind doch eure Gegensätze, wie verkennt ihr doch ganz, um was es sich eigentlich handelt! Ihr haltet es für den höchsten Fragepunkt, ob Gott bloß diesseits, oder auch jenseits, ob er bloß drin (in der Welt), oder auch draußen ist? Nein, diese Frage ist nicht werth, daß sich wegen ihrer die Menschheit entzweie. Die Hauptfrage ist vielmehr die, ob Gott göttlich, d. h. ob er ein weises, heiliges, gerechtes, liebevolles Wesen ist oder nicht; und hat jenes je die pantheistische Philosophie geläugnet? Ist es nicht eine leere Verdoppelung, die Weisheit, Güte, Gerechtigkeit, Liebe, die der Pantheist, wo er sie findet in der Welt, für die Erscheinung Gottes hält, noch einmal in einem persönlichen Wesen außerhalb der Welt, in einem wer weiß wo befindlichen jenseitigen Himmel zu setzen? Ist das Wahre und Gute und Schöne, und überhaupt alles Göttliche, alles Positive, nicht überall, wo es sich auch finde, sei es nun nur innerhalb der Welt oder auch außerhalb, existire es nur in der Menschheit oder auch in übermenschlichen Wesen, nur einmal, oder zweifach und dreifach, — ist es nicht, frage ich, immer und überall seinem Wesen nach dasselbe? Kann das Wahre und Gute im Himmel toto coelo verschieden sein von dem Wahren und Guten auf Erden? Kann, was bei Menschen unrein ist, bei Gott rein, was hier schwarz ist, dort weiß sein? — Ist also nicht der ganze Streit ein rein formeller, so zu sagen quantitativ numerischer, da es sich darin nicht um die wesentliche Qualität, den Inhalt Gottes, sondern nur um die Einfachheit oder Verdoppelung Gottes handelt, also um die Zahl, in der Gott existirt? Und ist es nicht eben so lächerlich, wenn die Theisten den pantheistischen Gott nicht als Gott anerkennen, weil er nur in der Welt und im Menschen sein Dasein hat, als es lächerlich wäre, wenn Jemand behauptete, daß Gold nicht Gold ist, wenn es bloß in der Erde und nicht auch zugleich im Jupiter oder Saturn oder Uranus existirt? —

Digitized by Google

Ich habe auf das Nichtige, lediglich Formelle der theologischen Streitfragen bereits in meinen „Studien und Kritiken zur Theologie und Philosophie" (Berlin, 1840. Verlag der Voß'schen Buchhandlung. S. 119 flg.) aufmerksam gemacht. Es ist dies ein nicht genug zu beachtender Punkt, wenn eine wirkliche und nachhaltige Aussöhnung zwischen den Theisten und Pantheisten herbeigeführt werden soll. Die Pantheisten werden euch euern jenseitigen, außerweltlichen Gott von Herzen gönnen, wofern ihr ihn nur auf göttliche Weise denkt, wofern ihr nicht ungöttliche Eigenschaften in ihn setzt, Eigenschaften, die, von menschlichen Schwächen und Leidenschaften hergenommen, Gottes unwürdig sind, und wofern ihr Gott nicht bloß außerhalb der Welt, in einem unbekannten Jenseits suchet, sondern auch in der Welt und im Menschen, überall wo das Wahre, Gute und Schöne, wo Weisheit, Gerechtigkeit, Heiligkeit und Liebe, wo überhaupt Göttliches und Positives sich offenbart, die leibhaftige Gegenwart Gottes erkennt. Ebenso aber auch müßt ihr die Pantheisten nicht darum hassen und anfeinden, weil sie für sich jenen persönlichen Gott außer der Welt, jenseits des Universums, bezweifeln und nur den thatsächlich in der Welt sich manifestirenden, jedem, der Sinn für das Göttliche, für das Wahre, Gute und Schöne, für alles Große und Positive hat, zugänglichen, erkennbaren, ja anschaubaren Gott anerkennen und sich an ihm genügen lassen.

Ja, werdet ihr sagen, die Pantheisten leiten auch das Böse, das sich doch auch nicht aus der Welt wegdemonstriren läßt, von Gott ab, sie machen Gott zum Urheber des Bösen, des Ungöttlichen, und vernichten folglich seine Heiligkeit. Das ist aber nicht wahr. Der Pantheist betrachtet das Böse nur als das in Gott, was Gott selbst ewig vernichtet, um ewig daraus sein Gegentheil, das Gute hervorzubringen (vergl. ebenfalls meine Studien und Kritiken, S. 100 ff. u. a. O.). Gott ist also nach ihm nicht böse, so wenig als Göthe böse ist, weil er den Mephistopheles so behaglich und mit so vieler Liebe darstellt. Freilich wenn man den Pantheismus als eine Selbstvergötterung des Menschen, folglich als den grenzenlosesten Hochmuth, der sein will „wie Gott," bezeichnet, als ob die pantheistische Philosophie den unmittelbaren, unwiedergebornen, individuellen, egoistischen Menschen für den Gottmenschen erklärte, dann ist es kein Wunder, wenn in Zeitungen davor gewarnt wird, wenn sogar Hitzköpfe sich versucht fühlen, mit Spießen und Stangen gegen diese satanische Erscheinung zu Felde zu ziehen; aber welcher pantheistische Philosoph hat je den sündhaften, egoistischen, unwiedergebornen Menschen für die leibhaftige Erscheinung Gottes erklärt, welcher hat je in diesem Sinne gesagt: wer sich siehet, der siehet den Vater*)? Stimmen nicht alle wahrhaften Pantheisten mit dem Christenthum in der Forderung der Selbstverläugnung und Wiedergeburt auf's Genaueste überein? Wer weiß nicht z. B. aus Hegel's Schriften, wie oft und unermüdlich er gegen die Unmittelbarkeit des Subjects den Geist geltend macht, als der allein in alle Wahrheit leite? Ich kann hier nicht umhin, nochmals auf meine Studien und Kritiken hinzuweisen, wo ich in einem besondern Capitel den Vorwurf der Selbstvergötterung, den man der pantheistischen und namentlich der Hegel'schen Philosophie macht, widerlegt und aus einem Ausspruche Hegel's die Ungerechtigkeit jenes Vorwurfs nachgewiesen habe.

Also hinweg mit der Feindschaft um nichtsbedeutende Differenzen; reichen wir uns friedlich die Hände, denn wir denken und wollen im Grunde genommen Beide dasselbe. Wir denken, wie ihr, in Gott ein weises, heiliges, gerechtes, liebe- und erbarmungsreiches Wesen; wir wollen, wie ihr, Verwirklichung der göttlichen Eigenschaften in der Welt, Beförderung des Wahren, Guten und Schönen auf der Erde. Zu diesem ernsten, heiligen Werke betrachten wir, wie ihr, Selbstverläugnung, Wiedergeburt, Erhebung in den heiligen Geist, als Grundbedingung; und daß dazu eine erlösende Macht erforderlich ist, auch darin stimmen wir euch bei, nur wieder mit dem rein formellen, nichtsbedeutenden Unterschiede, daß ihr diese erlösende Macht von Oben her, aus dem Himmel, dem Jenseits herabkommen laßt, wir hingegen sie als von Ewigkeit der Menschheit beigegeben, eine Zeit lang in ihr schlummernd, dann aber zu der Zeit des tiefsten Verfalles, der mächtig gewordenen Sünde, desto kräftiger erwachend und desto siegreicher die Welt überwindend, betrachten.

Pantheismus und Christenthum schließen sich also keineswegs aus, wenn man nur das Eine, was allein Noth thut, im Auge behält, und nicht über unbedeutenden Differenzen, über der äußern Schale den wesentlich gleichen innern Kern vergißt. Drum, wer zu dem großen Werke der Welterlösung, durch Beförderung der Wahrheit, durch Uebung des Guten, durch Darstellung des Schönen beiträgt, wer Weisheit, Heiligkeit, Gerechtigkeit, Liebe, wer überhaupt Großes, Göttliches, Positives, worin allein der Mensch seine wahre Freiheit hat, auf der Erde zur Herrschaft zu bringen trachtet, der, er sei übrigens Pantheist oder Theist, er betrachte Gott nur als innerweltlichen oder verdoppele ihn und setze ihn noch einmal in ein persönliches Wesen außer der Welt, werde als unser Bundesgenosse betrachtet, mit dem vereint wir Alle, die das große Werk der Welterlösung zu hemmen sich erkühnen und in sein Gegentheil zu verkehren trachten, kräftigst zu Boden schmettern.

J. Frauenstädt.

*) Gustav Schwab sagt in seinem Schreiben an Ullmann über den Cultus des Genius S. 102, Jesus hätte, wenn er das Bewußtsein der Hegel'schen Gottmenschheit gehabt hätte, eigentlich sagen müssen: „Philippe, wer sich siehet, der siehet den Vater." Als ob dies nicht Jeder sagen dürfte, der, wie Christus, rein und schuldlos ist, also jeder wirklich Erlöste, jeder wirklich und wahrhaft Wiedergeborne. Wer reines Herzens ist, sagt Christus, wird Gott schauen, d. h. er wird nicht bloß mehr außer sich — denn außer sich schaut ihn auch der Sündhafte — sondern in sich Gott schauen.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Digitized by Google

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

1. Mai. № 104. 1841.

Zur Charakteristik von Rotteck's.

(Fortsetzung.)

Es kann hier natürlich nicht von einer Kritik des Rotteck'schen Geschichtswerkes die Rede sein. An zwei Partieen desselben aber knüpft sich die Eigenthümlichkeit des Mannes ganz besonders: an die Periode der deutschen Reformation, und an die Darstellung der französischen Revolution. Vom Standpunkte des Katholiken hat etwa v. Rotteck in dem ersten Stoffe das Gegentheil von dem geleistet, was Leo als Protestant aus der Reformation herausgebracht hat. Vor einer weiteren Vergleichung jedoch bewahre uns die christliche Tugend. Der Standpunkt, auf welchem von Rotteck die Reformation anerkannte, wurzelt aber in dem, was er allgemeines Recht oder bestimmter Vernunftrecht nannte, und dies war wieder erwachsen aus Grundsätzen, wie sie Rousseau in seinem contract social niedergelegt hatte.

Aus denselben Grundsätzen vertheidigte v. Rotteck auch die Ansprüche des Erzbischofs von Cöln gegen die preußische Regierung, und bewies dadurch seine Rechtsconsequenz, die von jeder sonstigen Glaubensmeinung entfernt stand. Wenn er bei der Darstellung der Reformation darauf hindeutete, daß er selbst Katholik sei, so war er wenigstens kein Gläubiger im Sinne der Kirche, in deren Schooß er auch nicht starb; nach seiner Versicherung glaubte er, den Charakter des Geschichtschreibers und des Mannes zu verläugnen, wenn er, aus was irgend für einer Rücksicht jemals anstände, die Wahrheit oder seine Ueberzeugung auszusprechen.

Nur seine Wahrheit oder seine Ueberzeugung sprach er aus, als er „die cölnische Sache vom Standpunkte des allgemeinen Rechts" im Jahre 1838 betrachtete. Gegen dies allgemeine Recht mußte ihm das Verfahren der preußischen Regierung gegen den Erzbischof nothwendig als ein Act der Gewalt erscheinen, indem, wie selbst die preußische Darlegung aussprach, die sogenannte Staatsraison als außerordentliches Recht an die Stelle des ordentlichen gesetzt worden sei. Hier galt v. Rotteck sein Rechtsideal als wirklich bestehendes Recht. Wie er im Jahre 1819 als Mitglied der ersten badischen Kammer vor den Concordaten mit der römisch-katholischen Kirche gewarnt hatte, indem er sprach: „lasset die Curialisten nur einen entscheidenden Sieg gewinnen, und dann leistet Verzicht auf Lehr- und Lernfreiheit, auf die aufrechte Geistesstellung, leistet Verzicht selbst auf den Segen liberaler, bürgerlicher Verfassung;" wie er die gesetzmäßige Freiheit und Selbständigkeit der katholischen Landeskirche gegen auswärtige Eingriffe am besten gesichert glaubte durch Begründung einer deutsch-katholischen Nationalkirche, und dadurch seinen Standpunkt im formellen Idealismus unwiderleglich bekundete: so vertheidigte er den Erzbischof von Cöln im Jahre 1838 aus demselben Standpunkte, der nach seiner Meinung *über* den beiden Confessionen sich befände, und das gemeinschaftliche Recht und das gemeinschaftliche, wahre Interesse Beider ins Auge fasse. v. Rotteck, der sich bei dieser Gelegenheit auf seine Reformationsgeschichte, auf sein Lehrbuch des Vernunftrechts und der Staatswissenschaft, auf seinen Wahlspruch: Freiheit, Licht und heiliges Recht, berief, verwahrte sich dadurch gegen Solche, welche, obschon der katholischen Kirche sich beizählend, es dennoch fast für eine Ehrensache hielten, sich lau gegen die Interessen der Kirche und zumal dem Clerus abgeneigt sich zu zeigen. Sie vergäßen, daß hier kein *dogmatischer* oder *hierarchischer* Streit vorliege, sondern bloß eine *Rechtsfrage*. Um diese aber zu schlichten, weiß er kein anderes Mittel, als den Weg der Synoden und zuletzt der Nationalconcilien.

Wie wenig diese zur Lösung des Streites beizutragen vermocht hätten, eben so wenig dürfte v. Rotteck's Consequenz in dieser Sache das nöthige Licht verschafft haben; obgleich er seine damit verbundene Absicht klar und bestimmt in der Forderung aussprach: „man gewähre dem Volke den Grad von bürgerlicher und politischer Freiheit, zu dem es nach seiner Bildungsstufe reif ist, und man erziehe es weiter im Sinne solcher Freiheit."

Solche Mahnung wurde an Preußen gestellt, das in seinem katholisirenden Staatsbegriff auch aus andern Gegenden Deutschlands angegriffen, vorzugsweise in der öffentlichen Thätigkeit v. Rotteck's eine Opposition hervor-

Digitized by Google

trieb, die kein geringes Moment bei der Entwicklung seines politischen Charakters bildet. Denn dieser hat seine Phasen gehabt nach dem Maßstab der dreißigjährigen Zeitgeschichte, zwar immer auf demselben Grunde, aber mit zunehmendem Widerstande ist seine Energie gewachsen, so daß er eine politische Macht wurde, die seinen Gegnern imponirte.

Zu dieser den Gegnern unbequemen, bis zur gefürchteten Stellung schwang sich v. Rotteck aber vorzüglich durch die Benutzung der Presse auf; diese zu befreien aus den engen Fesseln der großmütterlich wachenden Sorgfalt, war das Ziel der gemeinsamen Bestrebungen v. Rotteck's und seiner Freunde, besonders in Baden; auf ihn, den Vorkämpfer, blickte das übrige Deutschland ängstlich oder hoffnungsvoll mit verstohlenen Blicken hin. Nur das freie Wort, die freie Presse verlangte v. Rotteck. Und weil ihm die Gegner beharrlich dies unveräußerliche Recht verweigerten, müsse die Sache derselben doch sehr schlecht sein, äußerte er häufig. Der Beharrlichkeit und Ausdauer der badischen Stände gelang im Jahre 1831 die sogenannte Befreiung der Presse — mit Ausnahme aller Bücher unter 20 Bogen, mit Ausnahme aller Werke, die von der Bundesversammlung redeten. — Es war nur ein kurz dauernder Traum!

Ehe v. Rotteck aber auf diesen Gipfelpunkt seiner parlementarischen Thätigkeit gelangte, lag sein politisches Glaubensbekenntniß schon vor den Augen von ganz Deutschland in der Schilderung der französischen Revolution, in dem Archiv für landständische Verhandlungen in Baden aus dem Jahre 1819, in seiner eigenen Theilnahme an denselben als Mitglied der ersten Kammer.

Die deutschen Zustände vom Jahre 1826, und v. Rotteck's glühend begeisterte Schilderung der ersten und zweiten französischen Nationalversammlung mußten nothwendig einen grellen Contrast bilden. Seine Entschuldigungsversuche mancher Schritte des Nationalconvents waren geeignet, ihn bei den Fanatikern unter den Gegnern in den Geruch eines Jacobiners zu bringen; — ein bequemes und deshalb beliebt gewordenes Stichwort! — Solche Gegner hätten sich doch leicht durch v. Rotteck's Prophezeihung von dem Fehlschlagen liberaler Bestrebungen am Ende seines Geschichtswerks trösten können, wo es heißt: „Wenn die Partei, welche jetzo das Ohr der Fürsten umlagert, und welcher die stupide oder feige Masse als willfähriges Werkzeug dient, den völligen Sieg erhielt, so ist dem Zurückschreiten kein Ziel zu setzen, und ist Asien der Spiegel, worin wir unser künftiges Schicksal erkennen mögen. — Aus der Welt wird darum freilich die Freiheit nicht weichen, aber Europa wird das heilige Feuer, welches es bisher bewahrte, nur noch von fern, von jenseits des atlantischen Meeres herüberleuchten sehen."

(Schluß folgt.)

Neue Aquarelle aus dem Leben, von August Lewald. 2 Theile. Stuttgart, 1840. Cast'sche Buchhandlung.

Der Verf. bittet, das rasche Aufeinanderfolgen dieser und anderer von ihm verfaßter Schriften nicht etwa einer großen Schreibseligkeit zuzurechnen, sondern bedenken zu wollen, daß ein Mann, der erst in vorgerücktern Jahren zu publiciren beginnt, wohl eine Anzahl zu Papier gebrachter Erfindungen und Erinnerungen schon vorräthig haben kann. — Er sagt von sich: „Von frühster Jugend an liebte ich Alles, was meiner Beobachtung aufstieß, zu skizziren und später zu verarbeiten, und so ergab sich denn bei ausgedehnter Lectüre und bunten Erlebnissen mannigfaltiger Stoff. So speicherte ich auf, ohne daran zu denken, es jemals zu benutzen. So entstanden auch größtentheils meine Novellen. Ich erlebte jene Abenteuer und Verhältnisse, oder doch mindestens etwas davon, ehe ich sie niederschrieb. Ich glaube, daß jetzt nicht immer so verfahren wird."

Ref. brauchte nicht erst durch dieses Vorwort zu günstiger Hoffnung auf das Buch gestimmt zu werden. Lewald ist mit Recht ein beliebter Schriftsteller. In einem vielbewegten Leben erhielt er Stoff und Form für sein anmuthiges Talent. Er weiß von den Sachen dieser Welt Bescheid, hat viel erlebt und erfahren, und darf daher mitreden. Wenn sich zu einem feinen gewandten Geiste ein lauteres Gefühl für Recht und Sitte, ein reiner Sinn für Wahrheit und Schönheit gesellt, und wenn das Ganze getragen ist von eben so großer Sicherheit des Bewußtseins als anspruchsloser Bescheidenheit, so wird man gern an dem liebenswürdigen Munde hängen. Zu dem kommt ein allseitiger Anschluß an die Mächte, welche die Zeit bewegen. Er blieb den modernen Ideen in keinem Stücke fremd, wenn er sie auch nie und nirgends in ihrer Tiefe erfaßte. So wußte er stets die Perspective in das, was heute die Geister bewegt, herzustellen und wenigstens auf den Hintergrund seiner Schildereien den Duft des modernen, des fortschreitenden Gedankens zu legen.

Aber diese neuen Aquarelle habe ich mit großer Enttäuschung und größerem Mißbehagen aus der Hand gelegt. Wenn ich mir Rechenschaft gebe über das Gelesene, wenn ich nach hervorragenden Punkten suche, nach bleibenden Eindrücken frage, so finde ich mit Leidwesen, daß das Wasser fast alle Farben verschwemmt hat. Da ist kein satter Vordergrund, keine ausdrucksvolle Staffage, da ist kein ahnungsvoll aus dem Hintergrund aufdämmernder Gedanke, da ist nur verschwimmender, leerer Mittelgrund ohne künstlerische, effectvolle Spannung. Kein Mensch wird an den Aquarellmaler die Forderungen der Oelmalerei stellen. Leicht, flüssig und flüchtig soll jener seinen Pinsel führen. Keine Rahme, keine plastische Vollendung, keine Sättigung soll

Digitized by Google

er bieten, aber er soll auch nicht Alles zerrinnen und verlaufen lassen, er soll die Farbe zum flüssigen und flüchtigen Träger des Gedankens machen; er soll ein Bild geben. Das thut aber Lewald in diesen zwei Bändchen kaum einmal.

Lewald hat, wie er (II. 192) von sich sagt, einen angebornen Hang zum Phantastischen, zum Prächtigen und zur Poesie. Aber er selbst weiß auch zu sagen, daß Hang noch nicht Beruf ist. Derjenige, welcher bloßen Hang dazu hat, verhält sich zu dem, welcher Beruf hat, wie der Berufene selbst wieder zu dem Auserwählten. — Lewald erzählt (S. 201), wie ihm um ein Haar all seine weitern Lebensereignisse und Lebensbeziehungen verloren gewesen wären. So aber habe er statt im 20. Jahre, wie er einmal im Sinn hatte, erst 10 Jahre später geheirathet, aber volle 20 Jahre später sich häuslich niedergelassen. „Ich lebe jetzt, ein junger Ehemann, im jungen Hausstande, neu, frisch und fröhlich, ergötze mich noch an neuen Genüssen, die dieses Leben bietet, indeß ich dort schon längst mit der gewohnten schalen und staubigen Umgebung alt, überdrüssig und abgestanden wäre."

Eben die Frische, die Beweglichkeit, welche an ihm erfreut, ist allerdings „offenbarer Gewinn" von diesem dreißigjährigen — Krieg und Frieden mit der äußern Welt und dem weitern Leben. Aber in einem so unstäten Leben setzte sich nichts recht fest bei ihm ab, in der ewigen Unruhe vermochte sich kein reiner Krystallisationsproceß zu vollziehen. Von dem unaufhörlichen Umherfahren erhielt sein Wesen, sein Talent, seine Darstellung etwas Fahriges, das in höchster Potenz in diesen neuen Aquarellen zur leibigen Erscheinung kommt.

Sie sind „aus dem Leben." Lewald hat lange, viel, bunt und bewegt genug gelebt, um mit Erzählungen davon unterhalten zu können. Aber warum hat er doch nie gesucht, mehr als zu unterhalten? War es Mangel an Lust oder Talent? Doch das Talent giebt sich die Lust, und so müssen wir allerdings erkennen, wie ihm das Talent, der Beruf zur Poesie, zu schöpferischer Gestaltung gebricht. Nur darum konnte er einzelne poetische Stoffe so jämmerlich verhunzen, wie er es hie und da gethan hat. Nur darum konnte er mit diesen Erfahrungen und Erinnerungen, mit diesen Bilder- und Farbenskizzen so wenig haushälterisch umgehen, daß er sie wie leere Spreu in das Publicum wirft. Hätte er den Kern in der Mitte und Tiefe zu finden gewußt, so hätte er sie als Saatkörner poetischer Bildungen ganz anders zu hegen und zu pflegen unternommen. Aber freilich fehlte ihm dazu der Kern in der Mitte und Tiefe des eignen Lebens und — was daraus sich ergiebt — des eignen Wesens. Warum gab auf so ganz andere Weise ein Göthe, Immermann, Steffens, was sie erlebten?

Aber wenn die Kraft fehlt, den Lebensstoff also zu verklären und zu verdichten, soll darum nicht ein Anderer es mit minderer Kraft auf seine Weise thun? Warum nicht! Wer zum Historienmaler nicht taugt, sei uns willkommen, wenn er mit gewandtem, fleißigem Pinsel Geist und Gedanken in Wasserfarben kleidet. Aber nur soll er uns Bilder geben, nur zu der „einigen Wahrheit und richtigen Färbung" auch Wirklichkeit. Dann soll und muß es uns „für den Mangel an sonstigem Talent entschädigen, wenn es ihn auch nicht zu ersetzen im Stande ist." Nur dann darf er „auf die Nachsicht der Wohlwollenden rechnen," welche Lewald bescheidener Weise „selbst bei seinen besten Bestrebungen" in Anspruch nimmt.

Wenn aber nun Lewald gleich das erste Stück des ersten Bandes: „die alte Stadt Nürnberg" „eine Schilderung" nennt, so möchte ich wissen, ob man sich diese Bezeichnung nach Durchlesung des Gegebenen anders erklären möchte, als durch den Hinblick auf ein Wirthshaus- oder Waarenschild, worauf eben geschrieben steht, was man drinnen finden und kaufen kann. Wer erhält durch Lewald's Darstellung ein Bild von dem einzigen Nürnberg, ein Bild von seiner äußern Erscheinung, ein Bild von seinem innern Leben? Was er sagt, kann man in jedem Wegweiser und Reisehandbuch finden. Ein mit dem Auge der Poesie erfaßtes und wiedergegebenes Bild wäre, so viel auch schon von der eigenthümlichen Stadt geschrieben ist, immer noch nicht überflüssig. Aber „Poesie ist in Nürnberg wenig zu Hause," sagt Lewald. — — — Um so entfernter hier für ihn die Gefahr, Eulen nach Athen zu tragen!! — Die „Stunden in Weimar" blättern sich uns sehr ennüyant herum, trotz dem Hause des alten Göthe, das bloß genialisch entdeckt, nicht betreten wird, und dem „Mameluken Rustan" desselben, dem Dr. Eckermann. — In der „Unterwelt" ist „in der That wenig zu haben und selbst dies Wenige schlecht" (S. 75). — „Zobten" und „Haidebilder" regen ein Interesse an, das sie doch wieder nicht ganz befriedigen. — Nun aber: „Merkwürdige Mordthaten in Breslau." Freilich merkwürdig, aber gegen das Feuilleton der Europa sollte das Buch „neue Aquarellen" doch etwas mehr Distinction behaupten. — „Kleine Städte und ihr Theaterdirector" hätte sich gewiß hübsch eingereiht in eine bedeutendere und geschmackvollere Darstellung dessen, was Lewald auf seiner Theater- und Lebensbahn erlebte. Ebenso das dreißig Seiten lange, vollgepfropfte und doch so leere „Paßbureau." — Die „Sudeten" lassen sich, will man sie nicht lieber überblättern, wobei nicht viel verloren wäre, doch mit einiger Anstrengung nicht ohne allen Genuß übersteigen. — „Beppo", eine Kleinigkeit aus Venedig, würde von einer poetischen Kraft zu verwenden gewesen sein, allein und abgerissen dastehend, ist die Prätension zu groß für die Wirkung. — „Bamberg" — was man so in sein Reisetage-

Digitized by Google

buch oder in einen Brief darüber notiren, aber nicht in die Welt von 1840 hinausgedruckt sehen mag. — „Gelehrtes Volk" ist, was wenig heißen will, das Interessanteste in diesem Bande. „Ein bejahrter Mann, im großbeblümten Damastschlafrock, hochgebauschter Mütze, wie er seinem ehelichen Gespons in ihrem letzten Kampfe nicht von der Seite gewichen und ihr stets im herrlichsten Latein Muth zugesprochen habe, ja selbst eine Ciceronianische Rede an sie gerichtet, die mit den Worten angefangen: „Vlocatia mea!" — — ein junger Doctor „mit rothen Wangen, vollem Haarwuchs, hellen Augen, gutem Gebiß, ausgebildeten Gliedmaßen, mit einem Wort als Thier vollkommen gesund, der sich erzürnt, daß man seinem Namen eine lateinische Endung der zweiten Declination anhängt, während er, wie Cicero, nach der dritten geht, — und welcher nun wohl schon länger als ein halbes Jahr „nicht so eigentlich aus dem Hause gekommen" — das ist doch wohl ein ergötzliches Thier? — Aber sollte Lewald bloß zum litterarischen Menageriewärter taugen? Sollte er es nicht über sich vermögen, das verschiedene Gethier, das ihm da während seines Lebens durch die Füße kreucht, an seinem natürlichen Ort, zu der passenden Zeit, mit entsprechender Bedeutung in den Compler seiner Lebensdarstellung zu bringen? Einen Löwen mag ich nicht anders als in seiner Wüste sehen, kaum gefällt mir der Papagei im Käfig. —

Nun im zweiten Theile „Hamburg." Die mächtige „Weltstadt," mit dem großartigen mercantilen, philanthropischen und gastfreundlichen Sinne der Bewohner muß interessanten Stoff liefern. Aber nur an ganz wenigen Stellen erhebt sich Lewald über den Fremdenführer. Was hilft dieses Rennen durch die dem Leser unbekannten oder bekannten Straßen? Er möchte ein Bild gewinnen, Lewald aber will oder kann es nicht geben. — „Das hannöversche Ufer hält ein Nebelflor umzogen, den die blitzendsten Sterne nur matt zu durchbrechen vermögen" — dies auf seinem Weg „von Hamburg nach dem stillern, reinlichern, soliden und comfortablen Bremen." Auch die Darstellung hievon bringt die fahrigen Blicke nicht zu einem schaubaren Bilde. — „Rafael Bock," — ein individuelles Erlebniß, das nach seinem allgemeinen Werth nicht so viel Raum ansprechen darf. — „Dampfreise" soll heißen die Reise auf dem Dampfboot.... — „Musikfest in Heidelberg" läßt sich anhören. Richtig ist ohne allen Zweifel, was Lewald bemerkt: diese Versammlungen, wobei Kunst oder Wissenschaft präsidiren, die ein geläuterter Sinn beherrscht, die einen edlen Genuß gewähren, woran ganz Deutschland mit freudigem Herzen Theil nimmt, scheinen mir für unsere Zeit als die eigentlichen Volksfeste gelten zu können. Die Zusammenläufe des müßigen Pöbels, des sonntägigen Handwerkers an gewissen jährlich wiederkehrenden Gedächtnißtagen haben ihren geschichtlichen Werth, aber es ist lächerlich, ihnen eine Bedeutung einräumen zu wollen, die sie längst verloren haben; noch weniger kann dies bei modernen, flitternden Aufzügen der Fall sein, wie sie die Zeit entstehen sah; diese mögen höchstens Volksbelustigungen für diese oder jene Stadt genannt werden, zu Festen des deutschen Volks werden sie nie erhoben werden." — — „Ein Mäcen" — war Hugo, Altgraf von Salm-Reifferscheid. Punctum. Endlich „Rohde." Lasset die Todten ruhen. — —

Vollends ganz unbedeutend sind die „Farbenskizzen." So was macht Spaß und Unterhaltung in lebendiger Rede unter ansprechender Gesellschaft, aber gedruckt und — wieder gedruckt eitel Langeweile. Die leere Zeit durch solche kleine Piquanterien und Einfälle vertreiben, kommt im Gespräch vielleicht geistreich heraus, aber das leere Papier mit so leerem Geschwätze füllen zu können, das setzt fast einen Mangel an Geist voraus, wie man ihn bei Lewald nicht annehmen möchte.

Darum möge er es sich zu Herzen nehmen und nicht so leichtsinnig mit den Erübrigungen seines Lebens umgehen. Treue im Kleinen wird nicht so geübt, daß man jede Kleinigkeit als etwas Besonderes und Bedeutendes herauskramt. Gebet dem Feuilleton und der Conversation, was ihrer ist, und gebt dem Buche, was des Buches ist. Ein Buch ist etwas, was immer Respect einflößen sollte, denn es ist nicht bloß die Gabe, sondern die Darstellung eines Menschen. Der ganze Mensch prägt sich in ihm aus. Wehe aber, wenn man das Buch eines Menschen unter den Tisch in den Maculaturkasten werfen möchte.....

Wenn Lewald auf die Nachsicht der Wohlwollenden auch ferner zählen will, so lasse er sich nicht mehr durch die „schmeichelhafte Aufforderung" einer angehenden Buchhandlung verleiten, die losen Blätter seines Tagebuchs und seines Feuilletons einem frisch heranwehenden Buchhändlerwinde anzuvertrauen. Alle Kunst des Buchbinders vermag sonst nicht zu hindern, daß sie ungelesen in alle Winde flattern. — Ich möchte ihm die Lust verleiden, in solcher Weise Fortsetzung folgen zu lassen. Ein Mann wie Lewald sollte sich nicht wegwerfen. Er mag es nur glauben: die Bescheidenheit seines Vorworts streift für dieses Buch nahe an das Göthe'sche: nur der Lump ist bescheiden.

Noch etwas. Lewald schreibt einen leichten durchsichtigen Stil — wie kommt er zu den Einschachtelungen: I. 19: „schade, daß ein kleiner Ausbau, der einer künstlichen Uhr zu lieb angebracht wurde, die den Kaiser zeigt, an welchem Mittags die Kurfürsten vorüberzogen, den Eindruck des Ganzen stört." Und II. 25: „ein Damm, der die äußere Alster von diesem Bassin scheidet, dessen Theile durch eine schöne Brücke verbunden sind, und auf dem eine Windmühle liegt, die der Wasserlandschaft" u. s. w. — Soll man endlich einem Lewald nicht rechtschaffen auf die Finger klopfen, wenn er II. 124 schreibt: „und ist wohl auch im Stande, manches Eigenthümliche durch von Reisen Mitgebrachtes darzustellen." So etwas ist Wasser auf die Mühle für sein „gelehrtes Volk." —

H. Lenz.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Digitized by Google

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

3. Mai. № 105. 1841.

Zur Charakteristik von Rotteck's.

(Schluß.)

Von diesen trüben Ahnungen, die immer einen Zweifel voraussetzen an der immanenten Kraft des Weltgeistes, und an dem Durchbruch vernünftiger Fortentwicklung, wie sehr dieselbe auch durch reactionäre Bemühungen erschwert werden mag, mußte nothwendig ein Mann erfüllt sein, der anderseits an den deutschen Zuständen nur die negative Seite, nur die Rechtlosigkeit des Bestehenden anerkannte, und die Aufhebung derselben als eine bloße Forderung des idealen Vernunftrechts für die Zukunft hinstellte, die mit unbeschränkter Preßfreiheit und möglichst voller Wirksamkeit des wahren, vernunftgemäßen Volkswillens angethan, noch goldne Tage für unser Vaterland bringen müßte.

Aber gerade in dieser Verneinung jedes vernünftig-gegenwärtigen Inhalts liegt v. Rotteck's Rechtfertigung für sein Bestreben nach sichernden Formen, die von der Zukunft erfüllt werden könnten, liegt der Schlüssel zur Lösung, warum nicht von der Herrscherwillkür, nicht von der Wissenschaft, sondern von dem Rechte oder, was gleichbedeutend damit sei, von der Freiheit das Heil der Welt zu erwarten sei. Wie dies abstracte Trennen von Gewalt, Einsicht, Freiheit seine weite Verbreitung und systematische Begründung in Deutschland gewonnen hat, erzeigt sich zur Genüge an dem klangreichen Wiederhall in den verschiedenen Classen der Gesellschaft, welche die Ideen theilten, die v. Rotteck mit großer Gewandtheit aussprach.

Für die Behandlung dieses Stoffes eröffnete sich für v. Rotteck mit dem Jahre 1819 eine neue Laufbahn als Mitglied der Ständeversammlung, zu der er durch die Uebernahme des Lehrstuhls für Vernunftrecht und Staatswissenschaften im vorhergehenden Jahre vorbereitet erschien. Er trat als Deputirter der Universität Freiburg in die erste Kammer, und als Redacteur an die Spitze des Archivs für landständische Angelegenheiten in Baden. Was an früheren historisch-staatsrechtlichen Aufsätzen v. Rottecks in die Tageslitteratur, wie in die von Brockhaus in Verlag genommenen „teutschen Blätter" überging, oder in Broschüren, wie „über stehende Heere und National-Miliz" erschien, fand seine praktische Anwendung in den Verhandlungen der badischen Kammern von 1819. Diese aber verschafften sich nur unter heftigem Kampf und Widerstreit die allmälige Einsicht, daß Recht sei, was Jeder vernunftgemäß wollen müsse oder wollen könne, und daß in der ungehinderten, thätigen Aeußerung solchen Willens die Freiheit bestehe. Um dies zu erreichen, müsse ein politisches Leben im Volke selbst sein, eine Theilnahme, eine ausgebreitete Kenntniß, deren Hauptmittel aber die herrliche Publicität wäre, lautete das fortgesetzte Verlangen v. Rotteck's. Auch die krassesten Gegner dieser Forderungen haben zugegeben, das Leben und die Seele des Staates sei das Recht; das Recht aber ist ihnen seinem innersten Wesen nach nichts Anderes, als der Wille Gottes, und diesen zu erkennen und zu thun ist Religion. Diese Substitution von Gottes Willen in seiner Einheit oder im Widerstreite mit dem vernünftigen oder freien Willen des Menschen hier zu beleuchten, wäre vollkommen überflüssig, da v. Rotteck sich niemals auf solche rein speculative Erörterungen einzulassen genöthigt sah. Ihm genügte am Dasein des freien Willens, das er Recht nannte. Dies zu vertheidigen, gaben die Verhandlungen der ersten Ständeversammlung in Baden vielfache Gelegenheit. Noch ehe die Wahlen dazu vor sich gegangen waren, übergab v. Rotteck „seine Ideen über Landstände" der Oeffentlichkeit, deren hoher Werth von englischen Blättern gerühmt, und die von Benjamin Constant, dem französischen Rotteck, übersetzt wurden.

Wer nicht begreifen kann, wie v. Rotteck ohne imposante Aeußerlichkeit, worin ihn, in den späteren Legislaturen sein entschiedenster Antipode, der Minister von Blittersdorf ansehnlich überragte, ohne hinreißende Gewandtheit der Rede für den bedeutendsten Repräsentanten der liberalen Tendenzen gelten konnte, der verschaffe sich diese Ueberzeugung aus den gesinnungsreichen und auf das eine Ziel, Freiheit und Recht, gerichteten Reden des Mannes während seiner parlamentarischen Laufbahn. Die in ihnen bemerkte Ironie lag wohl eher in der Betonung, als im Inhalte. Ueberall herrscht das Pathos des rhetorischen Elements vor,

Digitized by Google

wodurch sie sich mehr an die französische, als an die englische Beredtsamkeit anschließen, welche letztere auch in der politischen Debatte den Humor als wesentlichen Bestandtheil aufgenommen hat. Wer aber an einem Beispiel sich begnügen will, lese den Bericht v. Rotteck's über die Motion wegen Nichtvollzug des Adelsedikts, der mit den Worten schließt: „Wohl ist's ein edler Grundsatz: „„einzelne Rechte willig dem gemeinen Besten zu opfern, dem Angriff auf das Recht aber mit nimmer gebeugtem Muth zu widerstreben.““ Doch edel ist's auch, den Forderungen des Rechts, selbst wenn sie in unsanften Tönen erklängen, Gehör zu geben, und nicht von der guten Sache sich abzuwenden wegen persönlicher Reizung. — Und dann, wer möchte es „Fall" heißen, auf zeitgemäßem Wege, und den Blick auf die helle Zukunft gerichtet, die Größe suchen, statt in den Trümmern einer finstern Vergangenheit! Wer wird Herabwürdigung heißen, als freier Bürger in der Mitte freier Bürger zu stehen! Nicht die Herren sind erniedrigt, sondern die ehemaligen Knechte sind erhoben worden durch den Geist unserer Zeit. Seitdem die einst Hörigen und nur dem Herrn ins Treffen Folgenden vom Staat unmittelbar und persönlich gerufen werden ins Feld der Ehre, ist die alte Scheidewand niedergestürzt zwischen den Classen der Gesellschaft. Auf allen Kampfplätzen, wo Edle fielen, liegen ringsherum auch Heldenleiber von Gemeinen, und überall sind's nur die Gesinnungen und Thaten, und die durch Erinnerungen glorreichen Namen, welche wahrhaft adeln, nicht die Vorrechte. Auch in demokratischen Staaten erhielt sich Jahrhunderte lang der Ruhm von edlen Geschlechtern. Athen und Sparta und vor allen Rom haben es bewiesen. Auch nach Aufhebung alles politischen Unterschieds zwischen Vornehmen und Gemeinen dauerte die Glorie der Heldenfamilien fort, und gingen die Fabier und Aemilier und Anicier hochverehrt unter ihren Mitbürgern umher."

Dies bescheidene Maß der Debatte wurde damals nicht überschritten, und jedes Mittel der Ueberzeugung von v. Rotteck und den Männern seiner Gesinnung angebracht, um die Charte Badens von den Widersprüchen und Inconsequenzen, welche aus früheren Zeiten überliefert waren, zu reinigen und zu befreien. v. Rotteck ist auf diesem Standpunkte seiner politischen Laufbahn mit Sieyes verglichen worden. Die Deutschen lieben es nun einmal, die einheimische Politik aus französischen Zuständen zu erläutern und nach ihnen zu modeliren. Ludwig XIV. und die assemblée constituante gelten noch jetzt in Deutschland neben einander als glänzende Vorbilder.

Was 1819 und 1820 in den badischen Kammern berathen wurde, wie z. B. die Ablösung der Herrenfrohnden und sonstiger Leibeigenschaftsgefälle, Abschaffung der Vermögensconfiscation, Verantwortlichkeit der Minister und obersten Staatsdiener, hatte an v. Rotteck immer den kräftigsten Vertheidiger, aber zugleich den sichtbaren Erfolg, daß nach Auflösung des Landtages wegen seiner unverbesserlichen Hartnäckigkeit bei Bewilligung des Budgets, im Jahr 1825, als eine neue Kammer gewählt wurde, man die Ernennung v. Rotteck's zum Deputirten hintertrieb, wie überhaupt damals in Baden eine Nachahmung der französischen chambre introuvable ans Tageslicht trat, über die sich der Constitutionnel als Erläuterung hinzuzufügen erlauben konnte, „die übertriebene Zahmheit der badischen Kammer habe den Hof so sehr in Verlegenheit gesetzt, daß man darin Männer förmlich dazu bezahle, um die Opposition zu bilden, weil denn doch eine Opposition durchaus nothwendig sei." Als der nicht gewählte v. Rotteck dessenungeachtet in Freiburg von dem Regierungscommissair nach vollbrachtem Acte als Wahlmann zum deutschen Festschmause geladen wurde, brach er in die ablehnende Antwort aus: „ich danke dem Herrn Präsidenten, dessen persönliche Gesinnung ich über das Geschehene viel zu erhaben glaube; aber man kann mir nicht zumuthen, dem Leichenmahl der badischen Constitution beizuwohnen!"

Die nächstfolgenden Ereignisse bestätigten v. Rotteck's Ausdruck nicht bloß für Baden; ganz Deutschland lieferte Beiträge.

v. Rotteck füllte die erzwungene Muße mit schriftstellerischer Thätigkeit aus. Die Fortsetzung von Aretins Handbuch des Staatsrechts der constitutionellen Monarchie, und das Lehrbuch des natürlichen Privat- oder des Vernunftrechts erschienen in jener Zwangszeit. In beiden Werken documentirt sich zwar nicht Originalität, wohl aber Sachkenntniß und geistvolle Behandlung. Besonders „das Vernunftrecht" gab seiner Zeit Hrn. Wolfgang Menzel Veranlassung zu einer ausführlichen Besprechung, die v. Rotteck glücklich pries, und es ihm zur großen Ehre anrechnete, daß er sich von den Sophismen und von dem Hochmuth der modernen Schulen nie habe verführen lassen, daß er unter den neuen Freunden der Lüge ein alter Freund der Wahrheit geblieben sei, daß er es in einer Zeit, wo Alles nur Geist zu haben trachte, nicht verschmähte, noch eine Gesinnung zu haben. Zielte nun damit Herr Wolfgang Menzel nebenbei gar deutlich auf sich, so lag doch darin zugleich eine Privatanerkennung, die sich im folgenden Jahre zu einer öffentlichen umgestaltete.

Bald nach der Julirevolution, auf deren Fortentwicklung v. Rotteck Anfangs große Hoffnungen setzte, bis er von den Absichten Ludwig Philipp's überzeugt, solchem Glauben entsagte, wurde bei den Wahlen zum neuen Landtage in Baden für 1831 altes Unrecht gut gemacht; v. Rotteck wurde in fünf Wahlbezirken, überall fast einstimmig, — denn die Regierung enthielt sich aller directen Einmischung, — zum Deputirten der zweiten Kammer gewählt.

Digitized by Google

Als solcher erreichte v. Rotteck den Glanzpunkt seines öffentlichen Lebens; über Badens Grenzen hinaus ging sein Streben auf ein freies, volksthümliches Staatsleben der deutschen Stämme, die solches durch zahlreiche Ehrengeschenke, wie Becher und Bürgerkronen, zwischen 1831 und 33 documentirten. Damals nahm er den lebhaftesten Theil an der Berathung der wichtigsten Gesetze für Baden, deren Beschränkung oder Aufhebung durch den deutschen Bund zwar später erfolgte, wie über Preßfreiheit, aber nicht ohne nachhaltige Rückerinnerungen in den Herzen des Volks zu lassen.

Wie tief die Anhänglichkeit des badischen Volks und mit dieser einer sehr großen Zahl der Deutschen an v. Rotteck's Persönlichkeit begründet war, zeigt uns W. Cornelius in dem Volksgespräch über Badens Kammer 1831. Die aus Herzenserguß gedrungene Anerkennung v. Rotteck's beginnt:

Nun Karl von Rotteck?
— Da fraget die Welt,
„Zum Höfling verdorben," des Volkes Held,
Ihm, als dem Größten, räumt Jeder das Feld,

und schließt mit den Versen:

Von Fürsten und Großen Verfolgung und Hohn,
Geliebt nur vom Bürger — ist meistens der Lohn,
Der den Kämpfer der Freiheit erwartet.
Zeigt Alle durch Tugend Euch Rotteck's werth,
Er werd' als ein herrliches Vorbild verehrt
Von Jedem im badischen Lande.

Diese Verse, welche im Jahre 1832 bekannt wurden, enthalten gleichsam eine Weissagung; denn v. Rotteck wurde auf Betrieb der Bundesversammlung 1833 von seinem Lehramte an der Universität suspendirt, was nothwendig seine Opposition um so mehr gegen den Bund lenken mußte, als er schon längst an eine systematische Unterjochung des constitutionellen Staatslebens durch denselben mit voller Ueberzeugung glaubte. Dies war auch der einfache Grund, welcher von Rotteck's, so wie seiner liberalen Freunde in Baden und Württemberg Benehmen in den Angelegenheiten des Zollvereins erklärt. Sie sahen in dieser, für materielle und vielleicht auch für moralische Wohlfahrt des deutschen Vaterlands ausnehmend ersprießlichen Sache, doch nur das Garn, die mühsam erhaltenen Reste der Volksfreiheit einzufangen. Gerade an diesem Punkte, wenn er auch nicht öffentlich konnte eingestanden werden, entwickelte sich die Energie v. Rotteck's und seiner Freunde; wie fast gleichzeitig an dem Wirrwarr Hannovers, der ganz geeignet war, dem deutschen Bunde zu zeigen, daß jede persönliche Verfolgung auch schon in Deutschland seine Früchte treibt, obschon sie nicht zur vollkommenen Reife gedeihen sollten.

Unermüdete Ausdauer und feste Willenskraft hatte, womöglich, in den letzten sieben Jahren seines öffentlichen Wirkens bei v. Rotteck nur noch zugenommen, und bereitete ihm unter veränderten Zeitumständen den Triumph, im October des vergangenen Jahres seinen Lehrstuhl wieder besteigen zu können. Den Winter wollte er kürzen mit Vorarbeiten für den nächsten Landtag Badens, als die Freude über das erlangte Recht, und die Hoffnung auf die bevorstehende Thätigkeit durch eine kurze, aber schmerzliche Krankheit, aufgelöst wurde.

Groß und allgemein war der Schmerz in Baden, und seine Aeußerung eine würdige. So wurde in Constanz ein feierliches Traueramt gehalten, dessen Ankündigung folgende Worte enthielt: „wenn in größeren constitutionellen Ländern, wie in England und Frankreich, bei dem Tode großer Bürger die Nation Trauer anlegt, wenn das Leichenbegängniß eines Lafayette, Benjamin Constant, Foy nicht nur örtlich, sondern im ganzen Lande begangen wird, so darf man in Deutschland, so dürfen wir in Baden nicht zurückbleiben, wenn uns ein Mitbürger starb, der keinem der Vorgenannten nachsteht." Es hatten einstimmig die vier constanzer Bürgermilitärcorps beschlossen, an dem Traueramte Theil zu nehmen, was von der einen Behörde verboten, von der andern erlaubt, durch Befehl des Ministers des Innern dahin entschieden wurde: das Bürgermilitär dürfe ohne Uniform und einzeln erscheinen. Ein Ereigniß, das nicht unwichtig erscheint für die Bedeutung und Stellung v. Rotteck's, und zu welchem der Bürgermeister Huetlin von Constanz, als er die Feierlichkeit mit einer Rede eröffnete, die beruhigende Erklärung gab: „Das Verbot der Staatsgewalt hat sich auf den Rock der Bürgergarde beschränkt; die Männer aber stehen hier; das Herz, das unter diesem Rocke schlägt, liegt außer dem Bereiche solchen Verbots."

v. Rotteck's Leben fiel in die Zeit des großartigsten Kampfes; er nahm daran einen für Baden ausgezeichnet einflußreichen, für Deutschland nicht unbedeutenden Antheil; er war auf Hieb und Stoß geübt und liebte den regelmäßigen Verlauf des Angriffs und der Vertheidigung. Er hat vielleicht nie das diplomatische Fintenziehen geübt oder verstanden. Daß er, ein entschiedener Demokrat, den Damm des gesetzmäßigen Herkommens habe durchwühlen, und so „die freilich nur langsam vorrückende organische Weiterbildung der geselligen Verhältnisse habe zerstören wollen," ist ein Vorwurf, den man ihm nicht gerade direct gemacht, wohl aber dadurch angedeutet hat, „daß, wäre nun einmal jener Damm durchbrochen worden, wozu sein Wirken doch immer Vieles beigetragen, die Leitung des Schiffes seinen und seiner Freunde Händen wohl entgangen wäre." Um getreu dem beliebten Bootsmannsbilde vom Staate zu bleiben, er gehörte, vom Standpunkte gottesfürchtiger Staatsraison betrachtet, zu denen, „welche das ruhig segelnde Prachtschiff der Zeit überspringen oder überlaufen wollen, statt zu arbeiten auf dem Deck jenes Prachtschiffes, und zu hören

Digitized by Google

auf das Commandowort des redlichen Capitains und des kundigen Steuermanns."

In einem gewiß hohen und gerechten Sinne konnte aber v. Rotteck sein politisches Glaubensbekenntniß in die Worte legen, mit welchen das berliner politische Wochenblatt vergebens seine Stirn schmückt:

Nous ne voulons pas la contrerévolution, mais le contraire de la révolution. Rtg.

Huldigungsreise eines Rheinländers in den Octobertagen 1840. Wahrheit und Dichtung. 8. Magdeburg, 1841.

Abgesehen von der Dichtung des Vorworts ist alles Uebrige in diesem Büchelchen reine Wahrheit. Es vermehrt die in jeder Weise reiche Huldigungslitteratur mit einem heitern Beitrag, der so recht aus dem Innern hervorquillt, aus dem Anschauungsvermögen eines Mannes, der einen vor Gott wohlgefälligen Wandel zeigt, mit einem Worte aus dem Herzen eines redseligen Pastors.

Wer nicht von dem Glauben gründlich durchdrungen ist, daß unser Staatsbewußtsein im spiritus familiaris, wie Herr Schubarth in Hirschberg versichert, die alleinige Wurzel und Garantie habe, wem diese Lehre nicht offenbar geworden sein sollte durch die Wirklichkeit der Huldigungsaffaire, der möge sie in dem hier gebotenen Spiegel nur mit offenen Augen überschauen, und er wird gläubig zu sich heimkehren und wie der Verf. von dem christlichen Pegasus auf die Spitze dichterischer Begeisterung getragen werden.

Das innige Gefühl, zur großen Familie zu gehören, spricht sich in dieser Huldigungsreise so deutlich aus, daß auch der Zweifler davon ergriffen, in den Genuß der Vollseligkeit ohne Ebelianismus untertauchen kann. Ein Anflug davon scheint sich selbst dieser Anzeige mitgetheilt zu haben; denn nicht sind Alle frei, die ihrer Ketten spotten.

Die Schrift zerfällt in Prosa und Poesie, die, obschon äußerlich wohl unterschieden, eine innere Verwandtschaft durch die ganze Darstellung nicht verläugnen können. Die eigentliche Prosa ist in vier Abschnitte gebracht: die Reise zur Hauptstadt, die Huldigungsfeier, die Nachfeier, die Rückreise mit eingestreuten Versen, an denen man deutlich sieht, daß es die Begeisterung nicht anders zugelassen hat. So heißt es z. B. S. 91: „Mit Horaz hätte ich da in seiner poetischen Reisebeschreibung ausrufen mögen:

Welch ein Umnomen geschah und welch ein Entzücken genoß ich!"

Der fünfte und sechste Abschnitt enthält den Anhang, Elegien, Choräle, Französisches, Sonettenkranz und die Nachträge.

Für den bequemen Genuß dieser Schrift hat der ehrwürdige Hr. Verf. den ersten Abschnitt in sieben Ruhepunkte getheilt, wie: Abordnung und Zustimmung; Reiseberichte, Reiseabenteuer, Reisegespräche; der beste Heilige ist doch der heilige Martin, Etwas von Hermes und den Hermesianern u. s. w. Man wird hieran schon zum Ueberdruß die reiche Abwechslung von Unterhaltungsgerichten erkennen, wie überhaupt aus der ganzen Schrift, daß es in einer guten Familie auf den ungestörten Genuß der Liebe und Frömmigkeit ankomme, und daß z. B. „wenn ein lieber, offener Mann versichert, die Hermesianer seien meistens anmaßende, absprechende, Alles entscheidende Menschen, man sich dabei beruhigen könne, wenn auch die Seite zuvor versichert war: „wirklich ist des Hermes System auch nur ein rationalistisches, in gründlicherer, katholischer Form und Auffassung."

Der siebente Ruhepunkt reißt uns mitten in den Strudel der Begebenheiten, und in eine fein fromme und Unschuld athmende Charakteristik der Persönlichkeiten. Da muß man sich starke Gewalt anthun, um nicht dem lieben Rhapsoden nachzuplaudern, wie ihn das pecus dazu treibt. Aber Respect vor dem Nachdruckgesetze! Jedoch der Vorschlag läßt sich nicht unterdrücken, der Hr. Verf. möge dafür Sorge tragen, einzelne seiner Rhapsodien, wenn auch nur auf ganz schlechtes Papier, und wo möglich gratis unter das Volk vertheilen zu lassen. Die geringen Kosten eines solchen Unternehmens könnten ja durch freiwillige Beiträge bestritten werden, welche aufzubringen fast die Pflicht der Dankbarkeit allen in dem Schriftchen genannten Herren und Damen gebdte. Denn in Vor- und Nachfeier der Huldigung, so wie mitten drin erscheinen „die Löwenbrücke und die Blumenbrücke," welche den Verf. besonders anzogen (14. October), „die antiken Bildsäulen, über deren Nacktheit sich Jemand gegen mich mißfällig äußerte." — Frau von Arnim, die als Bettina in ihrem Verhältnisse zu dem alten Göthe weit und breit einen Namen sich erworben." — „Der Criminaldirector Hitzig hoffte von Dav. Strauß noch Gutes; ehrwürdig wurde er mir in seinem Eifer gegen die Wuth so Vieler in jetziger Zeit, sich die Schriftstellerei als Lebensberuf zu wählen." „Den Minister Eichhorn braucht man nur einmal zu sehen, zu hören, um volles Vertrauen zu gewinnen."

Ist hier nicht eine bequeme Weise geboten, sich Urtheile zu verschaffen? Doch wer das Weitere genießen will, der lege selbst Hand an die Huldigungsreise; er wird überall wenigstens ein drastisches Beiwort, viel häufiger eine piquante Anekdote, oder gar eine psychologische Randglosse antreffen; Alles aus persönlicher Anschauung auf dem Grunde des vorangestellten spiritus familiaris; so bei Zeune, Gubitz, — ein höchst merkwürdiger Mann, — Böckh, Kortüm, Kopisch, Bethmann-Hollweg, „Th. Mundt ist seit mehreren Jahren verheirathet, doch ohne Kinder. Wie Gutzkow ist wohl auch er von traurigen Jugendverirrungen in schriftstellerischen Erzeugnissen zurückgekommen." Ferner erscheint „der sanfte und zarte Kletke, der Bischof Dräseke, Deutschlands Goldredner."

Interessante Notizen liefern die Nachträge, bis jetzt noch unentweiht von der Hand der Feuilletonisten, z. B. aus einem Briefe des jetzigen Königs als Kronprinzen an den Dichter Chamisso: „Sie haben den gottlosen Beranger verdeutscht; ich wünschte, daß Sie ihn zerdeutscht hätten." „Schon als zwanzigjähriger Jüngling hatte der Kronprinz so erstaunliche Kenntniß z. B. von Ostindien, als wenn er zehn Jahre General-Gouverneur daselbst gewesen, und von Rom, als wenn er daselbst zu Hause wäre." — „Der Kronprinz, versicherte mich Jemand, der es wissen konnte, hat alle Kirchenväter gelesen, und des Eusebius Kirchengeschichte weiß er fast auswendig."

Da ist Alles schön und erbaulich und entschuldigt, daß der Anzeiger fast zum Epitomator geworden ist.

Ob nun die Herren, mit deren Namen, Stand und Charakter diese Huldigungsreise geziert ist, daran ihre Lust und Freude haben, könnte an dem oben vorgelegten Plane offenkundig werden. Eine andere Frage aber stellt sich noch in die Quer, wie es möglich war, mit solchen Personalien das bekannte Prohibitiv-System zu durchbrechen. Der Druckort ist doch Magdeburg; also nicht das Ausland, wohin nach der treuen Schäfermeinung des politischen Wochenblattes das wahrhaft Bedenkliche, das Bösartige geht, „nach Orten, wo man vielleicht die Pointe nicht versteht, oder die Beaufsichtigung der periodischen Presse etwas lau ist, — exempla sunt odiosa."

Vermuthlich hat aber auch die preußische Censur hier S. 63 die v. Massenbach'sche Anekdote nur darum passiren lassen, weil sie die errata derselben nicht verstand, und 1827 den General Rüchel statt der sonstigen Variante „Witzleben" ins Gemach des Königs treten ließ. Ob übrigens Böckh den über ihn hier wieder abgeklatschten Einfall (S. 71): „Wie geht es, lieber Böckh." — „O in Eurer Königlichen Majestät gnädigen Nähe geht es Einem immer wohl!" — „das ist doch eine schöne Phrase, die sollte Spontini in Musik setzen," censurgerecht finden dürfte, bleibt unerörtert.

Niemand wird das Büchelchen ohne einige Erbauung aus der Hand legen. Rtg.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Digitized by Google

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

4. Mai. № 106. 1841.

Die berliner Historiker.

Die historischen Vorlesungen an der Universität Berlin haben nie eigentlich Epoche gemacht und sich nur selten eines zahlreichen Besuches zu erfreuen gehabt. Zwar versteht sich, nach unserer Examentheorie und dem ganzen Wesen und Charakter unseres Beamtenthums, von selbst, daß die Geschichte bis jetzt unmöglich mit den Fach- und Brodwissenschaften wetteifern konnte; aber auch gegen die Philosophie ist sie immer entschieden in den Hintergrund getreten. Berlin hat zweimal sein philosophisches Zeitalter gehabt, unter Fichte und Hegel — das frühere unter Friedrich dem Großen ungerechnet —, es ist jetzt guter Hoffnung auf ein drittes unter Schelling; das historische dagegen scheint noch in weiter Ferne vor uns zu liegen. Nur Einem ist es bisher auf kurze Zeit gelungen, das historische Interesse hier allgemeiner anzuregen, ja fast die ganze hiesige Studentenwelt in dasselbe hineinzuziehen, und dieser Eine war kein Historiker, vielmehr der erklärteste Gegner der historischen Schule, es war — Gans. Seine Vorlesungen über die neueste Geschichte fanden bekanntlich einen — es ist nicht zu stark gesagt — unerhörten Beifall, namentlich seit der Julirevolution, und nicht bloß bei den Studenten, sondern bei Beamteten und Militairs aller Grade, Kaufleuten und Banquiers, Künstlern und Litteraten, ja bei einer Anzahl ehrsamer Handwerker, die sich die ganze Woche in ihrer Werkstatt darauf freuten, daß sie am Mittwoch den Gans wieder hören würden. Die Zahl seiner Zuhörer wäre bis auf Tausend gestiegen, wenn der Hörsal so viel hätte fassen können, — fünf- bis sechshundert waren es gewöhnlich, — ein augenscheinlicher Beweis, daß die Gegenwart nach einer andern Auffassung und Darstellung der Geschichte verlangt, als die meisten unserer Historiker, namentlich die historische Schule zu geben pflegen. Mögen sie immerhin wiederholen, was sie schon damals so oft voll Gift und Galle gegen Gans vorgebracht haben, daß es leicht sei, durch blendende Oberflächlichkeit und Flachheit die Menge zu fesseln, daß er nichts als ein paar französische Memoiren nebst Mignet und Thiers, und Becker's Weltgeschichte gelesen habe; wir wissen ja längst, daß nach alter deutscher Weise nur das Langweilige und Unverdauliche, Abgestorbene und Bedeutungslose und Kleinliche das Recht hat, sich als gründlich und gelehrt zu brüsten, und es wird dennoch charakteristisch sein und bleiben, daß ein Schüler der Philosophie es war, welcher zuerst die Geschichte an der Universität in ihre Rechte einzusetzen versuchte. Doch es dauerte, wie gesagt, nicht lange. Gans hielt in seiner letzten Zeit, — ich weiß nicht ob auf directe oder indirecte — höhere Veranlassung, diese Vorlesungen nicht mehr.

Woher aber überhaupt jener Mangel des Interesses an den historischen Vorlesungen? Mit dieser Frage begann einst H. von Raumer, wenn ich nicht irre im Jahre 1829, sein Collegium über Universalgeschichte, nicht ohne polemischen Hinblick auf das gerade damals in der Blüthe stehende Hegelthum. Er discurirte nach seiner Art viel darüber hin und her, holte die verschiedensten Gründe von nah und fern herbei, vermied indeß sorgfältig, die eigentliche Hauptsache zu berühren, so klar dieselbe auch vor Augen liegt. Denn was bedarf es des Argumentirens und Disputirens und Schwadronirens, um den einfachen Satz zu beweisen, daß es gewisse Zeiten und Verhältnisse giebt, in welchen ein lebendiges historisches Interesse unmöglich aufkommen kann, wenn auch z. B. die christlich-erbauliche, gelehrt-antiquarische, kritische, pragmatische, biographische und officiell-chinesische Historiographie wohl gedeiht? Und ob wir im Jahre 1829 und in dem ganzen vorhergehenden Decennium uns dieser gewissen Zeiten und Verhältnisse erfreuten, ob wir uns ihrer mehr oder weniger noch erfreuen, darüber kann wohl kein vernünftiger Mann Zweifel erheben. H. v. Raumer hätte daher besser gethan, wenn er sich auf Weitläufigkeiten gar nicht eingelassen, sondern kurz und gut gesagt hätte: „Meine Herren! Schon Tacitus hat gewußt, warum ich so wenig Zuhörer habe, und abgesehen von mir selbst, nur wenig haben kann. Lesen Sie z. B. den Anfang der Historien und das zweite Capitel des Agricola!"

Fügen wir in aller Kürze hinzu, was H. v. Raumer zu sagen unterließ!

Das historische Interesse geht wesentlich von dem poli-

Digitized by Google

tischen und patriotischen aus, gleichwie die Geschichtschreibung von der vaterländischen Geschichte. Zeugen dafür sind die Griechen und Römer, Italiener, Engländer und Franzosen. Offen und ungestört und naturgemäß entwickelt sich mithin dasselbe nur in dem freien, selbstbewußten Staate, und daher vorzugsweise in Republiken. Denn nur in dem Maße, als das Jetzt interessirt, hat auch das Einst Interesse; nur wo die Gegenwart im Bewußtsein des Volkes lebendig ist, kann auch die Vergangenheit in ihm wieder aufleben. Nur der freie Geist hat das Recht und die Kraft, die Geister der Verstorbenen zu befreien. Oder mit anderen Worten: Wie kann die Geschichte und das Interesse an ihr ohne öffentliches Leben gedeihen, da sie selbst ja die Wissenschaft des öffentlichen Lebens ist?

Zwar läßt sich anderseits behaupten, daß gerade im Kampfe gegen das Bestehende der politische und historische Sinn geweckt und geschärft werde, wie eben durch Gans, oder in größeren Verhältnissen durch Montesquieu im Gegensatz gegen den Absolutismus Frankreichs und des 18. Jahrhunderts; indeß haben die Deutschen bekanntlich wenig Talent und Neigung zur Opposition. Ueberdies ist die historische Opposition zwar weniger durchgreifend und radical als die philosophische, aber rascher und ungestümer, und mithin, scheinbar wenigstens, für beide Theile gefährlicher. Die Philosophie nähert sich dem Bestehenden unsichtbar wie ein feiner Aether, dringt in alle Poren desselben ein, durchfrißt es nach allen Richtungen, und löst es allmälig aber sicher in seine Elemente auf; die Geschichte dagegen geht ihm offen und dreist zu Leibe, schlägt mit ihren Thatsachen auf dasselbe los, und kann deshalb nach Befinden der Umstände Gegenstöße erhalten, daß ihr Hören und Sehen vergeht. „Wer in der Geschichte der Wahrheit zu nahe hinter die Fersen geht, dem kann sie leicht einmal die Zähne ausschlagen," sagt Sir Walter Raleigh, — und welcher ordentliche Professor ließe sich gern die Zähne ausschlagen?

Doch es ist oft genug wiederholt worden, daß wir Deutsche bis jetzt gute Philosophen, aber schlechte Geschichtschreiber sind, und hierin liegt ja schon, daß die historischen Vorlesungen an unseren Universitäten von keinem entschiedenen Einflusse sein konnten. Ob für Berlin, abgesehen von den ganz allgemeinen deutschen Verhältnissen und Zuständen, ein Theil der Schuld zugleich den bisherigen und dermaligen Repräsentanten der Geschichte zufalle, haben wir jetzt zu sehen.

Zum ersten Vertreter der letzteren war bekanntlich J. v. Müller ausersehen; er zog es indeß vor, königl. westphälischer Staatsminister zu werden. Niebuhr wurde an seiner Statt Historiograph, Rühs bei Eröffnung der Universität Professor der Geschichte. Jener behandelte dieselbe als Philolog, als Antiquar, als Kritiker; dieser vom Standpunkte des exaltirten Deutschthums, mit welchem er zugleich im Jahre 1820 verstarb. Zwar las er auch über alte und neue Geschichte, vorzugsweise aber bewegt er sich im Mittelalter, in dem urältesten Germanenthum, und was damit zusammenhängt, in der nordischen Geschichte und Mythologie. Als man daher für gut fand, dieser Richtung entgegenzuarbeiten und die Historie aus dem demagogischen Interesse wieder in das rein gelehrte hineinzuleiten, berief man neben ihn im Jahre 1818 den vorzugsweise gelehrten Historiker, nämlich Wilken. Derselbe hat vermöge dieser, seiner Gelehrsamkeit nie besonderen Beifall gefunden, und stets mehr der Bibliothek und seinen Studien, als seinen Vorlesungen gelebt. Auch verfiel er bald in Geisteskrankheit, und las in der letzten Zeit nur noch ausnahmsweise. Er ist zu Ende des vorigen Jahres gestorben, und wir haben es hier nur mit den Lebenden zu thun, also mit Raumer, Ranke und Stuhr.

Raumer ist nicht bloß Historiker, sondern zugleich Publicist und Reisender, und in dieser dreifachen Eigenschaft schon so vielfach besprochen worden, daß es schwer ist, über ihn etwas zu sagen, was noch nicht gesagt wäre, zumal da nicht eben ein besonderer Scharfsinn dazu gehört, in das Allerinnerste seines Wesens einzudringen. Welche Angriffe hat nicht der einst von den Göttern zweiter Classe so gefeierte Geschichtschreiber der Hohenstaufen in den letzten zehn Jahren von den verschiedensten Seiten her zu erdulden gehabt: von den historischen und kritischen Zionswächtern, die übrigens nie viel auf ihn gegeben haben, von den vorzugsweise sogenannten „Preußen," denen er seit 1831 entschieden verdächtig geworden ist, von den Jesuiten und Anhängern des politischen Wochenblatts, von den englischen Torys, während ihn Lord Russel lobte, endlich von den deutschen Liberalen und Radicalen, namentlich von Heine und Börne!

Raumer ist bekanntlich ein Zögling der romantischen Schule, ein Freund Solger's, Tieck's, v. d. Hagen's und der Schlegel. Doch hatte er wohl von Hause aus zu wenig Phantasie und zu viel Sinn für das Reelle, um je diese Richtung entschieden und consequent zu verfolgen. Nach Absolvirung seiner Studien trat er in den praktischen Staatsdienst, und ich weiß nicht, ob sich in diesem seine Grundansicht über Welt und Weltgeschichte, — die Ansicht der meisten praktischen Geschäftsleute und Administrativbeamteten, — daß man nämlich gar keine Ansicht haben müsse, erzeugt und durchgebildet hat. Jedenfalls ist sie stets mehr und mehr sein Dogma geworden, und nur wenn er sich in die Sphären versteigt, wo die Welt mit Brettern zugenagelt ist, hören wir von ihm noch romantische Accorde. Rühs' Tod gab die Veranlassung, ihn nach Berlin zu rufen, nachdem er bereits einige Zeit den Staatsdienst verlassen und Professor in Breslau gewesen war.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Ein nachträgliches Wort über bonner Kritik und Apologetik.

Aus Berlin, aus Hamburg und vom Rhein vornehmlich sind uns Briefe zugegangen, die ein lebhaftes Interesse an der B. Bauer'schen Angelegenheit ausdrückten, und die Ansicht bestätigten, daß man aller Orten auf den eigentlichen Kern der Sache, den die Erklärungen des Hrn. Sack in der Leipziger Zeitung wohl errathen ließen, aber nicht enthüllten, begierig sein werde. Noch mehr, man war ungeduldig und warf es uns vor, daß wir den langsameren Weg des wissenschaftlichen Journals den Insertionsspalten der politischen Tageszeitung vorgezogen. Dies Interesse ist eben so begreiflich als erfreulich, denn es ist in der That die politische Frage, die jetzt, noch einmal als eine religiöse verkleidet, vorgebracht wird, und zwar diesmal unter dem Dilemma Philosophie oder Christenthum, Apologetik oder Kritik; und wenn es auch unmöglich ist, heut zu Tage und auf dem Boden unserer Bildung ein unphilosophisches Christenthum und eine unchristliche Philosophie ausfindig zu machen, so sind wir doch durch die Meinungen der Menschen hinlänglich darauf geschult, wie wir uns die beiden Gegensätze zu denken haben, wer sie repräsentirt, und wie sie mit einander kämpfen. Die Frage ist nun aber darum politisch geworden, weil die Regierung ihre Abneigung gegen die eine und ihre Hinneigung zu der andern Seite in der jüngsten Zeit nicht mehr hat verhehlen können. Das Irrthümliche und Bedenkliche in dieser Wendung nachzuweisen, wird vielleicht von Nutzen sein. Die Apologie des exclusiven Christenthums stellt sich bekanntlich mehr in der Form des Bekenntnisses, der Gesinnung und des guten Willens und Glaubens, als in der Form der Wissenschaft dar, die Kritik mehr in der Form der Erkenntniß, der Voraussetzungslosigkeit, der vorläufigen Willenslosigkeit und des Unglaubens, denn alles dies sind die Bedingungen einer gründlichen Wissenschaft. Wenn nun die Macht und die politische Auctorität der Meinung ist, die Apologetik sei positiv, die Kritik dagegen negativ, auf die Gesinnung aber und den entschiedenen guten Willen komme es doch schließlich an; so hat diese Meinung im Princip durchaus nicht Unrecht: aber wir betonen hier zunächst das Wort „schließlich," und finden es gefährlich, wenn der „gute Wille" zu früh, wenn er für sich allein und ausschließlich, d. h. wenn er anderswo, als am Schlusse der Kritik und in anderer Form, als in der eines philosophischen und reinwissenschaftlichen Resultates für berechtigt gehalten und mit der höchsten Auctorität ausgerüstet wird. Die höchste Auctorität auch des reifsten „guten Willens" kann aber immer nur die theoretische, die Ehre der durchgemachten Arbeit, der Gelehrsemkeit, der Gründlichkeit, des Geistes sein, und die Gesinnung, auf die es ankommt, das „schließliche" Ergebniß, wäre immer nichts anders, als die redliche Bemühung um die unendliche Wahrheit. Diese Bemühung stellt alsdann Gestalten auf, wie unsere großen Religions-, Reformations- und Systems-Gründer, und sie sind wahrlich positiv und Auctorität genug, ja oft nur zu viel, ohne darum gleichwohl eine „schließliche" Anerkennung äußerer, politischer oder kirchlicher Mächte zu verlangen. Das schließlich Werthvolle also ist die rücksichtslose, reinwissenschaftliche Gesinnung. Sie ist Religion, ist Herzenssache und unabhängig von äußerlicher Auctorität und Macht. „Mein Reich ist nicht von dieser Welt," sagt Christus. Die politische Auctorität ist wohl fähig, den religiösen und wissenschaftlichen Proceß in seiner Lebendigkeit fördernd zu schützen oder hemmend zu belästigen, aber sie ist unfähig, ihn zu regieren und von Außen her durch Befehl, Wunsch, Neigung und Subvention seinen Verlauf in ihre Gewalt zu bringen. Das geht schlechterdings über ihren Horizont. Das Positive ist daher, daß die politische Auctorität, eben so wie die großen Männer der Wissenschaft, dem wissenschaftlichen Verlauf ehrlich vertraut und mit keinem Bekenntniß einen Abschluß, mit keiner andern Gesinnung, als der eines redlich Strebenden den Anfang gemacht haben will. Ob der Einzelne abschließt oder abgeschlossen zu haben meint, das ist gleichgiltig, in welcher Stellung er auch sei; ob über irgend ein Bekenntniß, irgend ein religiöser oder wissenschaftlicher Abschluß von Staatswegen gewünscht oder gar decretirt werden dürfe, das ist eine ganz andere Frage, es ist die politische Frage unserer Zeit, ob der Staat in einer bestimmten Verfassung die Bewegungen des Geistes, welche über diese Bestimmtheit hinausgehen, unterdrücken, oder ob er Formen erfinden solle, welche die unendliche Bewegung ausdrücklich zu seiner eignen Angelegenheit machen. Ruhe, Unruhe; Bestand, Umsturz; conservativ, destructiv; Reaction, Revolution; Christenthum, Philosophie; Apologetik, Kritik; und wie es weiter heißt: das sind daher die Gegensätze, über die man verhandelt und so viel Einseitiges vorbringt. Ich sage Einseitiges. Denn es ist auch nicht Einer von all diesen Namen, der nicht gründlich von dem Begriffe seines Gegentheils inficirt wäre und inficirt sein müßte, wodurch das Anziehen und Abstoßen, der Kampf und die Entwickelung des theoretischen Gebietes entsteht. Sobald also praktisch die Auctorität des Staats ihre allumfassende Stellung verläßt, die expectative Maxime der Toleranz aufgiebt und exclusiv auf eine Seite tritt, verwickelt sie sich selbst in die Unruhe der Geistesbewegung und wird dem Schicksal ihrer Fluctuationen ausgesetzt, die wohlthätig, wenn bewußt und geregelt, aber als Calamität erscheinen, wenn sie wider Wissen und Willen eintreten. Man wird persiflirend sagen, „die Bewegtheit sei es ja grade, was die Zeit und die Männer der Zeit verlangten," man ist aber nicht ehrlich genug, um einzugestehen, daß man mit dem Anschluß an die Eine Seite der Zeitgegensätze nichts weniger, als der Bewegung und der Unruhe Vorschub zu leisten Willens war. Es ist aber ein gewaltiger Unterschied, ob einer nach Oberon's Horn wider Willen, oder ob nach den Melodieen und Rhythmen seines Herzens freiwillig tanzt. Beide tanzen, aber der eine tanzt „in Revolution," der andere „in freier Verfassung." Wer wird nun irgend einem vernünftigen Menschen den Gedanken zumuthen, der Veitstanz der Revolution sei eben so befriedigend, als der schöne Rhythmus der Freiheitsbewegung? Wer einem Patrioten die Täuschung, die Schadenfreude, das zauberische Horn zu blasen, werde sich auch in der politischen Geschichte so bequem an zwei Personen vertheilen, wie es der Dichter im Märchen uns vorphantasirt, ganz abgesehen davon, daß die Schadenfreude wiederum ein schlechter Genuß und eben so wie der Veitstanz, den sie beträfe, nur ein Nothstand sein würde? — Die Bauer'sche Angelegenheit ist nun aber darum so wichtig, weil sie den Versuch involvirt, die Theologie in der Form von Bekenntniß und Gläubigkeit gegen das Eindringen der Kritik wenigstens in die öffentlichen Stellen einer Universität sicher zu stellen, also die Auctorität einseitig für die apologetische Richtung zu gewinnen. Sack hat erklärt, diese Wendung der Sache habe weder die Facultät selbst durch eine Protestation herbeigeführt, noch er oder einer seiner 540,000

Digitized by Google

Glaubensgenossen durch Veranlassung einer solchen zu bewirken gesucht. Dennoch steht es fest, ein Protest gegen Bauer ist nach Berlin gelangt und in diesem Protest die schöne compacte Einheit der gläubigen Facultät als vorzüglichster Grund gegen Bauer's Beförderung geltend gemacht, wenn auch darneben unter andern angeführt wird, daß die bonner Facultät von vielen Schweizern besucht werde (hier finden sich die guten Schweizer noch einmal als apologetisches Bollwerk gegen die philosophische Kritik aufgestellt), und es steht eben so fest, daß außer Augusti alle übrigen Mitglieder der bonner evangelisch-theologischen Facultät Bauer und seine Richtung für höchst verderblich, das Resultat ihrer Bemühungen und des gedachten Protestes aber für ein höchst heilsames halten. Nur soll die Welt es nicht glauben, daß die Herren sich in dieser Weise bemüht und daß Bauer's Repuls eine principielle Wichtigkeit habe. Darum wird Versteckens gespielt, darum soll es lieber scheinen, als sei der ganze Hergang eher ein Naturereigniß, als ein Menschenwerk. Darum erklärt Hr. Sack sich nicht über die Sache, sondern nur über äußerliche Umstände derselben. Aber — um jetzt zu untersuchen, was die Apologetik mit ihrem äußerlichen Erfolg eigentlich erreicht habe — ist es denn möglich, den Streit zu vermeiden, nachdem die Kritik mit der Schärfe des Schwertes öffentlich dreingeschlagen? Wird es zu etwas nutzen, daß die Herren in Bonn bei sich zu Hause, in ihren Versammlungen keinen Ketzer haben, wenn draußen alle Welt sich der Ketzerei ergiebt und wenn dem Glauben gar kein Mittel mehr zu Gebote steht, die Genossenschaft der 540,000 Evangelischen, von denen Sack's letzte Erklärung redet, seinem Bekenntniß zu sichern? Selbst die Schweizer sind nicht sicher vor den Vorlesungen des Licentiaten Bruno Bauer, und die Affaire, in die der junge Mann jetzt verwickelt worden ist, dürfte nur dazu dienen, die Aufmerksamkeit der Schweizer und Nichtschweizer noch mehr auf ihn zu lenken. Die Apologetik also hat wissenschaftlich gar nichts gewonnen, und wenn Bauer seine Existenz zu sichern weiß, was er allerdings vermögen wird, so haben die Herren sich vorläufig nur im Lichte gestanden. Die Apologetik muß in der Oeffentlichkeit der wissenschaftlichen Bewegung nicht nur in den heimlichen Veranstaltungen das Feld behaupten, oder sie erlebt ihren Untergang bei lebendigem Leibe. Herr Sack, der Urapologet, sollte sich daher wirksamer bemühen, seiner Sache Ehre zu machen: apologetische Meisterwerke müßte er der Welt schenken. Oder sollten etwa polizeiliche Maßregeln, Proteste und juristisch berechnete Erklärungen über solche Vorgänge die schneidendsten oder gar die einzigen Waffen sein, welche der Apologetik in unsern Tagen noch zu Gebote stehen?

Wir glauben es fast. Ach nein! es ist so! Weiter hat der Apologet keine Waffen! Diese Richtung, welcher die philosophische Kritik ein Gräuel ist, ein Gräuel, den sie mit dem Feuer des Elias zerstören möchte, hat in den letzten Jahren Nichts gethan, was einer wissenschaftlichen Widerlegung der Kritik ähnlich sähe. Die Apologetik ist alle Antworten auf die letzten Fragen, die an sie gerichtet sind, schuldig geblieben. Sie kann nicht antworten! Sie stirbt stumm und bewußtlos. So weit ist es durch die hervorragendsten Arbeiten der letzten Jahre gekommen, daß die Apologetik, wenn sie ihre Wendungen, ihre Argumente, Raisonnements und vorzüglich ihre Bibelerklärungen beibehalten und im Gegensatze gegen die evidenten Beweise der Kritik ihre Sätze wiederholen will, ein System der Lüge werden muß. So weit hat sie es kommen lassen.

Alle Antworten ist sie schuldig geblieben. Wir wollen die Werke, auf die sie hätte antworten müssen, nicht aufzählen, denn wir können nicht anders glauben, als daß sie ihr unbekannt geblieben sind; es hälfe auch zu nichts, wenn wir von so fernliegenden, nur durch Ignoriren zu beseitigenden Erscheinungen ihr das Verzeichniß geben wollten. Aber Bauer's Schrift über das vierte Evangelium liegt den bonner Apologeten nun doch unstreitig näher, sie kennen dieselbe, sie ist nun fast schon ein halbes Jahr in den Händen des Publikums; Weiße, der das Werk neuerlich eingeführt und sich gegen die Apologeten seiner angenommen, hat es mit der Erklärung gethan, daß es eine dringende Anfrage an die Apologetik und der Anlaß zur Entscheidung sei. Warum hat sie noch geschwiegen? Wie viel würdiger, männlicher und ehrenvoller wäre es für den Urapologeten gewesen, wenn er über dieses Werk sich gründlich ausgesprochen hätte, statt mit Erklärungen voll unerheblicher Pointen, wie wir sie nun haben kennen lernen, eine theologisch verlorene Sache juristisch stützen zu wollen? Heraus mit der Sprache, heraus also! heraus! Aber sattelt euch kritisch und philosophisch, mit polizeilicher und advokatorischer Klugheit ist hier nichts gethan. Heraus vielmehr mit einer gleich gründlichen und erschöpfenden Arbeit, wie die von Bauer ist. Hat der Mann, der in eurer Nähe ist, in eurer Stadt wohnt, euch kein Beispiel gegeben? Schämt euch! Die Art, wie ihr in dieser Angelegenheit aufgetreten seid, ist nicht die schwächste Widerlegung eures Systems. Bauer arbeitet in eurer Stadt im Schweiße seines Angesichts, er läßt es sich, während Alles sich beeifert, ihm das Leben zu erschweren, redlich um die Wissenschaft sauer werden — und ihr bringt es litterarisch nicht weiter, als zu Erklärungen, die weder Hand noch Fuß haben, ja zu Erklärungen, in welchen ihr es nicht einmal auszusprechen wagt, ob ihr im Grunde eures Herzens gegen Bauer seid? Hättet ihr männlich handeln wollen: so hätte das die Hauptsache sein müssen. Ihr hättet sagen müssen, daß ihr unschuldig seid, wenn gegen Bauer protestirt ist, daß ihr unmöglich davon etwas wissen könnt, weil ihr nicht gegen die philosophische Bildung, nicht gegen die Kritik, nicht gegen Bauer feindselig gesonnen seid. Das wäre das Einzige gewesen, was für die Welt Interesse gehabt hätte. Heraus! sagt es der Welt, ob die Apologetik Bauer's Schrift über das vierte Evangelium verdammen müsse oder widerlegen könne.

Während die Facultät Erklärungen schreibt, in demselben Augenblicke hatte Bauer ruhig weitergearbeitet, die Fortsetzung seiner kritischen Schrift über die Evangelien befindet sich gegenwärtig unter der Presse und wird in kurzer Zeit erscheinen. Das Publikum mag dann urtheilen und entscheiden, auf welcher Seite der männliche Ernst, die Liebe zur Sache und die Wahrheit zu finden ist. Die Facultät aber mag dann erröthen, und wenn sie ihre Sache gut machen will, die Gelegenheit ergreifen, und der Welt zeigen, ob sie etwas gegen die Waffen der Kritik und Philosophie vermag.

(Schluß folgt.)

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Digitized by Google

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

5. Mai. № 107. 1841.

Die berliner Historiker.

(Fortsetzung.)

Seine frühsten Schriften sind vergessen; selbst die bedeutendste unter ihnen, die „Vorlesungen über die alte Geschichte," nimmt wohl schwerlich jetzt Jemand mehr zur Hand. Erst durch seine „Hohenstaufen" ist er berühmt geworden. Sie erschienen von 1823 bis 1825, aber der Plan zu denselben, die Vorarbeiten und zum Theil auch die Ausarbeitung fallen in eine frühere Periode, und so spricht sich denn in diesem Werke noch am entschiedensten seine Jugendansicht aus, die Sympathie für das Mittelalter, für Kaiser und Reich, Papst und Kirche, Ritterthum, Bettelorden, Scholastik und einfältigen Glauben. Seine spätere, mehr moralische, halb und halb aufgeklärte, beamtenmäßige Neutralität und Ueberzeugungslosigkeit lauscht erst versteckt hinter jener hervor. Die Zeit war dem Erscheinen des Buches ungemein günstig; die eben vollbrachte gewaltsame Unterdrückung der deutschthümlichen Richtung ließ dasselbe nur noch mehr Anklang finden, und es ist bekannt, welchen außerordentlichen Beifall es bei Gelehrten und Ungelehrten fand. Nur die kritischen Historiker waren mit demselben nicht zufrieden: Schlosser nannte es einen „Roman in Fouqué'scher Manier," und Stenzel suchte in einem Nachtrag zu seiner „Geschichte der fränkischen Kaiser," der fast eben so lang und wo möglich noch langweiliger ist als diese, den Beweis zu führen, daß Raumer es meistens vorgezogen habe, aus schlechten Quellen zu schöpfen als aus guten. Nichts desto weniger hat es den früheren historischen Productionen der Deutschen gegenüber entschiedenes Verdienst, namentlich in stilistischer Beziehung und was Schlosser an demselben tadelt, daß es nämlich lesbar geschrieben sei, möchte gerade sein größter Vorzug sein. Offenbar gab es bis dahin in unserer ganzen geschichtlichen Litteratur kein Werk von so viel und in einzelnen Partieen so schöner Darstellung und von so wenig Pedantismus, als die „Hohenstaufen." Hätten diese auch nichts Weiteres bewirkt, als daß durch sie unsere historische Messiade verdrängt ward, nämlich J. v. Müller's Schweizergeschichte, jenes läppische Nationalwerk, das gleich der epischen Messiade Jeder rühmte und Niemand las, ihnen würde dennoch in der Entwicklungsgeschichte unseres historischen Stils immer eine ehrenvolle Stelle gebühren.

Später hat Raumer den mittelalterischen Studien und Passionen fast gänzlich entsagt und sich der neueren Geschichte zugewandt, in Folge dessen auch häufig über Tagesinteressen mehr als Publicist denn als Historiker seine Stimme abgegeben, z. B. über die preußische Städteordnung und den Untergang Polens. Um archivarische Forschungen anzustellen, ist er dann fast zum Reisenden von Profession geworden: er hat z. B. bloß seit 1830 einmal Frankreich, zweimal England und zweimal Italien heimgesucht und ist bereits wieder, ich weiß nicht wohin, unterwegs. Die Resultate dieser Forschungen sind bekanntlich theils in seinem historischen Taschenbuche, seinen Briefen, seinen actenmäßigen Mittheilungen vereinzelt erschienen, theils in seinem zweiten größeren Werke, der „Geschichte Europas seit dem Ende des 15. Jahrhunderts," zusammengefaßt worden.

Die strenge Schule hat über dasselbe wie über die dazu gehörigen Vorarbeiten nicht eben günstiger geurtheilt, als über die „Hohenstaufen." Während er sich selbst rühmt, daß er Tausende von Meilen gemacht, Tausende von Actenstößen und verstäubten Papieren mühsam durchstudirt und excerpirt habe, um reiche und sichere Kunde zu gewinnen, „daß ihm durch lange Uebung hierin eine Herrschaft und Uebersicht geworden sei, wie sie ein Kapellmeister hinsichtlich der vor ihm liegenden Partitur besitze;" während seine Freunde von ihm rühmen, „daß er in Monaten Papierwüsteneien durchackere, wozu Andere Jahre gebrauchen, um die Körnlein für die Geschichte zwischen der Spreu der Gesandtschaftsberichte aufzufinden:" behaupten seine Gegner, er nehme es auf seinen Reisen mit den Archiven und Handschriften nicht allzugenau und kümmere sich überall mehr um Theater und Gesellschaft und die von ihm so oft erwähnten „preiswürdigen Mahlzeiten," als um Geschichte und Geschichtsquellen. Daß sie nicht so ganz Unrecht haben, erhellt sonnenklar aus seinen eigenen Reiseberichten, wie das

Digitized by Google

auch in diesen Blättern schon mehrfach besprochen worden ist. In Rom z. B. freut er sich, daß ihm der Zutritt zu den Archiven versagt worden: „Es konnte mir nichts Angenehmeres wiederfahren, als diese abschlägige Antwort; sie führt mich aus altem Papier in die lebendige Gegenwart, beschleunigt die erwünschte Heimkehr, und außerdem erspare ich auch noch Geld.“ Und von Paris aus schreibt er: „Weshalb quäle ich mich jetzt den ganzen Tag mit Handschriften? Es ist Prädestination, und sonst kein vernünftiger Grund anzugeben. Denn das Gericht, was ich aus den vielen Ingredienzien zusammenkoche, wird nicht einmal mir, vielweniger Andern schmecken. Fast geht es mir hier wie ehemals in Rom. Ich übernehme mich in Leserei der Handschriften, werde ihrer überdrüssig und lasse es mir zuletzt gefallen, daß Zeit und Geld ein Ende nimmt.“ Auch zweifelt er keinen Augenblick daran, „man werde, wenn einst dies oder das von seiner Ausbeute gedruckt sei, laut genug sagen: also um dergleichen unbedeutend Zeug zu holen, hat der Mensch Urlaub genommen und königliche Unterstützung erhalten? Besser, er wäre zu Hause geblieben und hätte seine Pflichten gewissenhaft erfüllt. Im Theater und den Garküchen mag er wohl Zeit und Geld durchgebracht, um Gelehrsamkeit sich aber nicht gekümmert haben.“

Hinsichts der Darstellung steht nun vollends sein zweites Werk dem ersteren bedeutend nach. Sie ist völlig matt und farblos, und trotz des vielen Raisonnements von compendienhafter Trockenheit und Eintönigkeit. Doch wie könnte bei der nichtssagenden, langweiligen historischen und politischen Ansicht, von welcher das ganze Buch durchzogen ist, die Darstellung anders als nichtssagend und langweilig sein?

Diese, seine Ansicht oder vielmehr Ansichtslosigkeit, die sich zwar nirgends bei ihm verläugnet, vorzüglich aber da herauskehrt, wo er die neuere und neueste Geschichte behandelt, hat ihn nun eben zum bequemen Marterholz aller Parteien gemacht. In der That ist sie das eigentliche Charakteristische an ihm. Nirgends eine Bestimmtheit, eine Entschiedenheit, ein Princip. Er weiß, daß ein Historiker sine ira et studio schreiben soll, er will unparteiisch sein, und dies meint er dadurch zu vollbringen, daß er zu keinem Dinge in der Welt, zu keiner historischen Erscheinung, keiner weltgeschichtlichen Individualität, keinem Ereigniß entschieden Ja oder Nein, sondern immer beides zugleich sagt. Mit dem an sich wahren Satze, daß die Wahrheit in der Mitte liege, dem man aber auch zugleich den entgegengesetzten hinzufügen muß, daß nämlich die Unwahrheit, d. h. die Halbheit und Mittelmäßigkeit in der Mitte liege, hat nie Jemand ärgeren Mißbrauch getrieben, als Raumer. Ueberall stellt er sich zwischen die Gegensätze, nicht um sie wahrhaft zu vermitteln, nicht um sie anzuerkennen und aufzuheben zugleich, nicht um zu zeigen, wie sie sich objectiver Weise selbst aufheben und daraus neue und höhere Gestaltungen hervorgehen, sondern um an ihnen zu mäkeln, zu dingen, zu handeln, dem einen dies, dem andern jenes zuzugestehen und wiederum abzuziehen, kurz sie so weit abzuplatten und zu vermittelmäßigen, daß sie keine Gegensätze mehr sind, ja daß sie überhaupt nichts mehr sind, als eben Raumer'sches Raisonnement. Jeder Gegensatz ist ihm zuwider: Alles soll weder kalt noch warm, weder Fisch noch Fleisch, weder schwarz noch weiß sein. Hätte er die Welt geschaffen, er würde sie grau angestrichen, er würde sie, um keinem Unrecht zu thun, um völlig neutral zu sein, nur mit Amphibien und Hermaphroditen bevölkert haben. Da nun die Weltgeschichte es aber mit Geschöpfen der Art nicht zu thun hat, so ist Raumer eigentlich der größte historische Jakobiner und Leveller, den man sich denken kann. Er läßt nichts bestehen, er macht Alles gleich, er weiß Alles besser. Seine zur Manie gewordene Manier, in welcher er sich über Personen, Zustände, Begebenheiten, Meinungen, Zeitalter, Völker, kurz über alle historische Erscheinungen zu ergehen pflegt, ist bekannt. Ueberall ist das Endurtheil und die Schlußfrage: Was kann man hieran billigen, was nicht billigen? was läßt sich dafür sagen, was dagegen? es ist einerseits wahr, aber es ist anderseits nicht minder wahr; es hat seine Lichtseite, aber auch seine Schattenseite; die Einen haben Recht, aber die Andern haben auch Recht; diese Behauptung ist nicht ohne Grund, aber ließe sich nicht auch das Gegentheil beweisen? u. s. w. Nichts ist so groß oder so klein, so alt und so neu, um nicht mit diesem zweischneidigen Messer des „zwar — indessen, allerdings — aber dennoch, einerseits — anderseits“ zugestutzt und zurechtgemacht zu werden. Daß hierbei alle historische Anschauung zu Grunde gehen muß, ja daß eine solche Art von Toleranz die ärgste Intoleranz ist, versteht sich von selbst. Denn keine Gestaltung, kein Factum, keine Persönlichkeit wird rein und ganz anerkannt, sondern je größer, je inhaltsvoller, je entschiedener und energischer, um so mehr werden sie reducirt und auf die Hälfte herabgesetzt, obgleich diese Halbheit gar nicht in ihnen, sondern lediglich in Hrn. v. Raumer steckt.

Was sein politisches Glaubensbekenntniß anlangt, so meidet er auch auf diesem Boden nicht weniger als auf dem eigentlich historischen jede positive Ansicht, und es ist daher natürlich, daß er bald zu liberal, bald zu servil, hier zu protestantisch, dort zu katholisch genannt wird, daß die Einen in ihm einen „Ajax der Freiheit,“ die Andern einen „geschmeidigen Kammerdienerhistoriker“ sehen, kurz daß er mit dem Maße gemessen wird, mit welchem er selber mißt. Wir glauben ihm freilich gern, „daß der Versuch, zwischen den Parteien hindurchzulaviren, sehr große Schwierigkeiten hat;“ aber wenn er zu seiner Rechtfertigung den Satz hinzufügt: „Je schärfer die Parteiung ist, desto bestimmter tritt

Digitized by Google

Egoismus und Gleichgiltigkeit gegen die Mannigfaltigkeit der Schöpfung heraus;" so müssen wir ihn gleich mit seiner Lieblingsfrage unterbrechen: Ließe sich nicht auch das Gegentheil behaupten? Ist nicht Egoismus und Gleichgiltigkeit vielmehr gerade bei der parteilosen Dumpfheit oder dem doctrinären juste milieu zu Hause? Oft macht er zwar einen tüchtigen Ansatz zum Liberalismus, aber entsetzt über seine eigene Kühnheit, kriecht er dann unbemerkt eben so viel Schritte wieder zurück, als er unbedacht vorgerückt ist. Wenn er z. B. die Julirevolution preist, wenn er erklärt, „Karl X. sei ein Verräther, ein Meineidiger, die Franzosen seien ganz in ihrem Rechte; es habe sich bewährt, daß ein großes Volk nicht das willkürlich zu mißhandelnde Eigenthum einer abgelebten Familie sei, daß es nicht jesuitisch regiert werden solle;" so kommt hinter dem Siegsgeschrei gleich der hinkende Bote hinterher, und wir werden durch eine ganze Wendeltreppe von „anderseits" wieder auf den ebenen, ruhigen, preußischen Boden zurückgeführt, den wir im ersten Rausche der Julitage vorwitzig aufgegeben hatten. Denn anderseits „kann es nicht erbauen, daß der neue König aus des Volkes Gnade die marseiller-Hymne mit ihm singt;" anderseits „war der Gegensatz von Royalisten und Constitutionellen das Zeichen einer bösen Krankheit;" anderseits „ist die Freude, man habe nun keinen König aus Gottes Gnade mehr, nur die Folge einer einseitigen, krankhaften Betrachtungsweise;" anderseits „ist es nichtige Anmaßung und Aberglaube, mit bloß menschlichen Mitteln, Vorkehrungen, Controlen, Verantwortlichkeitsgesetzen u. dgl. eine politische Universalmedicin bereiten zu wollen, ohne Bezug auf Gott und Vorsehung, ohne Verklärung durch die christlichen Tugenden" u. s. w. u. s. w.

(Fortsetzung folgt.)

Ein nachträgliches Wort über bonner Kritik und Apologetik.

(Schluß.)

Die Facultät wird aber den dringendsten Anlaß zu einer Entscheidung haben. In dem letzten Artikel über diese Angelegenheit berichteten wir, daß Bauer, als er nach Bonn zurückkam, den Antrag an das Ministerium stellte, es möge die Facultät veranlaßt werden, nach Kenntnißnahme von seinen schriftstellerischen Bemühungen zu entscheiden, ob er durchaus erwürgt werden solle. Nach neueren Nachrichten aus Berlin können wir nun melden, daß diesem Antrage nicht entsprochen worden ist. Keine Rettung also? Stumm, wie die Apologetik bleibt, sollen die Vertreter der Kritik hingeschlachtet und einem stummen Götzen, dieser stummen Apologetik geopfert werden? Die Facultät, überhaupt die Apologetik hat nun den besten Anlaß, ihre Sache wieder gut zu machen. Sie trete offen auf und sie zeige, ob sie noch Kraft hat und die Wahrheit mehr liebt als sich selbst. Die Apologetik hat ja Nichts zu verlieren, sie genießt die äußere Herrschaft, die Protection von oben, sie besitzt die besoldeten Lehrstühle. Die Kritik hat zwar auch Nichts zu verlieren, da sie Nichts von diesen Dingen besitzt: aber wenn nun beide Richtungen darin gleich sind, daß sie Nichts zu verlieren haben, so ahme der Apologet dem Kritiker nach, und komme er doch endlich einmal zu der Sache, um welche es sich in unserer Zeit handelt.

Oder wird uns Herr Sack auf sein Sendschreiben an den Professor Lobell „über das Geschichtliche im alten Testament" (S. 15) verweisen, worin er sich über seiner Collegen ketzerischen Ausdruck in Raumer's Taschenbuch für 1840: „wohl hatte auch die Poesie des Orients historische Elemente, sie treten uns im alten Testamente sehr lebendig entgegen," ausspricht? Diese kleine Schrift ist uns wohl interessant, aber sie lehrt wiederum nur, daß die Apologetik nichts weiß und nichts wissen will, was ihren Voraussetzungen entgegenläuft, und daß sie daher, um ihren Willen und ihren Glauben, den sie ebenfalls mit aller Gewalt haben will, durchzusetzen das Widersprechendste und Tollste mit eiserner Stirn immer von Neuem aussagt und, wenn es sein muß, nichts dagegen hat, für „verrückt" gehalten zu werden, um nur einen unwiderleglichen Grund ihrer Glaubenscaprice zu gewinnen. Denn unwiderleglich ist allerdings jeder, der sich auf seine „Einfalt" beruft und es sich zum Ruhme rechnet, daß alle Welt pazzo, pazzo! hinter ihm herschreit. Je vernünftiger sie im gemeinen Leben, je pfiffiger in äußerlichen Dingen sie auftritt, um so pikanter wird der schließliche Sprung, mit dem die Apologetik sich kopfüber in die Fluth des absoluten Glaubens stürzt und das alte Lied: „Wie süß, ein Narr, ein Narr vor der Welt zu sein!" anstimmt. Sack fragt seinen Collegen, von welchem Standpunkte aus er nun vollends nur historische Elemente, im übrigen pure Poesie in den alttestamentlichen Büchern finden wolle, das sei ja ärger als Strauß. „Gerade deshalb, heißt es, weil Sie Historiker sind, und ein solcher, als wir sie kennen, und weil Sie mir nie zu erkennen gegeben, daß Sie aus den bekannten de Wettisch-Strauß'schen Gründen, deren Quintessenz doch am Ende nur der ist, daß es keine wirkliche Offenbarung und keine göttlichen Wunder in deren Gefolge geben könne, alle Geschichte in der Bibel für Mythus und mythische Poesie halten, gerade deshalb ist mir jene Voraussetzung unverständlich. Und Sie müßten gerade auf der höchsten Höhe jener Ansicht stehen, welche in ihren früheren Stadien nur sagte, sie sei Geschichte mit Poesie und Mythus ununterscheidbar durchzogen, während Sie lehren, sie sei Poesie mit historischen Elementen. Sie gestehen also solche in jenen Schriften zu, Sie versichern aus den nach Ihrer Ansicht poetischen Schilderungen der Patriarchen eine anschauliche Erkenntniß der wirklichen Zustände gewinnen zu können, in Ihrem Sinne aber gewiß nicht mehr, als man aus Homer die Zustände der Griechen kennen lernt."

Also immer noch „eine ganz besondere Offenbarung," immer noch „göttliche Wunder in deren Gefolge" und „eine Geschichte womöglich ohne Poesie," kurz alle die gedankenlosen Voraussetzungen, die man gegenwärtig doch nur wollen kann, den evidentesten und offenkundigsten Untersuchungen zum Trotz, oder die man ganz neu, etwa à la Göschel, zu begründen unternehmen müßte! Sack fühlt auch gar wohl seine Lage, nachdem er daher seine capricirte Willensmeinung und den richtigen Glauben bekannt hat, schließt er folgendermaßen: „Indem ich dies so herausgesagt habe, was ich in meiner Einfalt meine, und mich mit diesen Aeußerungen einen Augenblick außerhalb des Kreises denke, den Sie kennen und wie ich lebe, und in welchem freie Aeußerung des Individuellsten mit liebevollem Bestreben, das Entfernteste anzunähern, ver-

Digitized by Google

bunden ist, erfaßt mich eine Art Grauen wegen dessen, was die Leute von mir denken werden, die heut zu Tage den Ton in der Beurtheilung, der sich auf Geschichte, Kunst und Religion beziehenden Dinge angeben. Ich glaube erröthende Gesichter zu sehen, die sich wegen meiner schämen, neben der größeren Zahl derer, die vor Zorn und Verachtung des Unwissenden erbleichen, der das gänzlich Abgethane vielleicht gar in die große Versammlung der durch „die neuere Bildung" zum Bewußtsein gekommenen Christen bringen möchte. Ja die Gleichgiltigkeit und der Spott, welcher sich in unheimlichem Wechsel und Mischung in der ganzen glänzenden Gesellschaft der Kritiker, Philosophen und Poeten kund giebt, scheint mir nur allzu deutlich anzukündigen, daß ich ein Narr sei, der Dinge auftische, die kein Secundaner und kein Agent bei den Eisenbahnen, nach dem Maße, in welchem sie an der neuen Bildung Antheil haben, mehr glaube oder glauben könne. Nun sei es gewagt, auf den schlimmsten Fall, daß ich mit diesem meinen Sinn in den glänzenden Kreis treten müßte! Denn das lassen Sie mich Ihnen als einen Erguß des Vertrauens aussprechen (und auf allzu vorsichtige Schonung seines Rufs macht Ihr Freund keinen Anspruch), ehe mich eine griechische Auffassung der Geschichte, die mir von der einen Seite zu hoch ist, weil die Auffassung glänzender Geister eine uns nicht mehr ganz zugängliche Sphäre ist, von der anderen zu niedrig steht, weil sie der Gesichtspunkt solcher ist, die die Offenbarung Gottes im Sohne seiner Liebe, Christus nicht kannten, oder die skeptisch-pragmatische Weltansicht Hume's, oder der glanzvolle Pelagianismus Gibbon's, oder die de Wettisch-Strauß'sche Mythologie dahin bringen soll, denjenigen Rückblick auf das Alterthum und auf die positive Religion Israels aufzugeben, den mir das Evangelium selbst an die Hand giebt; ehe ich mir durch diese neuen Götter eine Vorstellung vom alten Testamente aufnöthigen lasse, bei welcher auch das neue nicht mehr durch den Faden wahrer göttlicher Offenbarung mit Adam zusammenhängt: lieber will ich mit Athanasius, mit Augustinus, mit Luther und Calvin, ja mit dem züricher Antistes Heß und dem bremischen Pfarrer Menken ein Narr sein, als der Wissendste und Herrlichste nach dem Gerichte der kritischen Blätter unserer Tage."

Heldenmüthig springt er über die Klinge der Vernunft, um so heldenmüthiger, als er während des Sprunges selbst die entschiedenste Bekanntschaft sowohl mit den Redensarten der Aufklärer, als mit dem Glauben des Publicums an den Tag legt. Heißt das nun Apologetik? Wäre Luther und Calvin, Augustin und Athanasius denn nicht völlig aus allen Fugen gerückt, wenn so eine Gestalt in diese Zeit gesetzt würde? Luther, der den Teufel mit dem Tintenfaß würfe, würde jetzt allerdings in bester Form für einen Narren passiren, und Calvin, der einen Hegelianer briete, wie zu seiner Zeit den Servet, brächte es noch ein wenig über den Narren, man würde gewiß unsäuberlich fahren mit dem Knaben Absalom. Aber Sack erschrickt vor nichts, weder vor dem Narrenhause, noch vor dem Scheiterhaufen. Warum? weil er sehr gut weiß, daß wir andern Christen ungläubig sind und alle diese Vorspiegelungen seines Glaubens nicht glauben, es wenigstens so ernst nicht damit nehmen. Als Calvin noch bei Wege war, mußte man Calvin's Glauben wohl ernstlich nehmen, Sack aber und die übrigen Bekenner jener an sich ernsthaften Maximen und Dogmen rechnen mit Recht auf uns. Wir werden ihre Narrheit nicht eher für gefährlich halten, als bis wir uns an ihr die Finger verbrannt haben, denn sie ist vollkommen so abenteuerlich, als sie sich selber vorkommt. Wenn die Herren es aber dahin gebracht haben werden, daß die Welt alle Folgen ihres Glaubens, ihres Treibens und ihrer Versäumniß gewahr wird, dann geht wenigstens ein Theil ihrer Hoffnung in Erfüllung, sie erleben ihren jüngsten Tag und werden sämmtlich auf Pension gesetzt.

Was bleibt also, bei Lichte besehen, an dem Glauben der Apologeten Anerkennenswerthes? Die Weltklugheit, die sie lehrt, wie viel sie ganz ungefährdet zu bekennen wagen dürfen, und die Entschlossenheit, mit unsern Zeitgenossen diese Geduldprobe anzustellen. Sie sind in der That Politiker und Rabulisten; ihr wahres Interesse ist daher auch ein praktisches. Sie denken lieber auf Manoeuvres und gescheidte Coups, auf Maßregeln und Veranstaltungen, als auf neue theoretische Siege, obgleich sie die Wissenschaft als ein nothwendiges Mittel zum Zweck nicht gänzlich verachten dürfen. Die Verrücktheit und das Credo quia absurdum est nicht zu scheuen, das haben sie Tertullian und Savonarola abgelernt, den Widerspruch zu verachten, lehrt sie ein dunkles Gerücht von Hegel, und wo ja dieses nicht ausreichen sollte, die seit Göschel und den Neuschellingianern wieder aufgewachte Scholastik.

Der Gegensatz dieser Richtung zur Zeit, zur allgemeinen Bildung und zur Kritik ist sehr schneidend; wir kehren hier aber zu unserem ersten Worte zurück und sagen, verhängnißvoll wird sie nur, wenn sie aufhört, Sache der Einzelnen zu sein und sich in Staatsmaximen zu einer gänzlich unbegründeten Macht und Wichtigkeit zu erheben, denn alsdann wird es ihr gelingen, durch äußere Mittel nicht der Vernunft, wohl aber den Individuen, welche die Vernunft zu vertreten haben, gefährlich zu werden; es kommt zu dem Ideal des christlichen Zürich und folglich auch zu den Realitäten dieses Ideals. Es ist daher kein anderer Weg des Heils und der Sicherheit, als die Apologetik ihrem Schicksal zu überlassen, d. h. den wissenschaftlichen Sieg der Kritik, welcher Polemik und Apologetik wahrhaft in eins ist, ruhig und gefaßt zu ertragen, dem Sieger aber nicht im Staate die Stellung des Besiegten anzuweisen. Gehört doch Kritik und Philosophie zur „Intelligenz," die Apologetik des orthodoxen Systems aber geständiger Maßen zur Nichtintelligenz, zur Narrheit vor der klugen Welt: wie sollte also die Staatsgewalt diese seltsame Stellung ertragen? Sollen die Leute über ihr Bekenntniß, wie über das des Hrn. Sack, die Nase rümpfen? und sollen sie es aus denselben Gründen gewähren lassen, aus denen sie die Pietisten laufen lassen, weil sie die ganze Geschichte für eine Komödie halten, an die blutigen Consequenzen der Bekenntnisse auf Calvin und das Altlutherthum daher nicht glauben mögen? Das hieße doch wahrlich sich leichtsinnig erst um allen Credit bringen und dann die traurige Nothwendigkeit vor sich haben, mit diesen Principien Ernst zu machen, nur um der Welt zu beweisen, daß sie sich geirrt habe, wenn sie nicht dran glauben wollte. Das Höchste also, wozu es die Apologetik bei aller Neigung und Vorliebe einflußreicher Personen im Staate bringen kann, ist, eine politische Privatsache, d. h. eine Sache der Intrigue zu werden, denn wie sollte auch der schwächste Staatsmann dazu kommen, sich öffentlich zu einer Sache zu bekennen, die schließlich von ihm verlangt, daß er sich nicht schämen dürfe: ein Narr vor der Welt zu sein?

Arnold Ruge.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Digitized by Google

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

6. Mai. № 108. 1841.

Die berliner Historiker.

(Fortsetzung.)

Wenn er uns daher wirklich einmal einen positiven Satz giebt, ohne denselben sofort durch ein „Anderseits" zurückzunehmen, so dürfen wir voraussetzen, daß er diese Zurücknahme, als sich von selbst verstehend, als conditio sine qua non nur aus Raum- und Zeitersparniß unterlassen habe, und daß sie als reservatio mentalis unfehlbar vorhanden sei. So z. B. wenn er also anhebt: „Müßte ich in den jetzt technischen, oft aber ohne alle tiefere Untersuchung ausgesprochenen Formeln gemäß (?), ein politisches Glaubensbekenntniß ablegen, so würde ich rund heraussagen: ich sei wesentlich liberal gesinnt. Dies Wort ist indessen so vieldeutig, daß ich mich mit verschiedener Auslegung desselben immer noch in jede Ansicht und jedes System hineinlügen könnte, darum behaupte ich, belehrt durch Vergangenheit und Gegenwart: das hitzige Fieber politischen Wahnsinns, wie er aus übertriebener und mißverstandener Freiheitslust entsteht, ist ein schneller vorübergehendes, minder verderbliches Uebel als das schleichende Gift, der Knochenfraß und Krebsschaden langer, angewöhnter Sklaverei. Frankreich und England sind nach dreißig bis vierzig Jahren gesunder aus jener Krankheit hervorgegangen; wer will die Jahrhunderte römischer oder asiatischer Kaisertyrannei vorziehen? Ich verkenne keineswegs, wie ungemein viel in Frankreich noch tadelswerth und ungesund ist, darf aber doch behaupten: Paris sei jetzt keuscher, züchtiger, thätiger, gescheuter, philosophischer, religiöser, als zur Zeit der verwerflichen Maitressen- und Ministerherrschaft unter Ludwig XV. Es ist so dumm als schlecht, dies le bon vieux temps zu nennen und es herstellen, oder durch Niederreißen aller sichernden Schutzwehren dessen Herstellung erleichtern zu wollen." Nun erwartet man natürlich ein Indessen, Dagegen, Anderseits, doch der Brief ist zu Ende, und es bleibt aus großer Eile dem kundigen Leser überlassen, das Unvermeidliche: Aber ließe sich nicht auch das Gegentheil behaupten? als Postscriptum hinzuzufügen.

Aber wie erträgt denn Raumer in einem und demselben Gehirn alle jene Widersprüche und Gegensätze, die er nicht überwindet, wo sie vorhanden sind, und wider Willen eigends erfindet, wo sie nicht sind? Welches Mittel hat er, um sie zuletzt doch zu bannen, daß sie nicht allzu toll rumoren und ihm den Kopf zersprengen? Nichts leichter als das! Wenn er in der Begriffsverwirrung gar nicht weiter kann, und nicht mehr weiß, wo aus noch ein, dann erinnert er sich, wie der Mensch oft in der Verwirrung, seiner Jugend und Jugendlehrer, er wird romantisch, oder es geht ihm wie dem Physiker, der mit seinen Experimenten zu Ende ist, er wird erbaulich, er verläßt sich ganz auf Gott und Vorsehung, und gleicht selbst in der Politik Alles durch Glaube, Liebe und Hoffnung aus, was gewiß seinem Herzen sehr zur Ehre gereicht. Hinsichts der Beurtheilung der Gegenwart hat er indeß noch ein anderes Universalmittel. Wachsen ihm nämlich die auswärtigen Angelegenheiten über den Kopf, weiß er z. B. mit den englischen und französischen Verhältnissen nicht mehr fertig zu werden, so schlägt er alle Schwierigkeiten und Scrupel auf einmal nieder mit der Versicherung, daß bei uns Alles am besten sei, und daß wir nach Allen dem, womit sich Engländer und Franzosen herumquälten, gar kein Verlangen trügen. Man kann daher trotz seiner Reisen nicht auf ihn anwenden, was von einem seiner Freunde gesagt ward:

Erst in England, dann in Spanien, dann in Brahmas Finsternissen,
Ueberall umhergestrichen, deutschen Rock und Schuh zerrissen.

Im Gegentheil, er ist überall ein guter Preuße geblieben, der nicht nach Garantieen und Constitutionen und „Bogen Papier" fragt. „In unserm Vaterlande," behauptet er z. B. den Julifranzosen gegenüber, „steht das Dasein und Leben des Königs und Volks wesentlich in einer höhern und heiligern Region, und Könige und Bürger fragen (gleichwie Ehegatten, Eltern und Kinder, Geschwister) nicht nach dem Rechte, wo Liebe und Vertrauen herrscht. Würde aber (was Gott verhüte) unser Volk rebellisch oder einer unserer Könige tyrannisch oder auch nur verkehrt rückläufig; wir würden (nach jenem Sündenfalle aus dem Paradiese verstoßen)

Digitized by Google

uns nackt und bloß finden und kaum Einer mit Sicherheit wissen, wo die Grenze des Gehorsams oder des Widerstandes sei. Jetzt leben wir in glückseliger Eintracht und suchen so wenig in unserm Staatsrechte nach Gründen und Gesetzen über die Scheidung zwischen König und Volk, als ein glücklicher Ehemann im Landrechte nachsieht, auf welche Weise er sich von seiner Gattin trennen könne. Ist aber der Scandal einmal da, rettet allein das Recht von der bloßen Gewalt und dient als Compaß, bis sich der Hafen der Liebe wieder aufthut."

Diese sympathetischen Beruhigungsmittel, gegen welche seine vielbeliebte Frage trotz alles Juckens und Würgens nicht aufkommt, gereichen, wie gesagt, seinem Herzen und seinem Patriotismus sehr zur Ehre. Ueberhaupt kann man ihm nicht bös werden, denn er giebt sich wie er ist, offen und ohne Rückhalt. Oder ließe sich vielleicht auch das Gegentheil behaupten?

Auf dem Katheder hat Raumer nie viel geleistet, und die Nonchalance, mit welcher er seine Vorlesungen tractirt, ist fast zum Sprichwort geworden. Wenn er es demnach für ein nicht eben angenehmes Geschäft erklärt, „junge hyperboreische Bären mit Historien aufzunudeln, da sie nicht einmal gierig die Hälse danach aufsperren, wie die unschuldigen, lernbegierigen Gänse, sondern Einen undankbar anbrummen und kritisch in die Finger beißen;" so kann man ihm erwiedern, daß man auch dafür bei seinem „Aufnudeln" nicht fett und noch weniger zur einstigen Rettung des Capitols befähigt wird. Mit übereinandergeschlagenen Armen und Beinen und ein wenig zurückgelehnt, spricht er eine Stunde lang, ohne den Ausdruck der Stimme, die Haltung oder auch nur den Blick zu verändern, mit erdrückender Eintönigkeit und Gleichgiltigkeit. Die einzige Bewegung, welche wir an ihm wahrnehmen, besteht darin, daß er den Kopf bald ein wenig links, bald rechts hinüberneigt, eine mimische Begleitung des Einerseits — Anderseits. Im Uebrigen scheint bisweilen alle Correspondenz zwischen ihm und den Zuhörern ein Ende zu haben und sein Geist auf Reisen zu sein, während sein Mund ruhig weiterarbeitet. Dabei besitzt er eine große Volubilität der Rede, so daß ihm nie ein Wort versagt, wogegen er freilich auch jedes Wort gebraucht, welches ihm gerade in den Mund kommt. Man sieht, daß hiernach die Zahl seiner Zuhörer trotz seiner Berühmtheit nicht sehr groß sein kann, und wirklich dürfte er selten in einer Vorlesung mehr als etwa dreißig haben.

Ranke, zu dem wir nunmehr übergehen, hat noch nicht, wie Raumer, seine Katastrophe erlebt. Im Gegentheil, er möchte wohl gerade jetzt im Zenith der Anerkennung und des Ruhmes stehen. Die Stimmen, welche sich anfangs gegen ihn erhoben, sind nach und nach verstummt, und die verschiedensten Ansichten und Richtungen vereinigen sich zu seinem Lobe. Was hat man nicht Alles an ihm zu preisen und zu bewundern! Seine gründliche, urkundliche Forschung, seine kritische Umsicht und Schärfe, den feinen Tact in der Auswahl, die eigenthümliche und doch so sachliche Auffassung und Darstellung, den sorgsamen, gefeilten und dabei prägnanten Ausdruck und Stil, die Kunst im Schildern und Portraitiren, — kurz Alles und Jedes. Ob diese Meinung von Dauer sein, ob das günstige Vorurtheil der Gegenwart sich auch als Urtheil der Nachwelt bewähren, oder ob es Ranke'n, wenn auch nicht genau aus den nämlichen Gründen, ähnlich ergehen werde wie J. v. Müller, muß schon die nächste Zukunft lehren.

Während seiner Studien war er unter den berliner Turnern bekannt. Hierauf wurde er Lehrer am Gymnasium zu Frankfurt an der Oder nach der damaligen, im Ministerium besonders durch Süvern vertretenen Ansicht, daß es gut sei, wenn diejenigen, welche sich für die akademische Laufbahn bestimmten, zuvor im praktischen Schulfache als Lehrer versucht würden. Sein erstes Werk, „die Geschichte der romanischen und germanischen Völker von 1494 — 1535," welches 1824 erschien, und zur Versöhnung eines Ministers und eines Buchhändlers Veranlassung gab, bewirkte dann seine Versetzung an die Universität Berlin. Er liest seitdem über mittlere, neuere, neueste, sowie über die deutsche Geschichte, und seit dem Tode von Gans sind seine Vorlesungen entschieden die besuchtesten unter allen historischen, so daß er meistens gegen sechzig bis siebzig Zuhörer hat.

Als Forscher hat Ranke bekanntlich eine ganz eigenthümliche Stellung. Er ist nicht bloß mehr als jeder Andere unserer Historiker auf die Archive, auf handschriftliche Urkunden und Aktenstücke zurückgegangen; nein, er liebt es, vorzugsweise ja allein aus ihnen zu schöpfen. Diplomatische Papiere und Relationen, Gesandtschaftsberichte, officielle Verhandlungen und Beschlüsse sind seine eigentliche, oft einzige Quelle. Nur in ihnen, meint er, finde man gründliche und sichere Belehrung; nur aus ihnen könne man den wahren und ursprünglichen Zusammenhang und die letzten Gründe der Begebenheiten kennen lernen. Auf sonstige, schon gedruckte, nicht officielle Nachrichten, selbst auf die Berichte der gleichzeitigen Historiker pflegt er nur geringe Rücksicht zu nehmen, sei's weil er das Alles als bekannt voraussetzt, oder mit gelehrter Vornehmheit es Anderen, minder Begünstigten überlassen will, diese secundären Quellen weiter zu verfolgen. Dies zeigt sich besonders in seinem ersten Hauptwerke, den „Fürsten und Völkern," das fast nur aus Berichten venezianischer, spanischer und päpstlicher Gesandten und Staatsmänner geflossen ist, aber auch in seiner „Geschichte der Reformation," die er hauptsächlich aus den Verhandlungen der Reichsstände und Reichstagsabschiede geschöpft hat. „Ich sehe die Zeit kommen," ruft er in der Vorrede zu derselben

Digitized by Google

aus, „wo wir die neuere Geschichte nicht mehr auf die Berichte selbst nicht der gleichzeitigen Historiker, außer in so weit ihnen eine originale Kenntniß beiwohnte, geschweige denn auf die weiter abgeleiteten Bearbeitungen zu gründen haben, sondern aus den Relationen der Augenzeugen und den ächten unmittelbarsten Urkunden aufbauen werden."

Es wäre lächerlich, dies Bestreben, so viel als möglich aus officiellen Aktenstücken und diplomatischen Papieren zu schöpfen, nicht anerkennen oder deren Wichtigkeit für gewisse Sphären und Partieen der Geschichte läugnen zu wollen; aber eine andere Frage ist es, ob sie überall der letzte Halt und das non plus ultra, ob sie je Alles in Allem sein können, und ob nicht deren ausschließlicher Gebrauch und das Beharren in ihnen zum nüchternsten, einseitigsten, beschränktesten Pragmatismus, ja zu wirklicher Abgeschmacktheit führen müsse. Die Zeit, welche Ranke kommen sieht und prophetisch begrüßt, ist bei den Chinesen längst vorhanden. Sie besitzen seit Jahrhunderten eine aktenmäßige, bis ins Kleinste urkundliche Geschichte, aber wir haben wahrlich nicht Ursache, sie darum zu beneiden. Und sieht es etwa mit unserer eigenen officiellen Historiographie besser aus? Sie ist im glücklichsten Falle, wenn sie nämlich keine officiellen Lügen enthält, voller Richtigkeit, aber ohne Wahrheit. Oft ereignet es sich endlich auch, daß die Entwicklung und das Leben ganz aus der Verwaltung wie aus der Diplomasie gewichen ist, und die geschichtlichen Momente sich mithin nur da antreffen lassen, wo die Regierung und ihr Archiv nicht anzutreffen ist. Gesetzt also, — um ein naheliegendes Beispiel zu wählen, — es wollte Jemand die Geschichte des deutschen Volks seit den letzten fünfundzwanzig Jahren nur aus den Akten des Bundestages und aus den verschiedenen officiellen Staatszeitungen und Amtsblättern darstellen; es würde wahrhaftig eine saubere Geschichte werden. In der That, hätten die Griechen und Römer so viel mit Archiven und Urkunden zu thun gehabt wie wir, sie würden ein Muster der Geschichtschreibung geworden sein.

Will man die Ranke'sche mit einem einzigen Worte charakterisiren; so kann man sie füglich diplomatischen Pragmatismus nennen, das „Diplomatische" in allen seinen Bedeutungen genommen. Ranke hat in seinen Studien wie im Leben so viel Umgang mit Diplomaten gehabt, daß er dadurch selbst ganz und gar zum Diplomaten geworden ist, und Alles mit den Augen eines Diplomaten ansieht. Man hat ihn in diesen Blättern einmal als „österreichischen Geschichtschreiber" bezeichnet, und es läßt sich nicht läugnen, seine Ansicht über Staaten und Völker und deren Entwicklung ist gut österreichisch: es darf nichts von unten herauf geschehen, sondern Alles muß von oben herab ganz ins Geheim gelenkt und gemacht werden. Seine obersten Kategorieen, über welche er niemals und nirgends hinauskommt, sind demnach die Verhältnisse und die Personen, d. h. die Regierenden, die Fürsten und Diplomaten, und die Wechselwirkung beider macht die Geschichte. Substantielle Mächte, ideale Potenzen scheint er nur dem Namen nach zu kennen; er gebraucht sie als Redensarten, als Decorationen, die hin und wieder der Veränderung halber eingestreut, sich recht hübsch ausnehmen, doch in die eigentliche Darstellung nicht weiter eingreifen. Es heißt bei ihm wohl einmal: „Irre ich mich nicht, so glaube ich hierin ein allgemeines Gesetz des Lebens wahrzunehmen;" desgleichen: „Der Zeitgeist ist nicht von heut und gestern, er ist so alt als die Welt;" oder: „Die Hauptsache ist immer, wovon wir handeln, wie Jacobi sagt, Menschheit, wie sie ist, erklärlich oder unerklärlich, das Leben des Einzelnen, der Geschlechter, der Völker, zuweilen die Hand Gottes über ihnen;" oder: „Wie so wunderbar sind doch die Wege der Vorsehung!" oder auch: „Man täusche sich doch niemals über die Macht eines Menschen; er vermag nichts gegen seine Zeit" u. dgl.; — aber man täusche sich auch nicht über diese Exclamationen: es hat mit diesem allgemeinen Gesetz des Lebens, diesem Zeitgeiste, der so alt als die Welt ist, dieser Hand Gottes über uns, diesen wunderbaren Wegen der Vorsehung u. s. w. nicht allzu viel zu sagen; sie sind nur Lückenbüßer, dei ex machina, Homerische Paradegötter, die wesentlich nichts thun, sondern es den Helden, d. h. hier den Diplomaten überlassen, den Willen des Schicksals zu erfüllen. Von philosophischer Anschauung ist daher bei Ranke kaum eine Spur zu finden, und es ist wenigstens eine charakteristische Anekdote, daß Hegel, als man ihm einst von Ranke sprach und den Vorschlag machte, sich einigermaßen mit demselben zu liiren, nach seiner Art mit allen fünf Fingern ausgreifend und abwehrend, gesagt haben soll: „Nein, mit dem Ranke ist es nichts."

Innerhalb seines Kreises, d. h. innerhalb der Verhältnisse und Personen bewegt sich nun der Letztere mit großer Sachkenntniß und für das 15. und 16. Jahrhundert mit erstaunlicher Gelehrsamkeit. Verhältnisse ist ein vieldeutiges, unbestimmtes Wort: Ranke versteht darunter die administrativen und diplomatischen Beziehungen, gewiß zwei bedeutende Factoren, und mit denen er sehr weit kommen könnte, wenn er namentlich die letzteren mehr nach ihrer objectiven Geltung und Wahrheit erfaßte. Bei ihm schlägt aber Alles fast unwillkürlich in das Subjective, Zufällige, Gemachte um, und so erhalten wir denn einen esoterischen Kreis von Institutionen, politischen Maximen, Beamteten, Feldherren, Gesandten, Ministern, Cardinälen, Sultanen, Königen und Päpsten, welche die Weltgeschichte gleichsam am Schnürchen haben, und sie nach Gutdünken, Leidenschaften, Grundsätzen und Umständen drehen, wie sie wollen und können. Alles, was außerhalb dieses Kreises liegt,

Digitized by Google

gehört nicht in die Geschichte. Lesen wir z. B. die „Fürsten und Völker!" Da ist die Rede von Janitscharen und Timarlis, von Finanzen, Intriguen, Geheimrath, Vicekönigen, Inquisitoren, Diplomaten, Fürsten und Päpsten, kurz von weltlichen und geistlichen hoffähigen Personen aller Art, sogar von den Cortez, — und wir fragen uns am Schlusse: Wo sind die Völker geblieben?

Daher eignet sich Ranke vorzüglich zur Darstellung von Zeiträumen und Ereignissen, in welchen einerseits die Völker mehr als leidende, passive, exoterische Massen erscheinen, und anderseits wenig oder keine weltgeschichtlichen Ideen entschieden hervortreten. So z. B. ist er wie gemacht zum Historiographen der Curie, der Päpste seit der Reformation und der Jesuiten, eben weil in ihrer Geschichte oder vielmehr ihrem Treiben nichts Objectives, Substantielles und Nothwendiges, kurz keine Idee vorherrscht, sondern Alles durch subjective Willkür, verständige Consequenz, Schlauheit, Raffinirtheit und Intrigue abgemacht wird. Hier ist er ganz an seinem Platze, um aus den Individualitäten der Päpste, Cardinäle und Nepoten, ihren Einsichten und Absichten, Leidenschaften und Schwächen eine Geschichte herauszuklauben, und in jenes Gewebe und Getriebe der Subjectivitäten und Zufälligkeiten einen äußerlich pragmatischen Zusammenhang zu bringen. Noch glänzender zeigt sich sein Scharfsinn in der Untersuchung „Ueber die Verschwörung gegen Venedig im Jahre 1618," eine Verschwörung, die nie zum Ausbruch gekommen und insofern ganz gleichgiltig ist, von der man früher mit Sicherheit nichts weiter wußte, als daß einige geheime Hinrichtungen stattgefunden hätten. Hier, wo die kritische Erörterung beinahe zu einer polizeilichen und inquisitorischen wird, bewährt sich ganz Ranke's eigenthümliche Stärke, und er untersucht mit einer Freiheit, Kaltblütigkeit und Strenge, als gehörte er selbst zum Rathe der Zehn.

Aus seiner subjectivirenden, diplomatischen Ansicht ergiebt sich von selbst, wie er den Stoff behandelt und gestaltet, wie er das Einzelne in Zusammenhang bringt, verknüpft und trennt, mit einem Worte die Art und Weise seiner Entwicklung und Darstellung.

Der Diplomat studirt nächst dem Zustande der Verwaltung, der Finanzen, des stehenden Heeres vor Allem den Charakter, die Neigungen, Lieblingsbeschäftigungen, Privatleidenschaften und Schwächen des Fürsten, mit welchen er zu thun hat, ingleichen der einflußreichen Personen, der Generale, Minister, Kammerherren, Günstlinge und Maitressen. Hat er dies Alles bis ins Kleinste erforscht, so hat er damit den Boden gewonnen, auf welchem er auftreten, machiniren und handeln kann. Gerade so Ranke. Mit der Wißbegier eines Gesandten, der an einen fremden Hof geschickt wird, zieht er zunächst Erkundigungen ein über den Privatcharakter, die Anlagen, Einsichten, Meinungen, Eigenthümlichkeiten und Sonderbarkeiten des regierenden Herrn und des Hofes, sucht sich in ihnen zu orientiren und sie in ein Bild, das sich vorlegen läßt, sauber zusammenzufassen. Ueberall in seinen Schriften stoßen wir auf Charakterschilderungen und Portraits. Er führt uns in ihnen herum wie in einer Gallerie: hier die türkischen Sultane bis auf Amurath III.; dort die spanischen Könige seit Karl V. mit ihren Feldherren und ersten Rathgebern, den Granvellas, Alba, Ruy Gomez, Lerma u. A.; dort in langer Reihe die Päpste, ihre Söhne, Creaturen und Cardinäle. Wir sehen, wie sie leben, arbeiten, berathschlagen, genießen, regieren und intriguiren; wir werden eingeweiht in ihre geheimsten Pläne und Absichten und Sünden; wir schauen in die Falten ihres Herzens; wir hören, wie die Hofleute über sie urtheilen, was die Welt von ihnen spricht.

Selbst wegen seines kritischen Scharfsinnes ist Ranke nicht so laut gepriesen worden, als wegen dieser Kunst zu zeichnen, zu malen, zu portraitiren. Wer wollte ihm das Talent absprechen? Er hat hierin einige Aehnlichkeit mit Charles Nodier. Aber seine Gemälde laboriren alle an einem Grundfehler, so sorgfältig sie übrigens gezeichnet, so hübsch sie ausgeführt sein mögen, daß sie nämlich mit den Augen und von den Händen eines Hofmannes entworfen worden sind, wie er denn ja in der That die meisten Züge aus diplomatischen Berichten geschöpft hat. Der Kammerdiener betrachtet, wie gesagt, den großen Mann anders als der Historiker; zwischen beiden steht der Hofmann, der Diplomat in der Mitte. Er ist dem Könige, dem berühmten Feldherrn und Staatsmanne zu nahe gestellt, er kennt zu genau deren Persönlichkeiten und Menschlichkeiten, als daß er im Stande wäre, sie objectiv und rein in ihrer geschichtlichen Bedeutung aufzufassen. So ist denn auch in Ranke's Portraits zu viel Aeußerliches, bloß Privates und Persönliches; sie sind mehr psychologisch als historisch gehalten, die einzelnen Züge mehr charakteristisch als charaktervoll. Jedenfalls vermissen wir in ihnen den ernsten, kräftigen Stil der Geschichte, was freilich ganz in Ranke's Eigenthümlichkeit liegt. Er kann nur in Miniatur malen; er ist, wie Heine sagt, „ein hübsches Talent kleine historische Figürchen auszuschnitzeln und pittoresk neben einander zu kleben."

(Fortsetzung folgt.)

Zur Nachricht.

Um erfolglose Zusendungen zu vermeiden, benachrichtigen wir die geehrten Herren, die es interessirt, daß wir die Redaction des deutschen Musenalmanachs aufgegeben. Wir haben nicht verfehlen wollen, dies bei Zeiten zu veröffentlichen, um einer etwaigen sofortigen Nachfolge in der Redaction durch Verspätung kein Hinderniß zu bereiten. Den Dichtern aber, deren nähere Bekanntschaft dieses Verhältniß uns zugeführt, legen wir die Bitte an's Herz, in ihrer wohlwollenden Gesinnung auch in Zukunft zu verharren, unsern Rücktritt aber lediglich äußeren Verhältnissen beizumessen und die Ueberzeugung festzuhalten, daß wir nichts desto weniger den Glauben an eine zukünftige Poesie wie den an eine poetische Zukunft festhalten. Die großen Interessen der Staats- und Weltbewegungen brauchen nur lebendig zu werden in den Herzen der Menschen; Melodien und Rhythmen finden sie genug, in denen sie mit dem schönsten Erfolg hervorbrechen würden.

Halle, den 10. April 1841.

Echtermeyer. A. Ruge.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Digitized by Google

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

7. Mai. № 109. 1841.

Die berliner Historiker.

(Fortsetzung.)

Hat er uns nun aber diese Figuren gezeigt, hat er uns anderseits belehrt über die Stellung, den Geschäftskreis und die Unterordnung der Beamteten, über den ganzen Mechanismus und die Verzweigung der Verwaltung, über die natürlichen Hilfsquellen, die Einnahme und Ausgabe u. s. w., wie über die auswärtigen Angelegenheiten; so fragt sich dann: wie setzt er jene Factoren in Bewegung? wie kommt es zum wirklichen Handeln, zum Factum, zum Fortschritt, und wie verknüpfen sich die einzelnen Facten und Begebenheiten unter einander?

Hier setzt er nun in seinem pragmatischen Bestreben mit Vorliebe subjective, psychologische und andere zufällige Motive in Activität, und operirt aus den Charakteren, Ansichten und Leidenschaften der geschilderten Individuen heraus. Er kennt dieselben zu gut, um nicht ganz genau zu wissen, warum sie dies und jenes thun und gerade so und nicht anders handeln. Wie der Hofmann z. B. für den Ausbruch eines Krieges immer einen viel eigentlicheren, specielleren Grund in petto hat, als wir anderen Leute und mit einer einzigen Anekdote uns darüber belehrt; gerade so Ranke. Er hebt gar zu gern mit einer Anekdote, einem Histörchen an, entwickelt aus denselben heraus und verknüpft durch sie die wichtigsten Ereignisse. In seinem letzten Werke tritt dies etwas weniger hervor; sein erstes wimmelt von Anekdoten, anekdotenartigen Zügen und bons mots, und auch in seinen „Fürsten und Völkern" fängt noch wo möglich jedes neue Capitel mit einer Anekdote an. Will er uns z. B. die Einsetzung der Inquisition erzählen, so heißt es: „Eines Abends kam der Cardinal Caraffa" u. s. w.; kommt er auf die Entdeckung Amerikas, so beginnt er: „In Lissabon saßen zwei Brüder aus Genua zusammen" u. s. w.; ja selbst, wenn er daran geht, den Zustand der spanischen Finanzen zu schildern, so hebt er an: „Man erzählt von einem sonderbaren Gespräche Karl's V. mit einem toledanischen Bauer" u. dgl., kurz, überall blitzt und funkelt es von Histörchen und es scheint bisweilen, als ob die bunte Korallenschnur derselben der einzige goldene Faden sei, welcher seine Darstellung zusammenhält. Seine Verehrer nennen das strenge Objectivität und bis ins Kleinste eingehende Individualisirung. Zwar verweist er dann auch wieder auf die Umstände und Verhältnisse, und will aus den Geschichtchen allein nicht die Geschichte erklärt wissen, protestirt auch wohl förmlich gegen die Ansicht, als ob in ihnen überhaupt die letzten Gründe der Begebenheiten zu suchen seien; doch in dem Bestreben lebhaft und interessant zu erscheinen, geht er dennoch überall von ihnen aus, so daß sie ihm oft unwillkürlich mehr als bloße Anknüpfungspunkte werden. Wir wollen daher nur bedingungsweise auf ihn anwenden, was Hegel (Logik II, 230) von den Historikern sagt, die aus „kleinen Ursachen große Wirkungen entstehen lassen," und von jener „Arabeskenmalerei der Geschichte, die aus einem kleinen Stengel eine große Gestalt hervorgehen läßt;" dagegen können wir die ganze Manier der Ranke'schen Geschichtschreibung unmöglich besser und treffender charakterisiren als mit folgenden Worten Hegel's, obwohl sie sich ursprünglich auf einen andern Gegenstand beziehen (Phänomenl., 223): „Sie kann es nicht über artige Bemerkungen, interessante Beziehungen, freundliches Entgegenkommen dem Begriffe, hinausbringen. Aber die artigen Bemerkungen sind kein Wissen der Nothwendigkeit, die interessanten Beziehungen bleiben bei dem Interesse stehen, das Interesse ist aber nur noch die Meinung von der Vernunft; und die Freundlichkeit des Individuellen, mit der es an einen Begriff anspielt, ist eine kindliche Freundlichkeit, welche kindisch ist, wenn sie an und für sich etwas gelten will oder soll."

Ranke's Ausdruck und Stil entspricht vollkommen dieser Ansicht und Anschauungsweise, jener kleine, kurze, selbstgefällig hüpfende und tänzelnde, immer mit sich beschäftigte, rhetorisch hin und her coquettirende Stil, dem alle historische Würde und Haltung fehlt. Es ist unbegreiflich, wie die Jungdeutschen je denselben haben loben, wie man ihn gar mit dem Göthe'schen hat vergleichen können. Es ist eigentlich gar kein Stil, es ist etwas durch und durch Absichtliches, Affectirtes, Gemachtes, kurz es ist eine Manier.

Digitized by Google

Darin offenbart sich Ranke's innerstes Wesen; le style c'est l'homme.

Wie steht es also nun mit seiner viel gepriesenen Objectivität, mit der streng sachlichen Haltung seines Ausdrucks? Allerdings will er objectiv schreiben, er will sich überall sachgemäß ausdrücken, er will es absolut und durchaus; aber eben weil in jedem Satze, jeder Zeile, jedem Worte sich dieser Wille kund giebt, und bald ängstlich, bald wohlgefällig aus ihnen hervorguckt; so sehen wir überall nichts als Ranke's Absichtlichkeit und Geziertheit. Er liebt es, wie wir wissen, die Dinge, so zu sagen, selbst reden zu lassen, er ahmt, wie ein Vogelfänger, die Stimmen der betreffenden Personen und Begebenheiten künstlich nach; aber er giebt uns dabei jeden Augenblick einen freundlichen Wink, daß wir uns nicht sollen täuschen lassen, daß Er es ja ist, der all' die schönen Sachen uns vormacht. Ob er uns daher nach Neapel führt oder nach Serbien, ob wir mit ihm den Sitzungen im Conclave beiwohnen oder den deutschen Reichstagen, ob er uns Karl V. zeigt oder Savonarola; immer erinnert er uns lächelnd, wir möchten uns nicht vergessen, das ganze Schattenspiel an der Wand gehe nur auf seinem Studirzimmer vor sich. In allen Feuerwerken, die er aufsteigen läßt, in allen farbigen Lichtern, die er anzündet, sieht man nur sein transparentes Bild, und all' die bunten Steine und Muscheln von Anekdoten, Aussprüchen und Charakterzügen, die er mosaikartig zusammenfaßt, bilden zuletzt nur eine künstliche Verschlingung seines Namenzuges. Wir können daher eigentlich nicht einmal sagen, daß die Zeiten sich in seinem Geiste bespiegeln, sondern er ist es, der sich im Geiste der Zeiten bespiegelt.

In seinem ersten Werke ist jene Mosaik des Ausdrucks bis zur höchsten Unnatur gesteigert; fast jedes Wort, jede Bezeichnung ist Citat und soll ursprünglich und quellenmäßig sein. Dadurch fällt die Darstellung völlig auseinander, und es entsteht ein Flimmern und Klingeln, daß uns Hören und Sehen vergeht und wir im folgenden Satze nicht mehr wissen, was wir im vorhergehenden gelesen haben. Ebenso manierirt und gesucht, wie die einzelnen Worte, ist auch deren Stellung; die Constructionen, die Sätze, die Periode sind mit Fleiß verschränkt und verschroben. Aeußerliche Nachahmung irgend eines Musters ist offenbar dabei thätig gewesen, und ich weiß nicht, ob er sich etwa Sallust oder Tacitus oder mehr J. v. Müller zum Vorbilde genommen hat. Man nehme z. B. folgenden Satz: „Diese (Alfonso von Neapel und die gleichzeitigen Fürsten Italiens) hielten Grausamkeit und Wollust für erlaubte Dinge; immer im Glanz erscheinen, auf der Jagd mit Sperbern und Falken, die in Sammet und Gold ihr Wappen in die Luft trugen, zu Haus in prächtigen Zimmern, von Gelehrten, Musikern und allerlei Künstlern umgeben, vor dem Volk mit befehlshaberischen Mienen, bedeckt von Edelsteinen, Wohlredenheit und Witz haben, ein starkes Heer, Gefahr voraussehen und abwenden, dies schien ihnen rühmlich und wünschenswerth." In diesem Stile geht es durch das ganze Buch.

In seinen späteren Werken tritt diese unnatürliche Nachahmung und nachahmende Unnatur zurück; doch bleibt noch immer eine bedeutende Affectation übrig. Meistens ganz kurze Sätze, die rasch hinter einander herlaufen; darin viele prägnant sein sollende, seltsame, oft mitten im Pathos absonderlich komische Ausdrücke; dazu die vielen Reminiscenzen, Expectorationen, Exclamationen und Vorschiebungen des eigenen Ich, zumal wenn er sich vornimmt einen Gedanken auszusprechen. So hören wir alle Augenblick das vielbeliebte: „Irre ich mich nicht," oder: „Höchst merkwürdig finde ich nun;" „Von diesem Menschen finde ich es doch schön;" oder: „Wie sonderbar sich doch die Gegensätze berühren;" „Wie kam es doch so ganz anders, als man erwartet!" „Daß es doch gerade so geschehen mußte!" u. dgl. Kann es eine naivere Affectation geben, als wenn er unter andern in der Vorrede zu seiner Geschichte der Reformation sagt: „Wie nun der Mensch natürlicher Weise darnach trachtet, in seinem Leben etwas Nützliches zu leisten, so trug ich mich schon lange mit dem Gedanken, einem so wichtigen Gegenstande einmal Fleiß und Kräfte zu widmen?"

Auch auf dem Katheder bleibt Ranke sich und seiner Manier getreu: er giebt da eine mimisch-plastische Darstellung seines Stils. Ständen ihm mehr äußere Mittel zu Gebote und hätte er überhaupt mehr Kraft und Muskelhaftigkeit, er würde hier, wie in seinen Schriften, rhetorische Effecte hervorbringen können. Er spricht im Ganzen, namentlich zu Anfang, sehr leise, kaum hörbar, etwas singend; plötzlich erhebt sich die Stimme, wenn nämlich der Inhalt interessant wird, wenn es etwas Anekdotenartiges zu erzählen giebt, die Worte werden kurz und schnell vorgestoßen und abgerissen, bis sie zuletzt, wenn der eigentliche Hauptschlag, d. h. die Pointe erfolgt, in ein fast feierliches, geisterhaftes Raunen übergehen. Dabei ist er in seinen Bewegungen wie im Mienenspiel höchst lebhaft, beugt sich bald nach vorn, bald nach hinten, nach dieser und jener Seite hinüber, erhebt den ganzen Körper zugleich mit der Stimme, rückt ihn bisweilen krampfhaft in die Höhe und läßt ihn endlich mit jener in das gewöhnliche Gleise wieder zurücksinken.

Daß er gegenwärtig unter den hiesigen Historikern als Lehrer das meiste Glück macht, habe ich schon oben bemerkt. Ein besondetes Verdienst hat er sich in dieser Rücksicht noch durch die Stiftung eines historischen Seminars erworben, in welchem vorzugsweise mittelalterische Geschichtschreiber gelesen und erklärt werden. Von den Mitgliedern desselben sind bekanntlich unter seiner Autorität die „Jahrbücher

Digitized by Google

des deutschen Reichs unter den sächsischen Kaisern" herausgegeben worden.

Noch haben wir von Ranke als Publicisten, als Herausgeber der „Historisch-politischen Zeitschrift" ein Wort zu reden.

Im ersten Bande seiner „Fürsten und Völker" macht er die Bemerkung: „Wir finden wohl, daß man Einem einen Mann empfiehlt, der mit einer geheimen, ruhigen Manier viel schöne Sachen zusammenzubringen verstehe;" wir finden unserseits, daß diese Bemerkung sehr gut auf ihn selbst paßt. Er galt zur Zeit der Julirevolution für einen solchen Mann, man empfahl ihn wegen seiner geheimen, ruhigen Manier; er wurde ein besonderer Günstling Ancillon's. Man glaubte endlich, ihn gebrauchen zu können, und er selbst war auch in diesem Sinne diplomatisch genug, um Gebrauch von sich machen zu lassen. So kam er im Jahre 1832 zur Herausgabe der genannten Zeitschrift, die freilich schon im folgenden Jahre wieder entschlief, für die er aber immer noch, so viel ich höre, die Fonds bezieht.

Denk' ich zurück an das Jahr 1832 und an Ranke mit seinem, — wie man sich wohl ausdrückte, — halbofficiellen Journal; so fällt mir unwillkürlich Tieck's „gestiefelter Kater" und die Besänftigerrolle aus demselben ein. Der arme Besänftiger! Während das Parterre zischt und pfeift und trommelt, so daß die Schauspieler erschreckt hinter die Coulissen laufen, wird er trotz alles Sträubens beinahe mit Gewalt von dem Theaterdirector hinaus auf die Bühne geschoben, um den tobenden Unwillen und etwaige Handgreiflichkeiten des Publicums auf sich zu nehmen und es mit seiner Janitscharenmusik zu beschwichtigen. Gleicherweise sollte Ranke die guten Deutschen, die nach der Julirevolution etwas unruhig geworden waren, durch sein historisches Schellengeklapper besänftigen helfen, so lange wenigstens, bis man für gut befinden würde, ernsthaftere Mittel anzuwenden, was bald darauf in den berühmten Bundestagsbeschlüssen desselben Jahres geschah. Seiner Rolle und „geheimen, ruhigen Manier" gemäß tritt er anfangs leise auf, ganz leise, bloß mit den Zehen den Boden berührend, nicht, wie im Privatleben, mit den Hacken. In dem Vorwort versichert er, er wolle nichts weiter als die Dinge betrachten, wie sie sind. „Allenthalben," sagt er, „hätten die politischen Theorieen die Oberhand. Eine Unternehmung, eine Einrichtung werde nicht mehr nach ihren inneren Bedingungen geprüft; man begnüge sich, den Maßstab der Theorie daran zu legen. Die Scholastik der mittleren Jahrhunderte habe sich damit beschäftigt, die intellectuelle Welt ihren Distinctionen zu unterwerfen: die neue Scholastik sei bemüht, die reale Welt nach ihren Schulmeinungen einzurichten. Die nächste Folge dieses Zustandes der Dinge sei, daß man von dem, was alle Zeiten Politik und was sie Urtheil genannt, wenig mehr vernehme. Er wolle nun zwar die Theorieen nicht bekämpfen, sondern ihnen das nämliche Recht wie jeder andern Erscheinung angedeihen lassen; auch nicht die Mitte zwischen ihnen zu treffen suchen, welche doch nichts Anderes als wieder Theorie, Dogma, Schulmeinung sein könne. Er werde vielmehr gegen sie nur das Recht einer unbedingten, aus ihrem eigenen Princip lebenden Existenz vertheidigen. Von der Doctrin werde man auf die Forderung der Sache, von den eingebildeten Bedürfnissen auf das Positive zurückkommen."

Was Ranke unter Theorieen, Doctrin und eingebildeten Bedürfnissen verstand, was er überhaupt wollte, tritt im Verlauf seiner Mittheilungen allmälig immer unverhüllter und entschiedener hervor. Ueberall Polemik gegen Frankreich und die französischen Ideen, bald heftige Invectiven und förmliche Controverspredigten gegen die Julirevolution, wie z. B. in dem Aufsatze „Frankreich und Deutschland," ja offene Angriffe auf die constitutionellen Regungen der kleineren deutschen Staaten. So beklagt er in einer eigenen Abhandlung, „Ueber die neuesten Veränderungen im Königreich Sachsen," die „unglückseligen Bewegungen," die „beklagenswürdigen Ereignisse," welche hier stattgefunden haben, und tröstet sich zum Schluß: „Es hat Unruhen in Sachsen gegeben, Stände sind versammelt und bedeutende Neuerungen gemacht worden; doch fehlt viel daran, daß man damit auf den Weg eigentlicher Umwälzung, welcher Alles gefährdet, eingetreten wäre."

Endlich wurde der Schleier gänzlich gelüftet und nicht bloß mehr polemisch, sondern positiv ausgesprochen, was man beabsichtige, so daß sich nunmehr auch der Blödsichtigste überzeugen konnte, die historisch-politische Zeitschrift habe, — das jesuitisch-katholische Element ausgenommen, — keine andere Tendenz als das berliner politische Wochenblatt, und dies geschah in den Fragmenten „Ueber die Theorie und die öffentliche Meinung in der Politik." Sie sind zwar — zu seiner Ehre sei es gesagt! — nicht vom Herausgeber verfaßt, ja er hat nach seiner geheimen, ruhigen Manier dieselben gewiß mit Zittern und Zagen aufgenommen; aber dennoch müssen sie als sein und seiner Mitarbeiter unverhülltes, offen ausgesprochenes Glaubensbekenntniß angesehen werden. Der ganze Aufsatz ist ein Gemisch von aristokratischer Arroganz, Mittelmäßigkeit und Vorurtheil. Es wird in ihm ausgegangen von dem Gegensatze der „Ausgezeichneten" und „Mittelmäßigen." „Die Ausgezeichneten," heißt es, „werden immer in der Minorität sein; denn nur dadurch sind sie ausgezeichnet, daß sie wenige sind. Die Mittelmäßigen bilden somit die öffentliche Meinung, und diese hegt daher ganz natürlich einen gewissen Widerwillen gegen die höheren Classen der Gesellschaft, gegen die gründliche Gelehrsamkeit, gegen die Tiefen der Wissenschaft, einen Haß gegen das, was

Digitized by Google

sie Privilegien nennt, gegen das gesellschaftliche Leben der höheren Stände." — „Will man nun die öffentliche Meinung zur Herrschaft bringen; was soll mit denen werden, welche eine höhere politische Einsicht besitzen? Sollen sie den weniger Einsichtigen dienen? Das würde eine schmähliche Knechtschaft für sie sein; sie werden sie nicht dulden wollen; sie werden ihre ganze Klugheit aufbieten, um den Staat der Mittelmäßigen umzustürzen." Dann werden die Vielen, die Mittelmäßigen zur Demuth ermahnt: „Der Demüthige weiß sehr wohl, daß die Menschen mehr der Heerde als dem Hirten gleichen, daß aber der Heerde Hirt nicht unter denen ist, welche auf Erden uns weiden und scheeren mögen, sondern daß Gott allein dieser Name gebührt. Da vertraut er nun, daß dieser treue Vater auch in der unvollkommenen Form seine Macht zeigen werde." Zuletzt werden sogar den mittleren Ständen Concessionen gemacht: „Sie haben gewiß das gute Recht, sich auch eine Meinung über das öffentliche Leben zu bilden. Wir betrachten es als eine Aufgabe unserer Zeit, die politischen Stände, welche zu sehr vermischt worden sind, wieder von einander zu sondern, und dadurch aus den mittleren Ständen einen Mittelstand zu bilden, welcher als solcher in seinem Kreise eigene Rechte haben soll."

Großen Dank für die hohe Gnade! Aber weiß der unbekannte, hochgeborene Verfasser nicht, daß das Verhältniß von Ausgezeichneten und Mittelmäßigen, wie er es faßt, als der Regierenden und derer, welche die öffentliche Meinung bilden, sehr oft sich in das Gegentheil verkehrt, so daß eben die Mittelmäßigen regieren und die Ausgezeichneten die öffentliche Meinung bilden? Was hätten die Letzteren da nach dem oben aufgestellten Grundsatze zu thun? Oder sollen sie sich „als die besten der Bürger mit dem Tode bestrafen, oder durch das Scherbengericht aus dem Staate wegjagen lassen?"

So weit von Ranke.

Stuhr repräsentirt seit zwanzig Jahren an der Universität die Mythologie, die Kriegsgeschichte und preußische Geschichte, seit dem Tode von Hegel und Gans auch die Philosophie der Geschichte. Er liest über orientalische, griechische und nordische Mythologie, Geschichte des siebenjährigen Krieges, der Freiheitskriege und des preußischen Staats, so wie über Universalgeschichte, und verfolgt demnach in seinen Vorlesungen, gleichwie in seinen Schriften, eine doppelte Richtung, nämlich die mythologische und die preußische.

Seiner Bildung nach gehört er ursprünglich zur Schelling'schen Schule; auch hat er unter den hiesigen Historikern unbedingt die meiste philosophische Anlage und Haltung. Indeß ist die Schelling'sche Ansicht der Tod aller Geschichte, die ihr consequentermaßen nur als eine Art von Naturgeschichte und Zoologie gelten kann, wie ja ähnlich unter Steffens' Händen die Anthropologie sich in Meteorologie, Geologie, Crystallographie u. dgl. verwandelt hat. So ist denn auch Stuhr durch das Studium der Geschichte nothwendig über die Schelling'schen Principien hinausgeführt worden, und insofern als einer der Uebergänge zu Hegel anzusehen, was ja dieser selbst anerkannt hat, wenn er sagt, „daß durch Stuhr's Schrift: „Ueber den Untergang der Naturstaaten" der vernünftigen Betrachtung der Geschichte der Verfassung, und der Geschichte überhaupt der Weg gebahnt sei." Indeß ist in ihm der Niederschlag der Naturphilosophie in so weit wenigstens zurückgeblieben, als er sich vorzugsweise in den früheren, mythischen Perioden der Geschichte heimisch fühlt, also da, wo der Geist der Völker noch als Naturbestimmtheit erscheint. Innerhalb dieser Sphäre jedoch steht er in einer scharfen Opposition gegen die Schelling'sche Ansicht und Behandlungsweise der Mythologie.

(Schluß folgt.)

Poetische Geschichte der Deutschen.

Unter diesem Titel hat Hr. Dr. Karl Wagner, rühmlich bekannt als Herausgeber des Merck'schen Briefwechsels, die dritte Ausgabe seiner „deutschen Geschichte aus dem Munde deutscher Dichter," Darmstadt, 1841. Bei Leske, herausgegeben. Solche Bücher, die neben der poetischen zugleich die geschichtliche patriotische Seite der Jugendbildung zu fördern und die Starrheit der historischen Ueberlieferung durch den Zauber der Poesie für die jugendlichen Gemüther zu begeistigen streben, sind um so mehr anzuerkennen, wenn, wie hier, eine umsichtige Hand die Auswahl leitete, und nur mustergiltige oder doch durch Eigenthümlichkeit für den Bildungsgang der Sprache merkwürdige Gedichte die bedeutenden Thaten und Schicksale des deutschen Volks und seiner Heroen vertreten. Diese Vorzüge lassen sich nun im Ganzen durchaus dem vorliegenden Buche nachrühmen, und empfehlen es zur Einführung in die Kreise, denen es bestimmt ist, um so mehr, als die meisten Sammlungen von Gedichten oft in krausester Planlosigkeit zusammengewürfelt sind. Ein Abschnitt aus Otfried's Evangelienharmonie und das Ludwigslied vertreten die fränkische Zeit; an sie reiht sich eine Stelle des Arnolieds. Walther von der Vogelweide repräsentirt die Minnesänger, Hans Sachs die Meistersänger. Stricker führt in den Sagenkreis von Karl dem Großen zurück, der Prinzenraub schlägt eine Volksweise des 15. Jahrhunderts an. Luther ist nicht vergessen; Fischart, Ringwaldt, Wecherlin, Zinckgref, Flemming, Tscherning und Bodmer bilden den Uebergang zu den neuern Dichtern, an deren Spitze Klopstock. Göthe, Schiller, Uhland, Körner, Schlegel, Schwab, Platen, Auersperg folgen. Ueberhaupt finden sich von mehr als hundert Dichtern hier Stimmen vereinigt. Die einleitende Uebersicht der Dichter in alphabetischer Folge, und die erklärenden historischen, grammatischen und ästhetischen Bemerkungen, die oft auf classische Muster zurückweisen, erhöhen den Werth des Buchs, das wir hiermit aufs Beste empfehlen wollen.

Ad. St.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Digitized by Google

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

8. Mai. № 110. 1841.

Die berliner Historiker.

(Schluß.)

Durch Schelling's mythologische Freunde und Schüler, die Symboliker, ist bekanntlich die schon früher aufgetauchte, echt katholische Idee von der Uroffenbarung und dem äußeren, traditionellen Zusammenhang der Religionen aller Völker bis zum Extrem ausgebildet worden. Sie setzen ein unschuldiges, seliges, paradiesisches Urvolk, dem Gott selbst Unterricht gegeben und die wahre Religion und Wissenschaft beigebracht hat. Durch den Sündenfall konnte dieses erste, reine, vollendete Gottesbewußtsein wohl getrübt, doch nicht völlig vernichtet werden, und alle Völker haben bei ihrer Trennung und Wanderung aus der Urheimath einzelne Bruchstücke der uroffenbarten Weisheit mitgenommen, die sich namentlich in den Mysterien, den geheimen Culten und der traditionellen Wissenschaft der Priester und Priesterkasten fortgepflanzt, bis die zweite Offenbarung erfolgte und der Sündenfall getilgt ward. Hauptaufgabe der Mythologie ist es hiernach, den Urzusammenhang in den religiösen Vorstellungen, Lehren und Gebräuchen der verschiedenen Völker aufzusuchen, und die in ihnen übrig gebliebenen Goldkörner der Uroffenbarung von den später hinzugekommenen Schlacken menschlicher Irrthümer zu reinigen. Jede Mythologie ist übrigens wesentlich Symbolik, und es giebt ein esoterisches und exoterisches Verständniß derselben; denn der Eingeweihte, der Priester, der Mann Gottes, welcher wenigstens noch einige Geheimnisse der Uroffenbarung, der reinen Lehre, des ewigen Wortes besaß, konnte diese nicht so ohne Weiteres dem sündhaften, dummen, exoterischen Volke mittheilen, sondern mußte sie erst für dasselbe zurecht machen, und kleidete sie demnach in Vorstellungen, Bilder, Symbole.

Von dieser nichtswürdigsten Ansicht des Heidenthums, ja der Religion und Geschichte überhaupt, nach welcher der Geist Alles von außen her aufnimmt, nichts von innen heraus schafft, hat sich nun Stuhr von jeher nicht bloß entschieden abgewandt, sondern sie auch auf das Heftigste bekämpft. Gleich dem alten Voß, wenn auch nicht allein im classischen und rationalistischen Interesse, polemisirt er fortwährend gegen Görres, Creuzer und Consorten, und hebt ihnen gegenüber den protestantischen Gesichtspunkt des Mythos hervor. Er kämpft also gegen das mystische Gefasel von dem Urvolke, der Uroffenbarung, dem Urzusammenhange und dem esoterischen Verständniß der Sagen; ferner gegen die Sucht, je nach Laune und Gutdünken die letzteren zu indisiren oder ägyptisiren; endlich gegen den Wahnsinn des Etymologisirens, der bekanntlich in jene Schule gefahren ist, und vermöge dessen sie eben alle Unterschiede zwischen den chinesischen, indischen, persischen, kleinasiatischen, ägyptischen, griechischen, römischen, deutschen, kurz den religiösen Vorstellungen und Götterdiensten aller Völker aufzuheben sucht. Dem gegenüber hält er fest an dem volksthümlichen Ursprunge und der nationalen Bedeutung jeder Mythologie, als der eingeborenen, selbstgeschaffenen Religion.

Aber auch hinsichts der Auslegungs- und Deutungsweise stellt er sich den Symbolikern schroff entgegen. Diesen ist der Mythos seinem Wesen nach bildlich gehaltene Naturphilosophie: es sind in ihm die urältesten, uroffenbaren Ideen über das All, über Sonne, Mond und Sterne, über die physischen Elemente, über Magnetismus, Elektricität und Chemismus niedergelegt. Stuhr dagegen verwirft im Ganzen die astronomische und physische Auslegung und sucht überall die ethische durchzuführen. Die Götter und die übrigen mythischen Gestalten sind ihm geistige, sittliche, historische Mächte.

Die eine Hälfte seiner Schriften ist, wie gesagt, ausschließlich oder doch großentheils mythologischen Inhalts. So außer mehreren kleineren die schon genannten Briefe „Ueber den Untergang der Naturstaaten," die „Abhandlungen über nordische Alterthümer," die Untersuchung „Ueber die Ursprünglichkeit und Alterthümlichkeit des chinesischen und indischen Thierkreises," endlich die „Asiatische" und die „Griechische Mythologie." Die andere Hälfte dagegen bewegt sich in seiner eigenthümlich preußischen Richtung, wie die „Heeresverfassung des großen Churfürsten," „Deutschland und der Gottesfriede," das „Verhält-

Digitized by Google

niß der Weichsel und Ostsee zum Rhein," die „Geschichte der Kriege vom Jahre 1813—1815," der „siebenjährige Krieg in seinen geschichtlichen, politischen und allgemeineren militärischen Beziehungen" und die „Seemacht des großen Churfürsten."

Stuhr ist von Geburt kein Preuße, sondern ein Däne, und erst während der sogenannten Freiheitskriege in preußischen Dienst getreten. Nichtsdestoweniger gehört er zu den eifrigsten und leidenschaftlichsten Verehrern des Preußenthums. Preußen gilt ihm als das Ziel und die Erfüllung der europäischen Geschichte, als das Land der politischen Verheißung, wo Milch und Honig fließt. Schon in den frühesten Perioden des Mittelalters findet er hie und da prophetische Hindeutungen auf die einstige Größe und Herrlichkeit desselben. Er hat einen großen Theil seiner Kraft und seines Lebens daran gesetzt, die preußische Geschichte in die Höhe zu bringen und aus ihr etwas zu machen; scheint sich aber doch in den letzten Jahren endlich davon überzeugt zu haben, daß Preußen, wie es ist, bis auf Weiteres keine Geschichte hat und haben kann und haben will.

Was für den Occident Preußen, das ist ihm für den Orient Rußland, und die innigste, freundschaftlichste Verbindung beider macht eine seiner politischen Lieblingsideen aus, die nicht selten bis zur Sentimentalität in die Höhe geht. In der Freundschaft von Preußen und Rußland kommt es nach seiner Ansicht zur Versöhnung der größten und umfassendsten historischen Gegensätze: in ihr durchdringen einander Europa und Asien, Westen und Osten, Geist und Fleisch.

Seinem weiteren politischen Glaubensbekenntnisse nach ist er übrigens nichts weniger als ein Freund des Junkerthums und der Büreaukratie, wie man aus dem Obigen vielleicht schließen möchte; doch auch eben so wenig ein Anhänger des Liberalismus und des constitutionellen Princips. Er ist vielmehr Aristokrat in dem Sinne, in welchem es jeder consequente Mytholog sein muß.

Stuhr ist eine nordisch-überkräftige, geniale, schlechthin ursprüngliche Natur, die nicht an Fehlern der Schwäche und des Mangels, sondern der Kraft und des Ueberflusses leidet. Er besitzt vor allen eine kühne, reiche, sehr reizbare, wenig intensive Phantasie: viel Anflug, viel Ahnungen, viel Bilder, aber wenig Farbe, Form und Begränzung. Seine Anschauungs- und Darstellungsweise ist demnach nicht künstlerisch, aber durchaus eigenthümlich, oft einseitig und hin und wieder bis zum Excentrischen original; sein Ausdruck rauh und hart, die Sätze meistens lang, oft unschön gebaut und zu sehr in einander verschoben und verschroben: das Letztere daher, weil, wie er selbst in der Vorrede zu seinem ersten Buche sagt, „ihm die hochdeutsche Sprache nicht angeboren erkannt werden muß, sondern angelernt."

Sein mündlicher Vortrag ist gleich dem schriftlichen ohne künstlerische Form, ungebunden, mit der Sprache ringend, höchst lebendig, geistvoll. Er hat hierin einige Aehnlichkeit mit seinem Freunde und Landsmann Steffens, obgleich er kein eigentlich rednerisches Talent besitzt, wie dieser. In der letzten Zeit hat er sich von seinen Zuhörern bewegen lassen, um ihnen das Mitschreiben möglich zu machen, nicht mehr frei vorzutragen, sondern nach seinen Heften zu dictiren, wodurch gewiß viel von dem Interesse seiner Vorlesungen verloren geht.

Es erhellt aus dem Gesagten von selbst, daß Stuhr kein Mann ist für die rein nüchternen, verständigen Naturen, für das große Heer der Mittelmäßigen und Brodstudenten, und daß folglich, auch abgesehen von dem Gegenstande, seine Collegien nicht sehr besucht sein können.

Neben Stuhr ist Helwing außerordentlicher Professor der Geschichte. Wir haben von ihm eine „Geschichte des achäischen Bundes" und eine „Geschichte des preußischen Staates." Hinsichts der letzteren erscheint er ganz als Stuhr's Schüler und hat nur dessen Ideen verarbeitet. Trotz des fürchterlichen Geschreis von Stenzel, der, durch Privatwünsche veranlaßt, sehr heftig über sie herfiel, ist dieselbe doch nicht ohne Verdienst. Sie ist wenigstens der erste Versuch, die preußische Geschichte nicht mehr bloß biographisch und annalistisch zu behandeln, sondern innere Einheit in dieselbe zu bringen, und die gleichzeitige und gleichmäßige Entwicklung derjenigen Landestheile, durch deren Vereinigung zuerst der preußische Staat entstand, namentlich der Mark, Preußens und Pommerns nachzuweisen. Doch leidet die Darstellung an überflüssigem Pathos und Schwulst.

Helwing's Vortrag ist höchst trocken und einförmig, und in seinen historischen Privatvorlesungen hat er wohl nie über drei bis vier Zuhörer gehabt. In der späteren Zeit hat er sich mehr auf die Staatswissenschaften gelegt.

In ähnlicher Weise ist Riedel, ebenfalls ein Schüler Stuhr's, nach und nach ganz zum Cameralisten geworden. Er muß überhaupt mehr als Archivar und Hofrath denn als Universitätslehrer betrachtet werden.

Als Privatdocent liest seit zwei Jahren Dönniges, ein Schüler Ranke's und Mitarbeiter an den oben genannten „Jahrbüchern des deutschen Reiches u. s. w.," auch sonst schon bekannt durch die von der berliner Akademie herausgegebenen „Acta Henrici VII," welche er in dem turiner Archiv gefunden hat, wie durch den vor Kurzem erschienenen ersten Theil einer „Geschichte des vierzehnten Jahrhunderts." Seine Vorlesungen erstrecken sich über mittlere und neuere Geschichte, Geschichte der Revolution und Politik. Er besitzt ein klangreiches Organ, Gewandtheit des Ausdrucks, überhaupt Talent des Vortrags, und ist schon jetzt vielleicht nach Ranke der besuchteste unter den hiesigen historischen Docenten. Möge er sich immer mehr von Ranke

Digitized by Google

emancipiren, namentlich von dessen politischer Ansicht! Nur wer in der Gegenwart frei ist, kann es auch in der Vergangenheit sein.

Sterne und Meteore in deutscher Zukunft und Gegenwart, von Gustav Bacherer. Leipzig 1839. Fest'sche Verlagsbuchhandlung.

„Welche Ansicht wir aber auch über die moralischen Gebrechen und die politischen Sternstellungen der deutschen Gegenwart haben mögen; so wollen wir in der Ueberzeugung, daß die öffentliche Vernunft und mit ihr die Freiheit der Völker gleichen Schritt halten müsse mit allen geoffenbarten Entwicklungen des Alls, nicht ablassen, die trüben Ausdünstungen der Atmosphäre, in welche das deutsche Leben der Jetztwelt eingehüllt, für schnell vorübergehende Meteore anzusehen, während die Sterne unserer Wünsche und Hoffnungen am Himmel der deutschen Zukunft glänzen." Hierin liegen die Motive des pretiösen Titels, wie sich darüber Bacherer in der „politischen Standrede, dem Prolog zu diesem Buche" (S. XXII) erklärt.

Die angeführte Periode giebt bereits eine Ahnung von Ton und Form, d. h. von der Volltönigkeit und Formlosigkeit dieser nicht auf dem Dreifuß der Pythia, sondern auf dem Tisch einer dampf- und rauchgefüllten deutschen Burschenkneipe gehaltenen, will sagen, geschriebenen, „politischen Standrede." Nicht leicht läßt sich etwas Qualmigeres und Dunstigeres lesen. Diese Pausbacken, aus welchen hier „deutsche Wissenschaft die Blitze ihrer Gedanken, deutsche Mannheit die Leuchtkugeln ihrer Gesinnung schleudert!" — „Mit prätentiöser Gedankenlosigkeit drängt sich die Frechheit in den Vordergrund, hinkend folgt ihr die Unzulänglichkeit, mit plumpem Stolpern schließt die Gemeinheit den Reihen." — Das ist je gewißlich wahr, Herr Bacherer. Und dafür müssen Sie mir das Loos der — wenigstens kritischen — Verfolgung derjenigen theilen, „welche die Energie ihrer Ueberzeugungen im Opferrauche der Freiheit entfalten" (S. XIV).

Giebt es etwas Ekelerregenderes, auch stilistisch Erbärmlicheres, als Sätze wie: „Eine moralische Pfütze gehe von den Bretern, die die Welt bedeuten, keine wohlthätig kräftigen Anregungen mehr auf Gesinnung und Geist des Volkes über. — Der Litteratur bemächtigte sich ein mephitischer Geist des Unraths und moralischer Verkrüppelung. — Diese Menschenkloake (der Litteratur) ist zu einer ernstlich gefahrdrohenden Innung geworden" (S. XV). Pfui, Hr. Bacherer, wer wird so viel durch Pfützen und Kloaken waten. So etwas macht, wenn man sich auch nicht förmlich in die löbliche Innung der chiffoniers aufgenommen wissen will, immer etwas anrüchig.

Ich glaube, man darf es dem Hrn. Bacherer recht ernstlich verweisen, dem deutschen Volke so in's Angesicht zu speien und so seine Gegenwart zu beschimpfen, als eine Zeit „der Gemeinheit, der sittlichen Auflösung, des rohen, krämerhaften Egoismus." — Also wirklich: „von oben wird die Tüchtigkeit angefeindet, von der Erbärmlichkeit wird sie bekriegt, vom Philistrismus eines demüthigenden Stolzes angeklagt. Der Unsinn und die Erbärmlichkeit sind in eine Allianz mit der Gewalt (aber nicht bei Bacherer!) getreten. Deshalb — läuft der Bürgergesinnung die Dummheit, — mit ihren Büffelhörnern alle Hindernisse besiegend, — den Rang ab, indeß es der intriguanten Erbärmlichkeit gelingt, alle Fäden öffentlicher Ehren und Vortheile in ihr Gewebe hereinzuziehen" (S. XIV). Ferner S. XVII: „Auch fürwahr könnt' es scheinen, jede Anregung des Vaterlandsgefühls und der nationalen Kraft sei unnütz bei einem Volke, das nach den Erfahrungen des unsrigen in seiner Gesammtheit so wenig Elemente eines kräftigen Volksbewußtseins zur Offenbarung bringt. Ein kahler, bornirter Philistrismus, mit altklugem, hektischem Gesichte und einem ausdruckslosen Augenwerk, hat von den meisten Beziehungen und inneren Bedingungen des deutschen Lebens Besitz ergriffen. Unwürdige Charakterlosigkeit, mit ihrem schleichenden Sprachorgan, thront da, wo einst stolze Mannheit gesessen hatte. Ein wilder Ekel durchschüttelt bisweilen im Anschauen solcher deutschen Lebenszustände den heimischen Patrioten" ꝛc., und S. XVIII: „— ob wir wirklich etwas Erkleckliches im Schilde führten? — In diesem fragenden Vorwurfe, mit der Anmaßlichkeit spießbürgerlicher Beschränktheit gemacht, ist die finstere Hoffnungslosigkeit unserer Zustände ausgesprochen. An der Scholle und an dem Phlegma des Augenblicks klebend, reichen die Ideen des deutschen Philisters nicht weiter, als die Rauchwolken seiner Tabackspfeife, die in Nichts zerfließen, so wie sie dem Rohre entquollen sind."

Und die Ideen G. Bacherer's, wie weit reichen sie aus dem wüsten Dunst und Dampf seiner burschikosen Aufgespreiztheit hinaus? Ignis ex fumo! — Doch seien wir billig. Hätte sich Deutschland, namentlich dem Auslande gegenüber, in der neuesten Zeit eine so imposante Stellung äußerlich in der That, innerlich im Gemeinbewußtsein gegeben; hätte die deutsche Gegenwart jene — aus den „mephitischen" Dünsten, welche einen Chiffonnier umlagern, nicht aber aus den pythischen Dämpfen eines wahrhaften Propheten, jene aus dem Munde der „Menschenkloake" stinkende, nicht von den reinen Lippen einer Cassandra entströmende — „finstere Hoffnungslosigkeit" — so schön Lügen strafen können, wenn nicht G. Bacherer im Jahre des Herrn, 1839, in seinem Buche die Meteore und Sterne der deutschen Gegenwart und Zukunft sich hätte schneutzen lassen? Gustav hat Deutschland gerettet. „Der muskulöse (deutsche) Bär tanzt nun gar drollig die Weise seines schmächtigen

Digitized by Google

Bacherer's, wenn der gleich rings zum Gespötte der Zuschauer dient" (S. IX). Er hat die Bürgerkrone verdient, ja er ist würdig, daß ihn „das dankbare Vaterland" von seinem unsterblichen Nikolaus Becker besingen lasse. Nur das Gemeine geht klanglos zum Orkus hinab. Bacherer aber und Becker — sie sollen leben, sie sollen ewig leben! —

Doch in vollem Ernste alle Achtung vor dem, was Bacherer (S. XIII) sagt: „Vor Allem müssen wir eine tüchtige Gesinnung haben, müssen Männer sein, dürfen nicht kriechen und hündeln! Aus unseren Herzen sei die Selbstsucht und die Gemeinheit verbannt: das Vaterland, das theure, und Recht und Wahrheit müssen ihre Banner entfalten, wenn wir der Freiheit uns würdig erzeigen wollen." — Ehre dem Ehre gebührt. Ich bezeuge Hrn. Bacherer um dieses Wortes willen meine aufrichtige Hochachtung, wie ich denn das früher Gesagte nur um der Sache willen, welcher Bacherer dient, mit aller Rücksichtslosigkeit gab. Ich kenne Hrn. Bacherer persönlich gar nicht, ich kenne ihn nur aus und in seinen zu eilfertig, ja leichtsinnig hingeworfenen Büchern. Möchte der Mann seine schönen Kräfte nicht auf so eitle und schnöde Weise verpuffen, möchte er weniger schwätzen und scribeln, möchte er auch litterarisch, was er selber vor Allem fordert, ein Mann sein. Am allerwenigsten möge er glauben, daß es angehe, zum deutschen Volke sich die Stellung eines Bärentreibers zu geben. Auf solche Weise wird nichts gewirkt, nichts gut gemacht, das kann man an Börne sehen. Der Archimedespunkt für die Hebung der deutschen Welt liegt nicht außer ihr. Deutschland revolutionirt nicht, es reformirt. In innerlicher Entwicklung geht es langsam, aber stetig voran. Wer langsam eilt, kommt endlich auch weit. „Der deutsche Buckel ist härter als Erdpech, die deutsche Langmuth länger als der Gedanke eines Sterblichen reicht." Schmähet nur die deutsche Geduld, ist sie die größte, so sind wir sicher, daß sie auch das Größte leisten wird. Nur mit Zukunft und Gegenwart nicht so leichtsinnig umgegangen!

Freilich muß man, um der Zukunft freudig und hoffnungsreich entgegenzugehen, nicht bloß der Chiffonnier der Gegenwart sein, sondern auch die Vergangenheit besser begreifen, als es unser Verf. thut. „Wenn ein Deutscher der alten besseren Zeit aus seinen Gräbern (Gräbern!) stiege, um einen Blick in unsere Gegenwart zu thun: er würde dies nach der Mehrzahl entmannte Geschlecht als Deutschlands Söhne nicht anerkennen!" Bravo! Burschen heraus! — Doch besser, lasset den Todten die Ruhe, den Lebenden die freie Bewegung. Die Lebenden haben Recht. Nur mit so übernächtigem Antlitz (S. I) wie Bacherer, kann man die Gegenwart so miserabel, so katzenjämmerlich, die Vergangenheit so glänzend illuminirt betrachten.

„Die Grundfarben des Zeitgeistes sind aus der geifernden Habsucht des Krämers und aus der Brunst der rastlos dahinjagenden Hyäne des Genusses zusammengesetzt. Durch den Maulwurfsgeist kleinlicher Begierden und Strebungen sind alle moralischen Höhen des deutschen Lebens unterhölt, und die Tiefen sind in der Zwergsnatur der herrschenden Generation seicht geworden." Dagegen waren (S. VI) vor der Zeit des Einbruchs eines fürstlichen Absolutismus in Deutschland (16. und 17. Jahrh.) wir Europens mächtigste und achtbarste Nation. — Unser Kaiserthum zur Zeit seiner schönsten Blüthe war etwas unendlich Erhebendes. Jene Zeiten waren das Heroenalter unserer Nation. Dastehend in stolzer Kraft (z. B. gegen den Papst? ꝛc.) waren die Deutschen das erste Volk des gebildeten (!) Erdkreises, und ihre inneren politischen Verhältnisse nicht minder lebendig, als die äußeren großartig und gewaltig. — Wenige von uns ahnen jenes Deutschland, da unser Volk das freieste in Europa war... Wir waren der große Leib (!), der den Erdkreis erwärmte, der Prometheus (!), der allem Staatenleben die politische Psyche einhauchte, auf daß es sich frei und stark entwickelte zu großartiger Gestaltung. — Unsere frühere Verfassung dürfte mit der englischen — keck in die Schranken treten." — Brav gebrüllt, löwenmüthiger Standredner. Nur aufgeknöpft den deutschen oder, wie ich dann schreiben muß, teutschen Rock, damit die übervolle Brust ihren Jubel über die Herrlichkeiten des altdeutschen Faust- und Wahlregiments hervorjauchze und „die kaiserliche, die schreckliche Zeit" von jetzt und ehemals vergesse.

Herrn Bacherer hätte ich einen gesunderen historischen Sinn zugetraut. Die alte und die mittelalterliche deutsche Freiheit war keine geordnete, gefestete, sondern eine Freiheit des Beliebens, der Willkür. Das deutsche Reich war kein lebendiger Organismus, in welchem Haupt und Glieder sich in rechter Weise durchdrungen hätten; der Kaiser das caput mortuum, das Reich das corpus moribundum. Und es ist gestorben, um größer, mächtiger, einiger als je aufzustehen. Deutschland erfüllt seine Mission, es findet seine Zukunft — aber nicht auf gewaltsame Weise, wie Bacherer (X) meint. Gewiß, „nur aus freien Stoffen reifen freie Formen auf." Aber die innere geistige Befreiung im Element von Kunst, Wissenschaft und Religion, die That und Folge der Reformation giebt keinem Volke, so wie dem deutschen, die freien Stoffe, aus welchen sich freie Formen gebären müssen.

(Fortsetzung folgt.)

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Digitized by Google

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

10. Mai. № 111. 1841.

Die Universität Tübingen.

Indem sich diese Correspondenz — oder wie sie sich lieber nennen möchte Angesichts so mancher gemüthlicher Quartanten unserer alten Schloßbibliothek — Nachricht von der Universität Tübingen ihren Vorgängerinnen in diesen Jahrbüchern anzureihen anschickt, mag es ihr schon vergönnt sein, vor Allem etwas über den Muth zu bevorworten, der sie solches Wagniß unternehmen läßt. Sattsam hätte sie ja von ihren ältern Schwestern lernen können: wer sich in Gefahr begiebt, der kommt darinnen um. Und giebt es eine größere Gefahr, als so alten, hochgelahrten Herren in ihre Perrücken und so jungen Eitelkeiten zwischen die aufgespreitzten Spindelbeine zu fahren? In der That, die Lichter unserer deutschen Hochschulen ließen zwar immer ihren Glanz vor der Welt leuchten, daß sie ihre gelehrten und gottesfürchtigen oder gotteslästerlichen Werke sehen konnte, aber sie selbst schienen als an einem dunkeln Orte — was Wunder, daß sie unwirsch werden, wenn der Morgenstern der Kritik über ihnen aufgehen und der Tag des Gerichtes vor aller Welt für sie anbrechen will? Wehrten sie sich überall, wie werden sie erst das Kreuz schlagen hier in unserer Eberhardina, wo die Sitte und das Naturell des Landes selber sich gegen Oeffentlichkeit und Veröffentlichung sperrt und die herzliche, trauliche Stille des Gemüthes das laute Geräusch des Marktes haßt und flieht. — Odit profanum vulgus et arcet.

Doch dem und früheren Vorgängen gegenüber glauben wir gleich im Beginn die Versicherung geben zu müssen, daß wir nicht gewillt sind, mit ungeweihten Händen unsern altehrwürdigen Musensitz anzutasten. Wir sind keine Freunde von Scandal und können den Freunden solcher Piquanterien nichts versprechen. Nur die Ueberzeugung, daß sich ein recht schaubares, bedeutendes Bild von dem Leben und Wirken auf unserer Hochschule darstellen lasse, führt uns die Hand. Je mehr wir uns — anerkennen zu dürfen freuen, desto weniger aber wollen wir uns auch den Schmerz ersparen, einen und den andern Dorn aus dem gesunden, lebenskräftigen Fleische zu ziehen. Je gewisser wir uns sind (dieses Wir bittet man im eigentlichen Sinne zu nehmen), nicht blind in Vorliebe und Haß — sine ira et studio — zu verfahren, noch viel weniger aus jenen niedern Motiven, welche früher in diesen Jahrbüchern mitgetheilten Nachrichten von Universitäten schmählicher Weise untergestellt wurden, desto getrostern Muthes ergreifen wir die Feder, welche wir freilich lieber meisterhaften Händen, wie sie sich hier mehr als ein Paar finden ließen, anvertraut sähen. Denn wer die Feder nicht zwischen die Finger nimmt, braucht sich auch nicht auf die Finger klopfen zu lassen. Doch zur Sache; auf gut Glück! —

Wenn von irgend einer Universität gesagt werden kann, sie sei Landes-Universität, so kann dies von Tübingen gesagt werden. Es bedarf kaum eines tiefern Blickes in das äußere und innere Sein der Universität und des Landes, um in jener das sprechende Abbild von diesem zu sehen. Was das Aeußere der Stadt betrifft, so ist allbekannt, daß es in ganz Deutschland keine so unschöne Stadt von Namen oder ohne Namen geben kann, wie Tübingen. Enge, verrenkte Straßen, alte rauchige, winklige, überhängende Häuser, die gegen die einzelnen Neubauten um so greller abstechen, nirgends eine gerade, ebene Linie, Alles bucklig und bergig, krumm und eckig, in der untern Altstadt ärger, als auf dem ärgsten Dorfe, bietet diese über einen Bergsattel hingequetschte Stadt dem Fremden einen für den Anfang ungeheuern Anblick dar. Das hört freilich der Stocktübinger ungerne sagen, er ist von jeher dieses Trepp auf Trepp ab gewohnt, und fühlt sich gar heimlich gemuthet, wenn er die enge Burgsteige hinaufleuchend, die gute alte Zeit mit den vorgeneigten bemoosten Häuptern der gichtbrüchig gewordenen Häuser sich ein freundliches Compliment zunicken sieht. Ja er führt uns zum Beweise, daß es sich hier doch recht gut und gesellig wohnen lasse, an eines der Gebäude, zu dem die Thüre sich unter'm Dache befindet und zu dessen oberster Etage man eine lange Treppe hinab steigen muß. Man nennt es die Hölle und es war viele Jahre die Amtswohnung des seligen Dr. Steudel.....

Freilich ist gut so in der Hölle selber wohnen, wenn Einem das Paradies zu allen Fenstern hereinschaut. Denn

Digitized by Google

die Aussicht in das Neckarthal ist reizend, wie irgend eine. Steigen wir etwa auf die Höhe über uns und lassen von G. Schwab in seinen Romanzen aus Herzog Christoph's Jugendleben uns sagen, wie

„Zu Tübingen vom Schlosse
Sieht man ein weites Land,
Zu Wagen, Fuß und Rosse
Bewohner mancherhand,
Und Burgen und Capellen
Auf fernen Bergen stehn,
Und untenhin die Wellen
Des stillen Flusses gehn."....

Sehen wir uns zu Füßen den klaren, so munter über die Kiesel hinsprudelnden Strom, weiter eine schöne, grüne, fruchtbare, mit Dörfern besäete Landschaft, aus den nahe gegenüberliegenden Vorbergen hervor die Steinbach, in deren Thal jener originelle, schwedisch-schwäbische, namentlich in der interessanten Tracht des weiblichen Geschlechts so augenfällige Stamm sich seit dem 30jährigen Kriege niedergelassen hat, das Ganze aber begrenzt von der majestätischen, den ganzen Gesichtskreis von Süden nach Norden beschließenden Mauer der schwäbischen oder rauhen Alp mit ihrem Hohenzollern und Neuffen, ihrer Achalm und Teck, denen aus nördlicher Ferne Hohenstaufen herüberwinkt, und darüber hingezogen jenen ahnungsvollen blauen Schleier voll Duft und Wärme, hinter ihm die Schlösser von Urach und Lichtenstein und die wunderlieblichen Thäler sammt und sonders — dazu von den höhern Punkten des Bergzuges, über dessen Sattel Tübingen gebaut ist, etwa von dem wurmlinger Kapellchen aus, das, von Lenau am schönsten besungen, im Wiederschein der goldenen Kreuze auf den Thürmen des katholischen Rottenburg, des württembergischen Bischofssitzes,

Luftig, wie ein leichter Kahn,
Auf des Hügels grüner Welle,
Schwebet lächelnd himmelan
Dort die friedliche Kapelle —

ein Blick nach Westen bis in die fernen Säume des Schwarzwalds und nordwestlich über das grüne Laubdach des mächtigen Schönbuchwaldes, des alten Tummelplatzes der württembergischen Nimrode, dann in die nächste Nähe hinunter in das stille Ammerthal, die Wiege der Uhland'schen Lieder, mit seinem elysischen Seitenthälchen — — das Alles muß gesagt, gesehen werden, um diesem Tübingen die Gerechtigkeit angedeihen zu lassen, die es selbst einem Heidelberg und Freiburg gegenüber kecklich ansprechen darf. Wächst auch kein Markgräfler hier, so weiß ein gutes Jahr doch immerhin einen theilweise recht genießbaren Wein zu zeitigen. Wo aber nur auch Wein wächst, da weiß der Württemberger schon zu leben.

Wer das Land in seiner engen, hügeligen, landschaftlich so schönen Gestaltung nur ein Bischen kennt, wird die behauptete Ebenbildlichkeit unserer Musenstadt zugeben. Die Natur ist hier wie dort in ihren Bildungen reicher und thätiger, als die Kunst. So lassen denn auch die Tübinger ihre liebe schöne Natur walten und machen es sich mit Sorgen um die Genüsse und Bequemlichkeiten der Bildung wenig zu schaffen. Man muß es diesem Phlegma in's Gesicht sagen, in keiner Universitätsstadt Deutschlands wird so wenig für den allergewöhnlichsten Comfort gethan, als in Tübingen, sowohl von Seiten der Gemeinde, als der einzelnen Bürger. Zu Anlagen, welche den Genuß dieser Natur leichter und vielseitiger machen würden, fehlt es an öffentlichem und privatem Unternehmungsgeist. Die Zeit ist vorbei, in welcher Varnhagen in Tübingen sich vergebens nach einem Sopha umsah, aber eigentlich besser ist es seitdem noch nicht viel geworden. Wie mußte sich Ewald placken, bis er eine erträgliche Wohnung fand. Die Hausbesitzer denken an nichts, als an das hergebrachte Bezahltwerden von Rechtswegen und geben zu ihren finstern Treppen, winklichten Zimmern, wurmstichigen Möbeln ebenso viel Grobheit als Gemüthlichkeit in Kauf. Wenn die auch nur eine Ahnung hätten von dieser Zuvorkommenheit, Höflichkeit und Dienstbeflissenheit der Bewohner anderer Universitätsstädte. Wo der Studirende hier nicht mehr zu befehlen braucht, darf der in Tübingen noch nicht einmal bitten. Ganz im Einklang mit dieser Wirthschaft standen bisher die öffentlichen und Collegiengebäude. Nun aber geht die edle Regierung durch den definitiv beschlossenen Bau eines neuen, großartigen Universitätsgebäudes außerhalb der Stadt dieser selbst voran und giebt dadurch, wie man hoffen darf, auch den Privaten zu schau- und bewohnbaren Neubauten den erforderlichen Anstoß.

Wie Württemberg abseits der großen Bahnlinien der Civilisation und des offenen Weltverkehrs liegt, so liegt Tübingen, obwohl in der Mitte des Landes, doch etwas außer dem Wurfe. Von Stuttgart ist es zwar nur sechs Stunden entfernt, aber durch sieben Berge getrennt und nur *ein* bedeutenderer Straßenzug durchschneidet es. So ist Tübingen so ziemlich ohne Rückwirkung der modernen Cultur, in welcher die Residenz sich wenigstens halten *will*. Kein Wunder, wenn es, auch abgesehen von den feinern Künsten des Luxus, nicht einmal tüchtige, geschmackvolle Arbeiter für die gewöhnlichen Bedürfnisse zu bieten vermag und überhaupt nichts von jenem industriellen Eifer weiß, welcher anderwärts alle Räder in ungehemmte Bewegung zu setzen eilt.

In dieser Abgeschlossenheit liegt freilich wieder der Vortheil möglicher Einfachheit und Natürlichkeit, Körnigkeit und Gediegenheit auch des materiellen Lebens. Man lebt gut in Tübingen um Billiges, und zu der reichlichen Nahrung wird gutes, trotz dem, daß es hergeführt wird, wohlfeiles Bier getrunken. Die Oberherrschaft über den Wein,

Digitized by Google

welche sich das Bier im ganzen Lande zu erringen sucht, hat es hier bereits seit manchen Lustra gewonnen. Wenn es nun schon einmal zum alten Ruhme unserer Eberhardina gehört, daß gut und viel getrunken wird, so ist der Wechsel im Stoffe für die Mäßigkeit im Allgemeinen nur förderlich gewesen. Es war freilich eine schöne Zeit, da die dreibeinigen Weinstühlchen selbst noch vor Professorenhäusern standen, um männiglich die Weinschenk-Gerechtigkeit des inwohnenden Producenten zu bezeichnen....

Um nun auf geistigeren Boden zu kommen, stellen wir das gesellige Leben der Universität wiederum ganz in Parallele mit der Geselligkeit im Schwabenlande überhaupt. Eckig und ungeschliffen in Formen, wie der Württemberger ist, der innerlichen Welt des Gemüthes durchweg mehr als der Erscheinungswelt lebend, entbehrt sein Naturell des Triebes und der Möglichkeit zu formeller Socialität. Es fehlt die Routine und Gewandtheit zu einem lebhafteren, mehr- und allseitigen geselligen Herüber und Hinüber, und die Folge davon ist, daß sich Alles in Ausschließlichkeiten trennt. Ueber individuelle Beziehungen der Freundschaft und über die Besonderheit der Kneipgeselligkeit hinaus führt keine Brücke zu allgemeinern Zusammenhängen. Die Einheimischen fühlen das Beschränkte dieser Zustände nicht und sind froh, wenn man nichts Weiteres von ihnen will. Dadurch wird auch den Fremden ein dahin zielender Einfluß abgeschnitten und sie sehen sich gezwungen, entweder in dem althergebrachten Elemente mitzumachen, oder, was denn gewöhnlich geschieht, sich zurückzuziehen und auf sich zu beschränken. Uebrigens hat sich Tübingen nicht einer solchen Frequenz von Seiten der Ausländer zu erfreuen, daß diese irgend maßgebend eingreifen könnten. Im Sommerhalbjahre 1840 studirten an Fremden 23 die evangel. Theologie, 4 die kathol. Theol., 17 die Rechtswissenschaft, 8 die Medicin, 5 die Philosophie — also 57 unter 724 Studirenden. Diese Ausländer selbst, großentheils Schweizer, sind zum geringsten Theile aus der Zahl derer, welche über Summen gebieten können — solche gehen in größere oder in genüßlichere Universitätsstädte. So ist von dieser Seite kein Gewinn für ausgeprägtere gesellige Cultur weder in materieller, noch in formeller Hinsicht. So wenig aber die Fremden hereinkommen und hereinbringen, so wenig gehen die Einheimischen hinaus. Fremde Universitäten werden zu selten besucht, als daß davon die Landes-Universität wirklichen Gewinn ziehen könnte. Reiselust im Allgemeinen ist da, aber während unsere norddeutschen Gäste keine Vacanz vergehen lassen, ohne das Ränzchen zu schnallen und gegen Osten, Süden und Westen bedeutende Ausflüge zu machen, eilen unsere Landessöhne zu der Mutter heim, und um ihr den Liebling recht wohlbehalten in die Arme zu bringen, können Kutscher und Posten nicht genug Pferde auftreiben: zu Fuß, mit dem Ränzchen auf dem Rücken, die Vacanzreise zu machen, ist nachgerade gemein und verächtlich geworden. Es kann sich mithin das süddeutsche Phlegma nicht entschließen, außerhalb der engen Landesgrenze die Stoffe zu holen, wodurch dieses lahme und spröde gesellige Leben aufgestachelt und belebt werden müßte. Von dieser heiter entzügelten Jugendlust, womit das akademische Blut anderwärts in Sang und Klang, in Lust und Spaß circulirt, findet sich in Tübingen *im Allgemeinen* nicht mehr, als der träge, unlebendige Niederschlag. Indessen ist zu bemerken, daß dieser Niederschlag theilweise Product der Reagentien ist, welche die Polizei in Folge der Organisation der Universität, womit der moderne Staatsgeist in Württemberg andern Ländern musterhaft vorangegangen ist, in die fröhlich schäumenden Sprudel des akademischen Freiheitsgenusses mit harter, geschäftiger Hand zu werfen sich die liebe Noth und Freude macht.

Ob diesen beschränkten und gedrückten geselligen Verhältnissen abgeholfen würde durch entsprechende Einflüsse von Seiten der Professorenwelt her, muß bezweifelt werden. Es liegt in der Landesart, die Landessitte und das Stammesnaturell will und kann es nicht anders. Und diesem sind ja die Lehrer selbst verschrieben, welche bis auf zehn alle geborne Württemberger sind. Was vermöchten die Wenigen gegen die Substanz des mehr als viermal so bedeutenden schwäbischen Grundstocks.

(Fortsetzung folgt.)

G. Bacherer „Sterne und Meteore in deutscher Zukunft und Gegenwart."

(Fortsetzung.)

Glücklicherweise dürfte wohl Hr. Bacherer heute nicht mehr schreiben, daß der Faden zwischen Nord- und Süddeutschland ein so dünner, in jedem Sturme leicht zerbrechender sei, und daß Preußen in seinem Innern kein germanisches Element, kein Triebrad (!) deutscher Entwicklungen habe, vielmehr eine historische Improvisation sei, unfertig, eine politische Treibhauspflanze — wenn auch nicht ohne Bürgschaften für eine starke politische Zukunft. (Eine Treibhauspflanze nicht ohne Zukunft!). Ganz gewiß sind unsere kleineren deutschen constitutionellen Staaten nichts ohne und gegen Preußen. Aber dies ist mit *einem* Fuße bereits in die öffentliche und constitutionelle Bahn getreten, der andere Fuß *muß* nachfolgen, und dann wird Preßzwang und Büreaukratie sicherlich verdrängt werden „durch das harmonische Ineinandergreifen aller constitutionellen Speichen (!) im Räderwerke der Verwaltung" (wie sich Bacherer S. XX so vortrefflich ausdrückt).

„Deshalb in der Zukunft starke, flammende Sterne, wo jetzt schwache, leicht zerflatternde Meteore sind!" Dabei soll es bleiben, auch in Bezug auf Ihre Bücher! Viel-

Digitized by Google

leicht betrachten Sie dieses da selbst bereits als ein verpufftes Meteor, so eine Sternschnuppe vom 18. October 1839. Sie schrieben es wohl heute nicht mehr? Aber Sie bereuen diese teutschröckige Standrede hoffentlich nicht, da es ja keine Ehre ist, eine Schrift bereuen zu müssen.

Und nun die Teleskopen gerichtet. Zuerst erscheinen „Sternstellungen" am politischen Himmel Württembergs, dem litterarischen Steckenpferde Bacherer's. „Charaktere und Umrisse aus der württembergischen Ständekammer," welche, wenn ich nicht irre, aus der Asche des selig verstorbenen „Phönir" wiedererstehen müssen. Ich hätte gern den Dienst kritischer Liebe geübt, und diese „parlementarischen Porträts" sammt und sämmtlich todtgeschlagen, aber was hilfts, sie kämen ja doch wieder zu einer fröhlichen Auferstehung des Leibes in der „Geschichte des constitutionellen Lebens in Deutschland," in welcher sie demnächst, dem Versprechen Hrn. Bacherer's gemäß (S. XXIII) die dritte Feuerprobe des Druckes und der Kritik durchmachen sollen. „Ob wir wohl daran gethan, sie festzuhalten, obschon die meisten unter ihnen Meteore sind, mag nicht bezweifelt werden." Gewiß nicht, da ja nach Hrn. Bacherer's Versicherung auch Zukunftssterne unter ihnen keimen" (!).

Von den immerhin interessanten württembergischen und den besser und mit weniger forcirtem Wortschwall gezeichneten badischen Silhouetten geht es zu den „Katastrophen und Schlagschatten," von denen Bacherer (XXIV) weissagt, auch sie „werden des Zwecks (des Zwecks!) mannigfacher Anregung nicht verfehlen."

Die Gegenüberstellung von „Freimaurerei und Jesuitismus" regt allerdings, mit gewandter Form und tüchtiger Gesinnung geschrieben, das Interesse des Lesers an. „An der Spitze der Freimaurerei erhebt sich das Sinnbild der allgemeinen Menschenliebe, an jener des Jesuitismus verfolgungssüchtige Ausschließlichkeit. Die Freimaurerei will den freigebornen Geist des Menschen dem Urbilde seines Schöpfers immer näher führen; der Jesuitismus lenkt ihn tief und tiefer von demselben ab — — verrenkt ihn zum moralischen Wechselbalge und zur geistigen Blindschleiche." — Ich kenne das Maurerwesen und Wirken nicht und Bacherer giebt zu wenig, oder eigentlich nichts, um daran die Wahrheit der Versicherung finden zu lassen: „wenn einst die Zeit gekommen seln wird, wo das Wesen der Maurerei Niemanden mehr ein Geheimniß ist, dann ist die Erfüllung auch ihrer obersten Zwecke nahe und die Menschheit wird aus dem Menschenthume hervorgegangen sein. Christen und Juden, Muhamedaner und die Söhne des Brama werden sich dann als Brüder, als die Kinder Eines Gottes erkennen, — man wird dann nicht mehr fragen: „Bist du ein Jude — bist du ein Christ? ꝛc., sondern Menschen werden zu Menschen reden; — es wird sich noch einmal aus dem in hundert Religionen zerklüfteten Menschenthume eine in sich fest und harmonisch geschlossene Menschheit sich erheben." Daß die Maurerei damit an Christenthum und Protestantismus anknüpft, ist entschieden. Aber ob sie ein Moment in der Fortbewegung desselben ist, möchte ich bezweifeln. Gerade daß sie als geschlossene Innung, als Geheimbund wirken will, ist dem Geiste des Protestantismus zu sehr entgegen, als daß sie dessen Ausbreitung wesentlich fördern dürfte. Warum die Maurerei ihr Wesen nicht im Freien treibe, diese Frage beliebt Hr. Bacherer nicht eben sehr human eine Frage der vorwitzigen Vornirtheit zu nennen. Er meint, die sonnenklare Wahrheit, wenn sie ohne den magischen Schleier, womit sie dem blöden Menschenauge ihren strahlenden Glanz verbirgt, in nackter Schöne in der Welt erschiene, würde nicht mehr die keusche, ernste, hochheilige Jungfrau sein, vor welcher die Lüge bebend und die Tugend anbetend niedersinkt; sondern eine gewöhnliche Dirne, an deren Reizen der große Pöbel sein freches, rohes Auge weidete, ohne von dem ernsten Sonnenglanze ihrer Göttlichkeit durchleuchtet zu werden: „hat doch selbst Christus seine erhabenen Lehren in den Schleier des Gleichnisses gehüllt".... Aber das Gleichniß ist kein Geheimniß! Gerade durch die Berufung auf Christus verdirbt sich Bacherer seine Argumentation gründlich. Christus zerriß den Vorhang vor dem Allerheiligsten — zu Sais wie zu Jerusalem; er offenbarte Gott, predigte die Wahrheit vor allen Ohren auf den Höhen und in den Märkten, und er verlangt, daß man das Licht und die Wahrheit nicht unter den Scheffel stelle, sondern es leuchten lasse vor den Leuten, daß sie die guten Werke sehen und den Vater im Himmel preisen.

Der Katholicismus verschloß wieder die Wahrheit unter das magische Siegel des Geheimnisses hinter den Riegel des Klosters und die Thüre der Kirche in Kasten und Orden. Der Protestantismus brach Siegel und Riegel, Orden und Kasten, und ließ die Wahrheit hell an der Sonne vor aller Welt leuchten, daß hinfort keine Macht sie mehr trüben, keine Gewalt sie nothzüchtigen könne. Indem nun die Maurerei Geheimbund zu Wissen und Wirken ist, schließt sie sich an den Katholicismus an und bringt sich dadurch um alle positive und energische Wirksamkeit. Nur die Sünde schleicht im Dunkeln und bringt es zu etwas im Finstern: nur zum Bösen wird eine Gesellschaft durch das Geheimniß mächtig. Die Tugend, die Wahrheit muß, wenn sie stark und mächtig und lebensthätig werden will, an das helle Licht der Sonne vor das Auge der Welt treten. So weiß ich zwar nicht, glaube aber auch nicht, ob die Maurerei dem Jesuitismus je das Gleichgewicht oder gar das Uebergewicht angewinnen kann.

(Schluß folgt.)

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Digitized by Google

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

11. Mai. № 112. 1841.

Die Universität Tübingen.

(Fortsetzung.)

So particularisirt sich Alles zu Ausschließlichkeit. Da ist zu geselliger Vereinigung ein Museum gegründet. Doch für gewöhnlich schließen sich hier rechts die Professoren ein, während die Studirenden linkwärts gehen. Im Jahre zwei öffentliche Bälle, einige Concerte, vielleicht ein Winter-Casino in geschlossenem Kreise, führen nothdürftig einige weitere Berührung zwischen den Ständen, Facultäten und Geschlechtern herbei. Aber sie ist steif und unerquicklich genug, es fehlt allgemein an fertiger Form und Gewandtheit, nicht ebenso an Prüderie, Vornehmheit und Rohheit, mithin zu einer Weiterbildung und Belebung des freiern geselligen Verkehrs nicht viel mehr als Alles. Darin bildet Tübingen den directen Gegensatz zu Heidelberg. Doch regt sich vielleicht der Sinn für gemeinsamen Genuß mehr und mehr, namentlich seitdem aufopfernde Thätigkeit aus der Mitte der Studirenden heraus in musikalischen Uebungen und Productionen einen allgemeinern Vereinigungspunkt zu stiften sich bemühte.

Der Mangel an allgemeinerer geselliger Bethätigung, der auf den volksthümlichen Mangel an geselligem Talent zurückzuführen ist, ist für das Wechselverhältniß von Lehrern und Studenten in sittlicher wie in wissenschaftlicher Hinsicht zu bedauern. Wenn sie sich nur im Hörsaale sehen, so fehlt die persönliche Anregung und Betheiligung, und eine Welt von weitern Beziehungen wird abgeschnitten. Von der Art, wie sich an andern, namentlich norddeutschen Universitäten die Schüler zu einem Kreise um den Lehrer zusammenschließen und die Erübrigungen solcher Vereinigung zu Gutem und Schlimmem in alle Weite des fernern Lebens mitnehmen, weiß man hier ganz und gar nichts. Während dort der Lehrer nicht sowohl auf den Subsellien, als in seinem Gesellschaftszimmer die Substanz seiner Zuhörerschaft findet und von hier aus sich eine unsichtbare Gemeinde nach allen Seiten verbreiten läßt, in welcher Lehrer und Schüler geistig verbunden bleiben zu gegenseitiger Anregung und Förderung — sieht der hiesige Lehrer nur einzelne discrete Punkte zu ihm treten und von sich entfernen. Dem Schüler entgehen so die geistigen Verbindungslinien, welche, aus persönlicher Anschauung und Mittheilung gewonnen, die spröde Masse des vernommenen und eingesammelten Wissens beleben, gestalten und zu festem Besitzthum abrunden; wer hätte noch nicht erfahren, wie ein einziges Wort, ja ein Blick, eine Wendung schon der wissenschaftlichen Persönlichkeit für Einzelnes und Ganzes ihrer Wissenschaft selbst Hebel und Schlüssel verleiht? — Der Lehrer findet aber in solcher — sollen wir sagen nomadenhaften? — Betheiligung und Bethätigung nicht den festen Grund und Boden, in welchen er verwurzeln muß, um daraus Lust und Kraft, Vertrauen und Freudigkeit zu gewinnen für den akademischen Beruf, der von dem gelehrten sehr zu unterscheiden ist, aber namentlich hier wenig genug unterschieden wird.

Uebrigens mag gerade dem gelehrten, dem wissenschaftlichen Beruf und Bedürfniß dieser Stand der geselligen Dinge anderseits von Gewinn sein. Bei diesem freien Zu- und Abgehen ist leichter möglich eine mehrseitige Vermittlung der Standpunkte; bei weniger Egoismus und Abstraction mehr selbständige, gründliche Durchbildung, nicht jenes Cliquen- und Cotterienwesen; kein absolutes Abhängigkeitsgefühl auf der einen, keine hochmüthige Vornehmheit auf der andern Seite. Der sonstige Begriff von Schule und Schüler existirt in Tübingen nicht, das αὐτὸς ἔφα hat hier keinen Sinn. Weder Paulus, noch Hegel, noch Schelling hätten hier eine Schule gestiftet. Aber für die Freiheit des Lehrens, Lernens und Forschens bietet dieser südliche Boden für sich seiender, centrifugaler Individualität den Spielraum, weswegen Rosenkranz in seinem Centrum der Speculation ganz recht die südlichen Scharfschützen nach ihrem Schwaben flüchten läßt.

Ganz ohne Versuche ging es zwar nicht ab, hier zwischen Lehrer und Schüler nähern Zusammenhang zu stiften; aber sie waren und sind klein und mangelhaft genug, um erfolglos zu sein. Einzelne Professoren der juridischen und theologischen Facultät versammeln, wenigstens Winters, ein Kränzchen aus ihren Zuhörern um sich. Man trinkt Thee, raucht vielleicht dazu und sucht in peinlichen Pausen

Digitized by Google

nach Stoffen zur dürftigen Unterhaltung. Es fehlt von Anfang bis zu Ende Alles zu entschiedener Einigung und Durchdringung; es fehlt die Fähigkeit des Anschlusses, wie der Mittheilung, der Ueberordnung und Unterordnung, daher aller Erfolg. Die andern Professoren thun lieber gar nichts, oder begnügen sich mit zeitweiliger Abfütterung ihrer Zuhörerschaften einzeln oder in corpore. Nur ein Lehrer hat die innern und äußern Mittel, um größere Geselligkeit um sich zu organisiren. Professor Robert v. Mohl, geistreich, gewandt in Formen der Wissenschaft und des Lebens, öffnet seine Wohnung einem gewählten Kreise von Lehrern und Studirenden zu Soireen. Aber es ist dies nur die einzige, mithin exclusive Gelegenheit zu schöner Durchdringung von Wissenschaft und Leben, Schule und Welt, und die exotische Pflanze findet auf diesem Boden und in dieser Atmosphäre nicht die Möglichkeit, Sprößlinge zu treiben.

So sind denn die Studirenden sich selbst überlassen. Außer um Bedürfnisse des Herzens und des Magens zu befriedigen, finden keine Vereinigungen statt. Ein Zusammenleben für wissenschaftliche, ästhetische oder sonstige höhere Zwecke, so oft es auch vereinzelt in Anregung kommen mag, vermag sich nach der Weise der norddeutschen Universitäten nicht bleibend zu verwirklichen. So etwas wird alsbald von dem akademischen Publicum, das einfach den Tag über arbeitet (oder auch nicht), um den Abend „dem Bierstoff zu dediciren," als Pedanterie, banausische Schulfuchserei oder eitle Genialitätssucht verfolgt und verhöhnt.

Demgemäß fehlt hier in formeller und in materieller Hinsicht jene Atmosphäre allgemeiner Bildung, wie sie auf dem festen Boden der Wissenschaft sich in geselliger Berührung erzeugt. Formell wird die angestammte Derbheit und Schwerfälligkeit, Ungeschliffenheit und Lümmelhaftigkeit nicht überwunden: das Privatleben, dem Auge der Lehrer und dem Einfluß gebildeter Oeffentlichkeit entrückt, geht ungenirt seine schlimmen und guten Wege, wie es sich trifft. Wobei übrigens zu bemerken ist, daß der Mangel an socialer Gesittung auf unserer Hochschule im Ganzen moralische Tüchtigkeit mehr verbirgt als ausschließt, ja geradezu durch Abwehr raffinirterer Civilisation vor mancher sittlichen Verwahrlosung zu schützen fähig ist. Dem ethischen Grundcharakter des württembergischen Volkes gemäß ist der Grundton des hiesigen Lebens ein solider und ehrenhafter.

In materieller Bildung nun kann über die Individualität ebenfalls das Allgemeinere nicht zu übergreifender Bedeutung gelangen. Mit alter angestammter Gründlichkeit und Tüchtigkeit wird vor Allem das Fach cultivirt. Es wird schwerlich irgendwo mehr Fleiß und Eifer zu gediegener, selbständiger Aneignung der Fachwissenschaft angetroffen werden als hier. Keine Universität kann weniger bloß Aufenthalt zu Luxus und Vergnügen sein. Die In- und Ausländer, welche hieher kommen, sehen durch ihre Verhältnisse sich ihre akademische Laufbahn zu bestimmt und zu knapp als bloße Vorbereitung und Vorschule zu praktischer Lebensbahn in Amt und Beruf zugemessen, als daß sie nicht die paar Jahre vollauf für Examen und Brod zu thun hätten. Die höhere Bedeutung des Begriffes Universität geht dabei zu sehr in dem niedern der hohen Schule unter und wurde schon bei der neuen Organisation nicht als höchster Gesichtspunkt beachtet. Die schulmäßige Abrichtung wird wesentlich gehegt durch die regelmäßigen Semestralprüfungen, welche der akademischen Disciplin zufolge jeder Professor mit seinen Zuhörern vorzunehmen gehalten ist. So darf der banausische Zweck des Examens nie aus den Augen kommen und der Hingebung an eine freiere Geistigkeit Raum lassen.

Was für alle Hochschüler allgemeine Regel und Pflicht ist, das drückt nun noch im Besondern das Studium der Theologie. Sämmtliche Theologen außer einigen wenigen Einheimischen und Fremden, die „in der Stadt studiren," sind protestantischer Seits in das Stift, katholischer Seits in das Convict (oder Wilhelmsstift) gesperrt. Hier machen sie unter unmittelbarer Leitung ihrer Repetenten einen wohlgeordneten, direct auf den Zweck losstrebenden Lehrcurs durch, und die wissenschaftlichen Ergebnisse dieser Zwangsanstalten sind als sehr bedeutend allgemein anerkannt. Nicht, daß große Männer wie Schelling, Hegel, Strauß, Möhler daraus hervorgingen, ist ihr Großes, denn diese Männer konnte nicht erst Stift oder Convict groß machen, nicht, daß es eine Schule der Mittelmäßigkeit sei, ist ihr Kleines, sondern das ist das Ersprießliche der Anstalten, daß sie eine Durchschnittlichkeit ausgezeichnet gründlicher und tüchtiger theologischer Bildung erzielen, durch welche die württembergische katholische und protestantische Geistlichkeit vor allen andern Ländern einzig dasteht. Diese Anstalten selbst sind in diesen Jahrbüchern schon durch Meisterhand geschildert, wir brauchen nicht auf Einzelnes einzugehen. So sehr nun in ihnen der Studienzwang den Studiengang bestimmt, so ist es doch anderseits die höchst erfreuliche Seite, daß der Zwang sich fast nur auf den Gang der Studien bezieht. Ueber die bestimmte Vorschrift zu gleichmäßiger und zweckmäßiger Ordnung in der disciplina morum, im Besuch der Collegien und zu Ausfertigung von wissenschaftlichen Arbeiten in bestimmten Fristen geht die gesetzliche Beaufsichtigung im protestantischen Stifte wenigstens nicht hinaus. Privatstudien sollen getrieben werden, die Wahl ist aber freigestellt. Namentlich aber ist die Freiheit des Studiums in Bezug auf das Resultat gesichert.. Und die Selbständigkeit individuellen Forschens und Leistens, welche Frucht dieser nicht hoch genug zu preisenden Freiheit ist, macht die eigentliche Größe dieser Anstalt aus.

Diese Toleranz für die Wissenschaft als solche läßt nun den wissenschaftlichen Charakter schönstens gedeihen. Aber

Digitized by Google

die Clausur verhindert den Stipendiaten, denselben mit der Welt zu vermitteln. In dieser Abgeschlossenheit von fast aller höheren geselligen Berührung außerhalb des Seminars hegt sich natürlich die Schwerfälligkeit und Unbeholfenheit, durch welche die Theologen sich — trotz der Fortschritte an geselliger Bildung, welche eine Folge der Verminderung des Zwangs im letzten Decennium sind — immer noch vor dem, wenn auch nicht eigentlich cultivirtern, doch in seiner freien Bewegung lebenssicherern und lebensgewandtern Stadtstudirenden nicht zum Vortheil auszeichnen. Darum hilft ihnen die wissenschaftlich-gediegene und die litterarisch-allgemeinere Bildung, durch welche sie sich zu ihrem Vortheil auszeichnen, zu Herstellung einer freiern und höhern Geselligkeit so gut wie nichts. Wohl finden sie bei ihrem auf Philosophie begründeten Studium der Theologie Antrieb und Gelegenheit genug, sich in den Sphären weiterer Bildung tüchtig zu ergehen, aber es fehlen die freiern Lebensformen, durch welche solche Bildung sich zu höherem geselligen Verkehr anschließen und mittheilen könnte. Hier, wo die tiefste Durchdringung möglich sein sollte, herrscht die höchste Ausschließung. Geräth ein Stadt-Studirender in Mitte von Stiftlern, so wird es ihm unwohl und unheimlich vor dieser exclusiven Substantialität, für welche ihm die Handhabe weder zu Gebot steht, noch gegeben wird. Kann er so nicht an sie hinankommen und fühlt er sich wie Saul unter den Propheten, so zieht er sich auf sein freieres studentisches Bewußtsein zurück, läßt den Schläger und die Sporen klirren in die ausschließliche Weisheit der gelahrten Schwarzröcke. Diese selber möchten sich den Anschein geben, als wüßten sie solch formelles Bewußtsein und solch weltlich-leeres Treiben als ein weit unter ihrer Würde liegendes zu ignoriren; da es sie aber doch stets an einen Mangel ihres Wesens erinnert, so suchen sie sich nur noch mehr in ihrer — durch die Verhältnisse gebotenen — Abschließung durch den selbstgefälligen Dünkel und absprechenden Hochmuth des Kastengeistes zu verschanzen. Dies ist das Stiftsgeschmäcklein, von dem in diesen Blättern schon die Rede gewesen ist, und das immer ein gespanntes Verhältniß zwischen Stadt und Stift erhält, ja oft Stoff für Neckereien und Thätlichkeiten giebt.

Die Clausur des katholischen Convictoriums ist natürlich noch viel strenger, eine Anschließung der Convictoren an das öffentliche Leben unmöglich. Aus den niedersten Ständen, wie sie gewöhnlich sind, haben sie ohnehin zu Theilnahme an höherer Geselligkeit noch unendlich weniger die äußern und innern Mittel. Einem Verkehr mit den protestantischen Theologen aber ist der Geist des Instituts im Allgemeinen, namentlich aber in seiner jetzigen starren und spröden Ausprägung so entgegen, daß Thatsachen vorliegen, wie wirkliche Versuche dazu aufs Schnödeste verdächtigt und aufs Unerbittlichste verfolgt werden. Dieser durchgängige Mangel an Gegenseitigkeit ist für dieses Universitätsleben in jeder Beziehung höchlich zu bedauern.

Gewiß ist's ein Schaden, daß eine ständige Anzahl von etwa 250 Studirenden, in deren Mitte so viel Talent, innere Bildung und gewiß auch äußere Bildungsfähigkeit sich vorfindet — sie lassen sich, als Resultat der drei Land- und Universitäts-Examina gerne die Elite der wissenschaftlichen Jugend des Landes schelten — von der Mitconstituirung eines lebendigern und erfüllteren akademischen Lebens ausgeschlossen sind.

Dieses Leben selber also zieht sich mit Vorliebe, ganz dem Volkscharakter gemäß, aus dem Niveau der Allgemeinheit in die tiefern Gründe der Individualität zurück. Und demgemäß hat sich auch der rein wissenschaftliche Betrieb und Charakter vom Bestehen der Universität an bis heute gestaltet. Er hat sich stets in freier, eigenthümlicher Selbständigkeit erhalten, ein kräftiges Leben geführt und genährt, ohne jemals entschieden über die Allgemeinheit der wissenschaftlichen Bestrebungen des Jahrhunderts überzugreifen, aber auch ohne jemals in ein unfruchtbares Sonderleben zu verkommen.

(Fortsetzung folgt.)

G. Bacherer „Sterne und Meteore in deutscher Zukunft und Gegenwart."

(Schluß.)

Wie das formale Princip des Geheimnisses, so macht das materiale der allgemeinen Menschenliebe ein entschlossen und energisch ausgreifendes Wirken und Gestalten unmöglich. Das Princip ist das christliche. Aber die allgemeine Menschenliebe des Christenthums ist keine so abgebleichte und abstracte, kein so aschgrauer Mantelüberwurf über die charakteristischen Unterschiede innerhalb der Menschheit. „Wir glauben all an einen Gott, Christ, Jude, Türk und Hottentott" ist nicht die Losung des Christenthums. Christus erkannte das Judenthum und Heidenthum nicht als eine ihm gleiche Macht an; er ist nicht gekommen, dem Princip desselben den Frieden zu bringen, sondern das Schwert. Und wie Petrus findet, daß, unter allerlei Volk, wer Gott fürchtet und Recht thut, ihm angenehm sei, so will er damit den Bekenner heidnischer und jüdischer Religion nicht gleich dem Christen vor Gott stellen, sondern er spricht jenes im Gegensatz zu seiner frühern Ansicht aus: als ob nämlich nur die Juden zum Christenthum berufen seien. Auch die Heiden seien berufen, seien Gott angenehm, annehmlich, von ihm je das Reich Christi aufzunehmen. Aber die Erscheinung Christi hätte keine Bedeutung, wenn er nicht fähig wäre, den Menschen in eine höhere Potenz, in eine andere Stellung zu Gott zu erheben. Von dieser seiner höhern

Digitized by Google

Stellung vor Gott hat nun der Christ nicht auf die niederen Religionsstufen als ausgeschlossene und verworfene herabzusehen, sondern er hat sie zu betrachten als zu derselben Höhe bestimmt, als auch der Erlösung, des Reiches Christi fähig. Und in dieser Fähigkeit und Möglichkeit aller Menschen liegt ihre Würde, ihr höchster Werth, welcher geachtet und um deswillen der Andere geliebt werden soll.

Die christliche Menschenliebe übersieht also den wesentlichen Unterschied nicht, sie weiß ihn in Wirklichkeit bestehend, in Christo aufgehoben. Die Maurerei aber nun will ihn auch in Wirklichkeit aufgehoben wissen. Aber die Geschichte hat dafür gesorgt und sorgt in Ewigkeit dafür, daß die natürliche Identität der Menschen sich in geistige und historische Unterschiede spalte. Nicht die Vernichtung, sondern die harmonische Vollendung derselben ist Ziel der Geschichte. Und wenn alle Religionen einst je ins Christenthum auch factisch aufgehoben wären, so würde es innerhalb des letzteren niemals an Scheidungen fehlen, so wenig als jetzt. Das Humanitätsprincip wurzelt im christlich-religiösen, darf sich aber nicht auf Kosten des letzteren geriren. Was die Maurerei will, hat der moderne, aus dem Protestantismus hervorgehende Staat zu vollführen die Aufgabe und die Mittel. Innerhalb des Staates gilt der Mensch als solcher, in der Absolutheit seiner Persönlichkeit und Freiheit ohne Absehen auf den Juden, Türken, Protestanten, Katholiken ꝛc. Innerhalb dieses Staates ist nun auch das Feld für die allgemeine thätige und wirksame Menschenliebe. Hier giebt's kein Ansehen der besondern Person, aber wohl in der kirchlichen oder religiösen Gemeinschaft, wo zu dem allgemeinen Menschen noch die besondere Confession in Betracht gezogen werden muß. Daß aber auch im Staate dieses Besondere geltend gemacht werde: der heidnische Wilde vertilgt oder bekehrt, der Jude verfolgt oder bekehrt, der Protestant anathematisirt oder bekehrt werde, das verlangte und verlangt der Katholicismus. So hätte die Maurerei nur gegenüber von dem rein katholischen Princip und Staat eine Stellung und Aufgabe: es eben so zu bekämpfen, wie der Jesuitismus es vertheidigt. Die Form des Geheimnisses ist beiden gemein, der Jesuitismus bringt seine laxe, zu allgemeiner Bequemlichkeit zerlassene Moral, die Maurerei ihre allgemeine, bestimmungslose und abstracte Menschenliebe an die Stelle des rigoristisch ein- und ausschließenden katholischen Dogmas. Weder ihr formales, noch ihr materiales Princip vermag den beiden sich gegenübertretenden Erscheinungen historisches Bestehen und Wirken zu sichern: das gehört bloß dem modernen, dem wesentlich protestantischen Staate an. — —

„Fixe Ideen" kommen nun, um uns den andern Theil der Doppelüberschrift: Katastrophen und Schlagschatten entziffern zu helfen. „Diese fixen Ideen, von denen wir zu reden kommen und die man auch wieder in fixe Meinungen, Ansichten, Vorstellungen und Begriffe zertheilen kann, spielen in dem socialen Leben der Jetztwelt eine sehr bedeutungsvolle Rolle; sie schaffen Katastrophen, deren Bedingungen in ganz anderen Motiven gesucht werden; und flechten den Causalnexus vieler tragischen aber auch komischen Geschichten: so daß man von Rechtswegen annehmen könnte, daß die fixen systematischen Ideen und Begriffe der Menschen der Weltgeschichte ihre Beweggründe und ihre Thaten leihen." Das philosophisch-anthropologisch-psychologisch-moralisch-ästhetisch-politische Raisonnement, in dessen Sauce nun etliche Beispiele von fixen Ideen eingeweicht werden, hat mir leider das Verständniß dessen, was Herr Bacherer meint und will und sagt, nicht flüssig gemacht. Ja ich bin in einer fixen Idee nur noch mehr bestärkt worden: daß nämlich Hr. Bacherer noch ein viel größerer Philosoph als Politiker sein muß. —

„Moderne Hundstage" — als „Erströmungen" einer im Medium akademischer Stoffe und Biergeister für den Cultus alles Großen und Schönen und Heiligen erglühten Seele vielleicht demjenigen, der ähnliche burschikose Stimmungen und Reminiscenzen zur Hand hat, genießbar, an sich unbedeutend und nichtssagend. — „Die blutigen Berge" sollen, glaub' ich, eine Satyre auf den „hämorrhoidalischen Patriotismus" der Deutschen sein, denen ihr Vaterlandsgefühl „in den Waden und in dem Bauche, nicht aber in der Grube ihres Herzens steckt".... Ich bin zu wenig Mann von Profession, als daß ich Hrn. Bacherer's hämorrhoidalischen Welthumor appetitlich finden könnte.... Am meisten rührte mich wegen des argumentum ad hominem die Stelle S. 247: „Ich ließ es nicht an Flugschriften und Broschüren aller Rubriken fehlen; Tage und Nächte müht' ich mich um solche Titel ab, von denen ich glauben konnte, daß sie Nerv und Sinn der deutschen Nation erschüttern müßten...." — Mit den „Reisediscussionen" — im Eilwagen von Frankfurt nach Nürnberg — dürfen wir endlich Abschied nehmen von dem Buche, aus welchem kein Leser zu viel Belehrung oder Unterhaltung schöpfen wird. Ein glänzender Stern in der Gegenwart ist es nicht, und Meteor ist es genug, um nicht in die Zukunft zu reichen. Die Gesinnung, welche sich vom Anfang bis zum Ende ausspricht, verdient alle Achtung und Theilnahme, aber Inhalt und Form des Gegebenen ist zu dürftig, als daß ich ihm das Lob wiederfahren lassen könnte, das ich von Herzen gern dem Verdienste spenden möchte.

H. Lenz.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Digitized by Google

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

12. Mai. № 113. 1841.

Die Universität Tübingen.

(Fortsetzung.)

Tübingen gehört nicht zu den ältesten Universitäten Deutschlands, doch wurde die Eberhardina schon so frühe (im Jahre 1477 durch den um Ehre, Ruhm und Wohlfahrt seines Landes hochverdienten Graf Eberhard V. im Bart) gestiftet, daß sie an der neuen geistigen Entwicklung Deutschlands wesentlich Antheil nehmen konnte. In Tübingen lehrte der letzte Scholastiker, Gabriel Biel († 1495), „der treue Rathgeber Graf Eberhard's bei Gründung seiner hohen Schule — angeschlossen an Wilhelm Occam und wie dieser dem Papstthum freisinnig gegenüber." Ein Anfang voll schöner Bedeutung für alte Zeit — bis auf das Gutachten der tübinger Juristenfacultät in der hannoverschen Sache herab. Ueber Philipp Melanchthon's Aufenthalt in Tübingen hat Stadtpfarrer M. Heyd in Markgröningen eine anziehende Piece veröffentlicht. Mit ihm wurde aufs Innigste an die Reformation angeknüpft, und so steht es bis heute in Mitten der von dem deutschen Protestantismus ausgegangenen Strömung des modernen Geistes. Die Hülle des eigenthümlichen Lebens, dabei auch süddeutsches Phlegma ließen es nie leicht von dem Strome fortreißen. Das kritische, ja skeptisch-kritische Ferment innerhalb der schwäbischen Substantialität läßt sich nicht gern überrumpeln, aber je langsamer der Schritt, desto fester der Tritt, was einmal eingeschlagen, haftet und webt mit aller Kraft und Beharrlichkeit an den weitern Verbindungen. War die hiesige Wissenschaftlichkeit auf solche Weise frei von blinder Nachäfferei, so hat sie anderseits freilich auch nicht leicht an der Spitze von Bewegungen zu neuen Bahnen gestanden. Der Grund ist zunächst ein äußerlicher. Um Ton und Maß anzugeben, um Mittelpunkt für die Bestrebungen Anderer zu sein, fehlten der Hochschule von jeher die goldenen Postamente, auf welche sie ihre Größen hätte aufstellen mögen. Die spärlichen Mittel reichten von Anfang bis heute niemals hin, um den wissenschaftlichen Genius anzulocken oder festzuhalten. Die Regierung scheint es sich stets zum Grundsatz gemacht zu haben, der allbekannten württembergischen Solidität und Häuslichkeit gemäß bleibenden Wohlstand vereinzeltem und unsicherem Reichthume vorzuziehen. So entging die Universität jenen Wechselfällen, welche für Ruhm und Glück anderer Hochschulen schon so gefährlich geworden sind. Der Württemberger opfert die Sicherheit des gewöhnlichen Besitzes nicht leicht selbst den glänzendsten Möglichkeiten des Außerordentlichen auf. Den Ehrgeiz strahlenden Prunkes hat er nicht.

Die kleine, nur mäßig ausgestattete Universität Tübingen hat also nicht die pecuniären Mittel, um Berühmtheiten und Größen zu erhalten oder zu behalten. Darum recrutirte sich die Landes-Universität in den allermeisten Fällen aus Landeskindern. Wenn aber aus der reichen Fülle des so begabten Stammes ein Messias für neue Richtungen und Bewegungen im Reiche der Wissenschaft von Zeit zu Zeit das Licht dieser Universität erblickte, mußte sie sich immer den bethlehemitischen Kindermord wiederholen. In dem engen Ländchen lagern sich allüberall Berge vor den Gesichtskreis, der blaue Duft zieht wohl das Gemüth ahnungsvoll hinüber, aber die „Steigen" hinauf sind jäh, dagegen hat sich dieses Gemüth so innig mit seiner Umgebung vermählt, diese nächste Gegenwart ist ihm so traulich und heimlich, und in dieser Gegenwart hat ein tüchtiger Verstand, ein zäher Wille allenthalben so gar viel zu thun: — so bekommt auch das Bewußtsein etwas Enges gegen Außen, statt auf den Moment sich zu stellen, hält es fest am Alten und geht nur mit Mißtrauen an das Neue. Es fehlt die Vielseitigkeit der Standpunkte zu alsbald fertiger Vermittelung. Daß dieser Stammescharakter sich wiederum ganz besonders auf dem wissenschaftlichen Boden der Landes-Universität sich ausprägt, versteht sich von selbst. Der Enge des Bewußtseins entspricht hier ebenfalls die Enge des Bodens. Größere Universitäten, wenigstens besser dotirte, haben es leicht, die entschiedensten und verschiedensten Richtungen und Tendenzen gewähren zu lassen: in der größern Anzahl der Lehrer finden sich die Vermittelungspunkte. Aber Tübingen mußte einen Paulus, einen Schelling, einen Hegel, einen Strauß von sich stoßen.

Digitized by Google

Die Liebe zum Hergebrachten ist aber in dem württembergischen Geiste keine Abstraction, die Innerlichkeit dieses Gemüthes steht nie still, sondern jener scharfe und kritische Verstand, darin es webt, erhält es in stetem Fluß und Proceß, an welchen sich eben wiederum der Fortschritt zum Neuen selber anlehnen kann. Dies läßt auch für das wissenschaftliche Gebiet keine Verstockung und Verknöcherung zu, erhält eine Frische des Einlebens und Durchlebens im Stofflichen und begründet die württembergische Tüchtigkeit in theoretischer und praktischer Darlebung. Und so erhielt sich unsere Hochschule immer flott über allen Tiefen und Untiefen der Zeit; giebt sie nicht selbst den Anstoß, sondern nur die Kräfte zum Anstoß, so entzieht sie sich doch nicht der rückwirkenden Kraft, welche hier in dem heimathlichen Boden, nicht bloß wahl-, sondern auch stamm-verwandtschaftlich aufgenommen reicher ist an eigenthümlichen und entschiedenen Wirkungen als irgendwo.

In der That soll es sich als Ergebniß der nun folgenden speciellern Anschauungen erweisen, daß unser Tübingen in Bezug auf die Art und Weise, wie es innerhalb der modernen und neuen Geistesbewegung steht, nach Verhältniß ihrer Mittel und Massen sich mit jeder deutschen Universität messen, von keiner übertreffen läßt. Wir wissen nicht, ob die philosophische Cultur Maßstab der wissenschaftlichen Cultur einer Hochschule überhaupt noch sein darf; wir wissen nicht, ob man Angesichts der heutigen Lage und Darniederlage noch wagen darf, zu sagen, daß immer die letzte große Entwicklungsphase des philosophischen Geistes als Substrat jenes Maßstabes anerkannt werden müsse. Allein die Wissenschaft als solche existirt nur als System, und dieses muß der Maßstab für die Wissenschaftlichkeit sein, bis ein neues System das frühere in sich aufgehoben hat. Mögen die Herren sich auch noch so sehr sperren gegen die Ansprüche der Wissenschaftlichkeit des Systems, sie können sich dem Gerichte doch nicht entziehen. Die Meßruthe muß ihnen zur Zuchtruthe werden. — Wissenschaft gab es freilich zu aller Zeit, sie ist ein geschichtlich Lebendiges, aber nur der Lebende hat Recht, nicht der, welcher bei den Todten steht. Ist die Philosophie die Zeit in Gedanken erfaßt, so kann nur die Gedankenlosigkeit mit ihren zuchtlosen Einfällen es für groß und bequem halten, außerhalb derselben zu stehen. Zu diesen Herbstzeitlosen des Gedankens rechnen wir aber eben so sehr das ungeduldige Hinauseilen über die Geschlossenheit des Systems. Die Einfältigkeit des rührsamen Herzens findet sich gedrückt von den eisernen Banden, mit welchen ein geschlossenes System den ganzen Gedankeninhalt seiner Zeit zu fugen wußte. Natürlich, daß in diesem sauve qui peut des Gemüthes der Kopf verloren geht und der Gedanke zurückgelassen wird. Daher man auch wahrlich mondsüchtig sein müßte, um in dem jüngsten philosophischen Mondwechsel zu erkennen, ob es letztes oder erstes Viertel, oder überhaupt etwas ist. Soll ohne Zweifel Neumond sein. Nun, der ist freilich auch vor dem dorpater Riesenrefractor nur ein dunkler Fleck... Diese allerneueste, allergläubigste, allerchristlichste und allerherzlichste Philosophie aber ist unsers Dafürhaltens nicht bloß ein sehr dunkler, sondern auch ein sehr fauler Fleck in der Entwicklung des modernen und philosophischen Geistes. —

Betrachten wir nun den wissenschaftlichen Zustand unserer Universität, wie er sich nach den Erscheinungen und Leistungen der einzelnen Facultäten darstellt. Auch hier nimmt die philosophische Facultät die unterste Stufe in der althergebrachten Anordnung ein. Dem weisen wir eben nach heutigen Begriffen die Bedeutung zu, daß die Philosophie ja die Grundlage der Wissenschaften sei. Indessen wird uns hier diese Deutung erschwert, ja unmöglich gemacht, weil den vier Facultäten in der staatswirthschaftlichen eine fünfte sich anreiht. Hieße sie sich staatswissenschaftliche Facultät, so brauchte sie vielleicht nicht so bescheiden zu sein, sich unter die Philosophie zu setzen. Doch hoffen wir zu erweisen, daß sie auch unter dieser Firma kein fünftes Rad am — dürfen wir sagen? — Triumphwagen der tübinger Wissenschaft ist.

Wir beginnen natürlicherweise nicht mit der Facultät, welche dem „vom Himmel hoch, da komm' ich her" gemäß obenan sitzt. Wenn irgend eine Wissenschaft, so hat die Theologie — und gerade hier — aufgehört, wie des Evangeliums von Jesu Christo, so auch des philosophischen Gedankens sich zu schämen, denn auch dieser ist eine Kraft Gottes, in ihrer Art selig zu machen, die daran glauben. Sehen wir, in welcher Weise die philosophische Facultät auf hiesiger Hochschule den Grund zu legen versucht und versteht.

In der hiesigen philosophischen Facultät lehren sechzehn Docenten, darunter sieben als ordentliche Professoren. Die Philosophie im engern Sinn wird vertreten von H. C. W. v. Sigwart, Karl Philipp Fischer, Friedrich Vischer und Jak. Friedr. Reiff. In diesen Männern sind die Hauptrichtungen heutigen Philosophirens repräsentirt.

H. C. W. v. Sigwart, ordentlicher Professor, zugleich Ephorus des evangelisch-theologischen Seminars, trägt Logik, Psychologie, Geschichte der Philosophie, namentlich der neueuropäischen, und Metaphysik vor. Vermöge seiner Stellung stände ihm der weiteste Einfluß offen — die Stipendiaten des evangelischen und des katholischen Seminars müssen seine Vorlesungen hören —; allein seiner Persönlichkeit stehen die Mittel nicht zu Gebote, einerseits durch freundlich entgegenkommende Humanität die Zuhörer und Schüler zu fesseln, anderseits Leben und Begeisterung für die Wissenschaft aus seinen Vorträgen hinnehmen zu lassen. Zu seiner, mannigfaltigster Einwirkung reichen

Digitized by Google

Spielraum darbietenden, gewiß nicht leichten Stellung am evangelischen Seminar bringt er Würde des Charakters, einen guten, festen Willen und einen gerechten Sinn mit, aber in der strengen Handhabung der Gesetze weiß er mehr durch eine den Untergebenen oft fast erdrückende Massenhaftigkeit seines Benehmens, als durch die Billigkeit einer humanen Pädagogik zu imponiren. So stößt er vielleicht mehr, als er will und weiß, die ihm Unterworfenen zurück, welche ihm denn auch zum Hörsaale mehr mit Seufzen folgen als mit Freuden. Seinem steten, gehaltenen, nie freien Vortrag Feuer und Leben einzugießen, diese Fähigkeit ist seinem schweren, phlegmatischen, durch körperliche Umstände gedrückten Naturell versagt; schon sein Organ entzieht sich einer schwungvollern Belebung seiner Rede. Ein ruhig besonnenes Wesen, Fleiß, Scharfsinn und gewissenhafter, nüchterner Ernst und Eifer prägt sich in seinen wissenschaftlichen und akademischen Leistungen aus. Phantasie, das begeistende und begeisternde Organ ist kein wesentliches Element seiner geistigen Constitution. Nicht leicht wird eine Natur mehr das mystische Element ausschließen.

Die formale Logik trägt er nach seinem Handbuch „zugleich als Wissenschaftslehre" vor, ohne von der alten Methode wesentlich abzugehen. Fleißig geht er auf Aristoteles und die Aelteren zurück, aber gegen die Einflüsse der speculativen Logik verschanzt er sich schlechthin mit Sorites und Krokodilschluß, Darii und Cäsare hinter der hergebrachten Kategorieentafel und den alten drei Denkgesetzen. — Ebenso sieht er in der Anthropologie — sie hat „das Leben des Menschen, wie es in der Erscheinung vorkommt, erklärend darzustellen" — wie in der Psychologie, der Lehre von der Seele „und zwar von der menschlichen Seele," von der speculativen Methode ab, da ja diese auch nur die empirische zu Grundlage und Voraussetzung habe und sie von allen philosophischen Wissenschaften die einzige sei, an welcher man diese wichtige Kunst der Beobachtung üben und lernen kann. „Die Erfahrung — ohne die Sucht, Alles erklären zu wollen, ohne die Sucht nach Originalität und nach dem Wunderbaren angestellt — ist Fundament der Wissenschaft, aber mit dieser reinen und vollständigen Empirie muß sich die reflectirende und abstrahirende Thätigkeit des Verstandes verbinden, und diese Thätigkeit soll selber noch durch gewisse höhere wissenschaftliche Ideen geleitet werden." — Seine Geschichte der neueuropäischen Philosophie — d. h. der Philosophie von der Mitte des 15. Jahrhunderts an — beginnt er mit dem Satze: „Die Geschichte dieser Philosophie läßt sich nach einem innern Gesetze und in Folge davon durch verschiedene Stufen, in welchen sie sich entwickelt hat, darstellen — dies kann gar keinem Zweifel unterworfen sein; denn warum (so argumentirt er gern) sollte der denkende Geist des Menschen gerade in dieser Zeitperiode gesetz- und planlos gearbeitet haben?" An die neueste Geschichte der Philosophie wird nur in Controversen angeknüpft. So wird die Erklärung der Philosophie als des sich selbst hervorbringenden und erfindenden Gedankens als bloß formell ungenügend erachtet, es müsse auch die Bezeichnung der Gegenstände in die Erklärung aufgenommen werden, und die Philosophie bestimmt werden als „die durch die freie Thätigkeit des denkenden Geistes erzeugte Wissenschaft von dem Urgrund, Wesen und Endzweck der Dinge." Hegel sage: jedes philosophische System sei der Gedanke der Welt, so weit sie fertig geworden; „aber wer den behaupten wollte, unsere Naturphilosophie sei der Gedanke der Natur, so weit diese fertig? Allerdings ferner, würde die Philosophie die gegenwärtige Stufe nicht erreicht haben, wenn sie die frühern Stufen und Momente nicht durchlaufen hätte, aber daraus folge doch nicht, daß sie nun in ihrer gegenwärtigen Gestalt jene früheren Momente aufnehmen müsse, da ja gar oft Irrthümer die Mittelglieder waren, wodurch die Philosophie ihre gegenwärtige Stufe erreichte." —

Die neueuropäische Philosophie beginnt er mit den italienischen Philosophen des 16. Jahrhunderts: Bernh. Telesius, Thom. Campanella, Jordanus Bruno, geht nach England zu Bako, Hobbes, Parker, Cudworth, Cumberland, Locke, Hume ꝛc., dann nach Frankreich zu Montaigne, Descartes. Ueber Spinoza hat er zwei Schriften geschrieben. Den Zusammenhang des Spinozismus mit der Cartesianischen Philosophie hat er, durch eine von der königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin 1814 gestellte Preisaufgabe angeregt, in einer 1816 erschienenen Schrift dargelegt. Für seine Forschungen fühlte er sich weiterhin vorzugsweise von Spinoza angezogen, in welchem ihm „die Ruhe, die Heiterkeit, die Sicherheit des Gemüthes, welche durch dessen Werk verbreitet, so unwiderstehlich anspricht," gewissermaßen wahlverwandtschaftlich berührte. Die Resultate seiner Untersuchung, die mannigfach im Gegensatz zu Hegel und Feuerbach — d. h. zu der modernen Subjectivitätsphilosophie — gewonnen wurden, gehen dahin: von der Cartesianischen Zeitphilosophie nahm er die wissenschaftliche Form für die orientalisch-kabbalistischen Ideen von der Einheit Gottes und der Welt nach Bestimmungen der Emanation; „der Spinozismus verdient schließlich den Ruhm der wissenschaftlichen Consequenz gar nicht, der ihm so oft und so gern zugetheilt wird. Derselbe ist vielmehr als Uebergang zu betrachten, wodurch zwar nach Totalität strebende, aber mit vorherrschendem physischen Charakter ringende Welt- und Lebensansicht zu dem von der reinen und freien Idee durchdrungenen und beherrschten Systeme vermittelt wird." (Vgl. historische und philosophische Beiträge zur Erläuterung des Spinozismus, von Dr. H. C. W. v. Sigwart, 1839).

Malebranche stellt er erst nach Spinoza, da in Malebranche bei derselben Grundidee das ideelle Princip viel mehr herausgebildet und zu seinem Rechte gegenüber von der materiellen gekommen sei, als in Spinoza. Weiter schließt er Condillac und den französischen Materialismus bis auf Rousseau an, um nun mit J. Böhme die deutsche Philosophie zu beginnen. Die Leibnitz'sche Lehre von der prästabilirten Harmonie in ihrem Zusammenhang mit früheren Philosophemen betrachtet er in einer kleinen Schrift (Tübingen, 1822). — Mit den Resultaten der Kant'schen Philosophie hält er es nicht, Fichte, den Urheber „des Systems des sittlichen Egoismus," verhorrescirt er als Phan-

Digitized by Google

tasten. Weniger geht er Jakobi aus dem Wege. Und hier ist es geschehen, was wir in diesen Jahrbüchern gelesen haben, daß seine Zuhörer einst sich so freuen dürften, daß sich die neuere Philosophie mit Jakobi so schön abschließe. Die Freude ist indeß zu Wasser für sie geworden. Noch müssen sie jetzt durch Schelling und Hegel hindurchwaten — natürlich unter steten Gefechten gegen die moderne Subjectivitätsphilosophie.

Sollten wir nun sagen, woran er die Grundideen seiner Metaphysik anknüpft, so wissen wir keine bestimmte Auskunft zu geben. Plato, Aristoteles, Leibnitz, Kant, Jakobi und Christenthum geben Ingredienzien zu Ausführung und Darstellung seiner nicht speculativen, sondern „dynamischen Welt- und Lebensanschauung." Die Metaphysik ist nach Sigwart: „die Wissenschaft vom Ich und von der Natur, von ihrer gegenseitigen Beziehung zu einander und von ihrem Verhältniß zu dem Absoluten." — Er geht in der Propädeutik von der Theorie des menschlichen Selbstbewußtseins aus, welches so weit verfolgt wird, bis die Idee Gottes hervortritt. Und nun heißt es: „Ist es wahr, daß das Absolute der Grund alles Endlichen ist, und daß die Idee des Absoluten selbständiges Wesen und Wahrheit hat, so kann und soll die Wissenschaft mit der Lehre vom Absoluten beginnen; ist's auch wahr, daß das Endliche, Natur und Geist nur aus dem Absoluten auf rechte Weise begriffen werden kann, so wird in der Lehre davon die Idee des Absoluten überall gegenwärtig sein. Endlich, ist es wahr, daß das Absolute in seiner Selbstoffenbarung begriffen werden kann und soll, so wird also erst aus der Lehre von Natur und Geist die ganze volle Wahrheit der Idee des Absoluten resultiren." Das Absolute ist als persönlicher Gott die alles bedingende Ursache und die Einheit des Vielen in der Welt. Polemik gegen Hegel: die Gesetze des menschlichen Bewußtseins dürfen nicht auf das absolute übertragen werden." „Wie soll das an sich bewußtlose Absolute im endlichen Geiste zum Bewußtsein seiner selbst gelangen, da das Bewußtsein seiner Natur nach nicht etwas ist, was in einem andern erst werden und von diesem andern in mich übergehen kann? Auch ist das menschliche Selbstbewußtsein getheilt, woher also die Einheit des göttlichen Selbstbewußtseins, ohne welche Einheit ja gar kein Selbstbewußtsein gedacht werden kann?!....." Der Geist wird definirt als „Einheit, einfaches Wesen." — Die Lehre von der menschlichen Freiheit trägt er zur Freude seiner Zuhörer in dramatischer Form vor. Seine Ansicht hat er letztlich in der Tübinger theologischen Zeitschrift niedergelegt, sie läuft in den Schlußgedanken aus, daß die deterministische und indeterministische Theorie in der Subjectivität und im Naturell des Philosophirenden begründet sei, so daß sich eben eine thatkräftigere Persönlichkeit für den Determinismus, eine weniger starke aber für den Indeterminismus entscheiden werde. — Resultat seiner Weltanschauung: „Die Welt ist in ihrem Anfang und Endzweck an jedem Orte ihres Gebietes, in jedem Momente ihrer Geschichte die ungetheilte Offenbarung der geistig-sittlichen Attribute Gottes — das ist der Pantheismus unserer Lehre, das ist Gott in der Welt." — Schlußwendung: Man muß nur nicht Alles begreifen wollen, im Reiche der Unbegreiflichkeit muß man der christlichen Demuth eingedenk sein. —

Das hiesige Philosophiren hätte mithin in dem christlich-dynamischen Empirismus H. C. W. v. Sigwart's festen Grund und Boden unter sich für weitere Auferbauung. Erbauen zunächst im christlichen Sinn will Karl Philipp Fischer, der seit einigen Jahren als außerordentlicher Professor der Philosophie hier über formal-speculative Logik und Psychologie, Naturrecht, Geschichte der Philosophie, Religionsphilosophie, Philosophie der Geschichte und Metaphysik zu lesen sich zur Aufgabe macht. Auch er ist ein geborner Württemberger und stellt die schwäbische Innerlichkeit wie Aeußerlichkeit fast im Extreme dar. Wenn Jemand, so ist er für das Leben unbrauchbar. So ließ er sich erst in Apotheke und Schreibstube als unnützbar herumwerfen, ehe er den Drang zur Wissenschaft befriedigen konnte. Er studirte hier, hörte dann Schelling und Baader in München und ließ sich später als Privatdocent an hiesiger Universität nieder. Sein erstes Auftreten war glücklich und noch jetzt erquicken sich die jungen Seelen — mannigfach mit Begeisterung — an seinem Gottesbrünnlein, nachdem sie den spanischen Stiefeln des formalen Verstandes und den Steppen des Empirismus entronnen sind. Das Auge läßt sich gern laben an dem Glanze der wenn auch wenigen köstlichen Perlen, welche, aus den Tiefen des speculativen Geistes gebrochen, hier ausgelegt werden. Und Fischer ist ganz der Mann, um dem jungen Gemüthe die geistliche Weihe zum Zutritt zu dem Allerheiligsten der Speculation zu geben. Mit dem Pathos einer Innerlichkeit und Gemüthlichkeit, die sich wohl bis zur Thräne zu rühren vermöchte, haucht er seine Offenbarungen in salbungsvollem Tone dahin und weiß sich und seine Zuhörer zum Zorn über das Schlechte und zur Begeisterung für das Edle zu erheben. Sein Aeußeres, bis auf die rothen Haare hin, ließe ihn in etwas mit Schiller vergleichen, mit welchem er den schwäbischen Idealismus zu seinem Pathos macht. Trotz allem Mangel an Form ist Fischer eine für die philosophische Jugend anziehende und anregende Erscheinung. Doch ist die hiesige Zuhörerschaft sämmtlich zu kritisch, um nicht bald dem gefühlsmäßigen Pathos den Anspruch auf wissenschaftliche Tiefe streitig zu machen. Anziehen und anregen kann er, aber nicht fesseln. Er zeigt zu bald selber, daß er den Vorhang vor dem Allerheiligsten nicht wegziehen will, sondern ausdrücklich das Mysterium als Letztes hinstellt. Es würde, meint er, die Wahrheit zu prosaisch, zu gemein werden, wenn sie ganz erkannt werden könnte; denn es liebt die Welt, das Strahlende zu schwärzen und das Erhabene in den Staub zu ziehen. So wird denn Hegel's Rohheit und Herzlosigkeit verabscheut — der Muth des Erkennens, die Tapferkeit des speculativen Auges, das vor nichts zurückbebte und jeder Erscheinung herzhaft entgegen ging, um sie bis in ihre innersten Fasern dem göttlichen Reiche des Gedankens zu erobern, wird gefühl- und gemüthsloser Egoismus gescholten. Dazwischen hinein klingt es freilich sehr seltsam, wenn er diesem Heros auf dem Schlachtfelde des Gedankens mit vollem Pathos die Prädicate des „größten Denkers" u. dgl. zuerkennt, und „das unsterbliche Verdienst des Gründers der in jetziger Zeit herrschenden Philosophie" nicht im mindesten antasten zu wollen versichert.

(Fortsetzung folgt.)

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Digitized by Google

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

13. Mai. № 114. 1841.

Die Universität Tübingen.

(Fortsetzung.)

Durch die Schriften und Vorträge Schelling's, Baader's und Oken's, sowie durch Hegel, Steffens und Schleiermacher gewann Fischer den Inhalt seines Denkens. Es dürfte unschwer sein, seine ganze Metaphysik in jene Männer zu zerlegen. Doch führt er gern an, wie „von den competentesten Beurtheilern seiner Metaphysik, einem Sengler, Beckers und selbst einem Oken seine Selbständigkeit auf's Entschiedenste anerkannt worden sei." Gewiß hat er jenen überkommenen Gedankeninhalt auf eigenthümliche Weise reproducirt; allein auf schöpferisch-originelle Weise ein neues System producirt zu haben, auf diesen Ruhm wird er selber verzichten. Giebt er sich doch selbst seine Stellung nur in dem Kreise der jüngern Forscher, welche die Idee der Freiheit und der Persönlichkeit, an Schelling anknüpfend, als den Mittelpunkt einer objectiven Philosophie erkennen, und betrachtet J. H. Fichte als den Repräsentanten dieser Richtung. Unter dieser Schaar ist er der gemüthvollste und frömmste, aber auch unklarste und formloseste Denker.

Seiner Metaphysik schickte er ein Büchlein über die Freiheit voraus, dessen Widersprüche sich auch in sein neuestes Schriftchen, über die Idee der Gottheit, hereinziehen. Diese Abhandlung war für die Fichte'sche Zeitschrift bestimmt, als deren Mitarbeiter er bisher sich nur einmal in einer von den Jahrbüchern besprochenen Abhandlung über die Freiheit vernehmen ließ. Fichte und Weiße behandeln übrigens Fischer von Anfang immer ein Bischen als bon enfant, was nur eine so grundgute Seele gutmüthig übersehen kann. — Nebenbei sei es gesagt, daß uns das complimentös-freundschaftliche Zusammenhalten der Herren von der Fichte'schen Sippe gerade das Gegentheil von einem Beweise für die Tüchtigkeit ihres gemeinschaftlichen Strebens ist. Nur auf so matter, leerer Basis, wie der Neu-Schellingianismus sie bietet, mögen sich keine Gegensätze erzeugen. Ein rechtes Princip weiß seine Momente energischer darzustellen. Wo keine Gegensätze sich herausscheiden, wird auch nichts überwunden und entschieden. Statt in sich zu brechen, rotirt diese Richtung in trägem Einerlei fortschrittslos um sich selber. — — — —

Bezeichnend ist es, daß Fischer sich auch zum Mitarbeiter an der Jenaer Litteraturzeitung machen ließ und von W. Menzel recensirt wird. Auch an diesen Allianzen, welche die gläubige Speculation und die christliche Philosophie — dieses liber posthumus des weiland so großen Schelling — schließt, ist sie sich selber zum Gericht. „Wenn man Einen nicht erkennen kann, sehe man nur seine Freunde an." —

Fischer ist der kirchlich-frömmste der Richtung. „Aus der Idee des absoluten Geistes sucht er in seiner Metaphysik zu erweisen, daß Gott sich sein ewiges Verhältniß zu sich selbst durch die Principien des Wesens, des Willens und des Geistes vermittelt und daß der Begriff dieser innern Selbstbestimmung Gottes, in welchem er als wesentliches Princip (als Vater) ewig sich begründet — Schöpfer — als subjectives (als Sohn) sich ewig liebt — Erlöser — und als objectives (als Geist) sich ewig weiß — Vollender der Welt in der Wiederbringung aller Dinge am Ende der Zeit — die wissenschaftlich erkannte Wahrheit der kirchlichen Lehre ist." Leibnitz ist ihm der Begründer der christlichen Philosophie — Leibnitz, den seine Landsleute den Lövenix, den Ungläubigen schalten. Jakobi's Worte: „Den Menschen erschaffend theomorphirte Gott; nothwendig anthropomorphisirt darum der Mensch," bleiben nach Fischer das Motto jeder lebendigen Gotteserkenntniß. Dem idealistischen Pantheismus Hegel's stellt er darum den objectiven Theismus als die Lehre von: absoluten Urindividuum, einem persönlichen Urgeist als Inbegriff des orthodoxen Denkens entgegen.

Fischer in seinem Gefühlspathos ist auch der unklarste — Unklarheit aber nimmt man wohl auch gern als Tiefe. Er wird nie zur Klarheit kommen bei seiner absoluten Unfähigkeit zur Formgebung im Leben wie in der Wissenschaft. Seine Genossen haben sich aus dem Studium Hegel's doch eine Idee von Methode und Form gerettet, aber bei Fischer findet sich keine Spur von der speculativen Dialektik. In dem Kreislauf seiner Behauptungen und Versicherungen

Digitized by Google

sich herumtreibend, gewinnt er weder dialektisch noch stilistisch einen Fortschritt. Die Sätze stehen vereinzelt da und ballen sich wie Queckſilberkugeln. Nach jedem Punkt steht ein: „Ich fahre fort.“ Der einzige Hebel der Weiterbewegung ist ein stereotypes „...so weit entfernt, oder: so wenig, daß vielmehr....“ Den Mangel alles dialektischen und immanenten Fortschreitens beweisen schon die ewigen, oft seitenlangen Anmerkungen, welche ihm den Text verschlingen und seine Schriften auf's Peinlichste ungenießbar machen. — Fischer ist der treuste Schüler Schelling's. —

So wenig er also wohl die Wissenschaft im Allgemeinen weiter zu fördern und neue Bahn zu brechen berufen scheint, so ist doch sein hiesiges Wirken nicht ohne Frucht. Im Ganzen ist der Empirismus des Gefühls, der Mysticismus, schwerlich viel besser als der Empirismus des Verstandes, diese „Philosophie der Kramladenbeleuchtung,“ doch weiß sie Geist und Leben anzuregen. Und jedenfalls wird auch bei dieser formlosen Weise des Speculirens und Irrlichterirens die Erübrigung des speculativen Geistes vielfach in's Publicum verbreitet, und der Gedanke weiß schon die Stoffe, mit denen er gemüthlich erquickt worden, zu durchbrechen....

Den directen Gegensatz gegen K. Ph. Fischer bildet sein Namensvetter Friedr. Vischer, außerordentlicher Professor der Aesthetik. Ein Geist voll energischer, durchschlagender Kraft, klar und besonnen, fern von allen leerem Bimborium und mystischem Gemunkel, feind aller leeren Gemüthseligkeit und Sentimentalität, aller Schwäche und doch mit einer Fülle von Phantasie und Gemüth begabt — Zeugniß geben seine Dichtungen, — herzhaft aber nicht herzlos, resolut und entschieden, hart und doch flüssig, prägt er für Wissenschaft und Leben einen entschiedenen Charakter aus. Auch seine ganze äußere Behabung entspricht seinem Wesen. In den hellen Augen weben die stillen Mächte der Phantasie und des Gemüthes, auf der Stirn herrscht der Gedanke, und das blonde Haar mildert den entschiedenen Ausdruck der festgedrungenen Gesichtsformen. In dem untersetzten, wohlgebauten Körper lebt eine energisch sich zusammenfassende Kraft, die sich keiner unsteten Beweglichkeit überläßt, aber auch jede ungefüge Schwerfälligkeit durch die Form überwältigt hat. — Doch diese Züge hat er selber sattsam in diesen Jahrbüchern abgeschildert. Die beiden Arbeiten haben ihre Wirkung gethan und seinen Namen gehörig in den Vordergrund gestellt. Sie erinnerten ein größeres Publicum an seine ästhetische Schrift, über das Erhabene und Komische, in welcher er seinem großen Vorbilde, Lessing, nach Gehalt und Form näher gekommen ist, als irgend einer der Mitstrebenden.

Seine Wirksamkeit hier ist eine bedeutende zu nennen. Denn es will etwas heißen, bei dem hiesigen Publicum so viel Interesse für das ästhetische Gebiet zu erobern, daß ihm die Fachwissenschaften auch nur so viel Raum abgetreten haben. Sein erstes Auftreten mit Vorlesungen über Göthe's Faust gab gleich die Entscheidung des Sieges. Seine Vorträge über deutsche Nationallitteratur-Geschichte, über die Nibelungen, über die Aesthetik fanden stetige Theilnahme. Er weiß aber auch den Stoff zu beleben, den Gegenstand zu beseelen, daß der Zuhörer ein Interesse daran gewinnen muß. Viel wirkte er durch die wiederholten Vorlesungen über das Hegel'sche System. Das war das Erbtheil, das ihm Strauß bei seinem unfreiwilligen Abgang von hier hinterlassen. Mit größter Gewandtheit schmolz er die harte Masse des ehernen Systems in durchsichtig klare Form, traf immer den Nagel auf den Kopf, gab seiner Darstellung Hände und Füße, und belebte und nährte den philosophischen Sinn mit allem Freimuth und mit aller Kraft, die ihm zu Gebote stand. Doch ist sein Element mehr der ästhetische als der logische Gedanke, und jenem hat er sich nun um so ausschließlicher zugewandt, je tüchtiger auch dieser letztlich seinen Träger hier gefunden hat.

Im Herbste 1840 beendigte er seine umfassende Reise in den Süden, auf welcher er namentlich in Rom mit O. Müller und Schöll zusammen war. In der Geschichte der Malerei, welche er in diesem Semester liest, giebt er die reichen Früchte seiner Studien und Anschauungen preiß. Freudig erkennen wir an, wie sein ganzes Wesen an Sicherheit, Freiheit und Form gewonnen hat. Den Römermantel, in dem wir ihn in seinem Hause bekleidet sehen, nehmen wir für mehr als bloßen Ueberwurf, er ist uns Symbol südlicher Formvollendung. Sogar die Art seines Vortrags hat ihren Gewinn davon: er ist nun fast ganz frei, leichte und schwungvolle Bewegung hatte er schon vorher. — Wir stehen keinen Augenblick an, zu erklären, daß Fr. Vischer seinen Platz hier auf eine vortreffliche Weise ausfüllt.

Nicht minder werden wir dies sagen dürfen von dem eigentlichen und einzigen Vertreter des reinen Gedankens auf unserer Hochschule: von Dr. Jak. Friedr. Reiff, der seit diesem Herbste sich hier habilitirt hat und Encyklopädie der philosophischen Wissenschaften so wie Psychologie vorträgt. Schon als Repetent am evangelischen Seminar trat er mit Vorlesungen auf — über das Verhältniß von Philosophie und Theologie seit Kant und über das Hegel'sche System. Mit der Theologie schloß er ab in seinem sehr schwer geschriebenen Aufsatze in der hiesigen theologischen Zeitschrift: „über das Verhältniß von Philosophie und Religion.“ In all solchen Leistungen konnte er seine eigene Richtung nicht rein herausschälen. Um mit sich selber ins Reine zu kommen, schrieb er die Schrift „der Anfang der Philosophie“ ꝛc. (Stuttgart 1840), welche, hätte er vorher einige Jahre docirt, vielleicht noch einen größeren Fortschritt in der Form hätte darthun dürfen.

Digitized by Google

In der genannten wichtigen Schrift, welche er seinen Vorlesungen über Encyklopädie zu Grunde legt, bietet er dem denkenden Publicum etwas entschieden Selbständiges und Eigenthümliches. Reiff geht darin über das Hegel'sche System hinaus, aber nicht wie die Schellingisten, welche es kaum über die Tendenz hinaus zu Correctionen des geltenden Systems brachten. Nach Reiff ist der gemeinsame Fehler des Systems und seiner christlichen Correctoren, daß sie die absolute Persönlichkeit und die Anschauung — welche letztere fordern — dadurch nicht zu dem verlangten Rechte kommen lassen, daß sie unvermögend sind, beide vor allen Dingen so scharf als möglich zu scheiden, auf den Ursprung des Gegensatzes zurückzugehen und dann die Reduction desselben zur Einheit — welche sie nur schlechtweg behaupten — nachzuweisen. Gegen diese positive Speculation habe Hegel mit seinem Princip der Negativität entschiedenen Vorzug. Reiff erklärt sich gegen diesen, einmal für allemal fertigen persönlichen Gott — indem Hinaussein der absoluten Persönlichkeit über sich und das Object erst der wahrhaftige Gott ist. Das absolute Jenseits ist erst als Resultat der Welt schlechthin über sie, somit auch über uns hinaus. Mit diesem Unterschied aber des Princips und des Resultats der Welt unterscheidet sich Reiff wesentlich von Hegel, dessen Gott auf ewige Weise sich selbst entwickelt, welche Entwicklung dann in die zeitliche Entwicklung der Welt auseinanderfällt, unbeschadet des ewigen Processes, in welchem Gott ist, — so daß Princip und Resultat identificirt, das Werden ewig ist. Nach Reiff hat sich — wie in der Logosidee — das Princip erst im zeitlichen Verlaufe durch die Welt hindurch zum wirklichen Gott, der schlechthin ist, indem er ist, zu vollenden. —

Reiff gewann sein philosophisches Bewußtsein aus der Kritik Hegel's, welcher — namentlich in seiner Phänomenologie — die Entwicklung des Selbstbewußtseins mehr als eine Zurücknahme des Gegenstandes, denn als eine Erzeugung desselben darstellt, wodurch er fortwährend die ideale und reale Geschichte des Selbstbewußtseins durcheinanderwirrt und zulegt, das Reale statt zu erzeugen, aufhebt. Aber auf eine idealistische Deduction des Realen legt Reiff gerade das Hauptgewicht: — der Uebergang von der Logik zur Naturphilosophie ist freilich ein wunder Fleck bei Hegel! —

Augenscheinlich knüpft Reiff an Fichte an — an Fichte, wie er Consequenz von Carteſius und Kant ist. „Das praktische Ich ist der Grund des theoretischen — dieser Satz ist ihm Princip der wahren Philosophie. Fichte hatte die Kant'sche Trennung der praktischen und theoretischen Vernunft aufzuheben begonnen, aber er hat die Elemente des Ich nicht in ihrer ursprünglichen Einheit aufgefaßt, den Anfang der Philosophie als die absolute Identität des Subjectiven und Objectiven nicht gefunden — weil er Setzen und Entgegensetzen als ursprünglich verschieden gefaßt hat. Reiff nun läßt das absolute Ich in der Bewegung der absoluten Unterscheidung die absolute Regung vollziehen. Dadurch verschwindet ihm das Fichte'sche Nichtich gänzlich. Und weil für das Ich jeder Gegensatz eines Andern, jede Schranke eines Nichtich verschwunden ist, weil eine absolute Identität des Subjectiven und Objectiven gewonnen ist, ist ein absoluter Idealismus gewonnen, der zugleich Realismus ist, während die Fichte'sche Philosophie subjectiver Idealismus ist, und nur vermittelst des Nichtich, also dogmatisch Realismus zu sein behauptet. Gegen Dogmatismus stellt sich Reiff in entschiedensten Widerspruch — nichts muß gegeben, Alles producirt, „idealistisch deducirt" werden. Das aber ist der Fehler der Hegel'schen Philosophie, welche zwar den entscheidenden Begriff der Idee als Erzeugen und Aufheben des Unterschieds entdeckt hat, daß erst durch Aufhebung des Unterschieds zum Bewußtsein kommt: die Identität sei Unterscheiden in sich; daß mithin der Unterschied für den Act der Aufhebung ein gegebener, also nicht producirt ist. Weil Hegel beide Acte trennt, so ist zwar die Production an sich das Erste, aber gesetzt wird sie doch nur sein als das Zweite; die Aufhebung ist ihre Voraussetzung. Allein nicht die Aufhebung des Unterschieds ist es, wodurch die Idee thätig ist, und wodurch sie damit selbst erst zur Thätigkeit der Unterscheidung kommt, die Aufhebung des Unterschieds ist vielmehr nur, indem der Eine Act der Unterscheidung durch sich selbst erlischt. Das reine Unterscheiden selbst ist das absolute Prius, und so kann Setzung und Aufheben der Unterscheidung gar nicht getrennt werden — absolute Identität des Subjectiven und Objectiven. Nur durch den absoluten Act der reinen Unterscheidung, in welchem eben so die absolute Identität erblickt wird, ist wahre Philosophie möglich.

Indem die bisherige Philosophie die Tendenz hatte, eben diesen Act der reinen Unterscheidung zu finden, ist der Anfang, den Reiff aufstellt — das reine Ich als die absolute Identität des Subjectiven und Objectiven in der unendlichen Wiederholung der einfachen Unterscheidung das absolute Wissen, als absolutes Handeln — eine von selbst sich ergebende Folge der bisherigen Philosophie. Bisher war beides, daß Ich schlechthin das Andere von sich unterscheidet, und daß es Princip der Realität ist, mit einander in Widerstreit. Bei Schelling verschwindet die Unterscheidung in der Identität als reiner Indifferenz, bei Hegel verschwindet sie als Act im Unterschiede. Aber die Identität ist als Aufhebung des Unterschieds die unmittelbare Folge des als Prius gesetzten absoluten Acts der Unterscheidung, und der Act der Unterscheidung ist die Voraussetzung nicht bloß des Unterschieds, sondern der Identität desselben selbst.

So ist der Widerstreit als Widerstreit des Ich mit sich

Digitized by Google

erst in seiner ganzen Schärfe herausgestellt. Das Ich ist absolute Entzweiung mit sich, denn es ist als das Unterscheiden eines schlechthin Anderen und nur darin es selbst. Hiemit eröffnet sich vor uns das Drama des Selbstbewußtseins, dessen tragische Natur uns nicht abhalten darf, in es einzugehen, weil wir sicher hoffen dürfen, daß es seine Widersprüche zur Versöhnung überwinden werde. Diese ist nur möglich, wenn das Selbstbewußtsein in uns als absolutes festgehalten wird, ohne es irgendwie an ein Jenseits entschlüpfen zu lassen. Erst durch die bestimmte Abweisung einer vorausgesetzten Realität gelangen wir zur wahren jenseitigen und diesseitigen Realität, zu einem absoluten Prius der Welt, dessen Entwicklung zum absoluten Resultate die diesseitige Realität der Schöpfung ist. Das ist der Anschluß an Kant, dessen einziger Fehler war, daß er den entscheidenden Gedanken einer praktischen Begründung der Realität Gottes nicht rein festgehalten, sondern die theoretische Annahme nur für ein praktisches Bedürfniß erklärt hat. Erst durch das Sollen gelangen wir zur ganzen Fülle der Anschauung dessen, was da ist, und wissen den ganzen Proceß unsers Selbstbewußtseins objectiv als den Proceß der Welt, womit ihr Prius, der Gang ihrer Entwicklung und ihr Resultat mit Sicherheit sich aufstellen läßt.

An Schelling knüpft er an in der Forderung der intellectuellen (productiven) Anschauung. Das Unterscheiden des Subjects und Objects ist als Act zu fordern. Um zu philosophiren, muß man sich geradezu ins Absolute stürzen, nur daß dieses Absolute nicht ein Object, sondern das reine Ich selbst ist. Die Philosophie beginnt nur durch absolute Freiheit, in welcher Ich am Anderen keine Schranke mehr hat, alle Voraussetzung aufgiebt und in dieser Abstraction nicht ein Anderes, das an und für sich ist, negirt, sondern vielmehr als reines Unterscheiden das Andere überhaupt setzt und Ich darin die absolute Identität des Subjectiven und Objectiven ist. In dieser reinen, freien Abstraction, welche zugleich Reflexion auf das in ihr Gesetzte ist, ist die Welt des Gegebenen völlig untergegangen, aber das Schattenreich, in welches diese Lethe führt, ist das wahre Leben des Geistes, aus welchem, ein gelöstes Räthsel, die Wirklichkeit in ihrer ganzen Schönheit und Wahrheit erst hervorbricht. Der Anfang ist demnach das Ich, als die völlig ungeschiedene Einheit des praktischen und theoretischen Ich, das sich durch Entzweiung zur realisirten Einheit, als praktisches Ich, das durch sich theoretisch ist, fortbestimmend von dieser Einheit aus sich zur absoluten Objectivität entäußert. Das Ende der Philosophie ist das Object, das Ziel ihres Idealismus, der Realismus der objectiven Wissenschaften — an welche die Hegel'sche Philosophie nicht herankommt.

„Die realen Wissenschaften möglich zu machen," das setzte sich Reiff zur Aufgabe, das erklärte er auch naiverweise in seiner Eingabe um Habilitirung — kein Wunder, wenn R. v. Mohl, als rector magnificus, der bis dahin glaubte, wirklich schon Lehrer der Staatswissenschaften zu sein, nicht begreifen mochte, wie er erst möglich werden solle. — —

Als erste philosophische Wissenschaft stellt Reiff auf: das System der reinen Willensbestimmungen. Zweite ist das System der reinen Formen des Anschauens: Naturphilosophie. In der dritten: der Philosophie des Rechts, erhält der contrat social eine eigenthümliche Bedeutung, eben so das Princip der Humanität und der Freiheit gegenüber von dem Princip der Nationalität und des Krieges. („Unsere politische Zersplitterung macht es uns möglich, unser Nationalgefühl durch die Humanität zu weihen und unsern unzweifelhaften Beruf zu erfüllen: diese Weihe den andern Völkern mitzutheilen"). 4) Die Philosophie der Religion — in der dritten Stufe der Religion der Menschheit ist die Religion selbst als Philosophie der Religion; — „die Dogmen lassen sich nicht mitnehmen, wenn man sich erkühnt, an die Quelle der Religion zu steigen; diese Kühnheit ist nur Sache der Freiheit, welche die Dogmen wegwirft, um die Religion selbst, die reine, lautere Religion, welche sich schaffend aus dem Innersten hervorbricht, zu gewinnen." — Hieher 1) Schleiermacher's Anschauung des Universums. 2) Kant's sittliche Gemeinde, deren Organismus das System des sittlichen Handelns, die Moral ist. (Hegel setzt die Sittlichkeit mit Unrecht in den Staat). 5) die Philosophie der Kunst. 6) die Philosophie als solche, die reine Philosophie, weil ihr Gegenstand das reine, mit sich identische Ich ist. Damit emancipirt Reiff die Philosophie von den fesselnden Fragen, ob sie der gegebenen Religion widerspreche. Für die Philosophie giebt es eine höhere Probe der Wahrheit, als die Uebereinstimmung mit dem Herkommen. Es ist wahr, was Herbart sagt, daß die Hegel'sche Philosophie zu viel Religion habe. Dadurch hat sie frommer Anmaßung in die Hände gearbeitet. In der Schule der Religion lernt man keine Psychologie, keine Logik und Metaphysik. Selbst die Idee Gottes hat in der reinen Philosophie keine Stelle. Eine christliche Philosophie ist so absurd wie eine christliche Logik und Psychologie. Die Religion darf aber damit nicht ihren eigenen Weg gehen wollen; sondern durch sich selbst hat sie sich vermittelst der Kunst zur Philosophie zu entwickeln. —

(Fortsetzung folgt.)

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Digitized by Google

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

14. Mai. № 115. 1841.

Die Universität Tübingen.

(Fortsetzung.)

Die reine Philosophie theilt sich in die 3 Sphären: 1) Psychologie, 2) Logik und Metaphysik — beide parallel, aber nicht identisch, wie bei Hegel; die Metaphysik sich trennend in Ontologie, Eidologie, Monadologie, — 3) die Erkenntnißlehre — durch sie führt die richtig begrenzte Metaphysik zu den realen Wissenschaften über: wahre Empirie ist nur durch Speculation möglich — die Hegelianer meinen, wenigstens die Methode des Meisters sei einmal für allemal fertig — Dogmatismus. Diese Methodologie weist nach, wie vermöge des Begriffs des Denkens, den sie entwickelt, der Idealismus zugleich wahrer, vollkommener Realismus ist. Dadurch haben wir nicht mehr nöthig, im Objectiven einen Rest des Realen zurückzulassen, der die Nothwendigkeit des Begriffs durch Willkür und Zufälligkeit begrenze. Wir dürfen hoffen, die Naturwissenschaft werde wieder eine Tochter der Philosophie werden und vielleicht darf sich die Philosophie dann auch der Anerkennung der Religion erfreuen, welche ja schon längst ihr feindseliges Verhältniß gegen die Naturwissenschaft aufgegeben hat. — —

Man sieht, in welch' umfassender Weise dieses System in die Fragen der Zeit eingreift. Hier ist wirklich Neues und Selbständiges, Originelles gegeben, System mit eigener Methode gegen System gesetzt, nicht im Rückfall, sondern im Fortschritt. Wir glaubten unserm Mann wie dem Publicum die Pflicht schuldig zu sein, durch eine übersichtliche Darstellung auf die Wichtigkeit und Bedeutsamkeit der Leistung aufmerksam zu machen. Gegenüber dem Positivismus und Dogmatismus der Schellingisten ist es ein gutes Zeichen, daß vor Allem die Unterscheidung gefordert und nicht vor Allem die wichtigste Errungenschaft bisheriger Philosophie, das Princip der Negativität in feiger Gemüthlichkeit im Stich gelassen wird. In der That, die wahre Tiefe des Gemüthes zeigt sich erst in der vollen Erfassung des tiefsten Gegensatzes. Nach Reiff darf die Philosophie von den Forderungen des Gemüthes nicht unterjocht werden, aber sie darf ihnen auch nicht widersprechen. Er kennt die Anmaßung des Gemüthes, die über das Denken herrschen will, welche nur Irreligiosität sieht, da, wo die tiefste, die wahrste Religiosität ist. In dem reinen Hinausgehen über das, was da ist, zugleich und in Einem sich nach außen zu öffnen, so daß Ich in Einem demselben sich öffnet, über welches es hinausgeht, das ist die Wahrheit, welche im Gemüth liegt; sie ist das Höchste, welches Reiff darstellen will, um eine Philosophie entstehen zu lassen, welche das Gemüth achtet, von ihm durchwärmt und beseelt ist, aber auch seine dunkle Tiefe zum reinen Lichte des Gedankens erhebt. — Es ist ihm Ernst mit der Wahrheit, deren Genuß nur aus ihrem Schmerz gewonnen wird. „Für die aber, welche die Wahrheit nur zum Genuß, „zu Befriedigung der Herzensbedürfnisse" wollen, ist die Wahrheit nur der Pelz, das frierende Herz zu wärmen, und sie sind nicht im Stande, durch die harte Form der Philosophie hindurch die Begeisterung zu fühlen, deren glühender Strom in ihr zu ruhigen und festen Gedankengestalten erkaltet ist...."

Mit einem Gemüthe von solcher Fülle der Begeisterung, und solcher Kraft der Negativität und zugleich mit einer auch äußerlich imponirenden, sogar derben Persönlichkeit ausgestattet, weiß er seine Zuhörer zu fesseln, auch wo ihnen das Verständniß ausgeht. Sie merken, daß hier Etwas gegeben wird, was all das leere Gezänke in und außer der Schule verstummen macht. Es kommt nur darauf an, daß solche Tüchtigkeit einmal Boden gewonnen habe, um für Lehrer und Schüler aus der allgemeinen Anerkennung eine Macht des Fortschritts hinnehmen zu lassen.

Sagten wir im Anfange, alle Richtungen der philosophischen Gegenwart seien hier repräsentirt, so zeigt sich dies nun schließlich in der entschlossenen Anlehnung Reiff's auch an Herbart, dessen Verdienste um den reinen Gedanken nur zu sehr verkannt werden, von einer Speculation, welche Feuerbach — auch ein Geist des Scheidens — eine tollgewordene Philosophie zu schelten nicht überall ganz Unrecht hatte.

Digitized by Google

Stellt sich unsere Facultät in diesem Theile mit entschiedenem Vorzug andern Universitäten gegenüber, so tritt sie ihnen in den realen Wissenschaften ganz zur Seite. Auch hier hat die philosophische Speculation nicht einmal ihre Resultate durch die objectiven Stoffe durchzusetzen vermocht. Am meisten noch läßt ihr nicht bloß passive Gerechtigkeit widerfahren Dr. Carl Friedr. Haug, ordentlicher Professor der Geschichte. Für seine Vorlesungen über deutsche Geschichte, Geschichte der neueren Zeit seit der Revolution, Verfassungsgeschichte der neueren Zeit, Methode der historisch-politischen Geographie ꝛc. findet er bei den schon dargelegten hiesigen Verhältnissen leider nicht die gehörige Theilnahme; denn nur die Universalgeschichte sind die Studirenden der Theologie und Philosophie zu hören gehalten, während die übrigen Facultäten kaum für die philosophischen Vorstudien sich bequemen mögen und nur vereinzelte Jünger in die Hörsäle der Philosophen schicken. Haug's charaktervolle, aber etwas harte und herbe Persönlichkeit, welcher die gefälligen Formen des Umgangs und Entgegenkommens weniger zu Gebote stehen als die Bande, womit biedere Tüchtigkeit fesselt, so wie sein zwar kräftiger, belebter, aber nicht freier und etwas monotoner Vortrag bei ungünstigem Organ, ist nicht geeignet, dem vortrefflichen Gehalt eine liebevolle und begeisterte Theilnahme verdienterweise anzuziehen. Die Zeit seines Studiums (im Stifte) fiel in den Kantisch-Storr'schen Supranaturalismus, von dem unbefriedigt er sich den historischen Studien zuwandte, ohne weiterhin sich selbständig bei der philosophischen Forschung zu betheiligen. Doch hat er sich Empfänglichkeit für ihre wichtigen Ergebnisse bewahrt, obgleich er es „nicht für Sache der Geschichte erkannte, sich abenteuerlich in den Dienst eines zumal selbst noch im Kampfe begriffenen Systems zu begeben." Hegel's Leistungen für die Geschichte, namentlich in dem Umfang der Religionsphilosophie, Aesthetik und Geschichte der Philosophie nennt er bewundernswürdig. So erhält er sich in freiem Verkehr mit der Philosophie und findet in ihrer Idee des organischen Lebens den Umschwung jetziger Geschichtsbehandlung begründet, die wesentlichste Bedingung einer und auch seiner allgemeinen Geschichte: die innere Einheit gegeben. Die Idee einer organischen Entwicklung in ihrer ganzen Größe und Fülle erfassend, stellt er die allgemeine Geschichte dar als die Entwicklungsgeschichte der Menschheit in ihren bedeutendsten, durch geistige Bedeutsamkeit echt universalhistorischen Völkerindividuen. Hiebei entrichtet er nun aber auch der Religion den schuldigen Tribut. „Der Ring, mit dem sich seine Geschichtsbetrachtung dem religiösen Bewußtsein anschließt" — wie der philosophischen Speculation in dem Begriff des Organismus, ist die einfache, gleich dem Aether Alles umfassende und durchdringende Idee einer allgemeinen, allerdings gerade in den wichtigsten Angelegenheiten der Menschheit am sichtbarsten sich bewährenden göttlichen Vorsehung" — die Geschichte der Entwicklung der Menschheit wird — nicht zu einer Geschichte des Reiches Gottes, sondern als auf menschlichem Boden bleibend, und Religion und Sittlichkeit, als die edelsten Blüthen des menschlichen Geistes, nicht, wie sie vor Gott sind, erfassend — Geschichte ihrer Erziehung. — Christus, das reinste Bild der verklärten Menschheit, giebt der Universalgeschichte die höhere Weihe und den festen Mittelpunkt, damit ihre Gliederung in die alte Zeit des natürlichen und in die neue Zeit des geistigen Menschen. Im Alterthum, in der Zeit der Natürlichkeit und Aeußerlichkeit tritt hervor. 1) der Orient, das Zeitalter der Kindheit; 2) der Occident — Griechen und Römer — Zeit der jugendlichern und reifern Männlichkeit; 3) der Orient und Occident in ihrem Ineinanderfließen: Greisenhaftes Absterben und Untergehen der alten Welt. (Diese Eintheilung ist gegenüber von Hegel sehr beachtenswerth). Die neueste Zeit, die christlich-germanische Periode, der Geist in seinem Unterschied von der Natur — theilt Haug ein in 1) das sogenannte Mittelalter — Kindheit und Jugend; 2) die neuere Zeit — das Mannesalter. —

Nicht seine Collegienhefte, sondern die Früchte 20jähriger Arbeit theilt der treffliche Mann endlich mit in der zu Stuttgart (1840) herauskommenden, sehr anziehend geschriebenen Allgemeinen Geschichte, zu deren Vollendung (sie ist auf sechs Bände berechnet) er im Bewußtsein seines Berufes, dem die öffentliche Anerkennung nicht entgehen soll, die Kraft gegen körperliches Leiden schöpfen wird.

Die classische Philologie wird vertreten von den ordentlichen Professoren Tafel und Walz. Beide sind gründlich gelehrt, auch der gelehrten Welt durch ihre Arbeiten bekannt, aber ihre Wirksamkeit hier greift nicht vorwärts. Der etwas tumultuarische Witz des jovialen Dr. Tafel und die durch Reisen gewonnene reiche Anschauung des zu wenig von seinem Inhalte angeregten und belebten Dr. Walz — er liest über alte Kunst und Tragödie u. s. w. — ist nicht fähig, den philosophisch gebildeten Geist zu ersetzen, welcher neuerdings für erfolgreiche Betrachtung des Alterthums unerläßlich ist. Man braucht die Philosophie weder als „Ruin" der Gründlichkeit, noch viel weniger der Universität überhaupt zu verabscheuen, wenn man die Mittel hat, dem Zuhörer die Erübrigungen des philosophischen Geistes aus der Wissenschaft, in die man sie hineinleitet, entgegenkommen zu lassen. Nicht das Studium der Philosophie, sondern der Mangel philosophischer Bildung hält die Jugend von begeisterter Erfassung des classischen Alterthums ab. Freilich braucht man nicht Philosophie zu studiren, um sie ins Lateinische zu übersetzen, nicht im Stoff, sondern im Geist liegt die Wissenschaft. Zu dem Alterthum muß man aber nicht bloß Gelehrsamkeit, so nothwendig sie ist, son-

Digitized by Google

dern auch den ebenso nothwendigen philosophischen und ästhetischen Sinn mitbringen, zu dem die Anregung in der Atmosphäre der Zeit liegt, wenn man sich nur nicht auf den Isolirschemel stellt. Der große Verfall philologischer Studien hier ist sehr zu beklagen. Gerade Hegel z. B. selbst wußte wohl, warum er die classischen Werke goldene Früchte in silbernen Schalen nennt. Die Früchte wachsen nicht auf dem Baume der bloß gelehrten, noch der bloß speculativen Erkenntniß. — Oder hätte das classische Alterthum aufgehört, den unversieglichen Brunnquell der Humanität zu bieten? Zur gelehrten Philologie fehlt Vielen das Talent, noch mehrern die Lust, die sie auf den Schulbänken gern zurückgelassen haben, den Meisten aber die Zeit. Soll ihnen darum sich jener Brunnquell verschütten? Gewiß ist Sinn genug dafür da, gewiß erwacht die Lust, wenn sie in einem lebendigen Verhältniß von Geist zu Geist geweckt und genährt wird. Eine mehr ästhetische Behandlung, die sich auf die Ergebnisse der gelehrten Forschungen stützt, thäte dem Alterthum Noth. Sie ist aber nicht Jedermanns Sache, am wenigsten Sache des Talentes für Forschung und gelehrte Gründlichkeit. Es wäre daher als dringender Wunsch auszusprechen, daß zu den genannten zwei tüchtigen Gelehrten ein freier angeregter Geist hinzuträte, um in diese Studien Seele und Leben zu bringen. Hoffentlich kommt Vischer dazu, seinem Versprechen gemäß einen Anfang mit Vorträgen über alte Tragiker zu machen. Er wäre der Mann, um der Sache Schwung zu geben.

(Fortsetzung folgt.)

Einige Worte über die Verfluchungsgeschichte und den Kirchenstreit in Bremen,

veranlaßt durch:

1) Die Verfluchungen. Im Interesse denkender Christen von einem Anonymus des bremischen Bürgerfreundes. Bremen 1840, bei Heyse.

2) Bekenntniß bremischer Pastoren in Sachen der Wahrheit. Bremen 1840, bei Heyse.

3) Bemerkungen über die Confession der zweiundzwanzig bremischen Pastoren. Von einem Protestanten. Oldenburg 1841. Schulze'sche Buchhandlung.

Wenn die verehrte Redaction dieser Blätter einen Bericht über jenen Streit, der uns allerdings je länger, je mehr zu interessiren beginnt, von einem ihrer Referenten im Süden des deutschen Vaterlandes fordert, so kann sie kein Eingehen auf den persönlich injuriösen Streit verlangen, sondern nur ein allgemeines Urtheil über das Recht der streitenden Parteien und den wahrscheinlichen Verlauf des einmal herb genug instruirten Processes. Dieses Urtheil wird dann um so objectiver sein können, ohne daß es darum an der Bestimmtheit der Bezugnahme einzubüßen hätte, da ja auch wir im Süden theologische Händel und kirchliche Streitigkeiten sattsam vor Augen haben.

Allbekannt ist, wie der elberfelder Pastor, Krummacher, dem Publicum der St. Ansgariigemeinde in Bremen unter allen Donnern und Wettern des Berges Sinai, und unter kräftigsten Verfluchungen von christlicher Kanzel herab, die Hölle heiß zu machen versuchte. Dr. Paniel trat mit den Waffen des Rationalismus im Interesse der allgemeinen Duldung gegen den pietistischen Eindringling auf. Nun war der Streit in Flammen, die Parteien hatten ihre Führer. Alsbald erhielt der Dr. Paniel ein „Sendschreiben," das voll abgöttischer Verehrung für den Zeloten über ersteren, „wie über einen Tempelschänder herfällt," und ihn vor das peinliche Gericht der heiligen, scheinbar gelehrten Inquisition zu stellen versucht. Paniel hatte sich in exegetischer und historischer Waffenrüstung, namentlich gegen die Verfluchung, als eine unchristliche, heidnisch-jüdische Sache ausgelassen. Dies besonders will in dem „Sendschreiben" wiederum auf scheinbar gelehrte Weise bekämpft werden. Und dagegen nun und für Paniel's Ansicht, um diese als die richtige darzuthun, ist das erstere von genannten Broschüren gerichtet.

Der besonnene aber energische Verfasser führt mit Hilfe seiner historischen Gelehrsamkeit die Resultate zu Tage: 1) „Der alttestamentliche Fluch ist eine aus dem Heidenthum herstammende Form, die Macht des Stammgottes in der Person seiner Diener zu bethätigen, und ein zu Halsstarrigkeit, Ungehorsam und Abgötterei geneigtes Volk durch alle Schrecken der Phantasie in seiner Pflicht zu erhalten, vor Uebertretungen aber zu warnen. 2) Wie im heidnischen Fluche, ist auch im jüdischen bald eine Voraussetzung magischer Naturwirkungen, bald eine Berufung auf eine höhere und wahrhaft göttliche Gerechtigkeit zu vernehmen, ja 5. Mos. 27, 15 findet sich ganz die Anwendung auf die Sicherstellung der von der Civilisation geforderten gesellschaftlichen Verhältnisse, welche wir bei Griechen und Römern von dem Fluche gemacht finden. 3) Daher ist auch bei den Juden der crasse Begriff Fluch allmälig stumpfer geworden und in die mildere Bedeutung eines dem Gewissen auf's Eindringlichste empfohlenen Eides übergegangen. 4) Von dem Fluche wesentlich verschieden ist der Bann (ἀνάθεμα, im Unterschied von ἀρα, καταρα), welcher sich auf die für den Herrn ausgeschiedenen, ihm geweihten Gegenstände bezieht, auf denen aber eine schuldvolle, sündige Eigenschaft an sich nicht lastet; wiewohl Menschen, die dem Herrn verbannt sind, als Sühnopfer für das jüdische Volk (denn auch der Bann ist ursprünglich Heidenthum) sterben

Digitized by Google

müssen, und auch die, welche Verbanntes zu profanem Nutzen entwenden, dem Tode verfallen."

„Der altmosaische Fluch hatte bei den Propheten das Heidnische verloren, so daß er lediglich einen hohen sich aus allem Bösen von selbst ergebenden Unsegen bezeichnet, die grausenhaften Imprecationen aber auf sich beruhen."

„Aber in der Epoche des sich mehr und mehr selbst verwahrlosenden Judenthums, in dieser Epoche der Werkheiligkeit, der Glaubensaufpasserei, der Parteieifersucht und Verketzerungslust erschuf man Formalien — zur Wiederherstellung der Kirchenzucht — Glaubensgericht und Inquisition. Da zuerst kam die Handhabung jenes Anathema auf, dessen Segen man uns jetzt wieder zu Gemüthe führen will. Die drei Grade von Excommunication waren ein Werk der Pharisäer, der vorzugsweise herrschenden Secte affectirter Judenstoiker, die auf Schaustellung ihrer Frömmigkeit und mit großem Geräusche auf dem Markt zu verrichtender Werke der Andacht jenen geistlichen Hochmuth gründeten, welcher ihren Namen für ihre Geistesgenossen noch heut zu Tage sprichwörtlich erhält" — — (S. 33—37).

Es bleibe somit selbst für das alttestamentliche Judenthum der Satz bestehen, daß das Anathema weiter nichts als Ausgeschlossenheit von der Kirchengemeinschaft bedeute. „Aber was gehen uns die Juden an? Ist der große, heilige, gewaltige Palm- und Siegesbaum des Christenthums nichts als etwa die krüppelhafte knorzige Stechpalme des Israelitismus, gepfropft?" — „„Aber im neuen Testamente wird Anathema gerufen wie im alten!"" — Die Stellen des Paulus seien vielleicht in dessen Geist milder zu deuten und etwas Menschliches an dem herrlichen Mann. Jedenfalls aber steht fest: „aus Christi Munde ist nie eine Anregung an die Seinen gekommen, daß sie Jemanden fluchen sollten."

Ob nun aber durch Paulus oder durch sonst Jemand der Bann in die alte und mittelalterliche christliche Kirche eingeführt — so kommt zuletzt Alles darauf hinaus, ob „der Unterschied zwischen einem Paulinischen, d. h. auf alttestamentlichen Opfer- und Blutideen fußenden, und einem Johanneischen, d. h. reingeistigen und in Gott nichts Anthropomorphisches gelten lassenden, Christenthume, wirklich für eine bloße Grille zu achten wäre?" (S. 46). „Das Judenthum ist außer dem Einen unschätzbaren Dogma: „Ich bin der Herr dein Gott, du sollst keine anderen Götter haben neben mir;" arm an eigentlicher Lehre und religiöser Erbauung" (S. 34). „Das Judenthum, so einen glücklichen Keim es in seinem Monotheismus enthielt, um die Grundlage einer rein geistigen Religion zu werden, war, was das ursprüngliche Ritual betrifft — und auch in den feierlichen Verfluchungen durch Priestermund — den Religionen des Heidenthums durch und durch analog. Daß man uns das Judenthum, denn das allein haben wir ja doch im alten Testamente, als gleicher Würde mit dem Christenthum einreden will (oder bedeutet die Gleichstellung des alten und neuen Testaments in ihrer Bündigkeit für unsere Gewissen etwas Anderes?), das ist ja eben der große Sti tpunkt, um welchen die Geistesgläubigen mit den Buchstabengläubigen auseinander sind"..... (S. 8).

Was will nun der Verfasser? Zunächst will er trotz dem von ihm aus dem Bundesbegriff, der Beschneidung, des Wetteifers Mosis mit den ägyptischen Zauberern, des blutigen Anstrichs (an den Hausthüren) für den Todesengel zu Gunsten der israelitischen Erstgeburt, der Einwohnervertilgung, der Menschenopferung, der Thatsache in 2. Mos. 3, 21 flg., wornach auf Jehova's Anweisung „das honette Volk Israel sich nicht entblödet, den Aegyptiern ihre goldenen und silbernen Geräthschaften zu stehlen" (S. 7). — trotz dem von ihm geführten Beweise für das Heidnisch-Stammgöttische des Judenthums „weder das Ansehen der Bibel schwächen, noch den alttestamentlichen Glauben als ein Heidenthum bezeichnen" (S. 23); 2) will er, daß man von frommer Seite her sich in der wissenschaftlichen Theologie feststetze, um gründliche Kunde des Urtextes und der altchristlichen Ausleger, der Kirchenväter und Alles dessen zu erwerben, was zum echten Apparate des Bibelverständnisses gehört — man würde dann nicht in Versuchung gerathen, die Leidenschaften des Pöbels zu Hilfe zu rufen und somit sich zugleich an der Würde der Menschheit und am Interesse des öffentlichen Friedens zu versündigen" (S. 51); — 3) er will Aufnahme, wenigstens liberale Würdigung des gesammten Bildungsschatzes unserer in Philosophie, Litteratur, Politik, Kunst, Industrie unendlich entwickelten Zeit, also nicht bloß das bibel- und buchstabenfeste Christenthum, welches am Ende sich bis zu jenem italienischen Bettelmönch vergessen mag, der, als ihm trotz aller seiner Donnerreden und orgiastischen Geberden, das Volk zu einem Bajazzo davonlief, ohne sich zu besinnen, den Trumpf aufsetzte, daß er, das Crucifix drohend emporhaltend, ausrief: „Dies ist der wahre Bajazzo!" (S. 56—58); — 4) er will „das Christenthum als A und O aller Civilisation; zwar kein philosophisches, mythologisches, accommodirtes, sondern ein reines, biblisches, kirchliches, für Geist und Herz, Gelehrte und Ungelehrte; das Christenthum mit der Bildung; denn auch des Dichters Wort, auch des Weltweisen einsamer Gedanke, ist Ausfluß göttlichen Geistes und Gott hat selbst den Heiden nicht verworfen" (S. 65); 5) er will demgemäß die Bibel alten und neuen Testaments, aber nicht, daß wir den Buchstaben, sondern daß wir den Geist ehren; 6) endlich will er Duldsamkeit, nicht zudringlichen Bekehrungseifer, keine gehässigen Parteibeinamen, Liebe gegen Freund und Feind, vor allem von der Kanzel her nicht Worte des Fluches, sondern des Segens, denn wäre auch im Mosaismus die Verfluchung göttliches Institut, so ist Mosaismus kein Christenthum; Christus hat nicht geflucht; Gott spricht: die Rache ist mein (S. 67); und selbst die heidnische Priesterinn Theano, Menon's Tochter, als man ihr ansann, den Alcibiades zu verfluchen, antwortete: „Ich bin zum Beten da, aber nicht zum Fluchen" (S. 17).

(Fortsetzung folgt.)

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Digitized by Google

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

15. Mai. № 116. 1841.

Die Universität Tübingen.

(Fortsetzung.)

Die philologia sacra ist in den tüchtigen und fleißigen Händen von Prof. Jäger, einem in Formen des Umgangs mehr als seine Collegen ansprechenden Mann. — Professor der orientalischen Sprachen und Litteratur ist H. Ewald. Wir bedauern es sehr, die Wirksamkeit des bedeutenden Mannes weit hinter den Erwartungen zurückbleiben zu sehen, welche man von ihm hegen durfte. Man hat Ewald in Tübingen schon ein Unglück genannt — wenigstens für ihn und die Wissenschaft. Tübingen ist nicht Göttingen. Ewald ward in seiner Vaterstadt zu sehr verwöhnt und verhätschelt, als daß er sich in das ungefüge Schwabenthum hätte fügen mögen. Hier zu Lande kommt man nicht mit fertigen Huldigungen entgegen; man kauft keine Katze im Sack, man will vorher sehen, was daran ist. Trifft es sich, daß Charakter und Leistung entsprechend gefunden wird, so wird das schwäbische Gemüth all seine nachhaltige Wärme dem Gegenstande seiner Verehrung weihen. Trifft es sich aber nicht, so könnten eher die Steine schreien, als daß man sich anders benähme, denn wie man denkt. Da hilft nicht Trotz und Zorn, selbst die Ansprache des Mitleids verfängt nicht: gleichgiltig läßt man's eben „gehen" und kümmert sich nichts drum. Leider ging es so mit Ewald. Das, worin seine Größe besteht, die Linguistik, findet hier nur einen sehr schmalen Boden, auf welchem sich höchstens ein und der andere Sprößling pflanzen läßt. An dem aber, worin er in Göttingen als Heros vergöttert wurde, an seinem Philosophisch-Theologischen, wollen die hiesigen Studiosen durchaus keinen Geschmack finden. Freilich brauchen sie gediegenen Stoff zu ihrem Fortkommen, und keine dürren Abstractionen; sie sind in Philosophie und Theologie an keine magere, norddeutsche Stoffe gewöhnt. Ewald meint, er als Dr. der Theologie und Philosophie von Göttingen müsse den Tübingern doch etwas Besseres und Höheres bringen — diese glauben, die philosophischen und theologischen Studien der Eberhardina seien weiter voran, als die der Georgia-Augusta selig; Ewald meint, seinen Zuhörern hie und da auch noch das Schema erklären zu müssen, — unsere Tübinger glauben, sie wären schon als zwölfjährige Jungen durch das erste Landexamen gefallen, wenn sie nicht ein fehlerfreies „Argumentle" hätten liefern können. Ewald und seine anfänglichen Zuhörer verstanden einmal einander nicht, diese blieben weg und jener bestieg im folgenden Semester nicht mehr das Katheder. Natürlich mußte ihn das verstimmen, wenn er in Göttingen hatte zugeben müssen, er sei nicht nur einer der größten Linguisten, sondern auch noch ein großer Philosoph und Theolog; wenn er erleben mußte, daß für Vorlesungen, wie über biblische Theologie, welche seine Göttinger in Extase versetzten, für welche er auch in Tübingen dem göttinger Maßstab gemäß die größten Auditorien für zu klein hielt, bald auch das kleinste zu groß war. Schlug nun sein wissenschaftlicher Charakter nicht in den einmal so angelegten Zettel ein, so war sein persönlicher Charakter mit den Ingredienzien von Sentiment, Eigensinn, Unbeholfenheit, Eitelkeit und Hochmuth, von denen diese Jahrbücher einmal sprachen, trotz all seiner Begeisterung für Wahrheit und Recht, trotz seiner großen, ehrenhaften That, welcher man auch hier alles Recht widerfahren läßt, nicht geeignet, hier seine Ansprüche geltend machen zu können. An sich nicht gesellig, stieß er in seiner Verstimmung nur noch mehr ab durch mißliebige Urtheile über Landesart und Landessitte, und wir müssen beklagen, daß er so die Entschädigung für äußeres Unglück — auch seine Frau ist ihm hier gestorben — nicht finden kann, die ihm Tübingen hätte gewähren können und sollen, wenn er sich in die hiesigen Verhältnisse hätte finden können. Wir beklagen, daß er hier auf den Trümmern seines akademischen Ruhmes und Wirkens vereinsamen zu müssen, das Unglück hat. — Wir sind eben, sagen wohl seine norddeutschen Verehrer, dieser Perle nicht werth. Nun so sollte er uns seiner werth machen. — Hier zu Lande aber meint man, was der Mann werth sei, widerfahre ihm. Seitdem die coburger Sechser bei uns abgeschätzt sind, sieht man sich noch viel genauer die Münzen an, welche von Norden uns zugeschickt werden. Aber wir nähmen sie gewiß lieber als

Digitized by Google

vollgiltig. — Es gefällt uns Falstaf nicht, wenn er die Ehre zu dem Leichensteine eines Lebendigen macht. — —

In der altdeutschen Litteratur geht Bibliothekar Dr. Adalbert Keller — rühmlich bekannt durch Uebersetzungen und Herausgabe mittelalterlicher Poesien — dem Prof. Vischer zur Seite. In Bezug auf ausländische Litteratur schließt er sich an Peschier an, der von Genf als außerordentlicher Professor derselben hieher berufen wurde. Seine französischen Vorträge über französische Litteratur eröffnen seinen wenigen Zuhörern interessante Perspectiven in die Litteraturgeschichte des Nachbarvolkes, welche er gewandt und unbefangen in treffende Beleuchtungen zu stellen weiß. Leider finden alle derartigen Interessen hier durchweg nicht die größere Theilnahme, welche sie selber erst recht zu heben vermöchte.

Auch die Naturwissenschaften haben hier sehr spärlichen Raum. Prof. Nörrenberg, ein Ausländer, liest Experimentalphysik vor einem zu ihm gezwungenen Publicum (Theologen) mit entschiedener Tüchtigkeit. Doch nur den ganz Wenigen, welche sich dem Studium hingeben, stellt er sich nicht bloß ironisch gegenüber. Sein litterarischer Verkehr geht mehr nach Frankreich, als nach Deutschland. Optik ist sein Hauptfach, bekannt ist sein Lichtpolarisations-Apparat. Ihm zur Seite stehen für Physik Dr. Osterdinger, Privatdocent, für Mathematik der außerordentliche Prof. Dr. Hohl, ohne Bedeutenderes zu leisten. Mehr wirkt der zum außerord. Prof. der Mineralogie aus Berlin herbeigerufene, auch philosophisch angeregte Dr. Quenstedt, dessen geistreiche Vorträge über Geographie, Geognosie, Geologie und Petrefactenkunde in ihrer jugendlichen Lebendigkeit eine verhältnißmäßig zahlreiche Zuhörerschaft anziehen.

Bei diesem Bestande der Facultät tritt natürlich eine Menge wissenschaftlicher Objecte nicht in den Cyklus der Vorlesungen. Indeß, wie einmal die Verhältnisse sind, werden nicht bloß die akademischen Bedürfnisse, sondern auch die wissenschaftlichen Ansprüche von der Facultät im Ganzen mit eben so viel Eifer als Tüchtigkeit befriedigt. Im Einzelnen läßt sich freilich Vieles besser denken — le plus grand ennemi du bien c'est le meilleur.

Die theologische Facultät reiht sich würdig der philosophischen an. Auch sie vereinigt in ihrem Schooße alle bedeutenden Elemente der theologischen Bewegung jetziger Zeit. Da hier neben der evangelisch-theologischen auch eine katholische besteht, betrachten wir zunächst die erstere. Ihre Mitglieder sind die vier ordentlichen Professoren v. Baur, Elwert, Kern, Schmid — wozu sich seit diesem Semester Dr. Eduard Zeller als Privatdocent gesellt — lauter Württemberger, alle im hiesigen Stifte als Schüler und Lehrer gebildet. Auf keiner Universität kann der Lehrer der Theologie eine schönere Wirksamkeit haben, als hier. Ihre Zuhörer erhalten sie wohl erlesen und wohl geschult aus dem Seminar, worin diese die ersten drei Semester ihres hiesigen Aufenthalts lediglich dem historischen und systematischen Studium der Philosophie zu widmen haben, unterstützt durch litterarische Hilfsmittel aus der reichen Seminarbibliothek, geleitet nach Maßgabe des allgemeinen Studienplans und des besondern Bedürfnisses von den sogenannten Repetenten, lauter meist talentvollen und auf gleichem Wege gebildeten jungen Männern. Auf so wohlgebautem Grunde läßt sich nun leicht und sicher der Ausbau der eigentlichen Fachwissenschaft betreiben, bei welchem die Stiftsverhältnisse nach ihrer wissenschaftlichen und wohl auch sittlichen Seite wiederum auf's Günstigste fortwirken müssen. Der theologische Geist, die theologische Cultur des Stiftes ist für Schüler und Lehrer eine Macht, in welcher sich der jeweilige theologische Zeitgeist vollständig repräsentirt sieht. In diesem theologischen Gemeinwesen werden bei dem geltenden Princip individueller Freiheit, von der wir anfangs gesprochen, alle Momente der Zeitbewegung mitgelebt, alle Richtungen der Gegenwart schatten sich darin ab, und ausgeschlossen wird nur die Vergangenheit. Hegel und Strauß, Schelling und Fischer, Schleiermacher und Nitzsch, Tholuck und selbst Hengstenberg finden ihre Theilnahme, nur Bengel und Storr, nur Paulus und Bretschneider, nur Wegscheider und Ammon, nur Röhr, der göttliche, nicht. Und dies so sehr, daß wir uns aus guter Quelle sagen ließen, wie unlängst ein junger, rationalistisch gebildeter Theolog von hier für eine sehr angenehme und günstige Hofmeisterstelle gesucht wurde, aber unter einer ganzen Promotion von 30 Candidaten sich keiner finden ließ, und derjenige, den man mit einem Vorschlag dazu neckte, sehr ernstlich gegen die Ehre protestirte. — Selbst die Pietisten — und es sammelt sich immer ein Häuflein Auserwählter, die in den obersten Etagen des Stiftes, wo die Zimmer „Zion" und „Elysium" sich befinden, harmlos als ecclesiola pressa wohnen — müssen dem Studiengang gemäß so viel Philosophie verschlucken und aus der sie umgebenden Atmosphäre so viel Wissenschaftlichkeit einathmen, daß sie den Unrath niemals mehr ganz von sich werfen können, sondern nothwendig durch diese Eisenmittelcur in Stand gesetzt werden, ihr in der Stubenluft der Gemüthseligkeit und hinter dem Ofen der Geschäftswärme entkohltes und fade gewordenes Blut etwas aufzufrischen. Dadurch verlieren sie doch in etwas wenigstens die bleichsüchtige Furcht vor der Kritik und die hysterische Angst vor der Philosophie; finden Vermittelungspunkte zwischen theologischer Wissenschaft und religiösem Leben, und überwinden die absolut orthodoxe Intoleranz, die sich immer nur auf Ignoranz begründet. Prof. Dorner in Kiel hatte sich immer an die Pietisten angeschlossen — man lese sein Werk

Digitized by Google

über die Christologie und vergleiche es mit Hengstenberg und Consorten! —

(Fortsetzung folgt.)

Einige Worte über die Verfluchungsgeschichte und den Kirchenstreit in Bremen.

(Fortsetzung.)

So der anonyme Verfasser des gehaltreichen, aber sehr fragmentarisch und aphoristisch geschriebenen Schriftchens über „die Verfluchungen." Ich habe sein Wollen und Nichtwollen eines Breitern sich aussprechen lassen, weil er einer wichtigen religiösen und theologischen Richtung gediegenen und besonnenen Ausdruck verleiht. Allein er hat wohl zu viel und zu wenig gewollt, zu viel von den Gläubigen, zu wenig für sich.

Ganz recht fordert er mehr Wissenschaft von ersteren, aber mit dem exegetischen und patristischen Studium, mit der bloßen Gelehrsamkeit ist es nicht gethan. Citaten und Gründen lassen sich in Ewigkeit Citate und Gründe gegenüberstellen, das sieht man auf's Beste aus den Einreden gegen die Strauß'sche Kritik. Es kommt lediglich auf den einen Grund des Glaubens oder des Wissens an, auf welchem man das Gebäude des gelehrten Beweises — und beweisen läßt sich von einem scharfsinnigen Verstande Alles, was man will und glaubt — zu erbauen sich herbeiläßt. Wohl ist es recht: wer sich tüchtig in die gelehrte Arena begeben hat, wird mit anderen, geistigern Waffen zu kämpfen gelernt haben, wird ehrlich den Ehrlichen anzuerkennen wissen und nicht durch Inquisition und Insgewissenschiebung dem Gegner das Bein zu stellen suchen; und wer nur überhaupt einmal ernstlich Kritik zu üben gelernt hat, wird besonnener und umsichtiger auftreten, ja es ist nothwendig zu denken, er werde manchen Stein in das Gebäude seines theologischen Lehrgebäudes mit aufnehmen, den er vorher schlechtweg als profan und ketzerisch verworfen hätte. Indessen war Pfarrer Hirzel in Pfäffikon ein Gelehrter und hat doch den züricher Landsturm mit Stutzen, Stickeln und Stangen bewaffnet. Und auch Hengstenberg ist Gelehrter, ohne seine rohe „evangelische" Unduldsamkeit gegen alles andere Wissen, Forschen und Glauben durch den wissenschaftlichen Fortschritt, den er, wie nicht zu läugnen, in seinen Schriften nach und nach gemacht hat, milder und christlicher werden zu lassen.

Aber unser Verf. selber: was hat *er* gewonnen durch *seine* gelehrte Bildung? Er hat das Pauliniſche Juden-Christenthum von dem Johanneischen zu trennen gelernt. Dieses letztere weiß er als das reingeistige, von allem Anthropomorphismus freie Christenthum zu verehren und zu glauben. Er ist so statt ein „Buchstabengläubiger" ein „Geistesgläubiger" geworden.

So glaubt er denn also an den Geist. Glaubt er an den Geist als den, der da Alles erforscht, auch die Tiefen der Gottheit, glaubt er an die Alles überwindende Kraft des Gedankens, an die — wenn auch nach Jahrtausenden erst zu verwirklichende — Möglichkeit des Menschengeistes, das Absolute in seiner Fülle und Reinheit zu begreifen und zu wissen, glaubt er daran, daß der Geist fort und fort die ihm fremden und inadäquaten Aeußerlichkeiten durchbrechen und verklären wird — dann gut. Glaubt er aber bloß an den Geist des Johanneischen Christenthums, so fürchte ich, sein Glaube sei unzureichend und insofern eitel. Nicht als ob ich die Herrlichkeit der Johanneischen Verkündigung antasten wollte, da sei Gott vor. Aber wenn sie vom Vater und vom eingebornen Sohn, der in des Vaters Schooß sitzt (1, 18), von einem „lebendigen" Gott (Joh. 6, 69), von dem Geist „herabfahrend wie eine Taube vom Himmel" (Joh. 1, 32), von den „vielen Wohnungen im Hause seines Vaters" (14, 2) u. s. w. redet, wie steht es mit den Johanneischen Anthropomorphismen? Wie bringt der Verf. die Präexistenz des Logos, die Wunder der Wasserverwandlung, Fernheilung, Todtenerweckung ꝛc. in seinem reinen „Geistesglauben" unter? So gut er *davon* absieht, so gut hätte er auch absehen mögen von der in die Pauliniſche Lehre hereingenommenen jüdischen Opfer- und Straftheorie; denn im Uebrigen ist die ethische Seite in beiden Verkündigungen gleich rein, in Johannes mehr ideal, in Paulus mehr praktisch, und da ist es Paulus ja eben, der immer auf Verinnerlichung und Vergeistigung der historischen Thatsache dringt, ein geistiges Mitleben, Mitleiden, Mitsterben, Mitbegrabenwerden und ein geistiges Mitauferstehen des innern ethischen Menschen lehrt und verlangt.

Wenn nun der Verf. für sich nur ein Johanneisch-geistiges Christenthum verlangt, so will er zu wenig für sich und zu viel von den Andersgläubigen, von denen er Aufgebung des Pauliniſchen Christenthums fordert.

Muß er aber, wenn er billig sein will, den positiv Gläubigen ihr Pauliniſches Christenthum eben so gut lassen, als er sein Johanneisches, im Grunde von jenem gar nicht verschiedenes Christenthum sich vorbehält, so muß er sich auch bequemen, jenem seinen Zusammenhang mit dem alten Testament zu lassen. Dieser Zusammenhang ist allerdings ein wesentlicher und innerer. Das neue Testament als solches kann nicht von dem alten getrennt werden, sobald man nur in einem einzigen Buche des ersteren eine positive *Autorität*, sei es auch für einen „Geistesglauben," anerkennt. Damit käme denn allerdings der aufgeklärte Verf. sehr ins Gedränge. Aber das ist Frucht und Gewinn solcher Mittelstellung, daß sie trennt, was vereinigt sein muß, und vereinigt, was getrennt sein will. Und mit allen Abgrenzungen und Unterscheidungen zwischen Aeußerem und Innerem, Wesentlichem und Unwesentlichem, Nothwendigem

Digitized by Google

und Läßlichem ist nichts gewonnen. Wer einen Markstein verrückt, findet nach seinem Tode, nach dem Volksglauben, keine Ruhe, er muß umgehen, bis er erlöst wird, durch einen, der ihm den Stein wieder an den rechten Platz zurückversetzen hilft.....

Und dieses Heil ist in keinem Andern, und es ist auch kein anderer Name gefunden, durch welchen der „Geistesgläubige" aus seiner Unbestimmtheit und Grenzenlosigkeit erlöst wird, als Kritik und Speculation. Diese erst vermögen von dem ruhelosen Um- und Umgehen in dem gespenstig sich darstellenden Gebiet des sogenannten Positiven zu befreien, indem sie das Reingeistige, Begriffliche aus der mehr oder weniger trüben Hülle zu läutern und zu verklären verspricht. Ich sage verspricht, weil kein Vernünftiger die Speculation und Kritik in irgend einer gewesenen oder gegenwärtigen Gestalt gegen zukünftige weitere, höhere und tiefere Entwicklung des für die Ewigkeit gewonnenen Princips für abgeschlossen erklären wird.

Da wird sich denn die Streitfrage über Judenthum und Christenthum, altes und neues Testament ganz anders lösen. Der geehrte Verf. unsers Schriftchens will die Bibel alten und neuen Testaments, so aber, daß „wir den Geist ehren, damit wir uns der Mittel, dieses heiligen Buches Ehre, nach der Väter Weise, auch bei den fortschreitenden Geschlechtern zu erhalten, nicht selbst berauben, indem wir denselben einen Buchstabenglauben aufdringen, wider den sich ihre mündig gewordenen Einsichten sträuben, so daß das edle Wort Gottes durch uns, die wir das Salz der Erde sein sollen, in Verachtung geräth." Das ist ganz schön und gut, aber die naive „Weise der Väter" hält bei der heutigen, nothwendig in Schule und Haus schon die Jugend ergreifenden Reflexionsbildung nicht mehr vor. Der kindliche Glaube der Väter ist unwiderbringlich verloren. Oder es sage uns der Verf., wie er des heiligen Buches Ehre nach der Weise der Väter bei einer Jugend erhalte, welche er darüber zu belehren sich beeilt, wenn Moses den Wettstreit (2. Mos. 7, 8) mit den ägyptischen Zauberern darauf hin eingeht, daß „der Herr sprach zu Mose und Aaron, wenn Pharao zu euch sagen wird: beweiset eure Wunder, so sollt du zu Aaron sagen, nimm deinen Stab und wirf ihn vor Pharao, daß er zur Schlange werde"..... — Das sei „durchaus im Geiste des urheidnischen Fetischwesens" (S. 21). — Ferner „die schreckliche Sitte, die Einwohner der eroberten Städte zu vertilgen [welche doch ausdrücklich von dem Herrn geboten (2. Mos. 17, 14; 4. Mos. 31, 17; 5. Mos. 1, 2 ꝛc.)] könne man nicht als einen Gedanken des Vaters aller Menschen, sondern lediglich als eine sehr wohl überlegte, consequente, immer aber hartherzige und inhumane Maßregel des Gesetzgebers anerkennen" (S. 22); — endlich, es sei nicht honett vom Volke Israel gewesen, den Aegyptiern ihre Geräthe zu stehlen, da doch der Herr sprach: „Ich will diesem Volke Gnade geben vor den Aegyptern, daß, wenn ihr ausziehet, ihr nicht leer ausziehet" u. s. w. (2. Mos. 3, 21 flg.). — Ja, was kommt für eine Ehre für das heilige Buch heraus, wenn darin steht: „Gott sprach," und der Verf. dazu die Erklärung giebt, das heiße soviel, als: „Gott sprach nicht!" —?

Widerspruch und Verwirrung ist unvermeidlich, sobald es mit jenem „Geistesglauben" ernstlich und gründlich genommen werden will. Auch ist nichts damit gewonnen, wenn man bloß die moralische Quintessenz herausdestilliren will; denn das religiöse und ethische Moment, das „Gott sprach" und das: „Du sollst thun" läßt sich in der Bibel nicht trennen. Und doch will der Verf. die Bibel alten und neuen Testaments, und ein reines, biblisches, kirchliches Christenthum. Da sehe er zu. Und wir selber wollen gleich sehen, was die Biblischen zu seinem „biblischen Christenthum" sagen.

Das „Bekenntniß bremischer Pastoren in Sachen der Wahrheit" erklärt (S. 7): „Sündliche Lust, die dem Zeugniß aus Gott natürlich widerstrebt, und menschliche List hat zu allen Zeiten versucht, mit den Waffen menschlicher Weisheit und Gelehrsamkeit das Wort Gottes in seinem ganzen Inhalte und in einzelnen Theilen anzutasten, es umzustoßen oder zu zerreißen, und doch ist es da, unverkürzt und unverändert".... (S. 9), aber heißt es: „Opfer und Heiligthum, heilige Gebräuche und Gottesdienst, wie sie in Israel stattfanden, ohne weiteres für heidnischen Ursprungs, oder doch mit dem Heidenthum innig verwandt halten, dazu sind nur diejenigen fähig, die bei anhaltendem Umgang mit dem Heidnischen selbst Heiden zu werden Gefahr laufen und darum die Bibel nicht für Gottes Wort halten. (Das obige: „Gott sprach — nicht!"). Wenn dieses uns durchweg bezeugt, daß Opfer und Gottesdienst, ja alle heiligen Gebräuche, bis auf die scheinbar geringsten, von dem lebendigen Gott selbst für Israel bestimmt und eingeführt sind, so tritt der ungeheure Unterschied zwischen Heidnischem und Alttestamentlichem schon sattsam hervor"...; „wie aber das Alles seinem Ursprung nach göttlich ist, und schon darum uns heilig sein muß, so ist es nicht minder wichtig für uns und wissenswürdig, wenn es auch äußerlich in der Praxis nicht mehr vorhanden ist".... „Das Grundgesetz, die Rechte und Sitten, die im alten Testament gelten, dürfen nicht als entbehrlich und unnütz geringgeschätzt werden für den Bürger des Reiches." Also

1) „Das alte und neue Testament unverkürzt und ungetheilt!"

2) „Fragst du, was gehört dazu, um Gottes Wort richtig auszulegen? so ist die Antwort aus der Schrift: ernstes, anhaltendes Gebet um den heiligen Geist, um das Leben und das Licht aus Gott, in welchem man allein sein Licht, seine geoffenbarte Wahrheit erkennt; denn der natürliche Mensch und die menschliche Gelehrsamkeit vernimmt nichts vom Geiste Gottes" (S. 20).

3) „Was als der Inhalt des ganzen geoffenbarten Wortes Gottes erkannt ist, das muß auch ganz und ungetheilt der Inhalt der Predigt sein, es muß sich nichts in Gottes Wort finden, was man als durchaus unpassend zu Lehre und Unterweisung über Gottes Rath und Reich, zur Ermunterung und Ermahnung verwerfen könnte. Der Gegensatz des Wesentlichen darf niemals das Nichtssagende sein" (S. 20).

(Fortsetzung folgt.)

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Digitized by Google

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

17. Mai. № 117. 1841.

Die Universität Tübingen.

(Fortsetzung.)

Von den genannten vier Lehrern hat sich am wenigsten schriftstellerisch bekannt gemacht Dr. Chr. Fr. Schmid. Seine gründlich-bedächtige Weise, welche ihn allen Eifer und alle Kraft auf den unmittelbaren Beruf wenden heißt, seine schwere Handhabung der Form und sein anspruchsloser Sinn entzieht ihn dem litterarischen Betrieb. Zudem hat er sich vorzugsweise das exegetische und praktische Fach zugetheilt. Er liest über die Pauliniſchen Briefe, neutestamentliche Theologie, christliche Sittenlehre, Homiletik und Katechetik, evangelischen Perikopen und leitet die homiletischen und katechetischen Uebungen des Prediger-Instituts. Man sieht, es ist in der aus nur vier Lehrern bestehenden Facultät viel, wohl nur zu viel auf die Schultern eines Mannes gelegt. Doch Schmid ist ein Mann, das Seine zu tragen. Er ist ein christlich durchgebildeter Charakter, voll Ernst, Würde und gediegener Kraft. Man weiß, wie man mit ihm daran ist; er weiß, was er will und will, was er weiß. Er ist kein productives Talent, aber er hat eine tiefinnerliche Kraft der Reproduction, daß Alles, was er giebt, aus einem Gusse kommt, voll und ganz, ein Stück seines eigensten Selbst, dessen energisches Pathos er auch ganz und gar dem Ernste des heiligen Berufes gemäß in den Gegenstand auf eine tief in die Herzen greifende Weise zu legen weiß. Könnte er nur ein wenig leichter die Form bemeistern, die ihm unsäglich schwer wird, er wäre der trefflichste Mann zur Bildung des praktischen Theologen.

Der Philosophie ist er fremd in Erkenntniß und Bekenntniß. Wohl möchte er lieber gar keine, als eine nicht christliche Philosophie, gegen die er sich in herben, sarkastischen und hie und da zelotischen Gegensatz stellt. Sein Standpunkt ist der entschiedene Glaube; seine wissenschaftlichen Mittel — namentlich zu seiner ausgezeichneten Darstellung der christlichen Sittenlehre — hat er hauptsächlich von Schleiermacher, zu dem er übrigens sich noch viel entfernter und passiver hinneigt, als Nitzsch in Bonn von ihm abweicht, dessen Richtung am meisten mit Schmid's zu vergleichen sein dürfte. Es ist Supranaturalismus, wesentlich modificirt durch Schleiermacher und noch viel mehr durch den biblischen Glauben. Gegen Strauß tritt er als entschiedener, glaubens-kräftiger Gegner in seiner neutestamentlichen Theologie auf. Dem verderblichen Einfluß des Lebens Jesu zu begegnen, begann er mit Hofacker in Stuttgart die „Zeugnisse evangelischer Wahrheit" herauszugeben, eine Predigtsammlung aus den reichen Saaten der württembergischen Geistlichkeit, welche in der That durch Leistung wie Fortgang als ein treffliches Unternehmen sich darstellt. — In der Exegese, namentlich des Römerbriefs, darf er sich keck neben, vielleicht über Harleß in Erlangen stellen, so gründlich, so umfassend, so fruchtbar ist seine Erklärungsweise. — Es sei bemerkt, daß Schmid der erste Landsmann ist bisher, bei dem wir in unserem Bericht auf einen freien, wenn gleich schweren und formlosen Vortrag stoßen. Die ihn innig belebende Kraft der Reproduction ruht nie von ihrer harten Arbeit, und so regt er immer neu und frisch auf eine Weise an, welche, indem sie Alles aus dem Mittelpunkt des glaubenskräftigen und starken Gemüthes als innerlich Erlebtes und Erarbeitetes giebt, fast den Eindruck der Originalität hervorbringt.

Eine nicht weniger gediegene, doch mildere Persönlichkeit tritt vor uns in Dr. Elwert. Ein liebenswürdiger Charakter voll lauterer Humanität, die sich mit zürnendem Eifer gegen wissenschaftliche und sittliche Niederträchtigkeit zu äußern weiß (Er ist der Verf. jener Recension von W. Menzel's Geschichte der Deutschen in Rheinwald's Repertorium, aus welcher Strauß in seiner Streitschrift mit so viel Wohlbehagen die fulminante Stelle mittheilt: nur ein Ignorant wie Menzel könne eine solche mit den crassesten Unrichtigkeiten auf jedem Gebiete gewürzte Geschichte zu schreiben sich anmaßen). Elwert ist einer der entschiedensten und bedeutendsten Schüler Schleiermacher's gleichsehr in Wissenschaft wie in Humanität. In das System des Meisters ging er nicht in schülerhafter, sondern in freier Weise ein, lebte es innerlich in sich herein und producirte es mit feinem, scharfem Geiste. In seiner Abhandlung

Digitized by Google

über den Inspirationsbegriff (in den Studien der württembergischen Geistlichkeit) und über den Begriff der Religion ergänzt er die Schleiermacher'sche Anschauung mit eigenthümlichem Glücke. Diese Arbeiten gewannen ihm sein Professoramt in Zürich, das er leider Kränklichkeit halber nach einigen Jahren wieder aufgeben mußte. Strauß sollte an seine Stelle treten. Als es nach Steudel's Tod sich um Wiederbesetzung der hiesigen Stelle handelte, lehnte er aus demselben Grunde die Wahl ab. Als man aber den indessen hier angestellten, nicht beliebten außerord. Prof. Dorner seinem beneidenswerthen Geschicke entgegengehen ließ: in Kiel „sich als Schleswig-Holsteiner zu fühlen" und nun die Universität sich in die zwei feindlichen Lager des Pietismus und der Speculation theilte — hauptsächlich für und gegen Dr. Märklin, den Verf. des „Pietismus ꝛc." — da freute sich Senat und Ministerium des Ausweges, daß Elwert sich endlich zu einem Versuche bewegen ließ, die Stelle anzunehmen. Sein in jeder Beziehung trefflicher und ehrenfester Charakter mußte alle Parteien versöhnen. Leider aber kann er bereits die im vorigen Sommer begonnenen Vorlesungen über Dogmatik in diesem Semester nicht fortsetzen, und es steht zu befürchten, daß sein — bei sonst kräftigem, ja corpulentem Körperbau — ihn niederdrückendes Kopfleiden der Hochschule nun doch ganz entziehe. Dieser Fall ist seitdem wirklich eingetreten. Interimistisch hat der Dr. Zeller für ihn die Dogmatik und zwar vom Standpunkt der jüngsten speculativen Theologie mit dem entschiedensten Beifall gelesen. Alsdann ging Elwert definitiv ab. Ueber die erledigte Lehrstelle der Dogmatik ist nun im Senate discutirt worden; das Resultat fiel aus, wie zu erwarten stand; die Vorschläge von Baur und Kern, mit Rücksicht auf Zeller, noch ein Halbjahr mit der Besetzung zu warten, fielen durch, und mit großer Majorität wurde beschlossen, auf Berufung von Lücke, oder J. Müller, oder Ullmann, oder Dorner (zu seinem eigenen Nachfolger!) anzutragen. Was dem Pietismus diesen Sieg verschaffte, ist übrigens nicht Hinneigung einer irgend beträchtlichen Zahl zu demselben, sondern theils eine instinctartige Angst Vieler vor der Philosophie, theils und besonders der rein polizeiliche Standpunkt, aus dem die Meisten die Theologie ansehen. Leute, die selbst über das systeme de la nature nicht hinaus sind, erweisen sich in solchen Fällen als die besten Bundesgenossen des Pietismus, der seinerseits diese Bundesgenossen nicht verschmäht, vielmehr mit jesuitischer Schlauheit zu benutzen weiß. Wir haben hier z. B. einen getauften Juden, der, wie Viele seines Gleichen, aus einem ungläubigen Israeliten ein übergläubiger Christ geworden ist und nun mit der ganzen schachernden Betriebsamkeit und Schlauheit seiner Nation, um die Mittel nicht allzu bekümmert, seine Frömmigkeit ausbreitet. Da darf kein theologischer Docent auftreten, über dessen Vorträge er nicht Erkundigungen einzöge und mutatis mutandis weiter beförderte; wo es sich um eine einflußreiche Abstimmung im Senat handelt, werden die Mitglieder vorher auf's Freundlichste bearbeitet, ganz in der pfiffigen Weise, die diesem jesuitisch bornirten und unfreien Standpunkt eigen ist; zeigt sich der Senat nicht geschmeidig, so wird in Separatvoten der Regierung insinuirt, daß Dr. Baur und Consorten dieselben Lehren vortragen, welche einst die französische Revolution herbeigeführt hätten u. s. w. Wer kennte heut zu Tage nicht das Geschlecht? Kommen dann dazu noch hochzuverehrende Philosophen wie Sigwart, der seine ganze Seminarpolizei von dem Institut wo möglich auf das ganze Gebiet der Wissenschaft übertragen würde, so kann man sich denken, wie günstig der Wind in die frommen Segel des Pietismus bläst, ohne daß er selbst sein eigentliches πνεῦμα zu sein braucht.

Noch mehr als Schmid und Elwert machte sich litterarisch bekannt Dr. H. Kern. Seinen Commentar zum Briefe Jacobi hat die Kritik als eine Leistung anerkannt. Seine „Hauptthatsachen der evangelischen Geschichte" waren gegen das Leben Jesu von Strauß gerichtet. Es setzte Hieb und Gegenhieb und Späne fielen. Doch erklärte Strauß, „daß er unter seiner aufgeblasenen Kathederweisheit doch auch manches gute Korn gefunden habe" — Kern ist ein Mann der Vermittelung. Er hält fest, was er sich nur irgendwie noch erklären kann; geht es nicht mehr, so läßt er den Gegenstand fallen, und de Wette warf ihm sogar vor, daß er „leichtsinnig" über schwierige Fragen hinweggehe! — Seine Vorlesungen sind über Synopse, katholische Briefe, Apologetik, Moral und Dogmatik. Mit viel Fleiß und einem eigenthümlichen Talente weiß er die verschiedenen Ansichten übersichtlich zu gruppiren, sie sauber und rund darzustellen, das ihm Zusagende herauszunehmen und zu einem Relief für das, zu dem er sich bekennt, zu verwenden. Seine erste philosophisch-theologische Bildung erhielt er im Rationalismus, aber er war strebsam und empfänglich genug, um sich zu Schleiermacher, ja zur speculativen Theologie heraufzuarbeiten. Aus ihnen eignet er sich das ihm Zusprechende an und erbaut ein jenem Standpunkte der Vermittelung entsprechendes dogmatisches System. Seine gründliche classische Bildung, so wie sein Zusammenhang mit philosophischen und ästhetischen Studien erhalten ihm eine Empfänglichkeit und Anschlußfähigkeit, die ihn mit Ullmann und seiner vermittelnden Richtung in Parallele stellen ließe. Entschiedene Consequenz ist freilich seine Aufgabe nicht, und oft will es uns mehr als verwundern, wie ein im Ganzen doch freierer, den philosophischen Studien nicht abholder Mann jene in der That oft toll gewordene Speculation eines Lange von Duisburg, Göschel und anderer speculativen Orthodoxismen à tout prix theilweise wenigstens sich aneignen mag, statt sie mit Unwillen wegzu-

Digitized by Google

werfen. — Man kann freilich cum grano salis der Speculation Manches aufbessern — wenn aber das Salz dumm geworden ist, womit will man salzen? — Der Gang seiner Dogmatik ist der historische, wie nun auch Strauß, nur ausgedehnter und kritischer, ihn eingeschlagen hat. Zuerst die Bibellehre, dann die kirchliche und die symbolische, hierauf Rationalism und Supranaturalism, Schleiermacher und speculative Theologie. Ein Standpunkt wird durch den andern „überwunden," bis auch über die Speculation „hinausgegangen" ist durch kritisches Resumé aller frühern, so daß das Resultat das Gute und Brauchbare aller zu befassen sucht. Ein encyklopädischer Eklekticismus, für dessen Bezeichnung zwar Strauß in der Vorrede zu seiner Dogmatik ein unedles Bild sich erlaubt, der aber für die theologische Bildung der Zuhörer seine fruchtbaren Beziehungen hat. Der untergeordnete Geist gewinnt doch eine freiere Ueberschaulichkeit über das Gebiet theologischer Bewegung, zu der er sich passiv verhält; der aufgewecktere Kopf bekommt aber dadurch selber Antrieb und Hebel zu Gewinnung eines freiern Standpunktes — namentlich wenn er dahin einen Führer findet, der selber die Sache des freien wissenschaftlichen Geistes zur Aufgabe seines Lebens macht, wie Dr. v. Baur.

Dr. v. Baur kam zu gleicher Zeit wie Kern von dem Seminar zu Blaubeuern weg als ordentlicher Professor hieher im Jahre 1827 und liest hier Kirchengeschichte, Dogmengeschichte, Kirchenrecht, Symbolik, Religionsphilosophie und Exegetica über Johannes, Apostelgeschichte und Paulinische Briefe. — Ein geborner Württemberger (bei Canstadt, 1792; sein Vater war Pfarrer) wie alle unsere Theologen machte er den gewöhnlichen Seminar- und Stiftscurs durch. Er kam nie außer Landes, ja fast nie aus klösterlicher Umgebung, die Bücher ersetzten ihm die Welt, gelehrte Bildung den Weltton. Daher weiß er sich auch in den Formen des Lebens nicht zu bewegen, die Art des geselligen Umganges, obgleich er sich ihm nicht verschließt, wird ihm unendlich schwer. Er ist zum Gelehrten geboren und er sagt selbst von sich: infixa est certe a primo inde tempore animo meo ea persuasio, nullum esse vitae pretium, nullum decus, nisi in literis, nihilque profici posse in vita hominum, nisi, quidquid habeas virium quantumque concessum sit temporis, in unum illud impendas. Demgemäß wendete er seine Lebenszeit in unermüdlichstem Fleiße, durch keine Kränklichkeit gestört, durch keine Last gebeugt, dem treuen, begeisterten Dienste der Wissenschaft zu. Die Früchte seiner ausgezeichneten classischen Bildung gab er seinen Zuhörern in Blaubeuern in geist- und lebensvollen Vorträgen über die Meisterwerke der Griechen und Römer preis. Noch heute sind seine damaligen Schüler, auch die auf ganz andere Bahnen übergegangen sind, hingerissen von dem Andenken an die herrlichen Stunden, wo dieser seltene Mann, sonst so trocken und hart, aufging in beredtester Begeisterung, wo sich sein großes, blaues Auge hob, wo seine stolzgeschwungenen Lippen bebten, wo er im Tiefsten aufgeregt sie nach jenen glänzenden Gestalten blicken hieß, welche der göttliche Plato am überhimmlischen Orte auf- und niederschweben sah.

(Fortsetzung folgt.)

Einige Worte über die Verfluchungsgeschichte und den Kirchenstreit in Bremen.

(Fortsetzung.)

Dies in Kürze der Inhalt des mit Salbung, Würde und Ruhe dargelegten Bekenntnisses der 22 bremischen Pastoren. Dagegen nun die „Bemerkungen ꝛc. von einem Protestanten." Den Begütigungen, Vermittlungen zum Frieden „von einem Anonymus des bremischen Bürgerfreundes" gegenüber kündigt sich der Verf. der Bemerkungen in entschiedenerm Tone an. Er ist „Protestant," und wie sich erwarten läßt, bereit, die Protestation nicht in einer ruhe- und friedliebenden Mitte stecken zu lassen. Der bremische Bürgerfreund und „Pfaffenfeind" wählt sich zum Motto: Jes. 56, 7. Mein Haus heißet ein Bethaus allen Völkern, was allerdings besser lautet, als: „Wir glauben all an Einen Gott: Christ, Türke, Jud' und Hottentott".... Der „Protestant" schreibt ein Wort von den Secten des Christenthums aus Lessing contra Götze auf sein Banner. Was bedürfen wir weiter Zeugniß? In energischer Rede zersetzt er die naive Logik der Alles gläubigen Pastoren. „Ist wirklich das Alte Testament „die vollständige Geschichte der großen Thaten Gottes" bis auf die Geburt, wozu uns schleppen mit dem ganzen Ballast des Heidenthums, seiner Poesie und Kunst, seiner Geschichte, seiner Philosophieen? sie sind entweder unnütz — oder verderblich. Läugnet diese Consequenz, wenn ihr es könnt! Oder wo nicht, so bekennt, Kurzsichtige! daß nicht im Judenvolk allein, nein auch an den andern Völkern der Erde Gott sich Zeugniß aufgerichtet hat, daß ihre Geschichte auch die Geschichte seiner Thaten, daß nur die Geschichte der ganzen Menschheit die Geschichte des Reichs und der Thaten Gottes ist" (S. 5—6). „„Die bei anhaltendem Umgange mit dem Heidnischen selbst Heiden — zu werden Gefahr laufen,"" Heiden geworden sind — hättet ihr sagen müssen; denn wer bloß Gefahr läuft, etwas zu werden, ist's noch nicht. Gefahr läuft man bei Allem. Wer die Bibel liest, läuft Gefahr, ein Häretiker zu werden, und ihr selbst werdet wissen, daß alle Zweifler an dem Buchstabenglauben des Alten und Neuen Testaments von dem ersten Ketzer, den die Rechtgläubigkeit zu Ehren Gottes schmorte, bis auf Strauß, den sie leider leben lassen muß, in diese „Gefahr" bei und „durch anhaltende Beschäftigung mit der Bibel gerathen

Digitized by Google

sind." — „Doch das sind Kleinigkeiten gegen das Andere. Wie! ihr wagt es im Ernst, unsrer Zeit, unserm protestantischen Bewußtsein den jüdischen Stammgott, der seinem Volke den Diebstahl erlaubt, der sich durch Zauberei in seiner Macht erweiset — (von den neun Plagen sind übrigens dem Moses bloß die Läuse eigenthümlich, die andern kannten auch die Aegyptier) — u. s. w. Diesen jüdischen Nationalgott wagt ihr uns als identisch mit dem Gott des Christenthums hinzustellen, bei Strafe des zwar nicht mehr „äußerlich zu praktisirenden," aber doch stillschweigenden Anathems?!" — „Ihr wagt es, denjenigen, welcher die alttestamentlichen Verfluchungsinstitute als heidnische Einwirkungen nachweiset, selbst als Heiden zu bezeichnen?" (S. 8). „„Von einem Widerspruch zwischen dem Alten und Neuen Testamente kann keine Rede sein,"" sagt ihr. Wir sagen dafür, das Neue Testament, also das Christenthum, ist der aufgehobene Widerspruch des Alten oder des Judenthums" (S. 11), „so gewiß die Wahrheit im Alten Testament gegen die Wahrheit des Neuen die unentwickelte ist, so gewiß ist alle Wahrheit des erstern aufgehoben, d. h. vollendet im Neuen vorhanden. Und die Bücher des alten Bundes verlieren die Hochachtung und Verehrung des Christen nicht, weil ihr Inhalt dem Christenthum nie und nirgends, sondern obgleich er ihm in Vielem widerstreitet" (S. 12). — Dann in Bezug auf den zweiten Punkt des Bekenntnisses: „Da haben wir's! die dienende Magd der Kirche, das ist diesen Herren die Wissenschaft. Dies echt katholische Princip sprechen sie, die Nachfolger Luther's und Melanchthon's, im Jahre 1840, als das ihrige aus." — „Nur der Theolog kann die Schrift auslegen, der durch ernstes und anhaltendes Gebet der unmittelbaren Inspiration Gottes theilhaftig wird, so sprechen die Confessionisten. Welcher furchtbare Hochmuth, welche papistische Ueberhebung liegt in diesem Satze. — Hunderte, ja tausende von wissenschaftlich gebildeten Christen, Theologen, haben die Schrift anders ausgelegt als die 22 bremer Pastoren: „„ihr Gebet war nicht ernst und anhaltend genug, es war nicht so ernst und anhaltend als das unsere!"" Welcher unchristliche Hochmuth! Und doch müssen sie so sprechen".... (S. 13 u. 14). „Nur eine freundliche Seite hat diese Erscheinung der bremischen Confession, die den längst vom Geiste überwundenen Gegensatz des Glaubens und Wissens hier einmal wieder in seiner ganzen crassesten Starrheit hinstellt. Sie enthält sich wenigstens der Form nach jedes Streites und jedes Verdammungsurtheils Andersdenkender, Andersglaubender. — Das wollen wir anerkennen, diese Gesinnung wollen wir hoch halten, wenn wir auch einsehen müßten, daß ihr Thun in diesem „Bekenntniß der Wahrheit" — mit ihrem Wollen in Widerspruch steht" (S. 15). —

Allerdings standen die Zweiundzwanzig in ihrem Bekenntniß gegen Daniel und Ariel „umgürtet die Lenden mit Wahrheit, und angezogen mit dem Krebs der Gerechtigkeit und an den Beinen gestiefelt, als fertig zu treiben das Evangelium des Friedens." Wenigstens wollen sie so stehen, wenn ihnen auch das Vollbringen nicht ganz gelang, indem sie die Kritik als aus „sündlicher Lust, die dem Zeugniß aus Gott natürlich widerstrebt und aus menschlicher List" hervorgegangen erklären. Gleich die schlimmsten Motive aufsuchen — „meine Brüder es sollte nicht also sein!" Ihr freilich legt und wißt in diesem positiven Inhalt der heiligen Bücher Euer Alles: Euere Tugend, Euere Hoffnung, Euer Leben und Sterben, Ihr könnt keinen andern Gott brauchen, als einen der lebendig und wirklich spricht — wolltet Ihr daran irre werden und zweifeln: es wäre Euch Alles genommen, Gesetz, Tugend und höchstes Gut, aller Grund des Thuns und Lassens, Ihr hättet keinen Halt und Boden mehr, wenn das „Du sollst" einmal als nicht wirklich von dem leibhaftigen Munde des lebendigen Gottes gesprochen vor Eurem innern Ohre sich hören ließe. Darum behaltet, was Ihr habt, und laßt Euch von Niemand die Krone Eures Glaubens an das anthropomorphisch und positiv Geschichtliche rauben. Ist Euch „der Inhalt des göttlichen Wortes überwiegend Geschichte — eine in sich zusammenhängende Geschichte der großen Thaten Gottes," so glaubet in allweg an sie festiglich. Dieser Glaube, wenn er ein rechter und fester ist, wird ja nichts anderes sein, als die Hereinnahme dieser göttlichen Geschichte in Euer Inneres, als eine Innerlichsetzung, Verinnerlichung der äußeren Thatsache (durch das organon lepticon) nichts als eine innerliche Reproducirung des geschichtlichen Processes, so daß Ihr in Euch an der Betrachtung des lebendigen, mit den eben geschaffenen Menschen persönlich verkehrenden Gottes das wesentliche Wechselverhältniß von Gott und Mensch; an der Betrachtung des Sündenfalls Grund und Entstehen Eurer eigenen Sündhaftigkeit; in der ganzen Folge der israelitischen und jüdischen Geschichte die Zuchtruthe und den Zuchtmeister auf Christum; in dem Leben, Leiden, Sterben, Begrabenwerden, Auferstehen, gen Himmel Fahren und zur Rechten des Vaters Sitzen Jesu Christi Eure eigne Bestimmung zu einem göttlichen, ewigen und seligen Leben in der göttlichen Wahrheit und Tugend erkennen und verwirklichen möget. Die Historie ist Euch der unerschöpfliche Quell, aus dem Ihr Euer Herz und Leben mit Erkenntniß, Willen und Gefühl des Absoluten, des Ewigen und Göttlichen erfüllet; indem Ihr an sie glaubet, versetzt Ihr Euch in sie und eben damit sie in Euch. So ist der Glaube an das Geschichtliche mit Recht Euch Grund und Element, sowohl für die religiöse That und Gesinnung, welche wesentlich ist demüthige Selbstaufhebung in Gott, als für die sittliche That und Gesinnung, welche wesentlich ist muthige, aber nicht hochmüthige Selbsterhebung aus, für und zu Gott. In Allweg sollet „nicht Ihr leben, sondern Christus in Euch."

(Schluß folgt.)

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Digitized by Google

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

18. Mai. № 118. 1841.

Die Universität Tübingen.

(Fortsetzung.)

An dem Studium der Alten hat sich Baur materiell und formell gebildet. Sein schwungvoll und durchsichtig dahinströmender Stil und die ungemeine Sauberkeit und Leichtigkeit, mit der er arbeitet, läßt die Einflüsse der classischen Vorbilder nicht verkennen, die er nicht in der heimischen Litteratur, sondern unter dem ionischen Himmel suchte. An den Classikern nährte sich aber auch sein stiller, tiefer Sinn, sein der Ideenwelt zugekehrter Geist mit jener edlen, anspruchslosen, aber hoheitsvollen Humanität, die unter den wissenschaftlichen Charakteren heute so selten geworden ist, weil die Charaktere selber so selten geworden sind. Auf schöne, entsprechende Weise hat eine hochgestellte Person, nachdem er die Acten des Märklin'schen Kampfes eingesehen und geschlossen, der würdevollen Gediegenheit des Mannes, der wirklich Charakter ist, die verdiente Huldigung als einer wahrhaft „*anima candida*" gebracht. Dem gegenüber dürfte freilich nur ein Weißе von dem „tückischen" Dr. Baur reden.

Der Charakter im Leben ist es auch in der Wissenschaft. Mit festem, unwankenden Tritte schritt Baur nur vorwärts, und weil er seine große Kraft auf den Punkt zu versammeln wußte, sein Ziel nie aus den Augen verlor und Weiße'sche Genialitäten vermied, hat er sich und die Wissenschaft auch vorwärts gebracht. Marheineke hat ihn einen großen Theologen genannt. Doch wir wissen, wie nahe wir mit solchen Anführungen seiner so anspruchslosen Persönlichkeit treten. Er will nicht Lob, nicht Huldigung, und Niemand in aller Welt hätte wohl weniger sich je einfallen lassen, daß er noch von seinem Könige durch das Ordensband ausgezeichnet würde. Sein Ehrgeiz ist allein die Wahrheit und Wissenschaft und in sie hat er sich so sehr mit der ganzen Fülle seines Wesens versenkt, daß er sie zur Sache seines Lebens und Herzens macht. Widerspruch hält er nicht aus, da greift man ihm an's Herz, er läßt sich nicht gern kritisiren und wer ihn angreift, darf sicher auf eine feurige Replik rechnen, in welche er um der Sache willen die ganze Ungeduld und Schwerkraft seines im innersten Heiligthum angegriffenen Wesens zu legen weiß. So hoch er über Eitelkeit und Egoismus erhaben ist, so wenig ist er über die Sache erhaben, ganz in der Weise seines Stammescharakters: was er einmal als Wahrheit erkannt und erwiesen hat, soll wahr bleiben, was er geschrieben, das hat er geschrieben, er weicht keinen Schritt zurück und bleibt auf keinen Angriff schuldig. — Weiße z. B. hat ihm gewiß nichts mehr an. — Wer wahrhaft vorwärts dringen will, darf nichts rückwärts verloren geben.

Diese siegesgewisse Tapferkeit, welche aus dem hellvorspringenden Auge leuchtet, dieser stolze Uebermuth gegen die Schuster namentlich, die nicht bei ihrem Leisten bleiben, welcher auf seinen Lippen schwillt, sind die schützenden und begleitenden Mächte für den weitausgreifenden Gedanken, welcher unter dieser hohen, mächtigen Stirne die kühnen Combinationen seiner Forschungen weben. Ja, wenn man die hohe, imposante, aber schwerfällig sich fortdrängende Gestalt so mächtig ausschreiten sieht, wird man unwillkürlich erinnert an diesen über Orient und Occident, von den Ufern des Ganges bis an die Offenbarungsstätten des modernen Geistes hinübergreifenden Geist, der das Entlegenste umspannt und das Unbedeutendste zu seinen großartigen historischen Verknüpfungen um sich versammelt. Baur ist wesentlich ein combinatorischer Geist, sein eiserner Fleiß, sein umfassendes Gedächtniß leihen ihm die Mittel. Der reine eine Gedanke ist nicht seine Sache, die Philosophie läßt er sich vorarbeiten. Die von ihr erübrigten, von ihm wohl begriffenen Ideen nimmt er auf, um sie zu dem rothen Faden seiner Untersuchungen zu machen. Das hat man ihm schon viel zum Vorwurf gemacht und nicht immer mit Unrecht. Er wirft dem historischen, dem objectiven Stoffe eine Kategorie, einen philosophischen Begriff entgegen und jener muß in die Schlinge; denn ein Geist von solch' umfassender Belesenheit, solch' gründlicher Gelehrsamkeit, so großem Scharfsinn wie Baur, weiß ihm schon jeden andern Ausweg zu verlegen. Gewiß wendet Baur zu schnell und zu gern irgend einen allgemeinen Begriff, einen kategorischen Terminus, eine fertige Idee auf das Gegebene an, dessen

Digitized by Google

Sprödigkeit er doch trotz seiner bewundernswürdigen Kunst nicht so geschmeidigen kann, daß jene sich decken und nicht vielmehr stets auf's Neue hie und da auseinander klaffen. Wenn es aber seinen Kritikern leicht wird, solche wunde Stellen aufzureißen, so wird ihm nicht leicht Jemand das ganze kühne Gewebe verzetteln, noch viel weniger ein anderes, gleich umfassendes an die Stelle liefern. Werke, wie sein als Frucht eines unübersehbaren Fleißes dem ersten Blick sich bietendes Buch über die Versöhnungslehre, werden aus dem Schooße unserer heutigen Theologie wenige geboren.

Den Beruf zu historisch-kritischer Combination bewährte er schon, als er das Ende seiner akademischen Laufbahn durch eine Preisschrift über Sabellius und Paulus von Samosata krönte (1814). Die Theologie nahm er (1817) zu seinen classischen Studien nach Blaubeuern mit, und die gemeinsame Frucht war das bedeutende Werk: Symbolik und Mythologie oder die Naturreligion des Alterthums (Stuttg. 1824, 1825). Hier tritt er bereits in der ganzen Fülle und Eigenheit seines Wesens auf. Die Begriffe und Formeln des fertigen Schleiermacher'schen Systems nahm er zum Gerüste für seine reichen historischen Untersuchungen und mythologischen Combinationen. An der Spitze steht der Begriff von Religion als Gefühl schlechthinniger Abhängigkeit, im zweiten Bande wird die Lehre von Gott, im dritten die Lehre vom Menschen ganz nach dem Schema der Schleiermacher'schen Dogmatik durch das unendliche Gebiet der Naturreligion durchgeführt. Es war ein großartiger Versuch und das an scharfsinnigen Combinationen überreiche Buch hat auch, nachdem die Schleiermacher'schen Grundbegriffe abhanden gekommen sind, seinen Werth. —

Auch als er diese speciellen Studien verließ, blieb er der eingeschlagenen Richtung im Materiellen und Formellen treu. Seine Forschungen lenkten sich dahin, wo in das Gebiet der Theologie die Naturreligion und das classische Alterthum zusammen am tiefsten hereinreichte. Als Inauguraldissertation schrieb er eine historisch-theologische Abhandlung de *Gnosticorum* Christianismo ideali — als ersten Theil einer Abhandlung über die früheste Geschichte des Rationalismus und Supernaturalismus. So faßte er im Gnosticismus Posto und eröffnete von hier aus den Feldzug gegen — Schleiermacher. Als er nämlich hieher kam, war der Streit zwischen Rationalismus, Supernaturalismus und Schleiermacher in vollem Gange. Dr. Steudel führte ihn lebhaft in der von ihm begründeten tübinger Zeitschrift für Theologie. Baur erkannte in seinen Gnostikern etwas von Schleiermacher wieder, stellte beide in Parallele und nun sprang der Gegensatz des historischen und idealen Christus hervor, mit dessen Erkenntniß sich Baur mehr und mehr von Schleiermacher ablöste. Das Schleiermacher'sche Sendschreiben gegen „die tübinger Schule" an Lücke mit seinen gracilosen Sarkasmen ist die bekannte Folge. Schleiermacher machte auf einer Reise auch ihm den Besuch in Tübingen — kein Wunder, daß Baur von sprachlosem Staunen ergriffen wurde, als er auf die kleine Gestalt niedersah, in welcher sich so viel geistige Ueberlegenheit barg. —

Da ward die Zeit erfüllt, daß Hegel für Tübingen entdeckt wurde. Die von ihrer Entdeckungsreise aus Berlin zurückkehrenden Magister begründeten so im Anfang mit mehr Eifer als Geschick die hiesige aera Hegeliana. Baur's elastischer Geist hatte sich bald vollends über Schleiermacher hinausgeschwungen, um aus der speculativen Philosophie und Theologie eine erfülltere Idee und dauerhaftere Kategorieen sich heraufzuarbeiten. Wie er mit Schleiermacher's Spinozistischem und naturalistischem Begriff der absoluten Abhängigkeit (der natura naturata von der natura naturans), der sich gerade auf die Naturreligionen geschickt anwenden ließ, von rückwärts her über das ganze Alterthum bis zum Gnosticismus hingriff, so schritt er, den Hegel'schen Idealismus mit voller Energie erfassend, vom Gnosticismus aus nun über die ganze Entwicklung des christlich-philosophischen Geistes heran. „Die christliche Gnosis" war sein anderes Hauptwerk, wichtig an sich, wichtig zur Charakteristik seiner wissenschaftlichen Entwicklung. Die christliche Gnosis nimmt er gleichbedeutend mit christlicher Religionsphilosophie, schließt daher den Gnostikern Jakob Böhme, Wolf, Kant, Schleiermacher, Schelling und Hegel an. Die Ausdehnung des Begriffs nahm man fast allgemein in Anspruch, aber Baur ließ es sich nicht nehmen. Er besteht, und wir glauben mit Recht, darauf, daß die christliche Religionsphilosophie so alt sei als die christliche Speculation, ja diese selbst. Gnosis ist höheres, speculatives Wissen, durch welches das Geglaubte als absolut vernünftig erkannt werden soll; das Letztere selbst aber geschieht in der erkannten Entwicklung der untergeordneten Religionsstufen zur absoluten: das eben wollten die Gnostiker — das Christenthum in seinem Verhältniß zu den frühern Religionen als absolute Religion auffassen. Die Grundansicht der Gnosis war daher die richtige Idee: daß das Christenthum nur dann als nicht bloß zufällig und äußerlich zum menschlichen Geiste in Verhältniß stehende Erscheinung aufgefaßt werde, wenn es als ein integrirendes Element des Entwicklungsganges des menschlichen Geistes und als sein nothwendiges Ziel betrachtet werde. — — In diesem Werke trat er als entschiedener Vorkämpfer für die Hegel'sche Philosophie auf mit eben so viel Scharfsinn als Beredtsamkeit. — Was er um Aufhellung des Gnosticismus gethan hat, wurde selbst von seinen Gegnern anerkannt. Diese Erscheinung mußte Baur nach seinem ganzen Wesen eigenthümlich ansprechen. Von Seiten der Forschung gab es für den kritisch-combinatorischen Geist reichen Stoff, aber eben dieser kritische Geist des Scheidens, der sich auf

Digitized by Google

ein tief innerliches Gemüthsleben basirt, beide mußten eine ganz besondere Befriedigung finden in dem großartigen, poetischen Schauspiel, das der von seinem Dualismus zur innern Einheit ringende Gnosticismus darbietet. Mit innerlichster Betheiligung hebt sich sein Wesen, Wort und Ausdruck, wenn er in seinen Vorlesungen über Religionsphilosophie, die er auch in diesem Semester hält, von diesen Kämpfen des Aeonenreiches, zwischen dem Endlichen und Unendlichen, dem Realen und Idealen, dem materiellen und geistigen Princip, dem Demiurg und der Sophia und von dem leidensvollen Zustande der sehnsüchtig aus der Körper- zur Lichtwelt sich emporringenden Achamoth handelt.

Baur's Scharfsinn weiß sich in die geringfügigste Kleinigkeit der Kritik einzulassen, dieses scharf vordringende, helle, große Auge kann sich in die feinsten Ritzen der Kritik einsenken, aber nicht darin verlieren: es muß sich aufschlagen und an einem seiner sinnenden Blicke in die Weite, in die große Welt der Allgemeinheit und Unendlichkeit sich erheben. Anfang und Ende seiner Combinationen muß die Allgemeinheit eines umfassenden Stand- oder Gesichtspunktes sein. Bei jeder seiner Untersuchungen muß eine Perspective in's Unendliche, in's Allgemeine wenigstens, sich darstellen, sollte auch, wie schon gesagt, das Besondere theilweise dem Allgemeinen geopfert werden müssen. Das hielt ihn nicht bei Schleiermacher fest, dessen minituöse Dialektik die Allgemeinheit so an's Individuelle heranwob (ohne es innerlich zu einen), daß dieses die Durchsicht zu dem Allgemeinen gerade verschleierte. Schleiermacher's Dualismus bot nicht die großartig-poetische Perspective in das Reich des absoluten Gegensatzes, der mit Titanenkraft nach seiner innern Einheit ringt; wie in dessen Wesen Verstand und Gefühl, d. h. Allgemeines und Individuelles nicht innerlich geeinigt war, sondern nur durch ein abstractes Herüber und Hinüber sich dürftig vermittelte, so spann seine Dialektik auch in der Wissenschaft zwischen Allgemeinem und Individuellem nur Fäden hin und her, welche allerdings am Ende scheinbare Vereinigung, in der That aber nur um so entschiedenere Trennung gewährte. Nicht um an den Einzelheiten des Systems festzuhalten, sondern um dem gewonnenen allgemeinen Begriff die weitere Perspective zu geben, schrieb daher Baur seine Symbolik und Mythologie. —

In Baur aber rang das süddeutsche Gemüth nach innerlicher Vereinigung, daher sah er in seinem speculativen Drang den Versuchen zu Vereinigung der Gegensätze im Gnosticismus, sobald sein Blick darauf fiel, gleich mit allem Interesse zu, daher erhob er sich gleich so entschieden auf den Standpunkt der speculativen Philosophie, welche die Einheit vollzog. Doch auch hier will er weniger dogmatisch sich am System beruhigen, er will an ihm nur den Blick verstärken, um seiner wesentlich historischen und kritisch-combinatorischen Geistesanlage gemäß die geschichtlichen Versuche zu verfolgen, welche der religionsphilosophische Geist der Zeiten gemacht hat, den Proceß der innern, tiefern Scheidung und Vereinigung der Gegensätze zu vollenden. So kam es, daß er vermöge seines Wesens und Berufes nicht zu einer eigentlich selbständigen, productiven Theilnahme an der speculativen Arbeit kam, d. h. im Grunde nicht wesentlich über den dualistischen Schleiermacher'schen Standpunkt hinaus kam, sondern bei aller Entschiedenheit äußerer Anknüpfung an die spekulative Einheit dem Gegensatz des Allgemeinen und Individuellen und dem bloßen Streben nach Vereinigung der beiden treu blieb.

(Fortsetzung folgt.)

Einige Worte über die Verfluchungsgeschichte und den Kirchenstreit in Bremen.

(Schluß.)

So werdet Ihr denn auch demüthig und sanftmüthig sein, wie Christus, werdet zwar von den Krämern, d. h. den bloß irdischen, materiellen Interessen das Haus Gottes nicht zu einer Mördergrube machen lassen, aber Ihr werdet auch nicht verschmähen, an den Freuden und Leiden der „Welt" Theil zu nehmen, wie er, vor Allem werdet Ihr nicht fluchen, sondern segnen und Euch des Spruches erinnern: Selig sind die Friedfertigen, denn sie werden Gottes Kinder heißen. — Darum werdet Ihr Euch bescheiden, Andersdenkende zu richten, auf daß auch Ihr nicht gerichtet werdet. Wenn nun ein Anderer herkommt und erklärt: auch ich erkenne den Inhalt jenes göttlichen Wortes in der Schrift an, auch ich sehe mit Ehrfurcht und Liebe die großen Entwickelungen, die herrlichen Gestalten, in welchen die Schrift das Göttliche in die Welt sich einbilden läßt. Aber da ich Gott als Geist erkennen muß, der Geist zwar nicht todt und leblos sein kann, aber eben so sehr über die Kategorie des bloß Lebendigen sich erhebt, muß ich mir das Göttliche so viel als möglich außerhalb der zeitlichen und räumlichen Grenzen, abgesehen von geschichtlicher Folge und positiver Erscheinung als reine Innerlichkeit, als Ewiges, als — aller Aeußerlichkeit, Endlichkeit, Zeitlichkeit und Räumlichkeit Ueberhobenes, als Absolutes denken. So versetze ich mich zwar auch gläubig in das Wort und die Geschichte voll göttlichen Inhalts, und versetze so diesen Inhalt in mich, aber wenn diese Innerlichsetzung einmal im Werke ist, so suche ich es auch als ein Innerliches festzuhalten, setze es nicht wieder in die ursprüngliche Zeitlichkeit und Räumlichkeit hinaus, um es dann wieder hereinzusetzen u. s. f., d. h. um das Geschichtliche als einigen und bleibenden Grund, als einziges und bleibendes Element der Religiosität und Sittlichkeit festzuhalten — und dies eben heißt glauben —; sondern ich suche es rein zum Besitz des Gei-

Digitized by Google

stes, zu rein geistigem, zu begrifflichem und gedachtem Eigenthum zu machen, um durch das so in meinen Menschengeist versetzte Göttliche und Absolute mich mit Erkenntniß, Liebe, Kraft zu dem Göttlichen, zu Wahrheit, Tugend und Sittlichkeit zu erfüllen und zu begeistern. Wenn so Einer die geschichtliche Aeußerlichkeit — nicht schlechthin verwirft, sondern wenn er an ihren göttlichen Inhalt, an das Ewige, Geistige darin glaubt, um in diesem guten Glauben dasselbe zum reinen Besitzthum seines Geistes sich zu verklären und in dieser begrifflichen Form zum Grund und Quell der fortgehenden sittlichen Vollendung seiner und der Menschheit zu machen — dürfte das, meine Brüder, nicht also sein? sollte das unchristlich, folglich heidnisch (oder jüdisch) sein?

Das ist es, worauf es ankommt. Als allgemeines Bedürfniß, als Princip der modernen Zeit steht die Achtung und Anerkennung des Individuellen, der Eigenthümlichkeit, der innersten Persönlichkeit eines Jeden da, die Reformation hat es der ganzen Zukunft als Gewissensfreiheit verkündigt und errungen. — Es ist ein Geist, aber es sind mancherlei Gaben. Jedem daher das Seine, sehe Jeder zu, daß er im Dienste der Wahrheit und Tugend, des wesentlich sittlichen Geistes das vom Gottesgeist ihm verliehene Charisma erkenne und bethätige. Giebt es Naturen, welche nur auf positiver Grundlage, nur in geschichtlicher Erscheinung das Göttliche mit dem Menschlichen sich vermitteln sehen können, welche den Proceß des göttlichen, sittlichen und ewigen Geistes sich nicht als innerste, rein geistige That und Dialektik, sondern nur als äußere Geschichte erkennen und in sich reproduciren können, welchen sich also das Göttliche mit dem Willen mehr durch Phantasie und unmittelbares Gefühl, als durch Gedanken und davon ausströmende Begeisterung vermittelt, so mögen sie das Alte und Neue Testament unverkürzt und ungetheilt glauben und behaupten.

Damit aber sollen sie sich bescheiden und ihre Natur und ihre Bedürfnisse nicht anders gearteten und gebildeten Geistern aufdringen und diese nicht darum verkennen und verdammen wollen, weil sie auf andere Weise das Göttliche und Christliche sich aneignen müssen. Gott ist's allein, der die Herzen und Nieren prüfet, wir aber sollen einander nur an den Früchten erkennen, nur nach dem sittlichen Leben und Wirken beurtheilen, und nur beurtheilen, nicht richten. Der Keim ist verborgen, die Frucht allein ist offenbar. Die Frucht des Geistes aber ist Liebe, Freude, Friede, Geduld, Freundlichkeit, Gütigkeit, Glaube, Sanftmuth, Kruschheit (Gal. 5, 22). Ihr nun, die Ihr solches wisset, selig seid Ihr, so Ihr darnach thut!....

Was sonach Humanität und Christenthum fordert, möge sich keine der Parteien umsonst sagen lassen. Jede hat ihr Recht in ihrer eigenthümlich gearteten Individualität. Schwerlich werden sie sich je anders vereinigen können, als in der gemeinsamen christlichen Liebe, die da ist das Band der Vollkommenheit. Unsere Zeit hat einmal das Princip der Humanität erkannt und sie will in der Verwirklichung desselben vor Allem sich als christliche bewähren. Die barbarischen Zeiten eines halb heidnischen, halb jüdischen Christenthums sind vorüber, welche einen Strauß, wenigstens sein Buch auf den Scheiterhaufen geworfen hätten. Der Streit um Glaubenssachen darf aus den Hallen der Wissenschaft nicht mehr von der christlichen Kanzel und vom öffentlichen Markte in das bürgerliche und sittliche Leben geschleudert werden. Das erkennen unsere 22 Bremer ausdrücklich an, und diese Anerkennung muß auch als die einzige Frucht dieses ärgerlichen Streites angesehen und freudig begrüßt werden.

In welcher Weise übrigens ihr Glauben und Hoffen auf eine immer „klarere Scheidung unter den Menschen" sich erfüllen werde, das bleibt der Zukunft anheimgestellt. Die Zeit wird selber nicht stille stehen, noch viel weniger rückwärts gehen. Ob jemals eine Zeit eintreten wird, in welcher kein Gemüth mehr ein Bedürfniß zu dem gläubigen Anschluß an die positive Geschichte der Hereinbildung Gottes in die Menschheit und der Heraufbildung der Menschheit in die Gottheit hätte, oder ob einst die Wissenschaft den Anschluß des unmittelbar Gläubigen an sie mehr erleichtern wird, ob die mitteninstehende, vom Rationalismus ausgehende Bildung sich auf Seiten eines der jetzt schroff gegenüberstehenden Extreme entscheiden wird — alles das läßt sich nicht einmal ahnen. Aber gewiß läßt sich wissen und hoffen ein stetiger Fortschritt in Sittlichkeit und Wissenschaftlichkeit, wenn nur das Leben in christlicher Liebe und Humanität sich hält und nicht wieder aller Barbarei anheimgegeben wird.

Daher mit Augustin: **in magnis — d. h. in dem Streben nach göttlicher Vollendung des ganzen Menschheitslebens zu dem Urbilde Christi — unitas, in dubiis libertas, in omnibus caritas.** Daher auch, wenn nur sittlicher Ernst, Streben nach Wahrheit und christliche Liebe da ist, selbst nach des „frommen" Neander's Vorgang nicht die Replik mit einem **Pereat**, es sei denn mit einem: **Pereat dem absoluten — Gedankenunsinn!**

Druck von **Breitkopf und Härtel** in Leipzig.

Digitized by Google

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

19. Mai. № 119. 1841.

Die Universität Tübingen.

(Fortsetzung.)

Dies zeigt sich in seinem dritten Hauptwerke, über „die christliche Versöhnungslehre." Hegel giebt die Begriffe und Kategorieen zu der kunstvollen Gliederung, aber das vollständige Ineinanderaufgehen von allgemeinem Begriff und stofflicher Besonderheit ist nicht erreicht. Die Masse ist von der Idee nicht durchwältigt — und wir glauben allerdings, weil die Hegel'sche Idee selber noch nicht die volle Gewähr der Einigung und Versöhnung der Gegensätze an sich trägt. Hienach trägt die Schuld des sonst stofflich und formell ausgezeichneten Werkes der unvollkommene Zustand dieser Philosophie, Baur's Schuld wäre die, der Hegel'schen Philosophie auch in Bezug auf seine historischen Studien sich angeschlossen zu haben. Solche Schuld aber ist Verdienst, denn sie beweist, wie lebendig, wie stark, wie energisch die ganze Persönlichkeit in der Zeitbewegung steht — was er dann namentlich in den Schlußcontroversen des Werkes unumwunden und mit der siegenden Kraft eines wahrhaft freien Geistes thut, wenn auch die einzige philosophische Bestimmung gerade, die er selber giebt, indem er den absoluten Geist durch den allgemeinen Geist der Menschen vermitteln will, unser Wort über seinen nicht sowohl philosophischen und speculativen Beruf bestätigen dürfte.

Darf man sagen, in Baur stecke noch viel mehr Schleiermacher, als er selber weiß, so heißt das im Grunde nichts Anderes, als in der Hegel'schen Philosophie stecke noch zu viel Schleiermacher, d. h. es sei in ihr noch nicht zur innerlichen Einigung und Versöhnung, weil noch nicht zur vollständigen Scheidung gekommen. Es muß vorher noch mehr negirt, geschieden werden. Frauenstädt, Feuerbach, Reiff verstehen ihre und unsere Aufgabe.

In dem letzten Buche stellte Baur in erweiterten Untersuchungen den Locus von der Versöhnung aus seiner Dogmengeschichte vor das größere Publicum, welche er hier mit Kirchengeschichte abwechselnd liest. Es ist ein vortreffliches Collegium, das, auf gründlichen Studien ruhend, zu selbständiger Forschung anregt. Nächst dem Gnosticismus ist ein hauptsächlicher mit selbständiger Meisterschaft von ihm durchforschter Gegenstand das Urchristenthum wie es sich in Ebioniten und Nazaräern und weiterhin in Petrinischen und Paulinischen Christen darstellt. In Bezug darauf steht seine kritische Vernichtung der Authenticität der Pastoralbriefe. Gegen sie wollte ein gewisser Dr. phil. Baumgarten zum Ritter werden, aber er wurde von Dr. Baur mit gewohnter Derbheit zurechtgewiesen. Seine für die hergebrachte Meinung über die Authentie der Apostelgeschichte allerdings sehr bedenkliche Kritik fand natürlich auch Gegner genug — überhaupt diese freie und energische kritische Thätigkeit so viel Gegner, daß kaum mehr sein großer Kampf mit Möhler ihm ein Schild ist gegen die Steinigung protestantischer Zeloten. In diesem Kampfe bot Dr. Baur seine ganze große Kraft auf. Baur und Möhler standen vorher im besten Vernehmen, selbst als Möhler sein Werk schrieb, besuchte er noch fleißig den Freund — da war das Erste, als das Buch erschienen war, daß Dr. Baur der Perfidie die Collegialität aufkündigte. Und dann schrieb er die beste Erwiederung auf den Angriff seiner Kirche, die erschienen. „Der Gegensatz des Protestantismus und Katholicismus" (2. Aufl., 1836) theilt die großen Vorzüge, aber auch den Mangel seiner andern Schriften: die allgemeinen Begriffe, Kategorieen und Gesichtspunkte treten zu schnell und hart vor das Positive und Einzelne. Sein Scharfsinn aber folgt dem Gegner in alle Schlupfwinkel und Lücken ꝛc. Gerüstet mit der Kraft des speculativen Gedankens, gefeit von dem Geiste der protestantischen Freiheit, schwang er das Schwert dieses Geistes — das meisterliche Wort — ein rechter Jünger Luther's, daß von dem gleißenden Schild seiner Kirche, den der gewandte, listige Feind vorhielt, Splitter und Stücke flogen. Wie dankt man dem Ritter St. Georg, daß er den Lindwurm getödtet? Durch Verketzerung.

Herausgefordert, namentlich durch die evangelische Kirchenzeitung, erklärte er sich über sein freundschaftliches Verhältniß zu Strauß, der ihm schon in Blaubeuern zu Füßen gesessen, auf eine ehrenhafte, charakterfeste Weise. Er unterschreibt nicht Alles, aber er verläugnet ihn auch nicht. In seiner Vorlesung über Apostelgeschichte und das Evange-

Digitized by Google

lium Johannis giebt es der kritischen Berührungspunkte genug und es kann sich ihnen der Geist nimmer entziehen. Baur ist übrigens nicht der Mann des Volkes, des Marktes, sondern wesentlich Gelehrter im eigentlichsten Sinn. Auch für den Katheder hat er nicht die entscheidende Gabe. Sein Organ und die Beweglichkeit äußerer Formengebung fehlt ihm, man muß sich an seinen Vortrag gewöhnen. Dieser ist nicht frei, mühevoll, im Ganzen etwas einförmig, und nicht angenehm in's Ohr fallend, aber der Inhalt entschädigt. Doch hat er die Mittel, wie schon gesagt, alle Kraft der Begeisterung in die Gemüther des empfänglichen Zuhörers auszugießen, wenn der Moment es mit sich bringt. Wir werden nie vergessen, wie er in seinen Vorlesungen über die Kirchengeschichte — in denen im Allgemeinen nicht die Forschung, nur die Darstellung sein ist — bei großen Momenten, wie der wormser Reichstag, das Gemüth im Innersten anzuregen vermag, daß die Feder sinkt, der Athem stockt und das Auge sich feuchtet. — —

So oft wir uns sein Wesen vergegenwärtigen und seine mächtige Persönlichkeit betrachten, gemahnt es uns an den seligen Daub. Gleich in imponirendem Aeußern, gleich in einer Humanität des Charakters, gleich in Energie des Willens, durch welche sich beide auf den Höhepunkt der speculativen Philosophie schwangen, beide gleich an Kraft und Schärfe des Geistes — keiner eigentlich philosophisch, der eine mehr psychologisch, der andere mehr historisch organisirt, während beide vorzugsweise angezogen waren durch das Räthsel der Negation: Daub zuerst in seinem Iscarioth psychologisch, Baur im Gnosticismus historisch es anschauend — gleicherweise in die Form sich theilend: Baur stark und groß in der wissenschaftlichen und litterarischen, Daub in der persönlichen des Lebensverkehrs — so erscheinen uns die beiden Männer als das große, wohl in brüderliche Nähe zu vereinigende Zwillingsgestirn, als die größten Erscheinungen in der Theologie, seitdem Schleiermacher's Sonne ihren Lauf vollendet. Baur möchten wir den tübinger Daub genannt wissen. — —

An Dr. Elwert's Stelle liest, wie wir schon erwähnt, in diesem Semester christliche Dogmatik Eduard Zeller, der sich seit dem Herbste hier habilitirt hat. Sein Name ist den Lesern dieser Blätter nicht mehr unbekannt. Die „Platonischen Studien," mit denen er, seinem Lehrer, Dr. Baur, nachfolgend, festen Fuß für Leben und Streben im classischen Alterthum gefaßt hat, haben glänzende Anerkennung gefunden. Diese wird auch auf theologischem Gebiet dem talentvollen, bescheidenen, liebenswürdigen jungen Manne nicht entgehen. Schon als Repetent ist er mit entschiedenem Beifall mit Vorlesungen, namentlich über Schleiermacher und Hegel aufgetreten. Gründliche Gelehrsamkeit, ein umfassender Blick, namentlich aber ein freier, am philosophischen Studium für Freiheit und Kritik durchgebildeter Geist läßt ihn würdig Baur zu Seiten treten. Hoffentlich wird er der hiesigen Facultät erhalten, ihr und der Wissenschaft wird er zur Zierde dienen. —

Werfen wir einen Rückblick auf diese Leistungen und Hoffnungen der evangelisch-theologischen Facultät, auf diese gleichmäßige und tüchtige Vertretung der verschiedenen Standpunkte, diese allgemeine Richtung nach vorwärts, diese productive Thätigkeit, für welche auch die nur fast zu ausschließlich von der Facultät unterhaltene „Tübinger Zeitschrift für Theologie" ein so rühmliches Zeugniß giebt, sodann auf das eifrig genährte, auf philosophische Studien begründete Studium der Theologie auf hiesiger Hochschule — so werden wir die Männer und Weiber nicht näher zu bezeichnen haben, welche eben darin die Schmach und den Fluch unsers schönen schwäbischen Vaterlandes beseufzen. —

Soviel für diesmal, nächstens in unserm zweiten Artikel die katholisch-theologische, juridische, medicinische und staatswirthschaftliche Facultät.

(Ende des ersten Artikels.)

I. **Gedichte von Wilhelm Smets. Vollständige Sammlung. Stuttgart und Tübingen, 1840. J. G. Cotta'scher Verlag.**

II. **Gedichte von Berthold Staufer. Stuttgart, 1841. Verlag von A. Liesching u. Comp.**

„Singe, wem Gesang gegeben, In dem deutschen Dichterwald" u. s. w. hat Smets zum Motto für seine Sammlung genommen. Und gewiß, es ist Freude, es ist Leben, wenn's von allen Zweigen schallt. Auch wenn, wie natürlich, nicht lauter Nachtigallen singen, sondern die gemeinere Lerche nur ihr Liedchen trillert, oder gar ein Spätzchen Zeugniß und Probe seines Sängerdaseins giebt, wird nur ein verschrobener und verbildeter Sinn sich darob ärgern und nur die Rohheit und Unvernunft dem armen Sänger mit Leimruthe und Vogelflinte nachstellen. Weiß doch selbst die Polizei die Vertilgung der Singvögel als eine Landescalamität zu würdigen und dagegen mit ernstlichen Verboten einzuschreiten. So wird auch nicht bloß die billige, sondern überhaupt schon die vernünftige Kritik zwar züchtigen mit ihrer Ruthe, wen sie lieb hat und lieb haben darf, aber sie wird die Ruthe nicht zur verderblichen Leimruthe für das singende Völklein machen. Denn was wäre gethan, wenn die unschuldigen Geschöpfe elendiglich umgebracht würden? Man würde allerdings nie mehr in die Noth kommen, die Ohren vielleicht sich zuhalten zu müssen vor dem Getriller und Gezwitscher, das manchmal auf nicht allzu harmonische Weise uns gar nicht mehr zu Wort kommen lassen will. Aber dagegen würden alsbald Raupen und Schmetterlinge, Maikäfer und Engerlinge unsere Saaten,

Digitized by Google

Blüthen und Früchte, an welchen wir uns jetzt erfreuen und später in der Zukunft nähren wollen, zerfressen und zerstören. Ja wohl mögen wir die überreichen lyrischen Productionen gern hegen und pflegen, und wenn es auch nur wäre um ihres Werthes willen gegen die gefräßige Raupe der Alles zernagenden Reflexion und der Alles zersetzenden materiellen Interessen. Denn was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele.

Kein Vernünftiger wird die unendlich großartigen und wichtigen Bestrebungen unserer Zeit auf dem Gebiete des geistigen und materiellen Lebens verkennen oder gar verwünschen, wenn auch ihre erfreuliche Seite sich erst in der Zukunft zu vollem Genusse bieten wird; indessen ist es eben so wenig zu verkennen, wie das Gemüth, das Gefühl, die Seele unter dem rauschenden Lärmen und Treiben geistiger Negation und materieller Production Gefahr läuft, verstört und verwüstet zu werden. Es ist lächerlich, einen consequenten Kritiker um seiner Kritik willen herzlos zu nennen, und in den Glühöfen einer Maschinenfabrik den leibhaftigen Teufel im Höllenpfuhl zu wittern, aber es ist darum auch nothwendig, den Ergüssen des Gemüthes und Gefühles, den stillen, frommen Blumen der Phantasie ihr Bischen freie Luft, Sonnenschein und blauen Himmel zu gönnen.

Es zeugt von unbegreiflicher Urtheilslosigkeit unsers heutigen lesenden und — noch mehr — des schreibenden Publicums, ja fast als absichtliches Mißverständniß könnte es erscheinen, daß man in dem Manifest gegen die Romantik, welches von diesen Jahrbüchern erlassen wurde, einen Vertilgungskrieg gegen blauen Himmel und grüne Erde, gegen die Blüthen und Sänger des Frühlings sammt und sonders, gegen Herz und Gefühl, gegen Phantasie und Gemüth fürchten und verabscheuen zu müssen sich einbildete. Wem könnte es je einfallen, die ewig junge Romantik des ahnenden und hoffenden Gemüthes, diesen Brunnquell deutschen Lebens und Strebens, in welchem dieses sich ewig Jugend und Zukunft schöpfen wird, vor die Thüre des deutschen Genius weisen zu wollen! Aber wem kann es auch einfallen, mit jener innersten Lebenspotenz des deutschen Geistes die verhärteten Rinden und Krusten, die verrotteten Nester und Schrullen des Romanticismus in Poesie und Leben, in Wissenschaft und Gesellschaft zu verwechseln? Die alte Romantik des katholischen Mittelalters, die wiedererneuerte der Schlegel-Tieck'schen Periode hat ihre geschichtliche Größe und Berechtigung, aber sie ist gestorben. Darum lasset die todten Geister ruhen, denn nur der Lebende hat Recht. Ein abgestandenes Dasein, eine ausgelebte Erscheinung, einen verknöcherten, entseelten Körper, oder einen entkörperten, unwirklich gewordenen Geist festhalten als wohlberechtigt, ja vielleicht als alleinberechtigt, das ist eine Sünde gegen den heiligen Geist des geschichtlichen Lebens, welches fort und fort das Alte vergehen und Alles neu werden läßt. Diese Sünde kann nicht vergeben werden, und solchen alten Sündern muß von Gott und Rechtswegen in öffentlichem und feierlichem Manifeste der Proceß gemacht und der schon geknickte Stab vollends gebrochen werden. Und darob werden nur die wirklich dem Tode verfallenen Existenzen erbleichen und erzittern; wem aber das Leben grünt, wem ein gesundes, schuldloses Herz im Busen schlägt, wer ein gutes Gewissen hat, wird den Stab des Gerichtes zerbrechen und hinwerfen sehen können, ohne zu erschrecken und zu klagen, und ohne Zeter zu schreien über die Strenge und Härte des unerbittlichen Gerichtes.

Gewiß, wo nur innerliches, eignes, selbstkräftiges Leben ist, da mag es gelten und sich geltend machen. Und vermag auch ein Finger nicht mit größter Kraft in die Harfe der Zeit zu greifen, vermag ein Sänger auch nicht gerade neue, urkräftig die Gegenwart in die Zukunft rückende Accorde anzuschlagen — wir heißen ihn doch willkommen, wenn er nur frisch im eignen Leben steht, wenn er nur ohne Rückhalt, ohne Prätension von der Brust wegsingt, und dem, was in Ewigkeit die Herzen erregt und erfüllt, frei und unbefangen Ton und Wort verleiht. Diese ursprüngliche, naturfrohe Unbefangenheit verspricht Staufer in seinen Liedern zu bieten, indem er dieselben bevorwortend vom „ächten Vogel" sagt:

> Er singt hinaus, weil es ihn drängt,
> Und weil ihm sonst ein schwer Gewicht
> Den Athem in der Brust beengt,
> Er fragt nicht, ob ein sterblich Ohr
> An seiner Kehle Wohllaut hängt
> Und freudig lauscht zu ihm empor.

So heißen wir denn Staufer sammt seinem Sangesgenossen Smets willkommen, wenn sie uns auch nichts von besonderer, neuer und ausgezeichneter Bedeutung bieten, und wenn wir auch nicht wissen, ob wir namentlich Smets durch unser Urtheil zu dem Glücklichen machen werden, welcher derselbe, wie er sagt, wäre, wenn sich's erfüllte, daß ertönte „Nicht unwürdig im Chor deutscher Gesänge mein Lied!" (S. 337.)

Smets wurde, wie wir aus einer Schlußanmerkung ersehen, zu Reval 1796 geboren und kam noch vor dem sechsten Jahre mit seinem Vater nach Aachen. Dieser, ein geborner Aachner, hatte seine Richterstelle in Bonn aufgegeben, das Theater unter dem Namen Stollmers betreten, unter Kotzebue das Theater in Reval geleitet und 1795 die damals 14jährige Antoinette Sophie Bürger, die Mutter des Verf., geheirathet, von der er sich 1802 schied, um zur juridischen Praxis in Aachen zurückzukehren. Der Verf. war bei dem Tode des Vaters noch nicht 16 Jahre alt und wußte nicht, daß seine Mutter noch lebe, bis er sie 1816 in der k. k. Hofschauspielerin Sophie Schröder in Wien

Digitized by Google

wiederfand. Obwohl vorzugsweise zum Maler bestimmt, mußte der Verf. nach dem Tode seines Vaters die Laufbahn verlassen und sich den Studien widmen. Er machte den Freiheitskrieg mit und nun:

„Im Priesterschmucke schreitet
Er zu des Herrn Altar,
Und wendet sich zum Volke,
Und spricht ein tröstend Wort,
Doch scheucht er selbst die Wolke
Sich von der Stirn nicht fort."

wie er (S. 5) in „des Dichters Lebensbilder" sagt, von denen (S. 7)

„Das Schlußbild zeigt den Sänger
Ernst und gedankenvoll,
Ob Gram und Siechthum länger
Ihn noch bedrängen soll?
Doch hat ihn nie so sinnig
Die Muse angeblickt,
Und nie so treu und innig
Die Freundschaft ihn beglückt."

Schon 1816 gab er eine erste Gedichtesammlung heraus.

„Lieder des Kriegs und der Minne versucht' ich zu singen, und was mir
Glauben und Leben beschied, früh schon verfallen dem Schmerz,"

wie es S. 336 heißt in einer der „Elegieen und Epigramme" aus seinem Leben. Außer einigen, z. B. über Dannecker's Christus:

„Fragt ihr, warum sein Gewand ohne bindenden Gürtel dahinwallt?
Weil dem Ewigen kein Zügel der Leidenschaft ziemt;"

sodann „Deutsches Gemüth," „In der Salzgrube bei Hallein," „Regensburg," „Sophie Schröder" — sind diese Distichen von zu wenig allgemeiner und poetischer Bedeutung, als daß wir nicht mit dem Schlusse „An die Distichen" einstimmen möchten:

„Schweigt, ihr Distichen, nun, und laßt es für heute genug sein." — —

Schon die Lebensschicksale des Dichters, welche ihn früh schon dem Schmerz verfallen ließen, nehmen unsere Theilnahme für sich in Anspruch. In dieser Gedichtsammlung tritt uns vorzugsweise ein elegisch gestimmter, aber doch frischer, ja launiger und kindlich-sinniger Geist, insbesondere aber ein frommer, gläubiger Sinn entgegen. Recht sinnig läßt er z. B. die 12 Monate in den „Traumbildern" (S. 144) vor unserm Blick vorübergehen. Kindlichen Sinnes ist gesungen S. 153 die „Lockung." Launig ist S. 160 „Des Arztes Rath" und S. 183 „Der Schelm von Bergen." Doch kann er sich zum Humor selber nicht erheben. Beweis für den Mangel an voller poetischer Kraft ist von dieser Seite (S. 141) das mißrathene Lied vom „Philister und Pedanten."

Vor Allem sticht sein frommer, biederer Sinn hervor aus Liedern wie S. 175, „Der Leichenconduct in Baden," S. 166 „Die Siegesbeute," S. 132 u. 134: „Edelste Männlichkeit und Weiblichkeit." Smets ist katholischer Priester. Vgl. S. 19: „Des Jünglings Weihe" und S. 33: „Dankgebet." — —

„In deiner Kirche, welche einig, heilig,
Katholisch, apostolisch heißt und ist,
Daß ich ein Mitglied dieser Kirche bin,
Und ewig es zu bleiben heiß verlange."

Doch weiß er (S. 217 bei „August Graf v. Platen's Bestattung") zu singen:

„Hat der Glaube sie getrennet,
Einte sie des Geistes Kraft,
Die ein jedes Herz bekennet,
Wie sie Hohes, Edles schafft...."

So sind auch vorzugsweise zahlreich die Lieder des Glaubens und speziell des katholischen Glaubens: „Zuversicht," „Am Tage Christi Himmelfahrt" (S. 8), „Der Jungfrau Lied an Maria," „Lied beim heiligen Abendmahle." „Geistliches Lied zum Aschermittwochtage." „Angelus domini." „Geistliches Sturmlied." „Geistliche Spruchreime." „Vom kölner Dom in dieser Zeit." „Erlösung." „Passionslied" — lauter Lieder von mehr religiösem als poetischem Gehalt. Dann einige Legenden, wie S. 50: „Christophorus," S. 52 die recht liebliche Legende von der bescheidenen Birke:

„Eine Taube zieht nach Hebron
Aus dem stillen Nazareth,
Gleich der schüchternen Gazelle
Ueber Bäche, über Berge
Eine zarte Jungfrau geht.

Gottesliebe tief im Herzen,
Sie des Ew'gen Willen preist,
Doch der Freundin auch vertrauen
Will des Weibes stille Sorgen,
Sie, die voller Gnaden heißt.

Drückend ist des Tages Schwüle
Auf dem steilen Bergesweg.
Und Maria schreitet langsam;
Nicht in Wipfeln, nicht in Gräsern
Wird ein leises Lüftchen reg.

Doch allmälig ziehen Wolken
Aufwärts von des Himmels Rand,
Und es tropft schon kühler Regen,
Als am Eingang eines Waldes
David's hehre Tochter stand.

Und da säuselt's in den Bäumen,
Einer sich zum andern neigt;
„Her zu mir wird sie sich flüchten,"
Sagt die Zeder, sagt die Palme,
Nur die schwanke Birke schweigt.

Und sie denket bei sich selber:
Ach, ich bin es nimmer werth,
Daß die reine Gottesliilie,
Vor dem Regen sich zu schützen,
Meines Blätterdachs begehrt.

Doch Maria eilt zur Birke,
Bis entwölkt der Himmel scheint;
Sieh, da neigen sich die Zweige,
Die sonst auf zur Höhe strebten,
Und des Baumes Rinde weint.

„Weil demüthig du gewesen,"
Spricht zu ihr der Jungfrau Mund,
„Sei fortan der Demuth Sinnbild,
Und ein Quell von Weihethränen
Thue deine Freude kund."

(Fortsetzung folgt.)

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Digitized by Google

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

20. Mai. № 120. 1841.

Die deutsche Bürgerschule. Schreiben an einen Staatsmann. Von Dr. Mager. 265 S. Stuttgart, 1840. Verlag von C. A. Sonnewald.

Erster Artikel.

Am Schlusse seiner Schrift „die deutsche Bürgerschule" (S. 264 flg.) entschuldigt Hr. Mager die Formlosigkeit derselben mit dem Umstande, daß er ihr nur wenig Zeit habe widmen können, und daß die Arbeit, mehrere Aufsätze „für das Publicum zu einem Ganzen zu verschmelzen — — überhaupt nur bis auf einen gewissen Grad gelingen konnte." Doch giebt er zu, daß er mehr Sorge auf Stil und Composition hätte wenden „können und sollen." In der That, eine eigenthümliche Weise, sich gegen das Publicum zu benehmen, als ob dasselbe der Belehrung des Verf. so überaus bedürftig wäre, daß es sie, auch mit der unhöflichsten Nachlässigkeit hingeworfen, dankbar hinnehmen müßte. Wenn Hr. Mager den Vorwurf, den er sich selber macht, überdies noch durch die Behauptung mildern will, „eine Schrift von rein praktischer Natur brauche wohl kein Kunstwerk von Stil und Composition zu sein," so zeigt er sich in einem starken Irrthum befangen. Denn jede Schrift, ganz besonders aber eine „von rein praktischer Natur," deren Zweck es also ist, nicht etwa den Leser anzuregen, daß er durch denkende Reproduction ihres Inhalts diesen zu seinem freien Eigenthum mache, sondern die ihn bewegen will, daß er dasjenige, was dem Verf. sich als Resultat wissenschaftlichen Denkens ergeben hat, als wahr nur annehme, sich aber für die Realisirung dieses Resultates bestimme und begeistere, gerade eine solche Schrift muß ein „Kunstwerk von Stil und Composition" sein. Man sollte meinen, es sei das von zu schlagender Wahrheit, als daß irgend wer einen Widerspruch dagegen erheben könnte. — Wäre in Hrn. Mager das Interesse für die Sache und ihre richtige Darstellung stärker gewesen, als das für die Schaustellung seiner Ansichten und Meinungen und für das Vorbringen seiner, um es gelind auszudrücken, wenig edlen und über alles Maß geschwätzigen Polemik gegen Thiersch, so hätte sein Buch ein „Kunstwerk" von um so nachhaltigerer Wirkung werden können, als es ihm keineswegs an der Fähigkeit fehlt, die Wahrheit zu erkennen und sie in angemessener Form auszusprechen. Davon zeugen die vielen geistreichen und wahren Bemerkungen, denen wir in der vorliegenden Schrift begegnen, die er aber, getrieben von einem eiteln und zudringlichen Eifer, vor dem Publicum mit seiner tumultuarisch zusammengerafften Weisheit zu glänzen, oft auf unwahre Weise darstellt, oft mit den flachsten und widersprechendsten Behauptungen zu einem nicht bloß unschönen, sondern wahrhaft monströsen Ganzen vereinigt oder vielmehr zusammenmengt.

Es darf der Kritik nicht zugemuthet werden, daß sie eine Schrift der Art eben so behandele, wie sie die Darlegung einer dem Verf. selbst klar gewordenen und alle Theile des Ganzen durchdringenden Ueberzeugung behandeln würde. Vielmehr kann von ihr nur deshalb Notiz genommen werden, weil sie eine Angelegenheit bespricht, die ein höchst bedeutendes Interesse der Gegenwart in Anspruch nimmt, und über die sie in wesentlichen Punkten nicht selten mit richtiger Einsicht, oft aber auch in Uebereinstimmung mit dem oberflächlichen Raisonnement einer unwissenschaftlichen und vorlauten Menge urtheilt. Wir haben uns daher nur die Aufgabe gestellt, solche Punkte hervorzuheben und sie näher zu beleuchten, und zwar mehr um der Wichtigkeit der Sache willen, als um unser Urtheil über das Buch des Herrn Mager zu rechtfertigen.

Das Bedürfniß, höhere Bürgerschulen den Gymnasien an die Seite zu stellen, wird jetzt in Deutschland so allgemein und so lebhaft gefühlt, und man arbeitet mit solchem Eifer an der Befriedigung desselben, daß es dringend an der Zeit ist, durch eine wissenschaftliche Untersuchung sowohl die Frage zu beantworten, ob dieses Bedürfniß ein wirkliches oder ein nur eingebildetes sei, wenn es aber jenes ist, die Art und Weise aufzufinden, wie durch seine Abhilfe zugleich die Entwicklung deutscher Bildung und damit das Wohl, die Ehre und die Freiheit des deutschen Staats befördert werden könne. Eine solche Untersuchung, die hier natürlich nicht mit einer in das Detail eingehenden

Digitized by Google

Ausführlichkeit anzustellen ist, wird, indem sie den Principien nachforscht, sich eben so abweichend gegen die systematische Opposition der sogenannten Humanisten, wie gegen die blinde Praxis derer zu verhalten haben, die durch das Geltendmachen sogenannter realistischer Tendenzen eine neue Aera der Volkswohlfahrt herbeizuführen vermeinen. — Der Zweck dieses ersten Artikels ist nun, den Nutzen darzulegen, den die höheren Bürgerschulen stiften können; in einem zweiten soll auf die Gefahren hingedeutet werden, die uns drohen, sobald man entweder diese Institute nicht aufkommen läßt, oder ihnen aus Unkenntniß ihrer wahren Aufgabe und Bedeutung eine falsche Richtung geben sollte. Ein dritter Artikel endlich ist bestimmt, die Organisation der höheren Bürgerschule zu besprechen.

Hr. Mager bestimmt S. 76 die höhere Bürgerschule für diejenigen, welche er, „in Ermangelung eines besseren Wortes," die Gebildeten, im Gegensatz gegen den „gemeinen Mann" und die „Gelehrten," nennt. Das ist, wenn wir die Ausdrücke „gebildet" und „gelehrt" in seinem Sinne nehmen, im Allgemeinen richtig; nur hätte er offenbar sagen müssen: „für diejenigen, welche zu einem solchen Berufe bestimmt sind, denen nur Gebildete angehören sollten." Dann erscheint unter den Zwecken, welche nach der Ansicht des Verf. durch den Schulunterricht für solche Personen angestrebt werden sollen, als der wichtigste eine solche Entwicklung der Intelligenz, daß durch sie der Sittlichkeit des Bürgerstandes eine feste Grundlage gegeben werde, da ohne entwickelte Intelligenz „in derjenigen socialen Sphäre, wo die Reflexion die Grundlage des Lebensberufes ist," wahre Sittlichkeit nicht vorhanden sein könne (S. 219). Nehmen wir hinzu, daß S. 213 gesagt wird: „Bürgerschulen bedürfen alle (deutschen Länder); denn es liegt im Interesse des Staats, daß nicht nur die Wenigen, die ihm enger als Beamte verbunden sind, den Sinn des Staats haben, sondern daß alle Vollbürger denselben haben," und berücksichtigen wir, daß Hr. Mager an vielen Stellen seines Buches der Beschränkung auf bloße Fachbildung scharf entgegentritt, die humane Bildung vielmehr als ein um seiner selbst willen zu erstrebendes Gut betrachtet, und namentlich S. 95 verlangt, es solle die Bürgerschule zur Theilnahme „an dem modernen Culturleben in Religion und Kunst" erziehen: so können wir nicht umhin, ihm eine eben so richtige als würdige Meinung von dem eigentlichen Zwecke der Bürgerschulen zuzuschreiben. Nur steht sehr zu bezweifeln, daß dieser durch die von ihm vorgeschlagene Organisation, die im dritten Artikel näher zu beleuchten ist, erreicht werden kann. Ja, er würde überhaupt durch solche Anstalten nicht zu erreichen sein, wenn die Gegner mit Recht behaupteten, daß das in ihnen unvermeidliche Zurücktreten der classischen Studien und die durch sie beförderte Richtung der jugendlichen Gemüther auf die Beschäftigung mit den Hervorbringungen der Natur wesentlich dazu beitragen müsse, unser Volk immer mehr der freien und wahrhaft humanen Bildung zu entfremden, und statt der höchsten Interessen des Menschengeistes das Streben nach Erwerbung materieller Güter zur Herrschaft zu bringen. Es wird daher gefordert, daß auch die künftigen Mitglieder des von Hrn. Mager sogenannten gebildeten Standes ihre allgemeine Bildung auf den Gymnasien oder ähnlichen Anstalten erlangen, dagegen für ihr besonderes Fach erst nach der Schulzeit sich ausbilden sollen.

Offenbar bedenken die Humanisten, indem sie solche Ansichten aussprechen, dreierlei nicht: erstens nicht, daß das Gymnasium keine in sich geschlossene Bildung seinen Zöglingen mittheilt, daß es vielmehr, wie in ihm selber die niedere Klasse hauptsächlich nur für die höhere vorbereitet, so auch in seiner obersten Klasse auf die Universität hinweist, und daß diese erst, indem sie die allgemeine wissenschaftliche Bildung durch die Philosophie vollendet, zugleich durch die besonderen Wissenschaften die Vorbereitung für eine bestimmte Berufsthätigkeit abschließt. Wenn man aber die Schüler der Gymnasien aus der Mitte ihrer noch fortschreitenden Schulbildung herausreißt, und sie einem bürgerlichen Berufe übergiebt, so treten sie an denselben heran, ohne daß die Elemente der Geistesbildung, die sie bereits in sich aufgenommen haben, in irgend einer für sie fühlbaren Beziehung zu derjenigen Thätigkeit stehen, welche auszuüben sie nun lernen sollen. So werden jene Elemente, aus denen das Schönste sich entwickeln könnte, vielfältig zu einem todten Schatze für sie, und man darf es den sogenannten Praktikern nicht verargen, wenn sie von den Gymnasien sagen, daß diese wohl für den künftigen Gelehrten gut sein möchten, daß aber der künftige Landwirth, Fabrikant ꝛc. nichts in ihnen lerne, „was er für das Leben gebrauchen könne." Der Ausdruck ist allerdings höchst unangemessen; jedoch liegt ihm eine gewisse Wahrheit zu Grunde. Denn da die Bildung eines bisherigen Gymnasiasten nicht in bestimmter Beziehung zu einem Gewerbe steht, so muß er dasselbe auf eine eben so mechanische Weise erlernen, wie der Lehrling, der eine weit geringere oder auch gar keine Schulbildung genossen hat. Was er an einer solchen besitzt, kann ihm erst späterhin, und auch nur dann zu Gute kommen, wenn sein Charakter stark genug ist, um den edleren Sinn und die höhere Gewandtheit des Geistes, welche er durch die denkende Beschäftigung mit den Elementen der Schulwissenschaften erworben hat, auch unter dem geisttödtenden Drucke mechanischer Arbeit sich zu erhalten. Dieser Druck ist sogar härter für ihn, als für den, der, bei dem Pfluge oder in der Werkstatt seines Vaters aufgewachsen, schon im kindischen Spiel und vermöge der täglichen Anschauung einen gewissen Grad mechanischer Fertigkeit und einen Vorrath von Fachkenntnissen sich angeeignet

Digitized by Google

hat, und nicht durch die Bekanntschaft mit so vielem Edlen und Schönen, namentlich auch mit den großen Thaten und Männern der Geschichte, sich in dem Falle befindet, auf sein eigenes mechanisches Thun mit Geringschätzung herabzublicken. — Zweitens berücksichtigen jene Gegner nicht, daß die höhere Bürgerschule, wenn sie ihrem wahrhaften Zwecke gemäß organisirt ist, ihre Zöglinge zwar auf einen besonderen Beruf vorbereiten, aber denselben eben als einen besonderen, den allgemeinen Zwecken des Staates, der Wissenschaft, der Religion nur dienenden erscheinen lassen wird: ein Verhältniß, welches in dem dritten Artikel näher betrachtet werden soll. — Drittens endlich vergessen sie, daß die höhere Bürgerschule diejenigen, welche es künftighin mit der Bewältigung der Materie zu thun haben, befähigen soll, dieselbe nicht durch äußerlich erlernte Kunstgriffe, sondern durch eine bewußte und verständige Anwendung ihrer eigenen Gesetze zu behandeln und dem Geiste dienstbar zu machen. Das Erkennen dieser Gesetze, in welchen bekanntlich die der Natur immanente Vernunft besteht, wird aber nur durch das Denken erreicht, ist also unmittelbar eine Erhebung über die Materie, die, so lange sie unverstanden ist, als eine dem Geiste gegenüber selbständige Macht angestaunt wird, so daß der Mensch sich nicht als Geist zu ihr verhalten kann. Durch das Erkennen hingegen werden die in der Bürgerschule Gebildeten befähigt, die denkende Behandlung der natürlichen Kräfte zu ihrer Lebensthätigkeit zu machen; es wird dadurch ein wichtiger Theil der Bürgerschaft des Staates der gedankenlosen Arbeit für den Erwerb, der recht eigentlich materiellen Arbeit, überhoben und in ein ideales Verhalten der Natur gegenüber gestellt. Freilich ist dieses als Verhalten zur Natur noch nicht wahrhafte Idealität, die vielmehr Verhalten des Geistes zum Geiste ist. Aber es ist vermittelst desselben die erste Stufe bewußter Freiheit von der Natur erreicht, da diese hier nicht mehr eine Macht für den Menschen ist, die ihn nöthigt, seines geistigen Wesens uneingedenk, sich als ein auch natürliches Wesen zu ihr zu verhalten. Es ist sehr viel gewonnen, ja es ist schon ein Zweck, der für sich selbst einen Werth hat, erreicht, wenn eine besondere Klasse der Staatsbürgerschaft auf einen höhern Standpunkt der Bildung und der geistigen Freiheit gebracht ist. Aber es ist das auch ein Gewinn für den ganzen Staat.

(Fortsetzung folgt.)

I. „Gedichte von Wilhelm Smets."
II. „Gedichte von Berthold Stauffer."

(Fortsetzung.)

„Der Schächer" (S. 54) ist unter den zunächst folgenden das bedeutendere. „Der Knabe Jesus" (S. 58), der die aus feuchtem Thon gebildeten Vögel seiner neidigen Spielcameraden mit einem Stäbchen berührt und lebendig davon fliegen läßt, ist doch gar zu kindisch. Eben so kleinlich ist die Spielerei mit den drei Lilien (S. 71) und die Erlösung der fünf Welttheile nach den fünf Kreuzeswunden Jesu (S. 74) in: „Der Traum des Rabbi." — Vor „Der Aermelraub," „Der Fischer und der Papst," „Der heilige Germanus zu Auxerre" zeichnet sich (S. 83) „Die heilige Gudula in Brüssel" aus. Aber „Karl's V. Seelenamt in St. Just" könnte und sollte tragischer, dagegen „Die Hackefey" (S. 90) komischer und kürzer dargestellt sein.

Das Oratorium: „Die Könige in Israel" entbehrt ebenfalls der höhern tragischen Kraft.

„Ein Lied an die schöne Stadt Aachen," sonst unbedeutend, besingt die Stadt, worin er zuerst „geglaubt, geliebt, gehofft;" wo ihm ein Stern aufging, der so hell erglänzte:

„Sein Strahl und Klang erweckte
Mir der Romantik Quell."

Einen schlimmen Anfang haben die im zweiten Buch erscheinenden Romanzen in der schon genannten mißrathenen „Romanze vom Pedanten und Philister," zu welcher Uhland's Romanze vom Recensenten ein ganz anderes Vorbild gab. Die Romantik der Liebe, die Lieder der Minne muß der katholische Priester in seiner Gedichtsammlung nothwendig etwas stiefmütterlich behandeln. Und vielleicht ist es der Mangel eines vollen durchgelebten und durchgejubelten Liebesfrühlings, welcher ihm überhaupt die Pulsader der Poesie nicht zum vollen, starken Gange kommen ließ. Wirklich sieht auch „Sängerliebe," „Das stolze Fräulein" (S. 151), „Stummer Schmerz" — nicht darnach aus, als ob sie aus vollem, ganzen Leben gegriffen und gesungen wären. „Die drei Kirchhofrosen," „Die todte Hand," „Der Rosenstock zu Hildesheim" aber reichen nicht aus, um einer Uhland'schen Romanze — auch nur die Schuhriemen aufzulösen. „Melano" dagegen (S. 162), „Der Schmied von Aachen," „Gilgen Lorch vom Rheinberge," „Der Sarg," „Der Dichter Wettstreit in Florenz" (S. 191) haben vor den umliegenden und nachfolgenden theils so gar nichts besagenden Gedichten Werth und Interesse.

Nun die „Lieder des Kriegs," hauptsächlich aus der Napoleonischen Geschichte, im Ganzen von wenig poetischem Reiz, zu lang gestreckt, viel Gemachtes und Nachgeahmtes und Bedeutungsloses, durch Erinnerung an die Zedlitz'sche Todtenschau und Heine's Grenadiere nur um so weniger genießbar — oft bloße Reimereien. Ganz besonders geschmacklos ist „Das Grab der Zehntausend bei Waterloo" (S. 243). Und was Napoleon dazu sagen würde, wenn er erführe, was ein deutscher Dichter sein „Standbild auf der Vendome-Säule „aus ehr'nem Munde" faseln läßt (S. 246). So spricht kein Napoleon im Schlafe, geschweige als Geist. —

Digitized by Google

Mit dem romantischen „Geisterstimmengesang" weiß überhaupt Herr Smets wenig haushälterisch und geschickt umzugehen.

Erquickend schließt das zweite Buch mit „Augustina," dem Mädchen von Saragossa.

Das dritte Buch bietet neben einigen ansprechendern Gedanken und Bildern vieles Unbedeutende und bloß Gelegenheitliche in Lied und Sonnett, was bei Uhland, Rückert und Karl Mayer besser und schöner gesagt ist, insbesondere eine sehr unschmackhafte „Romanze vom Rosmarin." Das sonst nicht ganz üble „Lied vom gesunden Manne" schließt:

Drum freue sich, wer froh und frisch
Lebt, gleich dem Vogel und dem Fisch;
Drum freu' sich der gesunde Mann,
Der Alles trägt und Alles kann,
Und sing' und spring' und schwing' den Hut:
Gesundheit ist mein bestes Gut!" —! —

Zum Schlusse noch einige vortreffliche „Uebersetzungen" nach Lamartine, Delavigne, Delphina Gay, fast alle ansprechend, zum Theil ergreifend und in ihrer Wirkung nicht geschwächt, vielleicht eher gehoben durch die Uebertragung in das deutsche Idiom. —

Was die Handhabung der Form in diesen Gedichten im Allgemeinen betrifft, so soll manche Fertigkeit nicht verkannt sein, aber zu dem Mangel an originellen Metren, zu der oft unpassend nachgeahmten Schiller'schen Romanzen- und Balladenform kommt eine Unzahl von Härten, ungewöhnlichen und unpoetischen Ausdrücken, falschen Reimen und Bildern, und besonders Verstößen gegen das Metrum. Um Einzelnes anzuführen:

S. 184: „Der Scharfrichter von Bergen."

S. 185: „Der unehrliche Tänzer kniet."

S. 324: „Die mich in Liebe gezeugt, an Alter ungleich und Gesinnung."

S. 328: „Ha, wie standen gereiht, Lieblinge der Jugend, die Dichter."

S. 297: „Himmlisch verklärt." — —

Härten, wie (S. 156) „Werd't ihr Anderen nicht gescheiter." S. 198: „Göttlich's Schauspiel." S. 267: „Ahnt' ich nicht des Geist's Beschwören." S. 325: „Unselig's Geschick" — sind sehr häufig.

S. 51 durchwatet St. Christophorus „die säuselnde Well." S. 172 „zischen aus der Scheide Seines Schwertes Flammenblitze." S. 304 stieren „die nassen Blicke." S. 310 heißt es: „nach oben schau, entrudre dich der Brandung." S. 315 ist Mailand „Europas Gartenthüre." — —

Manche Kritiker würden auf dieses hin das ganze Buch verdammen. Aber Sodom wäre nicht untergegangen, wenn auch nur fünf Gerechte darinnen gewesen wären. Wir haben uns im vorliegenden Buche viel, sehr viel weggewünscht, doch hat uns anderes auch angesprochen, und aus dem Ganzen, selbst aus dem Verwerflichen blickt uns ein so mildes, frommes Priesterantlitz, schlägt uns ein so reines, biederes, liebenswürdiges Dichterherz entgegen, daß wir darum eine Verwerfung des ganzen, obgleich nicht bedeutenden (388 Seiten starken) Buches für mehr als Grausamkeit, für eine Art von Justizmord ansehen müßten.

Fast dasselbe Urtheil wohl möchten wir über die Gedichte von Stauser fällen, nur daß uns diese bei weniger Umfang weniger Fehler und doch fast mehr Anziehendes zu bieten scheinen. Auch Stauser bietet nichts Neues, aber das Meiste von dem, was er giebt, ist Blüthe und Frucht einer lyrischen Subjectivität, der es, wenn auch an höherem Schwung und höherer Idealität, doch nicht an Wahrheit, Frische und Leben fehlt. Seine Lieder sind nicht im höhern Chor, es fehlt ihnen der ideale Schmelz, in welchen eine entschiedene poetische Gabe, eine gestaltungskräftige Phantasie ihre Gebilde taucht, sie sind subjective Erlebnisse und erheben sich auch nur einigemal dürftig auf den objectivern Boden der Romanze und Ballade. Aber es ist eben gelebt, was da gesungen ist, es giebt sich einfach und bescheiden dar und läßt sich auch meist eben so leicht und anmuthig nachempfinden und mit erleben.

(Schluß folgt.)

In meinem Verlage erscheint:

Geschichte

der

Naturphilosophie,

von Baco von Verulam bis auf unsere Zeit.

Von

Dr. J. Schaller,

Professor a. d. Universität zu Halle.

1. Band. gr. 8. 1841.

Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Digitized by Google

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

21. Mai. № 121. 1841.

Mager „die deutsche Bürgerschule."

(Fortsetzung.)

Es möge gestattet sein, bis ein angemessenes Wort sich findet, alle diejenigen, deren Beruf in der Cultur, der Formation und der Herbeischaffung materieller Güter besteht, mit dem gemeinschaftlichen Namen der Gewerbtreibenden zu bezeichnen. Unter diesen bewirken diejenigen, welche durch gebildete Kenntniß der Naturgesetze und der materiellen Bedürfnisse eines Gemeinwesens vor Andern zur Leitung eines Geschäftes berufen sind, das nur durch das Zusammenwirken einer größeren Anzahl von Menschen, deren jedem die bestimmte Art seiner Thätigkeit vorgeschrieben wird, zu Stande kommen kann, zunächst, daß ihre Untergebenen Gelegenheit erhalten, sich eine Einsicht in den verständigen Plan, nach welchem sie arbeiten, zu verschaffen. Benutzen sie diese Gelegenheit, so werden sie ihre bisher nur nach einem unverstandenen Herkommen geregelten und gedankenlos verrichteten Arbeiten nunmehr in einer verständigen und darum menschlicheren Weise vollführen und damit auf eine höhere Stufe des Bewußtseins, der geistigen Bildung treten. Benutzen sie diese Gelegenheit nicht, arbeiten sie vielmehr blinden Werkzeugen ähnlich nach einem zwar verständlichen Gesetze, das sie aber doch nicht verstehen, weil sie nicht den Willen dazu haben, so tragen sie diese Schuld entweder allein, und sie würden unter allen Verhältnissen sklavische Lohnarbeiter sein, oder die Schuld liegt eben so sehr an der schlechten Erziehung und dem mangelhaften Volksunterricht, deren Zustand dann durch die dazu Berufenen verbessert werden muß. Keines Falles aber darf man den Maschinen und den Fabriken etwa zur Last legen, daß durch sie auch der Arbeiter zur Maschine herabgesetzt werde; sie können zu einem so traurigen Resultate nur dann beitragen, wenn sie selbst noch in einem unvollkommnen Zustande sich befinden und die Staatspolizei sie nicht gebührend überwacht. Außerdem üben die großen Gewerbsanstalten, die wohl eingerichteten Landgüter, eben so die Gewerbtreibenden, deren Productionen entweder auf wissenschaftlicher Kenntniß der Natur beruhen, oder in ihren Formen sich den Werken der bildenden Künste nähern, auf den Bauer und den Handwerker die Macht des Vorbildes aus, so daß diese durch die Anschauung der gedankenvollen Arbeit Anderer zu einer verständigen, auf eigener Erkenntniß beruhenden Nachahmung angeregt werden und dadurch ihr Gewerbe und sich selbst veredeln.

Die immer weiter sich verbreitende verständige Bearbeitung der Materie wirkt ferner dadurch vergeistigend auf die Menschen, daß sie die den Geist verdumpfende physische Arbeit vermindert. Die Production wird eine leichtere, mannigfaltigere, sie bereichert also auf eine immer müheloſere Weise die, welche sich mit ihr befassen, so daß immer weniger Menschen durch die Sorge um das tägliche Brot darniedergedrückt werden, und immer mehr Gewerbtreibenden die Unbefangenheit des Gemüthes zu Theil wird, vermöge welcher es ihnen möglich ist, auch für die allgemeinen geistigen Angelegenheiten ihres Volkes sich zu interessiren. In je weitern Kreisen sich solches Interesse verbreitet, je bewußter und energischer es wird, um so viel mehr werden diejenigen, deren Lebensberuf die Förderung jener allgemeinen Angelegenheiten ist, aus ihrer Vereinzelung herausgerissen, und um so viel weniger kann diese Förderung das ausschließliche Amt eines abgesonderten Standes sein, sei dieser nun eine Aristokratie, eine Hofdienerschaft, ein Beamtenstand, oder ein Clerus, oder ein Gelehrtenstand, oder eine Künstlerzunft. Vielmehr wird der Kreis lebendig Theilnehmender sich immer erweitern und eine immer kräftigere Einwirkung auf die vor Andern zur Ausübung der besondern Functionen Befähigten und Berufenen ausüben, bis diese Theilnahme und die aus ihr hervorgehende Einwirkung durch gesetzliche Bestimmungen zu einer bewußten Thätigkeit der ganzen Nation, zu einer wahrhaften Nationalsache sich entwickelt. Auf diese Weise tritt die noch einseitige geistige Bildung, welche durch die Einsicht in die Naturgesetze sich erzeugt, mit den schon vermöge ihres Gegenstandes freien Bestrebungen des Geistes in Berührung, wird von ihnen in Bewegung gesetzt, über ihre anfängliche Schranke hinausgetrieben und wirkt wiederum auf sie so zurück, daß sie an Lebendigkeit, Freiheit und

Digitized by Google

Wahrhaftigkeit in steigendem Maße gewinnen und in immer ungehemmterem Fluge ihrem absoluten Ziel entgegenstreben.

Jedoch wirkt zu einem solchen Resultate die wachsende Intelligenz des Gewerbstandes nicht allein dadurch, daß sie über ihre unmittelbare Sphäre sich hinaustreibt und hinausgetrieben wird, sondern sie wirkt dazu auch durch die Hervorbringungen, auf welche sie vermöge ihres Objectes zunächst gerichtet ist. Die Erleichterung des Erwerbes materieller Güter kommt nämlich auch denen zu Gute, die unmittelbar im Dienste des Geistes zu arbeiten berufen sind; theils wird ihre Arbeit für die physische Erhaltung vermindert, theils wird sie ihnen ganz abgenommen, indem die Gewerbtreibenden immer mehr sich gedrungen fühlen, denen, die für ihre höchsten Interessen thätig sind, die rein auf den Erwerb gerichtete Arbeit zu erleichtern, und es ihnen immer mehr möglich wird, diesem Drange nachzugeben. Wesentlicher ist es, daß der Staat, durch den Reichthum seiner Bürger selbst bereichert und damit in den Stand gesetzt wird, von materiellen Schranken nicht behindert, „für seine wesentlichen Zwecke," d. h. für die Erhaltung und Entwicklung des geistigen Volkslebens, somit für die Herbeiführung wahrhafter, realer Freiheit erfolgreich zu wirken (vgl. S. 213 flg.).

Endlich mag zwar übergangen werden, welche äußern Mittel zur Förderung wissenschaftlicher Erkenntniß durch eine intelligente Industrie hervorgebracht werden; aber das dürfen wir nicht unerwähnt lassen, daß der vermittelst ihrer unendlich erleichterte und vermehrte Verkehr der von einander entfernt wohnenden Menschen die verschiedenen Provinzial- und Localgeister ihrer räumlichen Absonderung entreißt. Diese erhalten dadurch Gelegenheit, auch ihre innerliche Gesondertheit aufzuheben und sich ihrer Einheit bewußt zu werden, einer Einheit, in welcher — dafür bürgt namentlich der Charakter des deutschen Volkes — sie ihre Eigenthümlichkeit nicht verachtend von sich werfen, sondern sie nur veredeln, indem der Gegensatz gegen die andern Eigenthümlichkeiten die Selbsterkenntniß vermittelt. Ihre wahre Selbsterkenntniß aber besteht darin, sich in ihrer Wahrheit, d. h. als die nothwendigen Momente des Einen Volksgeistes zu erfassen. In der hartnäckigen Abschließung gegen einander fühlen sie dagegen ihre Bestimmtheit nur als eine durch die Natur gesetzte, mithin gegen die andern Bestimmtheiten nur negativ sich verhaltende Schranke. Das Erkennen der geistigen Bestimmtheit ist aber unmittelbares Hinausgehen über sie, die dennoch erhalten wird. Wen die Theorie von dieser Wahrheit nicht überzeugt, und wer nicht weiß, daß für das deutsche Volk sich die Wahrheit schon theilweise in der Erfahrung als wirklich bewährt hat, der blicke auf den gegenwärtigen Zustand der europäischen Nationen. Da kann Niemand läugnen, daß der erhöhte Verkehr zwischen den drei Hauptvölkern wesentlich dazu beigetragen hat, nicht etwa, die Verschiedenartigkeit der Nationalitäten geringer und farbloser zu machen, vielmehr die Nationen zu einem immer bestimmtern Bewußtsein derselben zu bringen und dadurch die Eigenthümlichkeit einer jeden zu vergeistigen und zu veredeln, sie von der Rohheit des bloß natürlichen Unterschiedes, dessen unmittelbare Aeußerung der Nationalhaß ist, zu befreien. Wenn aber die Vermehrung des Verkehrs von einem so schönen Erfolge begleitet gewesen ist, so muß die Erfindung der Eisenbahnen uns die Aussicht in eine glänzende und große Zukunft eröffnen. Freilich sind gerade die Eisenbahnen das Stichblatt derer geworden, welche das Interesse einseitiger Gelehrsamkeit oder sogenannter natürlicher Sittlichkeit vertreten wollen. Diese erblicken in der neuen Erfindung eines der gefährlichsten Werkzeuge des immer mehr zur Herrschaft sich drängenden Materialismus. Wer aber für die Sittlichkeit zu kämpfen meint, indem er uns in den Zustand der natürlichen Sittlichkeit zurückzuführen strebt, weiß nicht, was er will. Denn die natürliche Sittlichkeit ist zwar auch Sittlichkeit, aber noch in ihrem Anfange, und darum eben so sehr noch Rohheit; die wahre Sittlichkeit dagegen ist geistigen Wesens, sie ist Freiheit von der Natur und von den durch diese unmittelbar gesetzten Zuständen der Menschen. Daher sind es die Feinde der Sittlichkeit, welche in solche Zustände uns wieder versetzen wollen, und um so schlimmere Feinde, je eifriger sie für ihre Freunde sich ausgeben. Ebenso sind gerade diejenigen, welche die Erfindungen der Industrie, als aus materialistischem Sinne hervorgegangen und zu materialistischem Sinne hinführend, verdammen, die recht eigentlichen Beförderer des Materialismus; denn eben sie wollen die Menschen unter die Herrschaft der Materie, von welcher die Industrie uns befreien will, zurückführen; sie wollen den Menschen nöthigen, daß er nicht als geistiges, sondern als körperliches Geschöpf arbeite, wie das Pferd und die todte Maschine. Es sollte doch wahrlich jeder gebildete Mensch, der zum Bewußtsein geistiger Würde gelangt ist, hoch aufjauchzen, wenn er sieht, daß der Geist die Materie in solchem Maße überwältigt hat, daß sie selbst, „zu Eisenbahn und Dampfwagen geformt," in seinem Dienste ihre eigene Grundbedingung, nämlich die des Raumes, wenn nicht aufhebt, so doch auf ein Minimum ihrer den Geist beschränkenden Macht reducirt.

Betrachten wir näher, worauf jene Gegner des Materialismus, die aber in der That seine eifrigsten Beförderer sind, eigentlich hinaus wollen, so ist es ein wunderbares Schauspiel, daß die Humanisten durch ihre Polemik gegen die höheren Bürgerschulen und durch die Begünstigung einer einseitig philologischen Gymnasialbildung, gerade im Fall eines Erfolgs ihrer Bestrebungen am meisten dazu beigetragen haben würden, um den Zustand natürlicher Sittlichkeit, den zu zerstören so recht eigentlich ihr Werk gewe-

Digitized by Google

sen ist, wieder unter uns heimisch zu machen. Um das aber zu beweisen, muß dargelegt werden, was denn eigentlich die natürliche Sittlichkeit, welche man meint, gewesen und wie sie, um hoffentlich nie wieder in unser Leben zurückzukehren, zu Grunde gegangen ist.

Die Verehrer der gewordenen Zustände, der natürlichen Sittlichkeit, verlegen die goldene Zeit derselben in das germanische Mittelalter, als ob sie nicht wüßten, daß dieses den unerbittlichen Feind ihres Götzen, das Christenthum, in seinem Busen nährte. Von der Religion des Geistes ist die Zerstörung aller Institutionen ausgegangen, welche den Geist der Menschen an die Natur fesseln, ihn nicht aus der Gebundenheit zur Freiheit sich wollten entwickeln lassen.

(Fortsetzung folgt.)

I. „Gedichte von Wilhelm Smets."
II. „Gedichte von Berthold Staufer."

(Schluß.)

Grundton ist die Liebe. In der ersten Abtheilung wird gesungen: erstes Finden und erste Trennung; Heimath und Reise; Erinnerung und Sehnsucht; Klage und Trost der Liebe. Neben manchem Ansprechenden freilich auch recht viel Unbedeutendes, Mattes und Schiefes. Z. B. „Wilde Liebe" (S. 42):

— — — „Gemerkt hab' ich die Stelle,
Die küßte der köstliche Mund,
Und habe den Becher genommen,
Geleert ihn bis zum Grund.

Und daß nicht Andre kommen
Und trinken gleich mir daraus,
So muß ich mit den Zähnen
Das Stück mir beißen heraus."

Dieser Schluß ist gar zu wild! — Schön dagegen ist: „Schwermuth der Ungetreuen" (S. 47):

„In die Seele drang mir tief die Kunde,
Daß die Schwermuth dir am Herzen liegt,
Daß das Lächeln wich von deinem Munde
Mancher Seufzer deine Brust besiegt.

Ach! was dir in eigner Brust gekeimet,
Was, ein Himmelsthau, dein Herz getränkt,
Deine Liebe hat's ihm angeträumet,
Hat dein frommer Glaube ihm geschenkt" u. s. w.

„Phönix," eine prometheische Bitte um Vernichtung oder Liebe. Dem schließt sich an der unpoetische „Unmuth," der sich vornimmt, „Hinwerfen auf die Straße will ich mein blutend Herz." Von der „Liebe gegen besseres Wissen," von der er sagt:

„Sie sieht mit Lust den Dolch in meinem Herzen
Und drückt ihn ein mit ihres Aug's (!) Gewalt."

befreit er sich in edler „Lossagung."

„Die Liebe such' ich in dem Grund der Seelen,
Ein Herz in warmer Brust,
Nicht kann ich mich so wilder Glut vermählen,
Ich will die Liebe, nicht die Lust."

Von den zwei „Volksliedern" ist „verschwiegene Liebe" anmuthiger, als „des Burschen Abschied."

„Habt ihr sie schon geseh'n,
Sie, meinen Schatz,
Ueber die Gassen geh'n,
Ueber den Platz? —

Sittsamlich geht sie fort,
Jedermann grüßt,
Schaut sich um, red't ein Wort,
Wer von ihr wüßt'!

Aber der Alles weiß,
Sagt es euch nicht,
Steigt ihm auch glühend heiß
Blut ins Gesicht.

Aber im Herzen drin
Weiß ich es gut,
Daß ich im Sinn ihr bin,
Was sie nur thut.

Kommt dann die Nacht herein,
Dunkel und still,
Wie ich im Garten dein
Küssen dich will.

Die du nicht um dich blickst,
Kaum, daß du grüß'st,
Fest mich dann an dich drückst,
Tausendmal küß'st.

Küß'st unter'm Sternenzelt
Herzlich du mich,
Wer ist dann auf der Welt
Sel'ger als ich?"

„Liebesprobe," kein neues Motiv, doch hübsch und besser als „der Spielmann." — „Der Fürst von Thoren" sollte noch launiger gehalten sein, gemäß der Intention, wie sie am Schluß hervortritt:

„Und immer soll ich trinken
Und trinken nur allein.
Und kann mir doch nicht munden;
Erbarmt, erbarmet euch!
O wär' ich wieder drunten!
Vermaledeites Reich!"

„Die drei Bergleute" und „der wilde Jäger" würden bei etwas stärkerer Betonung von ungleich größrer Wirkung sein. „Meerkönigs Heimkehr," ein Seitenstück zur „Liebesprobe." Die folgenden, „der Fischer und die Fee," „der See," „schön Siglith" sind unbedeutend. „Die Mädchenklagen" sind wohlempfunden; aber wie kann der Dichter ausrufen lassen: „Einsam muß ich nun verenden" — ein unedles Wort, das er noch öfters in der Folge gebraucht. Hier kommt auch in einige Gedichte ein mattes Kokettiren mit „Thaten," z. B. S. 110:

„Und eh' dein Blick um Minne wirbt,
Schenk' Thatenwein mir ein." — ! —

Digitized by Google

Und S. 150 sogar:

„Sei vergessen denn mein Träumen,
Doch nur, wenn der Ernst mich ruft,
Und die Brust sich ohne Säumen
Baden kann in — Thatenluft." — ! —

In dem schönen Liede: „Heißes Sehnen," fällt als falsches Bild und unnatürlich geziert auf der Vers:

„Lebt denn die Seele nicht, die Alles,
Ihr Alles um mein Alles tauscht?
Und der aus meines Wesens Haine
Ihr eignes Ich entgegenrauscht."

Dem „Weinlied" (S. 140) möchte man nur wieder mehr Kraft, mehr Erinnerung an „des Basses Grundgewalt" wünschen. Recht munter ist namentlich der Schlußvers von „nächtlicher Gang."

„Lustig fort in schwarzer Nacht! Mag der Himmel scherzen.
Lustig fort! wo Liebe wacht, Finden sich die Herzen.
Ist kein einz'ger Vogel wach, Sing ich selbst ein Liedchen,
Bin ich aber unter Dach, Lohnt sich erst mein Müthchen."

Fast aber irre wird man an dem poetischen Sinn des Verf., wenn man „Wanderers verlorne Liebe" im fünften Sonnett liest:

„Ihr wißt nicht, wie ich muß das Leben hassen,
Daß ich verschlucken soll die Thränenquellen."

Im Uebrigen lassen sich die Sonnette, womit das erste Buch schließt, recht wohl lesen.

Die zweite Abtheilung bringt nun holde Liebesgewähr und Liebesfreude; die Sehnsucht ist gestillt, Heimath, Liebe, Seligkeit errungen. „Ein Liebefrühling," auch nach Rückert's Liebefrühling noch annehmlich bildet die Perle des Büchleins. Schlicht und einfach, aber innig und seelenvoll singen und lesen sich die tiefgelebten und wohlempfundenen Liedchen. In „den sinnigen Episteln an die Geliebte" lesen wir:

„Liebe nur ist Quell des Lebens
Und der Seelen Element,
Und nach Frieden ringt vergebens
Wer der Liebe Kraft nicht kennt;
Todesarmen kann sich nichts entwinden,
Auch das Schönste trifft ein früher Tod,
Eines nur, die Liebe, kann verbinden
Ird'sches ew'gem Morgenroth."

Sonst nur noch ein Beispiel des schlichten, innigen Tones:

„Ueber die Haiden und über die Wellen,
Mitten durch Wälder, in Hallen und Zellen
Folg' ich dir Guter, die Liebende sprach;
Wenn du die Alpen rüstig beschreitest,
Oder den Strom hinüber du gleitest,
Immer und überall folg' ich dir nach.

Wo du nur gingest und wo du nur eiltest,
Wo du nur ruhtest und wo du nur weiltest
Warst du, Geliebter, und bleibst du bei mir.

Wenn sich der Himmel geröthet am Morgen,
Oder die Sonne sich Abends geborgen,
Immer und überall war ich bei dir.

Wenn du in blitzender Wahrheit getaget,
Wenn du gestritten und wenn du gewaget,
Freudevoll schwebt ich, mein Kämpfer, um dich.
Lasse mein Leben sich in dich versenken,
Böses kannst du nicht thun oder denken,
Mitten in deinen Gedanken bin ich."

In der dritten Abtheilung singt das in sich versöhnte — mitunter auch prosaischer gewordene Herz (vgl. S. 204) das launige: „Er wird prosaisch" — seinen Lebensmuth und seine Lebenskraft, seine feste, deutsche Gesinnung, seinen sichern Glauben und seine getroste Hoffnung auf die Zukunft namentlich „gewissen Sängern" entgegen:

„Die ihr zu dem Grame schwört,
Und gleich einer feilen Buhle
Euer eignes Herz bethört,
Wollt ihr niemals euch erheben
Zu versöhnendem Gesang;
Nur wie bange Geister schweben
Eures Jammers Nacht entlang?"

Ueberall gesundes Gefühl, das Herz auf dem rechten Fleck, wenn auch demselben für diese Sonnette, die sich mehr gegen und auf objectives als innerliches Leben wenden wollen, der Rückert'sche Harnisch fehlt. Adlersstärke und Nachtigallenfüße zu vereinigen, ist nicht Jedem verliehen. Wie wir im Eingang sagten, aller Thierquälerei feind, lassen wir selbst der Lerche und dem Spätzlein seine Triller und Freuden gern unverkümmert. Welcherlei Gesang nun eben diese letzten, tüchtige Gesinnung aussprechenden Sonnette angehören, lassen wir aber klüglich unentschieden, um nicht zu guterletzt den Grimm auf uns zu lenken, vor dem sich billig jeder Recensent verwahrt, dem sein Leben lieb ist, nämlich den argen „Dichtergrimm" (S. 305).

„O hätt' ich dich, o hätt' ich dich lebendig!
Kommst du mir einst in den Bezirk gegangen,
So laß ich fahen dich mit Spieß und Stangen,
Bis ich dich habe, jag' ich dich beständig.

Es fresse flüssig Blei dich dann inwendig,
Am allerhöchsten Baume sollst du hangen,
Gegriffen sollst du sein mit glüh'nden Zangen,
O hätt' ich dich, o hätt' ich dich lebendig!

Verhaßter mir, als herber Saft der Reben,
Verhaßter, als die Handschrift schlecht gesudelt,
Als eine früh're Buhle mir verhaßter.

Du, Bluthund, stehst nach Ehre mir und Leben,
Du hast mein Werk, mein Werk mir abgehudelt,
Du bist ein schlechter Kerl, ein Kritikaster!" —

Dr. Lenz.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Digitized by Google

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

22. Mai. № 122. 1841.

Mager „Die deutsche Bürgerschule."

(Fortsetzung.)

Die Eigenthümlichkeit eines jeden besonderen Volkes war wesentlich noch natürliche Bestimmtheit, die aber als natürliche Bestimmtheit des Geistes eines Volkes wohl als Volkscharakter sich manifestirte, jedoch nicht als Volksbildung; denn der Charakter ist nur die durch eigene Anstrengung sich erhaltende Existenz einer geistigen Eigenthümlichkeit, die Bildung ist das Bewußtsein über sie und ihren Inhalt. Die Bildung aber fehlt einem Volke, so lange die Individuen, welche zu ihm gehören, sich noch nicht frei von den Schranken wissen, in welche die Natur ihr Denken und Thun gebannt hat, wenn sie, wie das im Mittelalter der Fall war, sich an den Stand gebunden fühlen, in dem sie geboren sind. Da kann das Individuum nicht über seinen Stand, der Stand nicht über sich selbst hinaus wollen. Für recht, für sittlich und gut gilt da nichts, als was nach dem guten alten Herkommen in jedem besondern Stande als solches bestimmt ist. So konnten die verschiedenen Stände keine bewußte, sittliche Einheit, keinen Staat bilden. Was sie wirklich innerlich zusammenband, das wußten sie nicht, für sie war ihre Verbindung zu einem Gemeinwesen nur eine ganz äußerliche. Daher verlangte jeder Stand von dem andern nur, daß er ihn in seiner eigenthümlichen Sphäre sich mit Freiheit oder vielmehr nach Willkür gewähren ließe; aber Keiner war gesonnen, die Freiheit des Andern zu respectiren, sobald deren Geltendmachung der Geltendmachung seiner eigenen Willkür in den Weg trat. Daher die ewigen und unausbleiblichen Conflicte, sobald ein Interesse das andere, eine Willkür die entgegenstehende Willkür oder das entgegenstehende Recht verletzte. Dennoch waren diese von einander gesonderten Stände zu einem Ganzen, wenn dem Anscheine nach auch noch so äußerlich, verbunden; sie bedurften daher einer Einrichtung, welche für die Erhaltung dieses Ganzen bestimmt war. Da aber die Qualität des einzelnen Standes, vermöge deren er Glied eines Gemeinwesens war, noch als eine äußerliche, seinem Wesen nur zufällig anhängende erschien, so wurde dies Zufällige als etwas Gleichgiltiges betrachtet, welches man einem der Stände überließ, der dann die Sorge für das Ganze eben auch nicht als seine wesentliche Bestimmung, mithin nicht als eine sittliche Pflicht, sondern als ein besonderes Recht ansah, das er ebenso wie seine Güter von den Vätern ererbt hatte und auf die Nachkommen wieder vererbte und das er daher bloß zu seinem Nutzen zu verwenden hätte. Indeß war mit diesem nutzbaren Rechte auch die Last seiner Erhaltung, wenn das Bestehen der Gesammtheit von Außen oder von Innen her angegriffen wurde, verbunden, und wie die andern Stände auf jenes keine Ansprüche machten, so wollten sie auch keinen Theil an dieser übernehmen. Wurden sie aber dennoch durch eine gemeinsame Noth dazu genöthigt, so wurden, wie sie es meinten, ihre Dienste nur ihnen selbst geleistet, nicht aber der Allgemeinheit, die man den Staat nennen könnte, wenn sie eine sittliche Macht für das allgemeine Bewußtsein gewesen wäre.

Dessenungeachtet manifestirte sich in dieser seiner Naturbestimmtheit der Geist als das, was er ist, als die sittliche Macht, eben dadurch das bewußte Festhalten des Individuums an seiner besondern Naturbestimmtheit, worin die Ehre und die Tapferkeit des mittelalterlichen Menschen bestand. Als Geist aber verhält der Mensch sich nur, wenn er vom Geiste überhaupt weiß, und der Geist überhaupt ist Gott. Das Wissen von dem Gotte nun, an welchen das christliche Mittelalter glaubte, war dem Germanen nicht durch die Entwicklung seines eigenen nationalen Bewußtseins entstanden, sondern es war ihm aus der Fremde her zugekommen, und obgleich es nur durch dieses Wissen geschah, daß er in seinen weltlichen Verhältnissen sich als geistiges Individuum verhielt, denn es hatte ihn ja eben zu dem geistigen Individuum, das er war, gemacht, so konnte er doch diesen Zusammenhang noch nicht erkennen. Sein Verhalten zu der Welt und sein Verhalten zu Gott galten ihm noch als einander fremdartige Thätigkeiten, deren innige Einheit ihm nur in besondern Fällen und als etwas Zufälliges zu einem immer wieder verschwindenden Bewußtsein kam. So war ihm das Wissen von Gott, die Beschäftigung mit göttlichen Dingen, die Sorge für das Heil der

Digitized by Google

Seele ein besonderes Geschäft, das auch einem besondern Stande zufiel, von welchem er in den Angelegenheiten, die die Beruhigung des Gewissens in diesem Leben und die Seligkeit in dem jenseitigen betrafen, willig sich leiten ließ, dem er auch zu diesem Zwecke gern einen Theil seiner irdischen Güter opferte, dem er aber doch aus allen Kräften opponirte, sobald derselbe eine Gewalt für sich in Anspruch nahm, die mit der Religion nichts zu thun zu haben schien.

Wir sehen, daß die Freiheit des Mittelalters, die natürliche Sittlichkeit des ständischen Verhältnisses, nicht ausreichte, um die Menschen die allgemeinen Mächte der Religion und des Staates als die aus dem innersten Wesen ihrer eigenen Vernünftigkeit herausgeborenen sittlichen Gewalten erscheinen zu lassen. Vielmehr unterwarfen sie sich ihnen, obgleich sie in Wahrheit ihnen nicht fremd waren, doch nur als fremden; sie gehorchten ihnen nicht nach einer aus der Bildung und dem Wissen hervorgehenden freien Selbstbestimmung des Willens, sondern getrieben durch die Angst um das Heil der Seele oder um die leibliche Existenz, und, wo das nicht ausreichte, genöthigt durch die physische Uebermacht der geistlichen und weltlichen Herren — ein Zustand, der nur darum nicht zu absoluter Knechtschaft und Unsittlichkeit werden konnte, weil Freiheit und Sittlichkeit die Substanz des christlich-germanischen Wesens sind.

Die beiden Momente der Freiheit, nämlich die Selbstbestimmung des Individuums und das vernünftige Gesetz, waren im Mittelalter allerdings vorhanden, aber nicht zu ihrer Einheit in der Freiheit selbst zusammengegangen. Vielmehr existirten sie abgesondert als die weltliche Willkür und als die religiöse Lehre, welche blinden Glauben und blinden Gehorsam verlangte. Freilich wäre es falsch, wenn man annähme, daß jedes der beiden Momente sich eine solche Existenz hätte verschaffen können, daß die Seite, vermöge welcher es nach der Einheit mit dem andern hinstrebt, nicht auch zur Erscheinung gekommen wäre. Jedoch lag auf ihr nicht der Accent; und ihr unaustilgbares Vorhandensein bewirkte nur, was es immer bewirken wird und muß, daß das Wollen der Willkür und das Sollen des blinden Glaubens und Gehorsams nie zu seinem Ziele gelangte, und daß endlich der Kampf beider gegen einander nur zum Siege eines Dritten, der Freiheit, welche ihre Versöhnung ist, geführt hat.

Der geistliche Stand hatte zunächst die Eigenschaft, ein besonderer Stand, wie die andern Stände auch, zu sein; er hatte mithin, wie die andern, sein eigenes abgesondertes Recht und befand sich damit in der Nothwendigkeit, sowohl dieses als sich selbst zu erhalten und zwar indem er nicht nur von den leiblichen Gütern, die man ihm gewährte, Früchte gewann und sie genoß, sondern indem er diese Güter selbst gegen die Angriffe der weltlichen Willkür vertheidigte; er mußte somit selbst eine weltliche Macht werden. Jedoch nahm er damit nicht die natürliche Bestimmtheit der andern Stände an. Denn, obgleich die christlich-religiöse Thätigkeit, welche seine Mitglieder ausübten, nur eine von der Kirche oder von einer unmittelbaren, darum unfreien, göttlichen Eingebung äußerlich auferlegte sein sollte, so gehört dieselbe doch ihrem Wesen nach zu den freiesten, welche der Mensch übernehmen kann, und dieses Wesen mußte wenigstens darin erscheinen, daß das Individuum den unfreien Gehorsam freiwillig übernahm. Darum konnte der geistliche Stand unter einem christlichen Volke auch nicht zu einer Priesterkaste werden, und es ist in der That die Freiheit von der natürlichen Bestimmtheit, durch die Geburt, in abstracter Consequenz als auch eigene Unthätigkeit für die natürliche Fortpflanzung des Menschengeschlechtes verstanden, als eine nothwendige Bedingung geistlicher Würde von der Kirche erkannt worden, und sie hat deshalb den Cölibat eingeführt, wenn gleich die wahre Bedeutung dieser Institution von ihr nicht verstanden ist. So hat die Kirche, indem sie die absolute Abhängigkeit ihrer Diener von sich anstrebte, sie doch von der Naturbestimmtheit befreit und damit zugleich verhindert, daß auch die andern Stände, aus denen der Clerus sich immer wieder ergänzte, nicht zu Kasten geworden sind. Ferner hat die Kirche durch das, was ihr alle Gewalt, die sie hatte, auch weltlichen Besitz und weltliche Herrschaft verlieh, nämlich durch die Macht des Wissens in ihrem Fortschritte die vollkommene Freiheit von der natürlichen Bestimmtheit der Möglichkeit nach für alle Menschen hervorgebracht. Das Wissen, wie es zunächst vorhanden war, konnte sich allerdings nicht als eine Macht in den Gemüthern der Menschen beweisen, es wollte vielmehr über dieselben herrschen; denn es war noch in der unwahren Form von äußerlich mitgetheilten Kenntnissen vorhanden, die der, welcher sie zufällig empfangen, als ausschließendes Eigenthum bewahren konnte. Indem das Wesen des Wissens sich jedoch zu einer immer wahrhafteren Existenz fortdrängte, wurde es das, was es in Wahrheit ist, Wissenschaft, und in dieser Gestalt erschien es nun nicht mehr als ein auswendig Gelerntes, als ein äußerlich übertragenes Eigenthum, sondern als das Eigenthum derer, die durch die Arbeit des begreifenden Lernens es sich zu eigen gemacht hatten. Es ist hier nicht davon zu reden, von welchen Resten der Unfreiheit sich die Theologie und Philosophie des Mittelalters noch zu befreien hatte, sondern wir haben nur an den unendlichen Fortschritt zu denken, der mit ihrem Entstehen zur Freiheit hin gemacht wurde. — Auf der Seite der Weltlichkeit stand aber auch eine sittliche Macht, die allen Privat- und ständischen Verhältnissen eine feste Existenz sichern sollte, nämlich das Recht. Jedoch war dieses ebenfalls in einer unwahren Form, in der des zufällig erworbenen Privilegiums und des von den Vätern als Eigenthum überkommenen besondern Rechtes vorhanden. Aber

Digitized by Google

es machte sein Wesen sich geltend als vielmehr nicht in solchen particularen Bestimmungen, sondern in allgemeinen Normen seinen Sitz habend, und das Bedürfniß des aus der Particularität sich befreienden Geistes griff zu dem römischen Rechte, das zwar auch zu einem Particularrecht herabgesunken war, das aber die Geltung eines allgemeinen Rechtes mehr als irgend ein anderes verdiente und sich von da an in derselben behauptet hat, bis in den Landrechten neuerer Staaten die Vernunft des Rechtes zu einer wahreren Existenz gekommen ist.

So sehr indeß die vermöge dieses Strebens entstandene Wissenschaft des Rechtes nicht weniger als Theologie und scholastische Philosophie die höchsten Interessen aller Menschen betrafen, so standen sie doch ohne Zusammenhang neben einander und stellten den, der sich einer dieser Wissenschaften ergab, doch wieder auf den Boden einer nur particulären, wenn auch geistigen und darum an sich freien Lebensthätigkeit. Wer daher, von ihnen unmittelbar oder mittelbar ergriffen, eine solche Bildung sich anzueignen strebte, in der er, frei von allen Schranken der Particularität, als ganzer, vollendeter Mensch, zum freien Bewußtsein über sich käme, der konnte durch sie sich nicht befriedigt fühlen. Und wie das Suchen nach dem allgemeinen Rechte zu demjenigen besondern Rechte gegriffen hatte, welches am meistem die Natur des allgemeinen an sich trug, so ergriff auch das Streben nach der allgemeinen menschlichen Bildung zuerst diejenige Bildung, vermittelst derer die Menschen schon einmal sich zu in sich vollendeten Kunstwerken gemacht hatten, zu der antiken Bildung. In der Freude des Findens und in der Beschränktheit des, zwar nach der Allgemeinheit und Vollendung menschlichen Wesens strebenden, aber von ihnen noch lange nicht durchdrungenen Geistes, faßte man das in sich Vollendete als ein absolut Vollendetes auf, und die Vergötterer des classischen Alterthums sahen mit Verachtung herab auf alles Moderne als auf etwas Barbarisches, eine Verachtung, die nicht selten auf das Christenthum selbst sich erstreckte und noch öfter dasselbe ignorirte.

Es war nothwendig, daß diese Einseitigkeit, diese Flucht in die Vergangenheit als das Falsche dem lebendigen Andrängen der Gegenwart an die Gemüther erlag. Die classischen Studien wurden vielmehr in ihrem wahren Werthe als bloße, aber unerlaßliche Bedingung aller humanen, aller allgemeinen Bildung erkannt. Als nun die befreiende Gewalt der Wissenschaft an intensiver und extensiver Stärke immer mehr gewann und auch einen gewissen Grad der Bildung denen mittheilte, die die Wissenschaft eben nicht zu ihrem Lebensberufe gemacht hatten: da fingen die Menschen nothwendig an, ihren Werth nicht mehr in das zu setzen, was sie durch Andere, sei es an Gütern und Rechten, sei es an Kenntnissen, empfangen hatten, sondern in das, was sie durch die eigene Arbeit des Geistes sich erwarben. Ja es ging diese Gesinnung von den Gebildeteren selbst auf alle diejenigen über, deren Gemüth nicht durch fremde Gewalt und eigene Schwäche in unaustilgbare Sklaverei versunken war. Unmöglich kann hier nachgewiesen werden, daß nationale Bildung und Reformation Erzeugnisse des sich selbst von der Natürlichkeit befreienden Geistes sind. Noch weniger können wir zeigen, wie die ganze Weise des Denkens, Handelns und Lebens in allen Beziehungen eine andere, höhere, freiere in Folge der neuen Bildung geworden ist, und wie wieder die Früchte dieser Bildung als eine Saat immer schönerer Früchte sich erwiesen. Das ist aber offenbar, es geht unmittelbar aus der vorhergehenden Darstellung hervor, daß das Verhältniß der Stände ein ganz anderes werden mußte. Wie die Stellung der Laien zum Clerus, so veränderte sich auch die der beherrschten Stände zu dem herrschenden. Der Gebildete, welcher fühlte, daß sein individuelles Bewußtsein im innersten Kerne identisch sei mit dem der ganzen Nation, nicht einer besondern Fraction derselben, erkannte, daß sein Recht darum auch nicht an die Befugnisse und die Pflichten eines besondern Standes gebunden sein dürfte, daß er vielmehr dem Staate angehöre und dieser ihm. So erschien die Theilnahme und die Mitwirkung an den öffentlichen Angelegenheiten als Recht und zugleich als Pflicht derjenigen, die zu der Höhe des nationalen Bewußtseins sich erhoben hatten; und wenn auch nicht jeder Einzelne, der auf dieser Höhe stand, auf eine unmittelbare Thätigkeit Anspruch machte, so konnte er doch nur dann sich als frei im Staate und den Staat selbst als frei betrachten, sobald die Regierenden von der allgemeinen Bildung erfüllt, im Sinne derselben ihre Functionen ausübten.

(Fortsetzung folgt.)

Pannonia. Blumenlese auf dem Felde der neuern magyarischen Lyrik in metrischen Uebertragungen, von Gustav Steinacker. Erste Abtheilung. Leipzig, 1840. Verlag von Wilh. Einhorn.

Auch Ungarn soll seinen Theil zur Weltlitteratur geben. Es ist ein ganz verdienstliches Unternehmen von Hrn. Steinacker, durch eine Sammlung ausgewählter Poesien die Erübrigungen des neuen magyarischen Dichtergeistes zu allgemeinerer Erkenntniß und Beurtheilung mitzutheilen. — „Auch das inländische, sowohl ungarische als deutsche Lesepublicum" mag, wie Hr. Steinacker bezweckt, an einer solchen Blumenlese seine Freude haben. In Deutschland aber wird das gebildete Publicum jeden Beitrag willkommen heißen, der ihm Aufklärungen zu geben verspricht über einen Volksgeist, dessen Entfaltungen vor unsern Augen so mächtig und fröhlich vor sich gehen.

Um uns übrigens streng an das vorliegende Büchlein

Digitized by Google

zu halten, so müssen wir gestehen, in unsern Erwartungen ein wenig getäuscht zu sein. Der Herausgeber will in dieser Abtheilung nur von den bekanntesten und volksthümlichsten (mitunter noch der ältern Schule angehörigen, zum Theil auch schon verstorbenen) Dichtern — einige der beliebtesten, dem Geiste der neuern Zeit verwandte Dichtungen mittheilen. Denen gegenüber, „welche dem Dichter jede lebendigere Beziehung zu seinem Lande und Volke als Sünde wider den ächten Kunstgeschmack zu verübeln pflegen," hält er doch eine kurze Gegenrede für nöthig darum, „daß in Bezug auf den Inhalt das nationale Element nach Stoff und Gesinnung vorzügliche Berücksichtigung erfuhr."

Allein diese Einrede wäre doppelt überflüssig gewesen; denn für's erste kann es keinem Verständigen einfallen, darin einen Tadel zu finden, was er doch fordern müßte. Für's andre will eben diese Forderung nicht ganz befriedigt erscheinen in dem, was uns hier geboten ist.

Wenn man in dem Büchlein nach eigenthümlich Ungarischem oder Magyarischem sucht und fragt, so will sich sehr wenig Localfarbe finden. Wohl blitzt hie und da dieser heiße Muth hervor, welcher den Magyaren auszeichnet, aber das Ganze entbehrt, wie es mir erscheint, des magyarischen Grundtons. Worin liegt der Grund? In der Ausgabe des Herausgebers? Schwerlich.

Es geht wohl dem Leser dieser ungarischen Poesien wie mit den russischen. Beide Nationalitäten fangen erst an, ein gehobeneres geistiges Bewußtsein sich zu erringen, und so lange dieses sich nicht vollständig in sich zu compacter Energie verdichtet hat, so lange dieses Bewußtsein nicht wahrhaft ein Selbstbewußtsein geworden sein wird, wird es an Poesien des erst sich bildenden Selbstbewußtseins an dem Selbst, an der eignen Seele, an der Ursprünglichkeit, am festen eigenthümlichen Kern fehlen.

So kommt es denn, daß diese hier gebotenen ungarischen Poesien größtentheils nur zu sehr als „dem Geiste der neuern Zeit verwandte Dichtungen" erscheinen, an die deutsche Poesie, wie sie in Göthe und Schiller, Rückert und Uhland sich gestaltet hat, erinnern, des innerlich-heimischen Grund und Bodens, der Localfarbe, der — Originalität entbehren. Es ist Anschluß an Gegebenes, nicht neue Schöpfung, Reproduction, nicht Production. Volk und Poesie der jungen Magyaren gehört noch nicht der Gegenwart, erst der Zukunft als selbständig geltende Geistesmacht und Geistesthat an.

Nicht umsonst finden wir einen Nikolaus Lenau und Karl Beck mit deutschen Worten deutsche Töne singen. Erst muß die magyarische Muse an den Lippen der deutschen Mutter hängen, ehe ihr die Lippen von dem eignen Blute schwellen mögen. Jenen heißen Muth und jene schwermüthige Sehnsucht in die Zukunft, jene Trauer um die Leere der Vergangenheit und jene Hoffnungsfreudigkeit, welche Lenau und Beck aussprechen, finden wir in diesem Büchlein mit gleicher Energie und Eigenthümlichkeit nicht ergossen. Das ungarische Bewußtsein, so weit es bis gestern sich erschlossen hat, ist in Lenau's Liedern zumal am vollständigsten und entschiedensten repräsentirt. Anklänge an Lenau's Saiten finden sich in dieser Blumenlese, aber weder der volle Accord, noch eine weitere Lösung der Fragen und Aufgaben des sich erst selbst erfassenden magyarischen Bewußtseins läßt sich vernehmen.

Mag sein, daß die Uebersetzung noch mehr die Localtöne verwischt hat. Aber wo wirkliche, ursprüngliche Eigenthümlichkeit ist, da bricht sie durch alle Gefäße. Gewiß muß man eine Volkspoesie in der Ursprache verstehen und kennen, wenn man sie recht erkennen will, aber der Geist, der locale und nationale Ton verläugnet sich auch in der Uebersetzung nicht, wenn er wirklich da ist. Man vergleiche nur Beranger und Robert Burns.

Hr. Steinacker verspricht, falls diese Sammlung nicht ungünstig aufgenommen wird, spätere vollkommnere Leistungen. Billige Beurtheiler, hofft er, werden die bedeutenden Schwierigkeiten nicht außer Acht lassen, welche besonders jene in Geist und Bau der ungarischen Sprache begründete Kürze des Ausdrucks — wonach sie mittelst der ihren orientalischen Charakter bezeichnenden Nominal- und Verbal-Suffixe die längsten Sätze in wenige Wörter zusammendrängen kann — jeder möglichst treuen Uebertragung in einer fremden Sprache entgegenstellt. So groß diese Schwierigkeiten auch sein mögen, so dürfte wohl Hr. Steinacker selber uns bei einem folgenden Bändchen zeigen, wie auch hierin, wie überall, die Uebung den Meister macht. Wissen doch Künstler wie Freiligrath auch die englischen Kürzen so meisterlich in die biegsamste der Sprachen überzubringen. Treue ist vor Allem nöthig, wenn von Uebersetzung die Rede ist. Wenn, wie bei den vorliegenden Poesien, mannigfach der Stoff an sich allgemein und farblos genug ist, so müssen wir wenigstens in der Einkleidung und Darstellung nach Ursprünglichkeit und Eigenthümlichkeit uns umsehen.

Aber schon diese Metren sind so gewöhnlich, daß nirgends etwas dem Deutschen als fremd und ausländisch zu Gehör fallen will. Wenn dieses nicht auf Rechnung des Uebersetzers kommt — und wir wünschten in der Vorrede eine Aufklärung darüber lesen zu können — so bestätigt das gewaltig die oben ausgesprochenen Bemerkungen über den Mangel an Originalität dieser neuen magyarischen Dichtung.

(Schluß folgt.)

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Digitized by Google

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

24. Mai. № 123. 1841.

Mager „Die deutsche Bürgerschule."

(Fortsetzung.)

Das vornehmste Organ, vermittelst dessen die Bildung zu einer allgemeinen und einigen und nur dem Grade nach verschiedenen geworden ist und sich so verbreitet hat, daß die Menschen, welches auch der Stand und das Gewerbe ihrer Väter sein mag, sie sich aneignen und vermittelst ihrer an allen Thätigkeiten im Bereiche der Wissenschaft, der Religion, des Staates Theil nehmen können, dieses vornehmste Organ sind, in Deutschland wenigstens, bisher die Schulen gewesen, in welchen die Jugend durch die classischen Studien zur Humanität erzogen wurde. Selbst diejenigen unter den Gewerbtreibenden, welche über die Schranken ihres unmittelbaren Verhältnisses hinaus den Blick auf die öffentlichen Angelegenheiten richteten, mit verständigem Urtheil dieselben betrachteten und dadurch einen entschiedenen Einfluß auf die Meinungen nicht bloß der größeren, ihnen näher stehenden Menge, sondern auch der höher Gebildeten ausübten, hatten ihre Bildung meistentheils in eben jenen Schulen erworben. Dadurch waren sie auch zu der Einsicht gelangt, daß ihre eigene Bildung nur eine elementare geblieben sei; denn sie sahen, daß die, welche ihre Studien auf der Universität vollendeten, sowohl eben jene Elemente sich angeeignet hatten, als auch über sie hinausgegangen waren. Diesem Umstande ist zum großen Theil die gebildete Bescheidenheit des deutschen Bürgerstandes zuzuschreiben, der ohne Widerstreben den wissenschaftlich Gebildeten die Leitung und Verwaltung des öffentlichen Wesens überließ und es willig ertrug, daß der Beamtenstand, namentlich in Preußen, die Würde eines politischen Standes ausschließlich sich anzueignen begann, zumal der Eintritt in denselben und die Erreichung selbst der höchsten Stufe des Staatsdienstes den Söhnen aller Stände durch das Gesetz gestattet und durch den Sinn der Regierung im Allgemeinen auch möglich gemacht wurde. Freilich beginnt in neuerer Zeit auch von Seiten des Bürgerstandes in Preußen eine Feindseligkeit gegen die fälschlich sogenannte Bureaukratie sich kund zu geben. Aber diese ist nicht gegen die Bedeutung des Beamtenstandes als solchen gerichtet, sondern gegen die Bemühungen, theils ihn von dem Bürgerstande zu trennen, theils seine weitere Entwicklung zu einer wahrhaft liberalen Institution zu hemmen.

Die reactionären Bestrebungen, die eben bezeichnet wurden, gehen wesentlich von dem ehemals politischen Stande, der alten Aristokratie, aus. Die Absolutisten, welche derselben hilfreiche Hand leisteten, so lange sie eine Partei mit ihr zu bilden glaubten, sehen sich jetzt von ihr getäuscht, und da ihre eigene Richtung keinen Theil an der modernen Bildung hat, so sind sie nach der Trennung von ihren vermeinten Kampfgenossen vollkommen ohnmächtig geworden. Ihre Hauptstärke besteht in den alten Militärs, die keine andere Form der Gesetze als die eines Armeebefehls oder allenfalls einer Cabinetsordre anerkennen mögen; so lange sie in höhern Regionen eine Stütze zu haben schienen, schloß sich ihnen der große Schwarm der Servilen an, die Alles befördern, was von oben zu kommen scheint, und die daher vor wenig Wochen sich schon anschickten, Repräsentativverfassung und Preßfreiheit gut zu heißen, Worte, die ihr Mund sonst kaum auszusprechen wagte. Es handelt sich jetzt nur um die Aristokratie, die insofern eine wirkliche Macht geblieben ist, als auch sie die moderne Bildung in sich aufgenommen, aber ein Werkzeug aus ihr geschmiedet hat, mit dem sie die Consequenzen derselben zu bekämpfen unternimmt. Zu dieser aristokratischen Partei sind natürlich nicht diejenigen Edelleute zu rechnen, welche gebildet genug sind, um den Ansprüchen ihres Standes zu entsagen. Andere dagegen haben allerdings sich mit der Wissenschaft, wie sie heute vorhanden ist, bekannt gemacht; aber sie benutzen die dadurch erworbene Bildung, um vermittelst ihrer Kenntniß vergangener Zustände eine Theorie sich zu erschaffen, welche ihre Standesansprüche wissenschaftlich rechtfertigen soll. Sie haben ganz Recht, wenn sie in den alten ständischen Verhältnissen das sittliche Moment anerkennen, da ein solches allerdings in ihnen vorhanden war; aber sie haben eben so Unrecht, wenn sie demselben eine absolute Geltung zuschreiben und diejenige Macht, durch welche es auf seinen wahren Werth reducirt und als ein vorüberge-

Digitized by Google

gangenes aufgehoben ist, als eine rein negative Macht und diese Negation als den wesentlichen Inhalt der neuen Geistesbildung und ihrer praktischen Forderungen darstellen. Es soll damit nicht gesagt werden, daß der Eigennutz mit bewußter Absichtlichkeit die Wissenschaft verfälscht habe, um jene Theorie auf ihr zu gründen; das war vielleicht nie der Fall. Aber, ohne daß diese Männer ihn sich eingestanden, oft, ohne daß sie es ahnten, ja, indem sie denselben ausdrücklich überwunden zu haben meinten, hat der Eigennutz ihr Geistesauge geblendet. Vielen ist er in der That sogar fremd geblieben, und nur die Freude, eine Theorie gefunden zu haben, die auf einen festen Boden der Erkenntniß zurückzuführen schien, hat ihnen die Besonnenheit, durch welche allein die Möglichkeit freier Forschung erhalten wird, geraubt. Der Stolz auf eine vermeinte Einsicht, die sie sich geschaffen, die fleischliche Trägheit, welche verhindert, daß man dem Zuge des Geistes in die Tiefen der Wahrheit folgt, hat sie bei dem Anfange des Erkennens zurückgehalten und ihnen denselben als die ganze und volle Wahrheit vorgespiegelt, so daß sie unmittelbar dem Irrthum verfallen sind. Auf dieselbe Weise ist der reactionären Theorie eine nicht geringe Anzahl gelehrter und gebildeter Männer beigetreten, die als Lehrer der Wissenschaft und als Beamte zum Theil einen bedeutenden Einfluß ausüben und deren Herkunft und daran geknüpftes persönliches Interesse den Verdacht eigennütziger Absichten gar nicht aufkommen läßt. Die aristokratische Partei hat somit theils auf den Boden der Wissenschaft sich gestellt, theils ist sie aus demselben hervorgewachsen, ist also selbst keine naturwüchsige, obgleich sie, im Widerspruche mit sich selbst, bloß das Naturwüchsige als wahr und sittlich anerkennen will. Indeß ist sie nur darum mehr als eine Faction oder eine Coterie, sie ist wirklich eine politische Partei, weil sie auf jenem Boden steht, und sie wird es so lange sein, bis die Consequenz ihrer eigenen Bestrebungen oder der Sieg des freien Geistes sie von demselben vertrieben hat. — Die Aristokratie ist nun keine Feindin des Beamtenstandes überhaupt, sie will aber, daß die wissenschaftliche Bildung, auf der seine Macht und sein Ansehen beruht, ihn nicht zu der Würde eines freien Standes erhebe, sie will, daß der Beamte sich nicht als Diener des Staates, sondern, wie die Lüge des abstracten und den sittlichen Staatsverband zerreißenden Verstandes das ausdrückt, als Diener des Königs benehme. Der Sinn dieser Forderung ist, daß der Beamte das vernünftige Gesetz nicht um seiner Vernünftigkeit willen, also nicht als freier Mann, daß er es vielmehr als ein Knecht vollstrecke, der nur als blindes Werkzeug willkürlicher Befehle handelt. Es ist klar, eine wie unsittliche Trennung des Staates von seinem Könige, eine wie einsichtslose Verwechselung freier und vernünftiger Einsicht mit dem nur subjectiven Belieben solcher Forderung zu Grunde liegt. Geschähe ihr Genüge, so würde aller geistige Zusammenhang des Beamtenstandes sowohl mit dem Volke und mit dem Staate als mit dem Könige selber aufgehoben, und die Aristokratie hätte ihren Zweck erreicht, jenem Stande die Möglichkeit abzuschneiden, aus seiner bis jetzt noch unentwickelten Stellung, welche ihm nur die Ausübung einzelner politischer Functionen gestattet, zu seiner wahren Bedeutung, der über die allgemeinen Angelegenheiten des Staates in Uebereinstimmung mit dem Könige und dem Volke entscheidenden Macht, zu gelangen. Damit wäre zugleich der König seiner Würde als Oberhaupt des Staates, seiner wahrhaften Majestät, entkleidet und auf den Standpunkt des vornehmsten Edelmannes, des primus inter pares, herabgebracht. Dann hat der König keine andern unabhängigen Rathgeber, als den grundbesitzenden Adel, der den Thron umlagert, und wenn ihm nicht gefolgt wird, sich schmollend auf seine Güter zurückzieht. Die besitzlosen Mitglieder dieses Standes aber finden ihre Wirksamkeit und ihr Unterkommen als Officiere oder in den höhern Beamtenstellen, zu deren Bildung sie ja sogar durch das „revolutionäre" preußische Landrecht vorzugsweise befugt sind, und in denen sie freilich als gehorsame Diener des Königs, bei Leibe nicht des Staates, agiren werden, aber gewiß nur so lange, als der König nicht selbst durch revolutionäre Ideen sich verführen läßt, mehr als jener primus inter pares sein zu wollen, also aufhört, in ihrem Sinne König zu sein. Da die eigentliche Quelle der Adelsmacht in dem großen Grundbesitze liegt, so sucht er diesen zu befestigen und zu erweitern, indem er die Theilung und Veräußerung desselben verhindert und theils die bürgerlichen Grundbesitzer in seinen Stand hineinzieht, theils, sei es factisch, sei es durch gesetzliche Bestimmungen, den Nichtadligen die Erwerbung der Rittergüter erschwert, ihnen wenigstens die damit verbundenen Ehren- und Standesrechte verkümmert und wo möglich entzieht. Dennoch würde der Einfluß des Adels nicht zu seiner frühern Stärke gelangen, wenn es nicht gelingt, den Bürger- und Bauernstand in ihre alte Stellung zurückzudrängen. Darum muß der Bauer wieder der Unterthan seines adligen Grundherrn werden, ein Verhältniß, welches man mit dem wohlklingenden Namen des patriarchalischen belegt, als ob die gelehrten Kenner der Geschichte nicht wissen könnten, daß das patriarchalische Verhältniß da, wohin es gehört, das Product eines noch barbarischen Zustandes ist, wo man es aber wider den Geist einer gebildeteren Zeit festhalten will, zu einer gottlosen Tyrannei entartet. So hat die Sklaverei in Nordamerika, deren Vertheidiger sich auch auf die Patriarchen, „die frommen Sklavenhalter Abraham, Isaak und Jakob," berufen, eben durch den Widerspruch gegen das, wenn auch ungebildete, christliche Bewußtsein der Sklavenbesitzer zu einem wahrhaft teuflischen Verhältniß sich entwickelt, welches aufrecht zu erhalten dieselben Menschen, die ihre Ansprüche auf

Digitized by Google

die Bibel zu begründen vorgeben, in ihren Gesetzbüchern den Sklaven das Lesen der heiligen Schrift verbieten, „denn sie würden dadurch mit ihrem Zustande unzufrieden werden." — Der Bürgerstand ferner, das sieht man wohl ein, kann nicht in das Unterthanenverhältniß des frühern Mittelalters zurückgebracht werden. Aber, wo man sich recht auf die Sache versteht, sucht man ihn durch Hemmung der Industrie, natürlich auch durch Anfeindung der höhern Bürgerschulen, an der Erreichung höherer Bildung und an dem Erwerbe eines unabhängig machenden und Einfluß gewährenden Reichthums zu verhindern. Wo man aber entweder zu dieser Klugheit nicht gelangt ist oder durch andere Nebenrücksichten sich bestimmen läßt, da sucht man ihn wenigstens von dem Streben nach politischen Rechten dadurch zurückzuhalten und ihn von dem Zusammenhange mit dem Staate zu isoliren, daß man ihn ganz mit seinen Corporations- und Gemeindeinteressen beschäftigt, und den Städten wohl gar Functionen überläßt, die, wie die Gerichtsbarkeit, unmittelbar vom Staate ausgehen müssen. Jedoch will man, um seinen Zweck ja nicht zu verfehlen, den Antheil an dem gemeinen Wesen der Stadt nicht so ordnen, daß die Gebildetsten und Uneigennützigsten auch die Einflußreichsten werden müssen, ihn also nicht nach geistigen und sittlichen Unterschieden abmessen, sondern nach der Verschiedenartigkeit des Verhältnisses zur Materie und deren Bearbeitung.

(Fortsetzung folgt.)

G. Steinacker „Pannonia."

(Schluß.)

Und wenn nun weiter (S. 8) zu lesen ist: „zur wüsten Insel ward auch ich: die Flut des Grams umrauschet mich." — S. 33: „Mich drückt millionenfache Last, denn ach! ein Volkesgrab umfaßt die schmerzgepeitschte Brust!" — S. 47:

„Drum fürchte nicht, was deiner harrt,
Seufz' nicht nach früh'rem Glück,
Umarme froh die Gegenwart
Mit heit'rem Liebesblick,
Ob auch von Nebel oft umhüllt,
Bald kehrt, verwandelt, ihrem Bild
Das Lächeln neu zurück."

und S. 66:

„Könnt' aus meiner Brust ich reißen
Dieses Herz, von Weh erfüllt,
Oder doch mit scharfem Eisen
Aus dem Herzen hier ihr Bild!
Denn von fruchtlos langem Hoffen
Ist des Duldens Born versiegt,
Vom Verzweiflungsblitz getroffen,
Des Vertrauens Kraft erliegt.
Ach! und sie — ein Glanzgebilde
Höh'rer Welt, so zart und milde,
Sieht auf meiner Freuden Grab
Ohne Mitleid kalt herab!"

so wird kein deutscher Leser auch nur ahnen, daß diese Lieder von so wildfremden Namen wie Kisfaludy, Kölcsey, Vörösmarty herstammen sollen. —

Auf die Verstöße der Uebersetzung gegen correctes Metrum und sonstige Hörfälligkeit, z. B. S. 57: „Also wollt's des Schicksals Rath," S. 58: „Am Grab' der Mutter sitzt's und schluchzt," gehe ich nicht weiter ein, da der Hr. Uebersetzer in folgenden Lieferungen, zu denen er sich wohl aufgemuntert fühlen möge, vollkommenere Leistungen verspricht.

Was nun die mitgetheilten Lieder selbst betrifft, so sind sie zum größten Theile Liebeslieder, in welchen Wonne, Schmerz, Sehnsucht, Zweifel und Verzweiflung des liebenden Herzens sich ausspricht, ohne irgendwie eben durch Localtöne in eigenthümlicher Beleuchtung und Gestaltung sich darzustellen. Voran stehen die Volkslieder von Karl v. Kisfaludy, von denen manche, wie „Liebesreichthum," „getäuschte Hoffnung," „zur Ernte," „Warnung" u. s. w. sich wohl anmuthig lesen lassen, doch ohne durch Besonderes anzusprechen und zu ergreifen; „der Landmann auf dem Rákos" beklagt die schönern, die vergangenen Tage Ungarns. — „Die Tänze" von Berzsenyi: Parallele des deutschen und ungarischen Tanzes in — Dystichen. „Der Heimathlose" von Vörösmarty reicht an die gestaltende Kraft Lenau's nicht hinan. Bei „Salamon" von Vörösmarty wird der Effect durch die Sechszeilen eher geschwächt als gehoben. Man meint in Schiller zu lesen. — „Der Rettungslootse" von Vörösmarty könnte im ersten Abschnitt noch effectreicher sein; im zweiten aber geht die Poesie ganz aus, indem der Lootse das alte

„Weib, das er erhalten,
Sieht zur milden Fee er
Rasch sich umgestalten.

Jugendreiz erblühet
Auf gefurchten Wangen,
Von der Schönheit Strahle
Zauberisch umfangen."

Und sie nun spricht:

„Wenn das Glück, das falsche,
Dir den Rücken wendet,
Und für treues Mühen
Schmach und Läst'rung spendet:"

„Denk' dann mein in deines
Leidens mächt'gem Grame;
Bin dein Selbstbewußtsein,
Wohlthun ist mein Name."

Und der kühne Lootse
Steht mit süßem Beben
Vor des Himmelsbildes
Zauberischem Weben. u. s. w.

Die Lieder der Sehnsucht nach Ruhe und Trosteinsamkeit, welche von Kölcsey mitgetheilt werden, schließen sich ganz

Digitized by Google

an Göthe's, Schiller's, Lenau's Dichten an. „Hunyadi" von Czuczor zeichnet sich durch bestimmtere Anschauung und Localfärbung aus.

„Wer lehnt dort an des Söllers Rand,
Auf Hunyad's hoher Feste?
Wer blickt umher im flachen Land,
Beim Spiel der lauen Weste?
'S ist Hunyadi, der greise Held,
Der, weil für jetzt kein Feind im Feld,
Daheim der Ruhe pfleget.

Doch sturmschnell fliegt ein Bote her,
Ihm kündend: „Ihr verlieret!
Mit Eurer Macht ist's aus, o Herr!
Das Ruder Ulrich führet."
'Wenn es dem König so gefällt,
Dann räumet Hunyad gern das Feld,'
Spricht jener kalten Blutes.

Bald sprengt ein zweiter Knapp' heran:
„Dir drohen, Herr, Gefahren!
Das Hofgezücht wetzt seinen Zahn,
Eil', dich vor ihm zu wahren."
'Glaub's, daß von dort mir droht Gefahr,
Doch ist's nicht Türke, nicht Tatar,'
Spricht jener kalten Blutes.

„O Herr! den Durst nach deinem Blut
Ein ruchlos Herz verzehret,
In fremdem Land mit wilder Wuth
Ein Schwert nach dir begehret."
'Der Tod zielt oft nach mir zum Spiel,
Und trifft, wenn Gott es will, sein Ziel,'
Spricht jener kalten Blutes.

Und wie sein Blick hernieder sieht,
Klar durch die Ferne dringend,
Im Thal ein flücht'ger Reiter zieht,
Das blut'ge Banner schwingend.
Er ruft: „Heraus, heraus zur Wehr,
Schon naht der Türken grimmes Heer,
Dem Palatin zur Stütze."

'Der Sarazen?' knirscht zornentbrannt
Der Greis — die Ruhe schwindet —
'Nicht trag' ich's, daß mein Volk und Land
Des Türken Fessel bindet.'
Rasch sitzt er auf, das Schwert er faßt,
Kämpft, ficht und streitet sonder Rast,
Bis er den Sieg errungen. —

„Des Feldherrn Abschied" von Bajza — ist weniger reich an Anschauung und Wirkung; letztere wird sehr geschwächt durch den komischen Schluß: „Junger Held, dir winkt die Bahn: Streb' mit Kopf und Arm hinan."

Das „Husarenlied" von Döbrentei wird übertroffen von dem recht launigen „Liebeslied an meine Feldflasche" von Csokonai, eine artige Variation des deutschen: „Ich und mein Fläschchen sind immer beisammen." „Iluska's Schmerz" ist nicht ohne launige Pointe:

Darum, ach! das arme Mädchen
Voll Verzweiflung stöhnt,
Darum sich ihr Herz voll Kummer
Nach dem Tode sehnt,
Weil sie nicht — bei Tantens Wehen —
Heuer kann zum Tanze gehen.

„Das erfrorene Kind" vom Freiherrn v. Eötvös — nichts Neues. — Recht artig ist noch „die Lieb' ein Bienchen" von Czuczor:

Die Lieb' ein kleines Bienchen ist,
Das rings von Honig überfließt;
Doch ihre Flamme schaffet Pein,
Dringt wie des Bienchens Stachel ein.

Und schmerzt es auch — mach' mir nichts draus,
Flög' nur nach mir das Bienchen aus;
Nicht wollt' ich seinen Stachel scheu'n,
Könnt' ich mich seines Honigs freu'n!

„Aus Himfi's Liebesliedern von Alexander Kisfaludy" dreißig Klagetöne der nach Erwiederung sich sehnenden Liebe. Mannigfach schlägt das rasche Ungarblut heftig und stürmisch durch die Liebeswerbungen hervor, z. B. S. 96:

„Nicht das kleinste Sternlein funkelt
Durch die Nacht, der Wind bläst kalt,
Und von düstrem Gram umdunkelt,
Schweif' ich irrend durch den Wald.
Kühn durchbrechend alle Schranken,
Reißt die innre Glut mich hin;
Wilde, gräßliche Gedanken
Blitzen flammend durch den Sinn.
Nur der Raben Schrei'n, der Eulen
Nächtlich grauenhaftes Heulen
Stimmt in meine Seufzer ein,
Die mich früh dem Tode weih'n.

Voller Widerhall des Lenau'schen Ungarherzens! —

Nun zum Schlusse „der Fluch. Sage aus Ungarns Vorzeit vom Freiherrn Niklas v. Jósika" — bereits in einem frühern Hefte des Freihafens mitgetheilt. Ohne Widerrede wird diese Dichtung als die bedeutendste dieser Sammlung erklärt werden dürfen. Hier, wenn irgendwo in dieser Sammlung ist ächtes Magyarenthum. Energisch gestaltende Anschauung, kräftige Färbung, Leben und Schwung der Dichtung ergreift den Leser und reißt ihn unwiderstehlich dem schrecklichen Ende zu, welches die Empfindung vollends im höchsten Grade anregt. Auch die Uebersetzung zieht durch Einen Guß und Fluß dahin, und Hr. Steinacker hat darin sich ein Recht erworben, zur Fortsetzung seines Unternehmens ermuntert zu werden. Er wird mehr und mehr das Bedeutende von dem Unbedeutenden zu scheiden wissen und immer bestimmter und treuer an sein Original sich anschließen lernen. Diese Treue ist unerläßliche Forderung, Treue in Wort und Ausdruck wie in Rhythmus und Metrum. Denn bei der Poesie hat der bloß stoffliche Inhalt keinen Werth ohne die eigenthümliche Form, in die er gegossen ist. — Dankenswerth wäre es, wenn Hr. Steinacker bei Fortsetzung auch über die Dichter Einiges und Anderes anmerken wollte.

H. Lenz.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Digitized by Google

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

25. Mai. № 124. 1841.

Mager „Die deutsche Bürgerschule."

(Fortsetzung.)

Um die eben geschilderte Zurückführung der freilich etwas modificirten „schönen Gliederung des germanisch-christlichen Staates" zu vollenden, bedarf es nothwendig einer rückwärts gekehrten Reformation der Kirche und der Schule, eine Nothwendigkeit, die ganz von selbst im Verlauf der Sache sich aufdrängt. Denn wenn die reactionäre Partei an der modernen Bildung einen entschiedenen Widerstand findet, so muß sie dieselbe als eine Feindin des Guten schlechterdings verdammen. Obgleich sie selbst zu ihrer Theorie nur durch die Thätigkeit des Denkens gelangt ist, so ist sie wohl in Wahrheit inconsequent, aber doch nicht nach ihrer eigenen Meinung, wenn sie das freie Denken, welches die ständische Natürlichkeit negirt, als ein Werk des Teufels betrachtet. Ihr Denken nämlich ist nur der Anfang des Denkens, der dasjenige, was mit dem Scheine einer festen Wahrheit ihm entgegentritt, als das wirkliche und unveränderlich Wahre auffaßt und daher das über diesen Schein hinausgehende und denselben zerstörende Denken als ein rein negatives, die Wahrheit und das Gute zerstörendes verwirft. Indem der gelehrte Reactionär dem Anfange dieses revolutionären Denkens nachspürt, ist er selten consequent genug (das protestantische Gewissen verhindert ihn daran) denselben als den wesentlichen Grund der Reformation zu begreifen, diese darum zu verläugnen und zum Katholicismus zurückzukehren. Doch findet er, daß jenes Denken in unmittelbarer Verbindung mit den reformatorischen Bestrebungen sich entwickelt und dann im Rationalismus, dem das Verdienst zukommt, die äußerliche Fassung der kirchlichen Dogmen und den äußerlichen, todten Glauben an den bloßen Wortinhalt der Schrift zerstört zu haben, eine selbständige Existenz erlangt habe. Jedoch erscheint ihm der Rationalismus als das unverhüllte Werk des Bösen lange nicht so gefährlich wie die neue Philosophie, welche die Resultate des Rationalismus anerkenne, aber über sie hinausgehend nach dem Scheine der Christlichkeit strebe, indem sie das Unbegreifliche zu begreifen und die göttliche Wahrheit somit wohl anzuerkennen vorgebe, in der That aber nur den selbstgemachten Götzen des eigenen hochmüthigen Menschenverstandes verehre. Vielmehr soll der Inhalt der heiligen Schrift nur seinem Wortlaute gemäß, nur in einem Sinne, der von der ersten und äußerlichsten Bedeutung des Wortes in keiner Weise abweicht, verstanden werden; und eben so nur nach ihrem Wortlaute darf man die Dogmen der symbolischen Bücher verstehen, wenn man nicht sogleich dem Unglauben und der ewigen Verdammniß verfallen will. Es wird damit der protestantischen Kirche selbst alle Macht zur weiteren Erklärung und näheren Bestimmung der Dogmen, wie die römische Kirche sie sonst wenigstens geübt hat, entzogen. Dessenungeachtet gewinnt die Geistlichkeit an äußerer Gewalt unendlich, was freilich ein eben so unendlicher Verlust ist, von dem aber weder der aristokratische noch der pfäffische Sinn eine Vorstellung besitzt. Indem die Kirchenlehre zu einer Sammlung mystischer Formeln, die man auswendig wissen muß, um sie inne zu haben, herabsinkt, ist der Maßstab unmittelbar gegeben, an welchem die Gläubigkeit des Individuums gemessen werden kann. Wessen Bekenntniß diesem Maßstabe nicht entspricht, muß dann natürlich von dem Geistlichen aus der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen werden, da er in der That ja schon selber sie verlassen hat. Ferner wirkt der wahre Glaube auch die Buße; wer daher einen unbußfertigen Wandel führt, beweist damit, daß er den Glauben nur mit dem Munde, nicht aber mit dem Herzen bekennt, und auch er ist daher durch den Geistlichen von der Kirche auszustoßen. Wir wollen hier nicht weiter die Unzulänglichkeit solcher Maßstäbe für den Glauben und die Bußfertigkeit eines Menschen darthun, sondern nur daran erinnern, daß die wahre evangelische Kirche eine Excommunication ausübt, welche keinen Unschuldigen trifft und keinen Ungläubigen und unbußfertigen Sünder verschont, ob andere Menschen ihn als solchen erkennen oder nicht. Sie lehrt nämlich, daß es für ihn keine Versöhnung mit Gott giebt, so lange er in seinem Herzen sich nicht umkehrt, und daß er von selbst an keinem Sacramente Theil nehme, da er das Abendmahl nur zu seiner Verdammniß genieße. Die Kirche aber, die Geistlichen be-

Digitized by Google

sonders und ein jedes Gemeindeglied an seinem Theil, hat ihre Glieder durch Lehre, Ermahnung und Beispiel für den ächten mit der Liebe in Wechselwirkung stehenden Glauben zu gewinnen, ohne ein Richteramt sich über das anzumaßen, worüber Gott in den Herzen der Menschen allein zu richten im Stande ist. Wenn ich mich aber verletzt fühle, mit einem offenkundigen Sünder zusammen an den Tisch des Herrn zu treten, so ist das eitel Hochmuth in mir, denn ich kann nicht wissen, ob mein Nächster, der noch gestern mit allen Lastern sich befleckt hat, nicht heute als ein reinerer und besserer Mensch vor Gott hintritt, als ich, der ich mich für so gläubig und so bußfertig und demüthig halte. Der Mörder, mit welchem Christus noch an demselben Tage, als sie gekreuzigt wurden, im Paradiese sein wollte, ist nicht der letzte seines Geschlechtes gewesen. — Ferner kann eine solche Kirche, deren Herrschaft eine äußerliche Gewalt ist, nicht die Macht der wahren Kirche besitzen, daß sie die Regierung des Staates mit demjenigen christlichen Sinne erfüllt, vermöge dessen er für die äußeren kirchlichen Angelegenheiten die besten Anordnungen zu treffen weiß; solche Kirche hat auch ihr Wesen so an die äußerlichen Formen geknüpft, daß eine durch verkehrte Maßregeln des Staates entstandene Unangemessenheit derselben unmittelbar die Ausübung der für sie wesentlichen Functionen nicht bloß erschwert, sondern gänzlich verhindern kann. Darum muß sie als eine unabhängige und autonome Corporation dem in seine Stände zerfallenen Staate zur Seite stehen. So ist sie wieder die äußerlich gewordene religiöse Macht, der gegenüber der Staat als die von Gott verlassene Weltlichkeit auch der aristokratischen Partei erscheinen müßte, wenn diese zu der Einsicht sich entschließen könnte, daß die Behauptung der absoluten Sittlichkeit des mittelalterlichen Staates in ihrer Consequenz zu der Behauptung des geraden Gegentheils, also zum Bekenntniß ihrer eigenen Unwahrheit, hinführt.

Gefährlicher noch erscheint den Aristokraten das freie Denken, wenn es sich gegen den Staat wendet. Da reicht das Anathema der Kirche nicht aus, es unschädlich zu machen; seine Aeußerung muß vielmehr durch die Censur, sein Einfluß auf die Praxis durch politische Proscriptionen verhindert und bestraft werden. Doch so weit sind auch die Aristokraten in der Einsicht gekommen, daß sie wissen, wie wenig alle diese äußeren Feindseligkeiten gegen das freie Denken vermögen. *Daher muß sein Aufkommen in den Gemüthern verhindert und die Schule so organisirt werden, daß der jugendliche Geist gar nicht zum Bewußtsein seiner Kraft und seines Inhaltes gelange*, oder, wie sie sagen, daß keine verderblichen Ideen in ihm aufkommen können, und er zur Pietät gegen „das Bestehende" — denn so nennen sie das, was vielmehr nur bestanden *hat* — erzogen werde.

Betrachten wir, wie die aristokratische Partei in Betreff der Gymnasien und höhern Bürgerschulen verfährt, so scheint es auf den ersten Anblick verwunderlich, daß sie auf jenen die classischen Studien so sichtbar in den Schutz nimmt, während doch gerade sie, wie wir gesehen, den Sturz der mittelalterlichen Zustände wesentlich mitverschuldet haben. Indeß löst das Räthsel sich bald. Früher nämlich machte die Philologie als Alterthumswissenschaft eigentlich eine einzige Disciplin aus, die sich vornämlich nur in die Fächer der griechischen und der römischen Litteratur spaltete. Sie machte daher die studirende Jugend mit dem Geiste des Alterthums, so weit man ihn zu fassen vermochte, in seiner ungetrennten Einheit bekannt und erfüllte dieselbe mit den Gedanken der Freiheit, welche die Alten theils in ihren Schriften ausgesprochen, theils in ihrem Staatsleben und ihrer Geschichte realisirt haben. Dadurch wurden die Menschen im Innern von den festen Vorstellungen befreit, die in ihrer Gegenwart über Recht und Wahrheit bestanden, und suchten dieselben auch praktisch ungiltig zu machen. Jetzt dagegen hat die Philologie in Folge ihrer weiteren Entwicklung sich zur Totalität verschiedener Disciplinen gestaltet, deren jede umfassend genug ist, um die *gelehrte* Thätigkeit eines einzelnen Mannes ganz in Anspruch zu nehmen. Ja die alte Geschichte ist eigentlich für sie zur bloßen Hilfswissenschaft geworden und hat ihre wahre Bedeutung als Theil der Universalgeschichte gewonnen. Diese Universalgeschichte erscheint aber der reagirenden Partei als der gefährlichste Theil des Schulunterrichtes, da durch sie die Jugend für ein Verständniß der Gegenwart vorbereitet werden muß, welches geradezu dem Liberalismus in die Arme führt. Könnte man freilich sie überall im Sinne der Reaction lehren lassen, so wäre die Gefahr zum großen Theile wenigstens beseitigt, da das aber nicht möglich ist, so sucht man diesen Unterrichtsgegenstand zu verkümmern und in den Hintergrund zu stellen, ein Unternehmen, dem sogar das preußische Unterrichtsministerium, welchem man bis jetzt wahrlich keine illiberalen Tendenzen Schuld geben darf, sich hat fügen müssen, wie sich im zweiten Artikel zeigen wird. Durch solche Verkümmerung und Zurückstellung des universalhistorischen Unterrichtes wird die studirende Jugend von der freien Geistesbildung der Gegenwart ausgeschlossen, da der Inhalt derselben nicht mehr wie ehedem durch die classischen Studien umfaßt wird, zumal diese wegen der unendlich vergrößerten Masse der einzelnen Kenntnisse und ihrer Verarbeitung zu gesonderten Disciplinen nicht einmal in dem frühern Umfange betrieben werden können. Es bleiben für die Schule vielmehr nur Grammatik, grammatische Interpretation der alten Schriftsteller, wissenschaftliche Kenntniß der Bedeutung der Worte und der stilistischen Ausdrucksweise als die allein vollständig zu absolvirenden Theile der Philologie, natürlich mit Ausschluß der auf entlegene Dinge

Digitized by Google

sich beziehenden Gelehrsamkeit, übrig. Der Geist des Alterthums dagegen, den die Schüler der obern Classen zur Veredelung und Befreiung ihres Gemüthes in sich aufnehmen sollen, muß in Ermangelung universalhistorischer Bildung immer unverstandener bleiben, besonders wenn die Lectüre der griechischen Schriftsteller so zurücktritt, wie das preußische Ministerium es 1828 und 1834 hat verordnen müssen. Jene Schulphilologie dagegen, die allerdings nicht gründlich genug auf Gymnasien betrieben werden kann, führt in ihrer angestrebten Zusammenhangslosigkeit mit der modernen Bildung und dem Geiste des Alterthums selbst zu einer immer größern Beschränkung der jugendlichen Denkthätigkeit. Die einseitigen Philologen werden somit die eifrigsten Beförderer der reactionären Tendenzen, denn sie führen den Geist der Jugend aus der lebendigen Gegenwart hinweg nicht in den Geist einer herrlichen und in Wahrheit nicht untergegangenen Zeit, sondern in die Vorrathskammer einer unendlichen Menge durch sie leblos gemachter Formen, deren auswendiges Kennenlernen und abstractes Verstehen von ihnen als die wahre Wissenschaftlichkeit gepriesen wird. Darum sind diese Männer auch die entschiedensten Gegner der naturwissenschaftlichen Studien und der höhern Bürgerschulen, sofern durch diese die Hochschätzung ihrer Philologie, die allerdings noch ziemlich verbreitet ist, aber meist auf Unkenntniß der Sache beruht, immer mehr in Abnahme kommen, und, was sie unter humaner Bildung verstehen, immer entschieden gegen die realistischen Tendenzen der Gegenwart zurücktreten muß. Wenn aber ihre Ansicht in Betreff der Gymnasien zu unbestrittener Herrschaft und die Einflüsse der Schule zu ausschließlicher Wirksamkeit auf den Geist der Jugend gelangen könnten, so wäre die unausbleibliche Folge, daß die Zöglinge dieser Anstalten zur Universität nur mit der Fähigkeit hinübergingen, die positive Seite der Wissenschaften kennen zu lernen und sich diejenige Geschicklichkeit und Gesinnung zu erwerben, die sie als geistlose Diener der Aristokratie in Kirche und Staat eben nöthig haben würden. Was die Naturwissenschaften und die höhern Bürgerschulen betrifft, so ist es schon aus diesem Artikel, in welchem ihre Wirkung auf die Volksbildung geschildert wurde, klar genug, welche Gefahr für die weitere Entwicklung unserer gegenwärtigen Freiheit es mit sich führen müßte, wenn es der den aristokratischen Tendenzen dienstbaren Feindseligkeit der Humanisten gelänge, sie zu unterdrücken; in diesem Artikel aber haben wir darzustellen versucht, in welchen Zustand uns zurückzuführen, diese Unterdrückung ein Mittel sein würde, mit welchen Bestrebungen überhaupt sie im Zusammenhange steht. Indeß würde auch mit einer einseitigen Richtung derselben eine neue Gefahr sich verbinden.

(Fortsetzung folgt.)

Die Urwelt und die Fixsterne. Von Dr. Gotthilf Heinrich Schubert, Professor in München. Zweite Auflage. Dresden, 1839. In der Arnoldischen Buchhandlung.

Man wird vielleicht schon bei der bloßen Ansicht des Titels dieses Buches versucht sein zu fragen, wie kommen die Urwelt und die Fixsterne zusammen? Man könnte etwa vermuthen, daß diese Gebiete des Wissens deswegen zusammengestellt erscheinen, weil uns in beiden größere Totalitäten der Natur, wie Planeten und Sonnen und deren Systeme, noch in ihrer Entwickelung begriffen, entgegentreten, und wir hier nicht, wie auf den übrigen Naturgebieten, einen einförmigen Kreislauf des Entstehens und Vergehens innerhalb derselben allgemeinen Entwickelungsstufe vor uns haben, sondern ein Analogon von Geschichte in der Natur selbst; oder man könnte den Grund des Vereinigtseins darin suchen, daß sie formell insofern gleichartig sind, als sie beide mehr als jeder andere Zweig der Naturwissenschaft bei einem verhältnißmäßig äußerst geringen unmittelbaren Erfahrungsmaterial ein weites Feld der Vermuthungen und Meinungen offen lassen, und wie der Verf. auf diese Verwandtschaft hindeutend sagt, „beide an sich selber eine so geringe Lichtstärke besitzen, daß sich nur Weniges über ihre eigentliche Gestalt und Eigenschaften sagen läßt" und in dieser Hinsicht auch vom Verf. seinen Ansichten von der Nachtseite der Naturwissenschaft an die Seite gesetzt werden. Dies sind aber nicht die Gesichtspunkte, nach welchen der hier vorliegende sehr heterogene Stoff zusammengestellt ist. Auch kann im Voraus bemerkt werden, daß der Verf. keine neuen Gesetze oder Ansichten aufgestellt hat, durch welche von dem einen Gegenstand auf den andern ein Licht geworfen würde. Vielmehr ist das Ganze, von der rein naturwissenschaftlichen Seite betrachtet, nur eine Zusammenstellung theils von sonst schon bekannten Beobachtungen und Erfahrungen, theils von den eignen Ansichten des Verf., die aus den übrigen zahlreichen Schriften desselben größtentheils hinlänglich bekannt sind; welche Zusammenstellung übrigens durch sinnvolle Bilder und Vergleichungen eben so anschaulich und anziehend gemacht ist, als sie durch eine gewisse Wärme der Darstellung wohlthuend und belebend wirkt und dadurch diese Schrift zu einer für das größere Publicum immer sehr erwünschten Gabe machen muß. Dennoch zieht sich durch das Ganze dieser verschiedenen Dinge, unter denen sogar auch weitläufige Untersuchungen über die Chronologie der alten Völker begriffen sind, ein gemeinschaftlicher, wenn auch mitunter kaum bemerkbarer Faden hindurch, und ein durchgreifender Zweck tritt hervor, welcher sowohl die Auswahl der Gegenstände aus diesen reichen Gebieten, als auch die Art ihrer Auffassung bestimmt und welchen wir, da er das allein Eigen-

Digitized by Google

thümliche und Unterscheidende dieses Buches bildet, etwas hervorheben wollen.

Diese, das Ganze zusammenhaltende und ordnende Grundtendenz ist keine andere, als, um es mit kurzen Worten zu sagen, nachzuweisen, daß die Natur und die historische Offenbarung des Christenthums uns dasselbe Evangelium predigen, oder daß die Natur uns durch Zeichen, Bilder, Gestalten und Bewegungen auf dasselbe hinweise, was jene mit Worten ausspricht. Und wenn ein naher Geistesverwandter Schubert's, J. F. v. Meyer, sagt: „Aus zwei Brüsten tränkt die ewige Barmherzigkeit die Menschen mit der Milch der Erkenntniß, sie heißen Bibel und Natur;" so erfahren wir auch hier, daß, wenn gleich zwei Brüste, es doch dieselbe Milch ist.

Die Eigenthümlichkeiten des Fixsternenhimmels, von diesen wird zuerst gehandelt, deutet der Verf. so, daß uns derselbe als ein Wohnort höherer, von irdischen Banden mehr befreiter Geister, als der Himmel im kirchlichen Sinne, erscheinen kann. Zuerst wird überzeugend nachgewiesen, wie wir durch mancherlei Erscheinungen der Fixsternenwelt zu der Annahme genöthigt werden, daß theilweise wenigstens eine minder grobkörperliche Massenhaftigkeit dort herrsche, als in unserem Planetensysteme, und daß viele der dortigen Gebilde den leichten dunstartigen Schwärmern unsers Planetensystems, den Cometen, gleichartig sein mögen. Hieran knüpft der Verf. die Bemerkung, daß, weil die Entwickelung des Geschlechtsgegensatzes überall in den Organismen mit der Bildung des elementarisch Festen und Grobkörperlichen eng verbunden erscheint, dort jenseits der Gegensatz der Geschlechter nicht stattfinden möge, und daß demnach, darf geschlossen werden, man dort weder freien, noch sich freien lassen werde. Es bleibt hier aber bei der unbestimmten Angabe des Zusammenhangs, oder vielmehr nur des Zusammenseins von Grobkörperlichem und Geschlechtsentwickelung, ohne Nachweisung der Causalabhängigkeit. Mit demselben Rechte könnte man, da der Geschlechtsgegensatz mit der Bildung der Stimme und der Brust in so auffallendem Nexus steht, behaupten, daß, wenn der Gegensatz der Geschlechter aufgehoben wäre, die Naturen auch stumm und empfindungslos sein müßten. Bei Gelegenheit der mächtigen, mit Geistergewalt erfolgenden Veränderungen am Fixsternenhimmel macht der Verf. die Bemerkung: „Die Umwälzungen solcher Art mögen wohl dort jenseits für die Mengen von nahen Augen, die sie sehen und selbst mit erleben, jene Schreckniſſe verloren haben, welche sie in der Hienieden welt haben würden, und Thränen des Schmerzes mag wohl keine von diesen Umwälzungen kosten, sondern, wenn die jenseits weinen können, eher Thränen der Freude."

Der Verf. zeigt ferner an den Doppelsternen, daß in den meisten Fällen der Gegensatz eines an Masse sehr überwiegenden Centralkörpers und der ihn umkreisenden peripherischen Körper, oder der Gegensatz eines ruhenden Herrschers und dienender Trabanten aufgehoben ist, und daß die Körper sich gegenseitig im Reigentanz umeinander schwingen, oder vielmehr wie überall um ihren gemeinschaftlichen Schwerpunkt, der aber hier außerhalb der beiden oder der mehreren Körper fällt. Ebenso wird bemerkt, daß nicht der Eine Körper der leuchtende und der Andere oder die Anderen die an sich dunklen, nur von jenen beleuchteten sind, sondern daß beide oder mehrere sich umkreisende Körper theils mit gleichartigem, theils mit verschieden gefärbtem Lichte sich gegenseitig bestrahlen. Hieraus folgt dann, daß auch der Gegensatz von Tag und Nacht in sanftere Tinten verschmolzen sein werde, welches indessen für die meisten Theile des Fixsternenhimmels auch schon deswegen stattfinden muß, weil in denselben die Sterne viel zusammengedrängter stehen, als in der Gegend unsers Planetensystems, welches sich in einem verhältnißmäßig ziemlich finstern, abgesonderten Raume der Welt befindet, und in jenen Gebieten des Fixsternenhimmels die großen zahllosen Lichter der sternenhellen Nächte Alles in einen lichten Dämmerschein einhüllen müssen. Im Ganzen genommen laufen die von dem Verf. hauptsächlich hervorgehobenen und accentuirten Thatsachen darauf hinaus, daß an dem Fixsternenhimmel die Gegensätze, in welche unser Planetensystem sich gespalten hat, weniger entwickelt oder sanfter verschmolzen sind. Aber wenn auch dort jenseits die Gegensätze von leuchtend und dunkel, von ruhend und bewegt, von schwer und leicht, von Tag und Nacht und selbst von Mann und Weib weniger scharf ausgebildet sind, als in der uns zunächst umgebenden Natur, so hat der Verf. doch kein Wort gesagt zur Begründung des Hauptsatzes, auf den es allein hier ankommen möchte, ob nämlich die Entwickelung der Gegensätze das Höhere sei, oder die Nichtentwickelung. Die gemeine Meinung entscheidet sich eher für das Erstere. Und da die Verschmolzenheit der Gegensätze, in solcher Allgemeinheit und Unbestimmtheit ausgedrückt, allerdings die doppelte Bedeutung sowohl eines embryonisch verschlossenen, zwischen den Aengsten und Wonnen eines gährenden Gebärungstriebes vibrirenden, als auch eines alle Gegensätze als überwundene in sich tragenden, in Lieb und Frieden ausgesöhnten Lebens haben kann, so fehlen uns, wenn wir ehrlich sein wollen, beim Fixsternenhimmel alle Kriterien, uns für das Eine oder für das Andere zu entscheiden.

(Fortsetzung folgt.)

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Digitized by Google

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

26. Mai. № 125. 1841.

Mager „Die deutsche Bürgerschule."

(Fortsetzung.)

Derjenige Theil der aristokratischen Partei nämlich, welcher die Folgen entwickelter Industrie nicht gehörig durchschaut und selbst Vortheile von ihr sich verspricht, wünscht dieselbe durch höhere Bürgerschulen allerdings zu befördern; aber den Geschichtsunterricht und jede freiere Bildung überhaupt sucht er auf diesen eben so wie auf den Gymnasien zu unterdrücken. Ein großer Theil des gewerbtreibenden Bürgerstandes dagegen, und zwar der nicht am wenigsten einflußreiche, möchte zwar seinen Söhnen neben der Vorbildung zur gewerblichen Thätigkeit auch eine allgemeinere Bildung mittheilen lassen, aber, zum Theil verführt durch das Geschwätz sogenannter praktischer Gelehrten, erkennt er den Unterricht in den alten Sprachen nicht als die nothwendige Grundlage derselben an. In wiefern er hierin irrt, ist im zweiten Artikel nachzuweisen. Nur das ist hier hervorzuheben, daß, wenn er mit seiner Absicht durchdränge, eine gemeinschaftliche Basis für die Bildung des höhern Gewerbstandes und des Beamtenstandes nicht vorhanden sein, und daß die Bestrebungen der Aristokraten der Bildung beider Stände die gemeinsame freie und einsichtsvolle Beziehung auf den Staat, welche der universalhistorische Unterricht bewirken soll, unmöglich machen würde. Kommt nun hinzu, daß beide Arten der Schulen auch unter ganz getrennte Leitung gestellt werden, so würde diese Trennung, verbunden mit einem entschieden differenten Bildungsgange, zunächst ein wesentliches Moment unserer Freiheit vernichten, nämlich das Recht des Individuums, sich selbst seinen Stand zu wählen. Wen die Väter schon in seiner früheren Jugend für den Gewerbsstand bestimmt haben, der würde die höhere Bürgerschule besuchen und hier nicht bloß eine Bildung empfangen, die, wenn er in reiferem Alter sich für den sogenannten Gelehrtenstand entschiede, ihm dann, da es fast zu spät zu ihrer Erlernung ist, die Kenntniß der Elemente classischer Studien noch nicht gewährt hätte*), sondern er könnte zu einer solchen freien Entscheidung auch nur unter ganz besondern Umständen und in Folge eines außergewöhnlichen inneren Dranges gelangen, theils weil die Schwierigkeiten ihn zurückschrecken würden, theils weil der Corporationsgeist, der in dem noch ungebildeten sittlichen Bewußtsein und darum auch in der Jugend eine entschiedene Gewalt ausübt, die Neigung zu einem Berufe ersticken würde, der vielleicht den individuellen Fähigkeiten weit angemessener wäre. — Ist ferner die Bildung, welche in der ersten Classe der Bürgerschule abgeschlossen und in das Berufsleben hinübergenommen wird, eine ihrer Grundlage und ihrem Inhalt nach von der höhern wissenschaftlichen Bildung gänzlich verschiedene, so ist sie nicht bloß dem Grade, sondern auch der Art nach eine ganz andere als die absolute Bildung eines Individuums, vermöge deren sein Bewußtsein vollkommen identisch ist mit dem gegenwärtigen Inhalte des Volksgeistes. Sie kann daher dem Bürger nicht den rechten „Sinn des Staates" einflößen, ihm nicht die rechte Theilnahme „an dem modernen Culturleben in Religion und Staat" möglich machen. So verschwindet der bedeutendste Theil des Nutzens, den wir in diesem Artikel den höhern Bürgerschulen zugesprochen haben. Außerdem wird jene falsche Bildung dem deutschen Bürger die ihm oben nachgerühmte Bescheidenheit rauben, indem sie ihn unfähig macht, die wahre wissenschaftliche Bildung höher zu achten als die seinige, und ihm damit eine selbstgefällige Befriedigung in seinem beschränkten Kreise gewährt, ähnlich der vielleicht noch nicht hinlänglich beachteten Selbstgenügsamkeit der in den Seminarien gebildeten Elementarlehrer den Geistlichen und dem wissenschaftlichen Lehrerstande gegenüber. Gelänge es anderseits, den sogenannten Gelehrtenstand im Allgemeinen im Sinne der reactionären Partei zu erziehen, so würde die Einheit der nationalen Bildung vollends vernichtet sein. Der herrschende Adel und der verwaltende Beamtenstand, beide, der erstere sogar nur theilweise, mit derselben einseitigen Bildung ausgerüstet, wür-

*) Herr Mager, der die lateinische Sprache eigentlich aus der höhern Bürgerschule verbannen möchte, fühlt diese Inconvenienz und macht daher, seinem eigenen Princip zuwider, einen Vorschlag zur Abhilfe derselben (S. 151 flg.)

Digitized by Google

den über einen Stand das Regiment zu führen haben, dessen geistiger Zustand ihnen eben so unbekannt wäre, wie ihre eigene höhere Intelligenz von demselben nicht anerkannt würde. So hätten wir auf der einen Seite das auf die Geburt sich stützende Recht im Vereine mit einer gelehrten, aber einseitigen Bildung, beide mit der Routine des Herrschens und Verwaltens den Anspruch an ein ausschließliches Regiment verbindend, auf der andern Seite die wesentlich auf die Bearbeitung der Materie gerichtete Intelligenz unerfüllt von wahrhaft geistigen Interessen, die aber mit Recht sich nicht dem Regimente zweier Stände unterwerfen will, deren höhere Bildung sie nicht anerkennen kann und deren Ansprüche auf die Herrschaft über einen Stand, von dem sie geistig sich getrennt haben, in der That unberechtigte geworden sind.

Doch wir wollen uns nicht damit aufhalten, diese Trennung und den Kampf, der ihr nächstes Resultat wäre, ausführlicher zu schildern, da beide in ihrer ganzen Härte unmöglich eintreten können; indem es der Reaction nie gelingen wird, die deutsche Geistesbildung und den aus ihr hervorgegangenen Staat zu vernichten. Denn es ist diese Bildung eine viel zu mächtige und viel zu verbreitete, als daß sie untergehen könnte, selbst wenn man ihren Einfluß auf die Methode der Schule gänzlich zu hemmen im Stande wäre. Sie würde trotz Polizei und Censur, trotz Proscription und Anathem überall den offenen Seelen der Jugend zuströmen, so oft sie aus den in Kerker verwandelten Hallen der Schule herausträte und mit dem überall sich regenden Geistesleben des Volkes sich in Berührung setzte. Vielmehr wird es das Ende alles Kampfes sein, wie heftig er auch entbrennen mag, daß der deutsche Volksgeist aus ihm gereinigt, geläutert und weiter befreit hervorgeht, und daß endlich auf der Basis unseres Beamtenstandes eine höhere politische Organisation sich auferbauen wird, als bisher unter irgend einem andern Volke sich hat bilden können. Aber die aus der Bornirtheit, dem Eigennutze und dem Hochmuthe der Menschen hervorgehenden Bestrebungen der Willkür sind immerhin eine Macht, welche Gott eine Zeit lang gewähren läßt, um sowohl die Feigheit derer, welche trotz besseren Wissens ihnen nicht aus aller Kraft und ohne Rücksicht auf persönliche Interessen entgegenarbeiten, als auch den eiteln Stolz, welcher die Quelle jedes hartnäckigen Irrthums ist, und die Selbstsucht derer zu züchtigen, die der Verwirklichung des Reiches Gottes auf Erden sich entgegenstemmen. Vor Allem möge man sich vor der trügerischen Hoffnung hüten, als könne der Sache der Freiheit jene übermüthige Verachtung des freien Denkens zu Gute kommen, die an manchen Orten so weit gehen soll, daß man in ihm gar keine Gefahr für die aristokratischen Bestrebungen erblickt, vielmehr an seinen ohnmächtigen Bewegungen wie an einem schönen Spiele sich ergötzen zu dürfen meint. Freilich kann solche Verachtung der Freiheit zu Gute kommen, aber in anderm Sinne, als die Gutmüthigen wähnen, nämlich dann, wenn sie sich getäuscht sieht und im Zorn der gekränkten Eitelkeit zu den blutigsten Waffen der Unterdrückung greift, das feige Geschlecht, das den Hohn willig erduldete, mit Recht vernichten, darauf aber der Todesverachtung einer bessern Generation unterliegen wird. Indeß dürfen wir denen keinen Glauben beimessen, die die Gunst, welche eine wahrhaft edle, gottesfürchtige und für Wahrheit, Recht und Freiheit begeisterte Gesinnung den Regungen und Werken des freien Geistes erweist, als aus eben jener Verachtung hervorgegangen erklären und damit vor den Aristokraten entschuldigen wollen. Diese Erklärer und diejenigen, denen sie dienen, sind vielmehr selbst die Verächter, und ihre Rache ist es, die wir für den unwahrscheinlichen Fall fürchten, daß jene Gesinnung, welche das freie Denken zu einer schönen, geistvollen und edlen Verwirklichung aristokratischer Tendenzen verwenden will, sich, wie es nothwendig ist, von der gerade entgegengesetzten Wirkung des Mittels überzeugt hat und dann zu der Ansicht übergehen sollte, das freie Denken sei der Grund alles Bösen und es müsse daher mit allen erlaubten Mitteln unterdrückt werden. Dieser Uebergang ist allerdings möglich, aber nur der ist wahrscheinlich, daß die edle Gesinnung von der Unwahrheit jener Tendenzen sich überzeugt, sobald die Erfahrung ihre Unvereinbarkeit mit der wahrhaften Geistesfreiheit dargethan hat, und daß sie dann der Verwirklichung eben dieser Freiheit mit aller Kraft ihrer Begeisterung und mit der frommen Ueberzeugung sich hingiebt, sie erfülle damit nichts als ihre höchste und einzige Pflicht. Daß diese letztere Wendung aber eintrete, dazu wollen wir mit aller unserer Kraft und mit allen gesetzlichen und ehrlichen Mitteln wirken, die anzuwenden wir fähig sind; darum wollen wir auch in unseren Gebeten den wahrhaftigen Gott anrufen, der die Herzen der Mächtigen lenkt, und der auch uns die Kraft seines Geistes verleiht, wenn wir nur seiner Ehre und nicht der unsrigen gedenken.

(Ende des ersten Artikels.)

G. H. Schubert „Die Urwelt und die Fixsterne."

(Fortsetzung.)

Ein besonderes Verdienst hat sich der Verf. noch dadurch erworben, daß er diejenigen Thatsachen am Fixsternenhimmel fleißig gesammelt und hervorgehoben hat, durch welche die Principien, auf denen die durch den älteren Herschel eingeführten und seitdem so allgemein beliebt gewordenen Angaben über die enorme Ausdehnung des sichtbaren

Digitized by Google

Sternenhimmels beruhten, umgestoßen werden, so daß uns diese Angaben als das Product einer müßigen Phantasie erscheinen. Alles, was man wirklich wissen kann über die Entfernung der Fixsterne, beruht bekanntlich auf der jährlichen Parallaxe. Hat ein Stern eine merkliche Parallaxe, so kann man seine Entfernung ungefähr bestimmen, und hat ein Stern keine Parallaxe, so weiß man bloß, daß er eine gewisse Grenze der Annäherungen an die Erde nicht überschreiten kann. Herschel der ältere nahm an, daß allen Abstufungen der Intensität des Lichtes eben so viele Abstufungen der Entfernungen entsprechen, und daß die Distanzen der Sterne im Allgemeinen ungefähr gleich bleiben, und auf die Combination beider Annahmen hat er seine Angaben über die Dimensionen des sichtbaren Fixsternenhimmels gegründet. Obgleich nun nichts Erbärmlicheres gedacht werden kann, als solche Gründe, indem die Annahme einer vollkommenen Gleichförmigkeit der Natur und Intensität des Lichtes wie der sonstigen Raumverhältnisse absolut willkürlich ist und der Analogie der Natur zuwider läuft, und es nur als zufällig betrachtet werden kann, daß wir am Fixsternenhimmel Thatsachen aufgefunden haben, durch welche diese Annahmen als nichtig erscheinen, so haben die Herschel'schen Angaben dennoch einen so außerordentlichen Beifall gefunden, daß man sie seit vierzig Jahren vom Katheder der Philosophen herab so gut wie in den Dorfschulen zu allgemeiner Erbauung vorgetragen hat. Und wenn es nun zwar gar wohl möglich ist, daß der sichtbare Fixsternenhimmel wirklich die ihm von Herschel beigelegte Ausdehnung hat, ja sogar noch eine viel größere, so bleibt es doch bei der bloßen Möglichkeit, und man würde es kaum begreifen können, wie man in unsern Tagen ein so abenteuerliches System von Vermuthungen mit solcher Ernsthaftigkeit ausbauen kann, wenn nicht das kindische Wohlgefallen, mit welchem der Indier die monströsen Zahlen seiner mythologischen Chronologie betrachtet, ein auf gewissen Stufen der Bildung dem Menschen immer anhängendes wäre. Die Polemik unsers Verf. gegen diese Ungeheuerlichkeit der Ausdehnung des sichtbaren Universums deutet aber mehr oder weniger an verschiedenen Stellen auf eine andere Idee hin, welche in diesem Zusammenhang einer rein empirischen Naturbetrachtung wohl jedem äußerst überraschend kommen muß, nämlich die, daß die Welt, das räumliche Universum, überhaupt endlich und begrenzt sei. Wir lassen hier die metaphysische Frage nach der Endlichkeit oder Unendlichkeit der Welt, sammt ihrer berufenen Anatomie ganz auf sich beruhen, müssen aber gestehen, daß es einen komischen Anblick gewährt, wenn Einer, ohne das zweischneidige Riesenschwert metaphysischer Dialektik zu gebrauchen, nur so wie er geht und steht, höchstens mit einem Stecken in der Hand, als ein zweiter kleiner David den Goliath Unendlichkeit todtschlagen will. Das Stöckchen, mit dem hier gefochten wird, ist folgendes: Olbers hat nämlich zu beweisen gesucht, daß das Himmelsgewölbe, wenn es ins Endlose mit Sternen erfüllt wäre, uns von allen Punkten Fixsternenlicht zusenden müsse. Was man auch gegen diesen Beweis einzuwenden haben möchte, von welchem der jüngere Herschel in seiner Optik behauptet, daß uns wohl noch lange alle Mittel fehlen werden, eine so sonderbare Ansicht zu bestätigen oder zu widerlegen, so schließt Olbers daraus doch nur, daß es ein lichtschwächendes Medium geben müsse, welches das Durchdringen des Lichtes nur bis zu einer gewissen Entfernung gestatte. Schubert, der den Beweis gelten läßt, ist eher geneigt, statt auf ein lichtschwächendes Medium, vielmehr auf die Endlichkeit der Welt zu schließen. Denn er sagt: „In jeder Hinsicht scheint die Nachdenken erweckende Thatsache es lehren zu wollen, daß das endliche Wesen, sowohl jenes, welches mit seinem vergänglichen Auge sieht und erkennt, als das, was gesehen und erkannt wird, zuletzt doch nur ein Endliches und Begrenztes, und daß nur Einer unendlich sei." Da dies aber das Einzige ist, was in dem Buche für die Behauptung der Endlichkeit der Welt beigebracht ist, so muß es immer noch Wunder nehmen, daß der Verf. auf Seite 3 von sich sagt: „Wenn derselbe endlich die Ansicht zu begründen strebte, daß alle Sternenhaufen und Milchstraßen ein in sich abgeschlossenes, begrenztes Ganzes bilden, welches sich verhält wie Geschöpf zu Schöpfer, wie Endliches zum Unendlichen, so wird sich dieses wohl auch nicht bloß vor dem Richterstuhl eines höhern geistigen, sondern selbst des sinnlichen Erkennens rechtfertigen lassen." Was in dem Verf. sich sträubt gegen die Annahme der Unendlichkeit der Welt, beruht bei seiner durchaus christlichen Weltansicht auf einem nicht ganz unrichtigen philosophischen Instinct; denn die christliche Religion ist gar nicht so gleichgiltig gegen alle und jede Naturansicht, als die Theologen uns heut zu Tage meistens einreden wollen, wie denn auch die Copernikanische Ansicht des Planetensystems der Kirche nur abgedrungen worden ist durch einen harten Kampf, der sich nur scheinbar und äußerlich um eine Bibelstelle drehte, in der That aber einen viel tieferen, nicht zum Bewußtsein gebrachten Grund des Widerstrebens hatte. Und wenn der Verf. dem Verständniß dieses Instincts etwas nachgegangen wäre, so hätte dieses sich allerdings weit eher der Mühe verlohnt.

In dem zweiten Haupttheil unserer Schrift geht der Verfasser zur Geologie über. Er stellt sich hierbei mehr auf die Seite der Neptunisten und schließt sich zunächst an Fuchs an. Wie unvollkommen diese Wissenschaft auf ihrer gegenwärtigen Entwickelungsstufe auch sein mag, und wie schwer wir bei jedem Schritte, den wir auf diesem Boden thun, uns des Gefühles der größten Unsicherheit und einer mißtrauischen Aengstlichkeit erwehren können, so läßt sich doch nicht läugnen, daß die hier ausgesprochenen Ansichten, gegen

Digitized by Google

die in den letzten Jahrzehnten herrschend gewordenen vulkanistischen Theorien gehalten, sich dadurch sehr vor diesen empfehlen, daß sie die Erde mehr als ein thätiges Ganze zu begreifen suchen und auf die Bedingungen der ersten Bildung zurückgehen, während jene fast immer nur von einem Secundären reden, nämlich von den mechanischen Kräften, welche die vor uns liegenden räumlichen Anordnungen der immer schon als gebildet und fertig vorausgesetzten Massen bewirkt haben sollen, und daß die Ansichten des Verf. wenigstens immer noch die Möglichkeit einer zukünftigen, mehr aus Einem Stücke gearbeiteten Theorie der Erde offen lassen. Ziemlich ausführlich ist dann der Verf. in den mit der oben angegebenen Eigenthümlichkeit dieses Buches aufs Innigste zusammenhängenden Untersuchungen über das Alter der organischen Schöpfung und des Menschen. Diese führen zu dem Resultate, daß es mit der Mosaischen Chronologie im Allgemeinen seine Richtigkeit habe, wie denn auch Cuvier und v. Schlotheim zu derselben Ansicht gekommen sind. Mit guter Laune und nicht ohne Spott mustert der Verf. die Gründe, welche für ein mehrere Hunderttausende von Jahren umfassendes Alter der organischen Schöpfung auf der Erde geltend gemacht worden sind, und welche ungefähr in Ein Niveau mit den von Herschel für die Ausdehnung des Fixsternenhimmels vorgebrachten zu setzen sind. Während man nämlich früher von der momentanen Schöpfung aller irdischen Organismen in ihrer jetzigen Gestalt, zu Folge der gangbaren Auffassung der Mosaischen Urkunden, so fest überzeugt war, daß einer unserer guten Alten in den furchtbaren Mamuth- und Elephantenknochen nichts anderes vor sich zu haben glaubte, als die Knochen von gefallenen Engeln, die vor dem Menschen hier gehaust, und deren ätherische Natur sich demnach bei Gelegenheit ihres moralischen Falles auffallend ins Grobe gezogen, so schien man später ordentlich darauf erpicht zu sein, den durch die altgläubige Ueberlieferung festgewordenen Ansichten über das Alter des Menschengeschlechts und der Organismen überhaupt recht derb ins Gesicht zu schlagen. Nachdem der Verf. diese Rechnungen gebührend abgefertigt, glaubt er noch einen positiven Grund für die Bestimmung des Alters des Menschengeschlechtes aus der Astronomie hernehmen zu können. Setzt man nämlich voraus, daß der für die Entwickelung der Erde wichtigste und höchste Moment, die Schöpfung des Menschen, in die Zeit gefallen sein müsse, in welcher die Erde am meisten den belebenden Strahlen der Sonne ausgesetzt ist, also in die Zeit der Sonnennähe, und zwar so, daß nicht ein einzelner Theil der Erde, sondern die ganze Erde diese Einwirkung gleichmäßig erfahren, welches nur in der Zeit der Tag- und Nachtgleiche der Fall ist, mithin also überhaupt in den Zeitpunkt, in welchem die Tag- und Nachtgleiche mit der Sonnennähe zusammenfiel, so finden wir, da der Punkt der Sonnennähe sich jährlich ungefähr um 50 Secunden vom herbstlichen Aequinoctialpunkt entfernt, daß diese beiden Punkte vor ungefähr sechstausend Jahren zusammengefallen sind; womit dann auch noch in Verbindung gesetzt wird, daß nach einer alten im Orient verbreiteten Sage die Schöpfung des Menschen zur Zeit der herbstlichen Tag- und Nachtgleiche stattgefunden haben soll. Wenn wir hiermit verbinden, daß der Verf. in seinen am Schlusse des Buches sich findenden chronologischen Untersuchungen herausgebracht hat, wie viele Jahre vor Christi Geburt die Erschaffung des Menschengeschlechts gesetzt werden müsse, so sind wir über diesen dunklen Punkt mehr als je im Klaren. [Und da, beiläufig bemerkt, unser Zeitalter gewohnt ist, mit so großer Theilnahme die hundertjährigen Jubiläen solcher Ereignisse, welche für die Entwicklung des Menschengeschlechts von Wichtigkeit sind, zu feiern, so sehe ich nicht ein, warum man nicht auch am zwei und zwanzigsten September eines nicht allzu entfernt liegenden Jahres das hundertjährige Jubiläum der Erschaffung des Menschengeschlechts feiern sollte, eines Ereignisses, gegen welches die Erfindung der Buchdruckerkunst und die Kirchenreformation nur Bagatellen sind. Der Sorge für Feierlichkeiten, welche einem solchen Feste angemessen sein dürften, würden sich die hochweisen Vorsteher der Communen jedenfalls gern unterziehen und bei denselben mit gewohnter Hingebung ihre ganze Kraft und Thätigkeit entwickeln.]

Der in manchem Betracht merkwürdigste Abschnitt unseres Buches ist der letzte, in welchem der Versuch gemacht wird, die größeren weltgeschichtlichen Epochen, und zunächst das Auftreten des Christenthums in der Weltgeschichte in Zusammenhang zu setzen mit den durch die Bewegungen der Planeten und ihrer Trabanten gegebenen größeren astronomischen Perioden und dadurch eine Art Astrologie der Weltgeschichte einzuführen. Diese Meinung ist eine Lieblingsidee des Verf., indem er die Ansicht von dem Zusammentreffen eines Abschlusses in dem Gange unsers Planetensystems und dem Auftreten des Christenthums fast ganz ebenso, wie hier in seinen Ahndungen einer allgemeinen Geschichte des Lebens und in seiner Symbolik des Traumes vorgetragen hat. Das von dem Verf. in dieser Absicht zusammengetragene reiche Material ist aber keineswegs noch so geordnet und verarbeitet, daß es ein Leichtes wäre, zu einer bestimmten Ueberzeugung von der möglichen Bedeutung oder der Bedeutungslosigkeit dieser Combinationen zu gelangen, oder auch nur eine Uebersicht des Wesentlichsten zu verschaffen. Indem wir deswegen bei der großen Mannigfaltigkeit der Beziehungen, in welchen hier eine Bedeutung gesucht wird, darauf verzichten müssen, über diese Sache in der Kürze so zu referiren, daß das, was im Sinne des Verf. oder auch an sich das Bedeutungsvollste sein dürfte, zusammengestellt erschiene, so wollen wir doch, der Merkwürdigkeit der Sache oder der Meinung wegen, das zusammenfassen, was nach unserer Ansicht im Sinne des Verf. das Wesentliche ist.

(Schluß folgt.)

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Digitized by Google

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

17. Mai. № 126. 1841.

Die berliner Juristenfacultät.

Die Entwicklung der juristischen Wissenschaft ist auch an unserer Universität nicht die günstigste gewesen. Die Stockung des politischen Lebens, ja die Abwesenheit desselben, mußte nothwendig auf die Jurisprudenz zurückwirken. Wir werden im Verlauf unserer Darstellung diesen Punkt sehr bald berühren; die „historische Schule" regt ihn selber an, und es ist leicht zu begreifen, wie viel von der verschiedenen Auffassung desselben abhängt. Wie wir es nicht in Abrede stellen werden, daß eine gewisse Rückkehr zu den Grundsätzen der pillnitzer Convention, eine Ansicht, die darum vorzugsweise die „geschichtliche" genannt wird, und welcher die Progression und politischen Umwandlungen Deutschlands und der westlichen Nachbarstaaten als ein Abfall, sowohl von der Geschichte, als von der wahren Staatsweisheit erscheinen, unser politisches Leben dominirt; so dürfen wir uns auch nicht verhehlen, daß die vorwiegenden Kräfte unserer Juristenfacultät in der „historischen Schule" und in der sogenannten „geschichtlichen Ansicht," deren Principien sich ebenfalls seit fünfundzwanzig Jahren nicht wesentlich modificirt und entwickelt haben, zu finden sind. Dennoch, wie die Sache nun einmal liegt, hat Berlin seit der Gründung der Universität fortdauernd Rechtsgelehrte ersten Ranges in seinen Mauern gehabt. v. Savigny, ein Stern erster Größe, gab der Facultät sogleich einen bedeutenden Glanz, nicht minder C. F. Eichhorn, wenn auch beide Male, wo er hier auftrat, nur vorübergehend. Auf Schmalz dürfen wir freilich kein sonderliches Gewicht legen, und wenn er nicht unbekannt geblieben ist, so wird es gelinde gesagt sein, nicht er habe Berlin, sondern die Stellung an diesem Orte vielmehr ihm zu einem Namen, wie er auch sei, verholfen. Wir haben seiner schon gedacht. Biener war ein Mann von sächsischer Gründlichkeit und als Criminalist geachtet; Klenze, weniger durch Gelehrsamkeit und Geist, als durch seine imponirende Persönlichkeit, Formfertigkeit und praktische Beweglichkeit ausgezeichnet, war für römische Rechtsgeschichte, Encyklopädie und Naturrecht, wenn auch ohne eigenthümliches Verdienst, thätig; Gans, der bekanntlich in Opposition mit der „historischen Schule" die Philosophie vertrat, hat durch seinen Tod die Wichtigkeit seiner Wirksamkeit und die Schwierigkeit, ihn zu ersetzen, lebhaft empfinden lassen. Von Lebenden sind Bethmann-Holweg, Jarcke und Philipps früher in der Facultät thätig gewesen. Der erstere ist unter den Schülern Savigny's einer der Bedeutendsten, Jarcke als Criminalist, Philipps als Germanist nicht ohne Verdienst; beide geriethen aber, als abtrünnig vom Protestantismus und der freien Bildung, in zu offenem Widerspruch mit unserem, wenn auch immerhin latenten und cachirten Staatsprincip, um es nicht angemessener zu finden, in Wien und München ihre Fahne zu erheben.

Unter den jetzt noch wirkenden Universitätslehrern steht Savigny unbestritten obenan. Sein Ruhm ist alt und wohlbegründet, seine Stellung einflußreich und in jeder Hinsicht bedeutend. Wird auch Hugo gewöhnlich für den Stifter der historischen Schule angesehn, so konnte man doch aus dessen Bestrebungen, die sich über die Aeußerlichkeiten des historischen Materials nicht erhoben, keine Ahnung davon fassen, welch' höherer Geist sich dieses Stoffes bemächtigen werde, bis Savigny durch seine eleganten Schriften ein Muster gab, wie die juristische Forschung in den Geist des römischen Rechts eindringen und aus ihm heraus eine neue Gestaltung der Wissenschaft unternehmen könne. Savigny's Schrift über den Besitz, auch zugegeben, daß ihre theoretische Grundlage so unhaltbar wäre, wie sie wirklich ist, bleibt doch immer ein Muster dieser neuen lebendigeren Methode, ein Werk, welches schon dadurch seine Macht beweist, daß es so viele secundäre Geister unterwerfen und völlig gefangennehmen konnte. Aber erst das anspruchslose Büchlein „über den Beruf unserer Zeit zur Gesetzgebung und Rechtswissenschaft" (1814) war es, welches das Princip und den Wahlspruch der „historischen Rechtsschule" entschieden und bewußter Weise aussprach und sie damit als bestimmte Richtung aus dem bis dahin noch chaotisch gährenden Streben verschiedener Elemente ausschied. In seinem neuesten Werke „System des heutigen römischen

Digitized by Google

Rechts" kommt Savigny im Wesentlichen allerdings auf das dort zum Grunde Gelegte zurück, wenn auch die 25 Jahre seitdem Einzelnes immerhin modificiren mußten. Sein gelehrtes und wahrhaft classisches Werk über das „römische Recht im Mittelalter" stellt sich keine principielle Aufgabe. Zu diesem Zweck haben wir uns an den „Beruf" ꝛc. und an die Einleitung in das „System" ꝛc. zu halten. Obgleich nun Savigny's Ansicht nach mehrern Seiten als öffentliche Maxime zur Geltung gekommen und darum sehr wichtig zu nehmen ist, so darf sie doch von der Kritik, nachdem die Richtung theoretisch so entschieden „historisch" geworden, mit unendlich mehr Anerkennung im Einzelnen behandelt werden, als dies bisher wohl zu geschehen pflegte, ohne daß darum weder der praktischen Freiheit, noch den wahren Principien derselben etwas vergeben würde. Im Gegentheil Savigny's Theorie repräsentirt jene dem Substantiellen und Geschichtlichen resignirt zugewandte Zeitrichtung, die überall die Grundlage unserer jetzigen Bildung ausmacht, von welcher man daher eben so gut positiv, als negativ auszugehen sich veranlaßt findet, sobald es sich um den geschichtlichen oder, was einerlei ist, geistigen Zusammenhang der bedeutendsten Bewegungen unsers Jahrhunderts handelt. Savigny ist darum außer dem Zusammenhange selbst nicht zu verstehen, ja er ist bei all seiner vielgerühmten Eleganz und Klarheit überhaupt nicht leicht zu verstehen, aus dem einfachen Grunde, weil er die Geschichte, also die Geistesbewegung zum Princip zu machen unternimmt zu einer Zeit, wo diese Bewegung und die Art und Weise ihrer Procedur noch schlechterdings ein Mysterium und, wenn gleich ausgesprochen, doch immer noch eine unbeachtete Offenbarung geblieben war. Savigny selbst findet sich nun nicht berufen, auf diese Entdeckung einer neuen Welt auszugehen, die Lösung des historischen Räthsels zu seiner Aufgabe und den Begriff der Entwicklung ausfindig zu machen; — so groß er also auch von der Geschichte denkt, so sehr er sie empfiehlt und zum ausdrücklichen Stichwort erhebt, so zieht er doch eines Theils die Gegenwart mit sammt der Aufklärungs- und Revolutionsgeschichte von ihr ab und behält andern Theils überall das Mysterium eines unsagbaren Etwas, einer unergründlichen Tiefe, eines verborgenen Innern im Hintergrunde; und auch in seiner letzten Schrift erkennt er nur nominell „die Berechtigung aller Zeiten" an. Im Ganzen bleibt er bei seinen Begriffen. Man thäte ihm aber Unrecht, wenn man verkennen wollte, wie redlich er sich bemüht, das „Innere," „Organische," „Naturgemäße" und darum nach ihm „wahrhaft Geschichtliche" auszusprechen; ja man darf ihm selbst zugestehen, daß er seine Meinung darüber wirklich mit klaren Worten vorträgt, ohne daß es uns und Andern deshalb möglich wäre, aus *seiner* Zeit und aus *seiner* Bildung heraus dasjenige, was er immer nur ahnt und in der Ferne vor sich hat, wirklich zu begreifen. Die Ahndung, daß viel *dahinter* sei, das Gefühl, daß hier die Spuren des Geistes selber liegen — durchdringt daher seine bei ihm stehengebliebenen Anhänger; und es ist kein Wunder, daß dieser Mann den Anstrich eines Propheten gewonnen hat, — denn in der That! ist es nicht der offenbare Geist, den er auslegt, so ist es doch das vaticinium des Geistes, das er verkündigt. Theoretisch kann das freilich heut zu Tage nicht mehr verfangen, hatte doch Savigny selbst schon 1814 die Stellung eines Propheten ex eventu. Mit seiner nur nominellen Anerkennung der Geschichte tritt er nach der Romantik, nach Schelling und Hegel der Revolution und Aufklärung entgegen. Das Princip ist schon da, als er es erst noch sucht. „Versenkt euch in die Historie," geht unermüdlich arbeitend bis auf die reinen ursprünglichen „Quellen" zurück (Ver. 32. 121), dieser Anfang und sein Verständniß wird euch sodann in den Besitz des wahren Principiums setzen, ruft er uns zu. Aber auch aus *diesem* Grunde, weil empirisch und historisch der Anfang und das Princip nicht zu erreichen und zu ergraben ist, so wenig als man mit dem Grabscheit zu dem reellen Mittelpunkt der Erde hindurchdringt — muß die letzte Basis der „historischen Ansicht" *mysteriös*, ein unerreichbares Geheimniß bleiben. Savigny's „Beruf" erschien im Jahr 1814, als eine große Aufregung alle Gemüther in Spannung erhielt und die Freiheit, bis dahin einig gefühlt, nun doppelt ausgelegt zu werden anfing, einmal als nationale Befreiung und nationale Negation alles Französischen und sodann als Geltendmachung der wahren Freiheit und der wahren Principien der Revolution gegen den Bonapartismus, kurz 1) als Volksthümlichkeit und 2) als Liberalismus. Savigny ergreift die erste Seite und verhält sich mit der Anerkennung der von Aufklärung und Revolution ungestörten Deutschheit, und in Folge derselben mit dem gemeinen Recht negativ gegen die Rechtsbildung der nächsten Zeit und gegen die drei Gesetzbücher, „die Frucht der Aufklärungsperiode," namentlich den Code (B. S. 6). Ein neues Gesetzbuch, wie es Thibaut für ganz Deutschland vorgeschlagen, würde nicht besser ausfallen, sei auch überhaupt nichts Wünschenswerthes. Dies führt er aus. Uns interessirt hier nur noch seine Theorie, nicht so sein damaliger Erfolg. Die erste Aufathmung des befreiten Deutschlands eröffnet den „Beruf." „Der Code ist wie ein Krebs eingedrungen gewesen," „von *innern* Gründen konnte dabei nicht die Rede, nur ein *äußerer* Zweck und der verderblichste," fremde Unterjochung, „führte ihn zu uns," „die Tyrannei der Revolution schlug alle Reaction zu Boden: nun ist doch wieder Streit möglich, der Code ist rein französisches Gesetzbuch geworden." Savigny ahndete nicht, daß er sich so lange in unsern Grenzen behaupten und daß überhaupt die Revolution noch nicht verdaut sein sollte. Er hat ganz Recht, den „*äußeren*" Zweck des Code darin zu setzen, daß es da-

Digitized by Google

mit in Deutschland schließlich nicht auf das Recht, sondern auf das Unrecht, die Unterjochung abgesehen sein mochte, was aber die „inneren" Gründe sein sollen, die er im Gegensatze zu jenem äußern Zweck eines fremden Willens im Sinne hat, ist an dieser Stelle noch nicht klar. Bald darauf wird es deutlicher. „Seit der Mitte des 18. Jahrh. hat sich ein unerleuchteter Bildungstrieb geregt," dieser ist ihm nicht das „Innere," vielmehr „fehlte aller Sinn für die Größe und Eigenthümlichkeit anderer Zeiten, so wie für die naturgemäße Entwicklung der Völker und Verfassungen" (S. 4), „statt dessen hat man die Gegenwart zu nichts Geringerem berufen geglaubt, als zur Darstellung der absoluten Vollkommenheit." „Was dieser Trieb in Religion und Staat gewirkt, ist bekannt," nämlich wiederum das Verderblichste, außer daß er „durch natürliche Gegenwirkung" (Reaction) „einer lebendigen Liebe" [zur Historie und eigenthümlichen, volksthümlichen, naturgemäßen Entwicklung] „die Stätte bereitet." „Man wollte eine Norm für alle Völker und Zeiten in reiner Abstraction, eine „mechanische" Sicherheit des Urtheils, ohne alles eigene Urtheil des Richters," wie Friedrich der Große (Ver. S. 5).

„Jetzt (1814) ist wieder geschichtlicher Sinn erwacht," und es kommt darauf an, die Gesetzbücher der ungeschichtlichen Aufklärungsperiode kritisch zu beleuchten" (Ver. S. 6). Wissen wir nun zwar immer noch nicht, welches die naturgemäße Entwicklung von Innen heraus ist und wie wir Deutsche auf diesem Wege zum römischen und zum gemeinen Recht gelangen werden, so müssen wir auf eine nähere Aufklärung über beides nur um so gespannter sein, da die Polemik gegen die Abstraction von aller Geschichte und die Forderung der Anerkennung einer Vernunft in der Vergangenheit so vollkommen berechtigt ist, daß man es nicht begreift, wie nun Savigny noch säumen konnte, sogleich die Consequenz dieses fruchtbaren Gedankens, daß also auch die Zeit der Aufklärung, auch die Revolution, auch Napoleon und der Code ihre vernünftige und innere Nothwendigkeit haben werde, zu ziehen und sodann dem Gesetze der Entwicklung überhaupt nachzuspüren. Indessen ist in damaliger Zeit die „Volkseigenthümlichkeit" eine so primitive und unmittelbar empfundene Sache, daß sie überall zu Grunde gelegt werden konnte, wo eine politische Frage in Anregung kam, ohne daß man Gefahr lief, es würde irgend ein vorwitziger Frager nun noch hinter diese Eigenthümlichkeit zurückgehen und weiter auch von ihrem Grund und Wesen Bescheid verlangen. Savigny bemerkt daher im „Beruf" (S. 8) ganz unbefangen über die „Entstehung des positiven Rechts," als wäre damit wirklich der letzte Grund und die positive Quelle gefunden: „das Recht sei dem Volk eigenthümlich, wie seine Sprache, Sitte, Verfassung. Diese Erscheinungen hätten kein abgesondertes Dasein, seien vielmehr Kräfte und Thätigkeiten des Einen Volkes und in der Natur untrennbar verbunden. Was sie verbinde sei die gemeinsame Ueberzeugung des Volkes, das gleiche Gefühl innerer Nothwendigkeit, welches alle Gedanken an zufällige und willkürliche Entstehung ausschließe." Im „System des heutigen römischen Rechts" nennt er das Volk das „Naturganze" (S. 19) und seine gemeinsame Ueberzeugung „den in allem Einzelnen gemeinschaftlich wirkenden Volksgeist, in welchem die unsichtbare Entstehung des positiven Rechtes vor sich gehe, unabhängig von dem Einflusse menschlicher Willkür, Ueberlegung und Weisheit," weshalb denn auch die Mythe den Ursprung des Rechts von den Göttern ableite, um damit den Gegensatz gegen Zufall und menschliche Willkür zu fühlen zu geben" (System S. 14 u. 15). Wir haben nun schon die „innere," die „naturgemäße" und die „unsichtbare" Entstehung des Rechts als gleichbedeutend, müssen aber doch gestehen, daß die innerste Meinung Savigny's, wäre sie nicht im Laufe der Zeiten sehr bekannt geworden, aus dieser Deutung noch immer nicht sichtbar sein würde; und, worauf es hier anzukommen scheint, eben „die Entstehung dieser eigenthümlichen Functionen der Völker, wodurch sie selbst erst Individuen werden, dies, fährt er fort, ist historisch nicht zu erkennen" (Ver. S. 8), also wiederum unsichtbar, denn a priori wird es auch nicht dargethan; nur so viel ergiebt sich: „die Jugendzeit der Völker ist arm an Begriffen, aber ausgerüstet mit klarem Bewußtsein ihrer Verhältnisse und Zustände. Sie fühlt und durchlebt diese ganz und vollständig, während wir von unserm eigenen Reichthum überwältigt sind."

(Fortsetzung folgt.)

G. H. Schubert „Die Urwelt und die Fixsterne."

(Schluß.)

Nachdem der Verf. in dem vorletzten Abschnitt, wie uns dünkt, überzeugend dargethan hat, daß bei vielen Völkern des Alterthums neben der Rechnung nach Sonnenjahren von 365¼ Tagen auch eine Rechnung nach Jahren von 10 synodischen Monaten, also von 273 Tagen, und nach Mondjahren von 354 Tagen im Gange gewesen, und dadurch vielfache Widersprüche der chronologischen Angaben auf überraschende Weise in Einklang bringt, und nachdem auf der Grundlage biblischer Chronologie die Zeit von der Schöpfung bis zu Christi Geburt zu 4192 Sonnenjahren oder 4320 Mondjahren berechnet ist, wird angeführt, daß manche chronologische Eintheilungen der alten Völker, insbesondere der Indier, auf die Zeit von 4320 Jahren, als

Digitized by Google

den Wendepunkt der Geschichte, und den Aufgang einer neuen Sonne der Menschheit hingewiesen haben, und mit dieser Zeit das heilige Jahr, oder das Jahr Gottes der Chronologie dieser Völker sich vollendet habe. Und da vorauszusetzen war, daß diese Zeiteintheilungen, insofern sie auf einem äußeren bewußten Grunde, und nicht bloß auf Prophetie und Weissagungen beruhten, aus dem in größeren Epochen sich ausgleichenden Gange der Himmelskörper hergeleitet waren, so sucht der Verf. zu zeigen, daß mit dieser Zeit von 4192 Sonnen- oder 4320 Mondjahren sich eine Aera des Planetensystems abschloß. Freilich beruht das Bedeutende, welches diese Zeit für unser Planetensystem haben soll, auf einer ziemlichen Anzahl von Voraussetzungen, die von vielen Seiten her zusammengenommen sind, und in denen man alle Einheit des Princips vermißt. Setzt man nämlich mit dem Verf. voraus, daß in der räumlichen Anordnung unseres Planetensystems die Zahl sieben zu Grunde liege, was aus den verhältnißmäßigen Sonnenabständen des Mercur, der Asteroiden und des Uranus, als den drei Hauptruhepunkten desselben, abgeleitet wird, und daß folglich für die Zeiteintheilung des Planetensystems, nämlich die Anzahl oder Dauer der Umläufe, nach dem dritten Kepler'schen Weltgesetz die Zahl 19 (eigentlich freilich nach jenem Gesetz nur 18,6) dieselbe Bedeutung habe, wie dort die Zahl sieben, ferner, daß die Bewegung der Mondknoten, oder die Wiederkehr der Finsternisse in derselben Ordnung, also die Ausgleichung des Sonnen- und Mondenlaufs, mithin die Zeit von beinahe neunzehn Jahren, oder 227⅓ synodischen Monaten für die Zeiteintheilung der Erde von besonderer Wichtigkeit sei, ferner, daß nach beiläufig 49 Sonnenjahren, oder 50½ Mondjahren sich die Sonn- und Mondjahrsperioden wieder ausgleichen, woraus das große biblische Hall- und Erlaßjahr von 50½ Mondjahren hergeleitet wird, ferner, daß die kleineren Zeitabtheilungen in sich die Gliederung der größeren wiederholen, so daß also die höheren Potenzen einer Eintheilungszahl eine größere, in sich selbst geschlossene Periode bilden, welches Princip in der Chronologie mancher orientalischen Völker als herrschend bezeichnet wird, und daß endlich neben der Zahl 7 auch noch die Zahl 12 als untergeordnete Eintheilzahl für unser Planetensystem von Bedeutung sei, wovon aber der Grund nicht speciell nachgewiesen wird, so kann man es sich nach diesem Register von Voraussetzungen gefallen lassen, wenn der Verf. für die Periode von 4320 Mondjahren als bedeutungsvoll Folgendes heraushebt: „Nun hatte, als das große aus 4320 Jahren bestehende Welt- und Gottesjahr endigte, mithin grade in der Zeit, in welcher Christus geboren wurde, Uranus seinen funfzigsten Umlauf um die Sonne vollendet, es war mithin eine große Hall- und Jubeljahrperiode des ganzen Planetensystems erfüllt; Saturn näherte sich eben dem zwölfmal zwölften seiner Umläufe, Jupiter stand in seinem 354sten Jahre, zählte mithin eben so viele Umläufe, als das alte Kirchen- und Mondjahr Tage; die Asteroiden vollendeten eben den 50sten 19maligen Cyklus ihrer Jahre, Mars hatte 2222 Umläufe vollendet, die Erde 4320 Mondenjahre, Venus eben so viel eigene Jahre, als die wichtige Umlaufsperiode der Mondknoten Erdentage in sich faßt, nämlich 6793, und Mercur hatte siebenmal sieben so viele Umläufe beendigt, als das Mondjahr Tage in sich faßt, nämlich 17364 u. s. w.“ Wenn wir davon absehen, was die allzeit schlagfertigen Ritter der Aufklärung gegen solches astrologische Treiben einzuwenden haben möchten, indem uns Nichts dadurch gewonnen oder verloren scheint, wenn man zugiebt, daß bedeutendere Epochen der weltgeschichtlichen Entwicklung mit Perioden des Planetensystems zusammenfallen oder mit denselben parallel gehen, so muß man sich doch billig wundern, wenn man wie hier das Bedeutende, welches die Umlaufszeiten der einzelnen Planeten haben sollen, in Zahlen sucht, die diesen Planeten ganz fremd sind. Denn wenn z. B. auch die Periode von 50½ Mondjahren für die Erde von Wichtigkeit ist, weil in dieser Zeit die Sonn- und Mondjahrsperioden auf der Erde sich ausgleichen, wie kommt diese Periode dazu, auch für den Uranus bedeutungsvoll zu sein, und gar für ihn und zuletzt auch noch für das ganze Planetensystem eine große Hall- und Jubeljahrperiode zu bilden, und ebenso bei den meisten übrigen Planeten. Welche Mühe und Anstrengung, um für diesen Zeitraum statt einer Sphärenmusik doch zuletzt nur eine Art Katzenmusik herauszubringen, da jedes Instrument aus einem andern Tone spielt, indem alle Einheit des Princips fehlt; und dies Alles für die Zeit von 4320 Mondjahren, welche als der Zeitraum von Erschaffung des Menschen bis zu Christi Geburt genommen, so unendlich problematisch ist.

Indem wir hiermit nur diejenige Seite unseres Werkes, welche die am meisten eigenthümliche desselben ist, einer näheren Beurtheilung unterworfen haben, ist im Uebrigen nur noch zu bemerken, daß diese Schrift, obgleich sie im Allgemeinen nur eine Zusammenstellung der neueren Forschungen, welche auf den betreffenden Gebieten angestellt worden sind, enthält, dennoch durch die Darstellung sowohl, als durch mannigfache interessante Seitenblicke sich vor Werken ähnlichen Inhalts vortheilhaft auszeichnet, und namentlich dem gebildeteren Theil unter den Liebhabern der Naturwissenschaft, welche mit höherem, über das unmittelbar Factische hinausgehenden Interesse an diese Wissenschaft herangehen, sehr zu empfehlen ist. D...nll.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Digitized by Google

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

28. Mai. № 127. 1841.

Die berliner Juristenfacultät.

(Fortsetzung.)

Ursprünglich wird dieser „klare, naturgemäße Zustand in Symbolen ausgedrückt" (S. 9), später durch die Sprache und an die Stelle des Volksbewußtseins tritt später das Bewußtsein der Juristen." In Summa, „alles Recht entsteht als Gewohnheitsrecht, d. h. es wird erst durch Sitte, Volksglaube, dann durch Jurisprudenz erzeugt, überall also durch innere, stillwirkende Kräfte (durch das unbemerkt, also unsichtbar sich einschleichende Recht der Gewohnheit), nicht durch die Willkür eines Gesetzgebers, eine ungestörte einheimische Entwicklung vorausgesetzt" (Ver. 14). Die Römer haben diese genossen. „Welche Bedeutung ihrem Rechte zukommt, sollte man schon daraus abnehmen, daß es das einzige Recht eines großen, lange bestehenden Volkes ist, welches eine ganz nationale, ungestörte Entwicklung gehabt hat und zugleich in allen Perioden dieses Volkes mit vorzüglicher Liebe gepflegt worden ist" (Ver. 28). „Ueberhaupt hat das Recht kein abgesondertes Dasein, sein Wesen vielmehr ist das Leben der Menschen von einer besonderen Seite angesehen" (Ver. 30). Die römischen Juristen sind darum so groß, weil sie mit ihrer Wissenschaft nie von der Erfahrung und unmittelbaren Anschauung dieses Lebens und dieses Processes der Rechtsbildung losgetrennt wurden. „Der Stoff ihrer Wissenschaft war den großen Juristen im Anfange des 3. Jahrh. nach Chr. schon gegeben, größtentheils noch aus den Zeiten der freien Republik. Aber auch jene bewundernswürdige Methode selbst hatte ihre Wurzel in der Zeit der Freiheit. Was nämlich Rom groß gemacht hat, war der rege, lebendige, politische Sinn, womit dieses Volk die Formen seiner Verfassung stets auf solche Weise zu verjüngen bereit war, daß das Neue bloß zur Entwicklung des Alten diente, dieses richtige Ebenmaß der beharrlichen und der fortbewegenden Kräfte." „Auch im bürgerlichen Rechte war der allgemeine römische Charakter" (das römisch Volksthümliche) „sichtbar, das Festhalten am Herkömmlichen, ohne sich durch dasselbe zu binden, wenn es einer neuen, volksmäßig herrschenden Ansicht nicht mehr entsprach. Darum zeigt die Geschichte des römischen Rechts bis zur classischen Zeit überall allmälige, völlig organische Entwicklung" (Ver. 31 u. 32). „Das römische Recht bildet sich fast ganz von Innen heraus, als Gewohnheitsrecht, und die genauere Geschichte desselben lehrt, wie gering im Ganzen der Einfluß eigentlicher Gesetze geblieben ist, so lange das Recht in einem lebendigen Zustande war" (Ver. 33). „Erst der Verfall der Verfassung und der Rechtsbildung," des öffentlichen Staats- und Rechtslebens, „führt den Gedanken der Gesetzbücher herbei." „So soll Cäsar der erste gewesen sein, der daran gedacht" (Ver. 34).

Erst an diesem Punkte der Darstellung wird uns Savigny's Meinung vollkommen deutlich. Wir wissen jetzt was er mit seinen Hauptstichwörtern sagen will, und können nun auch beurtheilen, was das Wahre daran ist. Er setzt „die innere," „die organische," „die unsichtbare," „die allmälige," „die naturgemäße," die volksthümliche, „die ungestört nationale Rechtsbildung" in die Zeit der republikanischen Flüssigkeit des politischen und rechtlichen öffentlichen Lebens. Ihm ist die Rechtsbildung oder der lebendige Zustand des Staates und des Rechtes, das Höhere gegen das Gesetz, die unlebendige, dem Werden entnommene Bestimmtheit. Gesetze und vollends ganze Gesetzbücher sind ihm daher die Leichensteine jenes verrauschten geistigen Lebens, und er hält es für äußerst gefährlich, durch Gesetzbücher die vielleicht unzulängliche Bildung einer bestimmten Zeit zu fixiren (Ver. 24, 49, 50). „Die Rechtsquellen sollen lebendig bleiben" (Ver. 130). „Das lebendige Gewohnheitsrecht ist besser als die Gesetzbücher, weil diese keine lebendige Rechtsquelle sind" (Ver. 134). Darum erklärt es Savigny auch für besser, „wenn für jeden Rechtsfall der Richter das Recht zu finden hat, als wenn ihm nur ein mechanisches Urtheilsfinden übrig gelassen wird," eine bloß äußerliche Anwendung des gegebenen Gesetzes (Ver.

Digitized by Google

130). „Es kommt nicht sowohl auf die Gesetzgebung an, als auf die Verbesserung des Processes" (Ver. 130).

Die Grundanschauung, die aus alle diesem hervorleuchtet, ist sehr zu beherzigen und, richtig verstanden, auch unzweifelhaft richtig. Das Volk bildet sich selbst sein Recht, seinen Staat. Der Staat, das Recht, ist nichts als sein Leben selbst, „von einer besonderen Seite angesehen": und es bedarf wohl keines Streites über die Frage, welches das Höhere sei, das öffentliche Leben als Rechtsquelle, oder das Gesetz als sein Resultat. Ja, wir gehen noch weiter und geben zu, wenn das Gesetz in der Form der unmittelbaren, lebendigen Erinnerung jener wesentlichen Lebensresultate zu sichern wäre, so würden sowohl die Tafeln, als die Bücher zu seiner Aufbewahrung sehr überflüssig, zu seiner ungehörigen Fixirung sehr verführerisch sein. Erst durch die lebendige Erinnerung des Processes, in dem sich das Gesetz gebildet und erst in der lebendigen Sitte und Gewohnheit der Formen, in denen der rechtsbildnerische Proceß verläuft (der republikanischen, gerichtlichen, parlamentarischen Lebensformen), — wird das wahrhaft öffentliche Leben und mit ihm die lebendige Rechtsquelle erreicht. Die Normen der Sitte und Gewohnheit sind die ungeschriebenen Verfassungsurkunden, jeder Theilnehmer am Staats- und Rechtsleben erfährt und erlebt die ursprüngliche Kunde (Urkunde) dieser Ordnung. Allein so wie diese geordnete Sitte eine Kette von Bestimmtheiten ist, so darf man es nicht verkennen, daß die eigentlichen ausdrücklichen Gesetze, wenn auch in weiterer Ausbreitung, als die republikanische, parlamentarische und gerichtliche Geschäftsordnung, dennoch immer nichts anderes darstellen, als die ausdrücklichen Stufen der Sitte, der Lebens- und Geistesbildung — Resultate also und Bestimmtheiten freilich, die aber keineswegs ein Abfall von der lebendigen Bewegung, ein pures caput mortuum, sondern vielmehr wie der Abschluß einer vergangenen, so der Anfang und Anstoß zu einer zukünftigen Lebensäußerung und Rechtsbildung sind. Ohne bestimmte Zustände giebt es nirgends eine Entwicklung, und wenn es Rechtsverfassungen gab, wo der Richter lediglich seinem Arbitrium folgte, das Recht frei fand und für den einzelnen Fall bildete, so ist theils die Oeffentlichkeit als Richterin des Richters, theils die Form seiner Wahl, die ihn wesentlich zum Schiedsrichter mit Einwilligung beider Theile qualificirt, dabei nicht außer Acht zu lassen. Eine solche öffentliche und hochgeehrte Rechtspflege durch Schiedsrichter ist ohne Zweifel eins von den Instituten, welche im Gefolge einer durchgebildeten Freiheit unser Rechtsleben wieder erzeugen wird und muß, sobald der gelehrte und fachmäßige Egoismus in den kommenden Weltbewegungen gebrochen sein und rein die Sache ins Auge gefaßt werden wird. Und hier hat Savigny wiederum ein nicht genug zu beherzigendes Wort gesprochen, wenn er sagt, für die Freiheit komme es bei weitem mehr auf die Proceßordnung an, als auf die Gesetze, nur daß freilich die bestimmte Ordnung des Processes nicht minder ein Gesetz ist als die materiellen Bestimmungen über das Recht. Savigny polemisirt gegen diese materiellen Bestimmungen, weil die Römer in der guten Zeit fast ohne alle „eigentliche Gesetze" ausgekommen seien; er legt allen Werth auf den lebendigen Bildungsproceß, auf den stets bereiten Verjüngungstrieb des republikanischen Staats- und Rechtswesens; und es ist anzuerkennen, die Republik, das wirkliche öffentliche Staats- und Rechtsleben ist sowohl in der Vergangenheit die Quelle wahrer Jurisprudenz und Politik, als auch für die Zukunft (unter der höheren Form des Constitutionalismus) die wesentlichste Aufgabe der Entwicklung; dennoch ist Savigny zu sehr Republikaner, wenn er die ausdrückliche Gesetzgebung, wodurch der unmittelbaren Lebensbewegung Fesseln angelegt werden, für eine Sache der schlechten Reflexion und (menschlicher) Willkür, die Gesetzbücher für ein Zeichen des Verfalls und den geschichtlichen Gang, den Rom seit Cäsar genommen, für reine Depravation hält. Nur in einem beschränkten Kreise rein particularer Interessen kann die gesetzlose Gewohnheit eine Zeit lang vorhalten. Die alten Republiken, die nur städtische Sonderinteressen zum Inhalt haben, sind aber höchst mangelhafte Staaten, der Markt, ihre unmittelbare Oeffentlichkeit, ist eine sehr unzulängliche, denn Auge und Ohr reichen nicht weit genug, um auch nur eine Stadtgemeinde zu einer wirklichen allgemeinen Einheit zu verbinden. Das Allgemeine, die Weltinteressen, die Ausbreitung des Staates und der Freiheit, seines Inhaltes, kann sich nicht auf die Quiriten, auf ihr Forum und ihre Sexta beschränken. Es ist daher nicht schlechthin Corruption, wenn der Orbis terrarum die Form der Stadtrepublik nicht ertragen kann, wenn ihre Form des Staats- und Rechtslebens aufhört und zunächst freilich sehr äußerlich in dem Imperator eine Einheit und in dem Gesetzbuche eine Sicherheit allgemein giltiger Rechtsnormen gesucht wird. Die Staatscentralisationen, namentlich die, welche in den alten Imperatoren und in den neuen absoluten Königen den lebendigen Willen ausschließlich in das Centrum, den Herrscher, verlegen, die peripherische Bewegung des öffentlichen Lebens aber wegen seines Particularismus aufheben, hemmen allerdings auch die bisherige lebendige Rechtsbildung; und so lange in dem neugebildeten höheren Allgemeinen weder die Oeffentlichkeit, noch die Flüssigkeit der Republik ebenfalls in neuen höheren Bildungen (Presse und Repräsentation) wieder hergestellt ist, bleibt der Wille des Einzelnen und seine Gedankenbewegung ein schlechtes Surrogat für das wahre Staatsleben. Dies vornehmlich darum, weil bei aller Tugend und Tüchtigkeit des isolirten Centrums (Herrschers) und seiner Räthe die wahre Objectivität und die Selbstanschauung des öffentlich

Digitized by Google

wirkenden Geistes fehlt, auf die Savigny mit Recht so viel Gewicht legt, wenn er jenen altrepublikanischen Bildungsproceß lobend hervorhebt. Dieser Mangel der objectiven Seite wird daher, sobald die Punkte in der Weltgeschichte eintreten, wo der Einzelwille (unter verschiedenen Verhältnissen) vollständig durchdringt, ganz besonders fühlbar. Es entstehen darum unter solchen Verhältnissen die Urkunden, in denen dieser Einzelwille selbst sich ein Objectives, eine Regel, ein Allgemeines gegenüberstellt; die Unfähigkeit der Willkür, auch nur zu einer allgemeinen Existenz zu kommen [denn wie sollte das Allersubjectivste und Particularste sich über Alle ausbreiten?], macht zu allererst die „papiernen Constitutionen," „die Urkunden," „die Gesetzbücher" nöthig; in ihnen ist nun niedergelegt, was in vorkommenden Fällen der souveraine Wille sein soll, weil es unmöglich ist, ihn für jeden einzelnen Fall zu extrahiren und weil, auch wenn es möglich wäre, der Augenschein zu deutlich lehren würde, daß hier der Moment des Allgemeinen, der Objectivität und der öffentlichen Vernunft gänzlich in das Belieben des Subjects untergegangen sei. Daher die „papierne" Auskunft. Die Schrift ist allgemein wirkender, als die Verkündigung des Praeco; die Urkunde und das Gesetzbuch greift weiter, als die eherne Tafel, der Druck sodann beflügelt das Wort, wohin man will, und macht es allgemeiner, als alle früheren Veranstaltungen; auf Allgemeinheit und Objectivität kommt es aber dabei wesentlich an, und es ist roh, bäurisch und sehr unüberlegt, dem Papier, dem Buche und der Druckerpresse, weil dies äußerliche Dinge sind, darum aufsässig zu sein. Nur das Eine ist selbst in dieser Rohheit wahr, nämlich das Gefühl, mit dem Aufstellen der allgemeinen Normen, Regeln und Gesetze sei wenig gethan, es komme darauf an, den Proceß lebendig, wahr und vernünftig zu machen, sowohl im Gericht, als im Staate. Es sei also die Republik aus dem Geist und aus der Wahrheit unserer Zeit, unserer Bildung und aller der Mittel, welche wir besitzen, um die äußerliche Allgemeinheit und Centralisation zu beleben und zu verinnerlichen, wieder zu gebären. Zu dieser großartigen Anschauung unserer Zeit hat Savigny überall das Fundament richtig erkannt; gefehlt hat er nur darin, daß er auf dieses Fundament ohne die geschichtliche Vermittlung der Jahrhunderte zurückgeht, also gerade dasjenige ausläßt, was die wahrhaft „historische Ansicht" und die reale Geschichtsentwicklung beide mit gleicher Nothwendigkeit fordern.

Wenn er daher die Allgemeinheit der Rechtsbildung gegenwärtig in die Wissenschaft, die Universitäten und die Litteratur verlegt, so ist hieran allerdings schon das wahr, daß die Wissenschaft und die Theorie in einer höheren Bildungsstufe wirklich den Mutterschooß der Entwicklung bildet, und daß die litterarische Oeffentlichkeit das Organ allgemeiner Vermittlung abgiebt; allein Savigny meint es mit der Wissenschaft freilich etwas anders, indem er eben von ihr die „willkürlichen Systeme" abwenden will und nur die historische Stärkung in den Quellen der lebendig gebildeten römischen Jurisprudenz" anordnet. Auch hier hindert ihn der Mangel einer wirklich geschichtlichen Einsicht an der Forderung des Wahren, wobei wir jedoch nicht so unbillig sein wollen, ihm eine Vollkommenheit zuzumuthen, die erst mit der Entdeckung eines wesentlich neuen Princips, des der geistigen und Freiheitsentwicklung gefordert werden kann. Wenn er dagegen das Gemeine Recht in Deutschland aus seiner Theorie rechtfertigen und ihm die Stellung des Allgemeinen geben will, um darneben in ganz disparater Ausbildung die Local- und Particularrechte als Surrogat der versiegten alten lebendigen Rechtsquelle gelten zu lassen; so konnte dieser Versuch freilich nur sehr unglücklich ausfallen; denn nun muß er offenbar gegen sich selbst reden, gegen die „innere," gegen die „nationale," gegen die „organische" Entwicklung.

Er berichtet:

„Die neueren Völker sind nicht abgeschlossen national." „Das Christenthum ist kosmopolitisch, eben so das Recht. Beides kommt den Germanen von Außen, beides ist römisch." „Deutschland hätte auch überhaupt keine stetige Entwicklung haben können, wegen seiner durchgreifenden Revolutionen (Lehnswesen ꝛc.) und weil es ihm an einem Centrum fehlt" (Ber. 38, 39, 40). Er denkt bei dem Centrum an Rom und vergleicht einen Thatbestand mit dem andern. Aber es ist leicht einzusehen, daß hier seine Theorie vollständig auf den Kopf gestellt wird und für die Entwicklung von Innen heraus, für das Organische u. s. w. gar kein Raum übrig bleibt. Die Trümmer des „individuellen Lebens" und der „unsichtbaren Gewohnheit stillwirkender Kräfte" flüchten sich in die „Localrechte einzelner Landstriche." „Sie thäten dem Patriotismus keinen Abbruch," „man habe der bloßen Idee der Gleichförmigkeit" längst schon zu viel eingeräumt. Er wünsche das Gemeine Recht als allgemeine Grundlage, dabei aber große Mannigfaltigkeit im Einzelnen. Willkürliche und augenfällige Aenderungen im Recht taugten nichts. „Was vor unsern Augen von Menschenhänden gemacht ist, wird im Gefühl des Volks stets von demjenigen unterschieden werden, dessen Entstehung nicht eben so sichtbar und greiflich ist, und wenn wir in unserm löblichen Eifer diese Unterscheidung ein blindes Vorurtheil schelten, so sollten wir nicht vergessen, daß aller Glaube und alles Gefühl für das, was nicht unsers Gleichen ist, sondern höher als wir, auf einer ähnlichen Sinnesart beruht" (Ber. 41—44).

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Die politische Poesie.

Ein Märchen. Gedicht von R. E. Prutz. Leipzig 1841. Otto Wigand.

„Ein garstig Lied!
Pfui, ein politisch Lied! ein leidig Lied!"

spricht Brander im Faust, als sein Genosse das Lied „vom lieben heiligen römischen Reich" anstimmt, und ich höre schon im Geiste den Refrain von all' den zahlreichen Brandern unserer Tage wiederholen, die auch „Gott an jedem Morgen danken, daß sie nicht brauchen für's römische Reich zu sorgen," und die es gar nicht begreifen können, daß es Poeten giebt, welche heut zu Tage, trotz jenes Anathems, politische Lieder zu singen, und aus der süßdämmerigen Waldeinsamkeit und den Wiesengründen voll Gelbweigelein den Pegasus in das staubdurchwirbelte Schlachtfeld zu lenken wagen, auf welchem das erste Vorpostengefecht der feindlichen Heere bereits in kühner Kampfeslust entbrannt ist. Denn freilich giebt es noch Leute genug, die auf das altgöthesche Dogma von der Urpoesie aller politischen Dichtung Stein und Bein schwören, und Poeten, denen bei dem Gedanken die Haut schaudert, daß die höchsten Interessen der Menschheit, daß Freiheit und Nationalehre im Staat sein sollen, das Herz eines Dichters zu Gesängen höher zu begeistern, als Waldesduft und Bachesrauschen, als Rosen und Vergißmeinnicht. Aber sind die alten Lieder von Körner und Schenkendorf, Arndt und Stägemann etwa nicht poetisch, weil sie politisch waren, weil sie aus dem schlagenden Herzen der Geschichte entquollen? sind es die Lieder nicht, unter deren Klange die begeisterten Schaaren deutscher Jugend fröhlich zum Tod gingen wie zum Tanz? Ist keine Poesie in dem Δεῦτε παῖδες τῶν Ἑλλήνων in dem „Noch ist Polen nicht verloren," keine Poesie in dem weltdurchzitternden Liede Rouget de l'Isle's, vor dem die Throne Europas in ihren Grundfesten erzitterten?

Also mit jenem Dogma ist es nichts. Vielmehr ist die politische Poesie in allerneuester Zeit wieder zu hohen Ehren gekommen, und der Tyrtäus des Rheins, der Sänger des bewaffneten Friedens, der das kühne Wort ausgesprochen hat, daß wir uns schlechterdings nicht mehr von den Franzosen scheeren und schinden lassen wollen, und dessen negatives Pathos in ganz Deutschland so mächtigen Anklang gefunden hat, ist für sein politisches Lied mit Gold, Amt und Ehren belohnt, und somit selbst von denen, die sonst nichts anerkennen, als sich selbst, dennoch anerkannt worden, daß es mit der politischen Poesie etwas auf sich habe.

Man hat von vielen Seiten den poetischen Werth jenes neuesten „deutschen Nationalgesanges," der nun bereits an die zweihundert Compositionen erhalten hat, in Frage gestellt, von anderen dagegen eine „deutsche Marseillaise" daraus machen wollen. Beides mit Unrecht, wenigstens gegen den Verfasser und seine Zeit. Deutschland kann kein besseres politisches Lied (wohlgemerkt: Lied) verlangen, weil es kein besseres haben kann, und es kann kein besseres haben, weil der allgemeine bewegende Inhalt dazu fehlt. Das heißt „ein großes Wort gelassen aussprechen," sagt ihr. Nun so zeigt mir denn ein echtes deutsches Nationallied. Oder es trete ein Dichter hin und mache eins. Und wenn sich die ganze Legion der deutschen Lyriker zusammenthäte, sie würden doch keins zu Stande bringen. Oder glaubt ihr wirklich, daß die politischen Lieder, die der Oestreicher, der Preuße, der Hannoveraner, der Süddeutsche heuer singen kann, einen gemeinsamen Inhalt haben? Das Rheinlied freilich, das mögen sie alle singen, aber ich möchte den Wirrwarr hören, den es geben wird, wenn jede Stadtgarnison ihre darauf gepaßte Melodie anstimmt. Wenn es wahr ist, daß einst Amphion durch die Kraft seines harmonischen Gesanges die Steine zur Ringmauer von Theben zusammenfügte, so wäre vielleicht zu hoffen, daß die Disharmonie dieses Rheingesanges dereinst in den Tagen der Noth die Quadern der projectirten pariser Ringmauer sammt den Bastionen der betaschirten Forts auseinandersprengt oder auch jetzt schon den biebericher Steindamm. Enfin — nous verrons! — Aber was haben alle diese Dinge mit dem Märchen zu schaffen, von dem wir nach der Ueberschrift unseren Lesern zu erzählen versprachen?

Die Poesie hat immer zuerst dem dunkeln Drange der Nationen Sprache verliehen, und wie sie ihrer Freude und ihrem Schmerze Worte gab, so hat sie auch ihr Wünschen und ihr Sehnen ausgesprochen, und in tausend und abertausend Gestalten verlebendigt. Homer und Hesiod haben den Griechen ihre Götter gegeben! Und wenn die Poesie des Worts verstummte, wenn der Mund der Menschen schweigen mußte, so sprach der stumme Stein das Wort des Geistes aus, und an den alten Dom- und Kirchenthürmen meißelte der deutsche Sinn lange vor der Geistesrevolution des großen Mönchs von Wittenberg reformatorische Gedanken in die märchenhaften Steinbilder, Gedanken, mit denen er an den eisernen Stäben des Kirchenkerkers leise rüttelte. In Tagen des gebundenen Worts muß der Gedanke sich verkleiden, und wie König Alfred, Ethelwolf's Sohn, in Harfnertracht ins Feldlager des Feindes und zu den Hütten der zerstreuten Getreuen schleichen, um des Feindes Blöße zu erspähn, und den Freunden Trost und Ermunterung zu bringen, oder wie Cervantes die ersten freien Worte gegen Geistesdruck und Pfaffentyrannei im Lande der Inquisition und der Autodafe's dem hirnverwirrten Ritter von der traurigen Gestalt in den Mund legen. Das ist die Poesie unseres Märchendichters, und wenn schon sein Rheingedicht in allen edlen und freiheiterglühten Herzen Deutschlands vom Pregel bis zum Rheine wiederklang, so wird auch sein Märchen dankbare Hörer finden, das Märchen von der Jungfrau, der für so viel Lieb und Treue so schlimmer Lohn geworden, und von dem Troubadour, der sich der Verstoßenen mit heißer Liebe weiht. Und das Volk des Dichters wird ihm auf seine Frage, „ob der arme Jüngling Gegenliebe gefunden" (St. 123), sicher die gewünschte Antwort geben, daß er sie fand — und daß die Liebe, die Alles trägt und Alles duldet, zuletzt auch — Alles überwindet.

Und nun, Leser, geht und leset selber dies Gedicht, welches eines der schönsten ist, die die Blüthe der von Morgenroth der Freiheit angestrahlten deutschen Dichtung uns seit Jahren geboren hat. Und wenn das herbe Geschick des treuen Liebespaars euer Herz zerreißt, so leset wieder und wieder die Schrift des Felsen in der Wüste:

„Der Holden, Ungenannten,
Die schweigend flieh'n muß durch die weite Welt,
Dem Jüngling auch, dem treuen, oft verkannten,
Sei dieser Stein zur Tröstung aufgestellt.
Einst fällt das Netz vom Munde der Verbannten,
Die Kette springt, die sie gebunden hält,
Es wird ein Blitzstrahl leuchtend sie zerschmettern —
Bleibt unverzagt! Gott selbst schrieb diese Lettern."

H. R. in Ggen.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Digitized by Google

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

29. Mai. № 128. 1841.

Die berliner Juristenfacultät.

(Fortsetzung.)

Savigny ist hier von aller Lebendigkeit der Rechtsquellen, von aller organischen Entwicklung des Ganzen, denn es giebt ja in Deutschland kein Centrum und kein Ganzes, zurückgekommen, und begnügt sich einzig mit dem unsichtbaren nicht greiflichen Entstehen des Particularen neben dem von Außen gegebenen Allgemeinen. Und wenn das Mysteriöse und unbewußt Eingeschlichene größerer Autorität halber beim Volke gelobt wird, so vergißt Savigny auch in diesem Lobe seine Theorie, daß „das Volk sich sein Recht selbst bildet, daß es sein Leben ist;" und es wird doch unmöglich gegen sein eignes Leben und gegen das Product desselben ein Schauer wie gegen höhere Mächte, die nicht unsers Gleichen sind, empfinden sollen! Dies Mysteriöse ist ein sehr schwacher Punkt, es ist die Aporia und Penia, so zu sagen die reine Sehnsucht nach der Klarheit und dem Bewußtsein, nichts weiter; verführt hat dazu wohl der schwankende Begriff „des Höheren als wir;" das ist aber nicht das Anonyme, das Mysteriöse, sondern es ist die allgemeine Vernunft, der Staats- und Volkswille, welcher höher ist als der egoistische Wille des einzelnen Menschen. Daß Savigny die drei Gesetzbücher der Aufklärung und der Revolution im „Beruf" sehr zweckmäßig kritisirt, wird man gern zugeben, daß er aber weder die Fortbildung des Aufklärungs-, noch des Revolutions-Staates und -Rechtes gegeben hat und geben konnte, haben wir bereits bei Gelegenheit seiner republikanischen Theorie ausgeführt.

In seinem „System des heutigen römischen Rechts" finden wir nun eine höchst interessante Ergänzung der Theorie, die wir so eben aus dem „Beruf" erörtert, und die Grundlage des „Besitzes" wird es uns schließlich bestätigen, wie sehr Savigny bei aller Aufmerksamkeit auf die Zeit, dennoch immer wieder zu seiner wesentlichen Schranke zurückkehrt, nämlich zu der Verkennung des selbstbewußten Geistes und seiner Entwicklung sowohl im Systematischen, als im Historischen.

Wenn Savigny in der Vorrede zum „System" ꝛc. den Vorwurf ablehnt, als verkenne er die „Gegenwart und ihre Selbständigkeit," und das Wesen seiner „historischen Ansicht in die gleichmäßige Anerkennung des Werthes und der Selbständigkeit jedes Zeitalters" setzt; so ist dies wohl nur ein Gedächtnißfehler: er vergißt seine Stellung zu dem Zeitalter der Aufklärung, der Revolution und überhaupt des sogenannten Verfalls, und hat die ganze Tendenz seines „Berufs," die Gegenwirkung gegen den Hochmuth der reflectirten und rationalistischen Rechts- und Staatsbildung, d. h. die Reaction, nicht vor Augen gehabt. Mit dem einfachen Ausdruck der Anerkennung jedes Zeitalters wird das wahrhaft Geschichtliche nicht geleistet, die Thatsache der Stellung aber, die Savigny gerade jetzt fühlbarer, als je, einnimmt, nicht beseitigt; und diese Stellung ist bekanntermaßen und conform seiner eben dargelegten rückwärts gewendeten Theorie, keine andere, als die Verkennung der lebendigen und wahrhaften Gegenwart im Staat und in der Wissenschaft selbst. Dennoch sind seine Worte, mit denen er zum Frieden redet, sehr zu beherzigen. Es ist in der That Friede, denn wer wollte es verkennen, daß die Invalidencompagnie der Romantik in diesem Augenblicke praktisch nicht nur gesiegt hat, sondern auch die Bedingungen des Friedens nach vollkommenstem Gutdünken dictirt? — Bis der Krieg wieder ausbricht haben wir Zeit, uns im Lager unserer Sieger umzusehen, und wir wollen keine Mühe und keinen Aufwand sparen, ihre Stärke sowohl als ihre Schwäche mit der unparteilichsten Forschung auszumitteln. Fahren wir also fort.

Hatte der „Beruf" mehr die Aufgabe zu zeigen, welche Art von Rechtsbildung es heutiges Tages überhaupt noch geben könne, wie äußerlich und unlebendig dazu die Gesetzbücher sich verhielten, wo dagegen das wahre Leben des Rechts zu suchen sei — und wir haben es redlich anerkannt, wie wesentlich Savigny diese Aufgabe gefördert, wie nahe er oft die Wahrheit berührt, wie sehr im Allgemeinen seine Intention und seine Meinung auf das Richtige gehe; — so stellt sich der berühmte Rechtslehrer in seinem „System des heutigen römischen Rechts" vielmehr auf den Standpunkt der geordneten Entwicklung seiner Theorie überhaupt.

Digitized by Google

Es versteht sich von selbst, daß diese Darstellung nicht ungefärbt bleiben konnte von den Eindrücken der wissenschaftlichen Bewegung seit 1814 bis jetzt, weshalb uns denn auch mancherlei Anklänge sogar an Hegel nicht überraschen dürfen; dann aber wird hier, selbst mit der Theorie des allgemeinen Theils, mehr darauf ausgegangen, den Grund des „positiven" Rechtes oder vielmehr einen „positiven" Grund des Rechtes zu finden, als einen metaphysischen, — mehr einen natürlichen, als einen rationellen, mehr einen unsichtbar gesetzten, als einen offenbar in „menschlicher Willkür und Weisheit" beruhenden.

Savigny beginnt seine Begründung mit dem Gegebenen und Vorhandenen, nicht mit dem Gebenden und Schaffenden, wenn er sagt (Syst. S. 7): „Betrachten wir den Rechtszustand, so wie er uns im wirklichen Leben von allen Seiten umgiebt und durchdringt, so erscheint uns darin zunächst die der einzelnen Person zustehende Macht: ein Gebiet, worin ihr Wille herrscht. Diese Macht nennen wir ein Recht dieser Person, gleichbedeutend mit Befugniß." „Sichtbar wird nun das Recht im Rechtsstreit und durch richterliches Urtheil. Allein diese logische Form des Urtheils erschöpft das Wesen der Sache nicht, bedarf vielmehr selbst einer tieferen Grundlage, die wir in dem Rechtsverhältniß finden," welches gebildet wird durch die Zustände, die die „Rechtsinstitute" ausmachen: so ist das Peculium, so die patria potestas ein Rechtsinstitut (Syst. S. 8. 9. 10); „und der Zusammenhang aller Rechtsinstitute bildet das System des positiven Rechtes." „Die Entstehung der Rechtsinstitute hängt nicht von menschlicher Willkür, Ueberlegung oder Weisheit ab; vielmehr ist es eine Thatsache, daß, wo ein Rechtsverhältniß in Frage oder zum Bewußtsein kommt, eine Regel für dasselbe längst vorhanden, also jetzt erst zu erfinden weder möglich, noch nöthig ist, daher nennen wir das allgemeine Recht ein „gegebenes," „positives." (Syst. S. 14.)

Savigny scheidet in dieser Auffassung das gefundene Rechtsverhältniß und das findende Bewußtsein so strenge, daß die gleiche zum Grunde liegende Natur beider, nämlich das Verhältniß „berechtigter Willen" (intelligenter Wesen) auf der einen, und die Intelligenz, in der es zum Bewußtsein kommt, auf der andern Seite gänzlich verborgen bleibt; und es ist gewiß, soll überhaupt mit dieser Unabhängigkeit und primitiven Selbständigkeit des Positiven in Gegensatz gegen die Intelligenz, das findende Bewußtsein oder die Reflexion etwas gewonnen werden, so muß das der Intelligenz „gegebene Positive" auch wirklich unabhängig sein, aus einer ganz andern Quelle stammen, als aus der Quelle der Intelligenz selber.

Wollte man die Sache genau nehmen, so ist freilich die Aufstellung eines nicht von „unserer Zustimmung," nicht von dem intelligenten Willen der Personen gesetzten Positiven nach Savigny's eigenen Prämissen schon nicht mehr möglich; wir werden aber wie billig immer mehr auf seine Intention, als auf seine Ausdrücke sehen und davon wiederum den Gewinn haben, daß wir auch hier das Richtige mit einer leichten Nachhilfe ans Licht ziehen können. Das Positive, was übrig bleibt und von dem Bewußtsein als ein Gegebenes vorgefunden wird, ist nichts anders, als die eingehüllte, die noch unbewußte Intelligenz, — die Rechtsinstitute, die wir immer vorfinden, nichts anders, als die Zustände der vernünftigen Personen gegen einander, die allerdings eben so wenig, als die Vernunft selbst, aber auch nicht positiver, als sie und ihre Existenz, der geäußerte oder bethätigte Wille selbst sind. Positiv sind sie als Existenz, es fragt sich nur, wer sie in die Existenz treten läßt.

Savigny hat auch hierfür einen Ausdruck, der alle Berücksichtigung verdient und womit er von dem im „System" neuentdeckten „Positiven" doch wesentlich zu dem bereits im „Beruf" ausgesprochenen ponirenden Leben des Rechts zurückkehrt. Er sagt: „Das Subject, in welchem und für welches das (daseiende, positive) Recht sein Dasein hat, ist das Volk, in dem es, wie der Beruf bereits ausgesprochen, unsichtbar, gleich Sprache und Sitte entsteht. Wird die Unsichtbarkeit in die Unergründlichkeit des historischen Ursprungs gesetzt, so ist sie freilich sehr oberflächlich gemeint, wird sie aber als die ursprünglich unbewußte Gestalt des Bewußtseins gefaßt, so hat die Sache ihren guten Grund, nur daß freilich damit Savigny's Absicht, diesen Ursprung als einen höheren gegen menschliche Erfindung und Weisheit geltend zu machen nicht bestehen kann; und diejenige Positivität, welche wesentlich ein unbewußtes Werden oder ein naturgemäßes Wachsen wäre, würde nichts für sich behalten, als daß sie positiv eben noch nicht wäre: positives Recht wird sie erst, wenn auf sie scharf und entschieden reflectirt und diese Reflexion ponirt wird.

Eben so wie er das Recht „unsichtbar" entstehen läßt, faßt Savigny zunächst das Volk als unsichtbares Naturganzes mit unbestimmten Grenzen, welches seine unsichtbare Einheit (in Sprache und Sitte) in sichtbarer und organischer Erscheinung offenbaren will." „Die organische Erscheinung des Volkes, die leibliche Gestalt der geistigen Volksgemeinschaft ist der Staat" (Syst. S. 22). Worin eine Erinnerung an Hegel liegt. Diese Auffassung ist leicht zu verstehen und es wäre wohl zu wünschen, sie würde nur mehr beherzigt und specieller ausgebildet; eben so die Forderung, „der Staat sei nicht auf das Recht zu beschränken," welches ohne Zweifel dahin gedeutet werden muß, die höheren Interessen und das eigentliche Geistesleben habe seine rechtlichen Formen zu durchdringen, denn im Uebrigen nennt Savigny den Staat „die höchste Stufe der Rechtserzeugung" (Syst. S. 22), wobei nur das Völkerrecht nicht beachtet worden ist. Freilich lei-

Digitized by Google

det auch hier die Theorie wieder an dem Mangel der Consequenz, denn der Staat, der nicht auf das Recht beschränkt sein soll, wird dennoch später nicht, wie sich's erwarten ließ, mit allem Inhalt erfüllt; im Gegentheil das Christenthum und die verschiedenen Kirchen fallen *außerhalb* seines Gebietes. „Die *das innerste Wesen* des Menschen beherrschende Wichtigkeit der Kirche läßt eine abhängige, untergeordnete Stellung nicht zu." „Die weltumfassende Wichtigkeit des Christenthums schließt die rein nationelle Behandlung aus." „Im Mittelalter versuchte die Kirche die Staaten selbst zu beherrschen. Wir können die verschiedenen christlichen Kirchen nur betrachten *als neben dem Staate*, aber in mannigfaltiger und inniger Berührung mit demselben *stehend*" (Syst. S. 27). Diese Betrachtung ist aber nicht nur aller edleren Auffassung der höchsten Staats-Zwecke und -Objecte, sondern auch allem historischen Bestande zuwider. Es ist jene bekannte Ansicht, die zu einer Freiheit für das höhere Geistesleben nicht *im* Staate und dessen Umbildung, sondern *neben* und außer dem Staate, in der Kirche zu gelangen strebt — eine Unmöglichkeit: der Staat ist ja das geistige Universum, aus dem nichts herausfallen kann, *neben* dem es immer nur wieder einen andern Staat giebt, wie die Hierarchie denn auch nichts Anderes war, als selbst Staat.

Eben so wenig consequent ist Savigny in Auffassung des *Völkerrechts*. Denn wo war es mehr am Orte, der „lebendigen Gewohnheit" und der „lebendigen Rechtsbildung" zu gedenken als hier? Ist „Uebung, Sitte, Gewohnheit nur Darstellung des Volksgeistes" (Syst. S. 35), und „das Recht das Leben des Volkes selbst nach einer bestimmten Seite," warum wird beim Völkerrecht nicht davon die Anwendung gemacht? Und wie ist es möglich, daß *Savigny* diese lebendige Rechtsbildung für unvollkommen halten kann, weil „das Völkerrecht unbestimmt und ohne Richter" ist? Gerade *Savigny* hätte auf die äußerliche Bestimmtheit, das Gesetz und den Richter, der den letzten Fund des Rechtes thut, so viel wie gar nichts geben sollen — ist doch das „unsichtbare," das „allmälige," das „flüssige Recht" nirgends deutlicher, als im Völkerrecht? Savigny gründet es auf „Stammverwandtschaft und religiöse Ueberzeugung" (S. 32), — nicht unrichtig gemeint, nur ist freilich deutlicher gesagt die Sache die, daß es sich auf die historische *Geistesentwicklung* gründet und in den welthistorischen Verträgen die Reflexion auf die gewordenen Zustände ausspricht und positiv macht. Dies Verhältniß kann übrigens dazu dienen sowohl die „Unsichtbarkeit der Rechtsbildung," als auch ihre Erscheinung, in der sie positiv wird, zu verdeutlichen. Wir nehmen den Schritt der Zeit und die Bildung neuer Verhältnisse und Zustände in der Gegenwart nicht so deutlich wahr, daß wir nun sagen könnten: es steht um diese oder jene Frage der Geschichte und der Freiheit jetzt so oder so. Damit wächst uns allerdings die Geschichte über den Kopf, sie wird etwas, das Niemand, auch der Mächtigste nicht rein aus seinem Belieben und seiner Reflexion heraus machen kann: dies wird sie aus dem Zusammen- und Gegeneinanderwirken der geistigen Gegensätze und dies dem Einzelnen Unsichtbare ist in der That der göttliche Geist, deutlicher der Geist Gottes, das Göttliche selbst, — welcher aber sichtbar sich offenbart und aus der unbewußten Gährung zum klarsten Selbstbewußtsein kommt in den historischen Katastrophen und der Reflexion auf dieselben, dem Zeitgeist, und sanctionirt oder „*positiv*" wird in den ausdrücklichen *Verträgen*. Die wichtigste Frage von allen, *wo das Recht positiv wird*, müssen wir nämlich durchaus entgegengesetzt beantworten, als Savigny es thut, wenn er das Recht schon *vor* dem Gesetz positiv sein läßt und dem Gesetz nur die Function beilegt: „Das positive Recht durch die Sprache zu verkörpern und mit absoluter Macht zu versehen" (Syst. S. 39). Hier tritt unsere obige Ergänzung der republikanischen Ansicht Savigny's noch einmal von einer andern Seite hervor. „Das Volk ist das Subject des Rechtes," „das organisirte Volk, der Staat," ist die Bethätigung dieser Subjectivität, *es ist das Ponirende des positiven Rechtes*, **Gesetzgeber**, und eben darum, weil es nicht möglich und auch nicht wahr ist, daß das Recht schon *vor* dem Gesetze positiv sein kann, eben darum ist es von der alleräußersten Wichtigkeit, *wer* im Namen des Volkes das Gesetz giebt. *Wahres Volksrecht*, welches Savigny verlangt, kann daher *nur* durch *wahre Volksvertreter* gefunden und gesetzt werden; denn es ist leicht einzusehen, weil „das organisirte Volk der Staat ist," so kommt Alles darauf an, *wie* diese Organisation beschaffen ist, und weil ein „unsichtbares," „noch nicht gefundenes Recht" gar kein Recht ist, *so ist es eine primitiv-gefährliche, alle Freiheit und alles Recht aufhebende Lehre*, wenn man das Finden des Rechts und das Setzen desselben durch Gesetze für eine rein formelle Handlung erklärt, die gar nicht nothwendig von den Volksrepräsentanten ausgeübt zu werden brauchte (Syst. S. 40). Savigny sieht die Folgerichtigkeit und aus seinen eigenen Prämissen unabwendbare Nothwendigkeit der neuen Staatsformen *des Repräsentativsystems* nicht ein; und so republikanisch sein erster Anlauf sich ausweist, so entschieden läuft mit dem Verfehlen dieses im gegenwärtigen Staatsleben und politischer Wissenschaft wahrhaft historisch hervorgebildeten Punktes seine ganze Theorie in das unfreiste Resultat aus.

Uebrigens hat dem umsichtigen Manne die Zeit und die staatsmännische Praxis doch das merkwürdige Zugeständniß abgedrungen: „daß wenigstens bei der *Fortbildung* des Rechts die Gesetzgebung nöthig, die Fortbildung also *fast nur durch persönliches, absichtliches* Ein-

Digitized by Google

greifen und durch Reflexion möglich werde" (Syst. S. 42). In Summa Savigny's Ansicht wäre vortrefflich und vollkommen richtig, wenn sie wirklich „die geschichtliche" wäre, die sie sein will; wenn sie also nicht den Geist und das Selbstbewußtsein für die Willkür und für das Gesetzlose, dagegen das Naturgeistige, das Unbewußte, das Unsichtbare in der Bildung und Weiterbildung für das Wahre und das wahrhaft Organische hielte, dergestalt, daß ihm die abschließenden und ihrer selbstbewußt werdenden Formen der Entwicklung für den Abfall, die verborgen und unbewußt wirkende Gährung aber für das rein Göttliche gilt. Noch weiter zurück könnte man sagen sei die Lehre vom Factum im „Besitz," welches man ja zugeben wird eben so gut, als die gegebenen Rechtsinstitute; nur ist dort, wie hier weiter zu fragen, woher gegeben und von wem ein Factum? Sollen wir dem geistreichen Manne wiederholen, daß nur der Geist es zu Facten bringt und daher das Factum des Besitzes ein Factum des Geistes eben so wie der Zustand des Rechtes ein Zustand des existirenden von Personen repräsentirten Geistes ist? — Wir thun es nicht, denn es wäre vergeblich, wissen wir ja doch, wie verschieden es ist, geistreich und geistgerecht sein. Letzteres ist nur, wer den Zeitgeist faßt und seine Thaten nicht nach seiner „unsichtbaren" Führung, der überall nicht auszuweichen ist, sondern nach seinem vollen Bewußtsein, also freiwillig regelt.

(Fortsetzung folgt.)

Der Buchbinder als Apologet.

Aber was erreicht ihr denn, es bleibt ja doch Alles bei dem Alten! habe ich oft von Solchen hören müssen, welche dem Alten vollständig entfremdet sind, ohne doch dem neuen Weltprincip, der Freiheit und Unendlichkeit des Selbstbewußtseins mit kühnem Glauben oder mit der Arbeitsamkeit des Denkens sich wirklich hingeben zu können. So sprechen die Unglücklichen, welche zwischen beiden Welten stehen und nur in der unbeschränkten Unentschiedenheit den Genuß der Unendlichkeit des Geistes empfinden. Die Kritik, sagen sie, arbeitet immer fort, geht von einem Buch des Kanon zu dem andern über, um sich überall zu versuchen: und was kommt dann wohl heraus? der Kanon bleibt doch, alle Bücher bleiben, sie sind, wie sie waren, und sie werden sein, wie ihr ihnen auch jetzt nicht ihr Seyn nehmen könnt.

Bringt uns dies todtkalte Gerede von Seyn in den jämmerlichen Zustand, in welchem wir behext scheinen, und die Starrsucht unsere Glieder lähmt und das Gehirn gerinnen läßt, so erweckt uns auf einmal — es ist ein heiteres Erwachen! — die Kühnheit, mit welcher die Apologeten vor uns hintreten und triumphirend auf ihre Bibel zeigen. Ha! sagen sie, den Kanon werdet ihr uns unversehrt lassen, er bleibt uns ganz, wie er ist, ganz, wie wir ihn in Händen haben; seht nur, rufen sie, seht, da haben wir ihn, seht, wie er noch ganz und unverkürzt ist. Wie lustig, wie heiter! Die Kalten oder die Armen, die weder warm noch kalt sind, erschrecken vor dem Seyn, die Rasenden triumphiren über die sinnliche Gewißheit, daß sie das heilige Buch in den Händen haben, ja es ganz und vollständig in den Händen haben.

O, sinnliche Gewißheit! du Hemmschuh der Masse und letzter Anker der Theologen. Noch neulich haben die 22 bremer Bekenner mit diesem Anker das Schifflein der Kirche gerettet.

Seitdem die Apologeten nichts mehr zu antworten haben, nicht mehr denken und schaffen können, lassen sie den Buchbinder arbeiten. Der Buchbinder tritt für sie ein und beweist, daß die Kritik geschlagen und der Kanon unversehrt geblieben. O, heiliger Buchbinder, du bist kanonisirt und du kanonisirst.

Auf den Buchbinder nämlich verweise ich immer jene armen Indifferenten, wenn sie sagen, man könne doch gar nichts von den Wirkungen der Kritik sehen, und den Buchbinder lasse ich den Apologeten, wenn sie mit der sinnlichen Gewißheit sich des Handgreiflichen getrösten.

Heiliger Buchbinder, arbeite für uns!

Der Buchbinder ist die respectable Macht, welche den Riß zwischen der Kritik und Apologetik vollendet. Es lebe der Buchbinder!

Nun nämlich, wenn der Lederband zu Ansehen gekommen ist, muß die Kritik es geradezu aussprechen, daß in dem alten Sinne nichts mehr im Kanon kanonisch ist, daß nämlich nichts mehr gelten kann, weil es geschrieben ist. Der Kanon ist wieder vollständig, aber vollständig untergegangen.

Nein! haltet ein mit eurem Fluch, spart eure Donner, schimpft nicht auf Süßkind! Euer Süßkind giebt sich keine Blöße! Er ist nicht rein negativ — doch er ist es, er ist vollständig negativ — d. h. er wirft die unbeschränkte Negation in die unendliche Position um! Er wird dem Buchbinder seine Kundschaft nicht entziehen, auch er wird ihn in Nahrung setzen und nichts schuldig bleiben.

Ist der alte Kanon, nämlich der Kanon der sinnlichen Gewißheit, der Buchstabe, der mit den Fingern betastet wurde, untergegangen, so lebt er vermittelst der Kritik als ein Zeugniß des schöpferischen Selbstbewußtseins wieder auf. Verklärt und von den schmutzigen und zudringlichen Betastungen der sinnlichen Apologetik gereinigt, steht er nun im Serapeum der Weltgeschichte neben seinen Vorgängern, und im Himmel der Erinnerung wird sein Andenken ein ewiges sein.

Auch das Serapeum beschäftigt seine Buchbinder.

Süßkind.

In meinem Verlage ist so eben erschienen:

Betrachtungen eines Militairs über einen bevorstehenden Krieg zwischen Deutschland und Frankreich. 8. Brosch. 16 gGr. — 20 Ngr.

Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Digitized by Google

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

31. Mai. № 129. 1841.

Die berliner Juristenfacultät.

(Fortsetzung.)

Savigny's Anstrengungen für etwas Positives außer dem Selbstbewußtsein, seine vielfachen Inconsequenzen, seine dürftige und tautologische Terminologie — Alles dies contrastirt sehr unvortheilhaft mit dem wissenschaftlichen Reichthum und der systematischen Consequenz, welche man jetzt bereits überall gewohnt ist. Man könnte sich daher versucht fühlen, Savigny's Pointen gewöhnlich und abgenutzt zu finden, seine philosophische Fähigkeit sehr zu bezweifeln, von der Klarheit aber, die man ihm einmüthig nachrühmt, sogar zu urtheilen, daß sie sich überall in die unauflöslichsten Widersprüche verwirre; gehörte nicht Savigny's ganze Bildung einer früheren Zeit mit geringeren Ansprüchen und einem philosophisch viel bescheideneren Maßstabe an, und wäre es nicht billig, auch den oft wiederholten Ruhm der Klarheit lieber positiv als rein negativ zu erklären. Savigny hat eine große plastische Kraft; er hält auf die Sobrietät des Stils und ist ein leichter, sanft eingehender Schriftsteller. Dies ist allerdings eine, wenn auch mehr äußerliche Klarheit, die ihm namentlich bei Erörterung der römisch-juristischen Finessen sehr zu Statten kommt und selbst dem trivialsten und in sich unhaltbarsten Inhalte, von dem wir die Proben gegeben, eine so einschmeichelnde Form zuführt, daß die Masse der geistlosen Juristen, die mit ihm concurriren, — und diese Masse ist imposant — eine gute Folie seines Glanzes abgiebt.

Eben diese Eigenschaften der Bildung, der Rundung und der Eleganz, welche wir eben die äußerliche, formelle Klarheit seiner Schriften genannt haben, zeigt sein Vortrag. Er ist schön und durchaus gewinnend. Eine imposante Gestalt und schöne Stimme unterstützen ihn dabei. Wie Orgelton und Glockenklang erklingen die wohlgeordneten, durchsichtigen Perioden seines freien Vortrags vom Katheder herab und füllen seine Auditorien oder vielmehr fesseln in ihnen die Zuhörer, die sein wohlbegründeter Ruhm aus allen Gegenden Deutschlands herbeigezogen. Daß ein solcher Mann in Berlin geehrt und hoch gehoben werden mußte, war zu erwarten. Bald sah er fast allen Einfluß auf die Besetzung der Stellen in der juristischen Facultät in seinen Händen. Nur gegen Gans' Ernennung protestirte er vergeblich, was ihn bewog, aus der Facultät auszuscheiden. Seine Vorlesungen setzte er fort und las abwechselnd über Pandekten und über römische Institutionen und Alterthümer. Die Vorträge über das preußische Landrecht hat er seit einigen Jahren eingestellt, vermuthlich weil Jüngere dieser Sache sich gänzlich gewidmet. Seine Alterthümer werden nicht bloß von Juristen, auch von Philologen eifrig und mit Nutzen besucht. Die Pandekten sind durch sein exegetisches Talent anziehend. Schärfe der Rechtsbegriffe ist aber nur da und in soweit vorhanden, als er unmittelbar die römischen Juristen auslegt. Wir haben über die Schwankungen seiner Begriffe bereits den Nachweis gegeben. Für die Praktiker im gemeinen Recht sind die Vorlesungen Savigny's über die Pandekten insofern mangelhaft, als sie sich vorzüglich mit den Digesten beschäftigen, und keine genügende Kenntniß des Codex und der Novellen so wie der in Deutschland geltend gewordenen Abänderungen des römischen Rechts vermitteln. Mit den preußischen Juristen, die der Kenntniß des gemeinen Rechts als solchen benöthigt sind, ist es derselbe Fall.

Unter Savigny's Schülern ist der treuste Rudorff. Ursprünglich aus philologischen Studien hervorgegangen, wurde er gänzlich für die Vertiefung in die romanistischen Studien nach Savigny's Auffassung gewonnen. Er ist vielleicht das thätigste Mitglied der Facultät sowohl in Vorträgen als im Spruchcollegium, und erfreut sich einer großen Anzahl von Zuhörern, welche er theils seiner Richtung, theils der Gewissenhaftigkeit und Glätte seiner Vorlesungen zu danken hat. Er ergänzt Savigny's Collegien, indem er das von diesem in den Pandekten ausgelassene Erbrecht und den Civilproceß vorträgt und in den Institutionen halbjährlich mit ihm wechselt. Uebrigens stellt er das Extrem der historischen Schule dar, hat ihre Fehler ohne Savigny's Geist, bewegt sich daher unlebendig und ohne principielle Kraft in den empirischen Einzelheiten herum, die er aneinanderreiht, ist ganz abhängig von seinem Lehrer und dessen

Digitized by Google

Dogmen, und dagegen in viel höherem Grade und in ganz anderer Weise gegen die Philosophie, die er übrigens gar nicht kennt, eingenommen. Dieser Geist seiner Vorträge ist dem größeren juristischen Publicum aus seiner Schrift über die Vormundschaft hinlänglich bekannt.

Der königsberger Professor H. E. Dirksen, welcher hier Professor ord. honorarius ist, hält ebenfalls Vorträge über das römische Recht. Er ist ein persönlicher Gegner Savigny's, ohne ein entgegengesetztes Princip zu vertreten; vielmehr ist er vorherrschend gelehrter Philolog und Antiquar, begnügt sich aber daneben, seinen Vorträgen eine praktische Tendenz zu geben, weshalb er denn auch Pandekten nach Mühlenbruch liest. Sein Vortrag ist fein und anziehend, aber freilich mehr für Geübtere als für Anfänger, auch versalzt er ihn vielleicht durch zu viel Witz und Bitterkeit, womit er seine Gegner überschüttet. Seine gründliche Gelehrsamkeit im römischen Recht ist bekannt, man könnte ihn den Bissomus unserer Zeit nennen.

Dies sind die Romanisten unserer Facultät, welchen sich von den Privatdocenten nur F. E. M. Schmidt anschließt. Er verbindet gründliche juristische und philosophische Bildung mit der Gabe eines klaren Vortrags und scheint sich mit Eifer die Aufgabe zu vergegenwärtigen, die Rechtswissenschaft philosophisch zu beleben und zu verjüngen, wobei er vielleicht nur zu warnen wäre vor der Construction mit philosophischen Formeln, die man seinen Collegien über das gemeine Recht vorwirft. Eigentlich Romanist hält er nur Vorträge über (Hegel'sches) Naturrecht und Civilproceß. Er findet Beifall und ist täglich, selbst in den Ferien, mit Privatissimis überhäuft. Um Gans zu ersetzen, fehlt ihm das praktische Interesse und Talent; doch darf man hoffen, er werde bei seiner Kenntniß sowohl der Savigny'schen Schriften als der von Gans die Macht der praktischen Interessen und der schönen Form zu schätzen wissen und zu erreichen streben.

Unter den Germanisten zeichnet sich Prof. Homeyer aus. Er ist ein gelehrter Historiker, bekannt durch seine Herausgabe des Sachsenspiegels und liest über Rechtsgeschichte, deutsches Privatrecht und das preußische Landrecht. Er hat nach Savigny und Rudorff die meisten Zuhörer. Sein Vortrag ist, ungeachtet seines bescheidenen, fast schüchternen Wesens, vortrefflich, nicht gerade lebendig, aber eingänglich, übersichtlich, ganz den Bedürfnissen der Studenten angemessen. Die Philosophie liegt ihm ferner, doch ist er zu besonnen und bescheiden, um eine äußerliche Opposition gegen sie zu bilden. Der Privatdocent Dr. Collmann schließt sich seinen Vorträgen in Form und Inhalt an.

Sodann ist auch von Lancizolle Germanist, ein Mann von gründlichen Kenntnissen. Er tritt zugleich als Publicist auf und zeigt sich geschickt und geduldig, in das Detail historischer Untersuchungen einzugehen; dabei hat er eine absolutistisch-pietistische Richtung, wie dieselbe auch sehr deutlich aus seinen Veröffentlichungen zu erkennen ist. Wäre er nun ein Mann von einnehmendem Wesen und gutem Vortrage, so könnten seine Collegia über Staatsrecht und die verschiedenen Zweige des germanischen Rechts auf den Geist der jungen Juristen einen üblen Einfluß gewinnen; aber Lancizolle ist kein Kathedertalent: er liest entweder die angekündigten Vorlesungen gar nicht, oder, wenn er ja dazu kommt, vor so wenigen Zuhörern und mit so geringem Beifall, daß seine Richtung es nicht genug beklagen kann, ihn so sehr von aller Gabe sich geltend zu machen verlassen zu sehen. Dabei dürfte jedoch die Richtung selbst nicht ganz ohne Schuld sein; unsere jungen Juristen leben in der That in einer Atmosphäre, der ein so engherziges, gedrücktes Wesen unmöglich zusagen kann.

Mit den genannten beiden Germanisten concurrirt der Professor Röstell. Er war früher in Rom und ist durch seinen Antheil an der von Bunsen, Gerhard u. A. gelieferten Beschreibung Roms bekannt. Weiter hat er bis jetzt nichts veröffentlicht, arbeitet aber an einem Kirchenrecht, welches sein Hauptstudium bildet. Auch mit Naturrecht und deutschem Staatsrecht beschäftigt er sich. Röstell ist ein Mann von vielseitiger, vielleicht zu vielseitiger Bildung, eine Ausbreitung, welche die Vertiefung in einzelne Gebiete öfters verhindert; er scheint auch über Princip und Richtung noch nicht abgeschlossen zu haben, indem er von allen Seiten, auch von der Philosophie und Theologie ihm zusagende Elemente aufzunehmen bereit ist. Seine Kenntnisse des kanonischen Rechts sind ausgezeichnet; in diesem Fach wurde er durch seinen italienischen Aufenthalt wesentlich gefördert, weshalb er denn auch in erforderlichen Fällen von dem Ministerium des Auswärtigen consultirt zu werden pflegt. Sein Vortrag läßt viel zu wünschen übrig, weshalb die Zahl seiner Zuhörer nicht bedeutend ist. Die ihn aufsuchen, fesselt er aber durch historische Gründlichkeit, Umsicht und Milde des Urtheils. Es ist sehr zu wünschen, daß auch das größere Publicum bald die Früchte seiner langjährigen Studien in Besitz nehmen könne.

O. Göschen hat sich neuerdings durch seine Schrift über Goßlars Statuten bekannt gemacht. Er ist ein junger Mann von Fleiß und Strebsamkeit — im Grunde aber läßt sich bis jetzt nur von ihm sagen, er sei die menschgewordenen Eichhorn'schen Compendien über deutsches und Kirchenrecht. Sein Vortrag ist einfach, klar und lebendig.

Dr. Waschersleben liest mit Beifall und zeigt Interesse für das geschichtliche Leben unserer Zeit, er hat sich besonders das kanonische und Staatsrecht zu seinem Fach erwählt und einige fleißige Monographieen herausgegeben. Er ist ein Jünger der historischen Schule, aber keineswegs in ihr befangen und sein Talent würde gewiß zu tüchtigen Erfolgen gelangen, wenn er die allgemeine principielle

Digitized by Google

Bildung, die unsere Zeit so gebieterisch fordert, sich anzueignen die Beweglichkeit hätte, und es ist wohl zu hoffen; ein so strebsamer Mann kann unmöglich so früh schon seine Schranken fixiren.

Einen namhaften Vertreter findet das Staats- und Völkerrecht in Professor Heffter, der mit seinen Vorlesungen zugleich das Criminalrecht und die gerichtliche Praxis umfaßt und neuerdings auch das französische Civilrecht berücksichtigt, in welchem er noch jetzt als Mitglied des Revisions- und Cassationshofes praktisch thätig ist. Heffter zeichnet sich durch praktische Gewandtheit aus. Er war früher beim Kammergericht und beim Appellationshofe in Köln beschäftigt. Damit verbindet er eine auf philologische und historische Studien gegründete Gelehrsamkeit und ist deshalb öfters zur historischen Schule gezählt worden, ohne daß er sich derselben jemals äußerlich angeschlossen hätte. Ja er hat sogar neuerdings, als die Facultät die Berufung Stahl's in Antrag zu bringen beschloß, durch ein Separatvotum förmlich Protest eingelegt gegen diese „geschichtliche Ansicht." Heffter ist vielmehr der liberalen und philosophischen Richtung zugeneigt, wie er denn auch den Herausgebern des Nachlasses von Gans sich beigesellt; nur hat seine frühere und noch jetzt fortdauernde praktische Betheiligung am Staats- und Rechtsleben ihn gegen die unlebendigen Abstractionen eingenommen, womit unser verborgenes Staatsleben die theoretische Seite nach allen Dimensionen bereichert oder vielmehr belästigt. Wird das Staatsleben sich nicht aufschließen, so werden wir nur fortfahren, hinter Frankreich zurückzukommen und was schon theoretisch eine Calamität ist, die abgesonderte Stellung zur rechtlichen und politischen Bewegung, diese wird sich praktisch vollends erst unheilvoll zeigen. Heffter's Richtung wäre daher sowohl extensiv als intensiv eine größere Ausbildung sehr zu wünschen, und was dem verdienten Manne seine praktische Ueberhäufung und vielleicht auch der Ausgangspunkt seiner Entwicklung, eine weniger lebendige Zeit, versagen, das werden sich Jüngere mit frischen Kräften zur Aufgabe machen.

Auch der Professor von Woringen, ein Rheinländer, der sich besonders dem Criminalrecht und Criminalproceß widmet, ist im Geiste seiner Heimath der liberalen Jurisprudenz zugethan. Er trägt nicht frei vor und findet wohl hauptsächlich aus diesem Grunde nur mäßige Auditorien. Er beschränkt sein historisches Wissen und Interesse nicht auf die Vergangenheit, verfolgt vielmehr mit gespannter Aufmerksamkeit die Bewegungen der gegenwärtigen Gesetzgebung, Litteratur und Proceßbildung.

Ein neues Element in unserer Facultät sind aber die aus dem praktischen Cursus bei unsern preußischen Gerichtshöfen hervorgegangenen Docenten Heydemann und Gneist, die in diesem, wie im Sinne der philosophischen Betheiligung Heffter's Intentionen fortführen. Beides sind dabei Männer von gründlicher Gelehrsamkeit und gewandtem Vortrage. Es ist ihnen deshalb auch in kurzer Zeit gelungen, eine größere Anzahl von Zuhörern zu gewinnen. Sie haben sich zunächst dem bisher vernachlässigten preußischen Recht zugewendet, aber auch im gemeinen Recht die Concurrenz älterer Professoren nicht zu scheuen, wie sich dies neuerdings bei den Vorlesungen des Professor Rudorff und des Dr. Gneist über gemeinen und preußischen Civilproceß gezeigt.

Beide sind aus derjenigen Schule hervorgegangen, welche durch Gans zunächst angeregt und durch den jetzigen Geh. Ober-Finanzrath Bornemann weiter ausgebildet worden ist. Bornemann namentlich verdanken so viele junge Praktiker eine wissenschaftliche Richtung. Wir erinnern nur an sein „System des preußischen Civilrechts." Arbeiten dieser Art widerlegen den unhistorischen Gemeinplatz der Hyperhistoriker am besten, als sei der heutige Rechtszustand des Landes aus den Irrthümern der Praktiker hervorgegangen statt aus der vernünftigen Entwicklung des Rechtswesens auch in unserer Zeit.

Dr. Gneist scheint mehr die Vor[illegible] der Studirenden für die Praxis im Auge zu haben, — [illegible]mt daher das preußische Recht kürzer und übersichtlicher, — Dr. Heydemann dagegen die Nachbildung der jüngeren Praktiker, welche ihn auch fleißig hören. Er giebt zunächst eine weitläufigere systematische Uebersicht aller Rechtslehren und nimmt dann die schwierigen Einzelheiten durch, wobei er Gelegenheit findet, seine rechtsgeschichtlichen Kenntnisse und seine exegetische Gewandtheit geltend zu machen. Er hat auch schon ein Collegium über Rechtsphilosophie gelesen; und die Facultät kann sich zu seinem Auftreten nur Glück wünschen, denn er vereinigt eine tüchtige juristische und wissenschaftliche Bildung mit den Vortheilen seines praktischen Cursus. Dennoch wäre es wünschenswerth, daß sowohl Heydemann als Gneist durch ihre raschen Erfolge sich nicht sicher machen ließen. Denn sie dürfen nicht außer Acht lassen, daß ihr erstes Auftreten ihnen unendlich erleichtert worden ist durch die unpraktische Richtung der Mehrzahl ihrer älteren Collegen, und welche Vorarbeiten sie dem würdigen Bornemann verdanken.

Die weitere Entwicklung der neuen Elemente ist von der Zukunft und nicht zum kleinsten Theil von der Ausbildung und Belebung unsers politischen Geistes zu erwarten. Die letzten Ereignisse, Gans' Tod und seine Ersetzung durch Stahl erscheinen zwar auf den ersten Blick als entschiedene Calamitäten. Indessen hat es mit dergleichen Calamitäten allemal die besondere Bewandtniß, daß sie in einem ganz andern Sinne zu wirken pflegen, als es zunächst den Anschein hatte. Wir fügen über Gans und Stahl einige Betrachtungen hinzu, die dies näher erläutern werden.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Fr. Schiller und sein Don Carlos.

1) Supplement zu Schiller's Werken. Aus seinem Nachlaß im Einverständniß und unter Mitwirkung der Familie Schiller's herausgegeben von K. Hofmeister. Erste und zweite Abtheilung. Stuttgart und Tübingen, 1840. Verlag von Cotta.

2) Schiller's Werke. Ergänzungsband, enthaltend: Don Carlos nach dessen ursprünglichem Entwurfe, zusammengestellt mit den beiden späteren Bearbeitungen, mit einer litterär-historisch-kritischen Einleitung. Hannover, 1840. Verlag von Helwings.

Nachlese und Varianten sind die beiden Bestandtheile, in welche der Inhalt der mehrfach erschienenen Supplemente zu Schiller's Werken zerfällt. Die Nachlese und die Bekanntmachung einzelner Gedichte, Arbeiten u. s. w., die der Dichter selbst von der Sammlung seiner Werke zurückgewiesen hat, wird mehr Interesse denen gewähren, welchen es um eine möglichst vollständige Ansammlung alles von Schiller irgend Herrührenden zu thun ist, weniger Interesse denjenigen, welche Schiller's Werke des Genusses wegen lesen, darbieten.

Um so schätzbarer dagegen ist aber die Aufspürung und Zusammenstellung von Varianten, von Stellen, die der Dichter aus seinen Werken wegstrich und mehr oder weniger veränderte.

Bei der Lecture und Vergleichung solcher Varianten ist es dem Leser gleichsam, als sähe er den Dichter unter seinen Augen arbeiten, und unwillkürlich sucht man nach den Gründen, die den Dichter zu seinen Abkürzungen und Umarbeitungen im Einzelnen veranlaßt haben müssen. — Die Mittheilung solcher Varianten ist nun auf eine zweifache Weise geschehen; nämlich entweder so, daß die neueste Bearbeitung eines Werkes zum Grunde gelegt worden und die Abweichungen von dem frühern Entwurfe als solche mitgetheilt werden. Auf diese Weise ist Hofmeister bei seiner Sammlung (1) verfahren; oder aber so, daß der frühere Entwurf zum Grunde gelegt, die Abweichungen der neueren Bearbeitung als solche angegeben werden, und diesen Weg hat der Herausgeber des Don Carlos (2) eingeschlagen.

Hiemit ist eine in die Augen fallende Vergleichung beider Behandlungsarten möglich geworden, und eine solche ergiebt auf's Unwidersprechlichste, daß jene Hofmeister'sche (1) Art der Behandlung eine völlig unzweckmäßige sei, bei welcher die Vergleichungen nicht mittelst einer bloßen Lecture, ohne ein förmliches Studium übersehen werden können.

Da heißt es z. B. „Seite 00 der neuesten Ausgabe, Zeile 00 von oben steht statt der Worte ....." u. s. w.

Man muthet jedem Leser dieser Supplemente zu, daß er nicht bloß jene neueste Ausgabe, auf deren Seitenzahlen ausschließlich Bezug genommen wird, besitze, sondern auch, daß er mittelst beständigen Blätterns und Zeilenzählens sich die Stellen in derselben aufsuche, zu denen in den Supplementbänden eine Nachlese oder Variante abgedruckt steht.

Der Carlosabdruck (2) giebt dagegen den älteren Entwurf im vollständigen Zusammenhange; vorn und hinten am Rande der Zeilen sind auf eine leicht kenntliche und dennoch den fortlaufenden Text nicht unterbrechende Weise die Verse bezeichnet, die in den späteren Bearbeitungen entweder ganz fehlen oder abgeändert sind, wobei die abgeänderten Stellen unten als Noten angeführt werden.

Sämmtliche Verse sind zu diesem Behufe nach Art der Abdrücke lateinischer und griechischer Dichter beziffert — eine Einrichtung, die überhaupt zweckmäßiger Weise auch bei neueren Gedichten, namentlich den Werken des so oft nach einzelnen Stellen citirten Schiller, eingeführt werden sollte.

Einen schlagenden Beweis, wie sehr durch die Hofmeister'sche Art der Mittheilung einzelner veränderten Scenen und Stellen diese für den Leser völlig unbrauchbar werden, wenn er durch ihre Vergleichung mit den neueren Bearbeitungen die älteren kennen lernen will, giebt der 4. Act des Don Carlos in der Scene, in welcher Alba und Domingo kommen, um die Königin vor dem Marquis von Posa zu warnen.

Im ursprünglichen Entwurfe ist dies die 23. Scene, und sie tritt ein, nachdem bereits der Sturz Posa's und die Katastrophe der Eboli entschieden und die Königin von beiden Ereignissen unterrichtet war.

In der neueren Bearbeitung ist diese Scene zur 15. geworden, und beide Ereignisse folgen erst später. Hiemit ist begreiflicher Weise der ganze Inhalt, die ganze Bedeutung alles dessen, was die Königin sagt, eine andere geworden; was früher ironisch genommen werden mußte, ist jetzt als aufrichtig zu nehmen, und eine Schauspielerin würde die Rolle der Königin auf eine völlig veränderte Weise spielen müssen, je nachdem das Stück nach der ersten oder zweiten Bearbeitung gegeben wird.

Nun sagt allerdings Hofmeister in einer Note hinter der 22. Scene, daß die folgenden in der ersten Bearbeitung bereits hinter der 14. Scene hätten durchgelesen werden müssen.

Allein wo erfährt denn der Leser, der die 15. Scene in der Gesammtausgabe durchliest, daß er nunmehr schon die 23. in dem Supplementbande aufsuchen müsse, um den Eindruck, den diese Totalveränderung bei der Beurtheilung des Ganzen hervorbringt, empfinden, und den Einfluß, den sie auf den Inhalt und die Bedeutung der folgenden Scenen hat, beurtheilen zu können? Der Leser wird, um diesen Zweck zu erreichen, nachdem er in dem Supplementbande endlich die Note hinter der 22. Scene gefunden hat, von der 15. Scene an Alles zum zweiten Male durchlesen müssen!

Es fehlt in dem Hofmeister'schen Supplemente gänzlich: die Theaterausgabe des Don Carlos in Prosa, die namentlich durch den gänzlich veränderten Schluß des Dramas, der in der Einleitung des (2) obigen Don Carlosabdrucks mitgetheilt wird, den Wiederabdruck sehr verdient hätte.

Dem Herausgeber (1, ist auch eine Reihe köstlicher Stellen aus dem Wallenstein, die in der jetzigen Ausgabe fehlen, im Berliner Gesellschafter 1829 Nr. 198 aber bekannt gemacht worden, entgangen. Die Einleitungen, die Hofmeister den einzelnen Gedichten — nicht voranstellt, sondern wunderlicherweise nachschickt — sind interessant und belehrend, wie es von dem ausgezeichneten Commentator Schiller's zu erwarten war. Aber die dem Don Carlosabdrucke nach dem ursprünglichen Entwurf (2) vorausgeschickte Einleitung eines nicht genannten Verfassers enthält eine ausführliche Kritik des Dramas von neuen und originellen Standpunkten aus.

Sie bespricht theils die durch die allzu planlosen Umarbeitungen des Dramas entstandenen Incongruenzen in demselben, theils die politisch liberalen Ideen darin, und will in denselben einen aus dem Einflusse der nordamerikanischen Revolution hervorgegangenen Liberalismus erblicken, der in seinen Grundlagen und Tendenzen von dem heutigen, aus der ersten französischen Revolution hervorgegangenen Liberalismus völlig verschieden sei.

Einige dabei zugleich mitgetheilte ungedruckte Briefe Schiller's sind um so schätzbarer, als sie in die große Lücke der Schiller'schen Biographie in seinen Aufenthalt in Dresden fallen.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Digitized by Google

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

1. Juni. № 130. 1841.

Die berliner Juristenfacultät.

(Fortsetzung.)

Gans war ein Schüler von Thibaut und Hegel. Er hatte sich schon in seinem Commentar über die Institutionen des Gajus im Einzelnen der historischen Schule entgegengesetzt und unternahm sodann, mit seinem „Erbrecht in welthistorischer Entwicklung" das zu leisten, was die wahrhaft historische Aufgabe wäre. Indessen hat dies Werk den Mangel, daß darin Philosophie und Material gar sehr auseinanderfallen; zudem ist es unvollendet zurückgeblieben. Als Gans 1827 sein „System des römischen Civilrechts" erscheinen ließ, fügte er eine Abhandlung hinzu, welche die Veranlassung wurde zu seinem Streite mit Savigny über die Grundlage und den Begriff des Besitzes. Was Gans bei dieser Gelegenheit über den Ursprung der „historischen Schule" und über den Zusammenhang ihres Grundgedankens (der Auffindung eines gegen den Geist selbständigen Positiven) mit den übrigen romantischen Zeiterscheinungen besonders in Kunst und Religion aussprach, ist mit Recht sehr hoch angeschlagen und wohl beherzigt worden. Dennoch geht im Ganzen die Polemik zu sehr ins Allgemeine, läßt sich auf den wirklich positiven Erwerb und die richtigen Intentionen Savigny's zu wenig ein und setzt ihnen schließlich mehr die überlegene Theorie des neuesten Systems, als die ganze reelle politische Gegenwart, wie sie wieder zur lebendigen Rechts- und Staatsbildung gelangt, entgegen. Gans konnte die kategorische Unbeholfenheit seines Gegners wohl über den Haufen werfen; aber die Meinung, die ihr zum Grunde lag, blieb liegen und forderte das Recht der wirklichen Reproduction, wie die Kritik der weltgeschichtlichen Entwicklung sie mit sich bringt. Praktisch dagegen und in seiner Auffassung der neuesten Geschichte, und in seiner sonstigen akademischen und publicistischen Wirksamkeit leistete Gans vollkommen Alles, was man als positive und lebendige Geschichtsauffassung in diesem Stadium der Hegel'schen Philosophie nur irgend erwarten konnte. In seiner späteren Zeit sah er sich nämlich auf Rechtsphilosophie, Publicistik, Philosophie der Geschichte und neueste Geschichte hingetrieben, und es ist noch kürzlich bei Gelegenheit der berliner Historiker die Rede davon gewesen, mit welchem Erfolge und in welchem Geiste er diese historischen Vorlesungen hielt. Er hatte Paris wiederholt besucht und die Vorzüge Frankreichs und seiner freien politischen Institutionen schätzen gelernt. Eine Stimme in der Wüste, war er es, der seine Kenntnisse und Ueberzeugungen, vornehmlich in den Collegien über preußisches Recht und über die Geschichte der letzten 50 Jahre, freimüthig darlegte. Er hat dadurch in vielen Herzen den unverständigen Widerwillen besiegt, welcher sich bei den Alt-Preußen und Alt-Deutschen noch von den Freiheitskriegen her gegen Alles, auch das Vernünftigste festgesetzt, was französischen Ursprungs war, so daß namentlich eine Vermittelung zwischen der französischen Rechtsverfassung der Rheinprovinz und der altpreußischen fast unmöglich geschienen hatte. Gans zeigte nun, daß die Franzosen uns auch jetzt wieder in manchen Dingen überflügelt hätten, namentlich in der Ausbildung der Staatsverfassung und des formellen Rechts, daß dagegen das materielle Recht Altpreußens in den meisten Punkten den Sieg über das französische davontrage und nur da zurückstehe, wo es, wie im Erbrecht, die römischen Fesseln noch nicht abzuwerfen gewagt. Diese Ansichten seiner Vorlesungen legte er zum Theil in seinen „Beiträgen zur Revision der preußischen Gesetzgebung" nieder, welche in den Jahren 1830—1832 erschienen.

Gans gehörte zu der älteren Richtung der Hegel'schen Schule, deren Conflict mit unfreien und feindlichen Richtungen gewöhnlich darin bestand, daß sie die ganze Schwere ihres logischen Systems ins Feuer führte, die Hegel'sche Philosophie als Besitz voraussetzte und ohne weiteres als Richtmaß anlegte. Das System, hieß es, beweist sich nur in seinem Zusammenhange, und der Begriff ist überall dieser Zusammenhang selbst. Hält man dies fest, so wird System und Begriff ein objectives und absolutes Dasein, eine undurchbrechliche Rundung und Rückkehr in sich, — die nothwendig nicht nur den philosophischen Laien und den wissenschaftlichen Gegnern, sondern auch dem Material der empirischen Wissenschaften, wie dem lebendigen politischen

Digitized by Google

und geschichtlichen Proceß der Gegenwart äußerlich und kalt gegenübersteht. Aus einer vornehmen olympischen Höhe, auf den außerweltlichen Ort ihrer absoluten Rundung hingestellt, redeten die Althegelianer weither und schwer vernehmliche Worte; sie liebten die Kritik nicht, sie hielten nichts von den untergeordneten Functionen des eindringenden Verstandes, er war aufzuheben in die Ganzheit und Höhe des speculativen Standpunktes, zu dem nur zu oft weder der Gegner noch der Gegenstand mit hinaufgenommen werden konnte. So entstand die bekannte abstracte Stellung der Althegel'schen Selbstgenügsamkeit. Selbst Gans war nicht völlig frei davon; aber wenn er es auch zu keiner principiellen Kritik der Hegel'schen Rechtsphilosophie gebracht hat, wenn er im Gegentheil in der Vorrede zu derselben dieses Werk mit all seinen Knorren und Schlacken „aus dem Einen Metalle der Freiheit errichtet und keine rückgängige unserer Zeit unzusagende (!) Bewegung" darin fand, so ist er es doch vorzugsweise, der die Geschicke alles Daseienden über der absoluten Rundung nicht vergißt und in derselben Vorrede schon 1833 die denkwürdigen Worte niederlegt: „Vielleicht wird das System nach vielen Jahren in die Vorstellung und das allgemeinere Bewußtsein übergehen: seine unterscheidende Kunstsprache wird sich verlieren und seine Tiefen werden ein Gemeingut werden. Dann ist seine Zeit philosophisch um, und es gehört der Geschichte an. Eine neue aus denselben Grundprincipien hervorgehende fortschreitende Entwicklung der Philosophie thut sich hervor, eine andere Auffassung der auch veränderten Wirklichkeit."

Wir haben gesagt, auch Gans setze kritiklos das ganze System und im speciellen Fall die ganze Rechtsphilosophie von Hegel voraus, auch beweisen das schon die wenigen Worte, die wir angeführt. Dennoch war Gans viel weiter, als seine Prophezeihung es sich gesteht, von den Elementen der Zukunft inficirt; er ist der lebendigste, der liberalste und der dem ganzen und entschiedenen Idealismus der neuesten Zeit am nächsten stehende Althegelianer. Glaubte doch Hegel selbst kurz vor seinem Tode dem üblen Einfluß des „Demagogen" mit Wiederaufnahme seiner rechtsphilosophischen Vorlesungen entgegentreten zu müssen; und es war wirklich eine ausgebreitete Wirksamkeit und eine vielseitige Betheiligung, mit welcher Gans in das Leben und den Geist der Universität und der Hauptstadt eingriff; wenn diese Praxis im Sinne der wahren Freiheit, der philosophischen wie der politischen, Demagogie ist, so verdiente Gans allerdings das Lob, darin wenigstens über seinen Meister hinausgegangen zu sein und den Anfang der reellen Zukunft gemacht zu haben. Während Hegel selbst von dem „vorwitzigen Besserwissenwollen" der Opposition durchaus nichts hören wollte, bedachte sich Gans keinen Augenblick, die Opposition nicht nur theoretisch anzuerkennen, sondern auch praktisch nach Kräften zu beleben. Darum war es ein großer Schmerz, als er starb, denn die ganze liberale Partei der Stadt und Universität verlor in ihm einen rüstigen Repräsentanten und hoffnungsvollen Streiter.

Aber die Verluste dieser Trauer waren noch verdeckt, so lange die Erfolge der wissenschaftlichen und politischen Gegner von Gans nicht zur Gewißheit geworden. Dies geschah. Stahl wurde sein Nachfolger, und lehrt nun von demselben Katheder, um welches sonst die geistvollen und freisinnigen Vorträge des beredten Liberalen über die neueste Geschichte viele Hunderte von Zuhörern versammelte, wie diese Geschichte zum Christenthum zurückzuführen sei. Dieser Gegensatz wird hoffentlich Leben wecken, und vielleicht sogar aus dem harten Stein der Althegel'schen Sprödigkeit Funken hervorlocken. Sollte er dies aber nicht vermögen, — nun so wollen wir unsers Orts nichts verabsäumen, um diesen Apfel des neuen Sündenfalls, den die alte Schlange der Romantik uns anbietet, gehörig zu verdauen und seine Consequenzen historisch zu machen.

(Fortsetzung folgt.)

Geschichte der arbeitenden und der bürgerlichen Classen, von A. Granier v. Cassagnac. Nach dem Französischen von H. H. gr. 8. Braunschweig, 1839. Verlag von Westermann. (2 Thlr.)

In der Vorrede verspricht der Verf. die Resultate 7jähriger historischer Forschungen, indem er sich zugleich sorgsam vor jeder politischen Tendenz verwahrt. Hierbei scheint uns die eigenthümliche Behandlungsweise eben so wichtig, als der Gegenstand selbst. — Ein Buch, das sein Entstehen sichtlich den neuesten französischen Zeiterregungen verdankt, sollte sich politischer Beziehungen ernstlich erwehren können! — In der That bereitet auch hier das Eifern gegen alle Politik, die sich nicht auf positive Kenntnisse stütze, nur eine Polemik gegen die Theorie der absoluten Menschenrechte vor, welche in Frankreich auf tausendfache Weise ihre Anwendung findet; und dient dazu, den Stoff desto bequemer im Interesse einer doctrinären Partei auszubeuten, welche wirklich das vorliegende Buch in ihrem Sinne benutzt hat, schon als es in einzelnen Abschnitten in einer pariser Revüe erschien. —

Eine historische Schule erscheint besonders inconsequent in einem Lande, das längst von philosophischen Axiomen umgestaltet ist, wo sie sich also, statt der organischen Entwicklung des Bestehenden zuzusehen, gegen das Bestehende selbst wenden muß. —

Schon die Chambre introuvable von 1815 wies dieses Mißverhältniß zur Genüge auf. Die französische historische Schule lenkt auf die Erfahrungen der Geschichte hin, und warnt, in der Art der crassesten Empirie, welche sie gerade fliehen möchte, vor dem allzuraschen Gang der Theorie; sie bereut die stürmischen Wege des Schicksals und verläugnet also ihre eigene Basis, die Nothwendigkeit des Geschehenen. Diese reactionäre Systematik kann nur auf der Macht fußen, sie ist nicht im Stande, sich in der Probe der Opposition zu halten. — Fein verdeckt Granier de Cassag-

Digitized by Google

nac solche Mängel. Er ruft den Gegnern zu: „Ihr treibt die Politik schlecht, ohne Geschichte studirt zu haben. Erschöpft erst hier alle Tendenzstoffe, ehe ihr sie beurtheilt!" — Aber wer kann eine Geschichte der Familie, der Stände, u. dgl. m. darstellen, ohne sie vom politischen Standpunkt aus betrachtet zu haben! Politik und Geschichte sind nicht zu scheiden, sie ergänzen sich. Man versteht nicht bloß die Gegenwart aus der Vergangenheit, auch diese aus jener. Die ursprüngliche Anschauung der Stoffe muß sich erst speculativ ausgebildet haben, ehe wir ihre fortschreitenden Verwandlungen in der Geschichte aufzufassen vermögen.

Um einen Gegenstand allein aus seiner Geschichte zu ermitteln, müßte diese fertig und abgeschlossen sein. Da dies aber gerade unmöglich ist, so macht sich auch hier die Erfahrung ohne Grund breit. Die Verwirklichung des freien Gedankens ist nur für den freien Denker. —

Gegen die Behauptung des Naturrechts von der ursprünglichen Gleichheit aller Menschen hebt Granier de Cassagnac hervor: „Die Geschichte zeigt sie uns von Anfang an als ungleich; erst das Christenthum erklärte den Grundsatz der Gleichheit!" — Aber kann die Theorie eines europäischen Staats von dieser letzten Entwicklung abweichen?! — Hier waltet ferner die bei solchen Debatten gewöhnliche Verwechslung zwischen Urzustand und Naturzustand ob. Der Urzustand ist die Gleichheit aller Menschen, d. h. seine Rechtsidee; dieser aber existirt noch nicht in der schlechten Endlichkeit, denn sobald er entstand, bestand er nicht, weil er sich gleich durch Naturzustände durchzuschlagen hatte. Diese sind die mannigfaltige Realisirung der noch rohen, creatürlichen Kräfte, an denen sich der Geist im Kampfe bewährt und bewußt wird. —

Somit ist die Geschichte freilich stets zweier Auffassungen fähig, einer, die sich an jene gemeine Wirklichkeit hält, und einer, welche die leisen Spuren der ewigen Idee durch alle Verwirrungen verfolgt. Diese ist gegen Granier de Cassagnac zu vindiciren. Er schreibt eine Geschichte der arbeitenden Classen; das müßte eine Geschichte der Arbeit sein. Er liefert aber eine Geschichte der arbeitenden Raçen. Und dieser Gesichtspunkt ist gerade eben so unhistorisch, als in sich unwahr. —

Die Gelehrsamkeit hat Schlupfwinkel genug für die Lüge, d. h. die Unfreiheit. Wir wollen aber auf den gelehrten Streit über die ursprüngliche Verschiedenheit der Menschenraçen nicht eingehen, weil die Weltgeschichte in den Ereignissen eine weit lebendigere Sprache redet, ihre innerlichen Absichten kund zu thun, als etwa durch die Anatomie. Im Grunde faßt auch Granier de Cassagnac dieses Raisonnement nicht so tief auf; er spricht zwar von dem göttlichen Rechte der Sklaverei in einer sehr übertriebenen Weise, die wir bei einem Deutschen wohl französelnd nennen würden; doch versteht er nicht mehr darunter, als man überhaupt gewöhnlich mit diesem Ausdrucke meint, nämlich das Bestehende, oft das schlechte Positive. Alles wahre Recht ist göttlicher Natur, und nur das unwahre wird so genannt.

Aber indem er, sich auf Aussprüche von Plato und Aristoteles stützend („daß die Natur dem Sklaven nur eine halbe Seele gegeben," u. dgl. m.), die Sklaverei von anfänglichen Unterscheidungen herleitet, beschreibt er — in einem Zirkelschlusse — diese Verschiedenheit eben wieder nach Sklaverei und Freiheit. — Um die Ansprüche der ursprünglichen Rechte zu widerlegen, macht er die Zünfte und überhaupt die Institute des Mittelstandes, selbst das ganze Bürgerthum, zu Schöpfungen von Freigelassenen, die dann ohne Mühe aus der Sklaverei abgeleitet werden können. — Der Anfang aller Geschichtschreibung ist beliebig, weil die Geschichte rückwärts unendlich ist; da ist Raum für Hypothesen. Nicht so unendlich ist die Geschichte nach vorwärts; die Gegenwart schließt sie und diese wird gerade bei den historischen Doctrinen ausgelassen. Granier de Cassagnac bricht früher ab, ohne es zu gestehen. — Die stehenden, die ständischen Formen des Mittelalters waren allerdings Banden für die freiere Entwicklung; ein Raum ist nicht frei, der zu seinem Schutze der Ringmauern bedarf; auch der Bevorzugte ist unfrei, und Privilegien sind selbst äußerlich nie den Rechten gleich. Scheinbar formloser, aber innerlich gestalteter entwickelte sich seitdem der Tiers-Etat zu gleicher Berechtigung und strebt nach einer Heiligung der Arbeit. Granier de Cassagnac hält mit seiner Berechnung bei den feudalen Durchgangsperioden seines romanischen Vaterlandes still, um eine Geschichte der Unfreiheit zu schreiben. Das germanische Institut der Gemeinfreien hätte ihm eine andere Richtung gegeben. —

Schon die Begriffsbestimmung des Proletariats ist bei unserm Autor höchst oberflächlich. Sie wird mit der Untersuchung über den Ursprung desselben zusammenfallen. Den Historiker, den Politiker unserer Tage, der ruhig in seinem Ideenkreise die Massen ordnet, wie zu mathematischen Berechnungen, stört eine Erscheinung auf, die zu seinem Gefühle spricht: Denkst du auch für uns, ist die Geschichte, die Vergangenheit auch zu unserem Heile da gewesen? — Der Schiffszieher, der Bettler fordert Brod. Der Hunger, der zu Verbrechen getrieben, widerspricht der stolzen Theorie menschlicher Willensfreiheit und Zurechnungsfähigkeit; er appellirt an einen Nothstand und erkennt keine Verpflichtungen gegen die Gesellschaft an, deren Schätze und Freuden er nicht theilt.

Wohl hat sich die Ideologie mit dem Begriff des Menschen, des Bürgers zu beschäftigen, wenn auch seine Ausführung, wie jede Gedankenbildung, dem historischen Fatum anheimfällt, um sich durch Zufälle durchzuwinden. Aber eben so gewiß irrt die politische Speculation, wenn sie ein solches Ergebniß geschichtlicher Zufälligkeiten, bevor sie dasselbe in seiner Nothwendigkeit begriffen, durch sociale Umwälzungen aufheben will, z. B. das Proletariat durch Vernichtung des Eigenthums oder gleiche Vertheilung der Güter. Der St. Simonismus, die Owenisten sind uns merkwürdig durch diesen der christlichen Staatsentwicklung angehörenden Drang, mit der sittlichen Gleichheit den Zufall zu zerstören, der sich doch selbst in dem Bereich des Geistes ewig von neuem geltend macht, gleichsam den Tod in der Materie zu überwinden! — Die neueren Bevölkerungstheorieen dagegen stellen uns das Proletariat als den unvermeidlichen Hefensatz des Staatslebens dar, wie er sich in jeder Nation absondern müsse, weil das Vermögen niemals in dem Grade vermehrt werden kann, in welchem die Volkszahl zunimmt, so daß immer ein Ueberschuß zurückbleibt. Je schneller sich ein Volk durch die Stadien seiner Entwicklung bewegt, um so mehr wird der Pauperismus wachsen, der traurige, nie ausbleibende Gegensatz des Reichthums. Wer bezweifelt, daß weise Einrichtungen dem Uebel entgegenwirken können, das zwar in England, dem Lande der schroffsten Contraste, trotz seines Abflusses in die

Digitized by Google

Colonieen für unheilbar gilt! — Eine neue Erfindung raubt stets einem älteren Erwerbszweige das Brod. Gegen die rascheren Fortschritte der Industrie reicht der gleichmäßige Schutz der Verwaltung nicht aus, der nur negativ sein kann. Ihre Fehler, subjective Laster und Unglücksfälle zerstören die Fürsorge wohlbegründeter Familien. — So sehen wir die Differenzen in ewig schwankender Bewegung. Ist das Uebel gleich unheilbar, so ist es doch nicht tödtlich, und der Staat kann ihm wenigstens entgegensteuern, freilich nur mit einem ewig fortgesetzten Mittel gegen die sich stets reproducirende Erscheinung. —

Granier de Cassagnac weist der Noth der Zeit, dem begehrlichen Stande der Armuth ihre Nothwendigkeit nach, nämlich ihr Entstehen in der Geschichte! Damit hat er dem Gedanken des modernen Staates nichts errungen; er wird aber auch damit schwerlich weder den lyoneser Arbeiterunruhen um höheren Sold, noch dem Drängen nach einer Wahlreform abhelfen; denn am Ende sind diese Emeuten eben so historisch, und wenn der Arbeiterstand unserer Tage eine Fortsetzung des Sklaventhums sein soll, so sind die Emeuten der Blousenmänner und Chartisten die Erbschaften der alten Sklavenkriege. —

Mit solchen Deductionen wird aber das Proletariat nicht gehoben und in sich befriedigt, sondern geschändet, was mindestens wider des Verf. ausgesprochene Absicht läuft.

Die Geschichte des Adels liegt nicht in vereinzelten Stammbäumen der adeligen Geschlechter, sondern in den wechselnden Vorstellungen und Begriffen, auf denen jeder Zeit dieses Moment beruhte. Dies ist um so eher von der niedrigsten Volksclasse wahr, als diese sich gar nicht an einzelnen Geschlechtsregistern fortpflanzt. —

Es ist wahr, wiewohl die Sklaverei auf dem Gebiete des Rechts längst abgeschafft ist, erinnert der heutige Arbeiterstand doch an die factische Sklaverei schwerer, geisttödtender Arbeit, die sich oft von Geschlecht zu Geschlechte vererbt, und aus der sich herauszuarbeiten dem Betheiligten manchmal schwerer fallen wird, als dem römischen Sklaven die Freilassung erschien. So ist das abstracte Recht der Freiheit ohne Befähigung oft in der Zeit nur eine Illusion. — Gerade daran, daß z. B. die Ablösung unserer Frohnbauern dieselben nicht plötzlich frei macht, an dieser Hinweisung auf des Staates Pflicht ihrer allmäligen Erziehung zur Freiheit, — sehen wir, daß die Mittelzustände des libertus im römischen Rechte und im Mittelalter noch gelten konnten, für unsere Zeit aber veraltet sind, nachdem eine mehr als 1000jährige Geschichte uns endlich den Grundsatz der allgemeinen Menschenwürde in der Selbstbestimmung zum Bewußtsein gebracht, der früh in religiösem Mitleid und Freiheitsdrang geahnt, von den Essäern zuerst ausgesprochen, in den germanischen Völkern realisirt werden sollte. — Daß er aber noch nicht ausgeführt worden ist, darauf deuten die Grundprincipien der bestehenden Staaten, mögen sie Macht, Legitimität oder materielles Wohl heißen. — Wenn das Individuum des Alterthums der Idee des Staats gegenüber verschwand, so war es natürlich, daß der Mensch dem Bürger dienen mußte; im Mittelalter, der Periode der Gebundenheit der geistigen Kräfte, wo das tiefere Gemüthsleben das Subject in der Stammgenossenschaft und Corporation oder der Kirche aufgehen ließ, bildete sich ein Bürgerthum, welches alles Andere nicht absolut ausschloß, aber auf verschiedenen Stufen berechtigte. —

Die Standesrechte unserer Staaten datiren noch von solchen historischen Begründungen, deren langsame Entwicklung zum wahrhaft modernen natürlich hinter der Schnelligkeit des Gedankens zurückbleibt. — So ist in den meisten Ländern der Besitz vor dem Geiste begünstigt, in den liberaleren der Geldbesitz, in den mehr historischen der Grundbesitz. Eingestandenermaßen aber sollte der neuere Staat zum Medium geistiger Bewegung dienen, statt ein Compromiß von Eigenthümern zu sein. —

Stand sonst dem Ritterthum die Hefe der Landsknechte gegenüber, so sind vielleicht seit dem Princip der nationalen Landesvertheidigung die Proletarier vielfach vom Kriegsdienste ausgeschlossen (wie im alten Rom). — Verschiedene Staatszustände setzen also auch ein anderes Proletariat an, — und gewiß ist die Vermuthung nicht grundlos, daß die armen Familien der Neuzeit vielleicht eher von den freien Bürgern des Mittelalters abstammen, während sich gerade viel Grundbesitz durch Wechselfälle in den Händen der Nachkommen von Leibeigenen befinden mag. —

Da bei uns aber kaum ein Stand mehr rechtlich verachtet ist, so ist es um so schwieriger, das Proletariat begriffsmäßig festzusetzen. — Jedenfalls erscheint Cassagnac's Eintheilung in Arbeiter, Bettler, Diebe und öffentliche Mädchen ganz unwissenschaftlich. Das Verbrechen, wie die Prostitution sind nicht als Stände zu begreifen, selbst wenn sie sich associiren, weil sie sich selbst außer den Staat und die Gesellschaft setzen. Es sind Phänomene des sittlichen Lebens, die vom Staate zu negiren oder einzuschränken sind, während der unentbehrliche Stand der Arbeiter zu erhalten ist, gehoben und ausgebildet werden soll.

Wenn die erwähnten Erscheinungen auch durch ihre Ursprünge, nämlich die Theilnahmlosigkeit an den Gütern der Gesellschaft mit dem arbeitenden Stand, der von der Hand in den Mund lebt, verwandt sind, so stehen sie doch sogar in dem vorliegenden Werke — außerhalb der sichtbaren geschichtlichen Entwicklung, und werden darin fast eben so kurz abgehandelt, als die Bettler, die nur als Symptome unseres Gegenstandes, nicht als der Gegenstand selbst zu behandeln sind.

Cassagnac nennt die Sklaverei die Quelle der arbeitenden Classen, weil diese erst nach jener sichtbar würden. Anders ausgedrückt heißt das nur, daß der übergroße Pauperismus sich erst nach den Zeiten der Sklaverei, aber nicht aus dieser, sondern aus der Uebervölkerung in den civilisirten Staaten gebildet hat. Je älter ein Staat, desto mehr Proletarier kann er haben, weil sein Grund und Boden dann um so enger vertheilt ist. Diese beiden Ursachen werden leicht verwechselt. Aber Bettler finden wir schon in den ersten Traditionen neben den Stellen, die für das Alter der Sklaverei zeugen; — und ebenso Diebe und Räuber in Zeiten, wo der Stand der freien Plünderung zu Land und See gar nicht einmal für verächtlich oder dem Staatsleben widersprechend galt, als noch spät Räuberheere einer Pompejanischen Armee Trotz boten und illyrische Räuberflotten das Meer unsicher machten. Die kleinen Diebe waren vielleicht auch nicht selten. Daß der Diebstahl ein sklavisches Laster war, wird Granier de Cassagnac nicht zu seinem Beweise benutzen. —

(Schluß folgt.)

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Digitized by Google

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

2. Juni. № 131. 1841.

Zur Charakteristik des modernen Afterchristenthums.

Herr Dr. Nepomuk von Ringseis

oder

Hippokrates in der Pfaffenkutte.

Veritas sigillum bonitatis — nur was wahr, ist gut, und nur was gut, heilig und verehrungswürdig. Aber was ist wahr? Was nicht mehr sein will, als es sein kann, und nicht weniger, als es sein soll — was sich selbst genug ist. Alles hat seine Grenze; Gott selbst ist ein durch den Begriff der Gottheit begrenztes Wesen; aber eben nur was in seiner (normalen) Grenze sich unbegrenzt fühlt, was an sich selbst genug hat, nur das ist ein seiner Bestimmung entsprechendes, ein wahres Wesen. So war auch das Christenthum, wenigstens nach dem Sinn und Eingeständniß der alten musterhaften Christen, nur so lange wahres Christenthum, so lange es die Seligkeit der Geistesarmuth als sein höchstes Gut pries, so lange es innerhalb seiner Grenze, seiner specifischen Differenz, d. h. in sich selbst befriedigt, auf die Doctorwürde der Wissenschaft und die Schönheit der Kunst verzichtete. Die Kirche entschuldigte ihren luxuriösen Cultus mit der Behauptung, daß der sinnliche Mensch nur durch sinnliche Reizmittel zum Uebersinnlichen emporgehoben werden könne; aber wo einmal Wohlgerüche, schöne Melodien und Bilder dem Glauben unter die Arme greifen müssen, da ist eben seine eigene, immanente Kraft bereits erloschen, da ist an die Stelle der religiösen Macht des Glaubens die Macht des Geruchsinns, die Macht der Ohren- und Augenlust getreten. Wohl können Mißtöne, Uebelgerüche, häßliche Bilder uns die Lust am Sinnlichen verleiden und so uns veranlassen, zum Uebersinnlichen unsere Zuflucht zu nehmen; aber offenbar die entgegengesetzte Wirkung haben Wohlklänge, Wohlgerüche und schöne Bilder; sie fesseln uns an sich selbst; sie ziehen uns, statt hinauf zum Creator, herab zur Creatur. „Unsere Vorfahren, die alten Christen," sagt J. Aventin in seiner Chronika (III. Bd.: Von dem Brauch der alten Christen), „waren fromme, rechte, geistliche Leute, meineten wir wären die rechten waren lebendigen Bilder, Gemehl und Kirchen Gottes, darinnen Gott selbst und der heilige Geist wohnet..... Darum ehreten und zieretens solche Gottsheuser nit mit Geld, Gemehl und Gold, so alles weltliche und ungeistliche Ding sind, dadurch die ware Geistlichkeit geändert wird ..... suchten gar keinen Lust weder mit dem Gesicht, noch dem Gehör, man hett weder Orgel, noch Pfeiffen, weder Gold, noch Silber, Seiden noch Gemehl in Kirchen, ließen sich an wenig genügen"*). Was aber im Mittelalter die Kunst, das ist jetzt die Wissenschaft. Der alte Glaube verlegte nur in sich die Christlichkeit; die Wissenschaft war ihm das allgemein Menschliche, das Gebiet der natürlichen, d. i. allgemeinen Vernunft, worauf auch die außerdem blinden Heiden sehend waren, und zwar nur zu häufig hellsehender als die Christen selbst. Das moderne Christenthum dagegen verlangt eine christliche Jurisprudenz, eine christliche Medicin, eine christliche Philosophie. Woher dieser Unterschied? Ist das jetzige Christenthum reicher, erfüllter, als das alte, ursprüngliche? O nein! Der Unterschied kommt nur daher: der alte Glaube hatte einen Inhalt, war reich in sich, hatte an sich selbst genug, darum brauchte er keine christliche Wissenschaft; der moderne Glaube aber ist leer im Kopf und eitel im Herzen; er sucht daher seinen Inhalt außer sich, um die eigene Blöße mit den Erzeugnissen des Unglaubens zu bedecken. Was nicht mehr im Menschen, in den Personen, verlegt man in die Dinge, die Sachen. Die alten Philosophen, Juristen und Mediciner waren als Menschen Christen, aber in ihrer wissenschaftlichen Qualität Heiden; die Philosophen, Juristen, Mediciner nach dem neuesten Modeschnitt dagegen sind als Philosophen, als Juristen, als Mediciner Christen, aber als Menschen —

*) Der Benedictiner Edm. Martenne bemerkt in seiner Schrift de antiquis Monachorum ritibus Lugd. 1690: primis ecclesiae seculis, cum adhuc in venis fidelium pro nobis effusus Christi sanguis ferveret, psalmos ita *modico vocis flexu decantatos* fuisse, ut *pronuncianti* vicinior esset psallens quam *canenti:* sed *refrigescente* postmodum *charitate* ad excitandam Christianorum et fidem et devotionem, cum *suavi vocis modulatione* divina celebrari coepisse officia.

Digitized by Google

Heiden. Die alten Christen wiesen dem Christenthum einen besondern Ehrenplatz im Tempel ihres Leibes an, gaben ihm das edelste Organ nur zum Wohnsitz, die übrigen Fleischesglieder aber hatten sie mit den Heiden gemein, fanden sie aber eben deßwegen im Widerspruch mit ihrem christlichen Sinn; darum sehnten sie sich nach einem Zustand, wo dieser Widerstreit des Christlichen und Unchristlichen aufgehoben sein würde. Anders ist es dagegen bei den modernen Christen. Diese verrichten selbst noch einen christlichen Actus, wenn sie ihre körperliche Nothdurft verrichten; das Christenthum erstreckt sich bei ihnen selbst bis auf den After. Aber eben deßwegen ist auch der moderne christliche Glaube im eigentlichsten und vollsten Sinne des Wortes nur ein Afterglaube — ein Glaube, der das Christenthum im Munde, aber das Heidenthum im Herzen hat — ein Glaube, der mit jedem Worte, das er spricht, sich selbst Lügen straft, kurz ein durchaus eitler, wahrheitsloser und eben deßwegen moralisch nichtswürdiger, ästhetisch widerlicher Glaube.

Als ein charakteristisches Bild dieses nichtsnutzigen Glaubens, als einen höchst affreusen Vorfall (prolapsus ani) des modernen pfäffischen Afterchristenthums heben wir hier hervor das orthodoxe:

System der Medicin. Ein Handbuch der allgemeinen und speciellen Pathologie und Therapie; zugleich ein Versuch zur Reformation (?!) und Restauration der medicinischen Theorie und Praxis. Von Dr. Joh. Nepomuk von Ringseis, königl. baier. Ober-Medicinalrath, Ritter des Civil-Verdienstordens der baierschen Krone. Regensburg 1841.

Der Ritter des Civil-Verdienstordens der baierschen Krone geht nämlich aus von der „Ueberzeugung, daß die Medicin, wie alle Wissenschaften, ihre Principien in der traditionellen Offenbarungslehre habe" (Vorr. S. X), von dem Bestreben, „die Forderungen der Wissenschaft in Uebereinstimmung zu bringen mit den kirchlichen Lehren" (S. 15) und behauptet: „Außer der Arche Noah's wird Niemand gerettet; das vom Leibe getrennte Glied kann nicht leben, oder lebt nur das allgemeinste niederste Leben; außer der Kirche weder Kunst noch Wissenschaft, nur Schein und Zerrbilder Beider" (S. 563). „Die Emancipation der Vernunft von der Offenbarung führte zur Emancipation des Staates von der Kirche, des Menschen von Gott, des Weibes vom Manne, eines Jeden von Jedem, des Fleisches vom Geiste, des Atoms vom Atome; sie führte folgerecht auch zur Emancipation der Medicin von Kirche, Cultus, Sacramenten und Sacramentalien, und diese Emancipation gleicht völlig der Emancipation der Muskeln von den Nerven" (S. 28). „Meine Herren und Freunde! Schöpfung, Sündenfall und Erlösung sind centrale und universelle Vorgänge, darum nothwendig sich abspiegelnd in Allem. Die zweite göttliche Person ist Mit-Allschöpfer, Allerhalter, Allwiederherstellter, somit wirksam nicht bloß in jeder sittlich-geistlichen, sondern auch leiblichen Erhaltung und Heilung. Wer davon nichts einsieht, rühme sich nimmer, etwas von Philosophie zu verstehen." Ebendaselbst. „Wohl ist Natur ein Gottesbild selbst in ihrer äußersten Sphäre, aber wie der Mensch ein durch Sünde getrübtes und entstelltes" (S. 27). „Erdbeben, Stürme, Ueberschwemmungen, Hitze und Kälte u. dgl. sind keine ursprünglichen, normalen, gesetzlichen Verhältnisse, sondern spätere, krankhafte, gesetzwidrige" (S. 47 u. 121). „Im Paradies waren schon alle Thiere, und ohne Verbrechen des Menschen wären sie wohl kaum gestorben" (S. 109). „Die Fleischwerdung Christi ist eine geschichtliche Thatsache" (S. 125). „Die Gebete und Segnungen der Kirche müssen sich auf alles Denken, Wünschen, Wollen und Handeln und auf alle Dinge erstrecken, da durch Sünde und ihre Folgen alle verunreinigt wurden" (S. 124). „Da die Krankheit ursprünglich Folge der Sünde, und der Sündige den erhaltenden und wiederherstellenden Kräften in den Kreisen des bewußten und unbewußten Lebens viel weniger, den bewußt und unbewußt zerstörenden aber viel leichter zugänglich: so ist, wenn auch laut Erfahrung nicht immer unerläßlich, doch ohne Vergleich sicherer (o welch ein unsicherer Glaube!), daß sich der Kranke und Arzt vor dem Heilversuche entsündigen lassen. Der Heiland begann alle Heilung mit Vergebung der Sünde oder Anerkennung des Glaubens des Kranken. Der christliche Arzt betrachtet unter beständigem Gebet um Erleuchtung, wie die größten Heiligen thaten, den Kranken als Stellvertreter Christi und sich als seinen Diener. Gewissenlose, unsittliche, außer den höheren Einflüssen stehende Aerzte entbehren nicht bloß dieser Einflüsse, sondern wirken durch unlautere, z. B. politische, parteiliche Zwecke mißleitet, noch positiv gefährlich. Auch der entsündigte berufene Arzt heilt nicht jeden entsündigten Kranken (ei! ei!), das wissen wir, aber er ist sicher, ihm nicht zu schaden. — Die Mittel der Entsündigung lehrt die Kirche" (S. 451). „Wer den ärztlichen Stand nach anhaltendem Gebete und nach dem Rathe frommer Freunde und Seelenführer gewählt hat, dem fehlen gewiß weder ärztlicher Blick und praktisches Geschick, noch die nöthige Begeisterung" (S. 450). Wir sehen hinlänglich aus diesen wenigen Stellen: der Verfasser ist ein Starkgläubiger, ein Orthodoxer comme il faut, ich glaube, rühmt er selbst von sich, an Gott, Christus, Sündenfall und Erlösung, ja sogar an den Teufel" (S. 548), und in der Vorrede (S. IX) beruft er sich sogar zur Beglaubigung seiner Rechtgläubigkeit

Digitized by Google

auf das Attest der theologischen Facultät. „Die propädeutische Abtheilung des Werkes las ich meinem seligen theuern Freunde Prof. Klee mit der Bitte vor, mich auf die etwa dem Dogma widerstreitenden Stellen aufmerksam zu machen. Er fand nichts zu rügen, bemerkte vielmehr, er würde sich in einer neuen Ausgabe seiner Dogmatik öfter darauf berufen." Wie ehrenvoll!

Aber so sehr sich der Verf. seines Glaubens rühmt, und so sehr er gegen die ungläubigen Philosophen und Naturforscher brutalisirt — er selbst steckt, wie wir sehen werden, tief bis über die Ohren drin im Elend des modernen Unglaubens — er glaubt nur mit dem Munde, aber er glaubt nicht in der That und Wahrheit — sein Glaube ist ein Taugenichts, ein Renommist, ein Windbeutel, der nicht hält, was er verspricht, nicht thut, was er sagt, wenigstens sein Glaube als Patholog und Therapeut, der Glaube, den er auf dem anatomischen Theater der Medicin producirt; aber das ist eben der Glaube, welcher allein für uns Interesse hat; denn was der Herr Obermedicinalrath für sich selbst als Privatmensch glaubt, ob an Gott oder an den Teufel, ob an Muhamed oder Christus, ob an den Papst oder den Dalailama — das natürlich ist uns völlig einerlei.

(Fortsetzung folgt.)

„Geschichte der arbeitenden und der bürgerlichen Classen, von A. Granier v. Cassagnac. Nach dem Französischen von H. H."

(Schluß.)

Freie Arbeiter gab es allerdings wenige neben dem Sklaventhum, denn der Freie arbeitete selten. Die römischen Handwerkerzünfte sogar ließen ihre Arbeiten von Sklaven verrichten. Doch erwähnen schon Moses, die Odyssee und Hesiod freie Lohnarbeiter. —

Demgemäß ist eben das, was Cassagnac unter dem heutigen Arbeiterstand versteht, nach seinen eigenen Folgerungen ein Sprößling der alten Freiheit. Um so falscher erscheint seine Beweisführung, in der er die bürgerlichen und die arbeitenden Classen allmälig zu identificiren und aus denselben Gründen herzuleiten trachtet, da doch Bürgerthum und Sklaverei, so lange diese bestand, sich gerade so direct entgegenstehen, als nachher Bürgerthum und Arbeit verwandt sind.

Als in Rom die Zahl der Freigelassenen anschwoll, scheinen sich — nach den Klagen der Satyriker — viele reiche Wucherer darunter befunden zu haben. Hingegen gehörte zum Eintritt in die wirklich arbeitenden, aber vermögenden Zünfte des Mittelalters vor allen Dingen reine, freie Geburt, und gerade der factische Geldadel unserer Tage, also das Gegentheil des Proletariats, möchte von den alten Zunftleuten abzustammen scheinen, wenn nicht die herrschenden Eigennamen lebender Familien und ihre Geschichte uns von der Vermischung aller Stände belehrten. —

Daß wir vor den römischen Kaisern keine öffentlichen Anstalten zur Verpflegung von Armen und Kranken finden, spricht nicht gegen die Existenz solcher Hilflosen, die in keinem Hausstand Verpflegung und Obdach fanden. Die alte Gastfreundschaft, die heiligste Pflicht der Pietät, half diesen Mängeln zur Genüge ab. Und wie überhaupt der moderne Staat manche Privatverpflichtungen übernahm, und damit, leider! manche Privattugend seltner machte, so traten unsere Hospitäler nur an die Stelle der Hospitalität. —

Die Verfassungen Griechenlands und Roms, das Wort proletarius selbst, belehren uns vom Dasein ganz besitzloser Classen freier Bürger. Sollten diese alle von Sklaven abstammen, da sie doch weit älter sind, als die allgemeinen Freilassungen?! — Solche Behauptungen stellt Granier de Cassagnac ganz unbegründet hin. —

Uebrigens scheint sich gerade in den patriarchalischen Ländern Kleinasiens, wo die Sklaverei am meisten durch die Sitte gemildert war, die Armuth am seltensten eingefunden zu haben; so bei den Juden, die doch schon in gewissen Zeiträumen allgemeine Freilassungen hatten. —

Betriebsamkeit, Kraftanstrengung und ihr Lohn, Nationalwohlstand, begleitet die freien Zustände. Die Freilassung der Sklaven bereichert die Herren, denn freie Männer arbeiten besser als Sklaven, und Einer sorgt schlechter für Viele, als Viele für sich. — Die Noth darbender Sklaven würde man freilich nicht so leicht bemerken; der Freie hat mehr Bedürfnisse, aber auch mehr Leben und mehr Befriedigungswege. Diese alle schreiten gemeinsam mit der Bildung vor. — Aehnliche Erfolge möchten von einer günstigeren Stellung der Arbeiter in Frankreich und England zu erwarten sein.

In den Beweis, daß die Sklaverei überall giltig gewesen, hat sich bei Granier de Cassagnac der lächerliche Irrthum eingeschlichen, daß sie noch im vorigen Jahrhundert in Preußen gegolten hätte, — weil das allgemeine Landrecht sie juristisch negirt! (II. 2. V. a. 196 u. 197). — Manche Belege beruhen auf so schwachen Citaten.

Die Sklaverei galt selbst in uralten Zeiten nicht für ein absolutes, ewiges Recht, oder vielmehr Unrecht, sonst hätte das stolze römische Volk seinen sagenhaften Ursprung nicht damit befleckt! —

In den ersten Zuständen der Gewalt ist das Faustrecht göttlicher Begabung Maß; dieses bringt es aber niemals zu einer letzten, bestimmten Entscheidung. — Diese rohesten Zeiten haben ihrer Nachkommenschaft das historische Recht des Herrenthums über Menschen hinterlassen; jeder Krieg erschuf an den Gefangenen neue Sklaven. — Sklaverei mag also eben so alt sein als das Eigenthum. Dafür sprechen historische Beweise, nicht so für die Thatsache, daß die Herren nur die ältesten Erstgeborenen seien. Das Wesen der Familie erschafft erst den Begriff des Eigenthums. Wie sollte es anders sein?! Die Familie ist so ursprünglich, daß die ältesten Völker in keiner Sprache ein innig bezeichnendes Wort dafür hatten; denn wenn die Römer auch familia von famulus, Diener, ableiteten, so hängt das eben damit zusammen, daß ihnen die Wurzel ihres ganzen Lebens erst an äußerlichen Gegensätzen bewußt ward, und gewiß setzte die Möglichkeit der Dienstbarkeit schon eine Familie voraus. Daß der Hausvater als unbeschränkter Herr gebot, dieses Symbol der noch nicht erschlossenen Innigkeit des Gemüths-

Digitized by Google

lebens, gehört einer Periode an, welche nur die Kraftäußerung göttlich verehrte. Da aber die Kinder niemals frei wurden, so widerspricht das dem Eigenthumsbegriff, der ewige Dauer bedingt. Die Stellung der Frauen, die für ihr ganzes Leben dem Familienverbande unterworfen blieben, war doch von der Sklaverei unterschieden. Wohl verehrte die Pietät besonders im Erstgeborenen den Vater; dies bildete aber nur den ersten Anklang an eine Herrschaft, aus welcher die erste Gemeinde erwuchs. Die erste Familiengliederung ist, wie die Priesterstämme des Orients es noch deutlich zeigen, eher für den Anfang des Adels zu nehmen, als für den des Sklaventhums. Der älteste Adel war priesterlich, und im waltenden Vater verehrte die große Menge der Kinder das Bild der Gottheit, da die Heiligung der mütterlichen Kräfte in der Natur, wegen der frühen Ausartung der Ehe zur Polygamie, noch nicht ihren Ausdruck in der Familie fand.

Dem Adel aber steht die Gemeinfreiheit gegenüber, nicht die Leibeigenschaft, — zwei Begriffe, die Granier de Cassagnac noch oft im Verlauf der Untersuchung verwechselt, obgleich er sehr gut beweist, daß die Benennungen: „pius," „divus," selbst „rex" et „regius" (vgl. z. B. Horat. Od. I. v. 1) einen alten Stammadel der Erinnerung bedeuten. Sonst hätte es ja ursprünglich nur ein paar Freie und außerdem lauter geduldige Knechte gegeben! — Schon die älteren römischen Gesetze begründen die väterliche Gewalt auf die pietas; dieses eine Wort bezeichnet also die Verhältnisse zu Gott und zugleich die zu den Eltern und Aelteren. „Dem Zeus gehören die Darbenden und Fremdlinge!" — besagt Homer; im Mittelalter standen dieselben unter dem Mundium, d. h. dem Familienschutze des Kaisers und der Kirche; nachher unter der Vormundschaft des Staats. Dies weist die ganze Entwicklung auf! — Die Vermittlung dieser Staatspflichten geschah durch die Gemeinde; am deutschen Rechte sehen wir deutlich, wie die einzelnen Schutzverbindungen der Familien, die namentlich in Rache und Sühnung der übrigen Welt gegenüber, ihre unabhängige Gerechtigkeit behaupteten, sich zu Gemeinden zusammenschließen und nur langsam an das große Staatswesen aufgeben, — wie die Persönlichkeit gleichsam bewußt ihre Rechte abtritt, um sie vom Staate wiederzuerhalten. Das Lehnswesen that der Gemeinfreiheit Abbruch, indem an Verträgen über Feldernutzung und ablösbaren Kriegsdienst die erbliche Abhängigkeit ausgebildet ward. — Die Spuren des Lehnswesens finden wir zu allen Zeiten, und namentlich im römischen Rechte, — weil es eben für ackerbauende Völkerschaften ein durch seine Einfachheit verführerisches Vertragsverhältniß ist. Die Leibeigenschaft des Mittelalters hat auch etwas so Bedingtes und gesetzlich Begrenztes, daß sie durchaus nicht mit der Sklaverei des Alterthums auf eine Stufe gestellt werden darf! —

Cassagnac hingegen läßt die Freiheit erst aus dem Lehnssystem heraufsteigen, und erklärt die Entstehung der ursprünglichen (nicht der „künstlichen," nämlich der nachgeahmten) Gemeinden aus den Freilassungen der Barone oder Klöster. —

Laut einzelner Urkunden! — In unseren deutschen Städten, namentlich den reichsfreien, hatten von Anfang an adelige Häuser als Mitgründer einen besondern Antheil an der Gemeindeverwaltung, und später auch die Zünfte; — woraus einleuchtet, daß weder die Gemeinden, noch die Zünfte aus lauter Freigelassenen zusammengesetzt sind, und daß sich auch beide nicht nothwendig in gleichen Epochen gebildet haben. — Freilich trat der französischen Rechtsgeschichte schon früh ein Element der absoluten Gewalt hinzu, während die deutsche sich philosophischer in klaren und durchsichtigen Stufen gestaltet hat. Aber die Willkür soll bei einer innerlichen Geschichtsbetrachtung nie das Vorherrschende für die allgemeineren Anschauungen sein! —

Welchen historischen Ursprung die äußere Form der Städte habe, ist freilich eine andere Frage, als der Ursprung der Gemeinde überhaupt, da sie die erste, oft noch formlose Gesellschaft ist, die aus dem Familienkreise heraustritt. Selbst in den Republiken des Alterthums ist die Grenzlinie zwischen Gemeinde und Staat nicht immer genau zu ziehen. — Die alten Gemeinden bezweckten die Freiheit des Friedens; der mittelalterlichen Grundlage war die Vereinigung für den Krieg. —

Das einzige wahre Kennzeichen der Gemeinden mag die Bauart gewesen sein, die sich nach dem Bedürfniß regelte und dadurch ein Herkommen entschied.

Die Adeligen, welche ihre Unabhängigkeit durch Selbsthilfe wahrten zu allen Zeiten, bauten auf Bergen ihre Vesten an. Schwerlich aber kommen die Ausdrücke: summo oder humili loco natus, un homme de haut lieu, de bas lieu, hochgeboren u. dgl. m. daher. Dabei hat Cassagnac vergessen, daß schon seit 200 Jahren gerade die niedrigsten Classen im dritten oder vierten Stockwerk wohnen.

Cassagnac's Unterscheidung zwischen adeligen und bürgerlichen Städten, — d. h. ursprünglich adeligen oder unfreien, denn Bürger, die freie Mitte der Menschheit, giebt es bei ihm eigentlich nicht; — diese Unterscheidung hat eben nur ihre Begründung an der Bauart. Das ackerbauende Sparta, mit getrennten Häusern und ohne Mauern, war freilich der siegreich herrschende Stamm. Das Geschlecht, das von dem überwundenen Lande alle Arbeit verrichten ließ, blieb in der spröden Starrheit des Adels. Ist zwar Spartas offene Stadt auch den kurzen Schwertern der die Feinde verachtenden Krieger zu vergleichen, so mag sich doch wirklich in Griechenland, aber auch nur da! zwischen den demokratischen und aristokratischen Städten der Unterschied festgestellt haben, daß diese offen und vereinzelt bauten, jene mehr Festungen gleich, in denen die ganze Bürgerschaft als Einheit erschien, während der Adel mehr Isolirungsprincipien folgt. —

Die Rechtsunterschiede zwischen freiem und gebundenem Erbeigenthum sind ebenso durchgängig; aber das freie findet sich nur bei Freien, das gebundene, wie beim Adel, so auch bei den Hörigen und im Lehnsnerus stehenden. —

H. B. Oppenheim.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Digitized by Google

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

3. Juni. № 132. 1841.

Zur Charakteristik des modernen Afterchristenthums.

(Fortsetzung.)

Schon im Princip der Pathologie bewährt sich sein Glaube als ein völliger Taugenichts. Die Krankheit ist ihm nämlich wohl Folge der Sünde, aber wohl gemerkt! nur ursprünglich. O wie illusorisch, Herr Obermedicinalrath! wie gläubig und zugleich wie ungläubig! Nur ursprünglich, d. h. im Reich der Träume und Vergangenheit, nicht im Reich der Gegenwart und Wirklichkeit, im Jenseits, aber nicht im Diesseits der Medicin, im Vorhof der Propädeutik, aber nicht im Klinikum der Pathologie selbst, wo es vielmehr ganz natürlich zugeht, die Krankheit aus natürlichen Ursachen abgeleitet wird. Zwar sucht er die Krankheit so viel als möglich anzuschwärzen; er bezeichnet und schildert sie als ein widernatürliches, heterogenes, feindseliges Wesen im organischen Wesen, als ein eigenes selbständiges und selbstthätiges Lebensprincip (S. 260 u. 261). „Die eigene selbstbewegende Bildungsthätigkeit der Krankheitsseele bezeugt der Umstand, daß in entzündeten Theilen Blutbewegung nach dem Tode noch statt hat, nachdem sie in allen anderen verschwunden" (S. 262). Weil der Organismus, so lebt auch das, was in ihm nicht harmonirt; würde es nicht leben, so könnte es nicht wirken. Es lebt, aber auf eigne, fremdartige Weise, sonst könnte es nicht stören" (S. 359). Aber haben nicht auch solche Aerzte, die nicht von den Principien der christlichen Tradition ausgingen, im Wesentlichen eben so die Krankheit bestimmt? Harvey sagt: Quin etiam experimur saepius in corporibus nostris cancros, sarcoses, melicerides aliosque id genus tumores quasi *propria anima* vegetativa nutriri et crescere. Sydenham: Morbus est species, quemadmodum planta est species, quae parem semper ad normam e terra nascitur, floret, interitque. Meckel: „Man kann die Exantheme als sehr unvollkommene Organismen oder sogar als mehr oder minder gelungene Versuche zur Bildung von Eiern ansehen," Hartmann: „Krankheit ist eine eigene Art des Lebens und einem Schmarotzergewächse vergleichbar, das sich in oder auf einer anderen Pflanze einnistet," Bernt: „Krankheiten sind fremdartige, in das Leben eingedrungene Lebensschemata," Eisenmann: „Man mag sich einen Standpunkt wählen, welchen man will, so werden uns die Krankheiten immer als Leben am Leben und auf Kosten des Lebens erscheinen." (Die vegetativen Krankheiten S. 88). Gerade nun so, wie die naturhistorischen Aerzte, bestimmt auch unser christlicher Medicus die Krankheiten*). „Die Krankheitsursache ist zoophytisches Wesen" (S. 374). „Die pseudoplastischen Wesen stufen sich ab von den pflanzenhaften oder zoophytischen, korallenähnlichen mit ihrem Boden, dem Organismus Verwachsenen, bis zur selbständigen Absonderung von demselben in den Würmern" (S. 256). „Das Krankmachende (Kränkelnde) ist somit stets ein relativ, im Vergleich mit dem Organismus und seinen Theilen niederes, minder zusammengesetztes, häufig elementares, d. i. aus den einfachsten Principien bestehendes Wesen, eine dynamische oder dynamisch-materielle Schlingpflanze, ein dynamisch-materieller, vielarmiger Polyp" (S. 254). Zwar nennt er sie nicht, um ihren ketzerischen, illegitimen Ursprung zu bezeichnen, Organismen, sondern Pseud-

*) Besonders gefällt er sich darin, die Krankheit mit einem feindlichen Angriff auf den Organismus zu vergleichen. Aber auch dieses Bild ist nichts Besonderes und Neues. So vergleicht schon der Arzt Levinus Lemnius in seiner Occulta Naturae miracula (15, 64) l. II. c. 4 die acute Krankheit mit einem feindlichen Sturme, der auf die Festung des Leibes gemacht wird. Zu bemerken ist noch, daß der Verf. besonders eifert gegen die Pathologen (Schönlein, Stark, Eisenmann), welche Krankheitserscheinungen, wie Fieber, Entzündung, Exantheme als Heilbestrebungen, als Reactionen betrachten, während sie nach ihm in Beziehung auf den Kranken Passionen, in Beziehung auf die Krankheitsursache Actionen sind. Aber wer läugnet denn, daß dergleichen Reactionsprocesse zugleich Krankheitsprocesse sind? So bemerkt z. B. Häser über Eisenmann (Archiv f. d. ges. Medicin B. I. H. I. 1840. S. 142), daß man „nicht vergessen dürfe, daß diese Reactionen nichts desto weniger krankhafte Erscheinungen sind." Ist nicht die Thräne Erscheinung eines Gemüthsleidens, aber zugleich gerade als Aeußerung des Schmerzes, das Linderungsmittel derselben? So ist auch der Schrei allerdings „Wahrnehmung und Ausdruck des Schmerzes" (§. 524), aber zugleich Reaction, Mittheilung des Schmerzes an die Außenwelt, darum Erleichterung.

Digitized by Google

organismen. Aber verdankt er diese Distinction dem heiligen Geist der christlichen Tradition, auf die er seine Medicin begründen will? Hat nicht schon J. Spindler im Jahre 1810 in seiner Allgemeinen „Nosologie und Therapie als Wissenschaft" (S. 70, §. 91) gesagt: „Krankheit ist Scheinorganismus im Organismus?" Ist aber ein Unterschied zwischen Schein- und Pseudorganismus? Zwar hebt er, wie schon erwähnt, besonders hervor das feindselige un- und widernatürliche Wesen der Krankheit, aber gleichwohl kann er nicht umhin, dennoch derselben einen dem Organismus immanenten, also natürlichen Ursprung zu vindiciren. „Insofern der Körper nicht vermag, alle äußeren Dinge zu beherrschen, d. i. sie zu überwinden, niederzuhalten oder sich anzueignen ꝛc., insofern kann der Mensch erkranken oder was dasselbe, hat er allgemeine, sog. natürliche Anlage zu Krankheiten, eine Anlage, die der jetzigen menschlichen Natur nicht widerspricht" (§. 290). „Die Krankheitsursache, ihr Proceß und ihr Product sind somit, im Allgemeinen betrachtet, allerdings natürliche, ja organische Dinge, aber feindlich entgegengesetzt der individuellen Natur und Organisation des Erkrankten" (§. 310). (Wer wird das läugnen?) Er parallelisirt selbst die Krankheitsprocesse mit natürlichen, normalen Erscheinungen. „So wie jedes organisch-thierische Wesen, so bildet auch das Pseudorganische sich zuerst Zellstoff aus dem Flüssigen und daraus seine primäre Form." „Die secundären Elemente sind also im pseudorganisirten Wesen dieselben wie im Organismus" (§. 311). „Die im Krankheitsprocesse bildenden Principien und gebildeten Stoffe sind dieselben, die auch im Gesunden" (§. 308). „Die erste Lebensoffenbarung des Pseudorganischen wie jedes Organischen, ist Pulsation, Oscillation" (§. 369, s. auch §. 360). Ja er vergleicht sogar, wie viele andere Pathologen und Physiologen, den Zustand der Krankheit mit dem Zustand der Schwangerschaft (S. 270—276). „Die Krankheit ist Schwängerung durch ein Fremdartiges."*) Sehr schön; aber wo ist denn hier eine Spur von dem theologischen Ursprung der Krankheit? Warum bestimmt er denn dieses Fremdartige, wodurch der Mensch geschwängert wird, nicht als den Teufel, wenn der ursprüngliche, d. i. wahre Grund der Krankheit die Sünde, der Teufel aber der Grund der Sünde ist, „der Mensch wendete seine mütterlich empfangende Liebe freiwillig, wie heilige Urkunden sagen, durch die bösen Engel verführt, von Gott ab" (S. 118). Warum? weil er als Arzt läugnet, was er als Christ glaubt, weil er nur in der Propädeutik Christ, in der Pathologie selbst aber Naturalist und Rationalist ist.

R. Fludd definirt also die Krankheit in seinem Integrum Morborum Mysterium (T. I. Tract. II. Sect. I. P. II. c. I.): Morbus est malum seu angustia quaedam quae homini *peccanti* ob *faciei Jehovae absentiam* et *occultationem* advenit. Vel sic: Morbus est quaedam *a manu Jehovae irascentis percussio*, quae pro proprietatis percussoris varietate varia esse dignoscitur. Vel sic: Morbus est dolor quem impertitur Deus in ira sua. Vel sic: Morbi sunt *sagittae omnipotentis* in aegrotum graves admodum, quarum virus ebibit spiritum ipsius. In der That eine christliche Medicin, eine Medicin, welche wirklich, nicht nur vorgeblich und illusorisch ihr Princip aus dem traditionellen Offenbarungsglauben ableitet, hat keine andere Aufgabe und Tendenz, denn die Krankheiten als Ausbrüche des Zornes Gottes oder, was dasselbe ist, denn die Dämone verdanken ihre Existenz offenbar nur dem Zorne Gottes, als dämonische Krankheiten aufzufassen, darzustellen und zu erweisen. Hat die Krankheit einen übernatürlichen Grund, so müssen auch die Krankheiten einen solchen haben, denn der Apfel fällt nicht weit vom Stamme. Unglücklicher Weise giebt es nicht nur Eine, sondern sehr viele Krankheiten, aber glücklicher Weise wenigstens für den wissenschaftlichen christlichen Arzt, giebt es auch nicht nur Einen, sondern sehr viele Teufel. Dies ist eine historische Thatsache. So gab es zu Christi Zeiten einen Besessenen, der nicht weniger als eine Legion Teufel, d. h. gerade so viele, als eine römische Legion Soldaten, also 6666 Teufel (s. Haubold's Christusgeschichte I. Th. S. 213) bei sich hatte. Ja noch im vorigen Jahrhunderte, 1784, fand sich zu Velpa in Tyrol eine Besessene, die sogar eine Million Teufel im Leibe hatte (S. Göze Nützl. Allerlei II. Bd. S. 66, 67). Der christliche Arzt hat also die Aufgabe, nicht nur die Krankheit im Allgemeinen, die ja keine Existenz hat, sondern auch die vielen verschiedenen Krankheiten aus den vielen verschiedenen Teufeln abzuleiten und bei dieser Deduction folgenden Weg einzuschlagen. Obgleich der Inhalt der christlichen Medicin ein durchaus supranaturalistischer ist*) (s. z. B. hierüber des eben citirten R. Fludd's christliches Mysterium der Krankheiten), so muß sie doch, schon um der Ungläubigen willen, formell

*) Uebrigens müssen wir der Wahrheit gemäß bemerken, daß der Verf. bei dieser Vergleichung als scrupulöser Orthodox sogleich die pfäffische Note unter den Text setzt: „Allerdings ist die gegenwärtige Weise, zu zeugen und zu empfangen, schon Folge der großen Katastrophe des Sündenfalls." Aber die Gründe, welche er in seiner Propädeutik (S. 119—20) für die Abnormität des gegenwärtigen Zeugungsvermögens vorbringt, sind so abnorm ungereimt und „schamlos," daß er offenbar nur auf indirecte Weise die Normalität desselben beweisen wollte.

*) So definirt z. B. R. Fludd in seiner Schrift: Pulsus s. nova et arcana Pulsuum historia den Puls also: Pulsus est *actus Christi* (vitae fontis) in cordis mei systole et diastole consistens, quo Christus in me vivens efficit, ut ego in Christo vivam, panemque vitae esuriens a coelo descendentem omni momento inspirem. Vel sic: Pulsus est actio seu motus cordis et arteriarum in diastole et systole a Christo vitae fonte agitatus atque excitatus.

Digitized by Google

wenigstens sich an die natürliche Logik anschließen und daher vom Bekannten zum Unbekannten, vom Leichtern zum Schwereren, vom Sichtbaren zum Unsichtbaren aufsteigen. Sie geht also aus von der eigentlichen unverkennbaren Teufelsbesessenheit als einer unläugbaren, nicht nur durch die göttliche Tradition der Kirche, sondern auch durch die gegenwärtige Erfahrung noch (s. J. Kerner) beglaubigten Thatsache, und hat nun nach den Regeln der natürlichen Analogie und Syllogistik zu beweisen, daß auch die übrigen Krankheiten von Dämonen herkommen, nur mit dem Unterschied, daß in den κατ' ἐξοχήν sogen. dämonischen Krankheiten der Teufel sensibel, in den übrigen Krankheiten aber latent ist. Und die weitere Aufgabe der christlichen Medicin ist nun keine andere, als diesen latenten Teufel zu entbinden; denn ist einmal der versteckte stumme Teufel zur Rede gesetzt, erkannt, was für ein Teufel in dieser oder jener Krankheit steckt, so ist auch leicht das Mittel zu finden, wie dieser specielle Teufel auszutreiben ist. Damit haben wir nun auch sogleich einen schönen natürlichen Uebergang von der christlichen Pathologie zur christlichen Therapie gefunden. Die christliche Pathologie hat zu lehren, daß Alles, auch das physische Uebel, aus der Sünde, aus dem Unglauben oder, was eins ist, aus dem Teufel, die christliche Therapie, daß Alles, auch das physische Heil, nur aus dem Glauben kommt. Wenn die Sünde die Krankheit verursacht und nicht nur den Menschen, — „unser gegenwärtiger Körper ist das Kind des Versehens am Bilde der Schlange" S. 118 — sondern auch die ganze Natur mit in's Verderben gerissen, verändert, entstellt, getrübt und vergiftet hat — „alle Gesetze der Natur veränderte die Sünde des Menschen" S. 169 — so ist ja nothwendig das Princip der Heilung und Genesung außerhalb der Natur, nur in der göttlichen supranaturalistischen Macht des Glaubens zu finden. Eitel und frivol wäre der Einwurf, daß der Glaube nur das Antidotum des Unglaubens, der Sünde sei, aber gegen die materiellen Folgen der Sünde, gegen die leiblichen Krankheiten nichts, wenigstens unmittelbar, vermöge, denn dieser Einwurf, diese Distinction drückt nichts aus als den Unglauben an die Macht des Glaubens und die Wahrheit der „göttlichen Traditionen," der Glaube ist nicht gebunden an den schlechten Causalnexus der natürlichen Logik, an die langweiligen Differenzen von Mittelbar und Unmittelbar, an die endlichen Distancen von Raum, Zeit und Qualität. Nein! der Glaube ist vielmehr eine schlechthin ungebundene, unbeschränkte, ja allmächtige Kraft, vor der alle Grenzen und Gesetze (?) der Natur, die nur den „dummen" ungläubigen Philosophen und Naturforschern als ewige Gesetze imponiren, in Nichts verschwinden. Und diese Universalmacht des Glaubens ist eine geschichtliche Thatsache, bestätigt durch „tausendjährige Erfahrungen und Traditionen" der allein selig machenden, aus dem Diluvium des Unglaubens und ewigen Verderbnisses errettenden Arche Noah's.

Beispiele und historische Beweise von der wunderbaren Heilkraft des traditionellen christlichen Glaubens. Zu dem heiligen Malachias, einem Zeitgenossen des heiligen Bernhard, kam einst eine schwangere, ja wahrhaft schwangere (vere gravida) Frau mit der Klage, daß sie wider alle Gesetze der Natur bereits 15 Monate und 20 Tage eine Leibesfrucht in sich trage. Was thut nun der heilige Malachias? Wie macht er den Accoucheur? Greift er nach dem Pelvimeter, nach dem Perforatorium, nach der Geburtszange? Ei bei Leibe! So erniedrigt sich nicht der Glaube; der christlichen Arzneikunst stehen andere Remedia zu Gebote. Der heilige Malachias, ergriffen von Mitleid, „betet und die Frau gebiert zur Freude und Verwunderung der Anwesenden." „Eine Frau lag am Tode. Sehnsuchtsvoll schickt sie nach dem heiligen Malachias, aber er kann nicht auf der Stelle abkommen." Was thut nun der Heilige? Erkundigt er sich etwa darnach, was ihr fehlt? Schickt er ihr etwa einstweilen ein Arzneimittelchen? Bewahre! „der heilige Malachias rief einen Burschen herbei und sagte zu ihm: bringe der Frau diese drei Aepfel da, über die ich den Namen des Herrn angerufen; ich habe das Vertrauen, daß sie, wenn sie davon gekostet, so lange leben wird, bis ich selbst nachfolgen kann." Und richtig, so war's: die Frau starb nicht nur, die Frau genas (Vita S. Mal. a beato *Bernardo* edita). Und nicht nur über die Pseudorganismen im menschlichen Organismus, über die Krankheiten, auch über die organischen Wesen außer dem Menschen, ja selbst über die unorganischen Mächte, über die Elemente gebietet der in der traditionellen Offenbarungslehre gegründete Glaube. „Einst kam der heilige Bernhard in eine von ihm gegründete Abtei. Als man das neue Oratorium einweihen wollte, belästigte eine unglaubliche Menge von Mücken die Eingehenden. Der heilige Bernhard sagte: ich thue sie in den Kirchenbann (excommunico eas) — und am andern Morgen fand man alle todt"*) (*Vita Sancti Bernhardi* l. I. c. 12). Einst dictirte eben dieser Heilige einem Klosterbruder einen Brief religiösen Inhalts in die Feder. Sie saßen beide unter freiem Himmel. Auf einmal stürzt über sie ein Platzregen los. Der Schreiber natürlich will jetzt nicht mehr schreiben. Aber der heilige Vater verwehrte es ihm mit den Worten: Das ist eine Sache Gottes, fürchte dich nicht zu schreiben. Und er schrieb und schrieb mitten im Regen ohne Regen in medio imbre sine imbre (Ebend.).

*) „Der Papst excommunicirte sogar den Cometen, der sich 1532 am hellen Tage zeigte. Im Jahr 1554 excommunicirte der Bischof von Lausanne eine Art von Blutegel, weil sie den Fischen, den Fastenspeisen der geistlichen Herren nachtheilig seien." Christ. Kapp. Hertha S. 293—295. Zweifelsohne verfehlten auch diese Bannflüche nicht ihre Wirkung.

Digitized by Google

Nichts vermochte die Naturgewalt gegen das Blatt Papier, das bestimmt war, die heiligen Gedanken des frommen Vaters aufzunehmen. So schirmt der Glaube vor Wassersgefahren. Aber nicht nur wasserdicht, auch feuerbeständig macht der traditionelle Glaube den Menschen. Und diese Kraft der Incombustibilität inhärirt dem Glauben nicht etwa nur, wenn er dem gemeinen Küchenfeuer, sondern sogar auch, wenn er dem furchtbarsten Feuer, das wir kennen, dem vulcanischen Feuer ausgesetzt wird. So erzählt die Kirchengeschichte, daß einst die Einwohner der Stadt Catanea nur dadurch die ihnen bereits den Untergang drohenden Feuerströme des Aetna von sich ableiteten, daß sie ihnen den Schleier der heiligen Agathe entgegenhielten, also bei dieser Gelegenheit die erfreuliche „Erfahrung" machten, daß dieser Schleier ein untrügliches Präservativ gegen die Flammen feuerspeiender Berge sei. (*Sacra Hist.* de gentis hebr. ortu etc. aut. *P. P. Mezger. Cum facultate superiorum.* Aug. V. 1700. p. 571.) Seht an diesen Exempeln, die sich übrigens bis in's Unendliche vervielfältigen und verstärken ließen, wie sich der Glaube von Kunst und Wissenschaft discernirt. Was der Natur, der Kunst, der Wissenschaft eine Unmöglichkeit, ist dem Glauben eine Leichtigkeit. Die Kunst gehorcht der Natur, der Glaube gebietet ihr — gebietet über Tod und Leben. Die Kunst vermag wohl den schlummernden Lebensfunken im Scheintode wieder zur hellen Flamme anzufachen, aber der Glaube kann Todte, wirklich Todte wieder lebendig machen. So rief der heilige Malachias nach der glaubwürdigen Erzählung seines Biographen, des heiligen Bernhard, Todte in's Leben zurück und zwar lediglich vermittelst der Kraft seiner Thränen und Gebete.

(Fortsetzung folgt.)

Zeugnisse aus dem verborgenen Leben; oder Lebens- und Glaubens-Erfahrungen eines Ungenannten, in Gesängen.

Gereimte Prosa, daß die Vernunft sich müsse unter den Glauben gefangen geben.

Der Verfasser war früher Rationalist, nach allerhand Erdennoth und nach schwerem häuslichen Leid kam die Gnade bei ihm zum Durchbruch; „in schwachen Accorden hat seine Harfe diese große Stunde in den ersten Liedern besungen, und es ertönen fort und fort die Saiten von Nachklängen dieser ewigen Grundharmonie." Von einem Instrument können wir weder Poesie noch Verstand erwarten, und wollen darum die Verse seiner Harfe nicht allzu scharf ansehen. Er meint, es möchte nicht ohne Segen sein, dies Selbsterfahren mitzutheilen. Wir haben nichts dagegen. C.

Gedichte von Rudolph Kuhlemann.

Kuhlemann besitzt poetisches Talent; seine Anschauung ist frisch, seine Sprache blühend und kräftig, seine Gesinnung edel und umfassend. Er scheint besonders unter den Einflüssen von Freiligrath, Lenau und A. Grün zu arbeiten. Im Bau der Verse, im unverbundenen Zusammenfügen einzelner Worte, besonders im Nominativ und Vocativ, und kleiner Sätze erinnert er an den ersten, ohne ihm jedoch in den ausländischen Reimen nachzuahmen, oder ihm an Phantasiegewalt und natursaftiger Malerei gleichzukommen; Lenau ist in der Beseelung des Leblosen, in dem Uebertragen geistiger Eigenschaft auf die Außenwelt hin und wieder kenntlich; A. Grün fällt uns bei der glänzenden Sprache und bei einzelnen ganzen Gedichten ein, wie z. B. das vom Sieg des Frühlings schon viel schöner in den Spaziergängen eines wiener Poeten zu lesen ist. Aber wenn schon bei diesem la belle frase oft zu sehr vorherrscht, und nur die Würde und Grazie des Geistes uns für den Hang zur Schönrednerei entschädigt, so hat Kuhlemann sich besonders vor Wortprunk und geschraubtem, gezierten Wesen zu hüten. Aus den meisten seiner Gedichte könnte man Vieles wegschneiden. In der Gedankenlyrik ist eine gewisse Fülle und Pracht am rechten Orte, aber „Wolkenneigung, Meeressteigung, Sonnenstrahlung, Abgründlichkeit" u. s. w. sind auch hier zu abstract, im eigentlichen Lied aber dünken uns „Frühlingthum, Wallungsmacht, Rosenmuth, Todesthau, Veilchenfrühlingsfrühe u. dgl." ganz unerträglich. Kuhlemann hat oft nur einen einfachen Gedanken auszudrücken, und thürmt Zeil' auf Zeile, „wie Felskolosse zum Alpenbaue;" oft hat er liebliche Anschauungen, die aus der pretiösen Hülle seiner Rede nur schwer zu Tag kommen, wie im Folgenden:

O wollet jetzo euch erschließen,
Ihr Blumen, wollet eure engen
Kelchswangen von dem liebesüßen
Herzdufte lassen auseinandersprengen!

Dagegen wird eine Strophe, wie die folgende, ganz unverständlich:

Und dort im Thal die stillen dunkeln Lauben,
Die mit dem Blüthennetz der Lenz umschloß,
Vom Sternenzelte schimmerte der Glauben,
O jene Thräne, die gleich hellen Trauben
Voll süßer Liebe in dein Auge schloß!

Die Schlußgedichte im Canzonenmaß sind langweilig, und der angestrebte Humor äußerst schwerfällig; dagegen ist in den Wanderliedern manches Frische und Sinnige. Das gelungenste Gedicht ist vielleicht: Im Keller zu Bremen. Für die Mittheilung charakteristisch erscheint mir das achte Sonett:

So ist's, und also magst du immer sagen:
Es kann die Nacht das Licht der Welt nicht tödten,
Der Frühling steigt, umwallt von Morgenröthen,
Ein Jüngling dort aus Wintersarkophagen.

Die Kön'ge zog's, vom Hoffnungsweh getragen,
Einst sternenwärts, du selbst in Angst und Nöthen,
Wie mußtest du einst stille für dich beten!
Du sahst empor, da fing es an zu tagen.

Es stand der Stern hoch an des Himmels Firsten
Und senkte dort den Strahlenthau hernieder
Auf Bethlehem in eine Rosenquelle.

Gesegnet, die nach frischem Leben dürsten!
Aufschlug der Heiland seine Augenlider,
Da ward Erquickung, Duft und Sternenhelle.

C.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Digitized by Google

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

4. Juni. № 133. 1841.

Zur Charakteristik des modernen Afterchristenthums.

(Fortsetzung.)

Wenden wir uns nun wieder zu unserem modern christlichen Medicus zurück. Er verlangt allerdings, wie wir gesehen, in seiner Therapie, daß der christliche Arzt beten, sich und den Kranken entsündigen lassen müsse. Er räumt also dem Gebete, überhaupt den geistlichen Mitteln, eine entsündigende Kraft ein; aber warum nicht auch eine entkrankheitende? Er beginnt also nur die Heilung mit dem Gebete, aber vollbringt sie nicht mit ihm? Erst läuft der Herr Obermedicinalrath in die Kirche und dann in die Apotheke? Erst wendet er sich an seinen Beichtvater und dann an Hippokrates? Erst greift er nach dem Gebetbuch und dann nach der Mora, nach dem Kauterium? Mehr vermag also die Glut des Eisens als die Glut des Gebetes? An der Macht der Materie scheitert die Macht des Gebetes, des Glaubens? Stimmt das mit den heiligen Traditionen der Kirche überein*)?

Unser christlicher Medicus sagt selbst in seiner Propädeutik S. 151: „Im Gebete berühren (womit? mit welchem Organ?) wir Gott, setzen uns in Verbindung mit dem Urquell aller Macht, alles Lebens. Erfahrungsthatsache ist es, daß durch Gebet häufig (wie? nur häufig? nicht immer?) gegenwärtige Uebel gehoben werden, weil im Gebete der Mensch wieder in ein richtigeres Verhältniß zu Gott und dadurch zur Natur tritt, somit die Folge der Trennung von Gott, das Uebel, schon darum aufhört oder abnimmt (nur abnimmt?).... Betend werden wir vermittelnde Zuleiter göttlicher Kräfte an den, für welchen wir beten.... Das Gebet maßte sich an, die unabänderliche Weltordnung, den ewigen Rathschluß Gottes zu ändern und zu stören? Ja wie Arzneien, Wetterableiter und Dämme. Jede mächtigere Kraft beschränkt nothwendig die schwächere. Wenn Gedanke und Wille nicht bloß den eignen Körper, sondern selbst den Pendel bewegen, auf Magnetisirte und Andere wirken: wie vermag man die leitenden Kräfte des tiefsten und innigsten aller Acte im Menschen zu läugnen?" S. 152. Und in seiner allgemeinen Therapie: „Die Sacramente und Sacramentalien sind vom Schöpfer, Erhalter und Erlöser, vom Heiland, vom Arzt aller Aerzte berührte Talismane und Träger von göttlichen Kräften. Die völlige Blindheit über das wahre Verhältniß des Geschöpfs zum Schöpfer und über den gegenwärtigen Zustand der geschaffenen Natur führte zur herrschenden Naturvergötterung, denn wer den wahren Gott nicht erkennt, schnitzt nothwendig sich Götzen. Die Natur hat allerdings göttliche Kräfte (so?), noch reine Verhältnisse; aber sie ist nirgends mehr ganz rein (o welche Halbheit und Mediocrität!), überall ist sie, hier mehr, dort weniger, vergiftet. Die Kirche und der zuerst selbst entsündigte Mensch hat den Auftrag, wahrhaft alchemistisch das Unreine vom Reinen zu scheiden und das Reine auf allen Wegen, durch alle Sinne und äußere Organe dem Menschen und der ganzen Natur wieder zuzuführen. Das ist die Bedeutung der Sacramente und Sacramentalien." S. 498. Wenn nun aber das Gebet der unmittelbare Contact mit dem Urquell aller Macht, alles Lebens ist, wenn wir uns durch dasselbe in ein richtigeres Verhältniß zu Gott und Natur setzen, wenn es gegenwärtige Uebel heilt, ja die Quelle alles Uebels, die Trennung von Gott, aufhebt, wenn überdies die übernatürlichen Kräfte des Gebetes so natürlich sind, als Blitzableiter, Arzneien und Dämme: warum macht er denn nicht das Gebet zum Princip seiner Therapie? wozu das Gerede von assimilirbaren und nicht assimilirbaren Heilmitteln? Wenn das Gebet überhaupt das Uebel überhaupt, das Grundübel heilt, so muß ein bestimmtes Gebet auch ein bestimmtes Uebel heilen. Warum verläugnet er also die nothwendigen, immanenten und immediaten Consequenzen seines Princips? Warum giebt er uns keine schweißtreibenden, keine abführenden, keine krampfstillenden Gebete und Litaneien*) zum

*) Allerdings, wenigstens mit dem frommen Betruge jener Mönche, welche die Hundswuth mit dem heiligen Hubertusschlüssel curirten, aber so, daß sie nebenbei das Eisen glühend machten.

*) So heilte z. B. P. Joh. Franz Suarez S. J. den Erzbischof von Wien in Frankreich vom Podagra, indem

Digitized by Google

Besten? Wenn die Gebete schon wieder wie Arzneien, warum wirft er denn nicht die Apotheken, diese Asyle des Unglaubens, zum Teufel? Wenn ich des Glaubens bin, daß mein Gebet die Kraft eines Blitzableiters hat, prostituire ich nicht zu aller Welt Lust und Schau eben diesen meinen Glauben, wenn ich dennoch zugleich einen metallenen Blitzableiter auf mein Haus setze? Wenn die Kirche schon „eine elektrisirende Batterie ist" (S. 159), wozu noch die galvanische Batterie der Physik? Ist sie nicht überflüssig? Wenn ferner, wie nicht zu läugnen, die Sacramente „vom Arzt aller Aerzte berührte Talismane und Träger von göttlichen Kräften sind," warum curirt er denn nicht allein mit ihnen, warum vertauscht er diese göttlichen Heilmittel mit Blasenpflastern, Senfteigen, Fontanellen, Mercurialpräparaten? Wie kann er mit der Wirkung und „Bedeutung der Sacramente und Sacramentalien" unmittelbar die Wirkung und Bedeutung von „Brechmitteln, von Schweiß, Urin und Stuhlgang befördernden Mitteln" verknüpfen? Ist das nicht die heillose Vermischung des Reinen und Unreinen, des Göttlichen und Ungöttlichen? Solche Mixtur soll die Menschheit curiren und restauriren? Hat so der heilige Bernhard, der heilige Malachias seine Patienten behandelt und curirt? Haben sie in das geweihte Wasser, welches sie aus dem Born der göttlichen Allmacht schöpften und den Kranken als Heilmittel spendeten, zugleich „fachinger" oder „geilnauer," „bilnauer" oder „bockleter Wasser" (S. 530) hineingeschüttet, um es kräftig und wirksam zu machen? Haben sie bei ihren Curen zugleich die Hostie und die Klystierspritze, das Crucifix und den Blutegel applicirt? Haben sie ihre Kranken und Zuhörer zugleich auf Christus und Hippokrates verwiesen*)? O wie unendlich fern waren sie von dieser Unlauterheit und Indiscretion der Empfindung und Gesinnung, von dieser wahrhaft sodomitischen Unzucht des Geistes und Charakters, welche das keusche Lamm Gottes mit dem schamlosen Hund des Aesculapius zusammenkoppelt. So sagt der heilige Bernhard: *Hippocrates et sequaces ejus* (darunter gehört auch unser Medicus) docent animas salvas facere in hoc mundo; *Christus* et *ejus discipuli* perdere... Epicurus atque Hippocrates corporis alter voluptatem, alter bonam habitudinem praefert, meus magister utriusque rei contemptum praedicat. Wie? der Herr Obermedicinalrath will an die heiligen Traditionen der Kirche sich anschließen? Ist aber diese eben ausgesprochene Gesinnung nicht die von der Kirche anerkannte, geheiligte, autorisirte Gesinnung? nicht die Gesinnung, welche zu allen Zeiten die wahrhaft Heiligen mit ihren Schriften und ihrem Leben bekräftigten? Und Er macht den Hippokrates zum Collegen, ja zum eigentlichen Medicinalrath des Heilands? Denn wer giebt ihm denn alle die assimilirbaren und nicht assimilirbaren, die roborirenden und debilitirenden, die derivirenden und excitirenden Arzneien, womit er seine Patienten curirt, in den Kopf und an die Hand? Der Heiland oder Hippokrates? Hippokrates. Also vermag der Heiland nichts ohne Hippokrates? der Glaube nichts ohne Blutegel und Klystierspritzen? O wie schwach, wie impotent, wie nichtsnutzig ist der Glaube des Herrn Obermedicinalraths! Wie tritt er die heiligsten Traditionen der Kirche mit Füßen! „Dem heiligen Bernhard wurde angeboten, von dem Haupte des heiligen Cäsarius sich nach Belieben einen Theil zu nehmen. Er wählte einen Zahn. Seine Fratres bemühten sich, mit eisernen Instrumenten den Zahn herauszureißen, aber vergeblich — der Zahn blieb unbeweglich. Da sagte der heilige Bernhard: Laßt uns beten! Wir bringen den Zahn nicht heraus, wenn ihn nicht der heilige Märtyrer selbst hergiebt. Gesagt, gethan. Und nun nach verrichtetem Gebete zog er mit der größten Leichtigkeit den hartnäckigen Zahn heraus." (Vita S. Bernh. lib. IV. c. I.) Sehen Sie, Herr Obermedicinalrath, an diesem abermaligen Beispiel, was Glauben und Beten heißt — Glauben und Beten in Uebereinstimmung mit den göttlichen Traditionen der Kirche; und wie sehr Sie selbst in der Irre des Unglaubens, wie Sie dem Satan verfallen sind.

Sie vergleichen „die Emancipation der Medicin von Kirche, Cultus, Sacrament und Sacramentalien mit der Emancipation der Muskeln von den Nerven." Sehr schön gesagt und sehr kirchlich gläubig gedacht! Der Kirchenglaube — denn was ist Cultus, Sacrament, Kirche ohne Glauben? — ist der Nervus Rerum der Medicin. Aber zeigen Sie mir doch — ich bitte Sie inständigst — die Nervenstränge, vermittelst welcher Sie die „elektrische Batterie der Kirche" mit den Muskeln der Arzneikunde in Berührung bringen. Ich mag meine Augen anstrengen so viel ich will — ich erblicke in Ihrer Pathologie und Therapie nur pures blankes Muskelfleisch, aber keine Nerven. Sie reden zwar an mehreren Stellen sehr erbauungsvoll von den segensreichen Wirkungen der Sacramente und Sacramentalien, aber Sie hätten an diesen Stellen eben so gut auch mit „infernaler Begeisterung" die wohlthätigen Wirkungen eines Balletes, die himmlischen Reize einer Venus Anadyomene feiern können, ohne die Continuität ihres medicinischen Fleisches auf eine unangenehme Weise zu unterbrechen. Ja man kann geradezu alle diese salbungsvollen Stellen mit dem anatomischen Messer der Kritik wegschneiden, ohne daß dadurch der Organismus ihrer Pathologie und Therapie auch nur den geringsten Verlust und Schaden erlitte. Nirgends, nirgends finden wir einen Nervenfaden, der sich vom

er nur die lauretanische Litanei für ihn betete. S. A. v. Bucher: Die Jesuiten in Baiern. II. Abth. S. 436. Sämmtl. W. II. B.

*) Der Verf. knüpft seine Lehre nämlich an zugleich an „die uralten Lehren der großen Beobachter und Praktiker, so wie an die göttlichen Traditionen." S. 25.

Digitized by Google

Haupte der Kirche in das ungläubige Fleisch des Herrn Obermedicinalrath hineinerstreckte. Ueberall läßt ihn sein Glaube im Stich. Er versprach uns, das gemeine Wasser der natürlichen Heilkunde vermittelst der galvanischen Batterie der Kirche zu magnetisiren; aber das Experiment ist total mißlungen. Das bockleter und brückenauer Wasser spielt nach wie vor die nämliche Rolle, hat seine Bedeutung, Wirkung und Beschaffenheit nicht verändert. Die geistlichen Einflüsse sind bei ihm nicht in succum et sanguinem übergegangen. Stark war der Geist, aber noch stärker das Fleisch. Wirksam ist das heilige Chrisma, aber doch noch wirksamer ein Blasenpflaster.

(Schluß folgt.)

Allgemeine wissenschaftliche Alterthumskunde oder der concrete Geist des Alterthums in seiner Entwicklung und in seinem System. Von Dr. C. G. Haupt. Erste historische Abtheilung oder die Entwicklung des concreten Geistes im Alterthum. Drei Bände. Altona, 1839. Verlag von J. F. Hammerich.

Während die wahre dialektische Methode mit Erfolg in den einzelnen Disciplinen in einer Reihe von sehr schätzenswerthen Werken geltend gemacht worden ist, hat sich die Philologie oder Alterthumswissenschaft solcher Bestrebungen wenig oder gar nicht zu erfreuen gehabt. Theils hat die dazu erforderliche Breite der Erudition, theils das weit verbreitete Vorurtheil, als könne ein historischer Stoff logisch nicht vollkommen durchdrungen werden, ohne der Sache Gewalt anzuthun, abgeschreckt; theils, und das ist wohl der Hauptgrund dieses Mangels, ist die Thatsache hinderlich gewesen, daß nur selten ein entschieden gelehrter Sinn sich mit philosophischer Tiefe in ein und demselben Individuum vereinigt. Gleichwohl konnten die Werke des eben so gründlich gelehrten als tief wissenschaftlichen und geistvollen Bernhardy über griechische und römische Litteraturgeschichte ein Vorbild abgeben für die Vereinigung beider wesentlichen Elemente. Nirgends ist in der That das Bedürfniß dringender als in der Philologie, die so unendlich viele Bearbeitungen einzelner Punkte und Partieen eines fast unermeßlichen Stoffs darbietet, diese Massen endlich einmal auch wissenschaftlich zu ordnen und den Einzelnen überschauen zu lassen. In dieser Hinsicht ist jeder Versuch höchst dankenswerth, und wohl Jeder hat mit freudiger Erwartung das angezeigte Werk von Haupt in die Hand genommen, um zu sehen, inwiefern dem allgemeinen Verlangen Genüge geleistet worden. Der Verf. bezeichnet als den Zweck seines Buchs „die Herausstellung der geistigen Substanzen des Alterthums" und läßt die wissenschaftliche Alterthumskunde von der Geschichte sich dadurch unterscheiden, daß sie das Bestehende, das Resultat der höchsten Blüthe des historischen Volksgeistes darstellt und nach allen Beziehungen hin darlegt. Die Philosophie der Geschichte hat nach ihm nur die Dialektik des logischen Begriffs in der Geschichte zum Gegenstande und überläßt der Alterthumskunde das Materielle und Zufällige, ohne sie zu einem Aggregate von unfruchtbaren Notizen, wie bisher geschehen, werden zu lassen. Des Schwankenden wegen wird statt des Ausdrucks Philologie oder Alterthumskunde, von der hier ein Theil, nämlich die realistische Hälfte bearbeitet ist, der Name: „concreter Geist des Alterthums" vorgeschlagen. Nun wird ein unglücklicher Versuch gemacht (allg. Vorr. S. XI), den Begriff dieser Wissenschaft darzuthun; er bewegt sich fast schülerhaft in lauter abstracten Kategorieen ohne lebendige Entwicklung und kann als Beweis dienen für den Mangel an wahrer dialektischer Methode, der das ganze Gebäude im Dunkeln stecken läßt. Der Verf. ist begeistert für die Philosophie, spricht in logischen Kategorieen, läßt aber nicht diese sich als allem Stoffe immanente Bestimmungen selbst bewegen, sondern setzt sie nur durch seine zum Theil sehr lebendige Anschauung in den Gang, schichtet dann nicht selten in ganz aphoristischer, adversarienartiger Weise den Stoff daneben an und mischt dann das Alles untereinander, so daß man sich aus dem Chaos kaum herausfinden kann, in den Wüsten von Materie und Litteratur auf mehreren Seiten herumirrt, bis einmal wieder eine Anschauung mit philosophischer Form gemischt gleich einer Oase den gequälten ganz abgematteten Wanderer aufnimmt. Dieses Gefühl der Qual und dann wieder gemüth- und geistvolle Erhebung hinterläßt das auch in ungenießbarer äußerer, selten Abschnitte gewährender Form, der Stil trägt dasselbe Gepräge der Unklarheit und Disharmonie an sich, so daß man nicht wenig erstaunt, einen Forscher auf dem Gebiete der vollendeten Kunstform so formlos zu sehen. Daran ist freilich der mit dem Riesen des Stoffs ringende, aber nicht zu vollkommener Herrschaft gelangende Gedanke Schuld: allein wer heißt auch Jemandem, zu schnell mit einem so schwierigen Werke hervorzutreten? Die speculative Begründung der Alterthumswissenschaft wird indessen unterlassen und dafür auf eine Schrift von Mützell verwiesen. Warum denn also das Reden darüber? Ein streng wissenschaftliches Buch muß einen Anfangspunkt mit aller Strenge und Bestimmtheit setzen: dieser fehlt aber. Muß nicht der Ausdruck, daß die Alterthumskunde das Materielle und Zufällige zum Inhalte habe, Mißverständniß erwecken? Ebenso merkwürdig ist die Aeußerung, daß in der ersten Abtheilung, die den historischen Proceß des concreten Geistes des Alterthums umfaßt, Manches vorausgesetzt werde, was in der zweiten seinen Erweis finde und umgekehrt; die zweite Abtheilung nämlich soll auf den Grund des historischen Processes die statische Darstellung, welche den Höhepunkt oder die ἀκμή jeder Entwicklungssphäre, jedes centralen Reichs auffasse, basirt werden. Näher wird das Verhältniß so bestimmt, daß die erste Abtheilung die formell gleichen Erscheinungen nur angebe, während die zweite als die Wissenschaft von den Principien der alten Völker die Principien der oft gleichen Erscheinungen in den verschiedenen centralen Geistesreichen darzuthun habe. Offenbar völlig unbestimmt!

Zu Grunde gelegt wird für diese erste historische Abtheilung die Annahme von drei Entwicklungsstufen, 1. die Sphäre des Zeichens oder Bildes (Hinterasien), 2. die Sphäre des Symbols (Vorderasien), 3. die Sphäre des Mythus und der Sage (Griechenland und Rom), worüber die Vorrede zum zweiten Theile sich vollständiger ausspricht. Die Einleitung enthält XI. Abschnitte und handelt I. von den Naturbestimmtheiten durch Ort und Clima, von den Raçen, deren drei angenommen werden, die äthiopische

Digitized by Google

(träges Thierleben, in's Fleisch versenkt), mongolische (beweglich, offen, oberflächlich), kaukasische (im Typus ruhig, gleichmäßig, gediegen, tief und geistvoll), so daß das dumpfe Insichgekehrtsein der Aethiopier und die sorglose oberflächliche Beweglichkeit der Mongolen aufgehoben ist in der gedankenvollen gediegenen Strebsamkeit des Europäers, oder der dumpfe Aberglaube der Aethiopier und der ceremonielle Indifferentismus der Mongolen aufgehoben in der sittlichen Religiosität des Kaukasiers. Diese Durchführung ist durchweg ansprechend. Von der nicht unbedeutenden Belesenheit des Verf. giebt die in der Anmerkung dazu besprochene reiche Litteratur Zeugniß.

Ohne streng dialektisch zu entwickeln, wird bloß beschreibend der Uebergang gemacht zur Sprache und ihrer Verschiedenheit als dem natürlichen Ausdrucke des Denkens oder „dem Denken in seiner ganzen Totalität selbst nach der Natur nothwendig erscheinend mittelst und vermöge des menschlichen Organismus;" bloß andeutend und beschreibend, nicht ohne starren Formalismus werden kurz die einzelnen Sprachen durchgegangen; unlebendig und ohne Nutzen sind Bezeichnungen, wie z. B. „die hebräische Sprache ist Naturausdruck der Einheitlichkeit und einseitigen engen Subjectivität. — Die griechische Sprache hat in sich das mythische Princip, wie die römische das der Wirklichkeit" ꝛc. Ebenso beschreibend, nicht dialektisch entwickelnd, giebt der folgende Abschnitt die allgemeinen Anfänge der Entwicklung des Menschengeschlechts an; im Folgenden werden Staat, Religion, Verständniß der Mythologie, Gang der Entwicklung der religiösen Idee des Alterthums im Allgemeinen, dann des Staatslebens, der Kunst, der Wissenschaft ziemlich ausführlich besprochen. Völlig unlogisch und confus ist S. 58, wo von dem Unmittelbaren, der Reflexion, dem Unendlichen die Rede ist. Der erste Band enthält dann von S. 83 an eine ausführlichere Darstellung der orientalischen Völker, in der Weise, daß sechs Stufen statuirt werden, deren jede erst geographisch, dann politisch und religiös, dann litterarisch beschrieben wird. Die Methode ist auch hier durchweg nur construirend, nicht eigentlich dialektisch, am wenigsten hält sie den Forderungen strenger Logik, die v. Meisenbug in den Jahrbüchern 2. Jahrg. an eine Philosophie der Geschichte gestellt hat, gegenüber Stich. Oft werden recht lebendige Schilderungen gegeben, die dann freilich wieder durch den Ballast von verbindungslos und ganz aphoristisch, wie in einem Schulcompendium, aufgespeicherten Stoff unterbrochen, durch die Abstraction unlebendiger Formeln getrübt werden. Große Belesenheit in den Hilfsmitteln zeigt sich überall, in dem Nachtrage finden sich schätzenswerthe Nachweisungen und Auszüge aus dem, was in einzelnen neueren Hauptwerken namentlich über orientalische Litteratur herausgebracht worden ist. Die erste Stufe umfaßt Hinterasien (China, Japan und die indo-chinesischen Völker), die zweite die Indier, die dritte das medisch-persische Reich, wo die Befreiung des Geistes beginnt, die vierte die Aegypter (sehr ausführlich!), die fünfte die Hebräer, die sechste Vorderasien und Afrika.

Im zweiten Bande, über Griechenland, ist sehr ausführlich der mythische Anfang als erste Periode behandelt, das weichliche, üppige Leben (S. 11 ff.) gut dargestellt, überall Concretion mit dem Naturleben, Sympathisiren mit dessen Wechsel, Trauer, mystischer Tiefsinn, wie er sich im Philosophen Heraklit aufschloß; so im Innern des Landes: dagegen an der Küste herrschte ein freieres auf phönizische Mystik und auf äußerliche Thätigkeit gerichtetes Leben, frühzeitig die musische Kunst (S. 22 ff.). Nach dem neueren religiösen Princip der Hellenen (S. 60 ff.) wird eine Kraft in den Menschen, in seinen Geist gelegt und ihm das Elementarische unterthan, Böotien wird das Asyl der alten Naturbegeisterung. Im Peloponnes schlägt das Naturleben in das noch meist abstracte Geistesleben um, dessen Concretum und Wirklichkeit Athen ist. Athen ist der Concentrationspunkt aller griechischen Volksgeister: dies wird jedoch nicht streng und klar entwickelt, bleibt Versicherung. Ganz aphoristisch und wenig genießbar ist ein großer Theil der Abschnitte über die zweite historische Periode, nur was über die Ausbildung der griechischen Poesie und Kunst gesagt ist, ist, mit wenigen Ausnahmen, lesbar, klar und ansprechend geschrieben und construirt. Die dritte Periode des Unter- und Uebergangs ist zu kurz dargestellt.

Im dritten Bande, der besonders Rom zu schildern hat, ist merkwürdiger Weise gleich anfangs die alte deutsche Nationalität, bei Gelegenheit der Etrurier (S. 21 ff.) mit abgehandelt; was die Auffassung Roms selbst betrifft, so ist sie ganz abgerissen, unklar, kaum zu lesen; erst da athmet man wieder auf, wo zum Schlusse des Unter- und Uebergangs in das Christenthum in erhebender und lebendiger Sprache die Vollendung des Geistes der alten Völker geschildert wird; die Juden, Germanen, Muhamedaner machen, ganz kurz in Andeutungen, den Schluß.

Befriedigt geht der Leser allerdings nicht von diesem Buche weg, er wird nur in Gährung hineingeworfen, wird genöthigt, sich mit dem halb rohen Stoffe herumzuschlagen, nur einige Blitze erleuchten das Dunkel, einzelne frische Schilderungen erquicken den bei allem Reichthume Verschmachtenden. Belesenheit hat der Verf. überall in reichem Maße dargelegt, an Begeisterung fehlt es nirgends, wohl aber noch gar sehr an klarer Durchführung, an logischer Begründung. Möchte der Verf. für die Bearbeitung des zweiten Theils diesen freundlichen Erinnerungen Gehör geben; wir erkennen die Schwierigkeit seines Unternehmens sehr wohl und sind ihm selbst für Unvollendetes dankbar, insofern es auffordert zur weitern Verfolgung des aufgezeigten Weges. B.

In allen Buchhandlungen ist zu haben:

Ueber

Philosophie und Christenthum

in Beziehung auf den der Hegel'schen Philosophie gemachten Vorwurf der Unchristlichkeit.

Von

Ludwig Feuerbach.

gr. 8. 1839. Brosch. 15 Ngr.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Digitized by Google

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

5. Juni. № 134. 1841.

Zur Charakteristik des modernen Afterchristenthums.

(Schluß.)

Sie sagen: die von der Kirche abgetrennte Kunst und Wissenschaft ist nur Schein und Zerrbild und dennoch sagen Sie wieder in der Einleitung S. 29: „Welche das Christenthum und alle Beziehungen zu demselben verkennen oder verhöhnen, mögen das darauf Bezügliche im Folgenden überschlagen." Gestehen Sie nicht dadurch selbst naiv genug ein, daß das Christenthum bei Ihnen nicht tief in das Fleisch gedrungen ist, daß es in keinem organischen Zusammenhang mit Ihrer Medicin steht, daß folglich auch Ihre Medicin ein von der Kirche abgetrenntes, emancipirtes Scheinleben führt? O wie widersprechen Sie sich in Ihrem Glauben — und zwar weit stärker, als die Ungläubigen selbst. Die Ungläubigen sagen: wir brauchen in der Medicin nicht die Kirche, wir haben die den Muskel bewegenden Nerven in unserm Fleische; Sie aber sagen: Quod non; das christliche Glaubenssystem ist das Nervensystem der Medicin — eine Behauptung, aus der unmittelbar folgt, daß wer kein Christenthum im Leibe hat, nicht einmal klystiren und schröpfen kann, denn wo der Nerv unterbunden wird, da findet keine Muskelbewegung mehr statt. Aber gleichwohl schröpfen und klystiren Sie nach Noten in Ihrer Therapie, ohne daß Ihre Muskeln bei diesen Operationen von dem Oberhaupte der Kirche oder den empfindlichen Nerven eines christlichen Heiligen zur Bewegung gereizt würden. Welch ein Widerspruch! Die Ungläubigen, wenigstens die Tieferen, läugnen nicht, daß der Muskel nicht ohne Nerv Leben und Bewegung habe, nur wollen sie ihr Fleisch durch ihre eignen, nicht durch die Nerven des heiligen Nepomuk oder des heiligen Ignaz von Loyola in Bewegung gesetzt wissen; Sie aber stellen, factisch wenigstens, die in der Physiologie unerhörte Lehre auf, daß sich der Muskel ohne Nerven bewegen könne, denn wie gesagt und bewiesen, in Ihrer Pathologie und Therapie bewegen sich Ihre Muskeln, obgleich der Nerv des Zusammenhangs mit der christlichen Kirche durchschnitten ist. Wie stark, wie autokratisch ist das Muskelfleisch Ihres ärztlichen Hylozoismus! Wie ohnmächtig das Nervensystem Ihres christlichen Glaubens! Es darf uns daher auch nicht im Geringsten befremden, wenn es Ihnen eine durch „tausendjährige Erfahrung" ausgemachte Wahrheit ist, daß „Verstorbene, Wiedererschienene denken ohne Gehirn*) (folglich Kopf) und Blut" (S. 116), da ganz im Widerspruch mit der Vernunft und Natur, welche selbst die Zusammenziehung der Muskeln des Mastdarms und der Blase, desgleichen die Empfindung und das Bedürfniß der Ausleerung unter den Einfluß des Nervensystems des Hirns und Rückenmarks gestellt hat, Sie in Ihrer Allgemeinen Therapie, z. B. S. 526, schwitzen, sich erbrechen, uriniren und den besten Stuhlgang haben, ohne daß Sie in allen diesen so wichtigen, so entscheidenden Acten der ärztlichen Praxis auch nur den geringsten Consensus Nervorum mit Ihrem geistlichen Oberhaupt verrathen. Welch ein Widerspruch! Sie haben Ihren Mastdarm und Ihre Blase von der Kirche emancipirt — und Ihr Kopf nur schmachtet noch in den Ketten der Hierarchie? Sie haben einen „kritischen Stuhl," einen „kritischen Urin" (S. 526), und doch einen unkritischen Kopf! Ihr Kopf wimmelt nach Ihrem eignen Geständniß von „hirnlosen Gespenstern" aller Art und Ihrem Mastdarm überlassen Sie die „alchemistische Scheidung des Reinen und Unreinen, der assimilirbaren und nicht assimilirbaren Heilmittel Ihrer Therapie? Läßt sich das zusammenreimen? Kann man den Teufel im Leibe und zugleich den heiligen Geist der Hierarchie im Kopfe haben? Nimmermehr, denn auch der Kopf gehört zum Leibe und der Leib zum Kopfe,

*) Vortrefflich ist der Beweis hievon. „Daß Denken von Gehirnfunction verschieden, zeigt auch die Thatsache, daß wir kein Bewußtsein vom anatomisch-physiologischen Zustand des Gehirns haben. Hieraus folgt, daß die Verstorbenen auch ohne Nieren, Harnleiter und Urinblase pissen können, daß auch das Pissen eine von der Function dieser Organe verschiedene Thätigkeit ist, denn wir haben im Pissen kein Bewußtsein vom anatomisch-physiologischen Dasein, geschweige Zustand der Nieren, Harnleiter und Urinblase. Allerdings ist das Denken als solches unterschieden vom Hirnact als solchem, aber um die Differenz und zugleich Identität dieser Acte zu erkennen, diese Difficultät zu lösen, dazu gehört kein „hirnloser" Kopf.

Digitized by Google

der Leib ist nichts ohne Kopf, aber auch der Kopf nichts ohne Leib. Also werfen Sie sich ganz und gar mit Leib und Seele, mit Rumpf und Kopf entweder dem heiligen Ignatius von Loyola oder dem unheiligen Hippokrates in die Arme. Das heißt auf gut ärztliches Deutsch: emancipiren Sie entweder auch Ihren Kopf von dem hirnlosen Gespenste der Hierarchie oder — die Wahl steht Ihnen natürlich frei — stellen Sie auch Ihren Mastdarm, ohne welchen sich keine ärztliche Praxis denken läßt, in allerunterthänigster Devotion der Hierarchie zur Disposition! Q. f. f. s. Sie sagen: „das Höchste wirkt nicht ohne Träger und sinnliche Zeichen. Nicht der Koth und Speichel heilte, womit Christus den Kranken berührte, sondern Christus durch den Speichel, nicht ohne denselben: conditio sine qua non. Wir lassen den sinnlich materiellen Mitteln ihre Ehre, erkennen ihre Bedeutung." (S. 489.) Ja wohl! Das wissen wir recht gut. Sie lassen nicht nur den sinnlich materiellen Mitteln ihre Ehre, Sie geben ihnen überall, wo es zum Treffen kommt, die einzige Ehre, Sie curiren ganz im Widerspruch mit Ihren Glaubensprincipien, welchen zufolge die Natur gefallen und verdorben ist, und folglich nur durch einen außer- und übernatürlichen Arzt geheilt werden kann, die Natur aus der Natur, mit der Natur, durch die Natur, gerade so wie die ungläubigen Naturvergötterer (s. z. B. §. 505. 519)*). Wir tadeln Sie deswegen nicht; im Gegentheil, es gereicht Ihnen zur Ehre und Ihren Patienten zum Vortheil, daß Sie die phantastischen Principien Ihrer theologisch-medicinischen Theorie in der Praxis negiren. Aber beflecken Sie nicht mit dem „Kothe" Ihres von der kirchlichen Autorität emancipirten Mastdarms die Ehre des alten traditionellen Glaubens! Wie viele durch die Tradition und Autorität der Kirche verbürgten Wundercuren sind unmittelbar durch die bloße Kraft des Willens und Gebetes vollbracht worden! Wie widersprechen Sie also dem Glauben der Kirche, wenn Sie den Glauben nicht ohne den „Koth" der Materie wirken lassen! Ja freilich bedient sich auch häufig der Glaube bei seinen Curen sinnlich materieller Zeichen und Träger. Aber was sind das für Zeichen und Träger? vom Glauben, von der Kirche emancipirte Dinge? Belladonna, Hyoscyamus, Digitalis, Quecksilberpräparate, Blasenpflaster, Blutegel u. dgl. gottloses Zeug? Die Träger und Leiter, deren sich der Glaube bedient, sind Dinge, die an und für sich selbst ganz indifferent, in den Augen und Händen des Unglaubens völlig unwirksam sind, in gar keinem Zusammenhang stehen mit den Organen, welche durch sie geheilt werden — dergleichen sind die Sacramente, Reliquien, das Zeichen des Kreuzes, der Rosenkranz u. s. w.*) Warum schweigen Sie in Ihrer auf die tausendjährigen heiligen Traditionen der Kirche gegründeten Medicin von diesen infallibeln Universalheilmitteln? „Die Kirche, sagen Sie trefflich, ist industriös bis zum Luxus." Nun warum sind denn Sie so karg, so zurückhaltend mit den medicinischen Luxusartikeln der Kirche? Nirgends eine Sylbe von den zahllosen Heiligen der Kirche, von denen fast jeder der Vorstand eines besondern Uebels ist, oder den miraculösen Mariabildern, — was um so unverzeihlicher, als Sie in Ihrem Kopfe nur „Bilder," keine Gedanken haben und daher den Ausspruch jenes Franzosen bestätigen, daß in München nur gebildert, nicht gedacht wird — nirgends auch nur die leiseste Spur eines Eindrucks von einem heilbringenden Unterkiefer oder Schenkelknochen eines christlichen Märtyrers, nirgends auch nur der geringste Fetzen von dem wunderthätigen Carmeliterscapulier oder dem wunderthätigen Sterbekleid des heiligen Ignatius**). Oder haben Sie so ein kurzes Gedächtniß? Sind Ihnen die heiligen Geschichten entfallen? Aber sicherlich klingt Ihnen doch noch in den Ohren die Wundermedaille, die erst vor einigen Jahren, und wenn ich nicht irre, selbst in München so vielen Anklang gefunden hat. Warum sind Sie auch davon mäuschenstill? O wie verheimlichen und verläugnen Sie den Glauben der Kirche! Oder geben Sie diese wunderthätigen Heilmittel der kirchlichen Tradition uns erst in der speciellen Pathologie und Therapie zum Besten? Wir wollen sehen und zur Ehre Ihres Glaubens es hoffen. Oder sollten wir nicht zu dieser Hoffnung berechtigt sein? Sollte ein wunderthätiger Unterrock der Mutter Gottes, ein wunder-

*) Die immanente Heilkraft der Natur, Vis naturae medicatrix, ist das charakteristische Princip der Hippokratischen Iatrosophie. Der Verf. lese nur hierüber seine eigne frühere Schrift nach de doctrina Hippocratica et Browniana §. 10 und §. 84. Aber gerade diese selbstthätige Heilkraft der Natur verwarfen als ein heidnisches, irreligiöses Princip die christlichen Naturforscher. S. z. B. *J. Chr. Sturm: de Naturae agentis idolo*; *Malebranche de la Rech. de la Verité.* T. II. L. VI. P. II. ch. 3; *Rob. Boyle de ipsa Natura*, wo er unter Anderm sagt, daß Gott und die Engel öfter, als die Philosophen sich einbilden, bei den menschlichen Krankheiten sich in das Mittel schlagen und den Säften einen ganz andern Lauf geben, als die allgemeinen Gesetze erforderten. So sehr daher auch unser moderner Bombastus mit dem Christenthum renommirt, so wenig weiß er doch, wie so viele christliche Schwätzer der Gegenwart, was Christenthum ist und wie es sich vom Heidenthum unterscheidet.

*) Um seine Ungebundenheit zu zeigen, bedient sich sogar der Glaube, gleichsam der Natur zum Trotz und Hohn, solcher Mittel, welche an sich selbst die entgegengesetzten Wirkungen von denen haben, welche der Glaube vermittelst derselben hervorbringt. Ipsam aquarum salsuginem sale in aquas misso sanavit Elisaeus, ut tanto illustrius esset miraculum. P. Mezger loc. c. p. 560. Die Mittel, deren sich der Glaube bedient, haben nur die Bedeutung an sich willkürlicher Ceremonien. Die Könige von Frankreich hatten bekanntlich die Wundergabe, die Kröpfe zu heilen durch bloße Berührung, indem sie dabei das Zeichen des Kreuzes machten und zu jedem Kranken sagten: *Roi de touche, Dieu te guerisse.* Der König berührte, Gott heilte den Kropf, d. h. der Glaube, nicht der thierische Magnetismus. Das royalistische Attouchement war nur eine Ceremonie.

**) J. P. Maffeius de Vita et Moribus Ignatii Loiolae. *Ex auctoritate superiorum.* l. III. c. 14.

Digitized by Google

thätiger Rückenwirbelknochen eines Heiligen den Horizont Ihres Glaubens übersteigen? Gewiß nicht. Ihr Kopf wimmelt nach Ihrem eignen Eingeständniß von den „hirnlosesten" Dingen und Gespenstern. Sie kennen keine Gesetze der Natur und folglich auch keine Gesetze des Denkens. Ihnen ist das Vernünftige das Absurde und folglich das Absurde das Vernünftige, das Natürliche das Unnatürliche und das Widernatürliche das Natürliche. Sie sind ein Ungläubiger in den allein glaubwürdigen, aber ein Starkgläubiger in allen unglaublichen Dingen. Sie sind ein Esprit fort gegen die Philosophie und Naturwissenschaft, aber dafür glauben Sie Alles ohne Anstand, was Ihnen nur immer der Pfaff oder ein hysterisches Weib vorschwatzt. Wenn Sie daher glauben, in der „Minorität" zu sein (Vorrede S. X), so sind Sie gewaltig in der Irre. Allerdings unter den naturwissenschaftlich und philosophisch gebildeten Männern sind Sie in der Minorität; aber gehen Sie zu den Spitalweibern, zu den Bauern, zu den Holzhackern und Kohlenbrennern, so werden Sie sich überzeugen, daß Sie die Majorität für sich haben. Ja Sie glauben Dinge, die selbst den Köhlerglauben übersteigen. Als Beispiel nur noch dies: „Der Pfarrer Held (wohlgemerkt! ein Pfarrer, sonst würde es vielleicht der Herr Obermedicinalrath selbst nicht glauben) in Oberailsfeld, Landgerichts Hollberg in Oberfranken, fand durch Versuche, daß, wenn er Kartoffeln gegessen hatte, ein an einem Faden gehaltener Ring Kreis- und Pendelbewegungen machte über Kalk und Feuersteinen, gesammelt auf dem Acker, auf dem jene Kartoffeln gewachsen waren, nicht aber über andern Steinen seiner Mineraliensammlung." (S. 70.) Ihren Principien zufolge können Sie also Alles ohne Unterschied, auch das Unglaublichste und Ungereimteste glauben, und nicht nur glauben, auch ohne Bedenken denken und beweisen, Ihnen ist ein in Weingeist aufbewahrtes Stück ägyptischer Finsterniß so evident und klar, als uns „ungläubigen Dummköpfen" ein in Weingeist aufbewahrtes Stück Fleisch. Aber eben deswegen berechtigen Sie auch uns zu den schönsten Erwartungen und Hoffnungen — berechtigen Sie uns, zu hoffen und selbst zu verlangen von Ihnen, daß Sie die aufgezeigten Blößen Ihrer allgemeinen Pathologie und Therapie in der speciellen mit dem wunderthätigen Brustlatz des heiligen Ignatius von Loyola oder sonst eines andern accreditirten Heiligen — die Wahl steht Ihnen natürlich auch hierin frei — zudecken werden. Täuschen Sie uns nicht in dieser Hoffnung! Gelingt Ihnen auch nur eine einzige Wundercur, d. h. eine Cur aus dem Fundament und Princip Ihrer Medicin — so seien Sie sicher, daß Sie auf ewig den Unglauben aus dem Gebiete der Naturwissenschaft verbannt haben, daß, wie die Mücken vor dem Bannstrahl des heiligen Bernhard, so wir Ungläubigen vor Ihnen maustodt zu Boden fallen werden. In keiner Zeit waren Wundercuren, Wunder überhaupt nothwendiger, als in der unsrigen. Daß da Wunder geschehen, wo Wunder geglaubt werden, ist kein Wunder, ist sehr natürlich; aber da Wunder zu thun, wo keine geglaubt werden, das ist das größte Wunder. Möge es Ihnen beschieden sein, das Wunder der Wunder zu vollbringen und somit das dringendste Zeitbedürfniß zu befriedigen. Aber durchschneiden Sie mir ja nicht mehr die pneumogastrischen Nerven, denn nur diese sind im Stande, die Bedürfnisse Ihres medicinischen Unterleibes mit dem hierarchischen Oberhaupt zu vermitteln; sonst mißlingt abermals die Operation. Der heilige Ignaz von Loyola sei mit Ihnen!

Betrachtungen eines Militairs über einen bevorstehenden Krieg zwischen Deutschland und Frankreich. Leipzig, 1841. Verlag von Otto Wigand.

Diese Schrift enthält Manches zur Beherzigung, Anderes liest man mit Aufmerksamkeit zwischen den Zeilen; denn der politische Theil ist bei aller scheinbaren Offenheit und Einfachheit mit großer Zurückhaltung geschrieben, was nicht zu viel gesagt sein wird, wenn es sich ergiebt, daß die geistigen Potenzen, mit denen sonst Staatsmänner, Gelehrte und Publicisten so viel zu thun haben, fast gänzlich bei Seite gelassen und Alles möglichst auf den militärischen Gesichtspunkt gezogen wird, — wie die Zeit es nachgerade wieder zu erfordern scheint. Ist doch die militärische Wahrheit, so lange sie auf dem Papiere bleibt, die allerunverfänglichste, die es giebt! Nach dem Verf. giebt es nur drei unmittelbare Weltmächte, d. h. solche, „die eine entsprechende Land- und Seemacht auf jedem Punkt der Erde entwickeln können, um daselbst den localen politischen Angelegenheiten eine entscheidende Wendung zu geben, England, Frankreich und Rußland, und unter ihnen wieder ist England vorherrschend." „Mittelbare Weltmächte sind dagegen die nordamerikanischen Freistaaten, Oestreich und Preußen. Der deutsche Bund mit Oestreich und Preußen wäre aber eine mittelbare Weltmacht von dem allergrößten Einfluß" und der Verf. nimmt an, daß sie bei jedem europäischen Kriege nur Ein Interesse haben und für dasselbe auftreten werde, es sei dies das der Selbsterhaltung und der Erhaltung des Bestehenden überhaupt. „Die drei unmittelbaren Weltmächte sind nicht so einseitig, sie wirken auch nach dem Princip der allmächtigen Erweiterung." „Sie scheuen sich nur vor Uebergriffen, wo sie voraussehen, daß es mit einem isolirten Kriege nicht werde abgethan sein." „Dagegen ist ein friedliches Ziel Aller der Welthandel, von dem nur Preußen bisher ausgeschlossen blieb und zu dem es nur gelangen könnte durch Bildung einer neuen Hansa, die sich aus dem Zollverein und dem Eisenbahnensystem entwickeln möchte." Der Welthandel und die Erweiterungspolitik führt nun Conflicte herbei: „Englands Ziel des kürzeren Wegs nach Ostindien, Frankreichs Heranwachsen zur Rivalität mit England, Rußlands Streben aus dem schwarzen ins Mittelmeer, auch wohl aus der Ostsee in den atlantischen Ocean." „Als nun England

Digitized by Google

seine Herrschaft im Mittelmeer bedroht und die Straße nach Indien durch eine wachsende Macht in Aegypten und Syrien verlegt sah; da trat die Frage ein, ob es hier sein Uebergewicht und seine Interessen in die Hände Frankreichs übergehen lassen sollte." „Die Mächte entschieden sich für England, dessen Herrschaft bereits ein Factum war, und gegen Frankreich, dessen Uebergewicht nicht ohne Krieg errungen werden konnte und ohnehin, weil unmittelbarer, viel drückender zu werden drohte." Die Lage, die sich daraus entwickelt hat, ist nun aber nach dem Verf. die, daß nur England einiger Maßen sein Ziel erreicht hat, Rußland und Frankreich dagegen auf die Zukunft und auf die möglichen Zwischenfälle angewiesen sind. Diese beiden Mächte nähern sich daher, und es wird der Fall möglich, „daß Frankreich und Rußland gegen Deutschland und England stehen." Frankreich ist das regsamste Land, man blickt daher vorzugsweise dorthin, um die Keime der Zukunft zu entdecken. Die Basis, auf welcher Frankreich gegenwärtig operirt, ist aber von dem Verf. mehr angedeutet und geahndet, als klar ausgesprochen. Er nennt uns die größere Verwundbarkeit Englands durch Landung mit Dampfschiffen, die passive Haltung des deutschen Bundes gegen Außen, die möglichen Zerwürfnisse im Innern der Mächte, die Frankreich gegenüberstehen, als neue Aufregung Polens, Ungarns, Italiens, Bewegungen in Deutschland und Irland, Streitigkeiten zwischen England und Nordamerika, England und China, Revolutionen in England selbst, neuer Krieg zwischen Aegypten und der Türkei. Frankreich dagegen sei zur See und zu Lande nie so mächtig gewesen als jetzt ꝛc. — Wenn man diese Lage der Sache festhält, so sind freilich die Ursachen der französischen Macht und die nothwendigen Erfolge, die eine exspectative Politik derselben haben würde, leicht zu entdecken. Frankreich hat eine absolut positive und politisch übermächtige, weil dem übrigen Europa geschichtlich vorausgeeilte Stellung. Nirgends als in Frankreich sind die Grundübel und alten Schäden der gesellschaftlichen und staatlichen Verhältnisse so gründlich curirt, daß ein vollkommen neuer Staat schon wirklich vorhanden wäre. Dessen Bildung steht überall erst bevor. Wo nun nebenbei noch Eroberungs- und Drucksysteme stattfinden und die (europäischen) Verhältnisse darauf beruhen, — da ist natürlich neben der bevorstehenden politischen Entwicklung auch immer noch der Feind im Lande. Dies findet sich Alles am bösesten in England, am complicirtesten in Oestreich, am rohesten in Rußland, am gelindesten in Preußen. Polen, Italien, Irland und das Kämpfen gegen die zeitgemäße Verjüngung, von der Englands Verfahren nicht ausgenommen ist, geben die negativen Agentien her, während Frankreich dagegen in seiner politischen Grundlage durchaus positiv ist (die französische Reaction in Louis Philipp ist ein blutloser Schatten) und deswegen auch den Enthusiasmus aller seiner Provinzen, selbst der von Deutschen bewohnten, für sich hat; denn alle sind frei und gleich frei. Nun ist es zwar keine Schwächung des Staates, wenn er sich in innern Bewegungen für sich allein entwickelt, im Gegentheil, solche Bewegungen und innere Kämpfe, sobald sie auf's Ideale und nicht auf gemeine natürliche, außergeschichtliche, egoistische Interessen, wie in den polnischen Adelsrevolutionen, gerichtet sind, dienen nur dazu, die Staaten und Völker zu verjüngen und auf neue Basen der Macht und Größe zu stellen, das beweisen die principiellen Umwälzungen Preußens (seit 1807), Frankreichs durch die Revolution, Rußlands durch Peter den Großen, Englands (1688) alle gleich deutlich. Allein der hässtirende Zustand kurz vor den großen Revolutionen, diese allgemeine Blut- und Geistesstockung, das ist der Zustand der Schwäche, und derjenige Staat wird positiv und absolut mächtig sein, welcher das Princip der den Andern bevorstehenden Entwicklung voraus hat, bei den eintretenden Bewegungen also mit dem ganzen Gewicht seiner fertigen Formation einwirken kann. „Niemals ist daher Frankreich weder zu Lande noch zur See mächtiger gewesen, als jetzt," und wenn nun außerdem diese Macht noch auf materiellen, militärischen Basen sich gründet, so muß man wohl gestehen, daß es der Zukunft so lange ruhig entgegensehen kann, als es weder eine Stockung im Innern, noch einen Abfall von den Principien seiner Größe zu fürchten hat. Aber Frankreich ist ein Rival Englands, die deutsche Hansa noch nicht entstanden, Rußland aber zur Vermittelung nicht unparteiisch genug; so wird ein Conflict zur See in Verbindung mit einer vollständigen Umwälzung Alt-Englands bevorstehen und Deutschland, um eine solche Erschütterung zu verhüten und weil es in der Entwicklung seiner politischen und Handelsinteressen zu weit zurückgeblieben, wird aus conservativer Beschränktheit für England gegen Frankreich auftreten. Aus dieser Combination, bei der Rußland und Nordamerika ein mächtiger Ausschlag zukommen würde, ergiebt sich allerdings „die Wichtigkeit der Befestigung von Paris;" und wir begreifen, daß Frankreich, selbst um nur die Früchte seiner vorausgeeilten natürlichen und geistigen Entwicklung ruhig reifen zu lassen und zu dem vollen Genuß der Freiheit im Innern und der Ausbreitung seines Welthandels, seiner Colonieen, also nach Außen zu gelangen, allerdings einer großen Schutzwehr gegen Deutschland bedarf. Eine principielle Coalition ist gar nicht einmal nöthig. So lange noch Deutschland nicht zum Welthandel und zum Weltstaat mit geistiger und politisch freier Initiative sich erhoben hat, ist das Durchbrechen der englischen Suprematie zur See und die Auflösung der altenglischen Verstocktheit nicht sein Interesse; und es wird auch bei dem zufälligsten Zusammenstoß Englands und Frankreichs aus demselben Grunde, wie jetzt im Mittelmeer, gegen Frankreich sein. Entsteht aber eine deutsche Hansa und ein politisches Aufathmen Norddeutschlands, „so wird auch auf den Meeren die Gleichheit der Nationen friedlich erzielt werden können, denn überall, wohin die neue Macht sich wendete, wäre der Ausschlag gegen einseitige Tyrannei gegeben," und nebenbei verlöre Frankreich seine ausschließlich positive Stellung und besorgnißerregende Uebermacht.

(Schluß folgt.)

In meinem Verlage ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Ein Märchen.

Gedicht von

R. E. Prutz.

gr. 8. 1841. Brosch. 12 gGr.

Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Digitized by Google

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

7. Juni. № 135. 1841.

Der christliche Staat und unsere Zeit.

Sola vobis relinquimus templa.
Tertull. Apologeticus c. 37.

Geschichtliche Kategorieen werden gewöhnlich erst Stichworte einzelner Partheien, wenn die Sache, die sie bezeichnen, längst untergegangen ist.

Es gibt nur zwei Formen, in welchen der „christliche Staat" existiren kann, beide sind bereits dagewesen, für alle Zeiten vorübergegangen und Niemand wird sie wieder zurückrufen können.

Auch in seiner rohesten Gestalt muß es der Staat verrathen, daß er die Erscheinung der Freiheit und die That des allgemeinen Selbstbewußtseyns ist. Sind nun die allgemeinen Gesetze so wie die Interessen der besondern Kreise als Ausdruck und Erscheinung freier menschlicher Zwecke — mögen sie nun erst an sich frei oder als freie gesetzt seyn — in jedem Falle für den Willen und für das Selbstbewußtseyn gegeben: so muß auch die Religion, wenn sie zum Staat in Verhältniß treten soll, die Innerlichkeit, in welcher sie als Bestimmtheit des Gefühls ihr verborgenes Leben führt, aufgegeben und sich zum Gegenstand des Willens und Denkens gemacht haben. Die im Willen und Selbstbewußtseyn geborene Form macht und entscheidet Alles, ohne sie gibt es keine Entscheidung und Bewährung, und wenn sie fehlt, kann das Verwandteste sich nicht finden und das Entfernte sich nicht verständigen. Ohne sie gibt es sogar Nichts Verwandtes, Nichts Entferntes, keine Einheit, keinen Gegensatz; ohne sie gibt es Nichts. Aus dem Nichts schafft sie Alles.

Wir brauchen hier nicht weitläufiger auseinanderzusetzen, daß im Christenthum die Religion diejenige Form erreicht hat, welche sie fähig machte, vom Staat sich frei zu unterscheiden und mit ihm in Verhältniß zu treten. Genug! erst im Christenthum wurde die Religion als Lehre Gegenstand des Bewußtseyns und als Kirche, der ein fertiger Staat gegenüberstand, Inhalt des Willens — die Unendlichkeit ihres Himmel und Erde umfassenden Princips formte sie in der theologischen und kirchlichen Satzung.

Obwohl nun ihre Satzung als Dogma an sich nur Eine der Bestimmtheiten des Selbstbewußtseyns ist und als solche vor jenen Formen des Geistes, die als Sittlichkeit, Kunst und Philosophie sich ausgebildet haben, von vornherein keinen Vorzug hat, so vergißt die Religion es nicht, daß in ihrer theologischen Satzung die Unendlichkeit des Selbstbewußtseyns gegeben ist, und sie verlangt nun, daß ihrer Satzung unbedingter und allgemeiner Gehorsam geleistet werde. Alle Formen des Selbstbewußtseyns sollen ihr nicht etwa nur untergeordnet seyn oder sich in sie einbilden, sondern als solche sollen sie vor der Einen Bestimmtheit, der allein die Herrschaft zukommt, sich preisgeben und wegwerfen. Die Kunst als Kunst, die Philosophie als solche sind rechtslos geworden.

Auch als kirchliche Satzung und als Hierarchie tritt die religiöse Macht in den Umkreis freier menschlicher Mächte ohne ein allgemein gültiges Zeugniß mitzubringen, welches sie nur vorzuzeigen brauchte, um ihrer ewigen Herrschaft gewiß zu seyn. Dieselbe Ordnung, in welcher sich die Hierarchie abstuft, findet sich im Staat, derselbe Gehorsam, den sie als Hierarchie fordert, wird auch in den Verhältnissen der Familie und des Staats geübt — was will sie denn also? Die Familie soll nicht um ihrer selbst willen, der Staat nicht seines eignen Werthes wegen, sie sollen vielmehr nur gelten, weil und so lange es die Hierarchie will. Alle Bande, die Bande der Familienglieder, den Zusammenhang der Fürsten und Unterthanen, die Verbindung der Bürger untereinander — das Alles kann sie lösen, und wer diese Bande erhalten wissen will, muß ihr zuvor gehorchen. Nämlich auch jenen beseligenden und entzückenden Kreislauf des sittlichen Geistes, der nur innerlich im mühsamen Durchgang durch seine bestimmten Mächte seiner Unendlichkeit gewiß werden will und es wahrhaft auch nur kann, jenen Cultus des sittlichen Geistes, der innerhalb der Familie, des Staates und der Geschichte selbst und im Dienste dieser Mächte die Erhebung zu seiner Unendlichkeit sich vermittelt — auch diese innere Arbeit des Geistes kann die religiöse Macht nicht anerkennen. Denn sie behauptet einzig und allein die Unendlichkeit des Geistes zu kennen und zu besitzen

Digitized by Google

und wer an dieser theilnehmen, wer zu ihr gelangen will, darf nicht meinen, daß der Weg dahin durch jene sittlichen Gebiete führt — er muß sich vielmehr von ihnen losreißen, sie zurückstoßen und zur religiösen Macht fliehen, um als ein Gnadengeschenk derselben die sittlichen Bestimmungen zurückzuerhalten.

Die religiöse Macht verschlingt entweder alle andern Mächte des Geistes, oder unterjocht sie oder wenn sie einige, wie Staat und Familie scheinbar und für einen Augenblick freiläßt und dem Menschen nicht gänzlich raubt, so thut sie es mit der Bemerkung, daß Staat und Familie nur deshalb da seyen, damit im äußern Leben Unordnung verhütet werde — kurz, damit die Menschen sich nicht wie Thiere begatten oder einander auffressen, ehe sie in den Himmel kommen.

Der christliche Staat ist nun derjenige, in welchem die religiöse Bestimmtheit sey es als theologische, oder als kirchliche Satzung das herrschende Moment ist oder zur Herrschaft gebracht werden soll. Je nachdem die eine oder die andere Satzung — die Eine nämlich wird immer vorwiegen — herrscht oder herrschen will, danach wird auch der Staat mehr oder weniger christlich seyn. Die Geschichte hat beide Formen von Staaten erzeugt und beide mit jener Ausdauer, Consequenz und Gediegenheit ausgebildet, mit welcher sie alle ihre Werke ausarbeitet.

Der allerchristlichste Staat ist der, in welchem die theologische Satzung herrscht. Diese bringt es nämlich zur wirklichen Herrschaft, ja zur absoluten Herrschaft, d. h. sie kann es endlich so weit durch ihren Opium-artigen Einfluß bringen, bis sie keine Spur von Widerstand mehr findet und alle Triebe der freien Menschlichkeit entweder einschlafen oder wenn sie zuweilen aufwachen, in blödsinniger Schlaftrunkenheit Verbrechen hervortreiben, vor denen es der Menschheit, welche noch nicht diesen Grad der Christlichkeit erreicht oder welche ihn schon verlassen hat, schaudern muß. Dieser Standpunkt aber bleibt bei allen seinen schaurigen Verbrechen kalt, denn alles wahrhafte Leben ist ihm geraubt, Blut und Saft ist ihm ausgesogen — dafür herrscht das Dogma. Es herrscht allein, denn die Hierarchie fehlt. Die christliche Theorie herrscht und weil sie herrscht, so braucht die hierarchische Praxis nicht hinzuzukommen. Die Theorie ist selber praktisch, sie hat alle Praxis an sich gerissen und zwar so weit an sich gerissen, daß sie die Substanz des Staats, sein einziges Interesse ist und alle Staats- und Regierungsangelegenheiten wesentlich dogmatische sind.

Dieses goldne Zeitalter, in welchem der Staat in die kirchliche Substanz aufging und das Kirchenwesen als Staat erschien, war in Byzanz angebrochen und es dauerte bis — der Mond aufging. Es war selbst nur eine lange Abenddämmerung, ein schauriger, kalter, trüber Abend, dem die Mond-Nacht folgte.

In Byzanz brauchte die Hierarchie dem Staate nicht entgegenzutreten und sie konnte es auch nicht, weil das Staatswesen in dem Augenblicke, da es hier entstand, schon fertig war, weil es als christlich in die Erscheinung trat und der Monarch von vorn herein den theologischen Interessen lebte.

Man kennt jene Bilder der Mutter Gottes mit den harten, starren und regungslosen Zügen: es fehlt darin die Beweglichkeit, der Reiz und die Schönheit der Erde, Schmerz und Leiden wie die Entzückung der menschlichen Seele ist darin nicht ausgedrückt — aber die Ruhe dieses Bildes ist auch nicht die Ruhe und Seligkeit des Himmels. Wollte man zu dem Indifferenzpunkt gelangen, wo der Gegensatz von Himmel und Erde nicht versöhnt sondern ausgelöscht zu sehen wäre, man brauchte nicht zu suchen, denn man sieht ihn in diesem Bilde der Mutter Gottes. Byzanz hat darin sein ideales Abbild geschaffen.

Es ist Byzanz oder der christliche Staat im Zustande der Ruhe. Wenn dieser Staat im Zustande der Bewegung in Einem Bilde dargestellt werden sollte, so müßte der Maler grau in grau malen und eine Geisterschlacht darstellen — aber was nennen wir doch die Kabalen, Intriguen, Meuchelmorde und Schandthaten von Byzanz eine Schlacht? — die Theologie müßte mit dem Kaisermantel angethan dastehen und über ein Heer von Sklaven gebieten, welche sich untereinander auf ihren Wink die Augen ausreißen, die Zunge abschneiden und heimtückisch erdolchen.

In einem so umfassenden Sinne, in welchem es das byzantinische war, ist das abendländische Staatswesen des Mittelalters nicht christlich gewesen. Von der kirchlichen Substanz war es nicht von vornherein durchdrungen, — sie sollte ihm erst eingebildet werden; das theologische Interesse konnte nicht seine Leidenschaft erfüllen, — der Glaube sollte ihm erst beigebracht werden; kurz, hier wurde nicht grau in grau gemalt, sondern mit Strömen von Blut wurde die Erde gezeichnet, als Staat und Kirche kämpften; geistliche Blitze leuchteten beim Kampfe und eine seltsame Farbenpracht entwickelte sich, als das himmlische Licht der religiösen Macht in der Hierarchie selbst durch das weltliche Dunkel hindurchschien und mit der Finsterniß des Staats in Berührung trat, bis der Farbenreichthum an die Fenster der Kirchen sich heftete, in welchen der Staat seine Gottlosigkeit abschwur und das Bekenntniß seiner Christlichkeit ablegte.

Dieß Bekenntniß enthielt nun den Satz, daß der Staat dann erst der christliche sey, wenn er sich als geistlos und ungöttlich bekannte und der göttlichen Macht, die allein der Hierarchie gegeben sey, sich unterwarf.

Was murmelte doch jener Greis, nachdem er vor dem hierarchischen Gerichte den Satz, daß die Erde sich bewege, abgeschworen hatte? In dem Augenblicke, wo der Staat vor der Hierarchie es geschworen hatte, hörte er für alle

Digitized by Google

Zeit auf, der christliche zu seyn. Gewiß hat er unter schmerzlichen innern Zuckungen jenes Zeugniß seiner Geistlosigkeit abgelegt, aber falsch bleibt falsch. Nach allen Seiten war sein Zeugniß gegen sich selber falsch. Er verdiente die Schmach, daß er ein Zeugniß dieser Art ablegen mußte, schon deshalb, weil er es ablegte. Es war ihm mit Gewalt abgedrungen worden. Aber von wem? Nicht von der religiösen Macht! Denn war diese auch von der Hierarchie repräsentirt, so war sie es doch nicht allein, vor welcher der Staat sich beugte. Die Hierarchie war selbst ein Staat, in ihr hatte es also der Staat mit seines Gleichen und mit einem Bruder zu thun, der sich nicht zu seinem Herrn aufwerfen und ihn nicht dazu bringen durfte, daß er seine geistige Unendlichkeit abschwören sollte. Ist die Hierarchie selber Staat und zwingt sie den Staat, sich als ungöttlich und geistlos zu bekennen, so muß sie sich selbst zu diesem Bekenntniß verstehen und wenn sie es nicht freiwillig thut, dazu gebracht werden. Als der Staat seine tiefste Erniedrigung erfuhr und zum Knecht der Kirche sich herabwürdigen mußte: in diesem Augenblicke der völligen Niederlage winkte ihm der Sieg, da er die Entdeckung machte, daß die Hierarchie gleich ihm ein Staat und nur ungöttlicher als er sey, da sie die religiöse Macht in eine äußere Gewalt verwandelte, um vermittelst derselben sich als den Einen Staat zu constituiren, dem alle andern dienen sollten.

Und wer berechtigte den Staat das Bekenntniß seiner Christlichkeit und Gottlosigkeit in dem Sinne abzulegen, daß es für alle Zeiten gelten sollte? Er konnte nicht einmal für seine Zukunft, so weit sie ihm offen dalag, einen Compromiß dieser Art ausstellen. Sein Gewissen empörte sich dagegen und der Kampf entbrannte von neuem.

Die Reformation trat ein, als das Gebäude der Hierarchie so weit unterhöhlt war, daß der Staat die Souveränität in den kirchlichen Dingen an sich gerissen hatte und die religiöse Macht, welche die Spitze jenes Gebäudes bildete, von der hierarchischen Höhe herabstürzte und in das Innere des Staats fiel. Der Glaube zerbrach die Fesseln der Hierarchie, die Innerlichkeit des Selbstbewußtseyns zersprengte die äußerliche Autorität und die Fürsten gewannen die Landeshoheit in den kirchlichen Angelegenheiten — sie gewannen sie nicht einmal, als hätte es dazu noch eines Kampfes oder auch nur eines Wortes bedurft, sie standen vielmehr augenblicklich in dem Besitz derselben, so wie die religiöse Macht durch den Glauben zur Bestimmtheit des Selbstbewußtseyns geworden war und erst auf dem Umwege, welcher durch die Innerlichkeit des Glaubens führte, in die Erscheinung trat.

Der Staat war nicht mehr christlich, weil er nicht mehr ungöttlich und geistlos war.

Und doch war er noch christlich. Das neue Weltprincip war, als es zuerst auftrat, noch nicht ausgeführt und die Hierarchie, wenn sie draußen besiegt war, noch nicht im Innern geschlagen. Zweimal mußte sie besiegt werden, denn als sie das erstemal fiel, war sie nicht absolut überwunden, sondern nur so weit, als sie dem Staate feindlich gegenüber stand. Sie hatte sich jetzt in den Staat selbst eingeschlichen, um in dem Innern desselben die Dialektik des bisherigen Kampfes gründlicher zu wiederholen. Byzanz und Rom wurden von neuem im protestantischen Staate aufgebaut und dieser kämpfte nun als theologischer und hierarchischer Staat mit sich selbst als wahrhaftem, freiem Staate — ein Kampf, der in seiner ersten Erscheinungsform zwischen dem geistlichen Staate und dem geistlosen geführt wurde.

(Fortsetzung folgt.)

„Betrachtungen eines Militairs über einen bevorstehenden Krieg zwischen Deutschland und Frankreich."

(Schluß.)

Der Verf. weist die Combination der deutschen neuhanseatischen Seemacht und den norddeutschen Handelsbund als ein mögliches englisches Interesse nach, in dem Falle, daß England ein Gleichgewicht zur See der forcirten und doch immer nur interimistischen Uebermacht vorzöge; weniger Gewicht legt er auf eine geistige Attraction eines politischen Selbstbewußtseins in Deutschland. Freilich ist beides nur eine Möglichkeit und bei der bekannten wenig animirten Richtung unserer politischen Intelligenzen eine sehr entfernte; deswegen nimmt unser Verf., wie dies die Franzosen auch thun, die gegenwärtige Lage der Dinge zur Voraussetzung und weist daraus die Symptome und Ursachen eines bevorstehenden europäischen Krieges nach, eines Krieges, der nach unserer Ansicht unter allen Umständen sogleich den Charakter einer Abwehr der bevorstehenden politischen Entwicklungen und eines Angriffs alteuropäischer Suprematie annehmen, also der hartnäckigste und heftigste Principienkrieg werden müßte, den es bisher gegeben. Rivalität Englands und Frankreichs, Selbstlosigkeit und Indifferenz Deutschlands, beobachtende und schiedsrichterliche Stellung Rußlands und Nordamerikas — Alles dies sind nur andere Ausdrücke für die entgegengesetzten Principien, und wenn der Verf. jede Wendung Rußlands in dem allgemeinen Conflict für entscheidend hält, so ist auch damit nichts Anderes gesagt, als daß Rußland, so conservativ es sich auch immer anstellen mag, zuletzt doch nichts weniger als conservativ ist, nur aggressiv in einem ganz andern Sinne, als die Seite der geistigen und politischen Fortbildung, nämlich im Sinne der rohen Natur, der zuletzt beide Gegensätze des europäischen Conflictes gleich stark entgegen sind, die nämlich allemal ihre Brust im Morgenroth fremder Civilisation badet, welches europäische Volk auch mit ihr combinirt wird.

Da unser Verf. nur nach militärischen Potenzen rechnet und den positiven, den zielenden, fechtenden und bewegenden Geist überall gleich vertheilt, so sagt er ganz einfach: „Rußlands Bündniß gegen Frankreich macht jede Betrachtung

Digitized by Google

unnöthig," und wirft sich nur Napoleon's Erfolge gegen die drei Mächte ein.

Die Ursachen dieser Erfolge sind nach dem Verf. zehn. Also 1) Frankreich stand nie gegen das vereinte Deutschland. Die Champagne kommt nicht in Anschlag. 2) Napoleon überrennt gleich die kleinen deutschen Staaten und bewaffnet sie für sich. 3) Napoleon ist ein großer Feldherr. 4) Das Conscriptionssystem und der wiener Hofkriegsrath. 5) Das Requisitionssystem. 6) Neue Fechtart der Infanterie. 7) Neue tactische Organisation der Heere in Armeecorps. 8) Das durch die Freiheitsrevolution erhöhte Nationalgefühl, während die Deutschen gegen einander fechten. 9) Freiheitssympathieen in Deutschland. 10) Das vollkommen freigegebene Avancement. Eine so große Menge von nachtheiligen Verhältnissen, setzt er hinzu, kann sich aber nie wiederholen.

Faßt man jedoch die zehn Ursachen näher ins Auge, so sind alle zehn nur eine einzige, nämlich die Regeneration Frankreichs und ihre Consequenzen gegenüber den aufgelösten landversumpften Verhältnissen des damaligen Deutschlands; und nimmt man sich aus dem Schlusse des Verf., ein solches Verhältniß könne jetzt nicht wieder eintreten, das Wahre, so ist allerdings Deutschland seitdem zu einer ganz anderen Physiognomie gekommen, und es läßt sich nicht läugnen, daß alle Bedingungen zu einer Frankreich völlig gleichen politischen Macht vorhanden sind. Aber bis jetzt liegen diese Bedingungen noch todt neben einander, und der politische Indifferentismus, der unsere Verhältnisse durchdringt, ist in ganz ähnlicher Weise versumpfend, der Pietismus und die Scheinheiligkeit ganz ähnlich deprimirend, das Sträuben gegen die politische Regeneration ganz ähnlich erkältend und schwächend, die provinciale Zerrissenheit in kleinliche Localinteressen ganz ähnlich das factische System Deutschlands, wie dies zur Zeit jener französischen Erfolge der Fall war. Frankreich dagegen wird an einem hübschen Morgen sich den Schlaf der religiös-politischen Reaction aus den Augen wischen; und „das Königthum, umgeben von republikanischen Institutionen," d. h. die Republik mit erblicher Präsidentur wird „eine Republik" werden. Dies Ereigniß gehört nicht in das Glaubensbekenntniß derer, die uns gern überreden möchten, daß sich „hinführo" überhaupt nichts mehr ereignen werde; wenn es aber so fortgeht, wie es bisher gegangen ist, was man doch fast vermuthen sollte, so wird Deutschland gar bald einsehen, wie viel es versäumt hat, und es ist keinem Zweifel unterworfen, daß die Stellung des jetzigen deutschen Systems bei einer ehrlichen Durchführung der französischen Freiheit unendlich viel schwieriger wird, als es bei Louis Philipp's Achselträgerei und völlig bourbonisch gewordener Richtung sein kann. Wird alsdann die bessere militärische Organisation, die wir Deutsche gewonnen haben, allein ausreichen?

Der Verf. schildert Frankreichs imposante Macht und zeigt, daß nur ganz Deutschland mit Oestreich und Preußen zusammen ein Uebergewicht von 130,000 Mann (nämlich Frankreich 600,000 und Deutschland 730,000 Mann) aufstellen könne. Er schlägt den König von Württemberg zum Oberfeldherrn vor, er entwirft ein Bild der deutschen einmüthigen Operation, er „organisirt Lothringen und Elsaß zu kleinen constitutionellen deutschen Staaten" (!), er dringt vor bis zu den Mauern von Paris, „ein detaschirtes Fort wird genommen und — Paris bombardirt;" — aber er verfehlt es auch nicht, welche religiöse und politische Verstimmungen in Deutschland herrschen, er deutet sie wenigstens an, schildert sehr sachkundig die ungemein hinderliche Verweichlichung, die der lange Friede über die Armee gebracht, und weiß so viel zur Beherzigung Wichtiges aus seinem Fach auszuführen, daß er ohne Zweifel bei den betreffenden Behörden ein aufmerksames Ohr finden wird. Freilich sollten wir unserseits diesen inhaltschweren Thatsachen, wie sie, immerhin auch nur hypothetisch, uns hier vorgeführt werden, als diesem Vordringen der Feinde und der Freunde, den Schlachten und Bombardements etwas hinzufügen, wir würden mit unserem ceterum censeo die große Entdeckung der neuesten Zeit wiederholen, daß der Geist auch in diesen Dingen und in ihnen vornehmlich das Prius sei, daß also mit secundären Ausbesserungen nichts geholfen werden könne, vielmehr eine vollkommene Systemsänderung vor sich gehen und mit Frankreich — kein Krieg geführt, sondern die innigste Freundschaft und Verbindung geschlossen werden müsse. Möge die Rede Lanyuinai's nicht unbeherzigt bleiben! was sie dichtete und schön färbte besonders in unserem Politischen und Publicistischen, warum sollte auch das nicht „eine Wahrheit" werden? Doch so gewiß es ist, daß diese Ansicht der Dinge die Civilisation, die Freiheit retten wird, daß sie allein die wahre Befestigung und die ächte Conservirung der höchsten Güter ist; eben so gewiß ist ihr der alte Retterlohn, den jener Knabe erhielt, der einen Ertrinkenden bei den Haaren aus dem Wasser zog. Der Herausgezogene gab ihm eine Ohrfeige, weil er ihn gezupft hatte; und er hatte ihn gezupft. Es mag daher von dem militärischen Verf. dieser Schrift keine unrichtige Taktik sein, daß er nicht „zupft," vielmehr seinem deutschen Freunde im Wasser in bester Form die Fertigkeit zu schwimmen und zu baden zutraut und nun nur den Exerciermeister abgiebt; obwohl es mehr als deutlich hervortritt, daß er die Nothwendigkeit, dem Schwimmer in die Perrücke zu fahren, keineswegs verkennt. Erst mit dieser Ueberzeugung wird man richtig lesen; das Buch wäre aber zu gut für diese Welt, wenn es sie in sich selbst enthielte und sie in ihrer ganzen Ausbreitung und mit ihrem vollen Gewicht geltend machte. Das Reintechnische kömmt auf die Probe an. Wir verstehen es nicht. Nur so viel ist klar, der Krieg ist hier nach des Verf. eignem Ausspruch der rechte Magister und Examinator. Auch die Aeußerlichkeiten der Bewaffnung und Bewegung wollen Ernst sehen, um sich zu bewähren, denn des Disputirens über dergleichen, und wenn es mit der tiefsten Sachkenntniß unternommen würde, nur um so mehr, wäre kein Ende. In der Praxis entscheidet der vorliegende Fall für den, der ihn begreift.

Arnold Ruge.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Digitized by Google

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

8. Juni. № 136. 1841.

Der christliche Staat und unsre Zeit.

(Fortsetzung.)

Obwohl es nämlich den protestantischen Landesfürsten unerschütterlich feststand, daß ihnen als Landesfürsten die Leitung und letzte Entscheidung der kirchlichen Angelegenheiten zukomme, obwohl es also ausgesprochenes Princip war, daß die Religiosität, so weit sie sich zur Bestimmtheit gestaltet und als Lehre und Cultus in die Erscheinung tritt, eine dem Staat nicht fremde Angelegenheit sey, obwohl endlich dieß Princip auch von den Theologen anerkannt war, so lebte doch sein Todfeind noch, wenn die Reformatoren die päbstliche Unterscheidung des geistlichen und weltlichen Regiments beibehielten. Die Predigt und die Verwaltung der Sacramente wurde demnach dem geistlichen Regimente zugewiesen und das weltliche, das in diesem Gegensatze der Staat war, wurde als dasjenige bestimmt, welches über die äußere Ordnung, Zucht und Ehrbarkeit zu wachen habe. Wurde Beides, das in der umfassenden Landeshoheit des Fürsten liegende Princip und diese niedrige Ansicht vom Staat zusammengebracht, so geschah es in der Formel, daß der Fürst der Schutzherr und Advocat der Kirche sey.

Der Staat blieb also noch geistlos, war noch nicht als unendlicher Selbstzweck anerkannt, sondern blieb ein äußeres Mittel, um einen Zweck, der schlechthin über ihn hinausging, auszuführen oder vielmehr nur äußerlich gegen eine feindliche Welt zu schützen.

Die Reformatoren und ihre nächsten Nachfolger sind stark darin, wenn es gilt, die „bürgerliche" Gerechtigkeit, die im Staate gefordert und ausgeübt wird, und die christliche, welche dem Glauben folgt, zusammenzustellen und zu vergleichen. Jene ist ihnen werthlos, erzwungen, selbstsüchtig, nur die christliche die Gott wohlgefällige. Der Staat war von der Hierarchie befreit und das Rechtsprincip, auf dem er beruht, anerkannt, aber sein Recht war nur das formelle, das als solches noch als Zwang erscheint und erscheinen muß, weil es nur jenes abstract allgemeine ist, welches die Einzelnen als solche und als diese Masse atomistischer Punkte zusammenhält. Das Recht war noch nicht zu jener lebendigen und inhaltsvollen Allgemeinheit entwickelt, welche die Idee der Sittlichkeit und in ihr selbst das wesentliche Interesse und Anliegen des Einzelnen ist. Im Glauben war nun zwar der ewige Inhalt des Geistes gegeben, aber nicht zu der Form entwickelt, daß er mit dem Staatsleben in innere Berührung hätte treten oder als Sittlichkeit in das öffentliche Leben übergehen können. Seine Entwicklung zum Dogma führte weit über das Weltliche und über die gegenwärtigen Interessen hinweg in eine jenseitige Welt, welche selbst dann, wenn sie vom Glauben ergriffen würde, als eine jenseitige und vergangene gedacht werden müßte.

Es kann nur eine Wohlthat genannt werden, daß die Reformation in diese Widersprüche fiel, den christlichen Staat, in dem sie ihm die oberste Kirchengewalt gab, zerspaltete und ihn als den christlichen und geistlosen in innern Zwiespalt setzte. Hätte der Staat, als er die Fülle der Macht auch über die kirchlichen Dinge empfing, für die Vorstellung ein mit sich identisches Ganzes gebildet d. h. wäre er die absolute Monarchie gewesen, alle Gräuel von Byzanz hätten sich wiederholt und um so schrecklicher wiederholt, da die theologische Substanz eine reichere Auslegung erfahren hatte.

Der Kaiser von Byzanz sah in den Geistlichen nur seine theologischen Knechte, die ihm unbedingt gehorchen mußten und wenn sie in ihrer höchsten Bedeutung gefaßt werden, die herrschende Regierungsparthei bildeten. Dem kaiserlichen Dogmatiker durfte Niemand widersprechen und anders konnte er nicht widerlegt werden als mit dem Dolch oder mit dem glühenden Brenneisen, welches ihm die Augen raubte, oder mit dem Messer, das ihm die Zunge abschnitt. Nur mit dem Kaiser konnte das dogmatische System gestürzt werden. Weder diese Gefahr hatte der protestantische Fürst zu fürchten, noch durfte er seine Kirchengewalt so weit treiben, daß er hätte fürchten müssen, es handle sich zugleich um seine Person und um eine theologische Pointe. Die Hierarchie lebte noch, um ihn zu fesseln und wenn er nicht in ihrem Sinne die kirchlichen Fragen entschied, daran zu erinnern, daß das weltliche Regiment sich nur um die Ord-

Digitized by Google

nung des öffentlichen Lebens zu kümmern habe. Die fürstliche Gewalt und die Staatsregierung mußten selbst erst im Sinne der Hierarchie handeln und hierarchisch werden, ehe sie die Beistimmung der Priesterschaft, der allein die Offenbarung des Ewigen gegeben ist, erhalten konnten. Aber hatten sie diese Beistimmung, dann konnten sie absetzen, vertreiben, die teuflischen Leute, welche um ein Jota von der hierarchischen Satzung abwichen, bürgerlich todt machen, dann konnte selbst — Blut fließen.

In die Zeit, in welcher die Geistlosigkeit des neueren christlichen Staats ihre volle Entwicklung erreicht hatte, die Dumpfheit und Beschränktheit des gesammten Lebens entsetzlich geworden war, fallen die Hexenprocesse. Tausende von Schlachtopfern wurden in den protestantischen Staaten einem Wahne dargebracht, der in Allem, was aus dem gewöhnlichen Geleis heraustrat, teuflische Begeistrung sah. Wahrscheinlich hatte der unerträgliche Druck auf den gemeinen Mann so arg eingewirkt, daß dieser die geringe Dosis von Geist, die ihm noch geblieben war, nur noch im ekstatischen Zustande äußern konnte. Derselbe Thomasius, welcher den Scheiterhaufen der Hierarchie löschte, hat auch die Hexen von der protestantischen Inquisition befreit.

Das Uebergewicht der dogmatischen Satzung gab dem lutherischen Staats-Gebäude die byzantinische Form, die nur durch einige hierarchische Schnörkeleien und durch die abentheuerlichen Ungethüme, welche die Attribute der gothischen Bauart bilden, eine lebendigere Haltung erhielt. Die verfeinerte Hierarchie dagegen erneuerte die reformirte Kirche in den Staaten, in welchen sie sich in ihren Consequenzen ausgebildet hat. Da sie weniger als die lutherische der Ausarbeitung und Behauptung des Dogma lebte und statt die Symbolik zu vollenden lieber auf die Unbestimmtheit der Schrift zurückging, da sie ferner den Cultus auf die einfachsten Elemente zurückführte, so gab sie in diesen Beziehungen der weltlichen Obrigkeit nur wenig Gelegenheit, sich in die Gestaltung des kirchlichen Lebens einzumischen, denn sie selbst sorgte dafür, daß die Gestalt nie zu einer festen Bestimmtheit gedieh. Dafür behielt sie nun um so größeren Spielraum, ihre Unbestimmtheit, ihr Postulat der Heiligkeit, ihre Abstraction einer jenseitigen Göttlichkeit gegen den Staat geltend zu machen und sich selbst als die von Gott geordnete Anstalt, welche die Forderung der Heiligkeit zu betreiben und zu realisiren habe, dem weltlichen Leben entgegenzustellen. Ihre Zuchtanstalt beruhte auf der Voraussetzung, daß der Staat und das bürgerliche Leben das Unheilige und Geistlose sey.

Nachdem Rom und Byzanz im protestantischen Staatsleben zum zweitenmale gefallen waren — das achtzehnte Jahrhundert und das erste Viertel des neunzehnten erlebte ihren zweiten Sturz — unternimmt man es in unsern Tagen, sie zum drittenmale aufzubauen und dem christlichen Staate ein neues Leben zu geben. Nach der protestantischen Aera gerechnet: man will zum zweitenmale die Hierarchie aufrichten, welche der protestantische Geist in seine erste Erscheinungsform noch herübergenommen, aber bereits in sich selbst überwunden hatte.

Schwach und zitternd genug ist die Stimme, die wir von der reformirten Seite her vernehmen, was ihr aber an sonorer Kraft abgeht, macht sie durch den Eifer gut, mit dem sie nach kirchlichem Leben ruft und nach selbstständiger Vertretung der Kirche gegenüber dem Staate. Während es auf dieser Seite den Eiferern keineswegs auf die Erhaltung eines bestimmten Lehrbegriffs, sondern nur darauf ankommt, daß die Kirche überhaupt nur ihr Leben selbstständig führen könne, haben neuerlich die separatistischen Lutheraner in Preußen im Interesse des reinen Lehrbegriffs die völlige Trennung von Kirche und Staat verlangt und hat endlich Stahl in demselben Interesse eine Theorie des protestantischen Kirchenrechts aufgestellt, nach welcher die Kirchengewalt des Fürsten nicht zum Begriff der Landeshoheit gehört und vielmehr der Lehrstand aus seiner jetzigen Sklaverei zu befreien ist, damit er in den Besitz der eigentlich ihm zugehörigen Gewalt trete. Die separatistischen Lutheraner und dieses protestantische Kirchenrecht kommen auch darin überein, daß sie die Selbstständigkeit der Kirche nicht nur im Gegensatz gegen die bisherige Herrschaft des Staats sondern auch zu dem Zwecke fordern, damit die Kirche von der überhandnehmenden Aufklärung, namentlich von der Kritik und Philosophie sich abscheiden oder vielmehr diese Feinde des Glaubens durch einen freien, offenen und rein und allein von ihrer göttlichen Vollmacht geforderten Act von sich absondern könne. Beide endlich, die lutherische Secte wie der Philosoph Stahl kommen auf die Ansicht der Reformatoren vom Staat zurück. Beide unterscheiden das kirchliche und weltliche Regiment in dem Sinne, daß nur der Kirche und dem gewalthabenden Lehrstande die Offenbarung gegeben, der Staat aber nur eine „äußere Anstalt" sey, beide verlangen also wieder nach einem „christlichen Staate." Denn der Staat ist an ihm selbst das Geistlose und wird erst christlich, wenn er der Kirche gegenüber seine Geistlosigkeit eingesteht und der Offenbarung des Göttlichen, welche allein die Kirche besitzt, sich unterordnet.

Das ist die neue Restauration des christlichen Staats. Wenn wir die Zeichen der Zeit richtig verstehen, so hat es den Anschein, als solle sie nicht bloß Theorie bleiben. So weit wenigstens ist sie bereits in die Praxis getreten, daß die Regierungen das Stichwort des Christlichen der Philosophie entgegenhalten und die öffentliche Anerkennung der Wissenschaft im Staatsleben danach bestimmen und gewähren oder verweigern, je nachdem das Denken wirkliches Denken oder Nicht-Denken d. h. christlich ist. Die Krisis, welche nahe bevorzustehen scheint, ist nicht mehr aufzuhalten; die

Digitized by Google

Entwicklung des Denkens und der Wissenschaft hat sie ruhig, sicher und allmählig herbeigeführt. Sollte sie aber vom Boden der Wissenschaft voreilig und gewaltsam versetzt und eine äußere werden, so ist keine Frage, wer die Schuld tragen wird. Die Wissenschaft wird diese voreilige Wendung nicht herbeiführen, da sie ihren Grundsatz, daß die Gegensätze in der Unendlichkeit des Denkens aufzulösen sind und in dieser idealen Auflösung die neue Gestalt der Weltverhältnisse sich mit innerer Nothwendigkeit ergibt, nicht verläugnen noch aufgeben wird.

Stahl's Theorie, daß der Staat nur äußere Anstalt und die Kirchengewalt nicht im Begriff der Landeshoheit des Fürsten gegeben sey, bedarf keiner besondern Widerlegung mehr. Aber ein Irrthum, der seit den Tagen des seligen Haller so viel Raum gewonnen hat, daß er aus der katholischen Welt, der er ursprünglich angehört in die protestantische eingedrungen, zum Princip des protestantischen Kirchenrechts erhoben ist und auf dem Sprunge steht, der Grundsatz protestantischer Regierungen zu werden, ein Irrthum, der vor anderthalb Jahrhunderten von Thomasius widerlegt und von der Geschichte bereits umgestoßen war, muß von allen Seiten, die er nur berühren kann, widerlegt werden. Der Kampf mit ihm hört nicht auf, bis er nicht aus allen Verstecken, in denen er sich verbergen kann, vertrieben ist.

Wir lösen ihn auf, indem wir in vorliegendem Aufsatze zeigen, wie ihn eine zweitausendjährige Geschichte aufgelöst, vertrieben und aus der lebendigen Wirklichkeit in die Abstraction der Theoretiker und in die Theorie der Regierungen verjagt hat. Wir treiben ihn andererseits aus der unlebendigen Theorie, wenn wir zeigen, wie ihn die Geschichte des Staats aus dem Umfange ihrer allgemeinen Collisionen ausgeschieden hat. Wir führen ihn auf seine Kategorie zurück, wenn wir ihn in dem Kampf der theologischen und hierarchischen Satzung mit dem Staate wiederfinden. Die Kraft endlich, die er auch noch als abstracte Theorie des Gelehrten und der Regierung besitzt, verliert er völlig, wenn es sich sonnenklar beweisen läßt, daß die Regierung, so lange sie diesen Irrthum theilt und ihn der Wissenschaft entgegenhält, gegen den Staat selber kämpft und die lebendigen Mächte, welche gegenwärtig in der Bewegung des Staats sich reiben und berühren, nicht mehr als die ideale Einheit derselben zusammenhält. Die Regierung, welche sich auf jene Theorie ausschließlich stützt, spricht es damit selbst aus, daß sie nur Eine Parthei des Staatslebens ist.

Wir haben somit nur noch zu zeigen, wie die Macht der Hierarchie, welche auch den protestantischen Staat noch beschränkte und für geistlos erklärte, indem sie ihn christlich machte, gestürzt ist und warum sie durch den wahren Begriff des Staates gestürzt werden mußte.

Der Gang, den ich in diesem Aufsatze nehme, ist der entgegengesetzte in Vergleich mit dem, welchen ich in meiner Schrift über die evangelische Landeskirche Preußens genommen hatte. Hier war die Kirche in dem Augenblicke, wo sie sich — in der Union — auflösen mußte, der Ausgangspunkt und wir beurtheilten von diesem Punkte aus, wo sie zu einem Momente des Staatslebens geworden war, die Versuche, die sie machte, um dem Staat gegenüber ihre besondere Selbstständigkeit wieder zu gewinnen. Jetzt wird der Staat der Mittelpunkt und wir sehen nun zu, wie die Kirche zu einem der Radien wird, welche dieses Centrum des menschlichen Lebens in die freie Bewegung seines Kreises entläßt. Am Schluß kommen wir somit auf denselben Standpunkt der Betrachtung, den wir in jener Schrift einnahmen, und wir werden diese Gelegenheit dann benutzen, um einige Mißverständnisse, zu welchen diese Schrift unschuldigerweise Anlaß gegeben hat, zu entwirren.

Die protestantische Geistlichkeit blieb also dabei, daß der Staat nur eine Policeianstalt, höchstens ein Institut sey, welches über die unverletzte Erhaltung des formellen Rechts zu wachen habe. Der Widerspruch gegen das Princip, welches sogleich mit der Reformation gegeben war, gegen das Princip, daß die Obrigkeit als solche die kirchlichen Angelegenheiten zu leiten und zu entscheiden habe, war zwar groß genug, aber der Staat merkte ihn erst, als er mit seiner kirchlichen Arbeit, mit der Sicherstellung des Symbols und des entsprechenden Cultus fertig war und die ursprüngliche Dialektik, welche das protestantische Princip zu festem Bestehen und zu einem äußerlich erscheinenden Organismus consolidirt hatte, in theologisches Gezänke auslief. Das war derselbe Zeitpunkt, wo die dogmatische Satzung von dem Pietismus in die innere Welt des Geistes eingeführt wurde und der bisherige Rechts-Staat die Gestalt der absoluten Monarchie annahm. Mit der Reformation war ein neues Princip in die Welt gekommen und doch waren die Formen, in denen man lebte, noch die des Mittelalters. Der Widerspruch konnte nicht mehr geläugnet, er mußte aufgehoben werden. Der Staat war nur die äußere Vereinigung besonderer Rechte und Freiheiten und im Verhältniß zur Kirche war seine Gewalt ein Mittel für die Aufrechterhaltung der orthodoxen Ordnung. Nirgends Einheit, nirgends ein Ganzes! Im Innern der Welt arbeitete schon das Princip, welches alle geistigen Bestimmungen als Glieder Eines Systems zusammenbringen und vereinigen sollte, im Glauben war sogar der Eine Lebenspunkt gegeben, aus welchem alle Güter des Geistes als freie Schöpfung und als Eine Welt hervorgehen sollten. Und doch war diese Welt noch nicht entstanden. Der Glaube als der Dogmenglaube, als der Knecht der theologischen Satzung konnte die Schöpfung, auf welche es die Geschichte abgesehen hatte, nicht vollbringen.

Ehe die Absicht der Geschichte erreicht wurde, sollte erst eine zwiefache Umwendung vor sich gehen, der Staat näm-

Digitized by Google

lich einerseits die Kirchengewalt ausschließlich und mit consequenter Festigkeit an sich reißen, d. h. mit principieller Bestimmtheit den Besitz, der ihm an sich schon zugestanden hatte, ergreifen und andererseits wirklich und ausschließlich werden, wofür ihn die Hierarchie bis dahin immer ausgegeben hatte — der geistlose und ungöttliche. Er wurde absolut d. h. seine Gewalt mit der unmittelbaren Subjectivität des Fürsten identisch. Die Stände wurden erdrückt und die Kirchengewalt durch die Theorie — des Territorialsystems — zu einem unablöslichen Attribut der Landeshoheit erhoben: der Satzungsglaube erfuhr damit sein volles Recht, denn zersplitterte er sich in theologische Streitigkeiten, so war es nun an dem Staate, sich als das zu beweisen, was er nach der Aussage der Hierarchie war, — als die Macht der äußern Ordnung. Der Staat that aber auch nur, was die Kirche selbst bereits gethan hatte, und konnte sich diese beklagen, wenn die Macht des gesammten weltlichen Lebens in die Subjectivität sich zuspitzte, da in ihr selbst die bisherige Substanz in die Spitzfindigkeiten der subjectiven Theorie sich verloren hatte und die Subtilitäten des theologischen Witzes zu den wesentlichen Kennzeichen der Rechtgläubigkeit erhoben wurden?

Während die fürstliche Execution der Kirchengewalt das Zeitalter der Toleranz herbeiführte, war das Bestehen der dogmatischen Satzung von ihrer eignen Bewährung abhängig gemacht und vor welchem Richterstuhl konnte sie sich bewähren? vor welchem andern als vor dem der unmittelbaren Subjectivität, die sich jetzt, um ihr Richteramt gerecht auszuüben, in ihrer reinen Einfachheit und abstracten Unendlichkeit erfassen mußte? Eine andre Form der Subjectivität gab es in dieser Collision nicht, da der Kirchenglaube die Voraussetzung unterhalten hatte, daß das Selbstbewußtseyn nur in zwei Formen existiren könne, in derjenigen nämlich, in der es sich selbst überlassen als das weltliche, gottentfremdete existirt, und in der andern, in welcher es unmittelbar der symbolischen Satzung unterworfen ist. Eine Vermittlung beider Formen des Selbstbewußtseyns, eine Vermittlung zwischen dem unmittelbaren Seyn desselben und zwischen seinem Nichtseyn hatte der Kirchenglaube nicht zu Stande gebracht, konnte er sich also beklagen, wenn das Selbstbewußtseyn in seinen Satzungen sein Nichtseyn fand und als Aufklärung den Widerspruch zwischen diesen Satzungen und seiner Einfachheit entdeckte und aussprach? Der Proceß war sehr bald gewonnen und zwar durch die Voraussetzung, welche der Kirchenglaube selbst dem weltlichen Selbstbewußtseyn hinterlassen hatte, gewonnen. Die Aufklärung errichtete nun ihr Reich auf ihren allgemeinen Grundsätzen, die sie im Kampf mit dem Glauben entwickelt hatte, auf dem Grundsatze, daß die Wahrheit sich nicht widersprechen könne und auf dem Postulat der moralischen Gesinnung. Bestimmter gesprochen: ihr ganzes Reich bestand nur aus diesen beiden Grundsätzen.

Wenn es im Begriff des christlichen Staates liegt, daß er der geistlose und ungöttliche sey, so war dieser Begriff jetzt erfüllt; gehört es aber zur Natur dieser ungöttlichen Erscheinung, daß sie nur in Bezug auf die Kirche die ungöttliche und geistlose sey, so fehlte auch diese Beziehung nicht, obwohl sie jetzt nicht mehr das Verhältniß zweier selbstständig erscheinender Welten, sondern Beziehung in Einem und Demselben Bewußtseyn geworden war. Der Gedanke der Alles umfassenden Landeshoheit des Fürsten war nicht mehr äußerlich durch eine selbstständig organisirte Kirche beschränkt; Alle Macht — das stand für ihn von vornherein fest — war vielmehr in die substantielle Allgemeinheit der weltlichen Majestät zusammengefaßt; aber dieser Gedanke war an ihm selbst noch sein eigener Gegensatz und damit sich selbst entfremdet, da er die Majestät des Staates als unendlich faßte, als wirkliches Bewußtseyn der Unendlichkeit und des Wesens sich aber dennoch auf das Jenseits richtete, in das Jenseits die Unendlichkeit verlegte und nur allein sich dagegen wehren mußte, daß das reine Bewußtseyn des Wesens sich nicht unmittelbar praktisch gegen das weltliche Reich richtete. Der Gedanke der Landeshoheit trug noch die Furcht vor der Hierarchie in sich, weil er sich als Bewußtseyn des Wesens noch nicht in die Organisation der Welt und des Staatslebens versenkt, vertieft und ausgeprägt hatte. Daß die Aufklärung endlich nur in der Beziehung auf den Glauben denken, sprechen und überhaupt existiren konnte, daß sie als vergleichendes Bewußtseyn sich entwickeln mußte, wenn sie nicht die stumme Selbstgewißheit des Geistes bleiben wollte, ist von selber klar.

(Fortsetzung folgt.)

Erklärung.

Um nicht durch Schweigen auf eine unwahre Beschuldigung, die Schuld wirklich zu begehen, deren man mich gehässiger Weise bezüchtigt hat, so erkläre ich es hiermit für erlogen, wenn der Verfasser des Aufsatzes über die Universität Tübingen in diesen Jahrbüchern mich von einem „tückischen Baur" sprechen läßt. Das Wahre ist, daß ich in einem wissenschaftlichen Kampfe mit Hrn. Dr. v. Baur, der übrigens sonst von beiden Seiten mit offenen und ehrlichen Waffen geführt worden ist, einen einzelnen Zug meines Gegners, den ich als einen Winkelzug anzusehen nicht umhin konnte, als „Anwandlung einer, eines Gelehrten von so ehrenwerthem Charakter unwürdigen Tücke" bezeichnet habe. Diese Bezeichnung war, wie jeder sich überzeugen wird, der die Acten (Berliner Jahrbb. Febr. 1839, und Fichte's Zeitschrift ꝛc. Bd. 4, Heft 1) einsehen will, die richtige, und sie bleibt es, und ich werde sie bei aller Achtung für den würdigen Gelehrten, die ich meines Wissens nie verläugnet habe, so lange nicht bereuen, so lange man mich nicht überzeugt, daß, auf einen ungerechten Angriff sich ritterlich seiner Haut zu wehren, für den Schwaben zwar eine Ehre, für den Sachsen aber eine Schande ist.

Weiße.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Digitized by Google

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

9. Juni. № 137. 1841.

Der christliche Staat und unsre Zeit.

(Fortsetzung.)

Der Staat und die Aufklärung, die sich in seiner Mitte ausführte, waren noch christlich, weil sie geistlos und ungöttlich waren und es eben durch ihre äußere Beziehung auf die jenseitige Welt des Wesens waren. Durch diese Beziehung fielen sie aber mit sich selbst in Widerspruch, denn dasjenige, worauf sie sich nach außen hin bezogen, waren oder hatten sie wenigstens an sich selbst. Wenn der Staat die Ausübung und Gestaltung der Religiosität so weit seiner Einsicht unterworfen hatte, daß es auf seine Bestätigung ankommen sollte, in welcher Bestimmtheit diese Ausübung rechtlich anerkannt werden könne, so war sein Selbstbewußtseyn unendlich geworden und die Religiosität die innere Bestimmtheit seines Selbstbewußtseyns. Sie war ein inneres Moment seines gesammten Lebens, als Moment aber nicht seine einzige, ausschließliche Bestimmtheit, sondern eine Bestimmtheit, welche gegen den Einfluß anderer Mächte sich nicht abschließen darf, wie ihr andererseits der Einfluß auf die übrigen Momente des Staatslebens gestattet war.

In welcher Form war aber jetzt dieser Einfluß der einzig mögliche? Nicht mehr in der Form, in welcher ihn die Kirche allein denken konnte, daß das Selbstbewußtseyn sich unmittelbar der jenseitigen Macht unterwerfen sollte. Die Aufklärung sorgte für eine andere Form.

Sie nämlich, die Aufklärung mußte endlich dahinter kommen, daß sie sich nicht mehr als vergleichendes Bewußtseyn auf den Glauben zu beziehen brauche. Sie war der Glaube an ihr selbst, aber der Glaube in jener freien, menschlichen Form, in welcher er das Selbstbewußtseyn nicht mehr in seiner weltlichen Wirklichkeit stehen läßt und nur die unmittelbare Erhebung desselben in das Jenseits fordert. Sondern der Glaube war sie, welcher das Selbstbewußtseyn durch seine freie Entwicklung in seine wesentliche Welt einführt. Der Grundsatz, daß die Wahrheit sich nicht widersprechen könne — was war er anders als der feste Glaube an die Wahrheit? was anders als der Glaube, der im Begriffe war, Wissen zu werden, da er auf der Gewißheit beruhte, daß das Selbstbewußtseyn in seiner Allgemeinheit die Wahrheit sey und daß die Wahrheit, welche für das Selbstbewußtseyn ist, nicht nur das Nichts des Selbstbewußtseyns, sondern dieses selber sey? Der Gedanke, daß die Wahrheit System und das System die Entwicklung des Selbstbewußtseyns sey, war hiemit gegeben und seine Ausführung als die Philosophie der neueren Zeit erhielt er, als das einfache Selbstbewußtseyn der Aufklärung sich als Gegenstand des Bewußtseyns von sich selber abstieß — sich also nicht mehr äußerlich auf die Welt des Glaubens sondern wirklich auf sich und seine Unendlichkeit bezog und nun in der Welt des reinen Bewußtseyns sich selbst erkannte.

Auch die moralische Gesinnung der Aufklärung war an ihr selbst der Glaube, aber der Glaube, der aus der Unendlichkeit des Innern das System der sittlichen Bestimmungen entwickeln sollte, was dem kirchlichen Glauben als solchem nicht möglich gewesen war. Die Moral als Wissenschaft ist erst ein Werk der Aufklärung. Wenn nach dem protestantischen Bekenntniß der Glaube allein rechtfertigt, so war mit diesem Princip der Uebergang zur Sittlichkeit vorbereitet, aber noch nicht durchgeführt, noch viel weniger der Punkt, zu dem übergegangen werden sollte, als Centrum, aus welchem sich die sittlichen Bestimmungen entwickeln, erkannt und bewiesen. Das protestantische Princip der Rechtfertigung durch den Glauben konnte als kirchliches Princip noch nicht zu dieser Entwicklung gelangen, weil der Glaube noch der Dogmenglaube war, d. h. der Innerlichkeit, die er allerdings enthielt, nicht froh werden konnte, und bei der Flucht aus der Gegenwart in die Vergangenheit niemals vor der Gefahr der Vorstellung, daß mit dem Geschichtsglauben als solchem genug gethan sey, sicher war. Allerdings war auch das Postulat aufgestellt, daß aus dem Glauben die guten Werke hervorgehen sollten; allein aus dem Einen isolirten Punkt, zu welchem der Dogmenglaube flüchtete, konnten die sittlichen Bestimmungen weder auf innerliche Weise abgeleitet werden, noch konnten sie jede ihre bestimmte und naturgemäße Lebenskraft gewinnen, wenn jede in derselben Art auf denselben geschichtlichen Punkt bezogen wurde. Die moralische Gesinnung der Aufklärung

Digitized by Google

war dagegen der Glaube, welcher die Fähigkeit enthielt, die sittlichen Bestimmungen einerseits zu beleben, andererseits in ihre wahre Einheit zurückzuführen. In ihrer ersten Erscheinung war sie freilich noch so sehr das Abbild des Glaubens, als dessen Gegensatz sie entstanden war, daß sie in der reinen Selbstgewißheit des moralischen Geistes stehen blieb und wenn sie sich auf die positiven Bestimmungen der wirklichen Welt bezog, dieselben entweder auflöste oder alle auf dieselbe Weise unmittelbar als das Gute bestimmte. Wurden aber die positiven Bestimmungen aufgelöst, so fanden sie ihre Auflösung in der Innerlichkeit der Gesinnung, aus welcher sie vielmehr neue Lebenskraft zogen und als freie Selbstbestimmung des sittlichen Geistes wieder hervorgingen. Oder sah das moralische Selbstbewußtseyn in den positiven Bestimmungen die Eine und dieselbe Bestimmtheit des Guten, so sah es auch in dieser Weise in ihnen seine eigne Bestimmtheit — denn das Gute betrachtete es ja als seine wesentliche Allgemeinheit — und seine anfängliche, scheinbare Leerheit und Abstraction verwandelte sich durch ihre eigne Dialektik zum Reichthum des sittlichen Selbstbewußtseyns.

Es ist allgemein anerkannt und wird von Manchen genug bedauert: die Revolution, die in Frankreich als der blutige Terrorismus der Vernunft und Sittlichkeit sich durchsetzte, war keinem der Staaten, die ein geschichtliches Leben führten und lebenskräftig waren, fremd geblieben. Schon ehe der fürchterliche Schlag, welcher gegen die unmittelbare Geltung der Subjectivität gerichtet war, in Frankreich ausgeführt wurde, waren in Deutschland auf Universitäten, in den geistlichen und weltlichen Behörden, in der Regierung und auf dem Throne die Mächte der neuen Zeit anerkannt worden und wenn ihr Einfluß auf die Wirklichkeit noch nicht überall durchgreifend seyn konnte, so fielen die Hindernisse, die ihnen entgegenstanden, als Krieg und Elend die Revolution verbreiteten und die Sicherheit der geistlosen und ungöttlichen Subjectivität erschütterten.

Das Territorialsystem, wie es Thomasius und Böhmer ausbildeten, enthielt die Momente des Begriffs, hatte sie aber noch nicht in ihre freie Bewegung gesetzt und nur durch den Gedanken des formellen Rechts verbinden können. Die Landeshoheit und Majestät des Fürsten wurde als so umfassend bestimmt, daß ihrer Entscheidung auch die kirchlichen Angelegenheiten unterliegen; da aber der unendliche Gehalt des Staats nicht entwickelt war — (nur auf der Ahndung dieses Gehalts beruhte jenes System) — die Landeshoheit also auch nicht als die freie Idealität dieses Gehalts erkannt werden konnte, so war ihr Recht als solches nur vorausgesetzt, es erschien somit als Recht der unmittelbaren Subjectivität des Fürsten und seine Ausübung als Tyrannei gegen die Kirche. Wenn nach demselben System das Denken und die kirchliche Satzung in ihrem Kampfe gleichberechtigt seyn sollen, so enthält dieser Satz den Widerspruch, daß er beiden Mächten die Erlaubniß gibt, sich zu berühren — sonst könnten sie nicht kämpfen — andererseits ihnen äußern Frieden gebietet, mithin sie auseinander reißt und zur Ordnung ruft. Es ist noch der Atomismus und Widerspruch des formellen Rechts.

Die Revolution, die Aufklärung und die Philosophie haben aus diesem Zustande, in welchem der Kampf berechtigt ist und jeden Augenblick dennoch von der eisernen Hand des Fürsten, der unmittelbar gegen alle Partheien Recht hat, zum Stillstand gebracht werden soll, den Staat herausgehoben und zur umfassenden Erscheinung des sittlichen Selbstbewußtseyns umgebildet. Dieser Umschwung besteht in nichts Anderem, als in der Befreiung der bisher durch ihr eignes Recht fixirten Atome, die von jetzt an ihre gleiche Berechtigung nur dadurch gewinnen können, daß sie zunächst ihre unmittelbare Sprödigkeit, mit der sie an ihrem vorausgesetztem Recht festhielten, aufgeben und jedes durch diese Ueberwindung seiner selbst mit dem andern sich in Einheit setzt. Die Selbstverläugnung ist das erste Gesetz und die Freiheit die nothwendige Folge.

Das unmittelbare Recht der fürstlichen Person verliert seine eiserne Unmittelbarkeit und der Fürst wird „der erste Diener des Staats," indem er die Momente der Bewegung in seinem Selbstbewußtseyn vereinigt, neu sich bildende Momente, sobald sie sich bestimmte Form gegeben haben, anerkennt oder in vorgreifender Genialität die Keime, die erst noch in der Entwicklung liegen, divinatorisch als Bereicherung des Staatslebens erkennt und ihre Ausbildung fördert. Die Kirche verliert nicht nur ihr unmittelbares Recht, sondern als Kirche kann sie es, man mag es noch so ängstlich präpariren, in der Retorte der neuern Bildung durchglühen und durch tausend mühsame Vermittlungen hindurchjagen, bis es scheinbar menschlich aussieht, sie kann es nie und in keiner andern Form wieder gewinnen. Sobald sie ihr Recht nicht mehr als unmittelbares, schlechthin positives behaupten kann und allein dadurch gilt, daß sie sich auf ihre göttliche Autorität berufen kann, so ist sie nicht mehr Kirche. Als Kirche kann sie sich nicht selbst verläugnen, also die Pflicht nicht leisten, welche der Staat der Sittlichkeit als sein erstes Gesetz aufstellen muß. Was ist also mit ihr anzufangen? Welche Frage! Als ob sie wirklich als Kirche noch existirte, wenn das sittliche Selbstbewußtseyn und das Denken den Rechts-Staat umgebildet haben. Diese Mächte haben sich nur durchsetzen und zur Herrschaft bringen können, indem sie den unmittelbaren Inhalt der Kirche sich angeeignet, aber in dieser Aneignung wesentlich verändert haben. Das Territorialsystem, die absolute Monarchie und die Aufklärung sind es, die die Kirche gestürzt und ihren Inhalt in sich aufgenommen haben. Sie haben das Positive der Kirche in sich verdaut; wer also die Kirche wieder haben wollte, würde nicht einmal, was er sucht, finden, wenn er die Wissenschaft

Digitized by Google

todtschlüge und aus ihrem Leibe das verschlungene Allerheiligste, das Positive herausschneiden wollte. Als ob die Wissenschaft das Positive als Positives in ihrem Innern dulden könnte und wenn sie es verdaut hat, nicht vielmehr in ihr Fleisch und Blut und in ihre Dialektik verwandelt hätte!

(Fortsetzung folgt.)

Berliner Pietisten.

Die Schlacht ist längst vorüber, die Pietisten haben den gehofften Sieg nicht davon getragen. Groß war in Berlin um die Zeit des letzten Jahreswechsels das Geschrei, man werde am Sonntage die Theater und öffentlichen Vergnügungsorte schließen, man werde den Besuch der Kirchen durch Bann und Interdict erzwingen, namentlich solle eine Controle eingerichtet werden, wie oft die Beamten in die Kirche und zum Abendmahle gehen würden. Viele Glaubenshelden klatschten schon im Stillen in die Hände und erhoben triumphirend ihr Angesicht — jeder vernünftige und besonnene Mann erwartete schweigend, ob es denn möglich sei, daß ein solcher Rückschritt im neunzehnten Jahrhundert noch stattfinden könne; aber die große Menge der durch und durch rationalistischen Berliner gab laut und deutlich durch Spottlieder u. dgl. ihren Unwillen zu erkennen. Die Masse hat auch dieses Mal Recht behalten - denn noch ist Alles beim Alten. Mag der Tieferblickende auch immer zögern mit seinem Urtheile, wenn er auf so manches Phänomen der jüngsten Tage hinblickt, mag es auch immer mehr zu Tage kommen, daß es wirklich eine zahlreiche Partei aus allen Kräften versucht, in Sachen der Religion und Wissenschaft durch äußerliche Gewaltmaßregeln zu entscheiden, der Hauptschlag scheint glücklich abgewehrt zu sein — auf den gesunden Kern des Volkes von Neuem äußerliche Frömmigkeit aufzupfropfen, wird von allen Seiten desavouirt. Daß aber die Sachen so stehen, daß die Pietisten sich selbst für geschlagen halten, beweist nichts deutlicher, als die Menge von Flugschriften, welche in Berlin nach einander erscheinen, um den Pietismus zu vertheidigen und zum Gebrauche gegen alle Uebel der Zeit zu empfehlen, wie man Ratten- und Mäusegift anpreist. Wie nach verlorner Schlacht einzelne Marodeurs hinter dem fliehenden Heere zurückbleiben, um nicht ganz ohne Beute das Schlachtfeld zu verlassen, so treten, meist verkappt, die kühnsten Streiter aus den Reihen der Gläubigen vor, um wenigstens noch einige Seelen aus den Krallen des Satans zu reißen. — Wenn wir nun hier, nachdem in diesen Jahrbüchern bereits so viel Wahres und Beherzigenswerthes über diesen Krebsschaden der Zeit gesagt ist, wieder darauf zurückkommen, hat das seinen Grund nicht in dem Werthe und der Bedeutung dieser Broschüren, denn etwas Neues, Gediegenes kann eine so abgelebte Form des Geistes als der Pietismus nicht hervorbringen, er ist zufrieden, das Alte in Worte zu kleiden, die das Ohr der Weltkinder auf's Neue kitzeln; vielmehr bestätigt sich an diesen Insinuationen und Anpreisungen des Pietismus gerade der schon längst ausgesprochene Satz, daß allein Unwissenheit und Schwäche des Geistes die Grundquelle alles Pietismus in der heutigen Zeit sind — wenn er aufrichtig bekannt wird — Heuchelei aber und Weltklugheit so Manchen bestimmen, seine Blößen mit dem Mantel moderner Frömmigkeit und Gläubigkeit zu umhüllen. Interessant ist es aber, aus diesen Schriften zu erkennen, wie die Pietisten keineswegs unter sich einig sind, denn sie wissen ja nicht, was sie wollen. Wie im täglichen Leben die Mitglieder der einen Gesellschaft ergrimmt sind über die Theilnehmer an einem andern Vereine und lieber einen Mohren begrüßen, als diesen ihren christlichen Mitbruder, der ja ihre Betstunde nicht besucht, so fällt auch in diesen Broschüren Einer den Andern unverholen und bissig an.

Wir machen den Anfang mit einem Schriftchen, welches selbst den Anfang gemacht hat; es führt den Titel: „Ueber die Besorgniß vor den Gefahren des hereinbrechenden Pietismus." Der anonyme Verfasser ist offenbar kein Theologe, das zeigt jede Zeile — vielmehr allem Anscheine nach eine Militärperson, die einmal in geistlichen Dingen sich versuchen will. Der Verf. erklärt sich gegen den Pietismus und hält ihn für viel gefährlicher als den Indifferentismus, allein was er gegen das Ende hin ahnt, daß man auch ihn für einen Pietisten erklären werde, scheint eine leise Regung des Gewissens zu sein. Gerade der Standpunkt, auf welchem er steht, sich auf die innere Frömmigkeit des guten Herzens zu stützen, welche an unüberschwenglichen Gefühlen genug hat, dabei aber doch den Weltkindern keinen Anstoß zu geben, Religion und Leben auf gut katholisch wieder hübsch zu sondern, kurz ein juste milieu zu bilden bei den Gegensätzen der Zeit, ohne selbst durch wahre wissenschaftliche Bildung darüber erhoben zu sein, fällt wenn irgend einer unter die Kategorie des modernen Pietismus. Dem Verf. ergeht es denn nun auch so, wie Jedem, der eine Sache unternimmt, welcher er nicht gewachsen ist. Er sagt an einer Stelle, „man prüfe sich selbst, ob man schon weit genug in der Erkenntniß vorgeschritten, um mit Ueberzeugung und Nutzen dem Christenthum neue Anhänger verschaffen zu können." Das hat er selbst nicht gethan und daher meist gesprochen, wie ein Blinder von der Farbe. Wenn er zuletzt selbst gesteht, daß seiner Feder (!!) Stil und Logik ungewohnte Elemente sind, so war es um so mehr seine Pflicht zu schweigen, damit er durch sein unlogisches Denken nicht eine Sache noch mehr verwirre, bei der es auf klares, geübtes Denken und Einsicht vor Allem ankommt, zumal wenn man öffentlich mitsprechen will. Wir lesen die Worte, „es könne einer Stimme aus dem Volke, welches den Begriff von Gelehrsamkeit aus-

Digitized by Google

schließt, nicht einfallen ꝛc., über gelehrte Erscheinungen im Felde der Theologie zu sprechen, dies übersteige ihre Kräfte und Kenntnisse" — aber in demselben Satze wird von der „paganisirenden Welt-, Menschen und Selbstvergötterung des Dr. Strauß" gesprochen. Wie kann der Verf. so ohne Weiteres dieses zum allerwenigsten einseitige, hämische Urtheil, welches von Theologen stammt, die eben so vorurtheilsvoll urtheilen, als er, aufnehmen, da er ja gesteht, ihm mangele die Einsicht in diese Dinge? Strauß wird durch solche besudelnde Hände freilich nicht erreicht, aber das ist die vielgepriesene Unparteilichkeit unserer Tage, mit der einen Hand wo möglich liebkosen, mit der andern einen Stoß in den Nacken. Dergleichen anmaßende Urtheile der Unwissenheit finden sich noch mehrere. „Weil Religion Glaubenssache ist, kann der Laie eben so weit darin kommen, zuweilen noch weiter als der Gelehrte —, denn die Apostel waren doch gewiß keine gelehrte Leute." Das ist auch solch' ein Stichwort, wodurch man seine eigene Unwissenheit zu beschönigen und dem einfältigen Volke zu schmeicheln sucht. Religion ist für jeden Menschen, aber Religion ist auch für jeden Menschen eine andere und es ist eben zu begreifen, wie wir dennoch alle eins sind in Christo, — es sind vielerlei Gaben, aber es ist ein Geist. Ihr haltet die Apostel für ungelehrte Leute; vergeßt aber nur dabei Paulus, den Verfasser des vierten Evangeliums, der Offenbarung, des Hebräerbriefes — das waren wahrlich keine ungelehrte Leute, wie ihr es euch vorstellt. Denkt nur nicht dieselben schon zu verstehen, wenn ihr einen Spruch daraus lesen und citiren könnt. Aber die Trägheit ist so arg, daß man sich mit seiner Unwissenheit noch brüstet. Der Verf. fängt mit folgendem Glaubensbekenntniß an: „ich glaube von ganzem Herzen, ganzer Seele an das augsburgische Glaubensbekenntniß — ich glaube Christus den offenbarten Gott, ich erkenne die Bibel als heiliges Buch, als Urschatz der Religion an." — Wir wollen den Verf. nicht fragen, ob er das augsburgische Glaubensbekenntniß gelesen hat; es bedurfte dann wenigstens nicht der folgenden Sätze, oder wenn darauf besonderes Gewicht gelegt werden sollte, so waren sie auch in ihrer ganzen Schärfe und Genauigkeit aufzunehmen, wie sie die conf. aug. giebt. Aber was in aller Welt soll das heißen, „ich glaube an ein Glaubensbekenntniß" — etwa: „ich weiß und verstehe nicht, was darin gesagt ist, aber ich glaube daran;" — um diesen Glauben wollen wir Niemand beneiden; es ist die charakteristische Bezeichnung des modernen Glaubens, denn deutlicher ausgedrückt heißt's: ich glaube daran, daß ich glaube ꝛc. — ein naives Geständniß, welches dadurch nicht gut gemacht wird, daß nun folgt: ich glaube Christus den offenbarten Gott; so unbestimmt und vage ausgedrückt befriedigt dieser Glaube auch nicht. Dennoch findet der Verf. eben in diesem Glauben die Berechtigung, „über eine Erscheinung im Felde der christlichen Glaubenslehre (gehört denn der Pietismus in die Glaubenslehre? — auch die Sprache in dieser Schrift ist so unbeholfen und roh) zu sprechen." Die Gedankenverbindung leuchtet hier gar nicht ein; denn wie es mit diesem Glauben bestellt ist, zeigt S. 15: „Hinsichtlich der Gottheit Christi bemerke ich ganz kurz. Jesus sagt: ich und der Vater sind Eins, also ist er Gott, ist er es nicht, so lügt er, ist ein Heuchler, kann folglich der moralische Mensch nicht sein, für den man ihn ausgeben will." Das heißt doch, sich eine Sache leicht machen, über welche ganze Völker Jahrhunderte lang blutige Kriege geführt haben — die Richtigkeit dieses Verstandesschlusses mag auf sich beruhen, obgleich noch immer zu fragen frei steht, wo und wie Christus also spricht. Er nennt aber auch oft genug die Menschen seine Brüder, also ist er Mensch. Bevor man also einsieht, was in dem Begriffe „Gottmensch" liegt, ist es gerathener zu schweigen, denn die Gedanken über diesen Punkt sind wahrlich sehr unlogisch. Das zeigt auch folgende Stelle: „Der schöne Glaube der geistigen Personificirung, daß er in jedem Augenblicke bei ihm sei (scheint trotz seiner Unverständlichkeit sehr häretisch zu sein), findet keinen Anklang." — Was endlich den dritten Glaubenssatz des Verf. betrifft, „ich erkenne die Bibel als heiliges Buch an," zugestanden — der Zusatz: „als Urschatz der Religion" ist undeutlich. Der Verf. gehört doch nicht zu den Ur-bären, die durch diese Silbe schon die Heiligkeit zu potenziren glauben. Soll es so viel heißen, als Urquell, so ist der Ausspruch falsch, denn Urquell aller Religion ist der heilige Geist. In der Rechtswissenschaft scheint der Verf. eben so wenig mit den Elementen bekannt zu sein. Er kennt nur crassen Despotismus, Revolution und in der Mitte eine gemäßigte, väterliche, monarchische Regierung — wir rathen ihm, das erste beste neuere Handbuch des Naturrechts aufzuschlagen und zu lernen, was der Begriff des Staates ist. Der Pietismus wird nur für den Absolutismus in der Religion erklärt, und dagegen polemisirt, allein mit aphoristischen Bibelsprüchen und sonstigen allgemeinen Redensarten, ohne den wahren Grund des Pietismus auch nur zu ahnen und doch weiß der Verf., daß „Bibelsprüche, aus dem Zusammenhange gerissen, dadurch, daß der Gegner die Grundhypothese, aus der sie hervorgehen, noch nicht anerkannt, zu keinem Ziele führen können." Wir erfahren hier nebenbei, daß sein Christenthum auf einer Grundhypothese ruht — doch ist er ja zufrieden, in langen Zeiträumen ein Herz der wahren Erkenntniß zugeführt zu haben. Was dann über „die Opiumesser der Religion" gesagt wird, charakterisirt diese Art Menschen ganz gut und zeigt, daß der Verf. sich viel unter solchen Leuten bewegt hat, allein von der Verwerflichkeit dieses Standpunktes wird er kaum einen Opiumesser überzeugt haben, denn im Grunde des Herzens ist er ja mit ihnen einerlei Meinung, tadelt nur die Form, namentlich die pietistische Ausschließlichkeit, gesteht zu, daß erst mit der vollen Erkenntniß (?) der wahre Christenstand eintrete, aber man müsse doppelte Nachsicht für die noch in der Entwicklung Begriffenen haben. —

(Fortsetzung folgt.)

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Digitized by Google

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

10. Juni. № 138. 1841.

Der christliche Staat und unsere Zeit.

(Fortsetzung.)

Die Kirche will gelten, weil sie ist, und ihr Recht soll unendlich seyn, weil es als göttlich vorausgesetzt ist — wie kann sie also noch im Staate gelten wollen, dessen Bewegung wesentlich kritisch ist und jedes Moment nur dadurch berechtigt, daß es sich von sich selber abstößt, sich dem Ganzen preisgibt und von diesem seine Bestätigung zurückerhält? Das unmittelbare Seyn der Kirche ist in dieser unendlichen Bewegung längst aufgelöst. Nur die Religiosität, in welcher die statutarische Satzung zur innern Bestimmtheit des Selbstbewußtseyns geworden ist, kann in dieser Bewegung des Staats ein lebendiges Moment bilden; aber aus keinem andern Grunde, als weil sie an sich in jedem Momente dieser Bewegung, da jedes auf der Selbstverläugnung beruht, enthalten ist. So weit die Religiosität als statutarischer Satzungsglaube noch positiv gestaltet ist und gelten will, unterliegt sie selbst wieder der kritischen Macht des Selbstbewußtseyns und wird sie in den allgemeinen Fluß gezogen, in welchem Alles nur ist, wenn es menschlich geworden ist.

Den Staat die objective Existenz der Sittlichkeit zu nennen, dabei zu meinen, daß diese Existenz nur in den positiven Bestimmungen, Gesetzen, Einrichtungen gegeben sey, und damit zu hoffen, der Kirche noch eine besondere, selbstständige Existenz verschaffen zu können, ist ein Versuch, der nothwendig fehlschlagen muß. Was sollte man wohl unter jener objectiven Existenz verstehen, wenn außer ihr noch eine Kirche gefordert wird, damit den Menschen die Erhebung zum Unendlichen, die Vertiefung in die Innerlichkeit und das Bewußtseyn ihrer Freiheit von den endlichen Bedürfnissen und dem Treiben, welches die Befriedigung der letztern zum Zwecke hat, nicht verloren gehe? Wo soll man jene objective Existenz finden? In den Policey-Anstalten? Oder endlich in dem Mechanismus als solchen, der im Staate so gut, wie in jeder Objectivität des Begriffes nothwendig ist? Die wahre Objectivität des Geistes im Staate ist vielmehr die Allgemeinheit seiner selbst, deren sich der Staatsangehörige als solcher bewußt ist, eine Allgemeinheit, die von ihrer Seite des wirklichen Selbstbewußtseyns bedarf, um sich in der That auszuführen und aus ihrer Substantialität in die Innerlichkeit des Subjects zu vertiefen. Diesen Dienst dem Allgemeinen zu leisten vermag der Einzelne nimmermehr, wenn er als Glied der Familie oder als Staatsbürger jene Erhebung und Vertiefung nicht vollbringt, zu deren Uebung man noch die Kirche neben dem Staate verlangt. Wenn der Staat als Werk der Sittlichkeit ausgeführt wird, so ist sogar die Substantialität, in welcher er sonst noch als fertiges Ganze, welchem die Einzelnen sich nur hinzugeben haben, vorausgesetzt wird, aufgehoben, und die Innerlichkeit und schöpferische Unendlichkeit des Selbstbewußtseyns, aus welcher er ohne Aufhören sich schaffen muß, im höchsten Grade anerkannt. Und welche Vertiefung des Subjects gehört dazu, wenn es in diesem Sinne dem Staate lebt! Welche Selbstverläugnung, welche Aufopferung!

Der Staat, welcher in diesem Sinne die Schöpfung des Selbstbewußtseyns ist, ist nicht mehr der christliche, weil er nicht mehr der geistlose ist. Sein Unterschied von dem christlichen Staate besteht darin, daß er nicht mehr der äußern Ergänzung oder Bevormundung durch die Kirche bedarf. Er hat seine Unendlichkeit in sich zurückgenommen. Die Kirche konnte nicht anders, sie mußte die Vorstellung haben, daß sie zur unmittelbaren Herrschaft über das weltliche Regiment berufen sey, weil sie die Unendlichkeit des Selbstbewußtseyns in abstracter, der wirklichen Welt entfremdeter Gestalt enthielt, repräsentirte, innerhalb dieser Entfremdung entwickelte, also auch kraft dieser Abstraction über den Organismus der Wirklichkeit weit hinausgriff und diesen als einen winzigen, interimistischen Punkt des menschlichen Lebens in ihren gränzenlosen Umfang, die Bestimmtheit in ihre Unbestimmtheit verschlang. Die Kirche hatte ein Recht zu dieser Uebermacht — und ohne dieses Recht wären jene früheren Kämpfe nicht der Erwähnung werth und keine geistigen Collisionen — da der Feudalstaat und der Staat des formellen Rechts der Allgemeinheit des Selbstbewußtseyns entbehrten und diesem; wenn es seinen unendlichen Gehalt in dem Organismus der Welt wiederfinden wollte, nicht

Digitized by Google

Genüge leisteten. Gegen die Willkühr und zufällige Individualität des Feudalstaates konnte sogar die Kirche die Freiheit des Geistes retten, so wie sie im Rechtsstaate dem Selbstbewußtseyn — wenn auch draußen, jenseits des weltlichen Regiments — in den Gestalten der statutarischen Lehre seine Unendlichkeit und sein Wesen sicherte. Aber als freien Begriff, so daß es in seinem Wesen sich selbst und sich als das Wesen erkannte, konnte die Kirche dem Selbstbewußtseyn seine Unendlichkeit nicht geben und bewahren, weil sie das Wesen in einer dem Selbstbewußtseyn immer noch entfremdeten Gestalt entwickelte, und dieses war somit hier wie dort, hüben wie drüben, diesseits und jenseits beschränkt und gefangen.

Wenn aber nun dem Staate die Kirche als Hort und Schutz des Wesens gegenüberstand und wegen dieser Stellung und im Gegensatz gegen die Wirklichkeit das Wesen in abstracter Form bewahren mußte, so war sie im Grunde die eigne Unendlichkeit des Staats, welche der Staat und das wirkliche Selbstbewußtseyn nur noch nicht in sich selbst gestaltet, verbraucht und zur innern Bewegung seines Organismus aufgewandt hatte. Sie war der Staat selbst, nur in der abstracten und gegen sich selbst gerichteten Erscheinung seiner Idealität. Nur deshalb, weil beide der Staat waren, konnte auch jener heiße Kampf entstehen, der im Mittelalter geführt wurde und in der Vorstellung des protestantischen Princips noch fortdauerte. Es konnte nur Ein Staat aus diesem Kampfe als Sieger hervorgehen, aber welcher? Natürlich nur der Eine, der sich in beide zerspalten hatte, und dieser Eine — auf welchem Boden hat er sich etablirt? Auf dem einzigen, den er in der Wirklichkeit finden konnte, auf dem Boden des Selbstbewußtseyns, welches die abstracte Unendlichkeit, die von der Kirche gehütet und repräsentirt war, in sich zurücknahm, zur Form seiner selbst umbildete und in das innere Leben des Staats verarbeitete.

Nur die Form, ohne welche Nichts menschlich, Nichts für das Selbstbewußtseyn ist, die Form, sagten wir im Eingange dies Aufsatzes, kann die Kirche sammt ihrem Inhalt mit dem Staat in Verhältniß und in Einheit setzen. Nun wohl, wenn die Form vollendet ist und das Wesen der Kirche die Form des Selbstbewußtseyns erhalten hat, so ist jene Einheit vollendet: der Eine Staat ist aus der mittelalterlichen Zerspaltung hervorgegangen und die Religion als Bestimmtheit des Selbstbewußtseyns d. h. als Religiosität, als die That der Selbstverläugnung in das Staatsleben aufgenommen.

Beiworte können nun den Begriff des Staates nicht mehr erschöpfend bezeichnen: wer den neuern Staat „den christlichen" nennen will, gibt andern die Erlaubniß, ihn den philosophischen ꝛc. zu nennen. In Wahrheit kann er nur begriffen werden, wenn er als die objective Existenz der Allgemeinheit des befreiten Selbstbewußtseyns gefaßt wird, als die Existenz, deren Boden und Material das Selbstbewußtseyn ist, welches durch die Ueberwindung seiner Einzelnheit in den sittlichen Bestimmungen seine Allgemeinheit schafft.

„Phrasen und Phantasieen, hat man meiner Schrift über die evangelische Landeskirche entgegengehalten, sind keine Ecksteine, auf welchen das Gebäude des Staates oder der Kirche errichtet werden kann; die weiche, flüssige Idee ist fürwahr kein Fundament, sondern ein Abgrund, in welchen immer wieder Alles zusammensinkt." Hat der gute Mann, der mir diese große Wahrheit zu bedenken gab, das Letztere von sich selbst gesprochen und aus seiner Seele niedergeschrieben oder wie versteht er es, daß Alles in die Idee und ihren Abgrund wieder zusammensinkt? Wie tief, umfassend, wie allmächtig muß dann die Idee seyn? Und wie kann derselbe Mann so sprechen, als ob Idee und Phrase Ein und dasselbe sey? Wenn Alles in den Abgrund der Idee zusammensinkt — wie ist das möglich, wenn es nicht ursprünglich der Idee angehört und von ihr als ihre Bestimmtheit gesetzt ist? Wenn andererseits Idee und Phrase nicht unterschieden ist, so wären wir in der That neugierig, woher das Handgreifliche oder das Stück Palpabilität kommen soll, auf welches die geistigen Schöpfungen zu gründen sind. Damit wird man den Philosophen nicht in Furcht jagen, daß man ihm den Popanz entgegenhält, in den Abgrund der Idee sinke Alles immer wieder zusammen. Verhält es sich wirklich so — und es ist so, das Selbstbewußtseyn ruht nicht, bis es nicht Alles Positive in sich zurückgenommen hat — so wird es einfach daher kommen, weil die Idee die bestimmten, geschichtlichen Erscheinungen gesetzt hat — und nun, wenn sie Alles gesetzt hat und über Alles sich wieder als die kritische Macht beweist, sollen wir verzweifeln und nicht vielmehr um so gewisser seyn, daß die Idee und das Selbstbewußtseyn in neuen Gestalten sich darstellen werden? Wenn das Selbstbewußtseyn als allmächtig erkannt ist, da sollen wir wimmern, jammern und weinen, als ob nun Alles aus wäre?

(Fortsetzung folgt.)

Berliner Pietisten.

(Fortsetzung.)

Es folgen nun die Indifferentisten. Sie zerfallen nach unserm Verf. in mehrere Kategorieen. „Diejenigen, welche an nichts glauben, von diesen spricht er, wie von den Heuchlern unter den Pietisten gar nicht, während diese dumm und schlecht sind, sind die Irreligiösen bloß dumm." Kurz vorher steht der Spruch: „richtet nicht, so werdet ihr nicht gerichtet werden" und den geben wir dem Verf. hier zu bedenken. Wer gehört denn zu denen, die nichts glauben? Ein wahrer Philosoph weiß und glaubt nicht und doch wird ein solcher hier nicht dumm genannt werden sollen? Hegel wird ja einige Seiten zuvor

Digitized by Google

als großer Denker angestaunt. Und irreligiös? Was ist denn heute Religion in ihrer wahrsten Form anders als Philosophie? Das wäre doch zu überlegen gewesen, ehe man selbst so einsichtslos urtheilt. Aber die Schuld liegt wohl wieder an der Ungeschicklichkeit des Ausdrucks. Der Verf. „meint die große Masse, die einerseits die Religion so obenhin annehmen und anderseits an der Gottheit Christi zweifeln." Das Factum ist gewiß, es herrscht ein großer Indifferentismus in religiösen Dingen, aber davon ist eben der Grund aufzusuchen, wonach wir uns in dieser Schrift vergeblich umsehen, denn mit den süßlichen Redensarten des Verf. ist nichts gethan. Er hält den Indifferentismus für unschädlicher als den Pietismus, denn jener „trägt nicht den Keim des Proselytismus in sich (!!), reizt nicht zum Widerstande, schwimmt matt, farblos, apathisch dahin" — „er hat auch ein Mittel sich zu heilen, das ist die Religion, wenn er sie näher kennen lernt, der Pietismus dagegen ist unheilbar." Ein ganz unverständiges Gerede! Hat denn Indifferentismus seinen Grund in der Unbekanntschaft mit der Religion? Wird nicht von Jugend auf Jeder genug damit bekannt gemacht! Aber die alte Form ist schaal und leer geworden und befriedigt bei den anderweitigen Einsichten und Kenntnissen des menschlichen Geistes denselben nicht mehr; auch wir hoffen auf Besserung und Fortschritt, aber nur durch gründlich rationelle Bildung und Aufklärung des Geistes über sein Wesen und seine Interessen. Erst ganz zuletzt kommt der Verf. endlich auf seine eigentliche Aufgabe zurück, er versichert, alle Gefahren, welche man besorge, seien nur erträumte, die Sorge vor Verklösterungsplänen schwebe in der Luft und sei imaginär. Doch das durfte jeder brave Preuße, welcher es treu mit seinem Vaterlande meint, von selbst von der Weisheit und Gerechtigkeit unsers verehrten Königs erwarten, daß er den Rathgebern des Versuches, den Geist des Menschen auf's Neue in Fesseln zu schlagen, da, wo es das innerste Heiligthum der Freiheit, die Religion, gilt, sein Ohr nicht leihen würde. Dazu bedurfte es nicht der Versicherungen dieses Anonymus, aus dessen Reden hervorgeht, daß er selbst den Pietisten nahe verwandt ist, nur die letzten Consequenzen zu ziehen, nicht für gut findet. — Wir hätten diese unbedeutende Schrift nicht so ausführlich besprochen, wenn sie nicht einen Belag gäbe für die Unsitte und wahrhaft geistige Unzucht unserer Zeit, daß Fragen, zu deren Entscheidung ein ernstes und tiefes Studium der theologischen Wissenschaft nöthig ist, von Laien, die nach Soldatenweise Alles mit Gewalt durchzusetzen hoffen, vermessen und anmaßend genug gleichsam mit dem Schwerte zerhauen werden. Aber geben dazu nicht die Theologen Veranlassung, die selbst entgegenstehende Richtungen nur durch äußerliche Mittel zu unterdrücken hoffen, da auf rein wissenschaftlichem Wege der Sieg für sie zweifelhaft ist?

Als Antwort auf die eben beurtheilte Schrift ist zu betrachten: „Was ist Pietismus? Was sind und was wollen die Pietisten? beantwortet von Christianus Alethophilos." Der Verf., welcher sich selbst als Prediger zu erkennen giebt, vertheidigt die Pietisten und sucht zu beweisen, daß sie gute Christen seien, welche ohne Nachtheil in jedem Staate geduldet werden können. Allein er hat, obwohl er sich rühmt ein halbes Jahrhundert unter Pietisten gelebt zu haben, von dem Pietismus, um den es sich hier handelt, und welchen der erste Anonymus zu bekämpfen sucht, gar keine Ahnung. Er rechnet zu den Pietisten (der Stammvater derselben sei schon Abel ꝛc.) die stillen guten Leute, zumeist aus niedern Sphären der menschlichen Gesellschaft, welche, nie berührt von dem Hauche freierer Bildung, nach alter Sitte treu und redlich ihre Pflicht zu erfüllen streben, eines gottseligen Wandels sich befleißigen u. s. f. Wer wollte sich nicht an dieser unbefangenen Frömmigkeit eines einfältigen Herzens, das nichts Besseres weiß und kennt, erfreuen, aber das ist ja gar nicht die Form orthodoxer Religiösität, die sich im Widerspruch mit den Anforderungen eines aufgeklärten und gebildeten Geistes gewaltsam durchsetzen will, welche an beiden Tafeln schmausen will, vor der Welt hochgebildet mit mancherlei Kenntnissen und vielem Wissen prangen und doch auf der andern Seite den Ruhm eines frommen, unbedingt gläubigen Christen davon tragen. Von einem Kampfe und Gegensatze hergebrachter Vorstellungen mit den Resultaten neuerer Bildung scheint aber der Verf. gar nichts zu wissen, wenn er gleich mehrmals das Wort Zeitphilosophie gebraucht. Diese ist ihm jedenfalls ein unbekanntes Land, daher nehmen wir von ihm Abschied und gönnen ihm gern seine Unbefangenheit.

Von den beiden Predigten Friedr. Arndt's, gehalten in der Parochialkirche zu Berlin: „Paulus vor Felix und Felix vor Paulus," gehört eigentlich nur die zweite hieher, da sie noch den andern Titel führt: „Die Furcht der Welt vor dem Pietismus." Doch zeigt die Vergleichung beider Predigten deutlich, wie ein Mann, der sonst wohl Geschick zum Predigen verräth, sogleich zum blinden, fanatischen Eiferer wird, wenn er gegen die Zeit und ihre Gebrechen zu polemisiren anfängt, ohne die Ursachen des Uebels und dessen zweckmäßige Heilmittel zu kennen. Die Sprache in der ersten Predigt ist einfach, kräftig und lebendig. Es findet sich nur der Mangel darin, welchen jede Predigt hat und haben muß, so lange man nicht im Stande ist, wie etwa Schleiermacher, das Dilemma praktisch zu lösen, welches Strauß scharf genug in seiner Dogmatik hinstellt, ob die Resultate der historisch-philosophischen Forschungen in Betreff der Religion Privatgut der Gelehrten bleiben müssen, oder ob der gebildete Theil der Laien daran Theil nehmen solle und könne? — Arndt will nichts von Predigten wissen, welche nur Moralität zu fördern bezwe-

Digitized by Google

cken, er citirt folgende Worte eines großen Mannes: „ein Prediger des Evangeliums ist keiner von den sieben Weisen Griechenlands, kein Gemeinortkrämer und Lehrer der Weisheit und Tugend, der allenfalls im Staate zu dulden ist, weil er durch seine Vorträge Unterthanen Gehorsam lehren und die Zollregister verbessern kann, sondern" ꝛc. ein gehässiger Ausfall gegen die Philosophie, welcher sich für eine Predigt, die sonst nur für ein sehr gewöhnliches Publicum berechnet scheint, gar nicht paßt, für den Prediger selbst jedenfalls unmoralisch ist. Sieht man nun aber genauer zu, so zeigt sich bald, wie sehr ungerecht diese Polemik gegen die sogenannten Moralpredigten ist, denn der beste Theil der Predigt ist ja gerade aus dem Gebiete der Moral hergenommen. Arndt handelt zwar zuerst vom Glauben an Christum, allein er wird doch diese kurze Wiederholung dessen, was in jedem Katechismus steht, nicht für eine dogmatische Entwicklung ausgeben wollen, wodurch er den Glaubensinhalt dem Bewußtsein der Zeit näher bringt und erklärt? Freilich wissen wir seine Antwort hierauf zuvor — die Vernunft der Zeit ist vom Teufel und das einfache Hinstellen und Aussprechen der Glaubenssätze soll eben diesen Zeitgeist schlechtweg negiren, aber der Erfolg beweist die Nichtigkeit dieses Strebens. Arndt gesteht selbst, daß von 300000 Einwohnern Berlins kaum 20000 am Sonntage die Kirche besuchen und Berlin hat doch wahrlich Prediger genug, welche donnern und hämmern und dräuen, daß man in Besorgniß steht, die Kanzel falle um. Glaubt sicherlich, ihr macht mit eurem tobenden Schreien allein die Sache nicht besser; der Geist der Zeit verlangt klare, vernünftige Ueberzeugung und so lange ihr diese nicht bewirken könnt (eben die Theologen werden ja jetzt selbst zum einfältiglich Glauben angetrieben), so lange verhallt eure Stimme ohne Wirkung, wie Viele euch auch anhören mögen, weil ihnen bei der Schlaffheit der Zeit nach piquanten Worten die Ohren jucken. Denn daß es wieder dahin kommen werde, daß erwachsene Leute Sonntags die Kirchen besuchen, um sich katechisiren zu lassen, kann man nur weiter im Osten wähnen. Auf diese Weise wird der Indifferentismus der Menge nicht überwunden. — Zwar wiederholt Arndt immer wieder, der Glaube müsse kein todter sein, er müsse ein lebendiger, das ganze Leben verklärender sein, allein wenn er nun dazu kommt, ihn als solchen zu erweisen, folgen moralische Regeln. Daß der Mensch gerecht, keusch sein solle, lehrt jedes Compendium der Moral und zwar aus einem edleren Grunde, als in Aussicht auf dereinstige Belohnung oder Bestrafung; unerschrockene Freimüthigkeit, Liebe, Weisheit sind doch gewiß Vorschriften der Weisheit und Tugend. Damit man aber „die volle Wahrheit aus Liebe mit Weisheit verkündigen könne," muß man erst selbst die volle Wahrheit erkannt und begriffen haben. Arndt gehört mit zu den Pietisten, welche wirklich Förderung wahrer Religiosität durch polizeiliche Einschränkung der Sonntagsvergnügungen, Bälle, Balette, des Theaters, durch gesetzliches Anhalten zum Besuche der Kirche hoffen, denn hinter dem Spotte, mit welchem er herfällt über die Angst und Furcht der Kinder der Welt, man werde ihnen das rauben, woran ihr Herz hängt, verbirgt sich mühsam der Mißmuth, daß diese Angst eben unnöthig gewesen sei, daß ihr Gelüst nun doch seine Befriedigung habe; das spricht er zuletzt auch in seinen Ermahnungen, die im Grunde wieder auf moralische Vorschriften basirt sind, frei aus. Aber ist es denn wahr, hat Arndt Recht, wenn er von Angst und „komisch lächerlicher" Furcht der Einwohner Berlins vor zu erwartenden Religionsedicten ꝛc. spricht? Aufregung und Sensation bewirkten die darüber circulirenden Gerüchte in großem Maße — das weiß Jeder, welcher nur hören und sehen wollte — aber Angst und Furcht war es nicht, sondern Unwille beim gewöhnlichen Manne und gerechte Besorgniß aller Vernünftigen und Einsichtsvollen, es könne der Religiosität durch allen äußern Zwang nur geschadet werden. Lasset das Wort wirken, aber die Faust haltet stille! — Und wie motivirt Arndt die Grundlosigkeit seiner postulirten Furcht? Die Zahl der Frommen sei ja so klein, — wo sollen bei jener geringen Zahl der frommen Kirchgänger die Gefahren wohl herkommen? Gehen denn die Gesetze, von denen so viel gefabelt worden ist, von den frommen Kirchgängern aus? Wer sich übrigens für dergleichen tobendes Geschrei ohne Nutz und Frommen interessirt, möge selbst lesen, ein flüchtiger Hinblick wird ihm zeigen, wie diese abgebrauchten Redensarten trotz der modernen Aufstutzung, wohin auch ein bisweilen nahe an's Frivole grenzender Ton gehört, in sich selbst zusammenfallen, wenn man genauer darauf eingehen will. Etwas verdient nun noch ernstliche Rüge. Es heißt an einer Stelle: „der Christ zittert nicht für seinen Herrn, wenn sie auch bald hier seine Geschichte für eine Fabel erklären, bald dort das Gebet zu ihm Abgötterei und Aberglauben schelten" ꝛc. Soll der erste Satz ein Angriff gegen Strauß sein, was man aus den folgenden Worten, die auf eine wirkliche Thatsache gehen, schließen muß, so ist es einfache Unwahrheit und Lüge. Strauß hat deutlich genug Mythus und Fabel unterschieden; kann man selbst diesen Unterschied nicht fassen, so ist es um so tadelnswerther, dergleichen in einer Predigt vorzubringen, die Kanzel ist nicht der Schauplatz wissenschaftlicher Controverse und es ist eine schlechte Politik, seitdem auf wissenschaftlichem Gebiete der Sieg für die Gläubigen immer ungewisser wird, den Laien wenigstens von den Kanzeln herab vor den Männern der freien Wissenschaft Schrecken und Abscheu einzuflößen.

(Schluß folgt.)

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Digitized by Google

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

11. Juni. № 139. 1841.

Der christliche Staat und unsre Zeit.

(Fortsetzung.)

„Die Wissenschaft — so spricht sich diese Art von Polemik weiter aus — man zeige uns doch ihr Gewand (!) — (also den Philosophenmantel will man sehen, die Wissenschaft selbst nicht!) — ist es nicht zerrissen und zerfetzt von dem Schulgezänke hin und her? Die sittliche Organisation des Staates — man lasse uns seine Gestalt sehen, ist sie denn so großartig und herrlich, daß dieses (!) — Nicht wahr dieses sichtbare und mit Händen zu greifende? — Diesseits eine schlechthinige Befriedigung gewähren könnte?" O, ihr Kleingläubigen, eher wollt ihr die Wahrheit nicht anerkennen, als wenn sie euch als ein fertiges, unmittelbares, für euch und für eure Bequemlichkeit zubereitetes Seyn mit Fingern als ein Dieses gezeigt wird? Dann werdet ihr sie nie erblicken — sie will gewonnen werden. Als ein Dieses, als fertiges Seyn ist die Wahrheit weder im Staat noch in der Wissenschaft da; sondern sie wird hier als die That des Geistes und als Bestimmtheit des Selbstbewußtseyns.

Im dialektischen Fluß seines Werdens ist der Staat mit der bestimmten Regierung nicht identisch, so lange das Selbstbewußtseyn seiner Unendlichkeit, wie es sich geschichtlich entwickelt hat, von der Regierung noch nicht anerkannt und in den Mechanismus, in welchem sich die Objectivität seines Begriffs bewegt, aufgenommen ist. Dieß in die Regierung noch nicht aufgenommene und in den gesetzlichen Einrichtungen noch nicht ausgeprägte Selbstbewußtseyn ist demnach kritisch — die Opposition, welche im gegenwärtigen Wendepunkte, wo der Staat der Sittlichkeit noch mit den Ueberbleibseln des formellen Rechtsstaats zu kämpfen hat, in einer zwiefachen Form des Bewußtseyns erscheint: als wissenschaftliche Theorie und als das Postulat der Kirche. Es ist schon oft ausgesprochen und es bestätigt sich überall, wo eine kirchliche Parthei der Regierung gegenübertritt, daß der eigentliche Grund der Opposition ein politischer ist: das kirchliche Princip kann mehr oder weniger mit Bewußtseyn als Vorwand der Opposition benutzt werden oder wenn dieß Bewußtseyn gar nicht vorhanden ist und die kirchliche Parthei sich rein als solche dem Staat entgegensetzt, so ist sie schon deshalb politisch, weil sie sich als Staat dem Staat gegenüber behaupten will. In ihrer tiefsten Berechtigung gefaßt ist die kirchliche Opposition darin gegründet, daß sie in ihrer Vorstellung des Wesens ein Moment besitzt, welches sie in den öffentlichen Einrichtungen und in den politischen Grundsätzen der Regierung noch nicht erschöpft und als Princip des sittlichen Geistes ausgebildet sieht. Ist die kirchliche Opposition Vorwand, so wird sie durch politische Zugeständnisse beseitigt. Hat sie aber nicht das Bewußtseyn ihrer politischen Bedeutung, so wird sie geschlagen, wenn die abstracte Unendlichkeit, auf welche sie sich stützt, in den Staat, dessen Gesetze und öffentliche Institutionen umgebogen wird. Das Letzte, aber freilich auch Schwierigste, was dem Staat in dieser Beziehung noch übrig bleibt, ist die Befreiung der bürgerlichen Heloten, welche täglich mit der Materie zu kämpfen haben, für das Allgemeine die Sinnlichkeit überwinden, ohne für ihre Person in diesem Kampfe des Allgemeinen, dem sie dienen, sich wahrhaft bewußt zu werden. Der Staat, nicht die Kirche hat die Leibeigenschaft stürzen können, so kann die Kirche auch jene Heloten nicht befreien, die Cyklopen nicht zu sittlichen Menschen erziehen, wenn sie ihnen nur von Zeit zu Zeit die Erhebung zum Unendlichen geben kann und nach der Flucht aus diesem Leben sie nur desto tiefer in das Ringen mit der Materie stürzen lassen muß.

Tritt nun das Postulat der Kirche und ihrer Selbstständigkeit gegen die Regierung auf, so ist es als berechtigt anzuerkennen, so lange es seine Opposition nur gegen die bestimmte Form des Bestehenden richtet und dagegen den Ueberschuß an Inhalt, den es noch für sich besitzt und im Staat noch nicht wiederfindet, geltend macht. Aber in dieser beschränkten Richtung übt es seine Opposition nicht aus — es kämpft vielmehr gegen den Staat überhaupt und befeindet somit alle Mächte, welche in dessen Bewegung zusammentreffen. Die Regierung ist deshalb gegen das Postulat der Kirche berechtigt, wenn sie — und so handelt sie gewöhnlich — auf das Recht des Staats sich beruft und die

Digitized by Google

Sittlichkeit, so wie die Wissenschaft als Schild gegen die Ansprüche der Kirche benutzt. Damit übernimmt aber die Regierung die Verpflichtung die Idee des Staats vollständig in sich aufzunehmen und in den Institutionen auszuprägen. Sie muß die Entwicklung der Sittlichkeit durchführen und beschützen, welche die Kirche als solche immer nur unterbrechen und aufhalten wird.

Die Kirche versieht sich also in ihrer Opposition, wenn sie in Einem Punkte das Ganze bekämpft. Es kann z. B. seyn, daß im positiven Gesetz der Begriff der Ehe noch nicht rein ausgedrückt und in den einzelnen Statuten consequent durchgeführt ist — aber hat dann der Staat als solcher auf die Kirche und deren doch immer wieder policeylichen Bestimmungen gewartet? Hat nicht die Wissenschaft die sittliche Würde der Ehe gesichert und geht nicht der wissenschaftliche Begriff leichter und gewisser als Alles Andere in die Grundsätze des gewöhnlichen Lebens über? In einem Gesetzbuche kann der Begriff der Strafe noch unvollkommen gefaßt seyn — aber muß nun die Kirche sich als besondere Strafanstalt etabliren wollen, nachdem der Rechtsbegriff in der Wissenschaft die Bedeutung der Strafe viel tiefer ergründet hat, als es je in der Kirche möglich ist, und nachdem die richtige Vorstellung von der Strafe längst den bestraften Verbrecher gegen nachträgliche Beleidigungen sicher gestellt hat?

Und sollen wir noch fragen, ob denn die Wissenschaft nicht im Staate und als eines der Momente des Staatslebens aufzufinden ist, daß die Kirche unbedingte und ausschließliche Herrschaft ihrer Vorstellung vom wesentlichen Gehalt des Selbstbewußtseyns fordert? So lange die Universitäten und namentlich die theologischen Facultäten noch nicht unter die Inspection der Synoden, Presbyterien oder des Lehrstandes gestellt sind, so lange ist die Wissenschaft noch ein freies Moment des Staatslebens und ist den Ansprüchen der Kirche ihr Ziel gesetzt.

Die Opposition der Kirche kann die bestimmte Schranke, welche die Entwicklung des Staats momentan hindert, nicht aufheben und mit ihrer Polemik nicht einmal treffen, weil sie in der dumpfen Innerlichkeit ihres Selbstbewußtseyns das Wesen des Geistes roh zusammengeballt festhält und wenn sie es entwickelt, alle Bestimmtheit überfliegt. Entrollt sie ihr Inneres, so fallen augenblicklich das Selbstbewußtseyn und seine Allgemeinheit auseinander und sie stehen sich als das reine Bewußtseyn und als das Wesen gegenüber, ohne sich im wirklichen Selbstbewußtseyn wieder erreichen und vereinigen zu können. Alle bestimmten Mächte des Geistes stehen diesseits dieser Kluft, sie gelten als die weltliche Zersplitterung und Trübung des reinen Bewußtseyns und werden wie dieses auch zwar auf das allgemeine Wesen bezogen, aber eben so unmittelbar wie das reine Bewußtseyn selber d. h. sie bleiben, wie sie unmittelbar sind, in der Wirklichkeit stehen, und das Höchste, wozu es in dieser Dialektik und Opposition kommt, ist die Forderung, daß sie sich vom Wesen des kirchlichen Bewußtseyns verklären, salben, durchleuchten, erneuern ꝛc. lassen sollen — eine Forderung, die ihre Unbestimmtheit und Erfolglosigkeit darin verräth, daß sie die weltlichen Mächte, wenn es zum wirklichen Handeln kommt, ihrer eignen Einsicht und Berathung überlassen muß.

Die Opposition, die als Wissenschaft in den neueren Staat aufgenommen und an sich in der Lehrfreiheit der Universitäten als berechtigt anerkannt ist, ist beiden, der Kirche und der bestimmten Regierung in dem Augenblicke überlegen, wenn sie sich als dialektische Theorie vollendet hat. Als solche hat sie sich sogleich in den Mittelpunkt des Staatslebens, in das freie Selbstbewußtseyn gestellt und das Wesen der Kirche entwicklungsfähig gemacht, da es von ihr mit dem wirklichen Bewußtseyn vermittelt und nun als das allgemeine Selbstbewußtseyn die innere kritische Macht der besondern Mächte desselben geworden ist.

Im ersten Augenblick, wenn die Wissenschaft das Reich des Selbstbewußtseyns in der Theorie begründet und damit die Schranken der bestehenden Verhältnisse in der höhern Form des sittlichen Geistes aufhebt, ja selbst dann noch, wenn ihr Princip bereits in die allgemeine Anschauung des Volks, in die Sitte und in die Grundsätze gerade der Blüthe des Volks übergegangen ist, hat sie die Reaction der bestimmten und einer früheren Form des Bewußtseyns angehörenden Regierung zu erfahren. Es beginnt damit die Zeit, in welcher sie sich unter drückenden Verhältnissen und Verfolgungen zu bewähren hat. Die Regierung mißtraut dem Selbstbewußtseyn, das so kühn ist, seine Sache auf sich selbst zu stellen, sie flüchtet zu der Kirche, deren Postulat sie doch selbst nicht anerkennt, und stützt nun ihre Bestimmtheit, indem sie sich mit deren abstracter Allgemeinheit verbündet.

Sie gibt dadurch der letzten Polemik, welche die Wissenschaft ausführen muß, um zur Anerkennung und öffentlichen Geltung zu gelangen, selbst die Richtung, die somit an sich von ihr autorisirt und vor dem Richterstuhl, vor welchem die geschichtlichen Collisionen beurtheilt werden, absolut gerechtfertigt ist.

Es wäre nämlich Trägheit und ein Grundsatz, der ihre Verdammung und ihren Tod mit Recht herbeiführen würde, wenn die Wissenschaft deshalb, weil sie von der bestimmten Regierung nicht anerkannt ist, vergessen wollte, daß sie dennoch inneres Moment des Staatslebens ist, und nun an das Urtheil der Weltgeschichte appelliren wollte. Es ist wahr: ihr Princip kann nicht untergehen, es ist ebenfalls nicht zu läugnen, daß ihre Allgemeinheit in einem bestimmten Staat nicht erschöpft werden kann und den Conflict mehrerer Staaten fordert, um sich durchzusetzen, aber eben so

Digitized by Google

sehr ist es geschichtliches Gesetz, daß immer nur Ein Staat an der Spitze einer großen Aufgabe stehen kann und daß das Gesetz der individualisirenden und vertiefenden Sparsamkeit erst dann einen neuen Staat an die Spitze ruft, wenn der früher berufene in der Arbeit ermüdet ist. Wo also die Wissenschaft in eine Collision versetzt ist, da muß und wird sie zunächst bleiben und im Glauben, daß hier, wo ihre Spannung mit dem Postulat der Kirche als Ergebniß einer Geschichte von Jahrhunderten herbeigeführt ist, ihr Wachtposten sey, an der Auflösung der Spannung arbeiten.

Auch die Kirche, welche nun von der Regierung zwischen sich und die Wissenschaft gestellt ist, darf sich nicht beklagen, wenn sich im Kampf mit ihr die Wissenschaft zu guter Letzt noch einmal bewähren soll. Die Regierung, von der sie ihre Selbstständigkeit nie mehr zurückerhalten wird, hat ihr die Stellung eines Mittels gegen die Wissenschaft gegeben: warum erkennt sie diese Stellung so bereitwillig an und vergißt sie nun auf einmal die Forderung ihrer Selbstständigkeit. Doch nein! sie vergißt ihre Satzungen nicht! Läßt sie sich auch als Mittel gebrauchen, so muß sie in ihrem Bewußtseyn die Sache umkehren und betrachtet sie von ihrer Seite wieder die Regierung als Mittel gegen die Wissenschaft. Ist über die letztere nun das Schuldig! auszusprechen, wenn sie durch die Kirche gezwungen als Opposition gegen die bestimmte Regierung erscheint? Ist sie schuldig, wenn sie die von der Regierung als Mittel benutzte abstracte Allgemeinheit der Kirche, die sich nun wieder als Macht über Regierung, Wissenschaft und den gesammten Staat behaupten will, wo sie dieselbe nur antrifft, ihrer Kritik unterwerfen muß? Ja, sie ist schuldig, aber nur in dem Sinne, daß sie eine große von der Geschichte verursachte Schuld übernehmen muß. Sie ist aber die Macht, welche die Schuld auch sühnt. Ihr Speer ist Jedermann bekannt und wird seine Kraft nicht verloren haben.

Darin also ist der neuere Staat noch christlich, daß die Kirche nach ihrem Sturz noch einmal als abstractes Postulat aufsteht und innerhalb des Staats als Ein Moment und zwar als Mittel gegen die Wissenschaft dient.

Die Sache ist unvermerkt weit vorwärts geschritten und sehr ernst geworden. Es scheint gewiß zu seyn, daß sie im preußischen Staat entschieden werden soll.

In diesem Staate ist wenigstens durch die Unionsacte die Entwicklung der Kirche in rechtlicher Form bis zu dem Punkte geführt, wo sie noch in keinem der frühern „christlichen" Staaten angelangt war, beim Punkte ihrer völligen Auflösung. Bei Mehreren hat die Auffassung der Union, die ich in der Schrift über die Landeskirche mitgetheilt und in der Dialektik der dahingehörigen Bestimmungen entwickelt habe, Anstoß erregt, aber Niemand hat auch nur den Versuch gewagt, diese Dialektik auseinander zu reißen und Niemand wird es auch vermögen. Man hat sogar zugeben müssen, daß die Kirche allerdings für aufgelöst anzuerkennen sey, wenn sie als Kirche mit ihrer Erklärung, daß die Schrift die einzige Norm des Glaubens sey, in Widerspruch treten müsse. Aber, hat man gesagt, über diesen Widerspruch sey die Kirche längst hinaus und sie könne bestehen, auch ohne in seine Gefahr zu stürzen. Nun so beweist es denn, daß dieser Widerspruch der Kirche nicht eigen sey, beweist es, daß diese Gallerte, welcher der kirchliche Widerspruch fehlt, dieser Dunst, dieser markloſe Schwamm, dieses armselige Ding, das weder Ja, noch Nein ist, noch Kirche sey. Wenn die kirchlichen Symbole gefallen sind — und sie sind längst gefallen: oder habt ihr aus den letzten funfzig Jahren eine Dogmatik aufzuweisen, welche die symbolischen Bücher in irgend einem Punkte unverletzt ließe? — wenn die Subjectivität auf ihre eigne Hand den als absolut vorausgesetzten Buchstaben der Schrift heuchlerisch sich zurechtlegt und seiner Absolutheit beraubt, dann gibt es keine Kirche mehr. Dann gibt es Richtungen, Partheien, Schulen, die als theologische nicht einmal die höchsten Interessen der Gegenwart enthalten und endlich so weit sinken, bis es klar ist, daß der wahre Gehalt des Selbstbewußtseyns ganz wo anders enthalten und entwickelt wird — in der Wissenschaft und Politik. Die theologischen Richtungen mit ihren Bibelerklärungen, mit ihren Zänkereien und sogenannten Systemen haben nur die reine Kategorie der Beschränktheit aus dem früheren kirchlichen Bewußtseyn beibehalten, der wahre Gehalt ist in neuen Formen ein wesentlich anderer geworden und mit jener Einen Kategorie, die sie in ein Paar nothdürftigen Tautologieen wiederholen, sollen sie eine Kirche oder gar die Kirche bilden? Wo denkt ihr hin oder wo sollen wir hin denken? Wenn es einmal eine Kirche geben soll, dann dürfte es wenigstens nicht das Unding seyn, in welchem Paragraphen herrschen sollen, die irgend ein Päbstlein sub titulo jener Kategorie mühsam zusammengeschweißt und rubricirt hat.

Die Ansicht, nach welcher der Philosoph behaupten soll, daß die Kirche ein „Außending" sey, daß die evangelische Kirche in den letzten drei Jahrhunderten „nicht in ihrer Innerlichkeit gelebt oder das Selbstbewußtseyn in ihr sich nicht gefunden habe," verdient keine Berichtigung, weil sie sich nicht die Mühe nimmt, die Entwicklung des Gegners genauer anzusehen. Es wäre unnütz, wenn wir entgegnen wollten, daß in den Dogmen das Selbstbewußtseyn in der Form des reinen Bewußtseyns sein Wesen zum Gegenstande habe, daß es in den Satzungen selbst in seiner Innerlichkeit lebe und daß dieses Leben, wenn es auch in einer jenseitigen Welt geführt werde, nicht ohne Anklang in der wirklichen Subjectivität bleibe — es wäre unnütz, denn der Theologe muß vor lauter Schrecken und Angst die Philosophie mißverstehen.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Berliner Pietisten.

(Schluß.)

Auf alle eben genannten Schriften Rücksicht nehmend, tritt ein neuer Anonymus unter der vermessenen Devise auf: „Der ächte Pietismus als die einzige Heilsquelle unserer Zeit. Seinen Feinden und seinen falschen Freunden.“ Er verschmäht alle Halbheit und jedes Abkommen mit der Welt, „es verschmäht der Guelphe die Bedingungen, unter denen ihm der Ghibelline den Frieden bringt. Denn Erbhaß trennt die beiden Familien von Alters.“ Das Verdienst des Verf. besteht darin, daß er den unbefangenen oder beabsichtigten Betrug aller Maul-Pietisten rücksichtslos aufdeckt, welche bei allem Eifern gegen die Welt und ihre Genüsse, gegen die Vernunft und ihre Gesetze dennoch von den Schlingen der ersten und den Anfechtungen der letzten mehr als zuviel überwältigt werden. Er dringt auf Scheidung, nimmt aber dabei selbst einen so sublimirten Standpunkt, daß man versucht wird, das Ganze für bittere Ironie und Charlatanerie zu halten, wenn nicht die genauere Charakterisirung und Zeichnung der einzelnen Standpunkte, welche mit Abscheu verworfen werden, um zur letzten Consequenz fortzugehen, auf eine ernstliche Absicht schließen ließen. Wir gedenken hier keineswegs die listigen Sophismen und unerhörten Widersprüche aufzudecken, durch welche allein es möglich ist, dahin zu gelangen, wo dieser Pietismus hinaus will, da könnten wir keinen Satz unangefochten lassen. Wir fragen nur, warum unternahm es der Verf. überhaupt, diese Schrift zu schreiben, da er selbst sagt: „Wer menschliche Ueberzeugungsgründe in irgend einer Hinsicht zu Hilfe ruft, der verliert den festen Grund der Wahrheit,“ oder: „Laßt ihr euch nur im Mindesten auf menschliche Gründe ein, glaubt ihr nur im Fernsten daran, das Natürliche verklären zu können, anstatt es auszurotten ꝛc., so seid ihr wie Andere“ u. s. f., „nur mit Fasten und Gebet ist ihnen zu begegnen.“ Warum hat er nicht dieses Specificum angewandt? Vielleicht hätte er bei Einigen, die ihm nahe stehen, den bösen Geist herausgetrieben. — Statt dessen läßt auch er sich verleiten zu theoretisiren und seine ganze Schrift zeigt, daß es mit seinem Abscheu vor aller Gelehrsamkeit und menschlichen Wissenschaft auch nicht so ernstlich gemeint sei, denn woher hätte er sonst Kenntniß von den verschiedenartigsten Standpunkten derselben? Oder gehört der Verf. zu den erleuchteten Häuptern, welche nur Andere vom Gifte der Ansteckung zurückhalten wollen, sich selbst aber schon gesichert genug glauben, als daß sie nicht getrost gefährliche Waffen gebrauchen dürften. Zum Schlusse stehen noch folgende Stellen hier, um die Ansichten dieses Pietismus vom Leben kennen zu lernen: „mit welcher Allgewalt hat sich das Heidenthum, das Weltleben, Bildung, Kunst, Wissenschaft, Handel und bürgerlicher Verkehr mit ihren materiellen Interessen im Laufe von Jahrtausenden erhoben und unser Kirchlein umlagert! wie sind wir selbst mit unserem ganzen Leben verschlungen in diese verführerischen Umgebungen; kaum ist Einer von uns, der nicht in dieser oder jener Hinsicht mit einer dieser Richtungen verflochten wäre? Der Eine ist ein Staatsmann, es ist seine Pflicht, die eigennützigen Zwecke des Ganzen zu verfolgen, welchem er dient (!); der Andere sucht seinen Erwerb im Handel und Verkehr, da stachelt ihn seine eigene Habsucht“ und so durch alle Stände fort, — oder: „Denn so wir statt der einfachen göttlichen Lehre nur einen leisen Hauch menschlicher Bildung annehmen, so wir nur einem natürlichen Wunsche unsers Herzens nachgeben, anstatt die Natur auf das Strengste zu unterdrücken, treten wir aus dem göttlichen Lichtkreise heraus;“ zu verwundern ist nur, daß der Verf. sich nicht längst todtgefastet hat. Vergleiche S. 17 den Passus, welcher beginnt: „Was führen wir Kriege und tauchen unsere Waffen in das Blut unserer Brüder.... um unserer Leidenschaft, unserer selbstsüchtigen Zwecke willen, um einen Herrn mit einem andern zu vertauschen.....“ Diese alle bürgerliche Verhältnisse auflösende Confusion schließt mit den Worten: „Für welches Vaterland soll uns bangen, da unser Vaterland droben ist.“ Ein herrlicher Patriotismus bei diesen Frommen! „Wer wird der Erforschung der Natur, ihrer Gesetze und ihrer regellosen Abweichungen sich zuwenden, der weiß, daß diese Schöpfung einst verklärt und ihre materiellen Bestandtheile vom Feuer verzehrt werden sollen.... Wer wird nach dem Laufe der Sterne fragen, da diese ganze Weltordnung ein interimistischer Zustand ist, da die Himmel werden mit Gekrach vergehen!“.... Diese Proben mögen genügen!

Man kann sich in der That freuen, daß die Pietisten es nun für zeitgemäß erachten, öffentlich mit ihren Wünschen, Hoffnungen und Ansichten hervorzutreten; denn wie jedes Gespenst bei Tage besehen in eitel Dunst und Nichts zerfällt, wird auch diese Seuche, nur gefährlich, so lange sie im Verborgenen einherschleicht, bald ihre Heilung finden, je mehr sie als verderbenbringend erkannt werden muß.

Süßkind.

In meinem Verlage ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Der Rhein.

Gedicht von

R. E. Prutz.

1 gGr.

Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Digitized by Google

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redacteuren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

12. Juni. № 140. 1841.

Der christliche Staat und unsre Zeit.

(Schluß.)

Als Friedrich Wilhelm III. die Union zum Gesetz erhob, waren die kirchlichen Unterschiede längst schon gefallen und man sollte demnach meinen, daß es nur Eines Wortes bedurft hätte, um dasjenige, was sich allmählig verbreitet hatte und an sich vollständig vorhanden war, zum Gesetz zu erheben und dem Gesetz die Zustimmung Aller zu verschaffen. Zum Theil geschah es allerdings: das königliche Wort, welches zur Einigung der kirchlichen Gegensätze aufforderte, fand überall begeisterten Anklang, aber die Zeit wußte doch nicht eigentlich, wie ihr geschah und im Hintergrunde der Scene stand noch im Verborgenen die Ironie der Geschichte, welche die unbestimmte und dumpfe religiöse Anregung, welche den Kriegsjahren folgte, dazu benutzte, um die Sichtbarkeit der Kirche zu stürzen. Nachher, zumal als der Union ihre Consequenz, die Agende nachgeschickt wurde, erhob sich zwar eine ansehnliche Opposition, welche gegen die Anmaßungen des Staats die Selbstständigkeit der Kirche sicher stellen oder sie von der Despotie der Regierung zurückfordern wollte. Im weiteren Gefolge dieser Streitigkeiten regten sich die lutherischen Unruhen.

Der Eigensinn aber, mit dem die besondern kirchlichen Ansprüche sich durchzusetzen suchten, die fade Kriecherei, welche auf der andern Seite die Cabinetsordren vertheidigte und wenn sie sich hoch verstieg, nicht weiter als bis zu dem Gedanken kam, daß nur „unwesentliche" Bestimmungen bisher die Kirchen getrennt hätten: Beides bewies nur von neuem, daß die Kirche als solche untergegangen sey. Der Eigensinn machte die Kirche zur Secte, die Theologie des „Unwesentlichen" zu einer Magd des Hofes. Beide Secten schufen sich durch ihre innere Natur ihr Schicksal — oder hätte es wohl der polizeilichen Maßregeln gegen die Lutherischen Unruhen bedurft, wenn die Dialektik der ganzen Angelegenheit, um die es sich handelte, wissenschaftlich ausgeführt gewesen wäre?

Der König stand allein. Darauf konnte er nicht warten, daß das Gesetz, welches die Aufnahme des kirchlichen Gehalts in das Staatsleben vollendete, wissenschaftlich gerechtfertigt wurde. In den constitutiven Cabinetsordren hatte er als Gesetz ausgesprochen, was in der Erscheinung der wesentliche Inhalt war — sollte er nun deshalb das Gesetz zurücknehmen, weil der Kampf eintrat, welcher immer mit einer welthistorischen Umwendung verbunden ist, weil nämlich die Erscheinung sich noch einen Augenblick gegen ihre Idealität, die sie im Gesetz hat, wehrte? Auch das Ministerium trug zur Auflösung der Verwirrung nicht in dem Sinne bei, daß es sich ganz und gar in die innere Nothwendigkeit des Gesetzes geworfen und von diesem Mittelpunkte aus die uneinigen Gemüther beherrscht, die unklaren zur Vernunft gebracht hätte. Es führte allerdings die positiven Bestimmungen mit treuer Hingebung durch und behauptete sie gegen die einzelnen Partheien, aber wie es anfangs selber unvorbereitet durch die beiden constitutiven Cabinetsordren überrascht wurde, so war es innerlich auch nachher noch unsicher und ängstlich darüber, ob eine Sache, die so viele oft unreine Leidenschaften reizte, selber durchaus rein sey.

Mit unerschütterlichem Heroismus schritt der König über alle Hindernisse hinweg und hielt er sein Werk aufrecht. Der Geist seines Hauses, welches vier Jahrhunderte hindurch an derselben Aufgabe gearbeitet hatte, trieb ihn, gab ihm Heldenkraft und die Gewißheit seiner geschichtlichen Berechtigung.

In der Erscheinung war dieses Werk der Union Tyranney, aber es war die nothwendige Tyranney der Vernunft. Sein Styl war byzantinisch, seine Form die der absoluten Monarchie, aber es ist zugleich die Macht, welche selbst wieder jenen Styl und diese Form aufhebt. Es ist das höchste Werk der absoluten Monarchie, aber auch ihr letztes: wenn die sichtbare Kirche gestürzt ist, die kirchlichen Unterschiede als solche aufgehoben und in die Bewegung des Staates aufgenommen, hier aber im Staatsbewußtseyn zur wissenschaftlichen Form vollendet und in dieser als berechtigt anerkannt sind — dann ist der Staat selbst in eine neue Form übergegangen und die Unterschiede, in denen er sich bewegt,

Digitized by Google

sind freigelassen, damit sie sich durch ihre freie Bewegung wieder in Einheit setzen.

Dieselben Leute, welche noch vor kurzer Zeit die Union als das Höchste priesen und mit ihren salbungsvollen Reden über das Unwesentliche der kirchlichen Unterschiede dem Thron ein wohlgefälliges Opfer darzubringen sich befleißigten, sehen nun unter andern Zeitverhältnissen, zumal nachdem die Wissenschaft sich als die innere Union zu beweisen angefangen hat, auf dasselbe, was sie früher so angelegentlich priesen, sehr verächtlich herab. Jetzt heißt ihnen die Union auf einmal etwas „bloß Aeußerliches," etwas „Fragmentarisches" und mit diesem Fußtritt, den sie dem früher Gepriesenen geben, versetzen sie sich selbst in einen erhitzten Transport, in welchem sie den höhern Aufgang von etwas Neuem sehen, ohne uns irgendwie sagen zu können, worin dies Neue bestehe. Unfläthige, byzantinische Schmeichelei! „Was sagt Cordelia nun?"

Sie wird nicht schweigen! Nein, ihr Schwestern, die ihr den Vater, der euch genährt, geschmückt und beschenkt hat, so bald verrathet, so schnell ist die Sache nicht abgethan! Die Wissenschaft wird nicht schweigen! Sie wird das Gut, welches der Heldenmuth eines Fürsten dem Staate anvertraut hat, wenn es die Priesterschaft oder welche Parthei es seyn mag, nicht in Obacht nimmt, in Schutz nehmen und sich als die wahre Macht der Union beweisen.

So mag denn der Kampf, der nun einmal unvermeidlich scheint, immerhin kommen. Die Wissenschaft wird zu ihm gezwungen.

Wenn ihr nun von der Regierung das Postulat der Kirche und Kirchlichkeit als ein Maaßstab, woran sie sich bewähren d. h. — da sie als Denken in alle Ewigkeit nicht kirchlich werden kann, — als das Mittel entgegengehalten wird, wodurch sie die Nothwendigkeit ihrer Verdammung und Ausschließung aus dem Staatsleben selbst erfahren solle, so hat sie Nichts dagegen, wenn nur die Regierung mit dem Gebrauch dieses Maaßstabes und Mittels Ernst macht d. h. es wirklich und in der That darauf ankommen läßt, ob der Wissenschaft von dem Postulat der Kirche ihre Verdammung als nothwendig und gerecht bewiesen werden kann. Auf diesen Beweis und damit auf die wissenschaftliche Begründung kommt es an. Wird vor dem Proceß gehandelt und auf den Ausgang des Kampfes, der in jedem Falle doch durchgeführt wird, keine Rücksicht genommen, so müßte eine Erscheinung eintreten, die so unnatürlich und unerträglich ist, daß sie nicht lange bestehen kann: das geschlagene Princip — das apologetische ist aber in der That schon geschlagen — würde herrschen, es würde also auch nur über die schwächsten und untergeordneten Glieder des Staatsorganismus herrschen können und die von der Wissenschaft repräsentirte und angeeignete Kraft des Ganzen — ungeheure Anomalie! — als eine Privatsache dastehen. Kein anderer Ausweg bleibt daher für die Regierung übrig als derjenige, daß sie beide Gegner, so lange sie von ihr selbst zusammengebracht sind, anerkennt und sich von dem Postulat der Kirche nicht als Mittel gegen die Wissenschaft benutzen läßt.

Und nun noch ein Wort an die kirchlichen Postulanten! Das Alte könnt ihr nimmermehr wiedergewinnen — fragt doch nur eure Kräfte und die Geschichte! Und Alles könnt ihr noch viel weniger gewinnen. Eine ganz andere Frage ist es, die jetzt an die Reihe kommen und zur Tagesordnung werden wird. Zur Zeit der Reformation hatte der Glaube die Form der Religiosität, der Gemeinde und ihres Cultus bestimmt. In unsern Zeiten wird dem Glauben, wie er Kritik und Wissenschaft geworden ist, dieß Geschäft bald übertragen werden müssen. Noch ist es vielleicht Zeit! Schließt euch durch Verdammung und Excommunication des Gegners nicht zu hartnäckig gegen die Arbeit ab, welche jene Frage fordern wird, und thut nicht so spröde gegen unsere inneren Kämpfe, welche doch einmal die Kämpfe der Gegenwart sind. Wollt ihr sie aber gar nicht kennen lernen, durchaus nicht anerkennen, so möchte bald die Zeit kommen, wo die Wissenschaft, nachdem sie Alles eingenommen, allen Gehalt des Alten sich angeeignet hat, euch die Worte zurufen muß, die ihr l. c. beim Tertullianus nachlesen könnt. Bedenkt, noch ist es vielleicht Zeit! Vielleicht nur noch Ein Augenblick und ihr habt — Alles versäumt und verloren.

B. Bauer.

Griesselich und die Homöopathie.

„Jede große Idee, sobald sie in die Erscheinung tritt, wirkt tyrannisch; daher die Vortheile, die sie hervorbringt, sich nur allzubald in Nachtheile verwandeln." Göthe.

Zu verschiedenen Zeiten hat es Aerzte gegeben, welche mit der herrschenden medicinischen Schulweisheit unzufrieden, entweder den ärztlichen Stand auf immer verließen, oder die Dogmen der Schule verwarfen und ihren eigenen Weg in der Wissenschaft und Praxis gingen. Diese nahmen entweder jede Erfahrung, die sich ihnen bot, auf und benutzten sie zum Besten ihrer Kranken, begnügten sich, ohne nach einem Zusammenhang in den Thatsachen, nach einer Einheit in den Erfahrungen zu fragen, mit einem fragmentarischen Wissen; oder sie gingen von gewissen Ideen aus, denen sie die einzelnen Erfahrungen unterzuordnen und die sie in ihnen nachzuweisen suchten. Je consequenter sie hierbei verfuhren, je mehr sie die Grundsätze der herrschenden Schule als unrichtig darzustellen wußten, um so mehr Beifall zollte ihnen die Menge, um so mehr Anhänger erhielt ihr System, wenn es auch eben so große Irrthümer enthielt, als

Digitized by Google

das, an dessen Stelle es gesetzt wurde. Dies haben wir in diesem Jahrhundert schon mehrfach erlebt; es rangen schon einige medicinische Systeme nach allgemeiner Herrschaft und fanden auch eine nicht unbedeutende Zahl von Anhängern, wurden aber früher oder später wieder völlig verlassen, so daß man mit dem Schlechten das Gute derselben vergaß. Der Grund hiervon ist vorzüglich zu suchen in der Unvollkommenheit alles ärztlichen Wissens, in der daher rührenden Unzufriedenheit mancher Aerzte mit ihrem wissenschaftlichen Besitz und in dem Streben nach größerer Vollkommenheit und Einheit in Theorie und Praxis. Eine solche verspricht nun jedes neue System, denn die Idee, welche ihm zur Grundlage dient, giebt demselben wenigstens den Schein der Einheit, der anfangs um so mehr für Wirklichkeit gehalten wird, als man nur mit der einen Idee beschäftigt, von ihr ausgehend und zu ihr zurückkehrend, alle Thatsachen, welche ihr nicht untergeordnet oder auf sie zurückgeführt werden können, übersieht. Kommen die Aerzte bei unbefangener Beobachtung der Natur früher oder später zur Einsicht, daß die Idee, welche den Schlußstein des Systems bildet, nicht als die allein leitende in der Wissenschaft gelten darf; so gehen sie in der Regel so weit, sie mit dem Systeme selbst ganz zu verwerfen, und ihr auch nicht ein Mal mehr eine untergeordnete Bedeutung zuzugestehen. Dies haben wir bei Brown erfahren, dessen System von den Aerzten so schnell allgemein angenommen wurde, um bald wieder so vergessen zu werden, daß selbst dem Gesetze der Erregung und Erregbarkeit keine besondere Bedeutung mehr zuerkannt wird, während es doch als eines der Lebensgesetze einen nicht unwichtigen Anhaltepunkt bei Deutung der Erscheinungen im gesunden und kranken Organismus abgiebt. Durch die Geschichte belehrt, sollte man nun dahin streben, daß von dem System, welches jetzt ein Hauptgegenstand des Streites unter den Aerzten ist, nicht mit dem Schlechten das Gute verworfen wird, daß das Heilgesetz, welches an der Spitze desselben steht, nicht wieder in Vergessenheit geräth, weil es nicht als das einzige und nicht vollkommen in seiner jetzigen Form anerkannt werden kann.

Hahnemann hat es nicht allein gewagt, ein oberstes Heilgesetz aufzustellen, das dem bisher allgemein angenommenen geradezu entgegen war, sondern er hat es auch verstanden, die Schwächen der alten Medicin auf eine Weise hinzustellen, daß nicht bloß Laien dieselbe für ein gefährliches oder mindestens gewagtes Gewerbe ansahen, sondern auch Aerzte sich von den bisher befolgten Grundsätzen lossagten und der neuen Lehre sich zuwandten. So wenig nun solche Proselyten, die leichter Dinge von einem Extrem zum andern übergehen, unser Vertrauen verdienen; so wenig von ihnen eine Förderung der Wissenschaft durch unbefangene Beobachtung zu erwarten ist, da sie alle Gegenstände in der Farbe des Systems sehen, dessen Brille sie gerade auf der Nase haben; eben so wenig darf man von denen ein unbefangenes Urtheil erwarten, die bei gewissen Ansichten ergrauten, oder die zu wenig Selbständigkeit haben, um die von ihren Lehrern empfangenen Grundsätze zu prüfen, und nicht unbedingt auf die Worte derselben zu schwören. Beide werden die Wissenschaft nicht wesentlich bereichern, noch viel weniger zu ihrer festeren Begründung beitragen. Diejenigen Aerzte aber, die nicht Dogmatiker genug sind, um ein System von Lehrsätzen aufzustellen, und zu sehr Skeptiker, um einem solchen zu vertrauen und zuzuschwören, werden immer zur Aufhellung und Förderung unsers Wissens beitragen, theils dadurch, daß sie alte Lehrsätze auf's Neue vor den Richterstuhl der durch Erfahrung und Vernunft geleiteten Kritik ziehen, theils dadurch, daß sie neue Wege bei ihren Forschungen betreten, ohne diese für die allein richtigen zu halten.

Als einen solchen Skeptiker müssen wir Griesselich bezeichnen, der unter den Aerzten, welche durch unbefangene Prüfung der Homöopathie sich auszeichnen, eine der ersten Stellen einnimmt. Um sein Streben und seine Leistungen richtig aufzufassen, ist es nothwendig, den Gang seiner Bildung der Hauptsache nach kennen zu lernen.

Griesselich, in Sinsheim bei Heidelberg am 9. März 1804 geboren, ist der Sohn eines Arztes, der nicht bloß in seinem Wirkungskreise Ansehen und allgemeines Vertrauen genoß, sondern auch in seinen Gutachten als Gerichtsarzt als ein Mann von scharfem Urtheil Anerkennung fand. Die Gerichtsacten in Schwetzingen bei Heidelberg, wo Griesselich der Vater zuletzt als Amtsarzt angestellt war, enthalten auffallende Beweise von der Schärfe und dem Humor dieses Mannes, der besonders mit der ihm vorgesetzten Behörde in nicht wenige Collisionen kam, zu welchen er meist durch seine Ironie und Bitterkeit die Veranlassung gab.

Auf die Bildung seines Sohnes hat er alle Sorgfalt gewendet und diesen daher schon früh in die damals berühmte Erziehungsanstalt von Schwarz in Heidelberg gegeben. Unser Griesselich machte hier in den wissenschaftlichen Vorstudien solche Fortschritte, daß er schon im 16. Jahre die Universität beziehen konnte. Er brachte seine ganze Studienzeit in Heidelberg zu, wo er nach vier Jahren (1824) die Doctorwürde in der Medicin, Chirurgie und Geburtshilfe erhielt.

Die Verhältnisse der medicinischen Facultät in Heidelberg waren zu der Zeit, als Griesselich seine Studien daselbst machte, von der Art, daß ein junger Mann sich viele Kenntnisse erwerben konnte, ohne aber von den Lehrern zu einer allgemeinen philosophischen Auffassung der Wissenschaft angeregt zu werden. Schelver war der einzige Lehrer in der Facultät, der eine philosophische Richtung hatte, er war aber schon damals so auf Abwege gerathen, daß bei

Digitized by Google

ihm nicht nur an keine ersprießliche Wirksamkeit mehr gedacht werden konnte, sondern er auch als abschreckendes Beispiel dienen mußte, wenn der oder jener seiner Collegen es für nöthig fand, seine Zuhörer vor den Abwegen der Naturphilosophie zu warnen.

Die Richtung in der medicinischen Facultät zu Heidelberg war damals vorherrschend empirisch, und ist es wohl noch. Es bestanden die medicinischen Studien vorzüglich in einem Erlernen der vorliegenden Erfahrungen für das bevorstehende Examen und den künftigen Beruf; an eine Anregung zum Selbstdenken, an eine frei geistige Entwicklung der Zuhörer haben die Lehrer weniger gedacht, mit Ausnahme von einigen, namentlich von Nägelé. Es war den meisten Lehrern weniger darum zu thun, ihre Zuhörer zu Selbstdenkern heranzubilden, sie wollten vorzüglich nur fleißige Schüler haben. Der war ihnen der beste, der die Vorlesungen ununterbrochen besuchte, und der bei einem treuen Gedächtniß das Erlernte unverändert, am besten mit den Worten des Lehrers, wiedergeben konnte. Jede andere Richtung des Schülers, als die der Lehrer, diente mindestens nicht zur Empfehlung, wurde nicht gern gesehen, wohl auch getadelt. Das Resultat, welches hierbei erreicht wurde, bestand darin, daß die Studirenden eine große Masse von Thatsachen kennen lernten, und daß die Fleißigeren derselben sich manche nützliche Kenntnisse erwarben. Zweifel wurden in ihnen nicht durch die Professoren angeregt, und an jüngern Docenten, welche eine andere Richtung eingeschlagen und eine gewisse Reaction, die das akademische Leben häufig so wohlthätig anregt, hervorgerufen hätten, fehlte es.

Bei manchen Aerzten, die damals die Schulbank mit Griesselich theilten, und so auch bei diesem, entstanden nicht geringe Zweifel gegen das mühevoll Erlernte, sobald sie selbständig handeln mußten, und sahen, daß im Buche der Natur Manches anders steht, als in den Paragraphen der Lehrbücher. Es mußte sich Mancher gestehen, daß eine geistlose Empirie von der Wahrheit eben so weit entfernt sei, als bodenlose Hypothesen. War er auch seinen Lehrern für die Fülle von Kenntnissen, die sie ihm mitgetheilt hatten, dankbar, so fühlte er doch sehr wohl, daß diese allein im Leben nicht ausreichen, und daß es hier zu nichts führt, sich auf die Paragraphen der Hand- und Lehrbücher zu berufen. Daß, ohnerachtet der großen Zahl dieser, welche in Heidelberg das Licht der Welt erblickten, dennoch kein Lehrer der Medicin oder Naturwissenschaften aus jener Zeit eine Schule gebildet hat, wird der natürlich finden, der weiß, daß die wenigsten von höheren Ideen ausgingen, oder eine selbständige und eigenthümliche Richtung verfolgten, daß den meisten die Thatsachen genügten, daß ihnen diese der Zweck, nicht das Mittel zu einem höheren Zwecke waren.

Unter den Naturforschern und Aerzten, welche sich damals ihre Kenntnisse in Heidelberg erworben haben, sind einige mit Selbständigkeit aufgetreten, wurden aber von ihren Lehrern nur wenig unterstützt, sondern zum Theil als undankbare Schüler zurückgewiesen, weil sie es wagten, Zweifel gegen das von ihnen Erlernte zu erheben und in anderem Sinne die Wissenschaft zu bearbeiten. Zu diesen gehört nun auch Griesselich, der, schon auf der Schulbank durch Zweifel gequält, nie so glücklich war, den Worten des Lehrers unbedingt zu vertrauen. Er verdankte daher auch die vorherrschende Richtung in seinem Studium nicht einem Lehrer; denn sie betraf nicht die Geburtshilfe, welche durch den geistreichen und originellen Nägelé die Studirenden an sich zog; nicht die Chirurgie, für die damals der noch in der Bildung begriffene Chelius seine Zuhörer anzueifern wußte; nicht die innere Heilkunde, bei deren Unterricht es Conradi zur Bekräftigung seiner Ansichten und seines Verfahrens am Krankenbett nicht an Autoritäten von Hippokrates bis zu J. P. Frank fehlen ließ; nicht die Anatomie, die Tiedemann mit großer Ausführlichkeit, Umständlichkeit und mit nicht geringem Ernste docirte; nicht die Chemie, für die Gmelin durch seine Redlichkeit und Gewissenhaftigkeit in der Wissenschaft Vertrauen erwecken konnte; nicht die Physik, bei deren Vortrag Munke die Gründlichkeit in der Breite suchte, wo die Tiefe und der mathematische Beweis fehlten; nicht die Mineralogie, deren Reichthum man dadurch kennen lernen konnte, daß Ritter v. Leonhard seine große Sammlung bei seinen Demonstrationen benutzte; nicht die Zoologie, die Tiedemann, wenigstens so weit sein Handbuch reichte, ausführlich vortrug; sondern die Botanik, die durch keinen Lehrer von Ansehen und von Bedeutung vertreten wurde. Schelver, dessen Geist schon zu erkranken begann, fehlte es an gründlichem Wissen in diesem Fache, und Dierbach hing zu sehr am Gewöhnlichen, ja Gemeinen, langweilte seine Zuhörer fast den ganzen Sommer mit der Terminologie und war auf Excursionen bei einigermaßen seltenen Pflanzen zu unsicher in seinen Bestimmungen. Hatte Griesselich eine äußere Veranlassung zum Studium der Botanik, so war es der reiche botanische Garten in Schwetzingen, dessen Benutzung ihm durch die Stellung seines Vaters und die freundschaftlichen Verhältnisse desselben zu dem Gartendirector möglich war. Hierdurch wurde ihm jedoch nur die Gelegenheit zu seiner Bildung in der Pflanzenkunde geboten, der Antrieb dazu lag in ihm. Er machte daher auch als Student nicht wenige Excursionen in der näheren und ferneren Umgebung von Heidelberg und wurde dabei häufig von einigen seiner Commilitonen begleitet, so daß er schon früh der Lehrer seiner Mitschüler in der Botanik war.

(Fortsetzung folgt.)

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Digitized by Google

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

14. Juni. № 141. 1841.

Geschichte der römischen Staatsverfassung von Erbauung der Stadt bis zu C. Cäsar's Tod. Von Karl Wilhelm Göttling. Mit einer lithographischen Tafel, XVI und 532 Seiten. 8. Halle, Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses.

Dreißig Jahre sind es nun, seitdem Niebuhr zuerst es unternommen, die Geschichte des römischen Volks durch eine grandiose Kritik von den Zusätzen und Entstellungen zu befreien, mit denen mehr als zweitausendjährige Tradition sie nach allen Seiten hin durchzogen und verfälscht hatte; seitdem sein zersetzender Scharfsinn die Elemente der Volksdichtung von den kernigeren Ergebnissen des Volkslebens gelöst und beiden ihre gesonderte aber würdige Stellung angewiesen hatte. Zwei Decennien bedurfte es, ehe das Werk die Ausdehnung und Gestalt empfing, in welcher es sein Schöpfer hinterließ: kolossal und staunenswerth um der Entstehung und der Folgen willen: aber vor der Vollendung eine großartige Ruine, ähnlich manchem ehrwürdigen Dom aus der Väterzeit. Von dem höchsten Interesse, und eben durch ihre Schwierigkeit anlockend, auch der Stellung dieser Jahrbücher nicht unangemessen wäre die Aufgabe, den Impulsen nachzuspüren, welche die neuere Philologie mit solcher Macht in die Regionen der antiken Staatsverfassung und namentlich ihrer höchsten Entwicklung, der römischen getrieben, so daß ein Buch wie Niebuhr's entstehen konnte. Auch dürften die ersten Lineamente dazu sich bereitwillig genug bieten. Aber wir müssen uns den Genuß dieses Rückblicks versagen, um die nächste Ausgabe nicht aus den Augen zu verlieren: die Folgen jenes Ereignisses. Wir gedenken nur kurz der Begeisterung, mit welcher das Ausland, die Britten namentlich den deutschen Geschichtsschreiber begrüßt haben. Sie, die in ihrem Staats- und Volksleben so unendlich viele dem römischen homogene Substanzen beherbergen, sie, die in geistiger, und wenn bei ihnen das Wort Anwendung findet, in wissenschaftlicher Beziehung gerade Niebuhr's Wesen als wahlverwandt erkennen mußten, die gleich ihm der absoluten Speculation fremd, sich mit Liebe den schönen Sagen des Alterthums hingeben, und doch mit Eifer die Verstandesschärfe zur Ergründung sicherer Facta verwenden. Bei ihrer durch die Praxis des eignen Lebens geübten Auffassung von Verfassungsfragen, mußte sie der Gegenstand nicht minder fesseln als der Autor. Hier haben daher Connop Thirwall und Julius Hare und zuletzt noch Arnold wohl noch auf umfassendere Weise und als treuere Nachfolger in Niebuhr's Sinn weitergearbeitet, als es diesseits des Canals geschehen ist. Natürlich mußten auch für Deutschland die Resultate solcher Anregung höchst bedeutend sein. Wir verfolgen sie nicht in die weiteren Kreise der Geschichtsschreibung überhaupt, wiewohl gerade auf fremdem aber noch nicht ausgebeutetem Boden der Same der neuen Ideen am fruchtbarsten trieb. Wir suchen sie nur an den Forschungen auf dem Gebiete der römischen Verfassungsgeschichte zu ermessen, und wenn hier aus dem angedeuteten Grunde die Aehrenlese dem Gehalt nach dürftiger erscheint, als man aus der Masse der Spreu hätte schließen mögen, so wird dafür die Stellung der Nachfolger zu ihrem Chorführer desto bewußter und, sei es in Zustimmung oder in Opposition, desto schärfer gezeichnet hervortreten. —

Daß nun, abgesehen von den Leistungen in den verwandten und zum Theil mit der Verfassungsgeschichte innig verschlungenen Zweigen des Religionswesens und der Mythenkunde die letzten zehn Jahre mehr als doppelt so viel Schriften und Schriftchen erzeugt haben, welche die römische Staatsverfassung zum ausschließlichen Gegenstand ihrer gelehrten Untersuchung machen, kann nach dem Obigen nicht Wunder nehmen, denn die großartige Bescheidenheit, mit welcher Schlosser*) beim Anblick des Niebuhr'schen Meteors

*) Universalgeschichte Th. II, Abth. I, S. 253: Wir können auf Bücher verweisen, welche wir abschreiben müßten, wenn wir ausführlicher sein wollten, da wir nichts Besseres zu sagen haben. Aus eben diesem Grunde werden wir vom Staatsrecht und dem bürgerlichen Recht weniger reden, als geschehen wäre, wenn nicht kurz vor uns Männer, die in diesem Fache groß sind, diese Materie so behandelt hätten, daß wir uns scheuen, ihnen zu tief und zu weit zu folgen, aus Furcht, Blößen zu zeigen, die wir vergebens zu verstecken suchen würden.

Digitized by Google

staunend auf jede Concurrenz mit solchem Heroen resignirte, möchte wohl schwerlich ein Gegenstück gefunden haben, am wenigsten bei einem Mann, der über Kräfte zu disponiren hatte, wie Schlosser; der Ausdruck seiner Anerkennung mag zu demüthig lauten. In der That aber darf man es nicht tadeln, daß er für die römische Geschichte selbständige Forschung aufgebend, die breite Straße der Tradition einschlug. Er hat besonnener als mancher Andere darin gehandelt, daß er sich entfernte Felder, die sonst noch lange des Anbaues geharrt hätten, für seine Thätigkeit auserkor; die schwierige Bearbeitung des römischen Bodens würdigeren Armen überließ. Aber nach Niebuhr's Tode mußte vollends jedes Bedenken dieser Art schwinden. Mit Rom war einmal der Anfang gemacht; die Schwierigkeit, auf eigne Hand sich Bahn zu brechen, nicht mehr vorhanden, ein wenig Latein für das Quellenstudium bald angeschafft. Mit dem unschuldigen ja wohl löblichen Vorgeben, die Ideen des großen Historikers zu rectificiren und weiter zu führen, erlitten diese Epigonen das Schicksal aller Nachkommen großer Männer, denen ihre Väter nichts zu erobern übrig gelassen. Sie wollen mit dem ererbten Glanze wuchern; aber der Thatendrang schlägt nach innen; sie werden Phantasten, nicht selten mit einem Anflug melancholischer Gemüthszerrüttung. Als solch ein Salomon und Ludwig der Fromme im Gebiet römischer Alterthumskunde erscheint Huschke; ihm mangelt es weder an Gelehrsamkeit noch an einer gewissen Darstellungsgabe, wie man von jenen Beiden gleichfalls rühmt. Niebuhr's vornehme Unverständlichkeit ist nicht bei ihm so carikirt als bei Klausen. In welchem Zustand harmloser Kindheit sind aber dessen kühnste Hypothesen gegen Huschke's Weltkritik! Niebuhr äußert einmal, um frivole Seelen von zu keckem Zweifel an dem Stein-, Blut- und Fleischregen der römischen Wunderchroniken abzuschrecken, daß „Nichts berechtige, Wahrnehmungen, welche nicht nach dem geltenden System begreiflich und vernünftig erscheinen, sogleich Lügen zu strafen, eben so wenig, als daß jetzt kein Aussatz an Kleidern und Wänden vorkommt, ja nur denkbar wäre, über das Mosaische Gesetz zu spotten" u. s. w. (Römische Geschichte Th. II, S. 311). Man sieht, daß hier einmal die Verliebtheit in das dunkle Wesen des Alterthums den kritischen Historiker gehohnneckt hat, und daß sein bei den innern Widersprüchen der Gewährsmänner so scharfes Auge sich nicht auf die Widersprüche mit dem vernünftigen Lauf der Natur verstand. Er ist nicht weit davon entfernt, die Weissagung von der zwölfhundertjährigen Dauer des Römerreichs als Argument für das Stiftungsjahr der ewigen Stadt in Anspruch zu nehmen. Aber solche Zeugnisse abergläubischer Befangenheit sind bei Niebuhr doch nur vereinzelte Sonnenflecken, die vor der Macht des Totaleindrucks verschwinden. Bei Huschke hingegen ist dies dumpf brütende Wesen zur Hauptstimmung erhoben. Darum behauptet er selbst, im Gegensatz von Niebuhr sich streng an die Quellen zu halten, und Hyperkritik zu scheuen. Freilich ist er auch weit entfernt, die Quellen um ihrer innern Widersprüche willen zu widerlegen, er thut es nur, weil sie ihm zu wenig wunderbar sind, weil sie in sein eignes kolossales, auf caballistische Rechenexempel gebautes Zaubersystem sich nicht schicken. Auf's äußerste getrieben ist bei ihm jene bekannte Manier alles Mysticismus, für ein beliebiges Verhältniß der Wirklichkeit ein passendes oder unpassendes Gleichniß zu suchen, dieses für das Original zu erklären, und dann schließlich jenes ursprüngliche Verhältniß in das selbst erfundene Prokrustesbett zu spannen, um, wenn es ganz verrenkt und verstümmelt daliegt, auszurufen: Sehet da die Wirklichkeit eine Allegorie der Idee, die ich entdeckt. Huschke führt die göttliche Immanenz in der Weltgeschichte bis zu so crasser Abstraction durch, daß er allen Ernstes die ersten Könige Roms als universale Menschen, d. h. von göttlichem Instinct geblähte und von ihm ad libitum bewegte Marionetten betrachtet, die Verfassungen aber des Alterthums für unendlich mehr als bloß naturwüchsig, für regelrechte Krystallisationen des Menschenchaos hält; daß er, um nur dies zu erwähnen, die fünf servianischen Classen dadurch „physiologisch" zu begründen sucht, daß er sie nicht nur als eine Abspiegelung fünf selbstgemachter Götterclassen ansieht, sondern um ihren Prototyp in der Thierwelt wiederzufinden, fünf zahme (nach Hen. Huschke civile) Thiergattungen statuirt, zu deren Vervollständigung aber sich eine eigne urweltliche Bestie ausgedacht hat, den Bovigus, welcher in jenen goldenen Zeiten Urrom's dem Menschen alle persönliche Arbeit beim Ackerbau ersparte, „indem er den Pflug mit starkem Schwanze hält." — Solche Verirrungen haben aber selbst in ihrer Lächerlichkeit noch Anspruch auf Mitleid, und lassen es bedauern, daß ein so guter Wille sich selbst zu so schnödem Zweck verwendet. Der wahnsinnigen Grimassen eines eiteln Gauchs, wie Reinhold*) dagegen erwähnen wir nur, um die zum Theil Niebuhr schuld gegebenen, zum Theil wirklich unschuldig durch ihn angeregten Richtungen der neuern Geschichtschreibung Roms durch ihre Extreme zu fixiren. Die Absurdität aber, zum Zweck erhoben, ist wohl die letzte Grenze der in egoistische Superklugheit ausgearteten Kritik. Wir dürfen daher auch nicht die feinen Abstufungen von dieser äußersten anarchischen Linken bis zu der Stelle verfolgen, wo der besonnene Historiker mit voller Anerkennung von Niebuhr's

*) Dr. Werner Reinhold: Die römische Kaisergeschichte, ein von den Geschichtschreibern aufgestelltes Zerrbild, umgestaltet im Namen der unparteiischen Kritik des neunzehnten Jahrhunderts. Als Probe: Nero, ein Scheusal genannt, dargestellt als guter Mensch und vortrefflicher Regent, unschuldig verlästert und gebrandmarkt. Pasewalk bei Freiberg, 1839. 3½ Bogen. 8.

Digitized by Google

Princip auch seinen Resultaten im Großen und Ganzen sich unbedenklich anschließt. Die Grundzüge des erhabenen Werkes bleiben unangetastet von ihm; sinnvolle auf fleißigem Studium begründete Ausführungen im Einzelnen aber sind nur eben so viele Zeugnisse von dem liebevollen Interesse für das Bestehen des Ganzen; und der eigenen Thätigkeit bleibt noch ein großer Raum, nicht intensiv, sondern extensiv das Begonnene weiter zu führen in den durch Niebuhr's Hinscheiden wüst gelassenen Strecken.

(Fortsetzung folgt.)

Griesselich und die Homöopathie.

(Fortsetzung.)

Obschon Griesselich bald nach vollendetem akademischen Studium die Stelle eines Regimentsarztes in Carlsruhe erhielt und dadurch gewissermaßen auf die praktische Medicin hingewiesen war, so setzte er doch seine botanischen Studien und Reisen fort, so viel es ihm die Verhältnisse erlaubten. Auch waren die ersten litterarischen Arbeiten von Griesselich Aufsätze botanischen Inhalts. Er theilte dieselben in dem Magazin für Pharmacie von Geiger in den Jahren 1828—1832 mit, und gab sie später umgearbeitet und mit neuen vermehrt im Jahr 1836 als ersten Theil kleiner botanischer Schriften heraus.

Griesselich hatte sich als Hauptzweck bei seinen botanischen Arbeiten vorgesetzt, der principlosen Arten- und Genusmacherei durch Sichtung entgegen zu arbeiten, wobei er die schlechten Charaktere der Autoren beleuchtete und eine Menge falscher Angaben in ihrer Nichtigkeit darstellte. Er verfolgte ein gleiches Ziel wie Spenner und Schimper, arbeitete namentlich gegen das unter Reichenbach mit Macht hereinbrechende kritisch sein wollende Zersplittern der Arten. Griesselich benutzte hierbei mit einigen andern Naturforschern den Weg der Vergleichung, ohne den Nachtheil zu verkennen, der entsteht, wenn man im Vergleichen, im Ziehen von Parallelen, im Aufstellen von Analogieen zu weit geht. Er ging von der Ueberzeugung aus, daß ein fleißiges Studium der Mittelformen, der Bindungs- und Vereinigungsglieder sehr zur Förderung der Kenntniß der wahren Arten dient, und in diesem Sinne schätzte er vorzüglich eine comparative Naturforschung. Er ließ es, indem er gegen die principlose Species- und Genusmacherei ankämpfte, an Schärfe der Kritik, die zuerst der verstorbene Botaniker Gmelin in Carlsruhe auf unangenehme Weise empfand, nicht fehlen. Wäre es auch zu wünschen gewesen, Griesselich hätte gegen den alten Mann schonende Rücksichten genommen, so war es doch auf der andern Seite lobenswerth, daß er im Interesse der Wissenschaft Rücksichten des bürgerlichen Lebens ablegte und gegen offenbare Irrthümer in Gmelin's Flora badensis alsatica protestirte. Er war dazu gewissermaßen verpflichtet, insofern er zur Bestätigung irrthümlicher Angaben in Bezug auf Standort u. s. w. zum Theil als Autorität im Supplementbande dieses Werkes genannt war. Durch die hierauf erfolgten heftigen Ausfälle Gmelin's gegen Griesselich ließ sich dieser in seinen Bestrebungen nicht irre machen, sondern setzte seine Untersuchungen und Mittheilungen in gleichem Sinne fort.

Griesselich fühlte sich in den ersten Jahren seiner Wirksamkeit als Arzt höchst unglücklich, weil ihm die Medicin durchaus nicht genügte; er suchte da und dort nach mehr Sicherheit und kam so auch an das Studium homöopathischer Schriften. Diese enthielten aber nach seinen Begriffen, die ihm aus der von ihm gering geschätzten allöopathischen Schule anhingen, und von denen er sich dennoch nicht ganz lossagen konnte, so viele unwahrscheinliche, unrichtige, ja lächerliche Behauptungen, daß er sich entschloß, eine Schrift gegen die Homöopathie auszuarbeiten, die auch im Druck erschienen wäre, wenn sich ein Verleger gefunden hätte. Unzufrieden und an der Medicin verzweifelnd, wandte er sich auch von der Homöopathie ab, um bei seinem Lieblingsstudium, der Botanik, wissenschaftlichen Genuß und Zufriedenheit zu suchen. Die Krankheit eines Kindes, die Unsicherheit in der Diagnose und im Heilverfahren seines Collegen, eines hochgeschätzten Praktikers, und das Zwecklose der Cur machte ihm die Unvollkommenheit des ärztlichen Wissens und Handelns wieder auf's Neue recht fühlbar und drückend. In dieser Zeit, in der er gerade im Begriff stand, die ärztliche Praxis auf immer aufzugeben und sein Lieblingsstudium, die Botanik, zu seinem Berufsstudium zu wählen, wurde er durch einen gebildeten Nichtarzt auf's Neue auf die Homöopathie aufmerksam gemacht und unternahm, von diesem aufgefordert und unterstützt, eine wissenschaftliche Reise durch einen großen Theil von Deutschland, in der Absicht, die bekannteren homöopathischen Aerzte und ihr Heilverfahren kennen zu lernen, um ein aus Erfahrung entnommenes Urtheil über die Homöopathie abgeben zu können. Dieses wurde auch dem ärztlichen Publicum nicht lange vorenthalten; denn bald nach Vollendung der Reise erschienen die Skizzen aus der Mappe eines reisenden Homöopathen (Carlsruhe, 1832). In dieser Schrift erscheint uns Griesselich keineswegs als unbefangener Schiedsrichter über Allöopathie und Homöopathie. Ueber die alte Medicin sagt Griesselich von sich selbst: „Er hat fast Alles weggeworfen, beinahe selbst das Gute mit dem Schlechten; — mit leerer Hand stand er da, ärmer als der Bettler mit trockner Brotrinde. Da kam die letzte Probe des Zweifels. Was er an Andern zweifelnd versucht hatte, sah er an seinem kranken Kinde angewendet. Da war es ihm ein Leichtes, auch noch den letzten Rest seiner Anhänglichkeit an eine Kunst wegzuwerfen, von deren Gesammtheit er sich längst getrennt hatte. — Mit einem wahren Eifer ergriff er daher

Digitized by Google

die Homöopathie. — Es war nichts mehr vom Alten wegzuwerfen, es war nur der Ersatz für das Alte nöthig." Eben dieses mächtig gefühlte Bedürfniß, der innige Wunsch, eine sichere Heilmethode zu gewinnen, und wohl auch die Zuversicht, mit der die meisten homöopathischen Aerzte, die Griesselich auf seiner Reise kennen lernte, von ihrem Heilverfahren sprachen, mögen den Grund davon enthalten, daß der junge, mit Eifer nach einer festen Grundlage in seiner Wissenschaft strebende Naturforscher und Arzt die Homöopathie mit Enthusiasmus ergriff, sein ganzes Streben auf die neue Lehre richtete und seine Kräfte ihr widmete. Wenn auch das Urtheil von Griesselich anfänglich zu sehr zu Gunsten der Homöopathie und zum Nachtheil der Allöopathie ausfiel, wenn auch seine Skizzen keineswegs das Gepräge der Unbefangenheit an sich trugen, so konnte man ihn doch keineswegs eines blinden Enthusiasmus für Hahnemann und seine Lehre beschuldigen, denn der Skeptiker gab sich doch da und dort zu erkennen. Er unterließ es nicht, Zweifel gegen diese und jene Beobachtung, Versicherung, Ansicht und Vermuthung auszusprechen; es waren aber nur Zweifel gegen Einzelnes, sie gingen nicht, wie bei der Allöopathie, in Zweifelsucht gegen das Ganze über. Dieses wurde bei der Homöopathie mit Eifer, ja mit Liebe, die das Eindringen in eine schwierige Wissenschaft erleichtern, aber leicht dem Neuen zu schnell Anerkennung zu Theil werden lassen, erfaßt. Wir wollen hierüber mit Griesselich um so weniger rechten, als wir wohl wissen, daß es von Nutzen ist, ein Mal das Geleise der ruhigen Forschung zu verlassen und einen Gegenstand mit Eifer und Vorliebe zu betreiben. Dies ziemt sich namentlich für einen jungen Mann, und ist bei einem mit gediegenem Wissen, ernstem Streben und großer Wahrheitsliebe begabten von keinem besondern Nachtheil, insofern er bald wieder von seinem Enthusiasmus zurückkommt, wie es sich auch hier zeigte.

Das erste Auftreten von Griesselich hatte wenigstens den Vortheil, daß dadurch viele unbefangene Aerzte auf den Werth der Homöopathie aufmerksam gemacht wurden, und daß die Aerzte im Großherzogthum Baden und in den benachbarten Ländern, welche derselben schon früher ihre Aufmerksamkeit zugewendet hatten, zum Theil schon seit Jahren dieses Heilverfahren am Krankenbett benutzten, einen Vereinigungspunkt erhielten. War nun Griesselich zwar nicht der erste Arzt in seinem engern Vaterland, der in der neuen Heillehre einen Weg zur Befestigung und Ausbildung seiner Wissenschaft erkannte, so war er doch der erste, welcher eine Vereinigung der Aerzte mit gleichem Streben bezweckte und auch erreichte.

Schon am Juni 1833 bildete sich auf Veranlassung von Griesselich ein ärztlicher Verein im Großherzogthum Baden, deren Mitglieder in der Homöopathie, ihrem Grundprincip nach, eine wesentliche Bedingung zur Vervollkommnung und Veredlung der Heilkunst erkannten. Sie waren weit davon entfernt, die Homöopathie mit allen ihren Schlüssen, Folgen und Sätzen insgesammt zu vertheidigen; sie erkannten kein Privilegium irgend einer Heilmethode an, als welches sie sich durch ihren eigenen Werth verschafft; sie bestimmten diesen allein nur nach dem Erfolg. In diesem Sinne beschloß der Verein die Herausgabe einer Zeitschrift (Hygea), für deren Redaction fünf Mitglieder der Gesellschaft bestimmt wurden, die aber Griesselich von Anfang an allein besorgte, weshalb die übrigen Mitglieder vom dritten Bande an diesem fleißigen Arbeiter mit der Mühe auch die Ehre allein überließen. Man kann ihn wohl als die Seele nicht bloß des Vereins, sondern auch der Zeitschrift, die nun schon bis auf mehr als 12 Bände angewachsen ist, bezeichnen.

Unter der Leitung dieses Arztes hat die Hygea alsbald eine allgemeine Tendenz erlangt; sie blieb nicht mehr das bloße Organ des homöopathischen Vereins in Baden, sondern wurde von vielen Aerzten aus der Nähe und Ferne zur freien wissenschaftlichen Discussion benutzt; sie wurde eine Stimme der Zeit, die als solche von ihrer beschränkten Richtung abgehen und ihre allgemeine Tendenz auch aussprechen mußte. Griesselich erkannte diese Anforderung der Zeit sehr wohl, er trat ihr daher nicht entgegen, sondern entsprach ihr um so lieber, als er mehr und mehr einsah, daß die Hahnemann'sche Schule eine Secte ist, eben so gut als die allöopathische, daß Mißverstand und Selbstzufriedenheit bei vielen Aerzten hier wie dort herrschen, weshalb er es für wenig ehrenhaft hielt, sich der einen oder der andern Partei zuzugesellen. Er erkannte daher die Nothwendigkeit, nicht bloß jede Abhängigkeit von Dogmen zu desavouiren, sondern auch jeden leisen Schein zu meiden, als hätte man mit der faulen Sache schlechter Subjecte etwas gemein. Griesselich wollte einen Schritt thun, dem eingerissenen Sectenwesen ein Ende zu machen und Aussicht auf eine Verständigung zu geben. Keine Vereinbarung widerstrebender Elemente war sein Zweck, keine Vermischung unter sich uneiniger Grundsätze wollte er herbeiführen; er mochte gern dazu beitragen, daß jeder Methode ihr Platz angewiesen werde. Sein Streben ging also, recht betrachtet, über das der Homöopathen und das der Allöopathen, daher nahm er auch für seine Zeitschrift vom 7. Band an den einfachen Titel einer allgemeinen ärztlichen in Anspruch. Diesem hohen Zweck war aber weder Griesselich, noch der Verein seiner Freunde vollkommen gewachsen.

(Fortsetzung folgt.)

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Digitized by Google

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

15. Juni. № 142. 1841.

K. W. Göttling „Geschichte der römischen Staatsverfassung von Erbauung der Stadt bis zu C. Cäsar's Tod."

(Fortsetzung.)

Eine andere, nicht minder dankenswerthe Mühe wäre es dann auch, die beinahe formlosen und fragmentarischen Massen des Niebuhr'schen Stoffes zu einem auch ins Kleine vollendeten Kunstwerk abzurunden, und schließlich aus der orakelnden Dunkelheit der hochtrabenden Phrase den goldenen Kern der Geschichte herauszuschälen. Eines umfassenden Versuches dieser Art darf sich aber bis jetzt Deutschland nicht rühmen. Anfänge nur sind gemacht, und dankenswerthe, in der Verfassungsgeschichte speciell Monographieen und Grundrisse, die einer spätern redigirenden Hand sowohl Stoff als Fingerzeige zur Vollendung bieten werden. Die Namen Walter, Gerlach, Rein, Zumpt, haben hier einen guten Klang. Auf der andern Seite hat aber die langsame Bedächtigkeit der Deutschen bereits beim Erscheinen und Verlauf des Niebuhr'schen Buches allerlei Zweifel und Achselzucken erregt, ob es denn auch gerathen sei, den so lange erprobten Weg jahrtausend-alter Ueberlieferung zu verlassen, ob es nicht allzu keck und gewissenlos, den guten Alten, den einzigen Zeugen der Vergangenheit ihre Aussagen vor dem Munde weg zu demonstriren. Man gestand Niebuhr stupende Gelehrsamkeit und eine Genialität als Historiker zu, etwa wie Bentley in der Behandlung des Horaz; zu der Ausgelassenheit seiner sog. Hyperkritik aber wollte man sich nicht bekennen. „Das Gedicht von L. Tarquinius und Servius Tullius" war doch für einen gesetzten Mann und ruhigen Bürger eine zu frappirende Ueberschrift in einer Geschichte Roms. Man bedauerte den Genius, der seine schönen Talente so in die Luft verpuffte, statt etwas Solides zu leisten, und griff mit Bedacht zum historischen Hemmschuh. Es versteht sich von selbst, daß diese stabile Seite nicht ähnliche Extreme aufzuweisen hat, als die linke in Huschke. Vielmehr, da sie objectiven Grund unter den Füßen hat, und die Gelehrsamkeit zum hauptsächlichsten Hebel ihrer Argumentation macht, werden ihre Bemühungen dem Historiker stets schätzenswerthe Resultate im Einzelnen zuführen. Die Negation der Niebuhr'schen Principien aber wird sich jedenfalls als ohnmächtig erweisen. Denn fragt man nach den Schützlingen dieser ganz historischen Männer, so trifft man auf Autoren, die, wie Dionysios von Halikarnaß, theils von abergläubischer Verehrung ihrer ältern, oft von ihnen mißverstandenen Quellen, theils von eignen unbegründeten Lieblingstheorieen befangen, die widersprechendsten Ergebnisse beider in möglichst unkritischer Verwirrung so übereinander häufen, daß oft der Nachsatz den Vordersatz widerlegt. Ja, man begreift nicht, wie bei etwaniger Wahl Jemand anstehen könne, sich lieber auf Gnade und Ungnade Niebuhr als jenen Alten zu ergeben. Auch zeigt es sich bei weiterm Zusehen, daß selbst die Opponenten ex principio (wie z. B. Gräßer) sich keineswegs des Zweifels über ihre Quellen entschlagen können, und so in der Mitte zwischen ihrer Superstition und dem Gebrauch der Kritik, die sie trotz ihres Widerspruchs erst von Niebuhr entlehnt haben, gerathen sie in eine Haltlosigkeit, ein Schwanken und innere, unvermittelte Gegensätze, die um so schärfer hervortreten, je weniger Methodik ihr tendenzloses Raisonnement haben kann. —

Wir bedauern, nahe an dieser Grenze, dem vorliegenden Buche seine Stelle anweisen zu müssen. Für die beabsichtigte Gründlichkeit, und die Verachtung subjectiver Scheingründe spricht die summarische Weise, in welcher er Huschke's bodenlose Theorieen abfertigt. Dies erweckt von vornherein eine günstige Meinung. Noch mehr aber, daß Herr Göttling durch anerkannte Leistungen auf verwandten Gebieten der Alterthumswissenschaft zu einer erschöpfenden Redaction der römischen Verfassungsgeschichte hingeführt ist, und sonach zu einem solchen Werke vor Vielen befähigt erscheint. Aber wenn er auch nicht von Haus aus dem großen Vorgänger sich entgegenstellt, so sehen wir ihn doch Schritt vor Schritt in geharnischter Opposition mit ihm, er sucht ihn aus einer Schanze in die andere zu treiben, und das einzige Hauptresultat, was er ihm läßt, ist die Feststellung des Verhältnisses von Plebs und Populus. Die Abhängigkeit von Dionysios ist es, welche vor allem in den

Digitized by Google

sagenhaften Zeiten der Volksgeschichte Italiens und des entstehenden Roms Herrn Göttling's Darstellung bedingt. Aber die vielfach dadurch entstehenden innern Conflicte werden noch dadurch vermehrt, daß der Verf. kein eigentlicher Freund der freien Kritik, gleichwohl da, wo er sie übt, oft viel extravaganter wird als Niebuhr in seinen Hypothesen; ja da er ohne Anstand Mittel zu seiner Demonstration verwendet, deren Gebrauch von vornherein bedenklich erscheint, so wird die Kluft zwischen diesen extremen Bestrebungen unausfüllbar; das Bindeglied oft eine Brücke ohne Steg und Stütze, wie die Wissenschaft sie nimmer bauen sollte. Dazu kommt noch die Anlage des Buches, das in seinem knappen Umfang und der sichtlich zurückgedrängten Erörterung der Beweisstellen das Ansehen eines Hand- und Lehrbuches trägt, welches dem Lernenden sichre und abgemachte Resultate bieten könnte, etwa in der Weise von Hermann's griechischen Staatsalterthümern. Aber es erweist sich bei näherer Betrachtung, daß Seite für Seite ganz neue Ansichten aus den oft nur citirten, nicht ausgeschriebenen Stellen unter dem Texte entwickelt werden, die keineswegs von selbst und aus bloßer Vergleichung derselben sich ergeben, sondern offenbar eine neue und eigenthümliche Exegese voraussetzen. Abgesehen davon, daß dies dem Lesenden die Sicherheit der Selbstbelehrung verkümmert — und das wäre nur ein äußerer Mangel — entzieht ein solches Verfahren dem Schreibenden selbst die Uebersicht der Quellen, für welche der darüberstehende Text doch im Grunde als zusammenhangender Commentar gelten soll. Gefahrlos kann diese Vernachlässigung nur dann sein, wenn das gedruckte Buch nur ein Auszug umfassender Vorarbeiten ist. Das vorliegende bietet sich aber selbst als ein abgeschlossenes Ganze selbständiger Untersuchungen.

Was nun aber die oben erwähnten Mittel zur Ergründung der historischen Facta betrifft, so tritt zunächst die auffallend häufige Anwendung der Etymologie hervor. Gewiß mag die Bezugnahme auf diese Wissenschaft unverächtlich, auch wohl nothwendig sein, wo die Keime von Begriffen aufgefunden werden sollen, die selbst im Zeitenlauf vielfach umgestaltet, doch auch ihrerseits mächtig auf die Bildung von Volk und Staat gewirkt haben, und deren ursprüngliche Geltung nur noch durch den Klang des überlebenden Namens festgehalten wird. Sicher aber ist das Mittel doch nur dann, wenn schlagende Analogieen mit Consequenz den Wortstamm aus den Zusätzen und Umwandlungen herauslösen und auch die Bedeutung der letzten erkennen lassen. Wir meinen hier nicht die Consequenz, welche uns direct bis in das Sprachparadies am Ganges, noch auch selbst bis Dodona zurückführte. Denn wie eine Universaletymologie, in welcher „der äußere Gleichklang der Wörter von gar keiner Bedeutung ist," die „Uebereinstimmung der Bedeutung aber nur ein secundäres Gewicht" hat*) — für historische Thatsachen, d. h. für die ursprüngliche Bedeutung eines Lautcomplexes in Anwendung gebracht werden könne, will uns nicht einleuchten. Uns scheint für diesen Zweck nothwendig, daß man sich auf die Bildungsgesetze derjenigen Sprache beschränke, um deren Begriff es sich handelt, daß man auch hier nur auf diejenigen sich berufe, die in der litterarischen Zeit eines Volks noch mit Bewußtsein geübt sind, oder doch wenigstens durch eine Reihe von gleichbedeutenden und buchstäblich identischen Formationen als ehemals lebendig bezeugt werden. In anderer Weise geübt erscheinen selbst beiläufige Versuche in einem ernsten historischen Werke störend, verwerflich aber geradezu, wo sie, wenn auch secundär als Argumente dienen sollen. Da strafen sie sich denn oft auf der Stelle selbst. So, wenn Hr. Göttling S. 31, Anm. 1 die Namen Volsci und Pelasgi als ursprünglich identisch erklärt. Denn, wenn er nicht, wie allerdings neuerlich beliebt, das Lateinische für den kauderwälschen Jargon einer einmal griechisch gewesenen Sprache ansieht, so müssen ihn doch die hier auf einen Fleck gehäuften Kunststücke der Synkope, Metathesis und der Vertauschung von V und P selbst unerhört klingen. Aber Hr. Göttling will sich selbst ja erst den Zusammenhang dadurch möglich machen, daß er das *c* in der Endung des italischen Namens für radical erklärt — wofür übrigens die Bildung Volsculus eben so wenig ein Beweis wäre als Wortformen wie Tuscanicus, Graecanicus, Asiaticus für die Ursprünglichkeit der zunächst der letzten Endung vorhergehenden Sylbe, oder genauer als Graeculus für die des c in Graecus. Vgl. Grajus.

Aber in den Textworten zu der erwähnten Note beruft sich Hr. Göttling doch auf Niebuhr, um anderseits die Identität der Volsker und Ausoner nachzuweisen. Diese behauptet nun Niebuhr in der nicht citirten Stelle — sie steht R. G. Th. I, S. 71 — freilich auch keineswegs, sondern er sagt nur, daß die alten Annalen die Volsker auch Aurunker genannt (d. h. zu ihnen gerechnet) — das aber, was er in etymologischer Beziehung von dem Namen der Volsker sagt, es seien dieselben, welche in Skylax Periplus Olser geheißen wurden, beruht gerade auf der des Verf. Ansicht entgegengesetzten Bedeutung der Endsylbe, die Niebuhr eben für eine wuchernde Abbiegung hält. Wie es übrigens mit dem zu beweisenden Factum steht, davon hernach. — S. 47 wird der Name Roma zum Beweis für die erste Gestalt der Stadt und die Art ihrer Gründung angeführt. Es soll nämlich Roma so viel sein als *groma*, der Mittelpunkt der Lager und der Colonieen. „Mit Roma und groma verhält es sich nicht anders, als mit gnobilis und

*) Lateinische Synonyme und Etymologieen von Ludw. Döderlein. Beilage. Die lateinische Wortbildung. S. 12, §. 12.

Digitized by Google

nobilis." — Keineswegs; denn während der nasale Ton des g sich leicht und natürlich mit dem n verbindet, oder sich im Anfang davon ablöst, ist ein gleicher Wechsel zwischen r und gr in den Grenzen lateinischer Sprachbildung unerhört. (Vgl. Schneider's Elementarl. S. 456. 492). S. 48 soll der Viminalis von Vibenna den Namen haben, um eine Vermuthung zu stützen, zu welcher keine vorhandene Autorität berechtigt. Aber die Analogie von Esquilinus, Fagutal, Querquetulanum sacellum, so wie die ganze Stelle Varro's L. L. V, 49 zeigen zu klar, welche Bewandtniß es damit hat. — S. 85 heißt es: Matrimonium bedeutet ursprünglich das Local im Hause, innerhalb dessen die Hausfrau schaltet. Dadurch soll die Phrase in matrimonium ducere erklärt werden. Diese Bedeutung hat es aber nirgends, und die Analogie von patrimonium widerspricht geradezu. Auch gesteht Hr. Göttling selbst, die Bedeutung habe sich verloren. Woher kennt sie denn Hr. Göttling? Nach S. 132 ist in *servus* und *herus* dieselbe sprachliche Wurzel nicht zu verkennen; hier activ, dort passiv. Wenn das heißen soll, das nach r eingeschobene Digamma und das in s verdickte h gebe dem Worte die passive Bedeutung, so wäre das eine neue, aber erst durch Analogie zu erweisende Entdeckung; sollen aber jene Abwandlungen als für die Bedeutung eigentlich gleichgiltig angesehen werden, wie die Berufung auf Festus eritudo, servitudo zeigt, so käme ja wohl die alte Verwandtschaft *κατ' ἀντίφρασιν* und das lucus a non lucendo wieder zu Ehren, und die Künste, wodurch uns bewiesen wird, daß ater schwarz und *αἰθός* weiß dem Stamme nach eigentlich identisch sind, erhielten ihre Anwendung innerhalb derselben Sprache. Freilich, ob ich sage: ein Volk mit strenger Knechtschaft oder mit strenger Herrschaft plagen, kann ziemlich auf eins hinauslaufen, und darum mag das durch den griechischen Glossator *δεσποτεία* erklärte eritudo (wozu Hr. Göttling Placid. Gloss. op. Ang. Maj. p. 463. *eritio* — dominatio citirt) von dem stammelnden Epitomator des Festus durch servitudo wiedergegeben sein; aber dabei sind und bleiben doch Herr und Knecht die strengsten Gegensätze, und eine Sprache, die selbst in ihren ersten Ursprüngen solche Gegensätze nicht scharf sondert, würde allerdings Talleyrand's Bonmot rechtfertigen, d. h. sie würde das unbrauchbarste Mittel zum Austausch der Gedanken, würde gar keine Sprache sein. Wie aber gleichzeitig Hr. Göttling die Ableitung des Wortes *servus* von *servare* in Schutz nehmen, die Bürgerrettungskrone und den Ausdruck sub corona venire in dieselbe Etymologie hineinziehen, und außerdem herus und heres identificiren kann, begreifen wir nicht.

(Fortsetzung folgt.)

Griesselich und die Homöopathie.

(Fortsetzung.)

Es wurde zwar gegen Hahnemann und seine einseitigen Dogmen offenbar angekämpft; es wurde die Nichtswürdigkeit einiger Homöopathen und ihrer litterarischer Producte an das Licht gezogen und ohne Schonung beurtheilt, woran es aber auch früher nicht mangelte; man machte sich aber doch fast ausschließlich mit der Homöopathie zu schaffen und sammelte selbst in diesem Sinne, wie das der Hygea beigegebene Repertorium zeigt, denn wenn es auch jetzt ein solches für specifische Heilkunde heißt, so änderte doch dieser Titel, der nicht gerade ein besserer genannt werden kann, nicht viel an der Sache. Der Grund dieser Richtung der Hygea lag wohl vorzüglich darin, daß Griesselich, der Gründer und Erhalter dieser Zeitschrift, von Natur Skeptiker, mehr zum Niederreißen als Aufbauen berufen zu sein scheint, und daß seine Kritik eine trennende Schärfe hat. Gelang es ihm auch, durch diese Schärfe manche alte und neue Wucherpflanze, die die gute Saat verkümmerte und zu zerstören drohte, zu zernichten, hat er auch auf diesem Wege zur Reinigung der Wissenschaft nicht wenig beigetragen, so war es ihm doch nicht zugleich möglich, in demselben Maße Neues zu schaffen, obschon wir ihm manche gute Beobachtung und manche schöne Idee verdanken. Anderseits konnte sich die Mehrzahl der Mitarbeiter von der einmal eingeschlagenen Richtung nicht ganz frei machen, sie war nicht im Stande, die Begriffe der Homöopathie und Allöopathie zu vergessen und neue Wege einzuschlagen, um nach dem höchsten Ziele des ärztlichen Strebens, nach einer naturgesetzlichen Heilkunde zu ringen. Es fehlte zwar nicht an Aufforderung dazu in der Zeitschrift selbst, sie blieb aber ohne Erfolg, wohl weil dem Arzte, von dem die Aufforderung ausging, die Zeit mangelte, mit der Ausführung seiner Ideen zu beginnen und so seinen Collegen mit gutem Beispiele vorzugehen.

Soll die Hygea fortan dem Bedürfnisse der Zeit entsprechen und von nun an mehr den Charakter der Allseitigkeit, ohne welchen sie auf die Dauer keine kräftige und erfolgreiche Wirksamkeit entwickeln kann, an sich tragen, so muß in ihr das Resultat eines sorgfältigen Studiums der Naturheilungen niedergelegt werden, um darauf die Kunstheilungen zu gründen; es muß sich aber auch in ihr ein genaues Studium der Krankheiten überhaupt zu erkennen geben, da der Vorgang der Heilung noch der Krankheit angehört und überdies von einer genauen Kenntniß des Gegenstandes, der unser Handeln nöthig macht, das Meiste abhängt. Um diese Aufgabe gehörig zu lösen, darf die anatomische und physiologische Stütze, so wie das Erfahrungsmäßige aus den Naturwissenschaften, was aufhellend auf das ärztliche Wissen wirkt, nicht unbeachtet bleiben. Die Homöopathie

Digitized by Google

darf nun nicht mehr die Hauptaufgabe der Hygea sein; sie muß die Gesammtheit der Wissenschaft bearbeiten und keiner Partei huldigend nach einer naturgesetzlichen Heilkunde streben. Dieses Ziel wird sie aber nur erreichen, wenn mehr Aerzte von umfassend wissenschaftlicher Bildung es sich werden angelegen sein lassen, Griesselich in seinem achtbaren Bestreben zu unterstützen, damit die Zeitschrift eine größere Allseitigkeit erlangt.

Wenn nun Griesselich durch Gründung des Vereins in Baden, durch Herausgabe der Hygea und durch seine zahlreichen Aufsätze in derselben sich schon ein nicht geringes Verdienst um die Wissenschaft erworben hat, so wird dasselbe noch dadurch erhöht, daß er in einer ziemlichen Zahl selbständiger Schriften die Wahrheit vertheidigte, und das Oberflächliche, Unwahre, Schlechte, was er in der alten und neuen Schule fand, ohne Schonung an das Licht zog. Dabei ließ er die Aerzte aller Parteien, welche nur nach hergebrachten Ansichten und Autoritäten urtheilten, welche nicht mit Gründen, sondern Meinungen kämpften, denen daher vom wissenschaftlichen Standpunkt aus nicht beizukommen war, das Beißende seiner Satyre fühlen, machte sie lächerlich und dadurch für die Wissenschaft unschädlich. In diesem Sinne sind verfaßt: Die Frescogemälde aus den Arcaden der Heilkunst, — die beiden Theile des Sachsenspiegels, — die Homöopathie im Schatten des gesunden Menschenverstandes, — das Sendschreiben an Hahnemann und Eisenmann, — die berliner Vorlesungen über Glauben und Aberglauben in der Heilkunst. — Griesselich schonte in diesen Schriften eben so wenig Hahnemann und seine unbedingten Anhänger, als die berühmtesten Aerzte der alten Schule, wenn sie ihr Ansehen in die Waageschale legten, wenn sie unbedingten Glauben in ihre Aussprüche verlangten, wenn sie, ohne zu prüfen, über eine Sache aburtheilten, kurz wenn sie in einer Erfahrungswissenschaft nicht von unbefangenen Beobachtungen, sondern von Vorurtheilen ausgingen, wenn sie nicht nach Gründen der Vernunft, sondern nach unhaltbaren Hypothesen entschieden, wenn sie nicht das Buch der Natur, sondern nur die Paragraphen ihrer Handbücher gelten ließen und diesen Gesetzeskraft zuerkannten.

Man hat Griesselich häufig den Vorwurf gemacht, er habe nicht mit den Waffen der Wissenschaft gekämpft. Dies hat allerdings seine Richtigkeit, und jeder Arzt, dem die wirkliche Ausbildung der Medicin und das Wohl der Menschheit am Herzen liegt, konnte bei solchen litterarischen Erscheinungen nur wehmüthige Empfindungen haben. Urtheilte er aber unbefangen, so konnte er nicht dem Verfasser, sondern denen, welche durch ihr unwürdiges Auftreten die Veranlassung gaben, den Vorwurf der Unwissenschaftlichkeit machen. Es wäre ein zweckloses und lächerliches Unternehmen gewesen, wenn Griesselich in wissenschaftlichem Ernste, mit Gründen der Vernunft gegen leichtfertige und unwahre Behauptungen, gegen grundlose Urtheile und oberflächliches Raisonnement zu Feld gezogen wäre; hier konnte er nur durch seine Satyre etwas nützen, durch die er die Vorlauten und Anmaßenden lächerlich machte und die Muthlosen zurückschreckte. Das muß ihm jeder Unbefangene zugestehen, daß er die Geißel mit Kraft und Gewandtheit zur Bekämpfung der Unwahrheit und des Vorurtheils und zur Vertheidigung der Wahrheit zu führen wußte, wenn auch mancher Hieb, der dem Böswilligen bestimmt war, aber den Irrenden traf, besser unterblieben wäre, da Züchtigung leicht schadet, wo Zurechtweisung noch nützen kann.

Griesselich's Verdienst bei Entscheidung der Frage über den Werth oder Unwerth der Homöopathie besteht jedoch nicht bloß in der Abwehr Unberufener, in der Bekämpfung des Vorurtheils und der Unwahrheit. Griesselich ist nicht bloß Kritiker, sondern auch Beobachter; er versteht es nicht bloß, das Unbrauchbare zu verwerfen, sondern weiß auch an die Stelle der Meinungen Thatsachen zu setzen und durch die selbst erkannte Wahrheit die Lüge zu verdrängen. Allerdings hat er als Beobachter das noch lange nicht zu Stande gebracht, was er als Kritiker zernichtete, ohne daß man aber deshalb behaupten kann, seine Beobachtungsgabe stehe der Schärfe seines Urtheils bedeutend nach; denn ein sorgfältiger Beobachter kann nur nach längerer Zeit ein bedeutendes Resultat erhalten, besonders wenn er in so hohem Grade Skeptiker ist, daß er an der Richtigkeit seiner eigenen Beobachtungen so lange zweifelt, bis sie sich durch häufige Wiederholung bestätigt haben. Das verdient an den von Griesselich mitgetheilten Beobachtungen alle Anerkennung, daß er auch solche Fälle veröffentlichte, welche nicht zu Gunsten seines Heilverfahrens sprachen; das aber ist zu tadeln, daß seine Beobachtungen mehr die Therapie als die Pathologie betreffen und er dieser nicht die gleiche Aufmerksamkeit schenkte, wie jener. In dieser Beziehung hätte er durch mehr Allseitigkeit seinen gleichgesinnten Collegen ein gutes Beispiel geben und die Mitarbeiter an der Hygea von der immer noch zu einseitigen therapeutischen Richtung abbringen sollen.

Griesselich theilte nicht bloß eine ziemliche Zahl von einzelnen Beobachtungen mit, sondern auch schon vor einigen Jahren ein allgemeines Resultat aus derselben, welches selbst der Arzt, der nicht völlig damit übereinstimmt, als unbefangen anerkennen wird.

(Schluß folgt.)

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Digitized by Google

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

16. Juni. № 143. 1841.

K. W. Göttling „Geschichte der römischen Staatsverfassung von Erbauung der Stadt bis zu C. Cäsar's Tod."

(Fortsetzung.)

Es würde uns zu weit führen, den Spuren dieser nach unsrer Ansicht sehr großen Begriffsverwirrung zu folgen, und ihre Voraussetzungen zu widerlegen. Den Zusatz Hrn. Göttling's dürfen wir aber nicht verschweigen, daß, „wer mit den Gesetzen der Sprachbildung vertraut ist, in dem Wort verna denselben Stamm erkennen werde." „So wird von *hora hornus*, von *ver vernus*, wie aus *serva verna*" (!). Warum hier das fem., da doch *verna* fast immer masc. ist, und für den entgegengesetzten Gebrauch erst auf Gruter's C. T. appellirt werden muß? — Hienach erkennt jedoch Hr. Göttling Bildungs-Gesetze in der lateinischen Sprache an, und scheint also der oben erwähnten Ansicht Derer entgegenzutreten, die in ihr nur eine bewußtlose Corruption des Griechischen sehen, wie sie vielen mittelalterlichen Sprachformationen eigen ist, und wie namentlich im Englischen die romanischen Stämme nicht gesetzlich umgebildet, sondern in der Aussprache verdreht und verstümmelt erscheinen. Eine solche Verstümmelung aber wäre es offenbar, wenn Flexionssylben für Stammsylben angesehen und letztere wie unwesentlich weggeworfen, erstere als wesentlich beibehalten werden. (Vgl. ital. Allamagna — Lamagna — La Magna; *emendare* engl. *amend*, dann *mend*). Dahin würde aber die längst beseitigte, vom Verf. wieder aufgenommene Ableitung des Wortes *tunica* von *χι-τωνισκ-ος* vollständig gehören; daß „*alapa* aus palma entstanden ist," wie S. 140, Anm. 3 behauptet wird, möchte noch bestimmteren Widerspruch verdienen, wenn auch keine Widerlegung, da der Verf. den Beweis schuldig bleibt. Für *pompifex*, welches die alte Form von *pontifex* sein soll (S. 173), wird schon die Anführung genügen, da man nicht begreift, wodurch die Römer veranlaßt sein, jenes erste Wort, das nach Hrn. Göttling noch dazu so genau mit dem Begriff übereinstimmte, in ein anderes zu verwandeln, das durch eine sehr klare Etymologie auf einen ganz fremdartigen Begriff hätte führen müssen. Wir verweisen aber doch zum Ueberfluß auf Klausen's Aeneas Th. II, S. 945 flg. Die Ableitung von populus durch eine Reduplication von *πόλις* (S. 148) lassen wir dahin gestellt sein. Dagegen werden wohl die Leser über die verborgenen Gesetze der Sprache staunen, nach welchem der Name der Flamines von dem *apex* oder *albus galerus* abzuleiten ist (S. 180). Doch diesmal liegt das Ueberraschende wohl zunächst nur in des Verf. Ausdruck. Er hat unstreitig sagen wollen, daß der apex oder alb. gal. noch einen andern, dritten Namen gehabt habe, wovon flamen abzuleiten sei; und diesen Namen, auf den es freilich gerade ankam, ließ er aus. Die Wahrheit der Sache betreffend ist aber erstlich zu beachten, daß apex und albus galerus eigentlich keineswegs dasselbe ist, sondern daß eben nach den vom Verf. angeführten Stellen des Festus*) der apex die mit Wolle bewickelte Ruthe auf der Mütze des Flamen ist. Ferner würde man sehr irren, wenn man in den citirten Stellen das fragliche Wort und die Ableitung des Verf. suchte. Vielmehr führt Festus**) den Namen auf jenen wollenen Faden (filum; daher filamen) zurück, mit welchem der apex bewickelt wurde, oder der nach Servius***) dazu diente, das Haupt des Priesters zu umwinden, wenn er ohne Hut ausging. Varro bei Gellius X, 15 (nicht IX, 15) sagt auch nichts weiter, als daß der galerus von weißer Farbe gewesen. Dagegen ist es der von dem Verf. hier nicht erwähnte Dionysius, welcher die Ableitung hat, welche Hrn. Göttling vorgeschwebt haben wird (II, 64). *Φλάμιαν*,

*) Die erste Stelle Lindem. p. 10: *Albogalerus* a *galea* nominatur. Est enim *pileum* capitis, quo Diales flamines utebantur, cui *affigebatur apex* virgula oleagina, und p. 19: Apiculum *filum*, quo flamines velatum apicem gerunt. Das bezeugt auch auf das Bestimmteste Serv. V. Aen. II, 687. VIII, 664. X, 270. Denn wenn auch in der ersten Stelle eine Erklärung Sueton's angeführt wird, nach welcher apex den ganzen Hut bezeichnet, so fügt doch der Grammatiker sogleich hinzu: Apex *proprie* dicitur in summo flaminis pileo virga lanata. Dion. II. 78 verwechselt ihn mit dem tutulus der Salier.

**) p. 66. *Flamen* Dialis dictus, quod *filo* assidue veletur. So auch Servius a. a. O.

***) Virg. Aen. VIII, 664. Varro L. L. V, 48. *Flamines* — quod — caput cinctum habebant *filo flamines* dicti.

Digitized by Google

οὓς ἐπὶ τῆς φορήσεως τῶν πιλωτῶν τε καὶ στεμμάτων ἃ καὶ νῦν φοροῦσι φλάμα καλοῦντες. Aber auch hier bedeutet das sonst nirgends erwähnte „flamum" sichtlich nicht den Hut, sondern nur den wollenen Faden. Diese Stelle diene zugleich vorläufig zum Beleg für den Nachtheil des oberflächlichen Citirens. Die Inconvenienzen aber der rathenden Etymologie sind Hrn. Göttling selbst nicht entgangen. Dies zeigt auf charakteristische Weise die Entschuldigung, mit welcher er seine Ableitung des Wortes *Curia* von *curis* oder *quiris* begleitet, „wenn gleich die Quantität etwas verändert erscheint." Nein, die Quantität einer Sylbe kann nur eine doppelte sein: lang oder kurz; und wenn sie verändert ist, ist sie stets ganz und gar verändert, nicht bloß etwas. Jenes so unbedeutende etwas enthält eine Captatio benevolentiae, welche der Wahrheit Abbruch thut, und die Zuversicht der bewußten Methode verdächtigt. Und doch scheint es wieder von solcher Zuversicht zu zeugen, wenn die Ableitung des Namens Egerius von egere als „sprachwidrig" verworfen wird (S. 37), wenn der Verf., welcher S. 168, Anm. 4 behauptet, daß Aprilis ursprünglich Parilis gelautet habe, ohne ein Beispiel ähnlicher Metathesis oder einen Grund für die hier geübte anzugeben, verlangt, „wer den Namen von *aperire* ableite, müßte erst eine analoge Form dieses Wortes nachweisen, wo e ausgefallen, dann eine Form, wo die Endung ilis an ein Verbum angefügt wäre." Wahrlich, Hr. Göttling stellt strenge Forderungen an seine Gegner, zumal, wenn man sich erinnert, wie wenig Garantieen er dagegen bietet. Müßten nicht auch sie verlangen, daß er eine analoge Form von parere nachwiese, in welcher die beiden ersten Buchstaben versetzt sind? Aber wirklich, wiewohl dies bei den unzähligen Fällen der Synkope eines e, namentlich zwischen Muta und Liquida, gar nicht nöthig wäre, können wir diesmal ihm die Form *apricus* entgegenhalten, dessen Abstammung von aperire die Lexika genugsam erweisen; die Neigung des Wortes, das e zu eliminiren zeigt das italienische: aprire. Für die Endung ilis aber an Verbis bieten die zu Substantivis gewordenen Neutra Cubile und Sedile, so wie zum Ueberfluß incile und ancile hinreichende Analogie; ja wenn Hr. Göttling den Zusammenhang von Parilia mit parere nicht läugnet, auch dieses selbst. Doch das Präjudiz für den eignen Einfall hat es so weit gebracht, daß der Verf. (S. 269) die von Niebuhr aufgestellte schöne und vollständige Analogie von praesul exsul consul, deren letzte Sylbe den in su-m und su-at hervortretenden Stamm des Verbi substantivi zeigt, zerreißt, um consul von consulere, exsul von ex solo, praesul von praesultor abzuleiten. — Doch mit wie vielen Artikeln sich noch dieser Abschnitt vermehren ließe, es ist Zeit zu wichtigern Seiten des Buches überzugehen. Denn die Uebertragung der etymologischen Ergebnisse auf das historische Gebiet ist doch nur von mittelbarem Nachtheil. Schlimmer ist es, daß die Gewöhnung an das Rathen durch ihre Bequemlichkeit ansteckend wird, und allmälig auch sonst gleichgiltig gegen die Sicherheit der Prämissen stimmt, auch wo nicht aus Wortklängen, sondern aus geschichtlichen Daten Folgerungen gezogen werden sollen. Das Verderbliche dieser Nachlässigkeit zeigt sich natürlich da am stärksten, wo der zusammenhangende objective Gehalt der Geschichte erst durch combinatorische Kritik aus fragmentarischen Ueberlieferungen entwickelt werden muß; freilich sind das in der römischen Verfassungsgeschichte Stellen genug; aber vollständig dahin gehört die ganze Urgeschichte der italischen Volksstämme bis zu ihrer Verschmelzung. Als Beleg diene eine Untersuchung, in welcher das sprachliche, wenn auch nicht etymologische Element noch als Vehikel dient.

(Fortsetzung folgt.)

Griesselich und die Homöopathie.

(Schluß.)

Vor allen Dingen spricht Griesselich die Nothwendigkeit einer kritischen Sichtung der Fundamentalsätze der Heilkunst aus, und gesteht mit Recht die Unvollkommenheit dieser, namentlich der Therapie im engern Sinne, zu. Dieselbe ist ihm vorzüglich auffallend beim Vergleichen der Medicin mit den Naturwissenschaften, welche sie sehr überragen. Hierbei beklagt er, daß diese, bei dem hohen Grad ihrer Ausbildung, auf die Medicin als propädeutische Wissenschaften derselben den zu wünschenden und rechten Einfluß noch nicht geübt hätten; es bestehe dieser in einer einseitigen Beziehung eines Zweiges auf die Therapie, oder es trete bei stattfindenden Lücken die Speculation als unheilvolle Ergänzerin ein. Ihm ist die Physiologie der Sammelpunkt der Naturwissenschaften, von dem die einzelnen Zweige der Heilkunst ausstrahlen. Als Hauptaufgabe bezeichnet Griesselich hier mit andern Naturforschern und Aerzten das Erkennen des Lebens aus seinen Aeußerungen, und das Auffinden der Gesetze, nach welchen diese erfolgen. Er will, daß man von den Gesetzen des gesunden Lebens ausgehe, um denen des kranken näher zu rücken, und ist überzeugt, daß in dem Grade, in dem wir erforschen, welches die Potenzen sind, die das gesunde Leben erhalten und das gesunde in krankes umsetzen, welches ferner die Umstände sind, unter denen diese Umänderung in Krankheiten eintritt, wir die Kenntniß der Arzneikräfte uns aneignen werden und diese benutzen können zu der Behandlung der Krankheiten.

Eine Haupturſache des obwaltenden Zustandes in der Heilkunst sucht Griesselich in der Art wie sie von Vielen getrieben und gelehrt wird, und bezeichnet als zwei Grundfehler die Systemsucht und den Mangel an Beobachtung.

Digitized by Google

Darin geht er aber wohl zu weit, wenn er an der Existenz einer rationellen Heilkunst zweifelt. Ist auch das, was man so nennt, oft mehr oder weniger irrational; so läßt sich doch nicht läugnen, daß man im Besitz vieler Erfahrungen ist, die insofern rationell genannt werden können, als sie durch die Vernunft geleiteten und geordneten Beobachtungen ihre Entstehung verdanken. Ebenso müssen wir es als eine übertriebene an Hahnemann erinnernde Behauptung bezeichnen, wenn Griesselich die Heilkunst, welche auf allgemeinen Indicationen beruht, die große Heerstraße des Schlendrians nennt, und versichert, sie habe mit der ratio nichts zu schaffen, wohl aber mit der Phantasie und der Willkür. Es ist dieser Satz zwar auf viele Fälle und das Handeln vieler Aerzte anwendbar, ohne durchaus in dieser ausnahmslosen Allgemeinheit auf Wahrheit Anspruch machen zu können. Das wird aber jeder unbefangene Arzt gern zugestehen, daß Hahnemann das unbestreitbare Verdienst hat, die Nothwendigkeit einer Umgestaltung der Heilkunst thatsächlich angeregt und vor Allem wesentlich dazu mitgewirkt zu haben. Hiermit steht keineswegs in Widerspruch, wenn Griesselich, bei Anerkennung des Hahnemann'schen Grundsatzes, das darauf gebaute System als haltlos verwirft. Wir gestehen sogar gern das große Verdienst des Reformators zu, sind von dem Werthe vieler seiner Beobachtungen und Grundsätze, und von dem Nutzen seiner Heilmethode in nicht wenigen Fällen überzeugt, ohne das oberste Heilgesetz, in der Art wie es von Hahnemann als Grundstein seines Systems hingestellt wurde, als richtig anzuerkennen. Hahnemann will als Heilmittel denjenigen Arzneistoff angewendet wissen, der in den Symptomen, die er am Gesunden bewirkt, der Gesammtheit der Krankheitserscheinungen am meisten ähnlich ist. Die Wahl eines solchen Heilmittels scheint anfangs leicht und war es auch in früheren Zeiten, wo noch nicht die Prüfungen so vieler Arzneistoffe vorlagen, und wo man bei den einzelnen Arzneistoffen noch keine so große Zahl von Symptomen aufzählte. Nun aber ist es bei scharfer Unterscheidungsgabe und bei der größten Sorgfalt des Arztes schwer möglich, das rechte Heilmittel zu wählen, wenn man sich nur durch Symptomenähnlichkeit leiten läßt. Es ist daher in der Praxis der Homöopathen ziemlich zur Regel geworden, auch andere Momente zu berücksichtigen, und nicht allen Symptomen, welche am Kranken wahrgenommen werden, eine gleiche Bedeutung zuzugestehen, die idiopathischen und sympathischen, die activen und passiven u. s. w. zu unterscheiden. Ein jeder Arzt, der dies thut, und davon ist wohl selbst Hahnemann nicht auszunehmen, erkennt das oberste Princip der Homöopathie „similia similibus" in der Praxis nicht mehr vollkommen an, wenn er ihm auch in der Theorie noch allen Werth zugesteht, es als das oberste Heilgesetz gelten läßt. Alle Aerzte, welche den Grundsatz, der den Schlußstein von Hahnemann's System bildet, nicht in dessen erster Bedeutung in der Praxis befolgen, können demnach auch nicht mit vollem Rechte Homöopathen genannt werden, und ihr Verfahren, bei dem sie sich nicht durch die Symptomenähnlichkeit allein oder vorzüglich leiten lassen, ist kein homöopathisches im strengsten Sinne des Wortes. Wir sehen also, daß die Homöopathie in ihrer ursprünglichen und dem Worte entsprechenden Bedeutung nicht mehr der Gegenwart angehört, und man kann wohl mit vollem Grunde behaupten, daß sie nicht durch die meist unangemessenen und unvernünftigen Einwendungen der Gegner, sondern durch das mehr und mehr naturgemäßer gewordene Verfahren der Aerzte, welche sich Homöopathen nannten und noch nennen, der Vergangenheit anheimfällt. Wir können daher auch Griesselich nicht ganz beistimmen, wenn er behauptet, Hahnemannismus und Homöopathie seien in den letzten Jahren zweierlei geworden, und seien wesentlich zu unterscheiden; da wir, wie aus dem Gesagten erhellt, nur die Hahnemann'sche Medicin dem strengen Wortsinne nach Homöopathie nennen können. Demnach dürfen nur die Aerzte, welche das Heilprincip Hahnemann's unbedingt anerkennen und in der Praxis befolgen, reine Homöopathiker genannt werden, worauf aber streng genommen selbst Hahnemann kaum Anspruch machen dürfte. Wenn nun Griesselich sich von dem Hahnemann'schen System lossagt und der specifischen Heilmethode huldigt, so spricht er aus, was fast alle wissenschaftlichen Aerzte, die sich in die Prüfung dieses Systems näher eingelassen haben, denken und wonach dieselben am Krankenbette handeln. Auch wir sind hierin mit ihm ganz einverstanden, möchten nur das Wort „specifisch" nicht für das ganz geeignete halten, da es nicht recht bezeichnend ist und leicht einem Schlendrian in der Praxis die Thüren öffnet, was sich schon jetzt nicht verkennen läßt. Wollten wir auch das Wort „specifisch" in dem Sinne, in dem es Griesselich nimmt, gelten lassen, wollten wir ihm auch beistimmen, wenn er sagt: „Specifischen Arzneien stehen nicht specifische Krankheiten im Sinne der alten Schule gegenüber. Jeder Krankheitsfall ist als individuell anzusehen, und mit Heilmitteln zu behandeln, die in specifischer Beziehung zur concret vorliegenden pathologischen Form des erkrankten Organs stehen;" so haben wir doch die feste Ueberzeugung, daß sich bei allgemeinem Gebrauche des Wortes „specifisch" bald der alte Schlendrian wieder einstellen wird, der jetzt schon zum Theil bei manchen der specifischen Heilmethode huldigenden Aerzten sich erkennen läßt, da nur die wenigsten Praktiker die einzelnen Fälle so genau zergliedern und einen jeden derselben in seiner Eigenthümlichkeit aufzufassen suchen.

Im Allgemeinen wird sich die Kunstheilung in ihren einzelnen Arten besser feststellen lassen, wenn man bei deren Begriffsbestimmung von der Naturheilung ausgeht, wenn man diese als Vorbild derselben gelten läßt, wenn man die

Digitized by Google

Krankheitserscheinungen nicht zusammen wirft, sondern zum Zweck der Heilung mehr auf die, welche Heilbestrebungen und Heilthätigkeiten erkennen lassen, sieht, um diese auf naturgemäße Weise zu unterstützen und anzuregen, oder die übrigen lästig fallenden Erscheinungen, wenn es nöthig wird, zu mäßigen oder völlig zu beseitigen. Man wird dann das Wort „specifisch" so wenig, wie das „homöopathisch" genügend und vollkommen bezeichnend finden, und sich bald davon überzeugen, daß eine solche Betrachtungsweise den Schlendrian, in welchen die Praktiker so leicht verfallen, keineswegs begünstigt. Von diesen Grundsätzen ausgehend, wird man der Unterscheidung der Heilmethoden in homöopathische, antipathische u. s. w. nicht mehr die Bedeutung zugestehen können, man wird auch nicht mehr über den absoluten Vorzug der einen vor der andern streiten, sondern einer jeden ihren Platz da anweisen, wo sie den Heilbestrebungen der Natur entspricht, oder zur Linderung von lästigen Symptomen dient. Wäre Griesselich bei Beurtheilung der Kunstheilungen von den Naturheilungen, die er im vollen Maße anerkennt, ausgegangen, so würde er zum Theil zu andern Resultaten gekommen sein. Er hätte von diesem Standpunkte aus, bei Anerkennung des Werthvollen an der Homöopathie, nicht nöthig gehabt zu dem nicht bezeichnenden Worte „specifisch" seine Zuflucht zu nehmen; er würde bei gleichzeitiger Anerkennung des Guten an der alten Medicin, die Hahnemann als Allöopathie bezeichnet, nicht in den Fall gekommen sein, von zwei sich entgegenstehenden Systemen das Brauchbare auszuwählen, also Eklektiker zu sein, wogegen er von jeher so sehr ankämpfte; er wäre nicht in den Fall gekommen, die Wahrheiten in der Medicin vereinzelt anzuerkennen, ohne ein gemeinsames wissenschaftliches Band für sie zu haben. Griesselich steht auf einer solchen Höhe der wissenschaftlichen Bildung, daß es ihm nicht genügen kann, für die Praxis brauchbare Thatsachen vereinzelt zu besitzen, um sie am Krankenbette gelegentlich zu benutzen; er hat das Bedürfniß nach wissenschaftlichem Zusammenhang und nach Einheit in den Thatsachen zu streben, es kann daher nicht ausbleiben, daß er in Bälde ein bestimmtes Ziel erkennt, nach dem er in Theorie und Praxis zu ringen hat, und daß mit einer solchen Einheit in seinem Streben der Zwiespalt, von dem er sich in der Wissenschaft noch nicht ganz frei zu machen wußte, verschwinden wird.

Bei Anerkennung des von Hahnemann aufgestellten obersten Heilprincips, verwirft Griesselich die meisten Satzungen Hahnemann's, worin wir ihm aus Gründen der Vernunft und der Erfahrung gern beistimmen. Er bezeichnet mit Recht die Hahnemann'sche Medicin als ein Aggregat von Wahrem und Unwahrem, das von keinem wissenschaftlichen Arzte in seiner Totalität angenommen werden kann. Die Homöopathie ist nach ihm noch nicht so weit gediehen, daß der Arzt, der ihr huldigt, immer und in allen Fällen andere therapeutische Proceduren entbehren kann, wenn sie auch in den meisten Fällen jede andere Methode weit übertrifft. Von dem Satze „Similia similibus" an muß die Theorie der Homöopathie neu erbaut werden. Die Hahnemann'schen Sätze sind großentheils ungegründet, und sein Organon ist voll Sinnwidrigkeit, Zweideutigkeit, Inconsequenz und offenbar Unwahrem, wodurch das Gute unzugänglich wird. — Aus diesen wenigen Sätzen läßt sich das Verhältniß von Griesselich zu Hahnemann und seiner Lehre, der Homöopathie, hinreichend erkennen. Griesselich kann nicht Homöopath genannt werden; er ist nach seinen deutlich ausgesprochenen Grundsätzen ein Eklektiker, dem jedoch das bloße Auslesen des Brauchbaren nicht genügt, der nach einer Einheit in den Erfahrungen strebt, ohne sie bis jetzt gefunden zu haben. Er hat zwar den Geist und den wissenschaftlichen Ueberblick, um ein System der Medicin gründen zu helfen, er wird aber dadurch davon abgehalten werden, daß er das Einzelne der Beobachtungen vorzugsweise im Auge hat, daß er daran stets den Prüfstein der strengsten Kritik anlegt und überhaupt Skeptiker im hohen Grade ist. Eben diese Eigenschaften, genaue Beobachtungsgabe, Umsicht und Schärfe des Urtheils bei großer Redlichkeit, sind es, welche wir stets im Auge behalten müssen, wenn wir den Werth von Griesselich recht beurtheilen wollen. Sie machen es erklärlich, wie er in der besten Absicht, der Wahrheit zu dienen und dadurch der Wissenschaft zu nützen, rechts und links Personen verletzen konnte, weshalb er bei dem redlichsten Streben die gehässigsten Urtheile erfahren mußte. Sie geben uns Aufschluß über seine Stellung in der Wissenschaft; sie lassen uns erkennen, warum ihm weder Allöopathie noch Homöopathie genügt, warum er aber auch selbst noch zu keinem System gekommen ist. Dieses vorerst noch vorzugsweise negirende Streben von Griesselich glauben wir bei der Unvollkommenheit der alten so wie der neuen medicinischen Schule um so höher schätzen zu dürfen, als sich eine jede in ihrem Treiben sehr wohl zu behagen scheint, und als man von beiden mit Göthe sagen kann: „Eine Schule ist als ein einziger Mensch anzusehen, der hundert Jahre mit sich selbst spricht, und sich in seinem eigenen Wesen, und wenn es auch noch so albern wäre, ganz außerordentlich gefällt."

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Digitized by Google

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

17. Juni. № 144. 1841.

K. W. Göttling „Geschichte der römischen Staatsverfassung von Erbauung der Stadt bis zu C. Cäsar's Tod."

(Fortsetzung.)

In den Sabinern sieht der Verf. die Repräsentation des patriarchalischen Lebens, in dem die Familie, das Geschlecht noch Alles gilt; wohl nicht mit Unrecht. Damit soll der Gebrauch des Gentilnamens zusammenhangen. „Ganz eigenthümlich," sagt Hr. Göttling S. 5, „ist aber dem sabinischen Stamme, zu diesem einen Gentilnamen noch einen zweiten hinzuzufügen, welcher nachweislich von dem Geschlechtsnamen der Mutter übertragen bald vor, bald nach dem väterlichen Gentilnamen gefunden wird. Diese Eigenthümlichkeit ergiebt sich besonders aus einer Stelle des Livius (XXXIX, 13. 17), wo Paculla Minia" — die H. S. lesen meist anders; Annia hat Drakenborch aufgenommen — „eine samnitische Campanerin, erwähnt wird mit ihren beiden Söhnen Minius Cerrinius und Herennius Cerrinius. Minia war aus dem Geschlechte der Minier" — das vermuthet der Verf. und s. l. c., gewiß mit Recht — „ihr Mann hieß Cerrinius, und hatte mit ihr einen Sohn gezeugt, welcher nun von dem Geschlechte der Mutter und des Vaters zusammen Minius Cerrinius heißt." — Aber, fragen wir, wo bleibt der andre Sohn Herennius? Für's erste bleibt der Verf. die Antwort schuldig. Aber S. 8 erfahren wir Folgendes: „Diese Sitte scheint aber bloß gegolten zu haben, so lange die Söhne nicht verheirathet waren. Denn mit ihrer Verheirathung nahmen sie den Geschlechtsnamen der Frau mit an, neben ihrem Gentilnamen, wie das Beispiel des Minius Cerrinius zeigt, dessen Bruder Herennius Cerrinius mit einer Frau aus der Gens Herennia vermählt gewesen sein wird." Aber woher weiß dies der Verf., und wenn er es nur vermuthet, wie der Ausdruck zeigt, wie kann er aus dieser Hypothese eine so thatsächlich ausgesprochene Folgerung ziehen, und wie, vorzüglich, kann er die obige Behauptung von dem mütterlichen Geschlechtsnamen als nachweislich verkünden, wenn die einzige Stelle, die er dafür anführen konnte, eigentlich dagegen spricht, und dieser Widerspruch nur durch eine neue Voraussetzung aufgehoben werden kann, die, weil ihm die erste einmal feststand, nun als Resultat gilt? — Aber weiter; wir nannten die Stelle des Livius die einzige, wiewohl der Verf. fortfährt: „Es spricht aber dafür auch noch eine Stelle des Dionysius (III, 70), wo der Name des berühmten Augurs Attius Navius so bestimmt wird, daß Navius der eigentliche Gentilname, vom Vater herstammend, Attius aber sein syngenetischer sei, welcher Ausdruck sicher auf die Verbindung zweier Geschlechter durch die Ehe zu beziehen sein muß." Wer sollte bei dieser, nicht mit den griechischen Worten ausgeschriebenen Anführung nicht stutzen, wenn er weiß, daß bei Dionysius das ὄνομα συγγενικόν eben der Gentilname ist, das hingegen, was Hr. Göttling so übersetzt, a. a. O. aber τὸ κοινὸν ὄνομα καὶ προσηγορικόν heißt, bei diesem Schriftsteller stets den Vornamen bedeutet. Also ist es wohl nur ein Versehen von Hrn. Göttling. — Doch nein, er macht die Bemerkung in der Note selbst, und belegt den Gebrauch durch eine Reihe treffender Beispiele, denen er dann in Beziehung auf seine Interpretation hinzufügt: dies paßt aber nicht auf Navius, welches nie ein Pränomen gewesen ist, und nicht auf die Stellung der Namen, welche nicht Navius Attius, sondern Attius Navius fordert. Dionysius hielt also fälschlich Navius für das προσηγορικόν, welches zugleich κοινόν gewesen sei." — Eine ähnliche Petitio principii ist wohl kaum erhört. Sich zum Beweis einer Behauptung auf die Worte eines Autors zu berufen, und in der Note, die zum Beleg dienen soll, eben dieselben Worte, weil sie direct der Behauptung widersprechen, als irrthümlich zu verwerfen.

So sehen wir, wie die principlose Subjectivität vom sprachlichen Gebiet ausgehend allmälig die historischen Facta verfälscht. Die schwankende Etymologie war nur ein Symptom davon. Aber in ihrer ganzen Schwäche muß sie sich zeigen, wo sie losgerissen von der historischen Basis diese doch anerkennen will, ja sich auf sie als ihren vermeintlichen Standpunkt beruft. So im angeführten Fall, so auch, wo

Digitized by Google

das sprachliche Element in der Untersuchung ganz zurücktritt. Siculer sind dem Verf. identisch mit den Sacranern und Sabinern. Sie sind das ungriechische Element in den nachmals lateinisch redenden Völkerschaften (S. 8). Für ursprünglich pelasgisch (d. h. für Pelasger-Tyrrhener) dagegen gelten ihm die Latiner (S. 16), die Aboriginer (S. 18), die Umbrer (S. 19), Volsker, Rutuler, Aequer, Herniker, welche allesammt (S. 20 nur Umbrer und Aboriginer werden hier nicht wieder erwähnt) unter dem Namen der Osker zusammenzufassen seien, der schon etymologisch mit dem der Aequer verwandt sein soll, so wie Volsci mit Pelasgi. Von Griechenland seien diese eingewandert (S. 14) und von ihnen stamme der griechische Grundbestandtheil. Hier möchte man nun fast bei jedem einzelnen Worte Einspruch thun. Wir beschränken uns jedoch auf die Punkte, welche speciell für Roms Urgeschichte von Bedeutung sind, auf die nationalen Verhältnisse nämlich der Siculer, Aboriginer und Latiner. — Es versteht sich von selbst, daß wir nicht ohne weiteres auf die gründlichen Untersuchungen Niebuhr's und Ottfried Müller's und namentlich an die sprachlichen Ermittelungen des letzteren provociren. Denn Hr. Göttling hat sie wie billig zu seinem Zwecke benutzt, und citirt sie, wo er auf ihren Resultaten fußt, oder wo er denselben entgegentreten zu müssen glaubt. Vielmehr ist es hier nur der Ort, die Widersprüche Hrn. Göttling's mit seinen antiken Gewährsmännern und seinen eigenen Hypothesen aufzuweisen. Eine Stelle müssen wir jedoch zuvor herausheben, in welcher Hr. Göttling nicht etwa bloß in Opposition mit jenen Alterthumsforschern tritt, sondern selbst ihre abweichende Meinung zu seinem Vortheil in einer Weise zu benutzen sucht, die mindestens von einem argen Mißverständniß zeugt. Er behauptet nämlich (S. 8, Anm. 3), daß Niebuhr und Müller (Etr. I, S. 16) die (nach dem Verf. wesentlich ungriechischen) Siculer für eines Stammes mit den Aboriginern halten. Aber Müller sagt eben am angeführten Orte gerade das Gegentheil: „Ist also das griechische Element des lateinischen siculisch: so stammt das ungriechische von den Aboriginern" — und widerlegt treffend etwaige Einwürfe. Bei Niebuhr aber ist ein ganzer Abschnitt (Th. I, S. 77—89, 2. Aufl.) dem Beweis gewidmet, daß die Aboriginer uritalisch, den pelasgischen Siculern entgegengesetzt, nachmals diese unterworfen und mit ihnen zu einem Volke verschmolzen den latinischen Namen angenommen haben. —

Die Gründe aber, aus welchen Hr. Göttling die Siculer für sabinischen Ursprungs hält, sind die Zeugnisse des Thucydides und Dionysius, vielleicht auch des Polybius (XII, 6), nach welchen die Siculer Barbaren und von Anbeginn in Italien heimisch heißen. Aber den ersten Grund betreffend: Auch die Pelasger, deren vollständiges Griechenthum Hr. Göttling seinem Dionysius folgend bis zur Uebertreibung geltend macht*), werden von ächt hellenischen Schriftstellern vielfach als Barbaren betrachtet**), und nun vollends die tyrrhenischen Pelasger***), jenes Lieblingsspielzeug der phantasirenden Urhistorie. Und heißen denn etwa Aboriginer†) und Umbrer††), die nach dem Verf. Pelasger sind, nicht auch Barbaren? Werden nicht auch sie den Pelasgern von eben dem Dionysius als andere entgegengesetzt? — Daß die Siculer aber als einheimisch in Italien genannt werden, ist vollends kein Grund, sie den pelasgischen Stämmen entgegenzusetzen. Denn wenn auch die griechische Theorie von Völkerverwandtschaften den Zusammenhang von Nationen ähnlicher Zunge oder gar nur dialektischer Verschiedenheit sich einzig und allein durch Einwanderung und Genealogieen der Stammführer zu erklären weiß, so hindert uns doch nichts, die Autochthonie der Pelasger auf allen Küsten des westlichen Mittelmeers vom Padus bis zum Halys mit gleichem Recht anzunehmen. Wie Einwanderungssagen entstanden, wie namentlich in der pelasgischen Völkerfamilie, ist durch Klausen's umfassende Forschungen mit unendlichen Details belegt. Aber es reicht die Bemerkung hin, daß die, welche seit unvordenklichen Zeiten in einem Lande sitzen, gleichviel ob doch einmal zuerst eingewandert, sich selbst als Autochthonen betrachten mögen. Und hierdurch schon findet auch der Umstand Erklärung, warum die Griechen (d. h. Dionysius), die Pelasger den Hellenen entgegensetzen. Denn, wenn sie das ihnen homogene Element in den halbgriechischen Völkern durchaus nur durch Einwanderung von Hellas her erklären konnten, so mußte der Stamm, welcher als uransässig galt (die Siculer) von selbst als barbarisch im strengeren Sinne erscheinen. Endlich, um statt mit historischen Argumenten,

*) Wir wollen nicht über die Ausdrucksweise (S. 16) hadern: „Die Pelasger sind ein ächt griechischer Stamm," was immer sich dagegen Wesentliches einwenden ließe. Aber daß in Gabii noch altgriechische Sitte geherrscht und sich bis auf die Auguraldisciplin erstreckt haben soll (wie S. 201 u. 210 behauptet wird) ist wiederum eine Consequenz aus Dionysius, der freilich gern ganz Italien, selbst die Sabiner als Nachkommen der Griechen betrachten möchte. Mit Recht schreibt daher Klausen die Abfassung der Sagenform, nach welcher Roms Zwillingskönige in Gabii auf gut athenisch die freien Künste und Wissenschaften studirt haben sollen, der spätesten Zeit zu (Aeneas, S. 595). Hr. Göttling aber hätte wenigstens ein barbarisches Element anerkennen sollen nach der Stiftungssage von Gabii. Solin. 2, 10. Gabios a Galato et Bio fratribus *Sioulis*, d. h. nach Hrn. Göttling Italikern.

**) Hecatäus bei Strabo VII, S. 494. IX, 629. Herodot. I, 57: οἱ Πελασγοὶ βάρβαρον γλῶσσαν ἱέντες. 58. τὸ Πελασγικὸν γένος ἐὸν βάρβαρον.

***) Thucyd. IV, 109.

†) Dionys. I, 13 zu Ende. I, 16 Anf. werden Aboriginer, Umbrer, Siculer gleichmäßig zu den Barbaren gezählt.

††) So I, 9. I, 17. Die Umbrer von Pelasgern bekriegt. I, 19. Die Aboriginer anfangs in Feindschaft gegen die anziehenden Pelasger. Ebendas. Auch die Ausoner, die Aurunker oder Oster, nach dem Verf. pelasgischen Stammes, heißen c. 21 ἔθνος τι βαρβαρικόν.

Digitized by Google

den Verf. mit den Waffen seiner eigenen Behauptung zu schlagen — heißen denn die Umbrer und Aboriginer nicht auch Autochthonen bei den glaubwürdigsten Schriftstellern*), wollen die ersteren nicht als wahrhafte Erdgeborne von jenseits der Sündfluth stammen**), und bezeugt nicht der letztere Name schon unwiderleglich ihre Seßhaftigkeit von Anbeginn?***). Doch dies führt uns bereits auf die andere, wenn es sein kann, noch schwächer vertheidigte Seite der Hypothesen in diesem Abschnitt, die Aboriginer seien eingewanderte Pelasger†). Wie Cato's gräcisirende Ableitung durch das Urtheil des competenten Zeitgenossen Antiochos von Syrakus††) widerlegt werde, wollen wir Niebuhr und Müller nicht nachsprechen. Es drängt sich vor Allem die Frage auf, wie dann die im Sinne der Sage so folgerechte Einwanderung der Phryger unter Aeneas zu verstehen sei. Letztere erkennt Hr. Göttling unbedingt als pelasgisch an†††). Nun sagt aber Cato selbst, und nach ihm Sallust, ja selbst Dionysius kann es nicht zurückweisen*), daß das Mischvolk der Latiner entstanden sei aus jenen troischen Flüchtlingen und — den Aboriginern. Waren nun jene das pelasgisch-hellenische Element — was bleibt für diese, als das ungriechische? Man sollte nicht glauben, daß der Verf. solche für seinen ganzen Bau verhängnißvolle Data erwähnen, geschweige denn eine Erklärung derselben bestätigen könnte, die seinen Hypothesen den Todesstreich versetzt. Aber nicht genug; waren die seinsollenden pelasgischen Aboriginer Einwanderer, wie kamen sie dazu, mitten zwischen den barbarischen Sikelern der Ebene und Küste das rauhe Gebirgsland um Reate zu occupiren, das nach allen Zeugnissen als ihr Stammland gilt. Welches erobernd eindringende Volk geht mitten über die fetten Ländereien der Marschen hinweg, um sich in felsigen Einöden anzusiedeln?*) Und nun vollends das ackerbauende, städtegründende Pelasgervolk, das Hr. Göttling insbesondere als den Repräsentanten staatlicher Einigung unter den Italern preist. Nein, die letzten Reste der Celtiberier haben sich vor Römern, Gothen und Arabern in die cantabrischen Sierren, die Britten vor Sachsen und Normannen in die Gebirge von Wales und Cornwales, und, was uns näher liegt, die römischen Colonen vor den Longobarden in den Schluchten des Appenin versteckt und da ihre reine Abstammung bewahrt. Darum, fürs Erste abgesehen von dem Ursprung der Sikeler und Aboriginer: haben jene in der Ebene, die Aboriginer in den Bergen gewohnt, als die ersten Strahlen der Geschichte den italischen Boden beleuchteten, und waren die Einen Einwanderer, die Andern Autochthonen, so waren zuverlässig die Sikeler die Fremden; ist dann aber nach dem Verf. das einheimische Element das sabinische, so ergiebt sich das Facit von selbst. Schon diese natürliche Betrachtung mußte dem Verf. des Dionysius Darstellung verdächtigen, wenn es Niebuhr's Warnung nicht konnte. Aber er ist gegen schlimmere Widersprüche blind. Die Sacraner, die aus einem heiligen Frühling entstandene Colonie, sind (S. 8, §. 5) Sabiner. Wir geben es zu. „Sie sind die, welche von Reate ausgehend in vorrömischer Zeit andere Stämme von dem Platze des nachmaligen Rom verdrängten." Und dazu wird Festus s. v. Sacrani citirt. Sofort sagt der Verf.: „Ich halte diese Sacraner für ganz dieselben mit den Siculern." Aber was sagt Festus in der angezogenen, aber nicht ausgeschriebenen Stelle (Lindem. S. 251)? — *Sacrani* appellati sunt Reate orti, qui ex Septimontio Ligures *Siculosque* (!) *exegerunt*; nam vere sacro nati erant. Diese Stelle aber ist zweischneidig und vernichtet nicht nur das in dem Text, den sie belegen soll, Gesagte, sondern auch den pelasgischen Ursprung der Aboriginer vollends, wenn wir nach dem Verf. und diesmal mit Recht den heiligen Lenz als ein rein sabinisches Institut fassen**). Und fragen wir nun nach Zeugnissen für die Nationalität der zuerst und eigentlich so genannten Sacraner, welchen die Siculer an der untern Tiber erlagen, so sagt uns Servius zu Virg. Aen. VII, 795: nam ubi nunc *Roma* est, ibi fuerunt *Sicani*, quos postea pepulerunt *Aborigines*. Doch das ist dem Verf. nicht so hoch anzurechnen. Er kennt, wenigstens citirt er diese Stelle nicht; und so viel wir wissen, ist sie überhaupt noch nicht für die-

*) Man sehe die Anführungen bei Dionys. I, 10: γένος αὐτὸ καθ' ἑαυτὸ γενόμενον — ὥσπερ ἂν ἡμεῖς εἴποιμεν γενάρχους ἢ πρωτογόνους. Lyd. Magistr. I, 21: λεγομένων Ἀβοριγίνων καὶ αὐτοχθόνων τῆς χώρας· καὶ γὰρ ἴσμεν Κάθηγον ἐξ ἐκείνων τῶν γηγενῶν ἕλκειν τὸ γένος ἀξιοῦντα. S. die sonstigen Zeugnisse bei Niebuhr und unten Anm. *).

**) Plin. N. H. III, 19 (14). *Umbrorum* gens *antiquissima* Italiae existimatur, ut quos *Ombrios* a Graecis putent dictos, quod inundatione terrarum *imbribus superfuissent*. Vgl. Solin. II, p. 13. Isidor. Orig. IX, 2, 87. XIV, 4, 21.

***) Diese Etymologie hält mit Recht Niebuhr fest. Andere abgeschmackte bei Dionys. a. a. O. und dem Auctor Orig. Gent. Rom. 4. bedürfen nicht der Widerlegung. Festus s. v. nennt sie trotz derselben Ableitung: antiquissima gens Italiae. Geradezu appellativ gebraucht das Wort Plin. N. H. III, 19 (14).

†) Bei Dionys. I, 11.

††) Dionys. I, 12 zu Ende; vgl. c. 13.

†††) §. 28. S. 46.

*) Serv. Virg. Aen. I, 10: Cato in Originibus dicit hoc (cuius auctoritatem Sallustius sequitur in bello Catilinae): Primum Italiam tenuisse quosdam qui appellabantur Aborigines, hos postea adventu Aeneae Phrygibus iunctos Latinos uno nomine nuncupatos. Sallust. Cat. 6. Dionys. I, 60. Vgl. Liv. I, 1, noch mehr I, 2, 4: Aeneas adversus tanti belli terrorem ut animos Aboriginum sibi conciliaret, ne sub eodem iure solum, sed etiam nomine omnes essent, Latinos utramque gentem nominavit.

*) Eine bloße Passion für das Gebirge anzunehmen, welche von den arkadischen Ahnherren ererbt sei, scheint selbst dem Dionysius eine zu alberne Voraussetzung, um sie seinen Lesern als baare Historie anzubieten. S. I, 13.

**) S. 7. „Es ist diese Sitte eine rein sabinische, nicht eine alt-italienische überhaupt" —

Digitized by Google

sen Zweck angezogen. Vielleicht verwirft er sie auch, da Servius ein später Grammatiker ist, und sich manchmal irrt. Hrn. Göttling ist Dionysius die Autorität, die seiner Kritik den Maßstab verleiht. Befragen wir daher den Griechen. Nachdem derselbe B. I, c. 14 u. 15 die alten Sitze der Aboriginer in den reatinischen Gebirgen ausführlich beschrieben, sagt er, „daß von dort ausgehend sie mit andern Barbaren (über diesen Ausdruck s. oben) und vorzugsweise mit den benachbarten Sikelern um des Landes Besitz gekämpft. Zuerst nun zog ein heiliger Lenz aus — und darauf kommt die Beschreibung dieses alt-italischen Institutes, wie sie in dieser Ausführlichkeit kein alter Autor weiter hat. Und diese heiligen Lenze der Aboriginer waren es nach demselben Dionysius in demselben Capitel, durch welche Antemnä, Ficulneä, Corniculum, Tibur erobert, die Siculer, härter als je sonst bedrängt, und wenn wir das προῆλθεν ἄχρι πόρρω (ὁ πόλεμος) erwägen, sicher ganz Latium durch die Aboriginer wiedergewonnen ward. Ja diese Nachricht des Dionysius ist zwischen manchen confusen Berichten eine wirklich geschichtliche Perle, zumal da er sich auf die historische Thatsache beruft, daß zu seiner Zeit noch eine städtische Tribus zu Tibur Σικελίων geheißen. Wollte Hr. Göttling jenes so klare Zeugniß nicht benutzen (denn gelesen muß er es haben), warum erwähnt er es nicht, warum widerlegt er es nicht, warum erlaubt er sich die Erfindung, die an dieser Stelle Verfälschung ist, daß die Siculer den heiligen Lenz gesandt und andere Völker aus den römischen Gegenden vertrieben hätten. Warum, wenn die Widersprüche des Dionysius ihn vielleicht ärgerten, sah er sich nicht nach andern Quellen um, folgte er z. B. nicht dem klaren und höchst verständigen Bericht des Servius zu Virg. Aen. VIII, 328: Sicani — duce Siculo venerunt ad Italiam et eam tenuerunt exclusis Aboriginibus. Mox *ipsi pulsi ab illis, quos ante pepulerant* — caett. *). Sehen wir hier nicht, wenn schon die Geschichte mit genealogisirender Sage gemischt erscheint, wie die pelasgischen Eroberer das Küstenland besetzten, die Aboriginer in das Gebirg drängten, dann als diese in den Bergen erstarkt waren, ihren erneuerten Angriffen erlagen und theils jenseits der Meerenge eine neue Heimath suchten, theils (wie jene Notiz bei Dionysius und die früher angeführten Stellen Cato's, Sallust's und Dionysius' selber lehren)*) mit den Eroberern zu dem neuen Volke der Latiner verschmolzen? Von dem Siege der ungriechischen Bergvölker über die pelasgischen Ackerbauer der Ebene redet noch laut die lateinische Sprache, in der die Wörter, welche dem Krieg und dem Herrenleben angehören, rein italisch, die den Ackerbau und das Landleben betreffen, pelasgisch sind. —

Nach solchen Willkürlichkeiten und Grundirrthümern ist es dann eigentlich etwas Unbedeutendes, wenn man in denselben Umgebungen liest, daß die pelasgischen Städte auf dem rechten Tiberufer ursprünglich sikelisch (nicht-pelasgisch) gewesen**), denn, wie zum Beweise dafür angeführt wird, sie hätten vieles Alterthümliches, auch Pelasgisches in historischer Zeit bewahrt, wenn der dazu citirte Dionysius nur vom Pelasgischen spricht, Plinius aber und Festus durchaus nichts erwähnen, was gerade für den einen oder andern Stamm zeugte, wenn dann endlich zum Beleg, daß jene Städte erst nachträglich durch Pelasger-Tyrrhener ummauert und benannt seien, auf Dionysius II, 49 verwiesen wird, wo davon kein Wort steht, nicht einmal eines, was dahin gemißdeutet werden könnte.

(Fortsetzung folgt.)

*) Daß übrigens Dionysius trotz seiner oft wiederholten Lieblingscombination sich nicht zu sehr gegen Ansichten wehrt, wodurch die Aboriginer und Sabiner identificirt werden, zeigt die II, 48 aufgenommene Sage von der Stiftung des sabinischen Cures, ein Pendant zur Romulischen, die von der Voraussetzung ausgeht, die Stifter des sabinischen Stammortes seien Aboriginer, unter ihnen die vom sabinischen Kriegsgott geschwängerte Jungfrau heimisch gewesen: ἐν τῇ Ῥεατίνων χώρᾳ, καθ' ὃν χρόνον Ἀβοριγῖνες αὐτὴν κατεῖχον παρθένος τις ἐπιχωρία τοῦ πρώτου γένους κ. λ. τ.

*) Andere Stellen, die von sikelischen Resten in Latium sprechen, hat Klausen zusammengetragen. Aeneas, Th. II, S. 782, Anm. 1446 a — i.

**) Wobei denn ohne Codd. oder Gründe befohlen wird, bei Dionysius I, 20 Pyrgi statt Pisa zu lesen.

Bei mir ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Geschichte

der

Naturphilosophie,

von Baco von Verulam bis auf unsere Zeit.

Von

Dr. J. Schaller,

Professor a. d. Universität zu Halle.

1. Band. gr. 8. 1841.

Otto Wigand.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Digitized by Google

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

18. Juni. № 145. 1841.

K. W. Göttling „Geschichte der römischen Staatsverfassung von Erbauung der Stadt bis zu C. Cäsar's Tod."

(Fortsetzung.)

Auf einem ähnlichen schwindelnden Höhenpunkt der Combination aber, wo die ursprünglichen Inconsequenzen zum selbstvernichtenden Widerspruch auslaufen, treffen wir Hrn. Göttling bei der Bestimmung des oskischen Volksstammes. Denn wiewohl dieser, wie schon erwähnt, mit aller Bestimmtheit als griechisch-pelasgischen Ursprungs im strengsten Gegensatz mit den Sabinern bezeichnet wird, sagt Hr. Göttling dennoch (S. 10, Anm. 5) bei Gelegenheit des Wortes multa, welches Varro sabinisch nennt und Hr. Göttling daher als die Bezeichnung eines von Haus aus sabinischen Begriffes in Anspruch nimmt: „Nach Festus war es oskisch, was nicht viel Unterschied ist; denn die Samniter sprachen oskisch." Heißt das nicht: derjenige, welcher das Wort eigenthümlich sabinisch, also nicht-oskisch nenne, neiche nicht viel von dem ab, der es oskisch nennt? Doch nein, der Verf. hat hier wohl eine Annahme, die er aber am allerwenigsten hier unausgesprochen lassen durfte, stillschweigend vorausgesetzt, daß nämlich die Sabiner im Verkehr mit den pelasgischen Völkern ihre Sprache umgewandelt und so mit fremden Elementen versetzt hätten, daß sie nachher oskisch geheißen (das folgt denn auch S. 15), daß demnach dies neue Mischlings-Oskisch sehr verschieden von dem Alt-Oskisch gewesen sei. Aber auch dies eingeräumt, wie kann der Verf. bei einem Worte, dessen Begriff er als ächt sabinisch, d. h. nicht-oskisch darthun will, behaupten, es sei nicht viel Unterschied, ob Jemand es auch oskisch nenne, d. h. derjenigen Sprache vindicire, welche dem Hauptbestandtheil nach wirklich oskisch im eigentlichen Sinne war. Der Schluß: das Wort ist sabinisch (nicht alt-oskisch), weil es oskisch ist, die Samniter aber, ein sabinischer Stamm, neu-oskisch redeten, ist völlig wie dieser: das Wort ist deutsch (nicht lateinisch), weil es italienisch, die Lombarden aber, ein deutscher Stamm, italienisch reden. Aber auch später noch (§. 32, S. 50; §. 47, S. 88) werden die leges Obscae aus demselben Grunde speciell und wie mit Nothwendigkeit auf die Sabiner bezogen. Wenn aber (auch nach Hrn. Göttling) das Oskische nur sabinische Bestandtheile aufgenommen hatte, so standen ja die oskisch gewordenen Sabiner mit den Latinern ganz auf entsprechender Stufe; denn diese haben ja des Ungriechischen in Volksthum und Sprache so viel empfangen, daß sie den Griechen mit Recht als unhellenisch galten, und das Lateinische kein griechischer Dialekt geblieben ist, eher ein oskischer. Wie ungenau hätten also die Römer das Sabinische durch Oskisch bezeichnet, wenn die Völker dieser Zunge kaum mehr sabinische Elemente als sie selber, kaum weniger griechische (vielleicht noch mehr; s. Müller's Etrusk. S. 32) aufzuweisen gehabt hätten. Wie in aller Welt hätten sie nicht vielmehr auf die Sabiner recurrirt, so lange die Tradition von ihrem Ursprung fest stand, so lange die alte Sitte in den nachbarlichen Bergen sich erhielt, so lange dort selbst noch sabinisch geredet wurde (Varro L. L. VI, 4 u. V, 19). Aber noch mehr als dies. Nach dem Verf. sind die Latiner selbst Osker; ihre Sprache nur ist, wie das Volk selbst mit Sabinischem (Nicht-oskischem) gemischt. Und dieses von den Sabinern empfangene Nicht-oskisch in Sprache und Sitte sollen sie zum Unterschiede von ihrem alt angestammten Oskisch — wie? — oskisch genannt haben. Und wie kann eine solche Verwirrung, die mindestens auf einem unerwiesenen und unglaublichen Namensumtausch basirt, wiederum damit bestehen, daß S. 74 zum Behuf der Ableitung des (nach Festus) oskischen famul vom Griechischen ἅμα oder ὁμοῦ auf die Verwandtschaft dieser Sprache mit dem Griechischen appellirt wird?

Sonach dürften wir denn wohl vergeblich in diesem Buche Aufklärung über die dunkeln Zeiten Altitaliens erwarten, und es wird uns erlaubt sein, hinwegzueilen über die Vermuthungen von dem Ursprung und den Verhältnissen der übrigen Völkerschaften. Nur das wollen wir noch vorübergehend bemerken, daß der Oenotrer jenes bedeutsamen Stammes kaum Erwähnung geschieht, bei der Her-

Digitized by Google

kunft der Etrusker dagegen als Andeutung ihrer verwandtschaftlichen Beziehung zu den germanischen Stämmen auch dies erwähnt wird (S. 38, Anm.), daß „der Name des mittelsten Wochentages in allen nordischen Sprachen Wodanstag genannt, von den Buddhisten Buddha's Tag genannt werde;" wobei wir denn zugleich erfahren, daß Herr Dr. Schmid 17 Jahre bei den Tamulen Missionär gewesen, und daß dieser gesagt habe, die alten Tamulen seien Buddhisten gewesen, und nennten jenen Tag: Buden-Kuramei. Das sind zwar höchst gelehrte Notizen und am rechten Ort für Kenner gewiß sehr schätzbar. Aber was haben doch die Tamulen, der Herr Dr. Schmid, die Buddhisten, der Wodanstag und Mittwoch mit der Verfassungsgeschichte Roms zu thun, mit welcher Hr. Göttling sie durch den dünnen Hypothesenfaden zusammenwebt, daß Odin kein anderer sei, als der etruskische Tinia.

Auf dem gebahnten Wege der bloßen Relation unzweifelhafter Facta ist natürlich der Schritt des Verf. sicherer, und wir können im Gegensatz zum pretiösen Modeton die klare, ungeschminkte Darstellung nur anerkennen, die sich den Sachen anschmiegt und sie nicht in das schlotternde Gewand hohler Dunkelheit hüllt. Aber die Folgen der irrigen Auffassung in den frühesten Verhältnissen werden um so mehr bis in die Zeiten sicherer Geschichte hinein nachtheilig verspürt, als der Verf. in der Anordnung des Werkes es sich hat angelegen sein lassen, gewisse Eigenthümlichkeiten in den römischen Staatsinstitutionen aus dem Charakter der Volksstämme zu erklären, aus denen das römische Volk sich gebildet hat. Mit welcher Sicherheit dies nach solchen Vorarbeiten geschehen konnte, kann der Leser leicht ermessen. Trotz der erstrebten Consequenz müssen dabei unsicher rathende Urtheile unterlaufen wie dieses: „Es tragen die Gebräuche des Flamen einen ganz sabinischen Charakter" (S. 187); womit im Grunde gar nichts gesagt ist. Ueberdies bringt es die Beschaffenheit der römischen Geschichtsquellen, daß manche Verhältnisse auch der klarsten Zeitabschnitte, entweder weil sie wirklich in vorhistorischen Zuständen wurzeln, oder weil den mitwissenden Zeitgenossen die nähere Erörterung nicht Bedürfniß gewesen, in ihrer Bedeutung und in ihren Details höchst problematisch sind. Was hier von Hrn. Göttling im Einzelnen gefehlt, die Widersprüche, die sich auch hier oft häufen, die Lücken, welche sich an vielen wesentlichen Punkten zeigen, dies können wir natürlich nicht erschöpfend darlegen, denn es ist die Natur der gelehrten Polemik, daß sie an einzelne Punkte sich anlehnend, oft, wenn sie gründlich sein soll, ausführlicher werden muß als der bekämpfte Gegner, zumal wenn dieser sich mit compendiöser Aufstellung seiner Resultate begnügt hatte. Wir wollen daher zur Bewahrheitung des Gesagten nur bei einigen versteckteren, aber darum nicht minder bedeutenden Widersprüchen länger verweilen, andere augenfälligere nur andeutend berühren, zuvor aber einige theils durch Unkenntniß der Thatsachen, theils durch oberflächliche Behandlung der betreffenden Stellen herbeigeführte Irrthümer beseitigen.

Wir würden nicht erwähnen, daß der Verf. (S. 38) den Virgil doch sehr uneigentlich einen Tusker nennt, worüber sich immer noch streiten ließe, wenn wir nicht aus einer andern Notiz ersähen, wie wenig genau Hr. Göttling es mit dem Vaterlande seiner Gewährsmänner nimmt. Denn S. 55 wird das Zeugniß des Properz angerufen, welches dem Verf. in der betreffenden Frage um so bedeutender scheint, „da Properz seiner tuscischen Abstammung sich rühmt." Wenn der Verf. auch vielleicht die Stellen nicht gelesen, oder sie wieder vergessen hatte, wo der Dichter sich mit dürren Worten einen Umbrer nennt, wie I, 22, 9:

Proxima supposito contingens *Umbria* campo
me genuit.

IV, 121:

Umbria te notis antiqua penatibus *edit.* caett.

IV, 1, 63:

Ut *nostris* tumefacta superbiat *Umbria* libris
Umbria Romani patria Callimachi. —

so hätte er sich doch namentlich hier hüten sollen, auf die fälschlich angenommene Heimath sich zu berufen, weil er den dringenden Verdacht erregt, daß er in Eleg. IV, 2, die er eben citirt, den 3. Vers

Tuscus ego, *Tuscis* orior caett.

unglücklicherweise auf den Dichter bezogen habe, während dort die Bildsäule des Vertumnus redend eingeführt wird; dieselbe, welche V. 59 von sich aussagt:

Ahornstamm war ich einst, mit flüchtiger Eichel behauen u. s. w.

S. 55 wird behauptet, daß „bei dem Zusatz Divus der Gentilname gewöhnlich nicht genannt werde" aus dem tiefsinnig klingenden Grunde, „daß der Heros über eigentliche Bürgerlichkeiten erhaben ist, welche sich in der Gentilität aussprechen." Wenn nur nicht gerade umgekehrt, so lange überhaupt der Gentilname im Leben üblich war (welche Sitte allerdings schon seit August in Verfall gerieth), *Divus* immer zu diesem gesetzt wäre. Daher stets *Divus Julius* (Tacit. Annal. I, 42. XI, 23; Hist. I, 42; Germ. 28) und deshalb, weil er im Leben so genannt wurde, stets *Divus Claudius.* (Tacit. Agr. 13. S. Brisson. de Form. III, 33).

S. 219 soll zum Beweis, daß vor Servius Tullius das Ritterpferd von den Curien geliefert sei, der Name *equus curulis* dienen, eine Behauptung, die S. 255 wiederkehrt: „Seitdem heißen die Ritterpferde equi publici, da sie früher den Namen *equi curules* geführt haben." Wir wollen hier nicht den halben Widerspruch urgiren, in dem damit der Zusatz in der Anmerkung (4) steht: „Auch

Digitized by Google

später," sondern wir fragen nur, wie der Verf. zu der Notiz gekommen, daß equus curulis ein durch die Curien verliehenes Ritterpferd, und nicht vielmehr ein Quadrigen-Pferd, namentlich im Wagenrennen des Circus heiße, wie das doch Festus, die Glossarien alle und der Sprachgebrauch bis Theodosius hin einmüthig lehrt, worüber jedes Lexikon Belehrung giebt. Hr. Göttling aber beruft sich auf Livius XXIV, 18 und zwar wiederholt. Da aber heißt es, daß bei der durch Hannibal's Tumult entstandenen Geldnoth und Entleerung des Aerarii die Censoren die Ausbesserung der Tempel, die Anschaffung der equi curules und ähnlicher Dinge*) nicht in Verding zu geben gewagt hätten. Wer könnte bei dieser Zusammenstellung zweifelhaft sein, auch wenn er über die Bedeutung des eq. cur. sonst nicht unterrichtet wäre, daß hier von halben Luxusartikeln die Rede sei, durch deren Vernachlässigung man jedoch den der Gottheit schuldigen Ehren (dazu gehörten bekanntlich auch die Circusspiele) Abbruch zu thun glaubte? Wem könnte aber im Gegentheil einfallen, statt dessen gegen alle Zeugnisse aus dieser Stelle auf Kriegsrosse zu schließen, deren Anschaffung gerade in dieser Zeit denn doch die Censoren um jeden Preis hätten betreiben müssen?

(Fortsetzung folgt.)

Aeneas und die Penaten. Die italischen Volksreligionen unter dem Einfluß der griechischen, dargestellt von Rudolph Heinrich Klausen. Zweiter Band. Mit zwei Tafeln Abbildungen. I—XXX u. 563—1252 S. 8. Hamburg und Gotha, 1840. Verlag von Friedrich und Andreas Perthes.

Die zweite Abtheilung des vorliegenden Werkes war mit Vorrede und Widmung vollendet und schon in seinen letzten Druckbogen ausgesetzt, als die Trauerkunde von dem Tode des Verf. bekannt wurde. Die fleißigen und liebevollen Studien Klausen's, der an diese Arbeiten ein Leben gesetzt hatte, werden auf würdige Weise dadurch abgeschlossen; und in der That können wir den Manen des treuen Forschers die Genugthuung nicht versagen, die früher von ihm geäußerte und auch in der Vorrede zu dieser Abtheilung wieder hervorgehobene Hoffnung, daß dieser Band die Resultate klarer abgrenzen und das Ziel deutlicher herausstellen werde, habe sich im Allgemeinen bestätigt. Da überdies der erste Theil im Grunde nur die Vorarbeiten zur Lösung der auf dem Titel angekündigten Frage behandeln konnte, das Wesen derselben erst jetzt zur Besprechung kommt, so regen die Ergebnisse hier ein gespanntes Interesse an, und der Leser arbeitet sich bereitwilliger durch die schwerfällige Form hindurch, als dort, wo der mögliche Gewinn stets in suspenso blieb. Wir dürfen daher in der Darstellung der Resultate ungleich kürzer sein als dort, und heben nur die Hauptmomente heraus, indem wir es, wie billig, in Bezug auf die Form und Fassung bei dem Gesagten bewenden lassen. Denn Darstellung und Anordnung ist zu sehr der Abdruck des ganzen Geisteslebens eines Schriftstellers, als daß sie durch den Stoff wesentlich modificirt werden könnte. Raritäten aller Art, die sich auch aus diesem Theile aufweisen ließen, würden nur Doubletten zu den im ersten Artikel gesammelten abgeben.

Wir waren der Sagenbildung von Aeneas und den verwandten mythologischen Potenzen von Troas aus über Griechenland und Sicilien bis nach Italien hin gefolgt. Aber Latiums Boden war noch nicht berührt. Doch auch hier sehen wir gleich bei der ersten klareren Kunde der Griechen über die westlichen Gegenden Italiens in verhältnißmäßig früher Zeit Sagen entstehen, die sich unmittelbar an die früheren anreihen, und die Schicksale des Aeneas und seiner Nachkommen auch mit der Gründung der ewigen Stadt auf den Tiberhügeln in engste Verbindung setzen. Von Seiten der Griechen können wir nur darin die herkömmliche sagenhafte Darstellung ihrer Theorieen von Völker- und Staatenbildung erkennen. Die ursprüngliche Verwandtschaft zwischen den latinisch-tyrrhenischen Urbewohnern der italischen Küstenlande einerseits und der pelasgisch-hellenischen Bevölkerung Griechenlands und Kleinasiens anderseits konnte nur durch Colonisation und Einwanderung von Stammheroen begründet gedacht werden. Der Osten und das eigne Land galt natürlich den Hellenen älter als der spät erforschte Westen. Von dort aus mußte Italien die pelasgische Bevölkerung empfangen haben, durch welche die sabellischen Stämme aus der Ebne in's Gebirg zurückgedrängt wurden. Als Träger und Collectivnamen der Colonisation wählt die Sage Heroen, von deren Irrfahrten schon die Vorzeit zu erzählen wußte. Odysseus und Diomedes werden zuerst genannt; aber zuletzt blieb man bei Aeneas stehen, der, wie wir im ersten Theil gesehen, diesen Landschaften ja schon so nahe geführt war. Ohne Zweifel erhielten die Römer diese Sagen im sechsten Jahrhundert durch Phokäer (S. 601—619). Aber unglaublich wäre die Bereitschaft, mit welcher die latinischen Völker diese fremde Sage adoptirten und so eigenthümlich vollständig ausbildeten, unglaublich die Geschwindigkeit, mit welcher diese Elemente in die sonst so zähen und gegen Fremdes exclusiven Geschlechts- und Familiensagen eindrangen, unglaublich vollends, daß der Staat selbst officiell die Abstammung von Troja anerkannte und sie auf sein politisches Verhalten Einfluß üben ließ, wenn nicht der Ueberzeugung religiöse Thatsachen zu Grunde gelegen hätten, unendlich viel älter, als die Be-

*) Quum censores locationibus abstinerent *aedium sacrarum* tuendarum, *curuliumque equorum* praebendorum ac *similium eis* rerum.

Digitized by Google

kanntschaft mit den Griechen und dem Aeneadischen Mythenkreis. Sollen wir also wirklich eine historische Einwanderung annehmen, Ereignisse, deren factischer Gehalt durch Tradition entstellt, aber durch den dichtenden Mund des Volkes zur Sage verklärt, neuen, religiösen Inhalt gewann? Dagegen spricht laut die früheste Gestalt der Ueberlieferung (bei Timäus und durch ihn bei Lykophron), welche gerade die ächt italischen Stämme der Aboriginer als Aeneas' Genossen angiebt, es spricht dagegen die Analogie der Sagenverpflanzung unter den hellenisirenden Völkern, es spricht aber vor allem dagegen, daß der latinische Aeneas unzertrennlich und seinem Wesen nach verflochten ist mit Religionsvorstellungen und Götterdiensten, deren Ursprünglichkeit auf italischem Boden über allen Zweifel erhaben ist. Sonach bleibt nichts übrig, als denselben Maßstab an die italische Version des Aeneadischen Mythus zu legen, welcher sich bei den Localsagen derjenigen hellenisch-pelasgischen Stätten als folgenreich bewährt hat, die in der gemeinen Tradition zu Reisestationen des Troers depotenzirt sind. Auch der *latinische Aeneas ist nicht aus Griechenland übertragen*, sondern „eine einheimische, in latinischen Begriffen wurzelnde Gestalt, welche mit der griechischen allerdings in einer merkwürdigen Analogie steht," und nicht nur durch ursprünglich verwandte Begriffe, sondern sogar durch wahrhaft wunderbares Zusammentreffen von Wortklängen die Annäherung und endliche Verschmelzung der beiderseitigen Sagenkreise herbeiführte. Dieser Gedanke, der eigentlich das hauptsächlichste factische Resultat, den Stamm der Forschung enthält, kann historisch nur nachgewiesen werden durch genaue Ermittlung der Natur und des Wesens derjenigen uritalischen Gottheiten, mit denen Aeneas' Wirken unauflöslich verknüpft erscheint. Die *Penaten* sind es, *Vesta* und das *Palladium*, welche Aeneas in Latium eingeführt haben soll, und deren ursprünglich italische Heimath sich sicher genug nachweisen läßt. Natürlich kennen wir diese latinischen Götter hauptsächlich nur durch den römischen Cult oder mindestens durch römische Vermittlung, und auf die Erforschung jenes ist denn der Verf. auch vorzugsweise angewiesen. Aber wiewohl er den Hauptpunkten nach denselben richtig gewürdigt hat, so fällt es doch auf, daß er, der bei den zersplittertsten griechischen Localmythen mit so vieler Sorgfalt und so großem Zeitaufwand das physische Terrain der Fabelbildung durchforscht, hier, auf dem Grund und Boden der ewigen Stadt, wo so eindringende und so weit umfassende Vorarbeiten zu Gebot standen, wie sonst bei keinem einzigen Punkt der antiken Topographie, ja vielleicht der Topographie überhaupt, mit verhältnißmäßig sehr geringem Eifer verfahren ist. Die Aehnlichkeit des Gegenstandes fordert zu einer Vergleichung mit Ambrosch's Buch*) auf, und Nitzsch in Bonn, der zum Andenken des Verewigten einige Worte dem Opus posthumum vorangeschickt hat, macht mit Recht auf das Interesse aufmerksam, das eine solche Parallele ansprechen dürfe. Aber durch eben dieses Buch wird es erst recht klar, daß nirgends mehr als in Rom, wo die Religionsvorstellungen so recht eigentlich in den Quellen, Grotten und Hainen der sieben Hügel erzeugt und mit den Tempeln der ewigen Stadt zugleich groß gewachsen sind — die Bestimmung der örtlichen Verhältnisse unerläßlich ist. Die Lage der Regia zum Vestatempel, beider Verhältniß zum Hause des Pontifex und des Opferkönigs, dem Laren-, dem Penatentempel, zum Palatium und zum königlichen Rom überhaupt, die Richtung der Sacra Via und die Bedeutung des Capitols, das sind Punkte, die alle der genauesten Erörterung unterzogen sein wollen, ehe ein giltiges Urtheil über die Bedeutung der an diese Stätten geknüpften Culte und Götter gebildet werden kann. — Wie wir in manchen Einzelheiten von der Forschung des breslauer Gelehrten abweichen zu müssen glauben, haben wir andern Ortes dargethan. Nichtsdestoweniger sind diese vorbereitenden Arbeiten von sichererem Gewinn als die entsprechenden Resultate bei Klausen, der hier alle topographischen Fragen nur oberflächlich berührt, eine Hauptstelle (bei Dion. Hal. I, 68) durch eine sprachlich unmögliche Conjectur beseitigt**) (Penas im Nom. Sing. ist in der ganzen Latinität unerhört)***), eine andere Stelle†) von nicht geringerer Bedeutung und noch schwierigerer Erörterung kaum erwähnt; nicht einmal den bedeutenden Unterschied der Bezeichnungen in Velia und sub Velia bemerkt††), und sonach weder in den eben berührten Punkten, noch über die wahre Natur der Penaten und über das vielfach durch alte und neue Theorieen und Mißgriffe verdunkelte Verhältniß dieser Gottheiten zu den Laren zur Gewißheit, wenigstens nicht zu objectiver kommt (S. 636). Auch die religiös-nationalen Unterschiede zwischen dem latinischen und sabinischen Volkselement des römischen Doppelstaates, die doch für die Betrachtung der italischen Culte überhaupt von großer Bedeutung sind, werden lange nicht mit der Schärfe herausgestellt, als bei Ambrosch, wie denn überhaupt schon nach unserer früheren Charakteristik Klausen's und seiner Schreibart Schärfe der Distinction ihm unmöglich war.

(Fortsetzung folgt.)

*) Studien und Andeutungen im Gebiet des altrömischen Bodens und Cultus, von Julius Athanas. Ambrosch ꝛc. 1. Heft. 8. Breslau, 1839.
**) S. 624. Anm. 1116.
***) S. die Abhandlung: De diis Roman. patriis. S. 109 ff.
†) Dio Cass. LIV, 27. Vgl. das in der angef. Abh. L. II, c. 17. S. 104 ff. Gesagte.
††) S. 624. Anm. 1116. Vgl. De diis patriis a. a. O.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Digitized by Google

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

19. Juni. № 146. 1841.

K. W. Göttling „Geschichte der römischen Staatsverfassung von Erbauung der Stadt bis zu C. Cäsar's Tod."

(Fortsetzung.)

Die genauere Erwägung anderer nicht geringerer Irrthümer überlassen wir denen, welche Neigung und Beruf fühlen, das Buch selbst durchzustudiren. Für diese heben wir nur vorübergehend hervor, daß S. 84 behauptet wird, die Patrizier seien auch *proci* geheißen, während aus der betreffenden Stelle des Festus nur erhellt, daß in den Census-Registern der gen. *procúm* statt *procerum* gebräuchlich gewesen; daß S. 46 flg. bewiesen werden soll, die Etrusker seien vor den Sabinern Element des römischen Staates geworden; daß nach S. 51 alle drei Sämme seit Tarquinius Priscus im Kirchenrecht gleich gestanden hätten (wogegen vgl. Ambrosch: Studien und Andeutungen S. 195, A. 171, S. 209 flg., S. 215); daß S. 170 das Symbol der Ohrfeige bei Manumissionen geläugnet (s. dagegen die Erkl. zu Phädr. II, 5, 25; Petron. 38); S. 251 Niebuhr's Beweis von der Identität der patres majorum gentium mit den seniores, derer minorum gentium mit den juniores im Senat bestritten wird. So lesen wir ferner S. 193 die unerhörte Zusammenstellung Mars Quirinus (s. Ambrosch a. a. O. S. 132, A. 127. 169 a. E.); S. 212, daß die libri acheruntici ein Theil der sibyllinischen Bücher und zwar der Sibylla von Cumä gewesen (s. Arnob. adv. gentes II, 62: *Etruria* libris *Acheruntic*is pollicetur. Vgl. Müller Etrusk. II, 27); S. 186, daß des Rex sacrorum Amtswohnung die Regia gewesen sei (s. de diis Romanorum patriis L. II, c. 17. p. 101 flg.); S. 194, daß die Fratres Arvales die ambarvalischen Opfer abgehalten (s. unsere Abhandlung über diesen Gegenstand im Archiv für Philol. und Pädagog. Bd. V, H. 3, S. 413 flg.); S. 314, daß die Römer es nicht gemerkt hätten, wie sie bei falscher Anwendung des Schaltmonates alljährlich um einen Tag hinter der attischen Jahresrechnung zurückbleiben mußten u. s. w. — Auch Unklarheit und Mangel an Motivirung mag weniger gerügt werden. Dahin gehört der vergebliche Versuch, die Opposition des Augurs Navius gegen Tarquinius Priscus zu erklären (S. 228), die Begründung der doppelten Consulnzahl (S. 271); dahin die Zweifel, welche gegen die Identität der Gentes und Decurien, Niebuhr und Walter gegenüber, erhoben werden (S. 62, §. 38), die Bestimmung der Augurnzahl (S. 190. 201), so wie die Mühe, welche sich der Verf. giebt, die Bedeutsamkeit der Tribus rusticae im Gegensatz zu den urbanae zu erklären (S. 342 und wiederholt), ohne daß er doch je auf den eigentlichen einfachen Grund ihres Vorzugs käme, daß nämlich bei dem tributim vorgenommenen Abstimmen in den durch die faex Urbana und die Libertinen überfüllten städtischen Tribus die Stimme des Einzelnen viel leichter ins Gewicht fiel, als in den ländlichen, welche durch die entfernter ansässigen Bürger viel sparsamer beschickt wurden. Endlich müssen wir hierher die Erklärung von der wechselnden Zahl der Consulartribunen (S. 329) rechnen, über welche gegen Niebuhr's schlagende Ermittelungen nur verworrene Divinationen vorgetragen werden. Wie das umhertastende Gefühl sich auch hin und wieder durch den Ausdruck kund giebt, haben wir schon oben bemerkt. Daneben stoßen wir oft auf Lücken und mangelhafte Bestimmungen in bedeutenden Punkten der Verfassung. So werden die priesterlichen Functionen des Rex sacrorum nirgends angegeben. Es heißt nur, daß er der Würde nach der erste Priester (S. 184), der Nachfolger des Königs im Priesterthum gewesen (S. 216). Von der Stellung des wirklichen Königs zum Cultus erfahren wir aber ebenfalls nichts, als die vage Aeußerung (S. 170), daß er an der Spitze beider Anstalten (des Priesterthums und des Staates) als oberster Beamter und oberster Priester, ohne regelmäßige Theilnahme am Collegium Pontificum gestanden habe. Des Magistrates der Proprätoren wird mit keinem Worte gedacht, also auch nicht darauf aufmerksam gemacht, daß eine Regulirung ihrer amtlichen Verhältnisse durch den seit Sulla veränderten Ressort der Prätoren nothwendig geworden ist; vielmehr wird die Vermehrung der letzteren unter dem Dictator als durch die vermehrten Provinzen veranlaßt dargestellt. Noch unter ihm sollen sie die nicht-consularischen Provin-

Digitized by Google

zen verwaltet (S. 467) und doch nebenbei den Quaestt. perpetuis präsidirt haben (S. 469). Doch dies führt uns wiederum auf den Hauptmangel des Buches, der sich durch das Ganze hinerstreckt, die vielfachen Widersprüche mit der eignen Angabe und den angezogenen Beweisstellen. Dergleichen finden sich unter andern bei der Deutung der Argeer-Capellen (S. 59. 192). Ihre Beziehung auf die Curial-Sacra scheint uns allerdings begründet, und wir glauben, den Cultus derselben als einen Heroendienst der fingirten Curien-Eponymi nachgewiesen zu haben (De diis Romanorum patriis L. I, c. 24. p. 54 sqq.). Dafür scheint auch Varro (bei Dionys. II, 47) zu sprechen*), so wie die auch vom Verf. erwähnte Curia Titia und Faucia. Sich selbst im Wege steht er aber dabei, wenn er die Curienheiligthümer für Sacella der Juno Curitis oder Quiritis ganz ohne Autorität erklärt. Daß er ebenfalls ganz ohne Grund, und gegen das directe Zeugniß des Festus (Paul. Diacon. v. Curia p. 57. Lindem. und sichrer Fest. s. v. Novae Curiae p. 183) den Namen dieser Heiligthümer von der politischen Curieneintheilung trennt, wollen wir nur vorübergehend bemerken. Nach jenen Zeugnissen, und wie es die Natur der Sache mit sich bringt, waren sie in alter Zeit so gut wie in späterer Versammlungsort der Curialen, nur daß natürlich nachmals die politische Bedeutung schwand, und sie zu einem bloß religiösen Einigungspunkt herabsanken. Dafür spricht selbst ein Theil der localen Namen (s. oben Plut.). Von großem Belang würde aber für die Feststellung des Verhältnisses der Argeer zu den Curien die vom Verf. angezogene Stelle des Festus v. Novae Curiae sein. Die Emendation: Quae cum ex veteribus in novas evocarentur septem et XX, III curiarum per religionem evocari non potuerunt statt — in nov. evocarentur; septem cuciarum u. s. w. — ist wirklich geistreich, und die Annahme, daß alsdann neben den genannten alten Curien Foriensis, Raptae und *Veliensis* die *Velitia* durch Dissographie entstanden sei, würde sich durchaus gefällig machen. Ja diese Conjectur würde mit Bezug auf die bekannte Stelle des Varro (L. L. V, 45) als preiswürdig gelten müssen, und hier alles Dunkel aufhellen, läge ihr nicht wieder ein arges Versehen zu Grunde, welches nicht bloß mit dem wirklichen Thatbestand, sondern mit Hrn. Göttling's eigner Annahme oppositis frontibus stritte. Die drei (oder vier) Curien, nämlich For. Rapt. Vel. sollen im Capellenverzeichniß des Varro (a. a. O.) ausgelassen sein. Daher nennt er nicht dreißig, sondern siebenundzwanzig. Dies stimmt trefflich. Die drei aber sollen zwischen Palatin und Cölius gelegen haben. Daß dies falsch sei, zeigt gerade Tacitus (Annal. XII, 24), auf den sich Hr. Göttling für die Richtigkeit seiner Ansicht beruft. Wir können uns hier nicht auf weitere topographische Erörterungen einlassen. Aber es leidet keinen Zweifel, daß die Velienſis den Nordabhang des Palatiums nach dem Forum zu (die Velia) eingenommen habe, die Foriensis demnächst die angrenzende Tiefe, d. h. wirklich das Forum umfaßte (s. De diis R. patriis II, c. 16 u. 17, Ambrosch a. a. O. S. 127). Das würde aber für die Sache nicht hindern, wenn wir nur annehmen dürften, Varro habe diese Plätze ausgelassen. Aber unglücklicherweise sagt Varro (a. a. O. §. 54, S. 22 Müll.) überaus deutlich und mit Anführung der bekannten Documente und recht zur Bestätigung des eben von uns Gesagten bei der Regio Palatina: Huic (Palatio) Germalum et *Velias* coniunxerunt, quod in hac regione scriptum est: — — *Veliense* sexticeps in *Velia* apud aedem deûm Penatium. — Aber, was jedenfalls noch schlimmer ist, Hr. Göttling sagt selbst (S. 192): „daß die drei von Varro nicht genannten auf dem Capitol zu suchen sein, ist wohl keinem Zweifel unterworfen."

Nach so eclatanten Widersprüchen wird man es uns erlassen, andere bis in ihre Details nachzuweisen. Es gehört aber in dieselbe Kategorie, wenn S. 45 gesagt wird, daß die Altrömer mit Alba bis Ol. 71. U. c. 259 Connubium gehabt, und dann S. 223 die gänzliche Zerstörung Alba's unter Tullus Hostilius (also c. 90 a. U. c.) referirt, dabei aber jedes Connubium mit der zu römischen Plebejern gewordenen ehemaligen Bevölkerung der Stadt geläugnet wird. Aehnliches findet sich in Hinsicht auf die Multa im Bereich einer und derselben Seite (S. 303) in Bezug auf die III viri capitales und ihr Verhältniß zu den II viri und den plebejischen Aedilen (S. 364 u. 378); auf die lex Publilia (S. 310. 317. 369) auf die Wahl der Aerartribunen (S. 482 u. 475 z. E.).

(Fortsetzung folgt.)

*) Hier sollte man wohl statt τὰ μὲν ἀπ' ἀνδρῶν ληφθέντα ἡγεμόνων τάδε ἀπὸ πάντων nach Vergleichung des Plutarchischen ἀπὸ χωρίων (Romul. 20) ἀπὸ πάγων vermuthen, zumal wenn man die Curia Tifata bei Festus s. v. und die in Varro's Eintheilung (XIV, 45) noch so große Mannigfaltigkeit der römischen Hügelnamen berücksichtigt.

Klausen „Aeneas und die Penaten."

(Fortsetzung.)

Dies Urtheil gilt denn auch für die folgende Demonstration, in der man die Wahrheit der Hauptergebnisse zugeben muß, ohne überall den Gang des Beweises billigen oder auch nur ihm folgen zu können. Das ganze Werk hat überhaupt nicht das Ansehen eines klaren Gewebes, in welchem der Lauf der Fäden bei genauer Betrachtung sich verfolgen, die Anknüpfungspunkte sich deutlich erkennen und somit schon für die Haltbarkeit des Ganzen a priori Garantie leisten ließe; aber dennoch gebietet die compacte Masse der dicht zusammengefitzten Fäserchen eben durch ihre Ver-

Digitized by Google

schlingung und Verwirrung, an die Solidität der Forschung zu glauben. Die oben bezeichneten Resultate aber, wenn man sie aus der unendlichen Zerstreuung über 700 Seiten hin zusammentreibt, würden ungefähr so lauten:

Auch bei den Italern galt das Dasein von Dämonen, die in menschlicher Gestalt, so lange sie auf Erden weilten, zwischen Sterblichen und Unsterblichen vermittelten. Die Art der Vermittelung war wie bei jenen pelasgisch-hellenischen die Ceremonie. Die mit solcher Kunde begabten halbgöttlichen Wesen hießen bei den Präneſtinern Digiti (Digitii), genau dem Namen nach entsprechend den idäischen Daktylen. Bei den Römern heißen sie Indigetes, auch sie dem Jupiter nahe stehend, sogar als Emanenz des höchsten Gottes betrachtet, mit dem sie nach dem Tode wieder identificirt werden, das von ihren sterblichen Nachfolgern, den Pontifices, bewahrte und geübte Ceremonienformular die Indigitamenta. Aber nicht durch heildeutende Bewegung der Finger, mit der sich mündliche Beschwörung gesellt, verdienen sie den Namen und die Vergleichung mit den pelasgischen Dämonen. Sie wissen, wie jene das Metall zu bewältigen und geschmeidig zu machen zu menschlichem Gebrauch und zum Dienste der Götter, namentlich das Erz. Der in diesem waltende Indiges ist Aenea (Ahenea), der Erzgeist, dessen Gegenwart der scharfe Klang dieses Metalls verkündet. Die Vermittelung galt zwar zunächst bei Jupiter, aber auch bei allen den Vorrath spendenden Göttern des Venus und der Göttin des Herdes. Denn für sie wird die Erde mit Erz umwühlt und dem starren Boden der Jahresvorrath abgeschmeichelt. Aber auch Kraftübung jugendlicher Gesellen ist den Göttern eine erwünschte Ceremonie. Der Waffentanz der Salier, in welchem alle Götter angerufen werden, hat nur diesen Sinn. Ihr kräftiges Hin- und Herspringen wird durch die Worte antroare und redantroare ausgedrückt, die nach Wegfall der Präpositionen ein Stammverbum troare geben. Wie nun ohne Zweifel davon die altpatrizischen Equites den Namen trossuli führten, so wird in noch deutlicherer Analogie daher ein Adjectivum troïus gebildet. Ein Troïus campus gilt aber an mehrern Stellen Italiens für einen Ort zum Rossetummeln; Troia heißt das Turnier und Ringelrennen patrizischer, später senatorischer Jünglinge; zugleich ist dieser Name auch von symbolischem Werth für die religiöse Seite des Latinerbundes und bezeichnet die trächtige Sau, das für die Vorrathskammer, für den Venus recht eigentlich bestimmte Thier. Von dem Privat-Venus aber auf den des Staates übertragen, stellt sie mit dreißig Frischlingen umgeben das Verhältniß der dreißig Städte Latiums zu einander und zu der gemeinsamen Bundesstadt Lavinium dar. Was Wunder also, wenn man nach so vielen bedeutsamen Aehnlichkeiten die ausgebildete troische Sage mit Bereitwilligkeit erfaßte, daß man den heimischen Erzgott, den Indiges Ahenea, in der daktylischen Natur des Aeneas wiederfand. Zauberten doch beide durch die Macht der Ceremonie die Gunst der Himmlischen herab, beide auch durch Waffenübung und Rossetummeln. Wie konnte man zweifeln, daß jenes troische Feld von dem vielbesungenen Troja den Namen führte, daß das Spiel Troja selbst von dem Heros zum Andenken an die Heimath eingesetzt und benannt sei. Was konnte zu einer Zeit, als Rom sein Haupt über die griechischen Völker Italiens zu erheben, ja sogar den Gedanken einer Weltherrschaft zu verwirklichen begann, was konnte in dieser Zeit natürlicher erscheinen, als daß Aeneas, an dessen Namen griechische Sagen das Fortbestehen der alten Herrschaft Ilions knüpfte, die Unterpfänder des Reiches und die Penaten (in denen man früh die großen Götter von Samothrake wieder zu erkennen glaubte) nach Latium geflüchtet habe, daß Rom als neues Troja unter bessern Auspicien berufen sei, den Fall des alten durch seine gottgeliebten Vermittler wieder gut zu machen, vielleicht an den Feinden zu rächen. Gegen so einschmeichelnden Gewinn mochte man gern die Autochthonie des latinisch-pelasgischen Stammes in Italien fallen lassen. Gewann man doch ein älteres Geschlecht, das selbst den Hellenen durch Abstammung von ihren Göttern imponiren konnte. Daher der Wetteifer der patrizischen Gentes, den Namen ihres Ahnherrn und Eponymus unter troischen Helden wiederzufinden und ihre Stammbäume bis auf Aeneas Begleiter hinaufzuleiten. Nachdem so die Sage feste Wurzel in Latium geschlagen hatte, konnte sie sich auch durch einheimische Momente bereichern und an verwandten Begriffen weiter bilden, besonders wenn Namensähnlichkeit zu Hilfe kam. Daher denn schon Timäus die Sage von der weißen Sau anerkannte, die bei der Landung dem Helden mit dreißig Jungen entgegen kam, das verheißene Prodigium der neuen Städtegründung. Andere für die Charakteristik italischer Anschauungen wichtige Züge wögen bei dem Verf. selbst nachgelesen werden. Dies aber heben wir noch als wesentlich für unsern nächsten Zweck hervor, daß der Begriff der gottgefälligen Jugendlichkeit und Anmuth, der bei der griechischen Sage im Askanios seinen mythischen Träger findet, für Latium in dem Stammherrn des albanischen Geschlechts der Julier (Julus, der Ergötzende — der Helfende — juvilus) entsprechend hervortritt. Dieser wird daher, wiewohl der Name nicht zusagt, mit Askanios identificirt und muß sich in eine griechische Etymologie (Ἴουλος) schicken. Dies ist um so wichtiger für die festere Hineinbildung der fremden Elemente in die heimischen, als die Julier vor allem Venus als Göttin ihres Geschlechtes verehren, die sonst dem eigentlich römischen Cultus fremd, nun vollends das Verhältniß der griechischen Götter- und Heroenreihe herstellt.

Höchst auffallend aber ist es, daß der Verf. eine Com-

Digitized by Google

bination zu machen verſäumt hat, die ſich nach dem Bisherigen faſt von ſelbſt aufdrängte. Es betrifft den Anknüpfungspunkt, welchen der Name des Anchiſes und mit ihm auch ſein Mythus in dem Kreiſe römiſcher Religionsvorſtellungen finden mußte, wenn er ſich mit Leichtigkeit dort originaliſiren ſollte. Daß den Namen (oder einen ähnlich klingenden) ein italiſcher Ort geführt habe, bezeugt Dionyſios aus altrömiſchen Quellen (A. R. I, 73). Die Vermittlung aber, welche Klauſen ſucht (S. 1036) durch die Formen von angere — angor — anguis — Angerona — führt auf Begriffe, die nur mit der allergrößten Qual in die an dem Anchiſes haftenden griechiſchen Vorſtellungen ſich einzwängen laſſen, und auch etymologiſch konnte aus den obigen lateiniſchen Formen keine gebildet ſein, die dem griechiſchen Namen ſo nahe lag, daß eine Verwechſelung natürlich geweſen wäre. Offenbar aber haben die Römer bei der erſten Bekanntſchaft den Heroen Ancisa (ſpr. Ankisa) getauft (vgl. Antioco; ὄρχη — urceus; λόγχη — lancea), da ſie die Aſpiration durchgängig verſchmähten (Cic. orat. 48. §. 160. Quintil. I. 5, 20. I. 4, 17. Schneider L. Gr. Th. I. S. 199 ff.). Bei Ancisa aber konnten ſie nur an ein Participium von *ancidere* denken, und dies führt von ſelbſt auf die Ancilia. Daß die Etymologie, wie ſie Varro *) und nach ihm Feſtus **), Ovid ***), Servius †), Iſidor ††) giebt, der Sache nach durchaus ſtimmt, zeigt die Beſchreibung der Geſtalt bei Feſtus (a. a. O.), Dionyſ. (II, 70) und Plutarch (Numa 13). Sie waren nach innen wellenförmig ausgeſchnitten †††). Darum verwirft Plutarch mit Recht die gräciſirenden Ableitungen, wie ſie bereits Juba verſucht; und diejenige, welche ſich noch am meiſten einſchmeicheln könnte, von ἄγκυλος ergiebt ſich gradezu als falſch, theils wegen der Quantität des ῠ, theils weil die lateiniſchen Formen, welche mit den im Griechiſchen ἀγχ (ἐγχ) oder ἄγκ beginnenden parallel laufen (ἄγχε, ἄγχειν, ἀγκών, ἄγκος, ἔγχελυς) ſtets ang geben (*angiportus*, *angere*, angustus, anguilla) *). Hienach konnte dem ἄγκυλος nur entſprechen das, was ihm wirklich in der Sprache entſpricht — *angulus*, und dieſes Wort iſt nach der einmal im Lateiniſchen fixirten Bedeutung dem Begriff ancile in dem Maße fremd, daß Ovid (a. a. O.) ausdrücklich die Abweſenheit jedes *angulus* als ein Merkmal des Götterſchildes nennt, vielleicht nicht ohne die beiläufige Abſicht, Etymologieen dieſer Art abzuweiſen. Aber auch die Wortbedeutung von ancile entſpricht einem ancisum. Caelare und caedere iſt dem Begriff nach ſo nahe verwandt, daß man nach Feſtus (S. 17. Lind.) **) die vasa caelata ehemals ancaesa nannte. Endlich ſind auch ſogar die Stämme *cael.* und *caed.* etymologiſch identiſch. Nicht nur die häufige Vertauſchung von d und l (ſ. Schneider's Formenlehre S. 255) ſpricht dafür, ſondern Feſtus (a. a. O.) bezeugt es für dieſen Fall ausdrücklich ***). Aber mehr als dieſe Autorität gilt die ganz genaue Analogie von *incile* = incisum, einen Canal, überhaupt jeden Einſchnitt im Erdreich bezeichnend †). Cato hat (R. R. CLV) das Adjectivum incilis (fossas inciles), wovon incile eigentlich Neutrum. So iſt es klar, daß ſich incile zu incisum völlig ſo verhält, wie *ancile* zu *ancisum*, und daß in den Zeiten lebendiger und friſcher Wortbildung auch letzteres ſich für erſteres gebrauchen ließ, während ſich ſpäter für die verſchiedenen Begriffe auch verſchiedene Formen fixirten ††). Wenn wir daher auch nicht ſo weit gehen, die Form ancisa für die ältere zu halten, wie Gierig (z. a. O.) ancisia (nach Varro?), ſo wurde doch in alter Zeit die Identität der Wörter, welche noch ſpäte Dichter und Grammatiker anerkennen, ohne Zweifel klar empfunden, und ein etwaiger Dämon Ancisa ſtand zu dem heiligen ancisum in demſelben Verhältniß, als Klauſen's Ahenea oder Ahena zu dem ahenum.

(Fortſetzung folgt.)

---

*) L. L. VI. p. 78. Ancilia dicta ab *ancisu*, quod ea arma ab utraque parte ut Thraeum incisae.

**) S. v. Mamurii Veturii p. 96 L.: Ancile, id est scutum breve, quod ideo sic est appellatum, quia ex utroque latere erat recisum ut summum infimumque eius latus (ohne Zweifel zu leſen latius nach dem Cod. Monac.) medio pateret.

***) Fast. III. 377:

Idque *ancile* vocant, quod ab *omni parte recisum* est
Quaque notes oculis *angulus omnis abest*.

†) Ad Virg. Aen. VIII, 664. Ancile dicitur, quasi undique *circumcisum*.

††) Orig. XVIII. 12, 3. p. 569. Otto. Et ancile dictum ab ancisione, quod sit ab omni parte veluti *ancisum* et rotundum.

†††) Ἐκτομὴν ἔχει γραμμῆς ἑλικοειδοῦς. Alſo keineswegs kreisförmig rund. Plutarch ſagt: Κύκλος γὰρ οὐκ ἔστι, und darum gewiß nicht Bilder des Mondes, wie Göttling (Römiſche Staatsverf. S. 129) meint.

*) Anders iſt es mit den nicht urſprünglich gemeinſamen Formen, ſondern erſt durch die ſchon ausgebildeten griechiſchen in das Lateiniſche übergetragenen, wie ἄγκυρα — ancora und Ancisa ſelbſt.

**) Ancaesa dicta sunt ab antiquis vasa, quae *caelata* appellamus, quod *circumcaedendo* talia fiunt.

***) Ipsum quoque caelare verbum ab eadem causa est dictum, d littera cum l permutata.

†) Fest. s. v. p. 79. Lindem. Incilia. *Fossae*, quae in vite fiunt ad deducendam aquam, sive derivationes de rivo communi factae. Ulpian. Lib. XLIII. Pandect. Tit. XXI. *Incile* est locus depressus ad latus fluminis, ex eo dicitur, quod *incidatur*. *Inciditur* enim vel lapis vel terra, unde primum aqua ex flumine agi possit. Sed et *fossae* et *putei* hoc interdicto continentur. S. außerdem Appulej. Met. IX, p. 221. Cael. ap. Cic. ep. fam. VIII, 5, 3. de coni. Manut.

††) Es würde dafür der Umſtand ſprechen, daß d in den meiſten Fällen der Vertauſchung das ältere iſt. Ὀδυσσεύς — Ulixes — dacrima. Fest. s. v. Mar. Victor. p. 2470. *cadamitas*; *digua*; *sedda*.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Digitized by Google

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

21. Juni. № 147. 1841.

K. W. Göttling „Geschichte der römischen Staatsverfassung von Erbauung der Stadt bis zu C. Cäsar's Tod."

(Fortsetzung.)

Aber immerhin könnte man sagen, daß Einzelheiten dieser Art, wiewohl sie das Buch nicht empfehlen, und jedenfalls ihm den Anspruch auf Gründlichkeit rauben, nur als zerstreute Flecken an einem sonst wohlgegliederten gesunden Körper gelten könnten. Wenn nur nicht die Krankheit tiefer gedrungen wäre, und das Knochengerüst sammt dem Mark angefressen hätte! Als der eigentliche lebenspendende Kern der römischen Staatsentwicklung muß aber die Verfassung des Servius Tullius gelten. Alle Erscheinungen des spätern Staatslebens stehen zu ihr in näherer oder fernerer, fast überall nachweislicher Beziehung; es sind nothwendige Consequenzen des in ihr angeregten Gedankens, entweder durch freie Weiterbildung oder durch eine auf die Dauer ohnmächtig werdende Reaction. Ihre Zusammenhänge mit den Institutionen früherer Könige, ihre Umgestaltung in der stets demokratischer werdenden Republik werden daher den sichern Faden bilden, um den alle Erscheinungen der römischen Verfassungsgeschichte sich reihen müssen. Und gewiß mit Recht hat daher Hr. Göttling gerade auf sie sein vorzügliches Augenmerk gerichtet, den sie betreffenden Abschnitten die meiste Vorliebe und Sorgfalt zugewendet. Wenn nun gleich die widersprechenden Berichte der Alten zu fast eben so vielen unter sich kämpfenden Ansichten geführt haben, als der Autoren sind, welche darüber geschrieben haben, wenn hier also die Kritik ein weitschichtiges Hypothesengewirr zur Sichtung vorfindet, so dürfen wir doch von Hrn. Göttling, der schon seit Jahren speciell mit diesem Gegenstand sich beschäftigt hat, wesentliche Förderung desselben erwarten. Und in der That ist es als eine solche zu betrachten, daß der Verf. nach Wegräumung zweier am meisten Noth machenden Stellen (Liv. I, 40; Cic. Phil. II, 33) durch gefällige Conjectur, auf der einen Seite eine klare Darstellung von dem allmäligen Anwachsen des patrizischen Altvolkes und seines Exponenten, der Rittercenturien giebt, auf der andern von seiner Verbindung mit der Plebs durch Servius Tullius und seiner endlichen Verschmelzung und Auflösung in dieselbe in den späteren Zeiten der Republik. Um so bedauerlicher, daß auch hier sich an so vielen Punkten wesentliche Bedenken aufdrängen.

Zuvörderst sollen die in die patrizischen Rittercenturien eingeschriebenen Altbürger eigentlich als Heeresabtheilung eine militärische Geltung gehabt (S. 219); dieselben sollen aber auch eine politische Corporation gebildet haben (das. und S. 225). Dies wird namentlich gegen Niebuhr hervorgehoben. Nur durch die verschiedene Eintheilung soll der Unterschied dieser doppelten Bedeutung bezeichnet sein (S. 219); als Waffengattung zerfallen sie in (ursprünglich 10 Turmen) als Stand in Centurien. Hier fragt es sich nun, wie es möglich, daß die als militärische Vorgesetzte bezeichneten Centurionen je einer Centurie von einer bestimmten Stammestribus vorstehen können, da doch die alten Stämme in jeder einzelnen Turme vertreten waren, daher jede Centurie durch die Turmen hindurchgehen und das Commando des Centurio sich nothwendig mit dem des Turmenanführers kreuzen mußte. Viel bedeutender aber ist der Umstand, daß, wenn die Equites nur die berittene und bewaffnete Elite der Altbürger bildeten*), die älteren Mitglieder der Geschlechter, ja auch von den jüngern Alle die nicht mitstimmten, welche gerade keinen equus publicus hatten; ein Verhältniß, durch das sie in den Centuriatcomitien gegen die Plebejer eine fast unglaubliche Zurücksetzung erfahren hätten. Ein Repräsentativsystem anzunehmen, widerspricht überdies ganz dem Wesen antiker Institutionen, um wie viel mehr eine gemischte Versammlung, in der der bevorzugte Stand nur repräsentirt wäre, der geringere dagegen seine Souverainität durch persönliche Gegenwart behauptet hätte. Scheidet man dagegen zwischen den eigentlich dienstthuenden patrizischen Equites und einem Ritterstand, und nimmt mit Niebuhr an, daß die Berech-

*) S. 253: „Nur bis zu 46 Jahren." Dazu Anm. 4. Die Sache selbst ist unerwiesen und basirt nur auf solchen Zeugnissen, welche überhaupt auch sonst zwischen der Tribuseintheilung des alten Populus und der Reiterei nicht mehr zu unterscheiden wissen.

Digitized by Google

tigung der Patrizier zum Roßdienst ihnen in ihrer Stellung zu den Centurien der Plebs im Allgemeinen den Namen der Ritter verlieh, daß hier also der ganze altbürgerliche ordo equester erschien — völlig wie in späterer Zeit, als die Timokratie allein den Standesunterschied machte, der höchste Census als ordo equester stimmte, wohl von den equo merentes unterschieden (S. 371 u. 72) — so gewinnen auch Hrn. Göttling's Bestimmungen einen Zusammenhang, gegen den sich nichts Wesentliches wird einwenden lassen.

Dagegen ist für die Evidenz der ganzen Zusammenstellung der Versuch äußerst störend, den gesonderten Census der Equites in der neuen Centurienverfassung wegzudemonstriren und zu erweisen, daß sie mit der ersten, nach wie vor zu 100,000 Aß censirten Classe identisch gewesen seien. Vielmehr leidet die ganze Demonstration an allen den Halbheiten, falschen Citationen und Widersprüchen, denen wir schon so oft in dem Buche begegnet sind. Jedes Wort fordert zur Widerlegung heraus. „Ein Census der Ritter (S. 372) bestand nicht als verschieden von der ersten Classe; im Gegentheil ist noch aus dem Jahre 573 nachzuweisen, daß hunderttausend Aß nach wie vor den Census der ersten Classe bildeten, und zugleich die Fähigkeit oder Verpflichtung gaben, als Ritter zu dienen; denn dem Aebutius, welchem durch ein S. C. hunderttausend Aß verehrt worden waren, wurde ausdrücklich noch als Zugabe das Privilegium gegeben, daß der Censor ihm nicht ein Ritterpferd assigniren sollte, ein sichrer Beweis, daß dem Censor dies freistand bei andern dieses Census." — Aber sagt denn Livius (XXXIX, 19), daß Aebutius vorher nichts gehabt habe, daß also das Geschenk aus der Staatskasse sein ganzer Census gewesen? Nein, vielmehr wissen wir ausdrücklich (Cap. 11), daß sein Vater bereits ein Ritterpferd gehabt, und wenn der Stiefvater des jungen Mannes auch als Vormund schlecht mit dem Gelde des Mündels gewirthschaftet hatte, so haben wir doch keinen Grund anzunehmen, daß er Alles durchgebracht habe. Vielmehr werden wir höchstens zu dem Schluß berechtigt, daß nach Einsetzung des Aebutius in das väterliche Erbe der Senat den geschmälerten Census vervollständigen wollte, gerade wie der jüngere Plinius (Briefe I, 19) seinem Freunde zu demselben Zweck 300,000 HS verehrte. — Es wird ferner dazu aufgefordert, Livius V, 7 zu vergleichen, „wo der census equester auch nichts Andres ist." — Aber gerade in dieser Stelle wird der *ordo pedester* dem equester streng entgegengesetzt, und von letzterm gesagt, daß Alle, die in seinen Census gehören und keinen equus publicus erhalten, sich auf eigne Kosten ein Streitroß geschafft hätten. Wer kann da, wenn er (Liv. I, 43) die Worte der Servianischen Verfassung vergleicht: Ita, *pedestri exercitu* ornato distributoque, equitum — scripsit centurias, zweifeln, daß pedester ordo an unsrer Stelle, wie dort der pedester exercitus die Classen, der equester ordo was darüber war, bedeutet? Denn abgesehen von der Consequenz des Sprachgebrauchs: Wenn die Mitglieder der ersten Classe gleich den equites waren, diese jetzt aber alle zu Pferde dienten, so wäre ja eine ganze Waffengattung, der Kern der Infanterie, welcher die erste Classe darstellte, ausgeschieden; allerdings bei einem Belagerungskrieg der unzweckmäßigste Diensteifer. Aber Hr. Göttling fährt fort: „Das Voconische Gesetz, ziemlich in diese Zeit fallend, gedachte noch der 100,000 Aß als höchsten Census." Dazu wird Gajus II, 274 citirt. Gajus aber sagt nichts als dies: Mulier — ab eo, qui centum milia aeris census est, per legem Voconiam heres institui non potest. Daß diese centum milia der höchste Census gewesen, sagt er mit keinem Worte; ja wenn man aus Gellius (VII, 13) einen Schluß ziehen darf, so bestand zur Zeit des angeführten Gesetzes der Census der ersten Classe sogar aus 125,000 Aß. Daß darüber nicht noch ein Rittercensus bestanden habe, wird auch hier nicht behauptet; eben so wenig in den nicht angeführten aber hieher gehörigen Stellen Cic. Verr. Act. II, 1, c. 41 und Ascon. ad e. l. — In der Anmerkung sagt sodann Hr. Göttling: „Niebuhr III, S. 382 kann seine Ansicht von einem ritterlichen Census von einer Million Assen bloß mit der Stelle des Livius XXIV, 11 unterstützen, die aber von keinem „Rittercensus" spricht." Allerdings wäre diese Stütze, wenn sie Niebuhr's einzige wäre, schwach. Aber der Historiker beruft sich ja schon viel früher (Th. I, S. 452 der 2. Aufl.) auf die allbekannten Verse des Horatius (Epist. I, 1, 57 flg.): Si *quadringentis* sex septem milia desunt — *plebs* eris, die das wenigstens erweist, daß seit Roscius Zeit, und der lex theatralis (also seit 687 a. U. c.) nur der Census von einer Million Aß den Eques von der Plebs (auch bei dem Dichter pedites) schied. Von dem dauernden Bestehen des Roscischen Gesetzes und des genannten Census von einer Million, zeugen ohne alle Widerrede die längst von Andern angeführten Stellen Cic. Phil. II, 18. Dio Cass. XXXVI, 25. Plin. ep. I, 19. Juvenal. Sat. XIV, 324. V, 132. I, 106. Martial. V, 6. Diesen Census setzte auch Octavian bei den Senatoren voraus, ehe er für die Familien derselben einen eignen ordo senatorius mit höherer Schatzung bestimmte, und ergänzte ihn bei unverschuldet Verarmten (Dio Cass. LIV, 17). Daß vor Roscius schon jene Summe bestanden habe, will Niebuhr gar nicht behaupten, vielmehr beruft er sich auf die von Hrn. Göttling angeführte Stelle in ganz entgegengesetztem Sinne; nur einen höheren Census verlangt er für die Equites, als für die erste Classe der Gemeinen. Aber ein noch wunderlicheres Mißverständniß bringt in derselben Note Hrn. Göttling in Harnisch gegen Niebuhr. „Im Voconischen Gesetz „„eine figürliche Redensart"" zu finden, statt prima classis" — Niebuhr III, S. 403 — „will mir

Digitized by Google

schwer ein. Die Sprache der römischen Gesetze ist klar und bestimmt, niemals figürlich." — Zuerst fällt es nun auf, Hrn. Göttling gegen sich selbst argumentiren zu sehen; denn wäre wirklich in der lex Voconia mit dem Census von 100,000 die erste Classe bezeichnet, so wäre ja ohne weiteres Gellius' Angabe beseitigt, daß die erste Classe damals zu 125,000 censirt sei. Der ferneren Annahme Hrn. Göttling's erwüchse daraus aber auch kein Nachtheil, wenn man nur die Identität der ersten Classe mit den Equites zugiebt. Was nun aber die Anklage gegen Niebuhr betrifft, der in dem Voconischen Gesetz eine figürliche Redensart finden soll, so sagt der Geschichtsschreiber Roms Th. III, S. 401 a. E. „selbst der figürliche Ausdruck, zur fünften Classe gehören, für einen, der den Ausgezeichneten seiner Art weit nachsteht, aber doch etwas ist [Cicero Lucull. (Acad. Pr. II) 23 (73)]: — — scheint auf die Fortdauer der alten Ordnung (der Classeneintheilung) hinzudeuten." Und in Beziehung hierauf an der von Hrn. Göttling citirten Stelle (S. 403): die fortdauernde Einschreibung der Bürger in Classen nach der alten Norm, oder wenigstens ihre Berücksichtigung bei Gesetzen und Sitten — eine figürliche Redensart kann die Sache um manches Jahrhundert überleben — hat zu Rom so wenig Befremdendes" u. s. w. So liest Hr. Göttling Männer, welche er zu bestreiten unternimmt, und selbst bei denjenigen Untersuchungen, welchen er selbst das meiste Interesse widmet.

(Schluß folgt.)

Klausen „Aeneas und die Penaten."

(Fortsetzung.)

Nun waltete aber bei jeder menschlichen Thätigkeit nach altlatinischem Glauben ein vermittelnder Dämon (deus medioximus)*). Die Namen Subigus, Prema, Pertunda, Rumina, Cunina, die den Hohn der Kirchenväter auf sich ziehen**), und die sich für die gemeinsten Handlungen (selbst für das Miststreuen)***) in Unzahl vorfinden, berechtigen uns vollkommen, für die wichtige Ceremonie des Schild- und Waffentanzes der Salier einen Ceremonialgeist anzunehmen, der den heiligen Ritus dem Vater Mars oder Quirinus genehm machte. Wenn von ihm geleitet die ehernen Schilde und Lanzen aneinander klangen †), so schwang sich daraus der tönende Erzdämon Ahenea hervor††), der billig des Ancisa Sohn heißen durfte. Nun stimmen aber alle übrigen Verhältnisse auf das Ueberraschendste. Die Ancilien wurden als Unterpfand des Weltreichs neben dem Palladium überall genannt und anerkannt*). Im Sacrarium des Mars (nicht Tempel; s. Ambrosch Studien und Andeutungen S. 8. Anm. 32), in der Regia neben dem Vestatempel**) wurden sie bewahrt. Gewandte Männer führten den Tanz auf, ein den Gott erfreuendes Bild des Krieges, angethan mit dem ritterlichen Schmuck der Trabea***). Sie waren ein Geschenk der Götter, vom Himmel gesandt, gleich dem Palladium (im Gloss. vet. bei Geßner s. v. wird ancile geradezu durch *Διόπετες* wiedergegeben), dem frommen, gottgefälligen König die ewige Dauer des Reichs verheißend. Wenn sie dem Sinne der Formel gemäß von geweihten Händen berührt wurden, so erinnerten sie den Gott an sein Versprechen. Der Feldherr selbst, wenn er die Auspicien empfangen, schlug sie aneinander und rief: Mars, wache! (Serv. ad Aen. VIII. 3.) Aber auch in ihnen selbst war der Geist rege; bei drohender Gefahr bewegten sie sich von selbst†), und ihr warnender Klang forderte dazu auf, die Hilfe der Götter anzusprechen, oder den Zorn der Vernachlässigten durch Procuration zu sühnen. So auch war dem gottgeliebten Geschlecht des Anchises durch sichtbare Zeichen die ewige Herrschaft und Gunst der Unsterblichen verbürgt. Nicht nur das Palladium, auch ein heiliges Schild hätte Aeneas aus Götterhänden empfangen, ein Schild weiht er den samothrakischen Göttern, die fast allgemein für die troischen (und nachmals für die römischen) Penaten gehalten wurden. Diese selbst aber wurden auf der thrakischen Insel von dem Priesterstamm der Saïer ebenfalls durch Waffentanz und Schildschwenken verehrt††), das man der römischen Ceremonie so ähnlich fand, daß diese von der thrakischen abgeleitet wurde. Varro selbst (a. a. O.) findet die größte Aehnlichkeit zwischen den Ancilien und der thrakischen Tartsche, Dionysius (a. a. O.) nennt sie thrakisch, und als Aeneas' Ankunft in Latium durch die Sage feststand, mußte er durch seinen Begleiter Saon (auch hier kettet wieder Namensähnlichkeit die verwandten Begriffe inniger) die Ceremonie der Salier auf die Römer vererbt haben †††). Andere lassen die samothrakischen Saïer schon durch Dardanos nach

---

*) S. Klausen de carm. Fratr. Arval. p. 59 seqq.
**) Augustin. C. D. VI, 9. Arnob. IV. p. 131.
***) Sterculius oder Stercutius. Plin. XVII, 9. Lactant. I, 20.
†) *Τὸν ἐν ταῖς ἀσπίσιν ἀποτελούμενον ὑπὸ τῶν ἐγχειριδίων ψόφον.* Dionys. a. a. O. Plut. a. a. O.
††) Klausen Aeneas S. 1000.

) S. den Interpr. zu Virg. Aeneid. VII, 188. Serv. daſ. VIII, 664. Ein Schild des Diomedes zu Argos galt daſelbſt als Palladium. Klausen S. 1200. Anm. 2459. So in Salamis der Schild des Ajas. Daſ. S. 1202. Anm. 2465.*
**) S. die Abhandlung De diis Rom. patriis. L. II, c. 8. p. 77.
***) Dion. Hal. II, 70. Vgl. Virg. Aen. VII, 188.
†) Jul. obseq. CIV. Liv. Epitom. LXVIII. Dio Cass. XLIV, 17, häufiger noch bewegen sich die heiligen Lanzen. S. Ambrosch a. a. O. Anm. 33.
††) Die Belege bei Klausen S. 337.
†††) Critolaus bei Festus v. Salios p. 225. Lind.

Digitized by Google

Troja führen *). Die spätesten Zeugnisse sind ohne Zweifel die, welche dem Stifter dieses Cultus den bereits für Rom präformirten Namen Salius leihen und ihn aus Arkadien kommen lassen **). Alle die Genannten aber stimmen darin überein, daß Aeneas es war, der das Ancile und die Salier in Italien heimisch machte. Das deutet auch Virgil an ***), und wenn daher Niebuhr (R. G. Th. I, S. 337) für die Salier einen früheren Ursprung als Numa's Einsetzung geltend macht †), so hat er unbedingt in dem Sinne Recht, daß sie kein speciell römisches Institut waren, welches auf ihn, als den Repräsentanten aller religiösen Satzung der Doppelstadt, hätte zurückgeführt werden müssen. Ohne Zweifel waren auch sie lateinisch, so gut als Alles, was in ihren Kreis gehört ††). Wenn nun aber die Sagen der Griechen meldeten, daß Aeneas mit den Penaten und dem wahren Palladium auch den Vater Anchisa aus Troja's Brand geflüchtet, den gottgefälligen, ritterlichen, der durch die Ceremonie des Waffendienstes der Götter Gunst seinem Geschlecht erhält, wie konnte bei dem fast genauen Zusammentreffen der Namen noch ein Zweifel bleiben, daß er derselbe sei, der nachmals, von sterblicher Hülle entkleidet, als Indiges und Waffengeist bei den heiligen Erzen der Salier dasselbe Amt verwaltet, das er im Leben geübt, die Ceremonie leitend, vor Unheil warnend, das ewige Leben seines Geschlechtes verbürgend. Erschienen doch seine Diener, die Salier, dem Dionysius noch als Abbild der Cureten, jener gottesdienstlichen Waffendämonen, die im Grunde kein anderes Amt beim Zeus verwalten †††), als Anchises bei den Unsterblichen überhaupt *). So kam Anchises *mit* Aeneas nach Latium **), und selbst einheimische Schriftsteller konnten Städte, nach dem heimathlichen Gott geheißen, auf den troischen Heros zurückführen ***). Die neue überraschende Namensähnlichkeit mit den anhaftenden ähnlichen Begriffen eröffnete ein neues Thor, auf daß der ganze troisch-griechische Sagenkreis nun erst recht bequem in Rom einziehen könnte, und bald von allen Organen und Gliedern der lateinischen Satzung eingesogen, diese zu gänzlich neuer Gestalt umwandelte. Wenn man nun auch später bei den überwiegenden sicilischen Sagen, und vorzugsweise den Segestanern zu Liebe Anchises' persönliche Anwesenheit für Italien aufgab, so sind doch Rückblicke und Beziehungen auf das eigentliche Verhältniß selbst bei Virgil unverkennbar. So lange der Greis lebt, gilt stets seine Entscheidung als Interpretation des Götterwillens, und später umschwebt wenigstens sein Geist den Sohn, rathend und warnend bei naher Gefahr *), und empfängt als schmeichelnder Genius die Todesspende **). Selbst die Nachricht, daß Aeneas durch den befreundeten Saios das Ancile nach Rom geflüchtet, erhält erst so ihr gehöriges Licht, und gewiß hat sich nicht ohne ein dunkles, aber richtiges Gefühl uralter Beziehungen das Gerücht verbreitet, daß in Cäsar's Haus, damals dem pontificischen (Dio Cass. XLIV, 17), in der Nacht vor seiner Ermordung die heiligen Schilde unheilkündend laut getönt hätten. Es regte sich der Geist des Ahnen, der niemals sein altes Amt der Warnung bedeutungsvoller üben konnte. Denn der letzte wirkliche Julier und Sproß der Venus sollte vom Leben scheiden; *er*, der dem ersten gleich zwischen Menschen und Göttern, aber als Pontifex für die römische Welt vermittelte, der die Regia durch die That wieder zur Regia gemacht, der den Gedanken der Aeneadischen Weltherrschaft zuerst verwirklicht hatte.

Es darf nicht erst erinnert werden, daß die vorstehende Erörterung keine absolute Geltung für sich in Anspruch nimmt. Sie soll nur ein Versuch sein, in Klausen's Sinn und auf dessen Grundlagen einen vernachlässigten Theil des Werkes andeutungsweise zu rectificiren und weiter aufzubauen. Sie soll die von Nitzsch mit Recht geforderte Anerkennung ausdrücken, daß in diesem Felde der Alterthumskunde sich fortan kein Schritt vorwärts thun lasse ohne Bezugnahme auf Klausen's Forschungen. Aber wir müssen noch einen Blick auf diese selbst werfen, um den bestimmten Gang der Aeneassage, namentlich in der Virgilischen Ausbildung oder vielmehr Redaction, hinlänglich motivirt zu sehen. Denn nach dem Bisherigen konnte noch ganz Latium die Mitbürgerschaft des Aeneas fordern, war daher ein Punkt der Küste nicht weniger berechtigt, als der andere, die Landung der Fremdlinge für sich anzusprechen. Ja in den ältesten Sagen kommt Aeneas wirklich unmittelbar nach Rom. —

(Schluß folgt.)

*) Servius ad Virg. Aen. II, 325.
**) Plut. a. a. O. Serv. ad Virg. Aen. VIII, 285. 663.
***) Virg. Aen. VII, 188.
†) Was Göttling läugnet a. a. O. S. 192.
††) Salier zu Tibur und Tusculum. Serv. ad Virg. Aen. VIII, 285. Orell. ad n. 2249. Zu Alba Longa Orell. n. 2247. 2248. S. Ambrosch a. a. O. S. 75. Anm. 159.
†††) Klausen, Aeneas. Th. I. S. 7. Anm. 5. 8.
*) Das. S. 34 z. A.
**) Cato bei Serv. Aen. I, 267; bei demselben ebendas. III, 710. I, 574. IV, 427. Bei Hygin. f. 260. Dionys. A. R. I, 64.
***) Dionys. I, 73. Es versteht sich von selbst, daß damit der an sich wahrscheinlichen Conjectur Klausen's (S. 1041), wonach *Angilia* (am fuciner See) unter dem nach Anchises genannten Ort zu verstehen sei, kein Abbruch geschehe.

*) Virg. Aen. II, 701. III, 9. 58. 102. 144. 525. 539. IV, 351. V, 723. VII, 123. S. Klausen. S. 1019. Anmerk. 2030. Bei Ennius ist Anchises mit göttlicher Kunde der Zukunft begabt. S. Enn. ap. Schol. Ver. ad Virg. Aen. II, 687. ap. Prob. ad Virg. Ecl. VI, 31. Vgl. Serv. ad Virg. Aen. V. 47. Klausen. S. 1019. Anm. 2027.
**) Virg. Aen. V, 95. Vgl. VII, 133 ff.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Digitized by Google

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

22. Juni. № 148. 1841.

K. W. Göttling „Geschichte der römischen Staatsverfassung von Erbauung der Stadt bis zu C. Cäsar's Tod."

(Schluß.)

Durch das ferner angeführte Zeugniß des Polybius (VI, 23) erhellt eben so wenig für Hrn. Göttling's Meinung. Denn dort wird nur gesagt, daß die Fußsoldaten, welche über 100,000 censirt sein, Schuppenpanzer getragen haben. Aus Cap. 21 aber geht sogar durch Vergleich mit dieser Stelle hervor, daß die Ritter einen höheren Census gehabt haben müssen als jene, da sie vom Censor nach Maßgabe des Vermögens ausgewählt wurden: πλουτίνδην αὐτῶν γεγενημένης ὑπὸ τοῦ τιμητοῦ τῆς ἐκλογῆς. — Endlich soll aus der lex Thoria die Ansicht begründet werden. Das Genauere darüber folgt S. 438. Hr. Göttling ist nämlich der Meinung, daß die lex judiciaria des jüngeren Gracchus den Rittern nur das Uebergewicht im Album judicum gegeben. Es sei aber wahrscheinlich im Gesetz des Gracchus die erste Classe genannt. „Wenigstens in dem Fragmente der Lex Thoria — wird allein die Rede von 50 ausgewählten Richtern der ersten Classe sein können, gerade wie in der lex Servilia." Aber wenn sich überhaupt aus dem sehr lückenhaften Passus dieses Gesetzes*) etwas schließen läßt, so können wir darin nur eine Bestimmung erkennen, nach welcher aus funfzig Männern vom ersten Census (gewählten oder erlosten?) der Prätor 11 ernennen und von diesen die (kleinere) Hälfte durch das Loos zu Recuperatoren bestellen sollte. Also von Richtern im strengen Sinne ist gar nicht die Rede**); noch weniger ist aber Hrn. Göttling's Zusatz zu verstehen: „gerade wie in der lex Servilia;" denn in dieser wird weder die erste Classe, noch werden funfzig auserwählte Richter erwähnt.

Somit wären denn die Stellen, in denen der Centuriae equitum in der neueren Centuriatverfassung gedacht wird, keineswegs so leichten Kaufes beseitigt, noch könnte namentlich Livius XLIII, 16*) so ohne weiteres (S. 385) als eine solche angeführt werden, wo die Ritter statt der ersten Classe genannt würden. Aber selbst bei der vorliegenden Stelle muß Hr. Göttling sich wiederum (S. 390) zu der Annahme bequemen, daß bloß die *Juniores* der ersten Classe Equites geheißen. Ja Hr. Göttling hat bereits S. 257, Anm. 5 eine der hiesigen contradictorisch entgegengesetzte Ansicht über diese Stelle geäußert, wonach die 12 Tarquinischen Rittercenturien bei Livius gemeint sein sollen; eine Ansicht, die er nachmals (S. 506) wiederholt. Man weiß nicht, was man zu so unverdeckten Widersprüchen und zu dem zweimaligen Zurücknehmen der einfachen Interpretation einer Stelle in einem und demselben Buche sagen soll, und wir würden es wahrlich mit einem allgemeinen Condemno zur Seite schieben, wenn nicht Hrn. Göttling's Name uns zu verweilen geböte. In jener Stelle konnte der Doppelsinn des aliae die verschiedene und widersprechende Interpretation wo nicht entschuldigen, doch erklären. Unglaublich dagegen klingt es, wenn in derselben Sache zum beiläufigen Beweis, daß mit den Rittern auch die Senatoren gestimmt, Cicero de republ. IV, 2 citirt, und diesmal ausgeschrieben wird; aber nur in den Worten: equitatus in quo suffragia sunt etiam senatus. Abgesehen aber von der streitigen Interpunction, in deren Bestimmung wir Hrn. Göttling folgen wollen, heißt die ganze Stelle so: Quam commode ordines descripti, aetates, *classes*, *equitatus*, in quo suffragia sunt etiam senatus. — Kann man eine Stelle finden, die klarer von dem Unterschiede des equitatus und der classes

*) Die Stelle lautet bei Sigonius (S. 147 s. f.) mit dessen Ergänzungen CIVIBUS. L. QUEI. CLASSIS. PRIMÆ. SIENT. XI. DATO. INDE. ALTERNOS. DUCITO..... (decretum) IUDICIUMVE. FACTUM. NON. SIET. SEI MAIOR. PARS. EORUM. RECUPERATORUM. (non consenserit).

**) Daß sie nicht aus den Judices des Album entnommen wurden, s. bei Zimmern Gesch. des röm. Privatr. Th. III, S. 48, Anm. 9. Auch erhellt es schon aus der Entstehung dieser Gerichte.

*) Et quum ex duodecim centuriis equitum octo censorem (Claudium) condemnassent, multaeque aliae primae classis. — Nach Herrn Göttling soll hier ex duodecim centuriis nicht von den zwölf Rittercenturien (des Tarquinius), sondern überhaupt von zwölf Rittercenturien (ohne Artikel) übersetzt werden, so daß unter den aliae der ersten Classe wiederum Rittercenturien gemeint sein.

Digitized by Google

zeugt, und kann man Hrn. Göttling begreifen, der diesmal nicht nach Hörensagen citirt, sondern die Stelle gerade so weit ausschreibt, als sie für ihn paßt, die widersprechende Hälfte aber zurückläßt? — — Danach ist es denn ein Kleines, daß auch ein Zeuge wie Aurelius Victor herangerufen wird, ebenfalls zu den Textesworten: „In derselben Abtheilung gaben auch die Senatoren ihre Stimme ab," und daß selbst dieser Sarder, wenn wir ihn auf's Gewissen fragen (de viris ill. c. 57) nichts zu antworten hat, als: „**et cum duae classes condemnassent.**" Wir müssen annehmen, das Citat habe sich in eine falsche Note verirrt und solle zur Ergänzung der Livianischen Stelle dienen, da sie von demselben Volksgerichte spricht, und eigentlich nur eine Abbreviatur von Livius zu sein scheint. Wie aber können auch so die *duae classes* beweisen sollen, daß die Equites und die prima classis nur eine Classe gewesen sein? Nein, wenn überhaupt auf die Worte dieses schlechtesten aller römischen Scribenten etwas zu geben ist, so kann man nur dies daraus folgern, daß er die Equites und die prima classis, die er in seiner Quelle, ob Livius oder wer sonst, vorfand, für das, was sie waren, d. h. für zwei verschiedene Abtheilungen des römischen Volkes in den Comitien hielt, die er denn freilich, da er das Wort classis in seiner politisch-prägnanten Bedeutung schwerlich mehr kannte, grob genug als duae classes bezeichnet.

Wie bereit wir also sonst Hrn. Göttling's Ausführung von Pantagathus' Ansicht beitreten: die Modification in Bezug auf die Rittercenturien wäre in der hier vorgeschlagenen Weise durchaus unthunlich, und der einzige Einwand gegen das gesonderte Abstimmen der Ritter, welcher auch noch im ersten Anhang (S. 500 ff.) geltend gemacht wird, die Nichterwähnung derselben bei Cicero (Phil. II, 33) ist ohne Belang, da wir von der Ordnung der Stimmabgabe nicht unterrichtet sind. Vielleicht könnte selbst bei den vorliegenden dürftigen Zeugnissen und bei dem schlechten Einklang derselben dennoch eine Vermittlung gefunden werden, wenn man nur nicht die Umänderung in die neue Form als plötzlich und auf einmal vorgegangen sich denken, die Wahlcomitien und das Volksgericht unterscheiden, und zuletzt eine Einordnung der Ritter in die Tribuscenturien der ersten Classe statuiren wollte, ohne dadurch irgend ihre Identität zuzugeben.

Der Rückblick aber auf unsere Ausstellungen lehrt, daß Hr. Göttling selbst in denjenigen Theilen des Buches, die er als die wesentlichsten anerkennt, das historische Material keineswegs mit Sicherheit ermittelt und in seinem Zusammenhange überblickt, geschweige denn zu einem organischen Ganzen verarbeitet hat. Man sieht dem Buche die Art seiner Entstehung deutlich genug an; nicht ein zusammenhängendes Studium der Quellen auf den einen Zweck hin hat es allmälig zur Vollendung reifen lassen, sondern erst, nachdem einzelne Theile monographisch bearbeitet waren, scheint der Gedanke erwacht zu sein, sie zu einer Verfassungsgeschichte zusammenzusetzen. Die Lücken sind dann mit eilfertig aufgerafften Notizen verstopft, und selbst die Hauptmassen, zu verschiedenen Zeiten entstanden, sind nicht durch sorgfältige Nacharbeit in Uebereinstimmung mit einander gebracht. Der Verf. hat sich nicht über das fertig daliegende Werk erhoben, und es, wie der Maler sein Bild im Spiegel, als ein Objectives mit klarem kritischen Blick betrachtet. Sonst müßten ihm die unerhörten Widersprüche selbst Aergerniß und Zweifel erregt, und diese ihn zur gänzlichen Umarbeitung geführt haben. Ob wir als Gründe dieser Befangenheit hier die Entstehungsart, oben die leitenden Principien richtig angegeben haben, mag die Vergleichung der gerügten Schwächen, deren Register wir leicht um das Doppelte vermehren könnten, am besten lehren. Das aber steht fest, daß eben die sichere Darlegung der Facta die unabweisliche Grundbedingung aller Geschichtschreibung ist. Denn wenn hier, wo ein gesunder Sinn und beharrlicher Fleiß es schon zu achtungswerthen Resultaten bringen kann, durch Schuld des schreibenden Subjects Oberflächlichkeit und Verwirrung herrscht, hat man nicht nur das Recht, vollends Mißtrauen gegen das freie Raisonnement zu hegen, welches sich ja von vornherein als der Tummelplatz der Subjectivität ankündigt: sondern, da die dialektische Entwicklung der Idee in der Weltgeschichte an den Factis und durch dieselben vor sich geht, so ist die wahrhaftige Darstellung dieses Fortschrittes bei verfälschten Thatsachen schlechthin unmöglich. Dies objective Raisonnement, welches die Ereignisse selbst führen, kann durch keine über dieselben hinergossene Reflexion ersetzt werden. Wir sagen nicht, daß Hr. Göttling letztere zu häufig übe. Um so nackter tritt die Baufälligkeit der schlecht gefügten Thatsachen hervor. Aber wenn die Reflexion eintritt, so soll sie den Bau in die rechte Ordnung zusammenrücken, die er nicht von selbst hat, Ueberblicke verschaffen, die er nicht von selbst bietet. So erscheint sie dem Gegenstand gegenüber als ein Anderes, fast ihm Fremdes, nicht selten sogar Widersprechendes. So, wenn Hr. Göttling die Reaction läugnet, durch die nach dem Sturz der Könige die altstädtischen Junker noch einmal der Plebs die Freiheit aus den Händen rangen, freilich aber eben dadurch dieser den Werth des geraubten Kleinods zu klarerem Bewußtsein brachten und somit selbst jene Reform beschleunigten, deren besonnener, sicherer Gang die ganze Verfassungsgeschichte der Republik bis zu dem Bundesgenossenkriege charakterisirt. Dieser Fortschritt nach der Reaction hat Niebuhr's Begeisterung für den kernhaften Sinn der würdigen Volksgemeinde entflammt, und diese Begeisterung für die gerechte Sache hat seiner Geschichte Roms eben den consequent erhabenen Charakter aufgedrückt, dessen imposanten Eindruck sich Niemand

Digitized by Google

entziehen kann. Hr. Göttling, der die Reaction läugnet, und ein continuirliches Vorwärtsschreiten der plebejischen Freiheit behauptet, kann doch Facta nicht verschweigen, welche im grellsten Contrast mit seiner Ansicht stehen. Denn wie laut schreien gegen die scheinbaren Befreier Roms Thatsachen, wie die S. 283 erzählten: „Die alte Schuldknechtschaft, welche König S. Tullius aufgehoben hatte, trat wieder ein, weil, nach Verlust ihres Grundes und Bodens, die wenigsten Plebejer unter andern Bedingungen von den reichen Patriziern geborgt bekamen, als unter ungesetzmäßiger Verpfändung ihrer Freiheit. Eine Masse von Plebejern dienten als nexi oder addicti in den Zwanghäusern der Patrizier, theils mit Ketten an den Füßen (compedes), theils mit Halsbändern (nervi), theils mit Metallmassen belastet, um nicht entweichen zu können, ohne Unterlaß unter Peitschenhieben zur Arbeit angetrieben." Wer so am Rechte der Menschheit und der Mitbürger freveln konnte, der konnte auch das Palladium der Verfassung selbst antasten, und wenn wir auch Niebuhr's Nachweise in Einzelheiten verwerfen müßten, so dürfte es doch selbst nach dieser einen Anführung den Verf. nicht bedünken, als thue die ganze Ansicht „der politischen Einsicht und Kraft der Plebejer großes Unrecht, indem sie gemäß derselben immer nur als solche Männer erscheinen, welche die von der Güte des Königs ihnen geschenkten Freiheiten erst sich durch die Patrizier wieder entwinden lassen, dann mit großer Anstrengung sie wieder erobern, nachdem sie zu spät erkannt, was ihnen genommen worden" (S. 265). Daß dem doch so ist, lehren jene Facta. Aber die Schule der Noth macht den Plebejern keine Schande, sowie Niemanden, der darin lernt, wie sie lernten.

Trotz dem Allen muß man eingestehen, daß, wo es sich um die letzten welthistorischen Ergebnisse der römischen Verfassungsgeschichte handelt, wo die geringeren zunächst nur für die Entwicklung einzelner Perioden wichtige Momente als untergeordnet zurücktreten, wo der Verf., auf den bekannten und anerkannten Thatsachen fußend, die ganzen Massen überschaut, daß, sagen wir, hier die ehrenwertheste Gesinnung und die enthusiastische Anerkennung einer wahren, sich selbst mäßigenden Freiheit ihn den Standpunkt wohl begreifen läßt, den Rom in der Weltgeschichte einnimmt; seine Ehre und seine Schmach. Auch dann noch ehren wir die Gesinnung, die sich in der Liebe für eine untergegangene tüchtige Bildung ausspricht, wenn er diese Bildung als in sich vollendet, tadellos, die Aufgabe der Menschheit in einer einzelnen Nationalität abgeschlossen sehen möchte. Darum bangt es ihn, als er die Republik „zum ersten Male in ihrer wichtigsten Periode von der alten Regel abweichen sieht, die Verfassung den Verhältnissen anzupassen" (Vorr. S. XII). Da möchte er eingreifen in die Speichen des unerbittlichen Schicksalsrades; er wünscht, die Italiker hätten sich mit Rom zu einem Repräsentativstaat constituirt, um dem nothwendigen Geschick einer Demokratie von so ungeheuerer Volkszahl zu entgehen. Er zürnt dem Dictator, der durch seine Talente berufen, die Republik zu regeneriren, sie entseelt, so daß der Name der Milites fortan ehrenvoller galt, als der der Quiriten; er trauert über den endlichen Untergang der Republik unter einem so mittelmäßigen Kopf, wie Octavian — und wahrlich vom Standpunkt des Römers mit vollem Recht. Von allen besondern Standpunkten aber ist für die römische Geschichte der römische immerhin der am meisten berechtigte; unendlich berechtigter wenigstens als Drumann's königlich preußischer. Darum ehren wir auch dann noch die Gesinnung, wenn durch sie die besonnene und darum kalt scheinende Resignation der Philosophie überwältigt wird, welche auch die hereinbrechende Nacht der Barbarei und Unsitte mit Freuden begrüßt, weil ja die Nacht in ihrem Schoße schon die schönere Morgenröthe birgt, die aus ihr sicherlich hervorbrechen wird zum Sieg über die dunkle Mutter.

Dies über die Gesinnung; der wissenschaftliche Werth eines Geschichtswerkes basirt aber noch auf andern Voraussetzungen.

W. Hertzberg.

Klausen „Aeneas und die Penaten."

(Schluß.)

Aber die weiße Sau des lavinischen Bundespenus muß uns hier, wie weiland dem wirklichen Aeneas, Führerin sein. Lavinium war durch die gemeinschaftliche Einsetzung des Bundespenus geistige Mutterstadt, und indem sämmtliche andere Staaten auf sie ihre Penaten zurückbezogen, gehörte die den gemeinsamen Stammgöttern geopferte Sau in das lavinische Heiligthum. Hier mußte also Aeneas, wenn er anders mit derselben in Verbindung gesetzt werden soll, zuerst auf sie treffen, und selbst die später so überwiegende Bedeutung Roms konnte den Ort nicht aus seiner Primigenitur verdrängen. Die römischen Magistrate opferten in Lavinium. Wie sehr mit Unrecht Alba als Roms Metropolis gelte, hat schon Niebuhr nachgewiesen (Th. I. S. 358. 2. Ausg.). Aber durch Julus, dessen Dienst und Geschlecht dieser Stadt angehört, ward man gezwungen, sie als Mittelglied zwischen Rom und Lavinium anzuerkennen, wenn man anders nicht entweder auf die Abstammung von Aeneas, oder auf Identität des Julus und Askanios verzichten wollte. Sagen, in welchen letzteres geschieht (Klausen S. 1081), deuten auf das ursprüngliche Verhältniß hin. Aber der chronologische Widerspruch, der alsdann zwischen der späterhin allgemein

Digitized by Google

anerkannten verhältnißmäßig späten Gründung Roms und der directen Gründung durch Aeneas' Söhne sich erheben mußte, machte eine Ausfüllung der Lücke durch albanische Königsnamen nöthig. Auch des Mars Vaterschaft bei den Zwillingskönigen und der Antheil der Wölfin an ihrer Ernährung war zu ursprünglich tief und naturgemäß in die römischen Anschauungen eingewurzelt, als daß die epitomatorische Sage, in welcher beide übersprungen werden, hätte Anklang finden können. Alba's Vermittlung, da einmal ein Ausgleichung nöthig war, ward gern ergriffen. Die Julier bringen es nach Rom, und mit ihm Venus (s. oben).

Die andern Unebenheiten der widersprechenden Sagen gleichen sich allmälig aus, und Virgil vertritt den endlich vollendeten Cyklus, der seit ihm keine wesentlichen Einwendungen mehr erlaubt. Gegen Einzelheiten wäre genug zu opponiren, manche Demonstrationen verlieren sich von der historischen Basis in die luftigen Regionen phantastischer Hypothesen (wir weisen auf das über den Argeer-Cult Beigebrachte S. 934 ff. hin), aber auch mancher der beiläufig in die Untersuchung gezogenen Punkte zeigt von so feiner Beobachtung und fast genialem Takt, daß wir gern darüber die episodische Haltung verzeihen. Namentlich die Erörterungen über die Tabula Iliaca, über die Stellung Virgil's zur Sage, über den erblichen Charakter des Aemilischen und Julischen Geschlechtes verdienen volle Aufmerksamkeit. Nitzsch, den alle Zuneigung für den verstorbenen Freund nicht gegen seine Schwächen blendet, hat sehr richtig bemerkt, daß die Vervielfältigung der Combinationen bis ins Unendliche, die zu wenig gesammelte Lichtpunkte zum Rück- und Vorblick gewähren, den Verf. in Nebenbeschäftigungen hinein und von seinem Gegenstande abziehen; er theilt uns mit (S. XI), daß Klausen noch kurz vor seinem Ende die Nothwendigkeit einer Sichtung namentlich des ersten Theils erkannt habe. Jene Unklarheit der Darstellung, die sich nicht über die Massen herausringen und es zur Herrschaft über dieselben bringen kann, scheint in der That in Klausen's ganzer Persönlichkeit begründet. Das Alterthum ist ihm nicht gegenständlich, es ist ihm nicht bloß ans Herz, sondern ins Herz hineingewachsen, es ist ihm zur Gemüthssache geworden, und wie sich in dieser Beziehung die Vergleichung mit Welker so natürlich bietet, so können wir noch weniger die mit seinem hochverehrten Vorbilde, mit Niebuhr abwehren. Aber da ihm „die zersetzende Schärfe des Verstandes" abging, gerieth er auch nicht in die Gefahr des innerlichen Zwiespaltes, der nach den Worten eines geistreichen Referenten in diesen Jahrbüchern das „Cassandra-Gemüth" des großen Geschichtsschreibers so wesentlich bedingte. So konnte Klausen dem christlichen Glauben mit ganzer Seele sich hingeben. In welchem Maße er dabei von den Formen des Dogma frei oder befangen geblieben, vermögen wir nicht zu beurtheilen. Aber was ihm an Klarheit auch abging, eine feste Haltung hat er dadurch gewonnen, die seinem Werke den Typus wahrer Wissenschaftlichkeit aufprägt. Er erkennt, daß die absolute Wahrheit des Christenthums, sein rein menschlicher und darum göttlicher Inhalt schon in der antiken Welt seine ersten Keime treibe, oft zwar abenteuerliche Formen an das Licht setze, oder in einem steten Vorwärtsarbeiten, einem immerwährenden Läuterungsproceß begriffen sei; daß selbst der sichtbare Verfall, der Tod des Alten, zu seiner Zeit Schönen und Kräftigen, nicht zu beklagen, sondern als Stadium dieser Selbstregeneration zu begreifen sei. Diese Grundidee, deren Bewußtsein hier und dort klar hervortritt, und die er in einem Brief an Nitzsch in den Worten darlegt, „daß die allgemeine Religion, daß die Religion heiliger Liebe und Kindlichkeit den griechisch-römischen Sagenbildern und Riten zu Grunde liege und sich in diesen noch hin und wieder deutlich wahrnehmen lasse," entwickelt er dort an dem herrlichen Gebet der Danae bei Simonides: *μεταβουλία δέ τις φανείη Ζεῦ πάτερ ἐκ σέο· ὅτι δὲ θαρσαλέον ἔπος εὔχομαι, τεκνόφι δίκαν σύγγνωθί μοι.* Sie hätte eine vollere Anerkennung verdient, als das subjective, theologisch-herablassende Wohlgefallen des Herausgebers: „Ich habe die innigste Freude an Philologen, denen es Nothwendigkeit ist, den classischen Geist so auszulegen," welches Wohlgefallen jedoch sofort durch ein supranaturalistisches „Aber" gedämpft wird. Ehren wir vielmehr die geschichtliche Bewahrheitung dieses Gedankens in den von Klausen behandelten Sphären der Welt- und Religionsgeschichte als den letzten und reellsten Gewinn seines Fleißes. Denn wenn auch Manche nach ihm mit eindringenderem Verstande und gewandterer Darstellungsgabe, und (es wäre zu wünschen) mit gleich hingebender Innigkeit manche Forschung auf diesem Gebiete vervollständigen, manchen Irrthum im Einzelnen berichtigen, manches Ueberhängende beseitigen und Alles in übersichtlichere Ordnung rücken sollten, so werden sie doch nur durch Anerkenntniß des obigen Princips zu wahrem Erfolge gelangen, und somit auch die schönste Anerkenntniß von Klausen's Verdienst bethätigen, der es zuerst in solcher Ausdehnung, in der ganzen religiösen Bildung des classischen Alterthums nachzuweisen gesucht hat.

Dr. W. Hertzberg.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Digitized by Google

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

23. Juni. № 149. 1841.

Mager „Die deutsche Bürgerschule."

Zweiter Artikel.

Hr. Mager behauptet, daß nicht das Gymnasium, sondern die höhere Bürgerschule das Recht habe, „sich auf Griechenland zu berufen," daß die in ihr Gebildeten die Gebildeten schlechthin seien, dasselbe, was die „Schönen und Guten" unter den Griechen. Dennoch spricht er ihnen die Befähigung zu der höhern politischen Praxis ab, vindicirt diese vielmehr den „Gelehrten," den durch Gymnasium und Universität „universell Gebildeten." Wir müssen diese Vorstellung hier anführen, weil ein großer Theil der vorliegenden Schrift zu ihrer Darlegung verwandt ist; einer Widerlegung aber bedarf sie nicht, weil das Schiefe derselben dem nur einermaßen Kundigen ohnehin einleuchtet. Vielmehr wenden wir uns sogleich zu unserm Gegenstande selbst, zu den Gesichtspunkten, von welchen die Organisation der höhern Bürgerschule auszugehen hat und zu dem Verhältnisse, in welchem sie zu andern Lehranstalten steht.

Wenn in dem vorhergehenden Artikel es sich als nothwendig zeigte, daß die gebildeten Stände nicht durch eine völlige Verschiedenheit ihres Bildungsganges für immer auseinander gerissen werden, so dürfen die Schüler nicht nach Absolvirung des Elementarunterrichtes auf der Stelle theils in die höhere Bürgerschule, theils in das Gymnasium übergehen, sondern eine gemeinsame Vorbereitungsschule hat sie vorher zu der geistigen Gewandtheit und zu dem freien Interesse an der Erkenntniß des Wahren zu erziehen, durch welche allein eine erfolgreiche Beschäftigung mit den wissenschaftlichen Objecten des höhern Schulunterrichtes, und zwar in gleichem Maße mit den mathematischen und naturwissenschaftlichen, wie mit den philologischen und historischen Disciplinen, möglich gemacht wird. Beides, Erziehung und Elementarunterricht, mögen sie mit oder ohne Bewußtsein einer Methode geübt sein, hat das willkürliche Spiel der kindischen Laune, in welchem die denkende Thätigkeit nur den Trieben des sinnlichen Subjects dienstbar ist, in gewisse Schranken zurückgewiesen und zunächst durch die religiösen Vorstellungen in dem Kinde das Bewußtsein von seinem geistigen Wesen und der Unendlichkeit desselben erweckt. Ferner ist ihm die Religion aus der historischen Form und aus der Unbestimmtheit des Gefühls vermöge des Moralgesetzes in die unmittelbare Gegenwart seiner endlichen Verhältnisse, deren bestimmende Macht sie sein soll, gestellt worden. Dann hat es durch die geographische und historische Kenntniß von seinem Vaterlande und seinem Volke die natürliche und sittliche Besonderheit und Bestimmtheit derjenigen allgemeinen Macht, in deren Dienst seine individuelle Thätigkeit ein eben so erkennbares, wie unvergängliches Ziel zu erreichen hat, auch als seine eigene Bestimmtheit wenigstens ahnen gelernt. Endlich hat es nicht bloß in der Uebung des Zählens und Rechnens die äußeren Dinge nach einer verständigen Regel sondern und wieder verbinden gelernt, sondern es hat, was unendlich wichtiger ist, durch das Lesen und Schreiben und durch die ersten Elemente der Grammatik die Erfahrung gemacht, daß seine Rede in bestimmten, regelmäßig gegliederten Formen sich bewegt. An diesem Punkte hat nun die Vorbereitungsschule anzuknüpfen. Sie hat den Menschen, damit er ein gebildeter werde, zum Bewußtsein über die wesentlich menschliche Thätigkeit, über das Denken selbst zu bringen, und zwar dadurch, daß sie die Vorstellung von der regelmäßigen Formirung der menschlichen Rede zur Einsicht in ihre Gesetzmäßigkeit, welche zugleich die Gesetzmäßigkeit des Denkens selber ist, fortleitet. Diese Bedeutung des grammatischen Studiums kann nicht wahrer und erschöpfender dargelegt werden, als es bereits Hegel in seiner ersten Gymnasialrede (Werke, Bd. 16, S. 143—145) gethan hat. Nachdem hier gesagt ist, daß die mechanische Seite an der Erlernung einer fremden Sprache mehr sei als ein bloß nothwendiges Uebel, denn das Mechanische sei das dem Geiste Fremde, welches als ein in ihn hineingelegtes Unverdauete zu verdauen und zu seinem durch das Verständniß belebten Eigenthum zu machen, es das Interesse habe, wird so fortgefahren:

„Mit diesem mechanischen Momente der Spracherlernung verbindet sich ohnehin sogleich das grammatische Studium, dessen Werth nicht hoch genug angeschlagen werden kann, denn es macht den Anfang der logischen Bildung aus;

Digitized by Google

— eine Seite, die ich noch zuletzt berühre, weil sie beinahe in Vergessenheit gekommen zu sein scheint. Die Grammatik hat nämlich die Kategorieen, die eigenthümlichen Erzeugnisse und Bestimmungen des Verstandes zu ihrem Inhalte; in ihr fängt also der Verstand selbst an, gelernt zu werden. Diese geistigsten Wesenheiten, mit denen sie uns zuerst bekannt macht, sind etwas höchst Faßliches für die Jugend, und wohl nichts Geistiges faßlicher als sie; denn die noch nicht umfassende Kraft dieses Alters vermag das Reiche in seiner Mannigfaltigkeit nicht aufzunehmen; jene Abstractionen aber sind das ganz Einfache. Sie sind gleichsam die einzelnen Buchstaben, und zwar die Vocale des Geistigen, mit denen wir anfangen, um es buchstabiren, und dann lesen zu lernen. — Alsdann trägt die Grammatik sie auch auf eine diesem Alter angemessene Art vor, indem sie dieselben durch äußerliche Hilfsmerkmale, welche die Sprache meist selbst enthält, unterscheiden lehrt; um etwas besser, als Jedermann roth und blau unterscheiden kann, ohne die Definitionen dieser Farben nach der Newton'schen Hypothese oder einer sonstigen Theorie angeben zu können, reicht jene Kenntniß vorerst hin, und es ist höchst wichtig, auf diese Unterschiede aufmerksam gemacht worden zu sein. Denn wenn die Verstandesbestimmungen, weil wir verständige Wesen sind, in uns sind, und wir dieselben unmittelbar verstehen: so besteht die erste Bildung darin, sie zu haben, d. h. sie zum Gegenstande des Bewußtseins gemacht zu haben, und sie durch Merkmale unterscheiden zu können.

Indem wir durch die grammatische Terminologie uns in Abstractionen bewegen lernen, und dies Studium als die elementarische Philosophie anzusehen ist, so wird es wesentlich nicht bloß als Mittel, sondern als Zweck — sowohl bei dem lateinischen als bei dem deutschen Sprachunterricht — betrachtet. Der allgemeine oberflächliche Leichtsinn, den zu vertreiben der ganze Ernst und die Gewalt der Erschütterungen, die wir erlebt, erforderlich war, hatte, wie im Uebrigen, so bekanntlich auch hier, das Verhältniß von Mittel und Zweck verkehrt, und das materielle Wissen einer Sprache höher, als ihre verständige Seite, geachtet. — Das grammatische Erlernen einer alten Sprache hat zugleich den Vortheil, anhaltende und unausgesetzte Vernunftthätigkeit sein zu müssen; indem hier nicht, wie bei der Muttersprache, die unreflectirte Gewohnheit die richtige Wortfügung herbeiführt, sondern es nothwendig ist, den durch den Verstand bestimmten Werth der Redetheile vor Augen zu nehmen, und die Regel zu ihrer Verbindung zu Hilfe zu rufen. Somit aber findet ein beständiges Subsumiren des Besondern unter das Allgemeine und Besonderung des Allgemeinen statt, als worin ja die Form der Vernunftthätigkeit besteht."

Was Hegel hier von einer alten Sprache sagt, scheint auf den ersten Blick für beide alte Sprachen, ja für jede fremde Sprache gelten zu müssen. In keiner fremden Sprache nämlich, vorausgesetzt, daß sie nicht nach Bonnenart gelehrt wird, kann ein Satz ausgesprochen werden, ohne daß die Regel seiner Zusammensetzung gewußt, ohne daß die Form eines jeden seiner Theile durch dieselbe Regel bestimmt wäre. Selbst wenn diese Regel zunächst nur eine ganz äußerliche sein sollte, so nöthigt sie doch im Gegensatz gegen die unreflectirte Anwendung der, wenn auch in der Schule erlernten, Regeln der Muttersprache, zu einem durch und durch bewußten Thun, so daß der bornirteste Philolog, wenn er eben nur die fremde Sprache nach den grammatischen Regeln lehrt, dieses Bildungsmittel wohl schwächen, aber nie es seines wesentlichen Werthes gänzlich berauben kann. Indeß ist die Uebung des bewußten Thuns an sich keineswegs der specifische Nutzen des Sprachunterrichts, vielmehr besteht dieser ja eben darin, daß solche Uebung die Kategorieen des Verstandes zu ihrem Gegenstande hat, daß vermittelst ihrer also die „elementarische Philosophie" in das jugendliche Bewußtsein hineingetragen wird. Aus diesem Grunde ist, zunächst abgesehen von dem Inhalt der Sprachdenkmale, für die Vorbereitungsschule diejenige Sprache auszuwählen, welche nicht etwa jene Kategorieen in ihrer feinsten Zerspaltung, sondern welche gerade die für den Knaben faßlichen in größter Vollständigkeit enthält und für jede derselben einen bestimmten und klaren Ausdruck darbietet. Diese Sprache ist aber keine andere als die lateinische*). Um das zu be-

*) Hr. Mager, um die Ansicht desselben über diesen Gegenstand hier in der Kürze zu erwähnen, wird den von Hegel ausgesprochenen Gedanken im Allgemeinen nicht widersprechen, denn, um „den absoluten Gewinn des Erlernens fremder Sprachen" darzulegen, citirt er eine Stelle von F. A. Wolf, die Aehnliches, wiewohl in nicht so klarer Weise, und mehr die Ahnung des Wahren als dieses selbst enthält. Wie viel unklarer die Vorstellung von jenem absoluten Gewinn aber bei Hrn. Mager selbst ist, geht aus einer spätern Stelle seiner Schrift hervor, wo es heißt: „Ich möchte doch wissen, in wiefern die Botanik weniger ideal wäre als die deutsche oder irgend eine andere Sprache," und bald darauf: „Wer tiefer geht, und die Seele eines Dings erkennt, der bildet sich an der Entomologie so gut wie an der Grammatik." Als ob die Seele des Ungeziefers in gleichem Range stände mit der Seele der Sprache, die doch nichts Anderes als der denkende Geist selber ist. Die weitere Frage, welche fremde Sprache für den Jugendunterricht zu wählen sei, erledigt Hr. Mager mit einer andern Frage, indem er nämlich „jeden vernünftigen Menschen" fragt, „ob dieser (nämlich der oben erwähnte absolute) Gewinn nicht eben so gut demjenigen zu gute kommt, der französisch und englisch, als demjenigen, der lateinisch und griechisch lernt." Freilich fügt er hinzu: „Die Formenlehre der synthetischen Sprachen ist vollkommen; es stecken aber in der deutschen und französischen Syntax Geheimnisse, von denen die griechische nichts weiß." An „Geheimnissen" fehlt es der griechischen Syntax nun eben auch nicht; aber gerade die Geheimnißlosigkeit und nicht ihr Gegentheil sollte einer Sprache zur Empfehlung für den Jugendunterricht dienen. Ueberdies zeugt die Behauptung, die Formenlehre einer Sprache könne verhältnißmäßig vollkommener sein als ihre Syntax, von großer Unkenntniß des Gegenstandes, denn die Formen einer Sprache sind eben nichts Anderes, als genau die Formen derjenigen Verstandeska-

Digitized by Google

weisen, sei es vergönnt, einige Worte über die Methode des Sprachunterrichtes voranzuschicken. Es hat nämlich die Feindschaft gegen die „grammatistische" Methode einerseits ihren guten Grund in der Unwissenschaftlichkeit unserer Schulgrammatiken, der auch durch die modernen Theorieen vom Satz noch lange nicht abgeholfen ist. Die, nach einem passenden Ausdruck Bernhardy's, rationalistische Richtung der Grammatik, mit welcher dieselben in wesentlicher Verbindung stehen, mag allerdings den Uebergang zu einer wahrhaft wissenschaftlichen Darstellung bilden, diese selbst aber scheint bisher keineswegs gefunden zu sein. Trotz ihrer vielfachen Modificationen und Accommodationen an das Hergebrachte haben die neueren Methoden als Gemeinsames doch den Grundsatz, daß der Schüler die Regeln der Sprache an einem dargebotenen Material unter der Leitung des Lehrers selbst auffinden müsse. Man will dadurch den Schüler zum Selbstdenken nöthigen, ohne daß man dabei den Widerspruch bemerkt, als welcher gerade solcher Auffassungsweise am ersten das Selbstdenken, die Leitung des Lehrers und das Nöthigen erscheinen muß. Ueberdies soll der Schüler nichts Neues herausfinden, sondern der Lehrer soll nur so viel wie möglich „die Grammatik von den Schülern selbst machen lassen." Er soll also nichts finden, als was der Lehrer selbst schon und offenbar viel besser weiß, als der Schüler es ausdenken kann. Denn das Wissen jenes ist nicht das Resultat eines vereinzelten Aufsuchens, sondern einer durch viele Jahre hindurchgehenden Beschäftigung mit einer Wissenschaft, die auch für ihn schon das Resultat einer langen Reihe vor ihm lebender Philologen war. Vielmehr besteht die wahrhafte Methode darin, dem Schüler die Wissenschaft der Grammatik darzubieten, wie sie wirklich vorhanden ist, zunächst also eben in der Form des unmittelbaren Vorhandenseins, d. h. als eine Sammlung von Paradigmen und Regeln, die für den Schüler den Charakter des bloß Positiven, des Auswendigzulernenden und mit dem Verstande ohne weitere Kritik Aufzufassenden an sich tragen. Das Weitere ist, daß zugleich auch die Realität dieser Abstractionen, das der Sprache Innerlichsein dieses scheinbar Auswendigen bei den Uebungen des Uebersetzens aus der fremden Sprache in dieser aufgezeigt, und daß durch die Exercitien der jugendliche Geist genöthigt werde, alle diese Formen als vernunftgemäße, als seinem eigenen Denken identische anzuerkennen und zu gebrauchen. Durch diese Methode, wenn sie consequent bis zum Ziele hindurchgeführt wird, kann man es erreichen, daß der Schüler endlich zum Begreifen des Wesens einer fremden Sprache gelangt und in gleichem, nicht voraneilendem und nicht zurückbleibendem Fortschritte allmälig dasjenige erwirbt, was man das Material der Sprache nennt.

(Fortsetzung folgt.)

---

tegorieen, welche sie auszudrücken erlaubt, und deren wissenschaftliche Darlegung die Aufgabe der Syntax ist. Darüber hinaus giebt es in einer bestimmten Periode der Sprachentwicklung gar keine Formen; wohl aber enthält z. B. der griechische Sprachschatz eine Menge von Formen, die eben so verschiedenen Perioden angehören, wie das syntaktische Bedürfniß, welches sie hervorbrachte.

(Moltke) Briefe über Zustände und Begebenheiten in der Türkei; aus den Jahren 1835 bis 1839. Berlin, 1841. Verlag von Mittler.

Es ist, obwohl sich der Verf. dieses höchst lehrreichen und anziehenden Buches nicht auf dem Titel genannt hat, doch allgemein bekannt geworden, daß es der preußische Hauptmann v. Moltke ist, den eine auf Belehrung und Vergnügung berechnete Reise nach Constantinopel führte, und der durch die Verhältnisse daselbst tiefer und tiefer in Beziehungen mit der Regierung verflochten, zuletzt eine in ihrer Art einzige Stellung gewann, die ihn zu Beobachtungen des innern Organismus wie der äußern Gestalt des Landes gelangen ließ, für welche bisher noch Niemand einen zugänglichen Standpunkt gewonnen hatte. — Der berühmte Geograph C. Ritter hat das Buch, welches fast eben so absichtslos entstand und sich ausspann, als die Reise selbst, mit einem Vorwort begleitet, worin er sowohl die Erweiterung der geographischen Wissenschaften und die der Kenntniß von den inneren Zuständen des türkischen Reiches, die uns das Werk darbietet, wie auch die ungemein anmuthige Form, in der dies geschieht, anerkennt. So entscheidend dies gewichtige Wort für das Schicksal des Buches sein mag, so hätte es desselben doch kaum bedurft, da es sich gewiß durch sich selbst einen großen Leserkreis, — denn es ist allen Gebildeten zugänglich, — und die Anerkennung desselben erworben hätte; die Aegis des dafür eingetretenen Ritters, wenn man uns den Metapher-Scherz gelten lassen will, hat indeß doch zwei große Vortheile. Sie wird die Leser schneller versammeln und den Autor gegen neidische Pfeile schützen, die sich gar zu gern aus dem dunkeln Hinterhalt auf das Glänzende richten. — Es wird schwer sein, aus diesem ganz allgemeinen Urtheil auf ein besonderes einzugehen, weil man dabei fast genöthigt wird, dem Buch Schritt vor Schritt zu folgen, es gewissermaßen zu excerpiren. Denn es bildet kein planmäßiges Ganze, sondern nur die chronologische Ordnung der Briefe ist beobachtet. Wie der Augenblick es gab, so folgen sich die Darstellungen; also nichts Classificirtes, keine Zusammenstellungen und Entwicklungen, kein System; aber desto größere Lebendigkeit und überall fesselnder Reiz. — Die Hauptmomente des Aufenthalts, den der Verf. im Orient nahm, sind nun folgende. — Er ging unmittelbar nach Beendi-

Digitized by Google

gung der großen Manoeuvres zu Kalisch durch die Wallachei, über Bukarest und Rustschuck nach Adrianopel, nach der Hauptstadt des türkischen Reiches. Diese Reise ist höchst interessant geschildert, aber keineswegs behaglich; sie ist ein halber Feldzug, und man muß die militairische Uebung und Abhärtung des Reisenden besitzen, um sie ihm nachzuthun. Auf ungebahnten Straßen, auf schlechten Leiterwagen oder gar Schleifen, mitten durch angeschwollene Flüsse; dann wieder zu Pferde als Begleiter eines Tartaren, wobei funfzehnstündige Ritte auszuführen waren; die Nachtlager in rauchigen Hütten, auf dem bloßen Boden: so mußte die orientalische Hauptstadt gewonnen werden. — Desto größer das Entzücken bei der Ankunft daselbst. Es drückt sich in einer Reihe lebendigster Schilderungen, von denen uns die der türkischen Sitten, des häuslichen Lebens derselben, mit denen der Verf., durch die Umstände begünstigt, so sehr vertraut geworden, die anziehendsten gewesen. Ein kleines Beispiel. Wir erschrecken vor dem Wort Sklave; die Sklaverei in der Türkei erscheint uns als ein barbarischer Zustand. Der Autor nimmt uns diese Furcht. Er sagt uns: „Ein gekaufter türkischer Diener (denn das ist die genauere Bedeutung des Wortes Abd; Abd-Allah, Diener Gottes) ist unendlich besser daran, als ein gemietheter. Eben weil er ein Eigenthum seines Herrn, und dazu ein theures Eigenthum ist, schont er ihn, pflegt ihn, wenn er krank ist, und hütet sich wohl, ihn durch übertriebene Anstrengung zu Grunde zu richten. — Die Unfreiheit eines türkischen Sklaven ist kaum größer als die eines glebae adscripti, ein Verhältniß, welches wir bis vor wenigen Jahren bei uns selbst erblickten. — Dabei ist die ganze übrige Lage des türkischen Sklaven ungleich milder, als die des schollenpflichtigen Bauers. Als Kind in das Haus seines Brotherrn aufgenommen, bildet der Sklave ein Glied der Familie. Er theilt die Mahlzeit mit den Söhnen des Hauses, wie er die Arbeit in der Wirthschaft mit ihnen theilt. Diese ist leicht; tausende von Sklaven haben kein anderes Geschäft, als Kaffee zu kochen und die Pfeife in Stand zu halten. Gewöhnlich heirathet der Sklave die Tochter des Hauses, und wenn keine Söhne vorhanden, setzt ihn der Herr zum Erben ein. — Sind doch die Schwiegersöhne der Großherren gekaufte Sklaven, und läßt sich doch von den mehrsten Würdenträgern des Reichs der Marktpreis nachweisen."

So möchte man denn fast aus der Sklaverei rastloser Arbeit, steten Wettkampfes, unruhiger Hast, in der uns das europäische civilisirte Leben erhält, in die behagliche türkische Sklaverei fliehen! besonders wenn der Roman mit der Heirath einer schönen schwarzäugigen, schwarzlockigen Türkin endigte. —

Indeß mißtraut man vielleicht dem Darsteller und hält ihn für einen Euphemisten. Man thäte sehr Unrecht! Er weiß die Schattenseiten des türkischen Lebens eben so bestimmt anzugeben. Das ist überhaupt eines der hauptsächlichsten Verdienste des Buches, daß es uns treue Abspiegelungen des Gesehenen giebt, daß man demselben die Wahrhaftigkeit überall anfühlt, wie sich eine Portraitähnlichkeit herausfühlt, wenn man auch das Original nicht kennt. Denn die Natur behält ihre unverwischbaren Züge, und wer das gesunde Auge hat, diese zu erkennen, der wird sich selten darüber täuschen, ob man ihm Schein oder Sein, Wahrheit oder Dichtung bietet.

Von einem Interesse höheren Grades sind die Verbindungen, in die der Autor mit den Türken vom höchsten Rang, mit dem Großherrn selbst geräth. Chosrew Pascha, dessen Schicksal den Antheil Europas so oft erregte, wird uns sehr genau geschildert. Wenige Monate nach seiner Ankunft in Constantinopel wird der Verfasser der Begleiter des Sultans auf dessen Reise durch die Provinzen, ein Ereigniß, das uns Europäern wichtig genug war, um in allen Zeitungen darüber zu berichten, das aber vollends den Türken als eine Art Wunder und Märchen erschien, da seit Jahrhunderten ihre Beherrscher nicht aus den Räumen des Serails gekommen sind. Diese Reise gehört zu den wichtigsten und anmuthigsten Abschnitten des Buches; sie ist mit einer Natürlichkeit, einer Naivetät möchten wir sagen, geschildert, die sich ganz den naiven Vorgängen anschmiegt. Doch auch landschaftliche Reize werden uns mit warmem Pinsel gemalt. Man lese nur (S. 136) die Schilderungen von Tirnowa in seinen Felskesseln, und von dem reizenden Lasanlik in seinen Nußbaumwäldern am Fuße des Balkan. — Ueberaus ergötzlich sind die Notizen, die uns der Autor über die Persönlichkeit des Sultans (des verstorbenen), über die drollige Etikette in seinen Umgebungen, die sich doch mit so harmlosen Naturzuständen verschmilzt, mittheilt. — Eine zweite Reise in die Provinzen des Reichs unternimmt der Verf. in Gemeinschaft mit dem Commando preußischer Offiziere (die Herren v. Vincke, Mühlbach, Fischer); diese hat mehr den Charakter einer Recognoscirung des Landes, und wie jene unterhaltend, so ist diese hauptsächlich lehrreich. Doch gebricht es auch hier nicht an anziehenden Schilderungen höchst eigenthümlicher Verhältnisse und Oertlichkeiten; dahin gehört die des Stranddistricts an dem Ausfluß der Donau (S. 162 flg.).

(Schluß folgt.)

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Digitized by Google

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

24. Juni. № 150. 1841.

Mager „Die deutsche Bürgerschule."

(Fortsetzung.)

Damit ist es klar, daß gerade die fremde Sprache, deren Gesetzmäßigkeit am anschaulichsten sich in einer Sammlung fester Paradigmen und verständiger Regeln darstellen läßt, auch die für den grammatischen Unterricht der Vorbereitungsschule angemessenste ist, vorausgesetzt, daß die wesentlichen Kategorieen des verständigen Denkens sich eine eigenthümliche und leicht erkennbare Form in ihr geschaffen haben. Zunächst läßt jenes von der griechischen Sprache sich nicht behaupten. In der durchsichtigen Klarheit des griechischen Geistes nämlich ist das Bewußtsein aller Kategorieen des verständigen Vorstellens und Denkens unmittelbar vorhanden, und eben so unmittelbar das Bewußtsein über eine große Anzahl derselben, daß sie in ihrem Grunde dasselbe sind und daher — und das ist die halbwahre, sophistische Folgerung, die sich aber wie von selbst macht — von dem denkenden und redenden Subjecte nach Belieben gebraucht werden können. So konnte zwar in einer guten Anzahl von Redeweisen durch die Willkür der Gewohnheit ein fester und ausschließender Gebrauch entstehen, der eben aus einer einseitigen Geltendmachung bestimmter Kategorieen gegen andere zu erklären ist. Weit zahlreicher aber sind die Fälle, in welchen der Gebrauch dieser oder jener Kategorie eigentlich dem Belieben des jedesmal Redenden überlassen ist. Da jedoch in Wahrheit die Kategorieen nicht bloß Kategorieen der subjectiven Vorstellung von der Sache, sondern eben so der Sache selbst und ihrer Verhältnisse sind, so ist in der classischen Periode der Sprache jene Freiheit nicht zu einer barbarischen Willkürlichkeit im Gebrauch der Formen und Constructionen entartet, vielmehr wußte der gebildete Grieche sie stets zu einer schönen Zweckmäßigkeit und Anschaulichkeit der Darstellung zu verwenden. Aber die bestimmte Einsicht in den ganzen wunderbaren Bau dieser Sprache setzt eine so genaue Kenntniß aller der feinsten Unterschiede der Denkbestimmungen überhaupt und eine so umfassende Aneignung des weitläufigsten Materials voraus, daß eigentlich nur ein Philolog von gründlicher philosophischer Bildung zu derselben gelangen kann. Der Schüler des Gymnasiums aber wird es nur zu einer dürftigen Kenntniß der allgemeinsten Umrisse und zu einer eben für den Anfang selbständiger Lectüre hinreichenden Routine des Verstehens bringen können*). Wenn hingegen die Vorbereitungsschule ihren Zweck erreichen soll, so muß sie ihre Schüler für eine bestimmte fremde Sprache mit derselben Routine und nicht bloß mit einer dürftigen, sondern mit einer zusammenhängenden und klaren Kenntniß der Umrisse ihres Baues von sich entlassen. Es müssen ihnen also in einer einzelnen Sprache die vornehmsten Kategorieen des verständigen Denkens in einer das ganze Gebiet überschaulich machenden Anordnung dargelegt werden, und sie müssen die Fertigkeit gewinnen, dieselben in der fremden Rede mit Bestimmtheit zu erkennen und in der eigenen mit klarem Bewußtsein anzuwenden. Dazu aber ist die lateinische Sprache das vortrefflichste Mittel; denn der strenge römische Verstand hat jene vornehmsten und nothwendigsten Kategorieen vollständig gekannt und hat mit der schärfsten Consequenz die ihm allein eigenthümliche Proprietät der Rede hervorgebracht, vermöge welcher jedes bestimmte Verhältniß auch nur unter einer bestimmten Kategorie gefaßt werden darf. So war es, mit nur vereinzelten Abweichungen, in der mustergiltigen Prosa, und an ihr kann also der Knabe die Sprache aus einem Gesetze heraus erlernen, das nicht eine willkürliche Regel, sondern ein, wenn auch einseitig gefaßtes, Gesetz des Denkens selbst ist. In den romanischen Sprachen dagegen, namentlich in der französischen, ist es durch ihre Entstehung und durch die Geistesrichtung des Volkes selbst geschehen, daß die Proprietät der lateinischen Sprache zum Theil zwar beibehalten, zum Theil aber zu einer principlosen, oft sogar den sonst beobachteten Principien widersprechenden Convenienz

*) Da die sprachliche Bildung des angehenden Studenten durch das Studium des Lateinischen als vollendet zu betrachten ist, so mag solche oberflächliche Kenntniß und Fertigkeit im Griechischen für ihn hinreichen. Sie genügt dazu, daß er sich in den Inhalt der griechischen Auctoren vertiefen und damit zugleich zu einer immer bestimmteren Vorstellung wenigstens von dem, was die Vortrefflichkeit und Feinheit ihrer Sprache ausmacht, gelangen kann.

Digitized by Google

entartet ist. Auf der andern Seite freilich hat die einseitige Proprietät sehr oft einer vernünftigeren Freiheit Platz gemacht, so daß in vielen Fällen, gerade wie im Deutschen, sich objective Verhältnisse ausdrücken lassen, von denen der Römer nichts wußte und die der Grieche nur als subjective Anschauungsweisen gelten ließ. Das aber sind gerade die Dinge, welche im Jugendunterrichte meistentheils noch „Geheimnisse" bleiben müssen. Endlich sind die Formen zum Theil der wesentlichsten Kategorieen gänzlich aufgegeben worden, theils weil der Zusammenhang der Rede sie so schon erkennen läßt, theils weil die durch ertödtende Convenienz vorgeschriebene Wortfolge einen Ersatz für die fehlenden Formen darbot. Die Gegner der „grammatistischen" Methode werden es aber am ersten zugeben müssen, daß die Definitionen des Lehrers sicherlich nicht hinreichen, um dem Knaben das klare Bewußtsein über die Kategorie des näheren Objects z. B. mitzutheilen, wenn die Sprache selbst nur ausnahmsweise sie durch eine bestimmte Form ausdrückt.

(Fortsetzung folgt.)

(Moltke) „Briefe über Zustände und Begebenheiten in der Türkei."

(Schluß.)

Im November 1837, also nach bereits zweijährigem Aufenthalt in den Staaten des Großherrn, unternimmt der Autor eine Ausflucht nach Troja und durchwandert dessen classische Umgebungen. Er sieht hier nicht mit dem Auge des Philologen, sondern mit dem des Soldaten, und danach bestimmt er seine Meinung über die Lage der alten Burg Priams; wir glauben, er werde richtiger geurtheilt haben, als die, welche nach trügerischen Buchstaben-Ueberlieferungen allein verfahren möchten. Seine Schilderung ist so einfach als lebendig; er mag classischer Gelehrsamkeit fremd sein, dem gebildeten und bildenden Geist des Alterthums ist er nicht fremd geblieben.

Dieser Excursion folgt ein sehr lehrreicher, mit Kenntniß und Geist geschriebener Aufsatz über die Alterthümer zu Constantinopel, über mehrere berühmte Bauwerke, wie die St. Sophia, der Hippodrom, das Forum Constantinum, u. s. w. Es scheint, daß der Autor seine winterliche Muße von 1837 zu 38 dazu benutzte, alle diese Bauwerke genauer zu untersuchen und sich näher über die Einwirkung der geschichtlichen Verhältnisse auf ihre Entstehung und theils auch Zerstörung zu unterrichten. —

Im März 1838 finden wir ihn schon auf einer neuen anziehenden Reise nach Asien in den Taurus. Jede Seite bietet uns interessanten Stoff, häufig auch Züge von der Naivetät der Sitten und Begriffe dar, die uns ein überraschtes Lächeln abnöthigen. Gerade daran ist das Buch so reich; es verfolgt stets einen großen ernsten Gegenstand, bemüht sich immer eifrig um die Wahrheit, doch wie der wahre Ernst Lebensfrische und Heiterkeit giebt, so geleitet uns diese auch hier fort und fort, und ihr von Zeit zu Zeit wiederholtes Zulächeln möchten wir es nennen, erhält uns immer rege und guter Laune. Eine kleine Probe. Der Verf. schildert die wilden Einöden des Taurus; wir folgen ihm auf gefahrvollen, rauhen Gebirgspfaden. Plötzlich kehren wir bei einem Musselim (ein Ortsstatthalter, Provinzialchef) ein. „Wir fanden ein sehr gutes Unterkommen, ein loderndes Kaminfeuer, weiche Polster, Teppiche und ein reichliches Mahl. Der alte Herr trank aus Gefälligkeit eine Flasche Xeres mit uns; nur darüber war er erstaunt, daß ich mit dem Degen äße, so nannte er meine Gabel." — Gleich darauf erfüllt es uns dagegen mit wahrhaft feierlicher Empfindung, wenn uns von den Höhen von Ugurula-Oglu der Euphrat gezeigt wird, die natürliche Grenze der äußersten Ausdehnung des Römerreichs; darüber hinaus faßten die Imperatoren nicht festen Fuß mehr, sie streiften nur in die Grenzgebiete hinein. Im tiefen, unwirthbaren Felsthal braust der Euphrat (Frat) dahin. „Die ganze Umgebung ist so wild, das jenseitige Ufer so ohne Spur von Anbau, und die Berge so wegelos, daß man sie sich als das Ende der Welt vorstellen kann." —— Der Strom ist hier etwa 120 Schritte breit, überaus reißend. Man setzt auf einer Fähre über; auf einer Strecke von mehreren hundert Meilen giebt es seit der Zerstörung der Brücke von Thapsakus keine mehr über den Euphrat. — Welche Räume wären da, in der wundervollsten Gegend, im köstlichsten Klima noch der Cultur und Gesittung zu gewinnen. —

Auf diesem Terrain ist es, wo der Verf. in eine nach Ritter's eigenem Zeugniß bisher völlig ungekannte Gegend eindringt, die auf den Karten nur gewissermaßen mythisch dargestellt ist. Sowohl unsers Autors eigene Arbeiten (von denen uns leider ein großer Theil später in der Schlacht bei Nisib verloren ging), so wie die seiner Kriegsgefährten werden diese Lücke in unserer geographischen Kenntniß streng wissenschaftlich ausfüllen; in dem vorliegenden Werke, dem keine Karten beigegeben sind, haben wir uns nur an die Lebhaftigkeit der Schilderung zu halten. —

Bevor wir dem Verf. bei seiner Reise auf dem Tigris nach Mossul, auf einem Floß von Hammelschläuchen, wie es schon die Alten gebrauchten, folgen, wollen wir es ja nicht versäumen, einen Brief aus Diarbekir vom 12. April 1837, an einen Kriegsgefährten gerichtet, zu lesen, der ein Muster glücklich heiterer und doch erhoben dichterischer Schreibart ist. Auch dieser Brief giebt wieder einen Beweis, daß wir es hier nie mit einer trocknen, systematischen Darstellung, sondern mit einem lebenswarmen Bilde zu thun haben, an dem Herz und Kopf gleichen Antheil

Digitized by Google

behaupten. — Jetzt denn in Gottes Namen auf das Hammelschlauchfloß, und die wirbelnden, brausenden Stromschnellen des Tigris hinunter, nach Mossul. Dann mit einer Karavane durch die Wüste von Mesopotamien.

Nach dieser abenteuerlichen Wanderung geht es endlich in den abenteuerlichsten Kampf. Wir werden die Begleiter des Verf. in den Kurdenkrieg und belagern mit ihm ein kurdisches Schloß, das wie ein Adlernest an den höchsten Felskuppen hängt. Es ist die Bergfeste Said-Bey-Kalessi, d. h. das feste Schloß des Said Bey, mit dem wir es zu thun haben. Es liegt dies Schloß auf einer 1000 Fuß hohen Klippe, die nur nördlich mittelst eines scharfen, ganz ungangbaren Tracts mit der um die Mitte des Mai noch ganz beschneiten Hauptmasse des Gebirgs zusammenhängt. Von allen Seiten umstarren es tiefe Felsschlünde; nur ein einziger schmaler Saumpfad windet sich im Zickzack hinauf, und ist überdies noch durch allerlei Außenwerke gesperrt. — Wahrhaftig, die Kunst der regelmäßigen Belagerung nach Bourbons Principien scheitert an solchen poetischen Freiheiten, die sich die Befestigungsweise der Natur herausnimmt! Und dennoch, unter der Führung und dem Rath eines europäischen Offiziers wird das Adlernest erobert. Seit Napoleon die Kanonen über den Saumpfad des großen Bernhard schaffte, hat man auf sein Geheiß das Wort unmöglich wenigstens aus dem Lexikon der Kriegswissenschaften gestrichen. Auch hier wird Rath geschafft. Geschütze, selbst Mortiere, werden auf Punkte hingeschafft, die eine Gemse für unpraktikabel erklärt hätte. Die Adler werden (buchstäblich) durch die Aufstellung der Mörser (nicht nur durch die hinanfliegenden Bomben) aus ihren Horsten vertrieben. Die wilden Höhen dröhnen von dem Donner der Belagerungsgeschütze, das Tirailleurgefecht spielt 1000 Fuß hoch über den Köpfen des eigentlichen Belagerungscorps. Endlich, da der europäische Muth es sogar möglich macht, dem Felsenschloß mit einer Pulvermine in dessen eigenen Mauern zu drohen, sieht Said-Bey ein, daß er „Rai," d. h. Frieden bieten müsse. Er capitulirt, erhält freien Abzug, doch das Zauberschloß hoch in den Lüften, den Wolken nahe, wird leider durch die Flammen zerstört und geschleift! Es läßt sich dieses Capitel aus dem Kurdenkriege nicht ohne ästhetischen Schmerz lesen; doch leider wecken viele andere einen tieferen rein menschlichen, und oft muß man ausrufen: „Heiliger Gott, so waltet dein Geschöpf, der Mensch, auf der Erde, die du ihm zur Heimath angewiesen, um glücklich zu sein und zu beglücken!" Der Kurdenkrieg war indessen bekanntlich nur das Vorspiel zu größeren Ereignissen, welche die Hauptwirksamkeit sowohl unsers Autors als seiner Kriegsgenossen in der Türkei bestimmten. Die Spannung mit Mehemed Ali wird täglich größer; die Türken sind in bedeutenden Heeresmassen nach Syrien gerückt; das Heer Ibrahim's steht ihnen gegenüber, der Kampf droht mit jedem Augenblick auszubrechen. In diesem letzten und wichtigsten Abschnitte des Buches gewinnt dasselbe eine historische Wichtigkeit, die wenige Schriften haben dürften. Drei Eigenschaften befähigten den Verf. dazu, der Welt diesen Dienst in selten ausgezeichneter Weise zu leisten. Einmal seine Stellung, in der er von allen wesentlichen geheimen und öffentlichen Schritten und Umtrieben unterrichtet sein konnte, zweitens seine ganz parteilose Aufgabe als Preuße, da dieser Kampf in der orientalischen Frage durchaus kein directes Interesse hatte, und mithin nirgends durch die Schleier des Eigennutzes oder der Besorgniß sah; drittens endlich sein eigner wahrheitliebender Charakter, der sich aus jeder Zeile des Buches, aus den Mittheilungen über die geringsten wie über die wichtigsten Vorfälle, die immer gleich ruhig und anspruchslos bleiben, ergiebt. Diese letzte Eigenschaft ist uns die wichtigste, die, welche uns die sichersten Bürgschaften darbietet. Denn was hilft alles Wissen, wenn man das Wahre nicht gewußt wissen will! Selbst ein minder vortheilhaft gestellter Beobachter, der aber die Wahrheit im Auge hält, würde uns von unvergleichlich größerem historischen Gewicht sein. Denn dieser mag hierzu unvollkommen, oder aus nicht völlig richtigem Gesichtspunkt sehen; gesunder Sinn und redlicher Wille werden in den meisten Fällen dennoch immer die ziemlich richtige Ergänzung des Mangelnden, oder die Correction der ungenauen Richtungslinie finden. Was aber Zeugnisse werth sind, denen die Basis der Wahrheit fehlt, davon haben z. B. die schwindelnden Berichte französischer Offiziere aus Ibrahim's Lager gerade auch über diesen Gegenstand hinlängliche Beispiele geliefert. Wir erhalten also hier eine lebendige, umfassende, klare, wahrhafte Darstellung der so wichtigen Vorgänge in Syrien im Jahre 1839 und der dieselben bestimmenden Motive. Es geht uns daraus unter vielem Lehrreichen auch wiederum die Erkenntniß hervor, welch ein unfruchtbares, unseliges Ding selbst heut noch die diplomatische Handhabung der Ereignisse ist, wie sie nur dazu gedient hat, die Verwirrung auf den äußersten Grad zu treiben, und dann die Lösung doch der Hand des Zufalls, d. h. des Schlachtenglücks zu überlassen. Zwei Jahre später ist das durch die Debatten über den Juliustractat erst recht an den Tag gekommen; und das einsichtige Europa wird wissen, welchen Dank es den diplomatischen Vertretern der Mächte für die tiefeingreifenden Erschütterungen schuldig ist, die nahe daran waren, die Kriegslavine von den Gipfeln der Throne loszurütteln, und die Völker ihrem zermalmenden Gewicht preis zu geben. Unserer Ansicht nach ist in der ganzen orientalischen Verhandlung die Hauptsache als Nebensache behandelt worden, doch in dem Grade die Hauptsache, daß es eigentlich gar nichts daneben giebt. Die Diplomaten haben gehadert über Rechte der Türkei und Aegyptens, Rußlands, Frankreichs, Eng-

Digitized by Google

lands, d. h. über Rechte der Tyrannen Mehemed Ali und Ibrahim, des Schattensultans in Stambul, des Cabinetshofs in anderen Ländern. Aber über die Rechte der Völker — über die unglückseligen Bewohner Syriens, über die der Beamtenplünderung preisgegebenen Moslemin in den türkischen Hauptstaaten, über das Elend der wie Heerden zur Schlachtbank getriebenen Fellahs — darüber hat man kein Wort verloren! Das geht, ohne direct besprochen zu werden, aus der ganzen Darstellung der Ereignisse durch unsern offenen, wohlwollenden Autor hervor.

Wenn aber werden die Regierungen die schwere Ueberzeugung gewinnen (dunkel, halbbewußt regt sie sich Gott sei Dank schon), daß sie keine andere Aufgabe haben, als die Angelegenheiten der Völker zu leiten, daß mithin ein sittliches Princip, welches das Glück der Millionen, durch die Regierungen unseliger Herrscher der Erde, rügt, das einzige ist, welches sie zu dem, was die moderne Staatssprache Intervention nennt, berechtigt? Daß diese Intervention nie anders ein Recht ist, als wenn sie zugleich eine unerläßliche Pflicht wird? Freilich müßte man eine ganz neue Staatssittenlehre dazu aufstellen, und wenn auch die Theorie klar darzulegen wäre, so würden sich der Praxis die ungeheuersten Schwierigkeiten entgegenthürmen. Allein das ist eben die ganze Aufgabe unserer Zeit, die Sittlichkeit in die Geschichte einzuführen, durch Verwirklichung dieser Theorie, und so den sechstausendjährigen Augiasstall zu reinigen. Freilich eine Herkulesarbeit für die Menschheit, aber doch die allein ihrer würdige, diejenige, welche ihr die Faustrechtsarbeit der bisherigen Kriege erschweren muß, deren einziges Gute die Leibesbewegung war, welche sich die Menschheit dadurch machte, um die in träger Friedenswollust und Sklavenfaulheit angestaunten Unverdaulichkeiten zu bezwingen! Jene Herkulesarbeit, welche Euch die zum Bewußtsein kommende Zeit, die erwachenden Nationen, auflegen, wird Euch dieselben Dienste leisten, und im Streben nach edleren Zielen edlere Kräfte entwickeln! Denn sie verhält sich zu dem, was ihr bisher gethan, wie die Bezwingung der Hydra zu den räuberischen Folterqualen, womit ein Sinis und Procrustes die Menschheit heimsuchten.

Doch wohin bin ich von den Ufern des Euphrat verirrt? Weiter als hätte ich selbst die Schlacht bei Nisib verloren und nun, wie unser Autor in die wilden Gebirge, so in die labyrinthischen Schluchten, durch die sich die Menschheit Jahrtausende hindurch gewunden, versprengt. Treten wir also wieder auf festen Boden. Der letzte Abschnitt des Buches ist, wie gesagt, der wichtigste. Er spiegelt uns ein getreues Charakterbild von den Ursachen und den unglücklichen Verhältnissen dieses ganzen Krieges ab. Wir sehen, daß nicht Kraft der Kraft, sondern nur zerrüttete Ohnmacht der Ohnmacht gegenüberstand. Daß hier nicht entschieden wurde, wer von beiden Theilen einen rühmlichen Sieg gewinnen sollte (denn der ist nur über einen rühmlichen Gegner zu erlangen), sondern wer in dem Loostopf des Kriegsglücks die lächerliche Schmach der Flucht und Niederlage ziehen sollte. — Tragisch dabei ist nur das vergebliche Kämpfen der Vernunft und Einsicht mit diesen Bergen von Unverstand, Eigensinn und schnöder Feigheit. Hier wird der treffliche Autor mehr als das; er steht als eine historische Person da, ein handelnder, männlicher, seiner Nation Ehre bringender Charakter, als ein äußerlich unscheinbares, innerlich desto gewichtigeres Motiv der Vorgänge. Und ihm zur Seite zwei gleich Wackere, deren Namen, wiewohl im Buch nur durch Buchstaben L. und M. angedeutet, doch hier nicht verschwiegen werden sollen, die preußischen Hauptleute Laue und Mühlbach. — Das Schlachtenloos entschied dahin, daß die Anstrengungen dieser rühmenswerthen Männer nicht zu Erfolgen führen, sondern nur einen Theil dessen retten konnten, was ohne sie völlig dem Untergang preis gegeben worden wäre. Victrix causa diis placuit, sed victa Catoni! Sie selbst retteten wenig mehr als sich selbst und die Ehre, und das ist viel! — Der Schlacht bei Nisib folgt noch eine sehr klar geschriebene vortreffliche Darstellung der jetzigen Lage des türkischen Reiches, die das Hoffnungslose derselben, wenigstens die Unmöglichkeit, auf dem bisherigen Wege etwas Gutes zu erreichen, mit Evidenz hinstellt. —

Dies der Inhalt dieses auf jeder Seite reichen Stoff zur Belehrung und Anschauung darbietenden Buches. So vortrefflich es indessen ist, so können wir es doch nur als das mit Fleiß gesammelte und in glücklichster Beleuchtung hingestellte Material betrachten, wie es noch zu einem bedeutenderen Werke zu verarbeiten wäre, bei welchem nicht die Zufälligkeit der Zeitordnung, sondern die Zusammenstellung des Gleichartigen zur Hauptbasis dienen müßte. Uns ein solches zu geben, wäre der Verf. jetzt wohl fast so verpflichtet als berufen; dadurch wenigstens würden die Dienste, die er der historischen und geographischen Wissenschaft zu leisten begonnen hat, erst ihre volle Verwirklichung gewinnen.

L. Rellstab.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Digitized by Google

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

25. Juni. № 151. 1841.

Mager „Die deutsche Bürgerschule."

(Fortsetzung.)

Die Bildung, welche das grammatische Studium der lateinischen Sprache hervorbringen soll, würde freilich in einem nur beschränkten Maße erreicht werden, wenn mit demselben nicht der Unterricht in der deutschen und in der ersten Classe auch der in der französischen verbunden würde. Ferner müßte sie eine bloß formale bleiben, wenn die Kategorieen des Denkens nicht auch als die bestimmenden Mächte der Dinge selbst dem Knaben zur Vorstellung gebracht würden. Das aber geschieht durch die Elemente der Naturwissenschaften, der Größen- und der Zahlenlehre. Endlich aber ist der Knabe aus dem Reiche dieser Schemen hinauszuführen an den hellen Tag der wahrhaften, der idealen Wirklichkeit. Was von der Religion und der Kunst die jugendliche Seele zu fassen vermag, davon hat die Schule, welche hauptsächlich nur lehrt, was in methodischer Form vom Knaben sich darbieten läßt, weit weniger mitzutheilen als die Erziehung und die Gesellschaft, in welcher die Jugend sich bewegt. Aber nachdem sie den Knaben aus der Beschränkung der Heimath in die räumliche Form hinausgeführt und die Erde ihm als ein wohlgegliedertes Individuum, als die natürliche Macht dargestellt hat, welche den Menschen bedingt und bestimmt, so weit er durch die geistigen Mächte nicht dies Verhältniß umzukehren und sich zu ihrem Herrn zu machen versteht, so führt sie ihn auch hinaus über die Schranken seines eigenen Volkes und läßt ihn in den vornehmsten Momenten der Weltgeschichte eine Vorstellung gewinnen von den geistigen Interessen, welche die Welt bewegt haben und noch bewegen, und erfüllt ihn mit Ehrfurcht vor den großen Männern, welche ihr Leben denselben widmeten und opferten, der edelste Gegenstand jugendlicher Begeisterung. Jedoch ist durch die Circularverfügung vom 24. October 1837 der historische Unterricht, das wesentlichste Mittel der Veredelung des jugendlichen Sinnes, in den drei untersten Classen der Gymnasien, die nach unserer Darstellung der Vorbereitungsschule anheimfallen würden, auf ein Minimum reducirt worden. Denn es sind für denselben gemeinschaftlich mit dem geographischen Unterricht in der Sexta und Quinta nur drei, in der Quarta gar nur zwei wöchentliche Lehrstunden angesetzt.

Es ist an sich klar, wie eine nach den obigen Gesichtspunkten organisirte Schule die nothwendige und genügende Vorbereitung sowohl für die höhere Bürgerschule als für das Gymnasium gewähren muß. Auch darf es nicht näher bewiesen werden, daß selbst diejenigen, welche aus derselben unmittelbar in das bürgerliche Leben hinüberzutreten genöthigt sind, nicht bloß einen Vorrath nützlicher Kenntnisse und diejenige geistige Kraft und Lebendigkeit mit sich nehmen werden, vermöge welcher sie mit Erfolg in den mittleren Kreisen der Gewerbthätigkeit sich bewegen können, sondern daß auch durch die Richtung auf das Edle und Große eine Gesinnung ihnen wird zu Theil geworden sein, die dem Versinken in materielle Interessen und Genüsse kräftig entgegentritt. Ist die geschilderte Bildung erst ein Gemeingut des mittleren Standes der Handwerker, Kaufleute und Landwirthe, so wird auch in dieser Sphäre nur selten ein Mann in dem Zustande der Rohheit sich finden lassen, daß er in seinen Verhältnissen als Familienvater, als Mitglied der Gemeinde, als Bürger des Staates der Ansicht huldigen sollte, als ob das wahrhaft Reale die „materiellen Interessen" wären, und was darüber hinausgeht, nichts als „Hirngespinste" und „wesenlose Theorieen."

Was nun die höhere Bürgerschule selbst betrifft, so sind schon in dem ersten Artikel die Gesichtspunkte zur Genüge angegeben, aus welchen der Unterricht in den Naturwissenschaften anzuordnen ist. Die Mathematik hat ihre Bedeutung theils als Hilfswissenschaft für jene Disciplinen, theils durch die unabweisbare Strenge des Beweises, welche sie auferlegt, als Zuchtmittel des Denkens. Nur im Alterthum ist ihr mit Recht ein selbständiger Werth zugeschrieben worden, als man die Wesenheiten der Dinge noch in ihren quantitativen Maßen und Verhältnissen auffinden zu können glaubte. Die Geographie hat statt der allgemeinen Umrisse in der höhern Bürgerschule das Detail mitzutheilen, damit die Beziehung der verschiedenen Theile der Erde zu den Producten der Natur, zu dem Verkehre der Völker un-

Digitized by Google

ter einander, zu ihrem gegenwärtigen Zustande und zu ihrer Geschichte mit Klarheit erkannt werde. Welche Wichtigkeit die Kenntniß der europäischen Hauptsprachen, der deutschen, englischen und französischen und ihrer Litteraturen für die Bildung des höheren Gewerbstandes, überhaupt für diejenigen hat, welche Hr. Mager die Gebildeten nennt, und die wir als die populär Gebildeten im Gegensatze zu den wissenschaftlich Gebildeten bezeichnen möchten, ist, wenn auch sehr häufig nicht auf die richtige Weise erkannt, doch zu wenig bestritten, als daß wir zu einer besonderen Darlegung derselben uns hier veranlaßt fühlen könnten. Dagegen müssen wir den historischen Unterricht einer näheren Betrachtung unterwerfen. Denn er gerade ist derjenige Theil des Unterrichts, welcher die Jugend zum Verständniß der wahren Interessen der Gegenwart heranzubilden und sie für dieselben zu begeistern hat. Freilich würde auch das ein zu weites Feld der Untersuchung eröffnen, wenn wir hier erörtern wollten, warum die Theilnahme an dem Kunstleben unserer und der fremden Nationen über eine ästhetisirende Schöngeisterei hinausgeführt und mit einem ernsthaften Charakter nur dadurch bekleidet wird, daß sie mit einer gebildeten Vorstellung von dem Zusammenhange der künstlerischen Productionen und der geschichtlichen Entwicklung der Völker sich verbindet. Eben so dürfen wir nur andeuten, daß die thätigere Theilnahme an dem religiösen Leben der Gegenwart für den populär Gebildeten einer religions- und kirchengeschichtlichen Basis bedarf, wenn sie durch ihr Hinausgehen über die fromme Hingebung des gemeinen Mannes nicht zu rationalistischem Raisonnement oder zu verstandloser Schwärmerei entarten soll. Nur das möge bemerkt werden, daß der active Staatsbürger seine Pflichten wahrhaft erst erfüllt, wenn er auch für die Entwicklung des religiösen Lebens und des Kunstlebens seines Volkes mit lebendigem Eifer sich thätig erweist. Beides muß ihm als etwas absolut Würdiges erscheinen, als etwas zu dem wahrhaften und ewigen Inhalte seines Bewußtseins wesentlich Gehörendes. Daß er aber von dem, was ihm so erscheinen soll, auch eine richtige Vorstellung habe, kann nur der Fall sein, wenn er die gegenwärtigen Gestaltungen als Resultate einer historischen Entwicklung, somit diese historische Entwicklung selbst kennen gelernt hat.

(Schluß folgt.)

Die Unionsverfassung Dänemarks und Schleswig-Holsteins; eine geschichtlich staatsrechtliche und politische Erörterung von Uwe Lornsen. Nach des Verf. Tode herausgegeben von Dr. G. Beseler. Jena 1841. Verlag von Friedr. Frommann.

Der edle Landvogt von Sylt, Uwe Lornsen, der politische Reformator seines Landes, „wegen Handlungen, die hätten gefährlich werden können," seines Amtes entsetzt, zu einjährigem Festungsarrest verurtheilt, dann ins Elend geschickt, starb fern vom heimischen Heerde in Genf. Fremde Erde birgt die Gebeine des Mannes, der sein Land und sein Volk über Alles liebte; dort aber in der Heimath, auf der Insel Sylt, glaubt das Volk nicht an des Landvogts Tod; seine gewaltige Persönlichkeit erschien den Syltern so groß, daß sie den verfrühten Tod des außerordentlichen Mannes für ein Mährchen halten; sie glauben, Uwe Lornsen werde dereinst wieder unter ihnen erscheinen. Große Männer scheinen dem Volke über das Loos gewöhnlicher Sterblicher erhaben, und unwahrscheinlich ist es dem Volke, daß so gewaltige Gestalten sobald einem gewöhnlichen Geschick erliegen sollten. Und Uwe Lornsen lebt noch, wird noch leben in seinem Volke, durch das Denkmal, daß er sich selbst in vorliegendem Werke, im Kerker angefangen, in Amerika fortgeführt, in Genf beendet, mit ganzer Seele immer das Vaterland liebend, gesetzt hat. Es ist ein Testament, ein Vermächtniß an sein Land und Volk, aus dem uns die ganze vollkräftige Gestalt des edlen freiheitstolzen Friesen entgegentritt, eines Mannes, der in schwerer Zeit wußte, was er wagen konnte, wagen sollte und wagen mußte, von dem des Dichters Worte gelten, „nehmt alles nur an ihm, ein Mann." Uwe Lornsen ist, was in einer charakterlosen Zeit des politischen Schwankens, des Hin- und Herschaukelns, des Kleinmuths mehr werth ist, als Geist, Witz, schöne Formen — Dinge, die die Sophisten und Schönredner preisen mögen — ein Mann, der weiß, was er will; er ist ein Charakter.

Wenn ein solcher Mann im bittern Unmuth, im edlen Zorn scharfe Worte redet, so hat er ein Recht dazu in einer Zeit, wo man die Worte nicht scharf und zweischneidig genug wählen kann, damit sie in die erschlafften Herzen und Gemüther der in Gleichgiltigkeit und Theilnahmlosigkeit gegen die theuersten Interessen des Volkes befangenen eindringen und durch scharfen Stachel aus politischem Schlummer wecken. — Was Uwe Lornsen im Eingange seiner Schrift sagt, findet nicht bloß auf Schleswig-Holstein Anwendung, denn mit dem Uebergange in eine repräsentative Verfassung hat es überall Eile, und was er von den berathenden Provinzialständen Schleswig-Holsteins (S. 25) sagt: „den großen Gewinn haben sie dem Lande gebracht, allgemein anschaulich gemacht zu haben, daß mit der Provinzialrathsständeverfassung nichts für Staat und Volk Erhebliches ins Werk zu setzen vermögen," gilt auch von andern Ländern. Denn der Geist der Provinzialstände ohne Steuerbewilligungsrecht und ohne Oeffentlichkeit (nach Graf Moltke das Minimum der wahren Verfassung) ist überall ein nüchterner, der in der Wüste umherführt und nie ins gelobte Land, höchstens ins rothe Meer. Auch „jene eigenthümliche Mischung von Geistesträgheit und Willensschwäche, welche

Digitized by Google

der Mangel an Geistesmuth gebiert, jener unschlüssige und haltungslose Kleinmuth," über den Uwe Lornsen klagt, ist nicht eine Schleswig-Holstein eigenthümliche Erscheinung, sondern eine allgemeine deutsche Landplage, die besonders in manchen auf ihre Intelligenz stolzen Staaten gewaltig um sich greift, indem man auf früher errungenen Lorbeeren auszuruhen beliebt, und sich so in liberale Phrasen, Salbaderei, in eine gewisse liberale Scheinheiligkeit hineingelebt hat, daß man weder zu liberalen Thaten kommen kann, noch diese überall für nothwendig hält.

Der Verf. sagt über den Stand der Sache: „Es ist für unsere Monarchie eine neue Epoche eingetreten und auf uns, den Jetztlebenden, ruht große Verantwortlichkeit. Uns ist das Loos gefallen, die Grundlage der neuern Zeit zu bereiten, von uns hängt es ab, ob wir und unsere Nachkommen in begeisterten Wetteifer für die Entwicklung der großen Ideen der Freiheit Arm in Arm fortwandeln werden. Wunsch der Schleswig-Holsteiner ist: daß dem Lande eine solche Stellung in der Monarchie eingeräumt werde, wie Norwegen in der skandinavischen. Es ist ferner Aller Wunsch, daß den Zweifeln über den staatsrechtlichen Charakter der Verbindung Schleswig-Holsteins mit Dänemark ein Ende gemacht werde. Was wir wünschen, das zu fordern haben wir das begründetste Recht." Dies Recht nachzuweisen, die staatsrechtliche Stellung Schleswig-Holsteins festzustellen, ist die Hauptaufgabe, die zu lösen der Verf. sich gedrungen fühlte, jemehr weder die Ständeversammlungen noch die Publicisten bisher thaten, was Recht und Pflicht war. „Unsere Ständeversammlungen," sagt der Verf. S. 79, „sind weit davon entfernt, die Intelligenz des Landes in ihrer höchsten Potenz darzustellen ꝛc. Es ist dermalen der Beamtenstand, welcher (wohl überall in Deutschland) die kenntnißreichsten und fähigsten Mitbürger in seiner Mitte zählt." Diesen Beamtenstand nun, dem man sogar die Advocaten und Justizcommissare einrangirt, von der Ständeversammlung gesetzlich auszuschließen, wie hie und da geschieht, heißt geradezu die Intelligenz aus der Ständeversammlung verbannen. „Unter unsern einflußreichen, patriotischen und freigesinnten Mitbürgern werden sich mehrere finden, welche uns auf Abwege zu leiten suchen werden, welche in ihrer Angst „von einem unverständigen Streben nach dem Steuerbewilligungsrecht," d. h. von jedem Streben nach diesem Rechte Gefahren für die Selbständigkeit fürchten; Männer, welche verblendet von Kleinmuth nicht einmal den Muth haben, den Gedanken an eine Vereinigung beider Ständeversammlungen auf den Landtagen laut werden zu lassen." Schon vorher, im dritten Capitel, wo der Verf. die Frage behandelt, „was zur Beseitigung entgegenstehender Hindernisse geschehen, hat er gegen Falck dargethan, „auf welche Abwege seine kampfscheue und friedliebende Tendenz" ihn geführt und wohin man gelangt mit kleinmüthiger Gesinnung. Es ist von dem Steuerbewilligungsrecht, das natürlich auch ein Steuerverweigerungsrecht in sich schließt, die Rede, von dem Falck jetzt nicht ohne Bewilligung der Regierung Gebrauch machen will, Falck, der früher in den kieler Blättern, ehe die karlsbader Beschlüsse diese aus dem bis dahin censurfreien Holstein nach Schleswig jagten, behauptete: „Besser als das Recht ist unter allen menschlichen Dingen auch das Beste nicht." Ein Recht aber, dessen Benutzung und Ausübung von allergnädigster Bewilligung eines dritten abhängig, ist gar kein Recht, ist gewiß „das Beste" nicht. Falck will „das staatsrechtliche Verhältniß Schleswig-Holsteins nicht weiter erörtern und den oft angeregten Streit auf sich beruhen lassen." Das nennt Lornsen mit Fug und Recht „zum Rückzuge blasen." Es thut uns leid, daß ein Ehrenmann, wie Falck, durch Ausweichen des Kampfes dem Verf. zu bittern Tadel Anlaß gegeben. Ohne Kampf und Streit kein Erkennen der Wahrheit, und jedes Biedermanns Pflicht ist es jetzt, in allen staatsrechtlichen Fragen eine Sache nicht „auf sich beruhen lassen," sondern von Grund aus zu erschöpfen und in das rechte Licht zu stellen; eines jeden Biedermanns Pflicht ist jetzt zu reden, nicht aber eine Sache in Erwartung besserer Zeiten auf die lange Bank zu schieben, es ist Pflicht laut zu reden und ohne Rücksicht auf die Gefahr hin, von dem Servilismus „ein Majestätsbeleidiger" gescholten und in höchster Form Rechtens in einen Criminalproceß verwickelt zu werden.

Des Verf. Absicht ist: Bahn zu brechen zu einem neuen Verfassungswerk in Schleswig-Holstein, gegründet auf einen Staatsverband von Schleswig-Holstein in einer Union mit Dänemark, denn Schleswig-Holstein steht zu Dänemark in demselben Verhältnisse, wie Norwegen zu Schweden. In den Beilagen, die, reich an Materialien, eigentlich das Hauptwerk bilden, wird das öffentliche Recht Schleswig-Holsteins in seinen Verhältnissen zu Dänemark in seinem ganzen Umfange durch umständliche, ausführliche und gründliche Darstellung der geschichtlichen Thatsachen erörtert, indem der Verf. die Staatseinheit Schleswig-Holsteins nachweist, mit siegenden Gründen die Einwürfe gegen eine besondere Erbfolgeordnung in Schleswig und gegen das Lehnsverhältniß Schleswigs zu Dänemark auftritt.

Dänemark und Schleswig-Holstein sind durch beiderseitige Verträge zwei unter einem Regenten verbundene Staaten. Das fast ganz von Deutschen bevölkerte Schleswig war früh als ein besonderes Lehn vom Königreich Dänemark getrennt. Nachdem durch die constit. Waldemar. festgesetzt, daß es *nie* wieder mit Dänemark *vereinigt* werden sollte, wurden nach Aussterben der Herzoge 1386 die Grafen von Holstein von der Königin Margarethe von Dänemark mit Schleswig belehnt. Seitdem bilden Schleswig-Holstein ein ungetrenntes Ganze. Beide haben vielfach gemeinschaftlich

Digitized by Google

gegen Dänemark vor und nach ihrer Vereinigung gekriegt. Diese Vereinigung von Schleswig-Holstein in unabhängiger Stellung unter einem selbständigen Fürstenhause war Volks- und Landessache, es galt vor Ueberwältigung durch ein fremdes Volk, die Dänen, beide Lande sicher zu stellen, diese Vereinigung lag auch im Interesse der beiden nahe gelegenen Hansestädte Hamburg und Lübeck, die eine Beute der Dänen zu werden fürchteten. Adolph VIII., der letzte Graf von Holstein und Herzog von Schleswig, aus dem Hause der Grafen von Schaumburg, starb 1459 kinderlos. Verwirrung im Lande. Das Ständecorps von Schleswig-Holstein wählte 1460 mit Uebergehen der zur Erbfolge berechtigten Seitenverwandten, der Grafen von Schaumburg, theils um eine Trennung Schleswig-Holsteins, theils um einen Krieg mit Dänemark zu vermeiden, nach dreimonatlichen Unterhandlungen und nachdem drei allgemeine Landtage gehalten, den König Christian I. von Dänemark zu ihrem Regenten, wie es in „der Lande Privilegien, vom alten Könige Christian besiegelt, dem Grundvertrage, der magna charta Schleswig-Holsteins (im Anhange A mitgetheilt) heißt: „Prälaten, Ritterschaft, Städte und Einwohner haben uns zu einem Herzoge von Schleswig, Grafen von Holstein gewählt. Vorbenannte haben uns angenommen und als ihrem Herrn gehuldigt, nicht als einen König zu Dänemark, sondern als ihren Herrn vorbenannter dieser Lande, mit Unterschied (mit Bedingung) aller Artikel und Stücke, die hienach ausgedrückt sind.“ Drei Wochen später erfolgte „eine tapfere Verbesserung der Privilegien mit vier guten Artikeln“ (Anhang B), Bischöfen, Rittern, Knechten und gemeinen Einwohnern gegeben. Lediglich durch Wahl und mittelst Vertrag gelangte das in Dänemark regierende Haus Oldenburg zur Regierung in Schleswig-Holstein, wie sich die Urkunde A ferner ausdrückt: „Wir bekennen, daß wir zu einem Herrn derselben Lande gewählt sind, nicht als ein König von Dänemark, sondern aus Gunst, die die Einwohner dieser Lande zu unsrer Person haben,“ weshalb der König sie nicht zu vererben versichert, sondern ihnen nach seinem Tode ein Wahlrecht zugesteht. Damit sothane Gunst der Einwohner ihnen unschädlich, sollen sie nicht verpflichtet sein, außer diesen Landen zu dienen und Hilfe zu leisten. Der König verspricht ferner keinen Krieg ohne Rath, Zustimmung und Willen der gemeinen Räthe dieser Lande anzufangen, keine Schatzung oder Beede auf die Einwohner zu legen ohne freundliche Einwilligung und Zulassung, einträchtige Zustimmung aller Räthe und Mannschaft. Bis gegen den dreißigjährigen Krieg hin konnten überall in Deutschland die Stände in allen Urkunden und Verträgen mit den Fürsten nicht Worte genug finden, um ihr Steuerbewilligungs- und Gesetzgebungsrecht zu wahren, nach dem altdeutschen Spruche: „so wir nicht mitrathen, so wir nicht mitthaten“*). Ein Grundsatz, der sich im englischen Staatsrecht immer erhalten; „ohne Repräsentation keine Taxation,“ rief der große Chatam, als man im englischen Parlament Nordamerika besteuern wollte, „mein Eigenthum ist mein absolutes Eigenthum, von dem mir Niemand ohne meine oder meines Repräsentanten Bewilligung etwas nehmen darf, und kein Grashalm in irgend einem entlegenen Winkel dieses Reichs darf ohne des Eigenthümers Willen besteuert werden.“ — Ferner gelobt der König: Beamte nur aus den Einwohnern dieser Lande zu haben, was Räthe dieser Lande festsetzen zu halten bis zum Hinkommen, und in allen Sachen nach Rath seiner Räthe daselbst sich zu verhalten, alljährlich einmal soll die Mannschaft vorgeladen werden, „die Stücke und Sachen zu verabschieden.“ Aus diesem Grundvertrage weist nun der Verf. in der Beilage III ausführlich nach, wie die ewig währende Vereinigung beider Lande nicht eine unter einem gemeinschaftlichen Oberhaupte verbundene Vereinigung zweier selbständiger Staaten, sondern eines gemeinschaftlichen Staates Schleswig-Holstein sei. In der Union der drei nordischen haben die Stände der drei Reiche bei der Wahl mit einander verhandelt, nicht so in Schleswig-Holstein, die Wahl geschah durch die vereinten schleswig-holsteinischen Stände. In der Union der drei nordischen Reiche hatte jedes Reich seine besondere Verfassung, seinen besonderen Reichsrath, nicht so in Schleswig-Holstein; ein gemeinschaftlicher Landesrath führte die Regierung in beiden Ländern, es wurde nicht, wie in der Union der drei nordischen Reiche, für jedes Land eine besondere Verfassung beschworen, sondern eine Schleswig-Holstein gemeinschaftliche, wie denn alle inneren Angelegenheiten stets durch die vereinten Stände Schleswig-Holsteins erledigt sind. Gegen eine Union dieser beiden Länder und für den Staatsverband spricht, daß Schleswig-Holstein in allen Verträgen, Dänemark gegenüber, als ein Gesammtstaat auftritt. Steuerbewilligung und Gesetzgebung wurden von den vereinten schleswig-holsteinischen Ständen geübt, Landesartikel, Gerichts- und Kirchenordnungen auf gemeinsamen Landtagen erlassen. Durch alles dieses wird der Charakter eines Staats, eines Staatsverbandes ausgedrückt. „Der Staatscharakter der grundvertragsmäßigen Verbindung unserer Lande, sagt der Verf. S. 279, ist seither nicht bestritten, aber auch nicht behauptet worden. Es gehört zu den vielen ungewöhnlichen Erscheinungen unserer staatsrechtlichen und politischen Litteratur, daß diese Hauptfrage, deren außerordentliche Folgewichtigkeit für die rechtliche Beurtheilung späterer geschichtlicher Vorgänge sich weiter ergeben wird, keiner Untersuchung unterzogen worden ist.“

(Schluß folgt.)

*) Die Fürsten urkunden dann immer, daß diese oder jene Steuer „nur aus gutem Willen und nicht aus Schuldigkeit ihnen zu Hilfe gegeben.“ Jetzt ist die Sache überall umgekehrt, jetzt giebt man aus Schuldigkeit, nicht aus gutem Willen.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Digitized by Google

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

26. Juni. № 152. 1841.

Mager „die deutsche Bürgerschule."

(Schluß.)

Näher ist der Unterricht in der Universalgeschichte zu betrachten. Es sollte wohl eine allgemein anerkannte Wahrheit sein, daß die Mitglieder des höhern Bürgerstandes durch die Erfüllung ihres speciellen Berufes erst dann einen würdigen Zweck erreichen, wenn sie in dem Bewußtsein handeln, daß durch ihre Arbeit einem Interesse nicht bloß der eigenen Person oder der einzelnen Familie, sondern auch der bürgerlichen Gesellschaft und, in höherer Instanz, des Staates ein Genüge geleistet werden soll. Nur durch dieses Bewußtsein giebt der Bürger jene Particularität auf, an welche das Gewerbe ihn bindet, das in seinem unmittelbaren Betriebe bloß Verhalten zur äußeren Natur ist. Zwar wird seine Beziehung zum Staate nur durch die bezeichnete Particularität vermittelt; ist jene aber einmal durch die Vermittlung hervorgebracht, so kann er ihr auch frei von allem Privatinteresse sich hingeben und, ohne den Boden zu verlassen, auf welchem er steht, in edlem und liberalem Sinne zur Erreichung der allgemeinen Staatszwecke mitwirken. Ohne Zweifel ist, um solcher Thätigkeit mit Einsicht und Erfolg sich hingeben zu können, die Kenntniß der gegenwärtigen Einrichtungen und Verhältnisse des eignen Staates und der mit ihm in Berührung stehenden fremden Staaten durchaus nothwendig. Indeß können dieselben nicht wohl anders als in ihren allgemeinsten Umrissen zum Gegenstande des Schulunterrichtes gemacht werden, da das Detail, dessen der Praktiker bedarf, nur im Wege einer langen Erfahrung erworben und verstanden werden kann. Die Principien jedoch, vermittelst welcher allein jene später zu erlangende Kenntniß des Details zur Bereicherung der Einsicht in das Staatswesen wird, sind auch dem jugendlichen Geiste verständlich, sofern sie nämlich demselben in der concreten Form, welche sie sich gegeben haben, vorgeführt werden. Das nun geschieht durch die Geschichte, freilich nicht durch die eines einzelnen Volkes oder einer bestimmten Zeit, sondern durch die Universalgeschichte; denn diese ist die Explication dessen, was der Staat ist, oder vielmehr aller derjenigen Momente seines Wesens, die bisher die Energie gehabt haben, sich zur Erscheinung zu bringen. Die historische Kenntniß dieser Erscheinungen, welche in ihrer Totalität nicht ein zufälliges Aggregat, sondern ein System bilden, ist zwar nicht unmittelbar schon Begreifen der Idee des Staates, aber sie ist Vorstellung von dem unendlich reichen Inhalt dieser Idee, eine Vorstellung, welche das Interesse des Bürgers an seinem gegenwärtigen Staat zu erhöhen und ihm die Erwerbung einer gebildeten Kenntniß von den Bedingungen möglich zu machen hat, an die die Wohlfahrt, die Ehre und die weiterschreitende Entwicklung desselben geknüpft ist*). Ferner gewährt die Universalgeschichte demjenigen, der eine wissenschaftliche Bildung anstrebt, die nothwendige Grundlage, auf welcher allein er vermittelst der Philosophie, aber auch nur vermittelst ihrer, zur wissenschaftlichen Einsicht in das Wesen des Staates, zum Begreifen seiner Idee gelangen kann. Indem somit der Unterricht in der Universalgeschichte gleich bedeutsam für die höhere Bür-

*) Hr. Mager verlangt von dem Lehrer eine „künstlerische Behandlung der Geschichte." — „Der Vortrag der Geschichte in der Schule muß rein episch, dabei dramatisch lebendig, ein Lebensbild sein und es bleiben. Der Schüler muß nicht zu hören, sondern zu sehen glauben. Das Herz muß ihm schlagen, die Thräne ihm ins Auge treten." Allerdings ist einem solchen Effect gerade nicht aus dem Wege zu gehen. Vor allen Dingen aber ist der Schüler anzuhalten, daß er zunächst die bestimmten Facta in ihrem äußerlichen Zusammenhange seinem Gedächtnisse einprägt. Ist dieser äußerliche Zusammenhang ein wirklich verständig aufgefaßter, d. h. die unmittelbar zur Vorstellung gebrachte Außenseite des inneren, des vernünftigen Zusammenhanges, so ist es nicht schwer, auch diesen zu immer klarerem Bewußtsein zu bringen. Dies geistige Wesen der Geschichte ist dann die lautere Quelle der Begeisterung für sie, welche das Gemüth des Mannes erfüllt und mit unwiderstehlicher Gewalt zu männlicher Thätigkeit ihn bestimmt. Das Schlagen des Herzens dagegen und die Thräne im Auge, welche durch die bloßen Schildereien der Geschichte bewirkt werden, sind nichts als für das gerührte Subject eine Quelle des Wohlgefallens an sich selber, an seiner eigenen schönen Seele. Wehe dem Lande, dessen Staatsmänner solche Rührung höher achten, als den freien männlichen Willen, dessen Inhalt durch die gediegene Einsicht in den vernünftigen Geist der Geschichte und der eigenen Gegenwart bestimmt wird, und dessen Energie durch eine schöne Begeisterung geadelt, auch wohl durch die Thräne des Mannes gestählt, nicht aber durch weibische Thränen verschwemmt werden darf.

Digitized by Google

gerschule, wie für das Gymnasium ist, vermittelt sie zugleich eine dem Inhalte nach gleiche, wenn auch in Rücksicht auf die Form und die Vollendung des Bewußtseins über denselben verschiedene Bildung für beide Stände, so daß beide, wiewohl zu verschiedenen Functionen in dem großen Haushalte des Staates berufen, sich wohl als verschiedene, aber nicht als einander fremde betrachten können. Die Verschiedenheit aber tritt zuerst auf der Schule selbst hervor. Während nämlich die Lectüre der vornehmsten lateinischen Prosaiker neben der Erweiterung der Sprachkenntnisse dem Zögling der höhern Bürgerschule wohl Gelegenheit bietet, den Ernst des römischen Geistes, der stets auf die Allgemeinheit des Staates gerichtet ist, auch zur Veredlung seiner eigenen Gesinnung zu verwenden, so wird doch nur der Schüler des Gymnasiums durch die umfassende Beschäftigung mit dem classischen Alterthum in das Leben und den Geist desselben vollständig eingeführt. Da nun die Gesammtheit der antiken Staaten eine beinahe durchsichtige Verwirklichung der einfachen Momente der Staatsidee in ihrer noch unvermittelten Verschiedenheit von einander darstellt, so führt ihre Kenntniß an die Grenze der philosophischen Erkenntniß dieser Idee heran und befähigt selbst schon auf der Schule zu einer geistvolleren Betrachtung der universalhistorischen Verhältnisse des Mittelalters und der neueren Zeit. Dann aber verleihen das Studium der Philosophie und die kaum anders als auch auf der Universität zu erlangenden positiven Kenntnisse von Rechts- und Staatsverhältnissen allein dem wissenschaftlich Gebildeten die Fähigkeit, die nothwendigen Maßregeln für die weitere Entwicklung des bestehenden Staates aufzufinden, sowohl was die Verfassung und Regierung des Ganzen, als was die Verwaltung des in unmittelbarer Beziehung zum Allgemeinen stehenden Besonderen betrifft. Da jedoch derselbe Inhalt in dem politischen Bewußtsein des populär Gebildeten vorhanden ist, wenn er ihm allerdings auch nur in dem trüben Scheine der Vorstellung vor das Auge tritt und nicht in dem absolut klaren Lichte der Idee, so ist er eben um des gleichen Inhaltes willen doch sehr wohl im Stande, die Richtigkeit der Maßregeln, welche von den philosophisch gebildeten und darum den Consequenzen der Idee gehorchenden Staatsmännern getroffen werden, anzuerkennen und mit verständiger Einsicht dieselben berathen und durchführen zu helfen.

Offenbar ist es, daß diejenigen Staatsmänner, welche beabsichtigten, dem preußischen Staate die ihm noch jetzt mangelnde, aber nach den Gesetzen der Vernunft und des positiven Rechtes ihm zustehende Verfassung zu geben, den Geschichtsunterricht auf Gymnasien und höheren Bürgerschulen in Rücksicht auf den von uns dargelegten Zweck zu organisiren sich bemühten. So verlangt die Instruction über die Prüfung der zu den Universitäten übergehenden Schüler vom 25. Juni 1812 von den Abiturienten „eine deutliche und sichere Uebersicht des ganzen Feldes der alten, mittleren und neueren Geschichte;" auch soll der Examinandus „die wichtigsten Begebenheiten mit chronologischer Genauigkeit kennen und ihren Schauplatz geographisch anzugeben im Stande sein." Ja in der vorläufigen Instruction für die an den höheren Bürger- und Realschulen anzuordnenden Entlassungsprüfungen vom 8. März 1832 ist die Beziehung des Geschichtsunterrichtes auf den gegenwärtigen Staat entschieden hervorgehoben. In §. 4 heißt es nämlich: „in der Geschichte: eine deutliche Uebersicht der wichtigsten Begebenheiten und der eigenthümlichen Verhältnisse der alten und neueren Völker, insonderheit genauere Bekanntschaft mit der Entwicklung, Verfassung und in den innern Verhältnissen der jetzt bestehenden Staaten, wobei der Schüler nachzuweisen hat, daß er die wichtigsten Epochen chronologisch richtig anzugeben weiß und mit dem Schauplatze der Begebenheiten bekannt ist."

Anders dagegen stellte die Sache sich nur zwei Jahre später. Denn das Rescript über die Abiturientenprüfungen vom 4. Juni 1834 verlangt in §. 28 von dem zur Universität Abgehenden nur, daß er „der Umrisse des ganzen Feldes der Geschichte kundig ist, besonders sich eine deutliche und sichere Uebersicht der Geschichte der Griechen und Römer, so wie der deutschen und namentlich auch der brandenburgisch-preußischen Geschichte zu eigen gemacht hat," während man im Jahre 1812 „die deutliche und sichere Uebersicht" des ganzen Feldes der Geschichte gefordert hatte. In §. 10 der Verordnung von 1812 wurde es auch dringend empfohlen, für den lateinischen und französischen Abiturientenaufsatz ein historisches Thema zu wählen, während das Rescript von 1834 gar keiner schriftlichen Arbeit über einen historischen Gegenstand erwähnt. Ja, was das bedeutsamste Zeichen einer veränderten Tendenz ist, 1812 bezeichnete man als Hauptgegenstände des Abiturientenexamens die alten Sprachen, die Geschichte und die Mathematik (a. a. O. §. 6); 1834 hingegen nur die alten Sprachen und die Mathematik (Rescr. von 1834. §. 28. B). Nach diesen und anderen, freilich noch bedeutsameren, Zeichen der Zeit können wir nicht ohne bange Erwartung der, wie es heißt, verheißenen definitiven Instruction für die Entlassungsprüfungen an den höheren Bürgerschulen entgegensehen.

Hermann Büttner.

„Die Unionsverfassung Dänemarks und Schleswig-Holsteins; eine geschichtlich staatsrechtliche und politische Erörterung von Uwe Lornsen. Nach des Verf. Tode herausgegeben von Dr. G. Beseler."

(Schluß.)

Dänemark hatte diese Vereinigung betrieben, um in seinen Kriegen mit Schweden und der Hansa eine Vormauer

Digitized by Google

gegen die letztere zu haben. Die Verhältnisse Schleswig-Holsteins, des bisherigen Verbündeten der beiden Hansestädte Hamburg und Lübeck änderten sich seitdem wesentlich; aus einem Gegner Dänemarks wurde es ein Verbündeter. Nachtheilig wurde diese vertragsmäßige, freiwillige Vereinigung Schleswig-Holsteins mit Dänemark, zunächst zur Erhaltung des Friedens abgeschlossen, für Schleswig-Holstein, weil die Stände, in denen der größte Theil des Landes, die Aemter und Landschaften nicht vertreten waren, nachdem durch Bevorzugung des Adels und nach Unterdrückung des freien an der Steuerbewilligung Theil nehmenden Bauernstandes, nach Verschwinden des Prälatenstandes diese Stände, da auch die großen Städte aus dem Staatsverbande geschieden, ohne Kraft und Rückhalt im Lande gegen die Eingriffe Dänemarks waren. Um an dem im Lande residirenden Fürsten eine Stütze für die selbständige Stellung des Landes gegen Dänemark zu haben, führen die Stände durch Wahl die Zweifürstenherrschaft ein, so entsteht ohne Aufhebung der Staatseinheit eine herzoglich-königliche und eine herzogliche Linie, nachdem schon 1466 zwischen dem dänischen Reichsrathe und dem schleswig-holsteinischen Landesrath eine Vereinbarung über die Wahl eines gemeinschaftlichen Landesfürsten getroffen. Indeß schon die Wahl des Prinzen Friedrich mit Uebergehen des Königs zeigt von dem Streben der Stände, aus der Verbindung mit Dänemark zu treten. — König Christian II., der in seiner Bestätigungsurkunde erklärt, daß ihm die Stände nicht als König von Dänemark, sondern als Herzog von Holstein gehuldigt, verlangte in dem Kriege gegen Schweden und Lübeck 1520 von den schleswig-holsteinischen Ständen, daß sie Lübeck auf sich nehmen möchten. Stände erklärten: daß des Königreichs Feinde keineswegs auch die der Herzogthümer wären und daß Stände nicht Willens und nicht schuldig wären, des Reiches Feinde auf sich zu laden. Der König sah sich genöthigt, die verfassungsmäßige Neutralität Schleswig-Holsteins durch den bordesholmer Vergleich 1522 anzuerkennen. Christian II., da er Bürger und Bauer aus dem Drucke der bevorrechteten Stände erlösen wollte, wurde entthront, und der dänische Adel hob mit Hilfe des schleswig-holsteinischen den Herzog Friedrich auf den Thron, der sich dem schleswig-holsteinischen Adel für diese Unterstützung in dem Kampfe um die Königskrone besonders dankbar zeigen zu müssen glaubte, weshalb er ihm 1524 auf Kosten der Gesammtheit Vorrechte ertheilte. Boeden (Bauern) sollten nicht mehr zu Gericht sitzen über edele Leute (bis dahin konnten sie es also), Edelmann und Bauern waren Rechtsgenossen, wie Michelsen in seiner gehaltvollen Schrift: „Ueber die vormalige Landesvertretung in Schleswig-Holstein, mit besonderer Rücksicht auf die Aemter und Landschaften" urkundlich nachweist. Dem Adel wurde die höchste Gerichtsbarkeit übertragen, alle Beamtenstellen ihm allein vorbehalten und so Land und Volk in die Gewalt eines herrschenden Standes gegeben. Gleichzeitig verschwand mit der Reformation der Prälatenstand, der jedermann durch Talent und Kenntnisse zugänglich war. „So begann die Verschleierung der Landesverfassung durch ungerechte Bevorzugung des Adels und durch Einbuße eines unabhängigen Standes in der Landesvertretung." Drauf schloß der dänische Reichstag mit dem schleswig-holsteinischen Ständecorps 1533 einen ewigen Bund zwischen Dänemark und Schleswig-Holstein, eine Quelle mehrhundertjähriger Drangsale für letzteres, das nun in alle Kriege Dänemarks verwickelt wurde.

Im J. 1616 war von den schleswig-holsteinischen Ständen die Aufhebung des Wahlrechts und die Einführung der Erbfolge nach Erstgeburt genehmigt worden. König Friedrich III. verordnete in dem grundgesetzlich verfassungslosen Dänemark in dem königlichen Erbstatut, in der lex regia, daß nach dem Abgange seines Mannsstammes nicht seine Agnaten, sondern sein weiblicher Stamm zur Nachfolge im Königreiche gelangen solle, wodurch in dem vorgesetzten Erbfalle eine Trennung Schleswig-Holsteins (wo die Agnaten folgen) von Dänemark eintreten würde. König Friedrich IV. berief 1721 die Einwohner des herzoglichen Antheils, in dessen Besitz er sich gesetzt, zu einem Erbhuldigungseide, indem er „den herzoglichen Antheil als ein in beschwerlichen Zeiten unrechtmäßiger Weise von der Krone Dänemark abgerissenes Pertinenz wieder in Possession nehme." (!!!) Diese Huldigung fand nur in einem Theile des Landes im herzoglichen, nicht im königlichen statt. Der Verf. weist in Beilage V ausführlich nach, wie durch diese einseitige Gewalthandlung die Staatseinheit Schleswig-Holsteins, die Erbfolgeordnung in nichts geändert worden. Ganz abgesehen von der constit. Waldem., wonach das Herzogthum Schleswig nie wieder dem Königreiche Dänemark einverleibt werden soll, so ist auch das gesammte Herzogthum Schleswig keineswegs factisch dem Königreiche Dänemark einverleibt, sondern nur ein Theil des Landes hat gehuldigt, wobei Prälaten und Ritterschaft „des allergehorsamsten Vertrauens leben, daß sie sich einer gleichen Freiheit mit der holsteinischen Noblesse zu erfreuen haben mögen*)." Darauf wurde königlicher Seits resolvirt: „daß ein Landtag in den Herzogthümern auszuschreiben, wenn es die Nothwendigkeit erfordere." Eine Trennung Schleswig-Holsteins, eine Aufhebung des Staatsverbandes war also durch jene Huldigung gar nicht beabsichtigt. Eine rechtliche Einverleibung Schleswigs in Dänemark hätte nur mit Bewilligung der Gesammtstände Schleswig-Holsteins geschehen können. Ver-

*) Weil die hohe Noblesse, in Egoismus, Herrschsucht und Knechtssinn befangen, immer nur für Wahrung ihrer Rechte gesorgt, die Volksrechte mit Füßen getreten, war sie als eine kraftlose Schmarotzerpflanze allmälig bei Seite geschoben, und es war der hohen Noblesse nur die Freiheit geblieben, „unterthänigst anzuflehen."

Digitized by Google

träge können nicht durch einseitige beliebige Anordnung eines der beiden contrahirenden Theile abgeändert werden. Durch jenen von den Bewohnern einzelner Theile, nicht aber des ganzen Schleswig-Holstein geleisteten Eid, über dessen Bedeutung so vielfach gestritten, kann in der Verfassung, in der Erbfolge Schleswigs rechtlich nichts geändert sein.

Wie die durch jene Huldigung einzelner Landestheile auf ungesetzlichem, also nicht rechtsverbindlichem Wege angeblich veränderte Erbfolge in Schleswig, so spukt auch der Lehnsverband Schleswigs zu Dänemark in den Köpfen einzelner Publicisten als ein die Staatseinheit Schleswig-Holsteins hinderndes Gespenst. In Beilage VI hat der Verf. dargethan, wie Schleswig eine von jeglichem Lehnsverbande freie Provinz des Staates Schleswig-Holstein sei. Die Verpflichtung zu Lehndiensten fiel schon bei dem Uebergange Schleswigs an das holsteinische Grafenhaus hinweg. Es verblieb der Krone Dänemark nur das Recht, die Belehnung zu ertheilen, uns zwar nach eingegangener Verpflichtung es immer von Neuem zu verlehnen und es, was schon damals im Interesse des Volkes und des Landes lag, nie wieder mit Dänemark zu vereinen. Schleswig hatte schon ein Jahrhundert der That nach als ein völlig freies Land bestanden, als es durch den Grundvertrag von 1460 mit Holstein zu einem Gesammtstaate verbunden wurde. Das Lehnsverhältniß schien somit gänzlich erloschen. Im Jahre 1533 schlossen die schleswig-holsteinischen Stände mit dem dänischen Reichsrathe jenen schon erwähnten Bundesvertrag, indem von einer von Schleswig besonders an Dänemark zu leistenden Lehnshilfe (außer jener Bundeshilfe Schleswig-Holsteins) nicht die Rede war. Doch nahm König Christian III. von Dänemark bald nachher Lehnsdienste in Anspruch, und in dem odenseeischen Vergleiche von 1579 wurde eine geringe Lehnshilfe (40 Mann zu Roß und 80 zu Fuß) zugestanden. Im rothschilder Frieden 1658 wurde die Lehnsqualität Schleswigs vollständig aufgehoben, Schleswig von Dänemark natürlich nur in Bezug auf die Lehnsverbindung (nicht auf innere Angelegenheiten, in die einzugreifen Dänemark nicht berechtigt) souverain. Ungeachtet der klaren und einfachen Worte dieses Souverainitätsdiploms (im Urkundenanh. S. 514 mitgetheilt) zweifeln neuerdings Publicisten an der Aufhebung jenes Lehnsverbandes, indem man herausgeklügelt hat, Schleswig sei nur für die Zeit des jetzt regierenden Mannsstammes ein allodialfreies Herzogthum, das nach Erlöschen dieser Linie in den Lehnsverband zurückfalle, Schleswig sei also ein lehnsfreies und auch ein lehnpflichtiges Land. Gegen diese sonderbare Behauptung, deren gänzliche Unhaltbarkeit der Verf. nachweist, wollen wir nur aus dem von den dänischen Ständen mit vollzogenen Souverainitätsdiplome Friedrich's III. hier anführen: „3) Cediren demnach und überlassen S. Lbd. das Herzogthum Schleswig, gleich selbiges von J. Lbd. bis auf diese Zeit iure feudationis, welches jetzo erloschen, besessen." Ferner: 8) begeben uns für uns und unsere Nachfolger bis dahin (d. h. bis jetzt) auf angeregtes Herzogthum jemals zugestandener An- und Zusprüche, bevorab des *iuris feudationis*, wie auch aller zur Lehengerechtigkeit gehörigen Sachen, gestalt wir 9) solche Lehnmuthungen gänzlich aboliren, abthun und vernichten."

Wir begnügen uns mit dieser kurzen Andeutung des reichen Inhalts, indem wir der Hoffnung leben, daß jeder bei der in Rede stehenden Sache interessirte, d. h. jeder Schleswig-Holsteiner, der Capacität für die großen Fragen seines Landes besitzt, das Buch selbst zur Hand nehmen, sich selbst aus der Quelle unterrichten und das, was in Beilage XIII—XV über Bundesverfassung und Unionsverfassung abgehandelt ist, reiflich erwägen wird. Wir unsers Theils halten jedes Versäumen, sich über des Vaterlandes Angelegenheiten zu unterrichten und belehren, jene gleichgiltige Theilnahmlosigkeit, die eignes Nachdenken, Anstrengung und Gefahren für das Gemeinwohl scheut, für verhängnißvoll. Die Indolenz pflichtvergessener Bürger ist die unheilbarste Krankheit der Staaten.

Wenn Lornsen in vorliegendem Werke sich, seinem Patriotismus, seinem staatsmännischen Scharfblick das schönste Denkmal gesetzt, wenn sich Schleswig-Holstein gegen den Herausgeber wegen Veröffentlichung des Werkes zu höchstem Danke verpflichtet fühlen muß, wenn wir die Pietät, die den Herausgeber abhielt, irgend etwas am Werke zu ändern, ehrend anerkennen, so hätten wir doch hie und da einige kleine Erläuterungen, Andeutungen und Fingerzeige für den mit den einzelnen Schriften nicht ganz genau und bis ins kleinste Detail bekannten von der Hand des Herausgebers gewünscht.

W. Lüders.

Bei mir ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Betrachtungen eines Militairs über einen bevorstehenden Krieg zwischen Deutschland und Frankreich. 8. Brosch. 16 gGr. — 20 Ngr.

Otto Wigand.

Druck von **Breitkopf** und **Härtel** in Leipzig.

Digitized by Google

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

28. Juni. № 153. 1841.

Zur Kenntniß und Kritik der Krause'schen Philosophie.

1. *Cours de Philosophie fait à Paris sous les auspices du gouvernement.* Par *H. Ahrens*, ancien docteur agrégé à l'université de Goettingue, Professeur de Philosophie et de droit naturel à l'université libre de Bruxelles. Premier volume contenant l'anthropologie générale. Second volume contenant la psychologie proprement dite et la partie générale de la Métaphysique. Paris 1838.
2. *Cours de droit naturel ou de philosophie du droit, fait d'après l'état actuel de cette science en Allemagne.* Par *H. Ahrens*. Paris 1840.

Die genannten Werke, deren Verfasser unbedingter Anhänger der Krause'schen Philosophie ist, geben dem Ref. Veranlassung, zuerst im Allgemeinen sich über den Charakter und die Stellung der Krause'schen Philosophie auszulassen. Wie kommt es doch, daß diese Philosophie, auf welche die deutsche Nation nicht minder stolz zu sein hat, als auf die mit ihr aus gleicher Wurzel stammende, auf dem Boden des Unendlichen, Absoluten gewachsene Schelling'sche und Hegel'sche Philosophie, die sie in mancher Hinsicht sogar überragt, dennoch so wenig Anklang und Verbreitung unter den Zeitgenossen gefunden, obgleich ihr Begründer sie von 1802—1829 in 24 Druckschriften auseinandergelegt und außerdem mündlich vom Katheder herab gelehrt hat? Wem gereicht hier die Nichtbeachtung zum Vorwurf, der Nation oder dem Philosophen? — Läugnen läßt sich nicht, daß Krause durch seine Sprachneuerung und wunderliche Terminologie, der zufolge er sich Wörter bildet, wie: Grundwerkthätigkeit, Selbstschauniß, Verhaltschauen, selbstheitliche Wesniß, grundliche Verhaltverhaltschauniß, Vereinsinnlichkeit, alleineigenwesenlich, gliedbaulich, orwesenlich und omwesenlich, Verhaltheit, Vereinsatzheit, Nichtheit und Faßheit, Seinheitvereinheit, eigenleblich, wesenliebig, wesenliebinnig und wesenvereinliebinnig, Zeitewigschauung, Schauvereinbildung, ganztheilheitlich, bejahig-verein-verneinig u. s. w. — ich sage, es läßt sich nicht läugnen, daß Krause dadurch seinen Schriften und Vorträgen etwas Abstoßendes gegeben: aber die Schwierigkeit der Terminologie allein kann kein zureichender Grund sein, ein großes, bedeutendes System zu ignoriren. Haben sich doch die Deutschen durch die eben so wunderliche und fast noch schwierigere Terminologie eines Kant, Hegel und schon vor beiden eines Böhme durchgearbeitet, und reizt doch überall ein gediegener, nahrhafter Kern, die rauhe Schaale zu durchbrechen. Hat aber etwa die Krause'sche Philosophie keinen solchen? Sie hat ihn nicht minder, als die genannten Philosophien, Krause ist nicht minder tief und speculativ als Schelling und Hegel. Nun, woran liegt es also, daß er noch nicht nach Gebühr gewürdigt worden? Er äußert sich selbst darüber so: „Ich lebte still und ohne lobpreisende Freunde, unbekannt, mein wissenschaftliches Leben hin, und hoffte jugendlichen Muthes und Vertrauens, meine Schriften werden mir auch äußerlich Bahn machen. Aber ich kannte die Menschen und den Zustand der Gelehrten und die Art, wie Universitäten verwaltet werden, und die Wirksamkeit der Universitätszünfte (sogenannten Facultäten) und der kritischen Zeitungsanstalten sehr wenig, — und habe mich daher in dieser Hoffnung vollständig geirrt." Auch Frhr. v. Leonhardi, Mitherausgeber des handschriftlichen Nachlasses Krause's, giebt über dessen äußeres Schicksal einigen Aufschluß, indem er in seinem Vorbericht sagt: Von Jünglingen, welche wissenschaftlicher Ernst beseelte, waren seine Vorlesungen und sein damit verknüpftes philosophisches Conversatorium, stets auf das Fleißigste besucht, und nicht selten wurden sie von Solchen in einem oder mehreren folgenden Halbjahren wiederholt angehört; von der Mehrzahl der Studirenden aber wurden denselben, — „weil sie," wie sich Viele äußerten, „zu wissenschaftlich wären," „um ihrer Gründlichkeit willen eine zu große Aufmerksamkeit in Anspruch nähmen," „und wegen ihres strengen Zusammenhanges einen ununterbrochenen Besuch erforderten" — die kläglichen, durch oberflächlichen Gedächtnißkram den Reiz zum Selbstdenken eher abtödtenden Vorlesungen des, sogar durch Zoten den unsittlichen Sinn kitzeln-

Digitized by Google

den, Schulze und Bouterweck's vorgezogen. — Ja, dies ist das Loos der stillen, uneigennützigen Wahrheitsforscher, die rein in die Sache vertieft, sich nicht an die niedrigen Bedürfnisse des Publikums kehren; sie werden von der Mitwelt ignorirt, was ihnen aber nur zum größten Lobe gereicht. Ist es nicht ebenso dem genialen, tiefsinnigen Schopenhauer ergangen, dessen Philosophie so manchem Katheder-philosophen ein Licht anzünden könnte, vor dem sein ganzes bisheriges Wissen erbleichen müßte? und hat diesen nicht noch jüngst Rosenkranz in seiner Geschichte der Kant'schen Philosophie viel zu geringschätzig behandelt? —

Ueber die Stellung der Krause'schen Philosophie unter den neuesten Systemen sagt ihr Begründer selbst: „Als Fichte einseitig bei dem Ich stehen blieb, und Schelling neben dieser, von ihm theilweis anerkannten, einseitigen Richtung, mit Geist die andere setzte, die einseitige Naturphilosophie: so erkannte ich, daß hier die höhere Idee des Beiden und allen Wesen und Wesenheiten gemeinsamen Organismus und organischen Harmonismus, eintreten solle und müsse — das war ein höheres Princip, als das von Krug aufgestellte des sogenannten Synthetismus. — Dieses sah ich ein, als Schelling noch in jener Antithese befangen war, und sah voraus, daß er sich höher erheben müsse und werde. Welches auch geschah. — Im Jahr 1803 gelangte ich zum vollen Wesenschaun, vor und über aller Gegenheit, allen einzelnen Attributen, und der Gliedbau der Wissenschaft stand vor meinem begeisterten Auge dem Erstwesenlichen nach vollständig da. Aber schon jenes Princip des Organismus und des organischen Harmonismus, ist ein höheres, als alle damalige ausgesprochene, und ist zuvor nirgends so ausgesprochen worden." In Beziehung auf Hegel sagt Krause: „Der Hegel'schen Bearbeitung der Logik verdanke ich Nichts. Ich habe mich früher, als Hegel'sche Schriften erschienen, mit der Neugestaltung der Logik denkend, lehrend und schreibend beschäftigt. Einige Hauptsätze, welche hernachmals auch Hegel gelehrt hat, und welche man bloß ihm als erstem Erfinder zuzuschreiben pflegt, sind schon in meiner historischen Logik (welche ein Jahrzehend früher als Hegel's logische Schriften erschien) enthalten. So vornehmlich die Hauptsätze: daß die Logik als innerer Theil der Philosophie die Wissenschaft des Erkennens und Denkens sei, daß das Denkgesetz das Gesetz der Wesen und Wesenheiten selbst, daß das Denken mit dem Sein und Wesen übereinstimme, daß das Denkgesetz Eines sei, daß das principium contradictionis, wie es gemeinhin verstanden wird, theilirig sei, daß vielmehr der Widerspruch eine reelle Kategorie sei; und ich habe sie früher als Hegel, in Jena gelehrt."

Nach dieser Selbstwürdigung Krause's hat Ref. über die Stellung seiner Philosophie Folgendes zu sagen: Krause hat mit Schelling und Hegel dieses gemein, daß er die Idee des Unbedingten, Unendlichen, Absoluten, oder die absolute Idee — über die keine wahre Philosophie hinauskommen kann, sondern vielmehr jede sich ganz in dieselbe vertiefen muß, um sie in ihrer unerschöpflichen Fülle und Fruchtbarkeit, in ihrer ganzen unendlichen Vernunft und Weisheit zu erkennen — Krause hat, sage ich, mit Schelling und Hegel das Verdienst, diese Idee, die bei Kant problematisch blieb und von Fichte ungehöriger Weise in das Ich verlegt wurde, in ihrer objectiven, an sich seienden Geltung zum Bewußtsein gebracht und zur Gewißheit erhoben zu haben. Krause verhält sich dabei, wie Hegel, zu Schelling so, daß er nicht bloß dieses Princip in intellectualer Anschauung erfaßt und den Zeitgenossen eine gleiche unmittelbare Anschauung ohne Weiteres zugemuthet, sondern in analytischer Methode, wie Hegel in der Phänomenologie, sich an das gemeine, vorwissenschaftliche Bewußtsein gewendet und, von dem Bekanntesten, jedem unmittelbar Gewissen ausgehend, dasselbe über sich hinaus zum absoluten Wissen oder, wie er es nennt, zur Wesenschauung zu erheben gesucht hat. (Prof. Ahrens hat daher, beiläufig gesagt, Unrecht, Hegel'n den Vorwurf zu machen [II, 278], daß er gleich Schelling die Analyse vernachlässigt habe.) Ferner hat Krause mit Hegel gegen Schelling dieses gemein, die qualitative Differenz und Entgegengesetztheit zwischen Natur und Geist, gegenüber dem bloßen Ueberwiegen des Realen oder Idealen, bei Schelling, geltend gemacht zu haben, eine Differenz, die schon jeden sich selbst beobachtenden die Erfahrung lehrt und die in der christlichen Religion als Gegensatz von Geist und Fleisch vorkommt. Endlich hat Krause auch mit Hegel, Schelling gegenüber, das Verdienst gemein, nicht bloß beim Aussprechen und unendlichen Wiederholen des absoluten Princips in mannigfachen Wendungen stehen geblieben zu sein, sondern dasselbe durch die reale Welt durchgeführt und zu einem vollständigen System oder Gliedbau des Wissens ausgearbeitet zu haben, wobei ihm seine ausgebreitete Gelehrsamkeit zu Statten kam.

Alle drei aber, sowohl Krause, als Schelling und Hegel haben den großen Fehler begangen, sich für ihr unendliches Princip des Ausdruckes Gott zu bedienen — wie dies früher ungehörigerweise auch schon Spinoza gethan — wodurch sie die Veranlassung zu endlosem Streit und Hader mit den Theologen und sonstigen Gläubigen, einem Streit, worin Gott, das höchste und heiligste Wesen, zum Zankapfel und dadurch entweiht und profanirt wird, gegeben. Keine wahre Philosophie darf sich des Ausdruckes Gott bedienen. Denn dieses Wort ist in der christlichen Welt nur in der theistischen Bedeutung eines persönlichen, außer- und überweltlichen Wesens, eines von Ewigkeit her fertigen und vollkommenen, absolut seligen, der Welt nicht bedürfenden, aber aus reiner Liebe sie schaffenden und nach

Digitized by Google

weisen, unerforschlichen Plänen von Oben her sie regierenden Wesens bekannt. Kommen nun mit diesem fest in Kopf und Herz eingenisteten Begriff die Theologen und Gläubigen an die Philosophie und finden da, daß von Gott gesagt wird, er sei ein sich stufenweis von der unorganischen Materie an aufwärts erhebendes, im menschlichen Geist zum Selbstbewußtsein kommendes, in der Geschichte unendlich in sich kämpfendes und leidendes, also nicht, wie die Christen annehmen, von Oben herab, sondern umgekehrt von Unten herauf Mensch werdendes Wesen u. s. f. — was Wunder, daß sich ein entsetzliches Geschrei erhebt und Alle in den einen Ruf ausbrechen: Seht die Atheisten, seht die Gottesläugner, sie identificiren Gott mit der Welt, sie selbst vergöttern sich, sie beten sich selbst an, denn sie helfen ja Gott zu seinem Bewußtsein! — Hat man Spinoza etwa darum weniger für einen Atheisten gehalten, weil er das Wort Deus für seine Substanz gebraucht? Soll man also auch euch darum weniger für Atheisten halten, weil ihr Gott im Munde führt? — O gestehet es doch endlich ein, euer Gott ist nicht der theologische, nicht der christlich theistische, und höret also, um dem unseligen Hader endlich ein Ende zu machen, auf, euch des Wortes Gott zu bedienen, denn, wie gesagt, die Prädicate, die ihr mit dem Worte Gott verbindet, passen nicht zu dem Subject, welches die Theologen und Gläubigen bei diesem Wort festgewurzelt im Sinne haben. Wohl haben Schelling und Hegel dieses gefühlt und jener sich darum vorwiegend des „Absoluten," dieser der „Idee" zur Bezeichnung ihres Princips bedient. Aber Krause bereut es, daß er in seinen frühesten Schriften statt: Wesen der Wesen, Welt und Universum, nicht lieber Gott gesagt. „Deshalb setzte ich schon 1803 bis 1804 in meinen Vorlesungen über das System: Gott, statt: Universum, Welt, und zeigte, daß eben Gott allein als das Princip der Wissenschaft angenommen werden könne." Dadurch hat sich denn Krause, nicht minder als Schelling und Hegel den Vorwurf des Pantheismus zugezogen, der aber bei den christlichen Theologen und Gläubigen gleichbedeutend ist mit Atheismus. Arthur Schopenhauer kenne ich unter den nachkantischen tiefsinnigen Philosophen als den einzigen, der es weislich vermieden, in seinem System das Wort Gott zu gebrauchen, dem daher auch, obgleich sein System pantheistisch ist, nicht eigentlich der Vorwurf des Pantheismus gemacht werden kann, weil er nirgends sagt, das All, die Welt, das Universum (το παν) sei Gott (θεος). Er bemerkt sehr gut, daß das Wort Pantheismus eigentlich einen Widerspruch enthalte, einen sich selbst aufhebenden Begriff bezeichne, der daher von denen, welche Ernst verstehen, nie anders genommen worden sei, denn als eine höfliche Wendung. (Ueber den Willen in der Natur, S. 128.) In der That, wie verträgt sich das Wort Pan, All, mit dem Wort Theismus? Ist nicht der Theismus eben das Gegentheil vom Allglauben? — Dem Philosophen ist das All, die Welt, das Universum als Totalorganismus das höchste, absolute, allein wahre und reale Princip; er kennt kein Jenseits der Welt, des Universums, da das All eben schon Alles ist. (S. meine Studien und Kritiken zur Theologie und Philosophie, S. 124 f. u. a. O.) Im Universum ist Alles begriffen, Gutes und Böses, Himmlisches und Irdisches, Englisches und Teuflisches, Geistiges und Leibliches. Der Unterschied, den die Theologie zwischen Gott und Welt macht, fällt der Philosophie schon innerhalb der Welt. Von Seiten ihres Innern nämlich, ihres Wesens, ihres Geistes, ist sie κατ' εξοχην Gott; von Seiten ihres Aeußern, der Erscheinung, des Leibes, ist sie κατ' εξοχην Welt. — Freilich, wer die Welt nur als ein Compositum, ein Aggregat alles Endlichen auffaßte, hätte vollkommen Recht, sich mit diesem Princip nicht zu begnügen, sondern darüber hinaus ein Höheres, eine unendliche, von Innen heraus gestaltende Einheit, einen Gott außer und über der Welt zu suchen, und da Krause die Welt eben in diesem mangelhaften Sinne, als bloßes „Vereinganzes" oder Inbegriff von allem Endlichen, ohne ursprüngliche Einheit, auffaßte, so sah er sich natürlich genöthigt, nach dem Grunde und nach der Ursache von dieser unendlichen Zusammensetzung, die er unter Welt verstand, zu fragen, und deshalb einen Gott außer und über der Welt anzunehmen, weshalb er auch gut sagen konnte, seine Lehre sei nicht Pantheismus, und stimme mit der Lehre des Christenthums überein, weil von ihm die Welt gedacht werde, als gar nicht Gott, weil sie ja gedacht werde als in und unter Gott Seiendes, als durch Gott Bestimmtes. „Es wird ja auch gar nicht gedacht, daß Gott aus Theilen besteht, denn würde dies gedacht, so würde der Gedanke des unendlichen Wesens vernichtet. Denn, was da aus Theilen besteht, dazu muß ein Höheres gedacht werden, welches der Grund ist von diesen Theilen, und von der Verbindung dieser Theile zum Ganzen. Das zwingt uns ja eben, von der Welt an höher aufzusteigen, daß wir einsehen, die Welt besteht aus Theilen, aus Vernunft, Natur und Menschheit. Es wird also vielmehr das unendliche Wesen gedacht als wesenhaft Eines, welches gar nicht aus Theilen besteht, wohl aber in und unter sich alles Endliche enthält, — als Grund dieses Endlichen." Wer heißt dich denn aber, die Welt als aus Theilen bestehend zu denken? Warum denkst du sie nicht vielmehr als diese ursprüngliche Einheit, diesen von Innen heraus sich gliedernden, aus einem einzigen fruchtbaren Princip, einer Urkraft, einem Urwillen, einer Urenergie sich ausgebärenden κοσμος, so daß du also nicht nöthig hast, darüber hinaus zu einem Gott aufzusteigen, sondern den Gott schon in ihr findest, eben in jenem Urprincip, das die Seele des Totalorganismus ist? Wer will beweisen, daß die Welt als Ganzes gesetzt und be-

Digitized by Google

gründet sei von einem Wesen außer und über der Welt? Wohl ist das Aeußere, Leibliche, die Seite der Erscheinung gesetzt und begründet vom Innern, dem Wesen, der Idee, aber von diesem ist nicht wieder als von einem begründeten zu einem noch höhern Grunde aufzusteigen, sondern dieses ist als das Ursprüngliche, Substantielle zu denken. Schon Scotus Erigena hat richtig gesagt, Gott und Welt seien nicht zwei verschiedene Gegenstände, sondern Ein und derselbe Gegenstand, auf verschiedene Weise angeschaut; alles Seiende könne zugleich ewig und geschaffen heißen, sofern in allem der ewige Gott sich selber schaffe. (De divis. nat. III. 17.) Und Schelling hat eben so tief und wahr gesagt: Gott und All sind völlig gleiche Ideen, Gott ist unmittelbar, kraft seiner Idee, die unendliche Position seiner selbst zu sein, absolutes All, und da er nicht ein von dieser Selbstbejahung verschiedenes Wesen, sondern eben kraft seines Wesens unendliche Bejahung seiner selbst ist, so ist auch das All von ihm selber nicht verschieden. Wie jedes Ganze jetzt in der wechselseitigen Verknüpfung aller seiner Theile, jetzt in seiner Freiheit und reinen Einheit betrachtet werden kann, in der That aber immer nur dasselbe Ganze bleibt: so ist auch die verkettete Natur von der freien, d. h. von der schaffenden Substanz, nicht das zufällige, sondern das wesentliche Complement, und mit ihr eben so zumal, wie mit dem Körper sein Schatten, ja wie sie mit sich selbst zumal ist. Das gottgleiche All ist nicht allein das ausgesprochene Wort Gottes (natura naturata), sondern selbst das sprechende (n. naturans): nicht das erschaffene, sondern das selbst schaffende und sich selbst offenbarende auf unendliche Weise (Jahrb. der Medicin, I, 1, S. 33; I, 2, S. 15 f.)

Es giebt nur diese zwei Kategorieen, die Alles erschöpfen, Wesen oder Ding an sich und Erscheinung, Idee und Realität, natura naturans und natura naturata, diese als der Ausdruck von jener. In diesen beiden Kategorieen und ihrem Verhältniß ist Alles begriffen. Sowohl im erkennenden Subject, als im zu erkennenden oder erkannten Object sind diese beiden Kategorieen zu unterscheiden. Das Subject an sich oder von seiner wesentlichen Seite geht mit dem Object an sich oder dem Dinge an sich, wie Kant es nannte, in eine wesentliche Einheit zusammen, und eben so ist für das Subject als Erscheinung das Object nur von seiner erscheinenden Seite, weil Gleiches immer nur mit Gleichem sich zusammenschließt; Gleich und Gleich gesellt sich gern. (S. meine Studien und Kritiken, S. 347.) Krause nun erhebt sich zwar von der Erscheinung zur Idee, vom Individuum zur Gattung und betrachtet letztere keineswegs, wie die formale Logik und der Nominalismus als einen abstracten, von den vielen realen Einzelwesen bloß abgezogenen Begriff; vielmehr ist ihm die Natur ein an und für sich seiendes, „selbstwesenliches," substantielles Princip, die Quelle aller individuellen Naturwesen, und ebenso der Geist, die Vernunft, und endlich die beide, Natur und Geist in sich vereinigende Menschheit; jede dieser Potenzen ist ihm ein Substantielles, Reelles, alle Einzelwesen seiner Sphäre Begründendes, wie die Platonischen Ideen: aber, und dies ist der Grundirrthum, der Widerspruch, an dem die ganze Krause'sche Philosophie laborirt — was so als ein Selbstwesenliches, An und für sich Seiendes, Substantielles gefaßt wird, muß nothwendig, da Krause über die Welt hinaus zu einem persönlichen Gott aufsteigt, in Beziehung zu diesem wieder nur als Attribut, folglich als völlig unselbständig, unwesentlich, unsubstantiell betrachtet werden, und so wird jene zuerst angenommene Substantialität von Natur, Geist und Menschheit zur Illusion. Denn wie kann ein Attribut selbständig, substantiell sein? Ist dies nicht ein completer Widerspruch? Kehren mit dieser doppelten, widersprechenden Annahme nicht alle jenen schwierigen, verwickelten, unauflöslichen Streitfragen der Theologie, wie die Freiheit und Selbständigkeit der Welt mit der göttlichen Regierung, die doch einen nothwendigen, unabwendbaren Gang haben müsse, bestehen könne; wie etwas, sei es Natur- oder Geistwesen, sich aus sich selbst, von Innen heraus, bestimmen und doch zugleich durch die göttliche Allmacht bestimmt werden; wie eine freie That von Gott vorhergewußt werden könne u. s. f. — kehren, sage ich, nicht alle diese kopfbrechenden, lebensgefährlichen Fragen, die in einer wahren Philosophie gar nicht vorkommen können, weil die Einheit des Princips sie nicht zuläßt, mit jenen falschen Voraussetzungen von einer doppelten Selbständigkeit auf einmal zurück, nachdem man sie längst beseitigt zu haben glaubt?

Urwesen oder Gott
Vernunft — Natur
Menschheit

Dieses ist das Schema der Krause'schen Philosophie. Er geht, wie Cartesius von dem qualitativen, dualistischen Gegensatze zwischen Natur und Vernunft oder Geist — denn Vernunft und Geist sind bei Krause identisch — aus; dieser Dualismus ist im Menschen, als einem aus Geist und Leib bestehenden Wesen, vereinigt. Jede dieser drei Potenzen ist in sich selbständig, selbwesenlich, denn es giebt eine allgemeine Natur, aus deren fruchtbarem Schooße die zahlreichen individuellen Naturgebilde hervorgehen; es giebt ebenso eine allgemeine Vernunft, einen allgemeinen Geist, wie schon die Erfahrung lehrt, da wir uns beständig schon im gemeinen Leben auf dieses höhere Wesen berufen und fordern, daß alle endlichen Geister in der Vernunft übereinstimmen. Endlich entspringt außer dem Gedanken der unendlichen Natur und des unendlichen Geisterreichs noch der dritte, aus der Vereinigung von Natur und Geist resultirende, der unendlichen Menschheit. Fassen wir nun, sagt Krause, diese Gedanken in Ansehung der Vernunft, Natur und Menschheit zusammen und erwägen, daß diese alle drei endlich sind, so entspringt die Frage nach der Einsicht desjenigen höhern Wesenlichen, worin diese drei enthalten und nach dessen Wesenheit sie bestimmt sind. Veranlaßt also durch den Gedanken des Grundes, werden wir des Gedankens Eines unendlichen unbedingten Wesens, d. i. Gottes, inne. Da mithin das Eine unendliche Wesen gedacht wird als alles Bestimmte in sich seiend, so wird es gedacht als der Eine Grund alles Endlichen, folglich auch als der Eine Grund der Welt, als der Eine Grund der Vernunft, der Natur und der Menschheit. „Die Welt ist nicht Gott, kein Wesen der Welt ist Gott; Gott besteht nicht in oder aus Theilen. Die Wesenlehre ist nicht Pantheismus, und stimmt mit der Lehre des Christenthums überein."

(Fortsetzung folgt.)

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Digitized by Google

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

29. Juni. № 154. 1841.

Zur Kenntniß und Kritik der Krause'schen Philosophie.

(Fortsetzung.)

Ja wohl, sie stimmt mit dem Christenthum überein, aber, muß man hinzusetzen, leider! denn sie leidet mit dem Christenthum an demselben Grundwiderspruch, daß einerseits die Welt, als Natur, Geist und Menschheit, selbständig, aus sich lebend, ihren eigenen Verlauf nehmend, substantiell gedacht, und doch anderseits wieder nur, dem unendlichen, Alles in sich tragenden und begründenden Gott gegenüber, zu einem Attribut, einer bloßen Erscheinung, einem völlig Unselbständigen und Unwesentlichen herabgesetzt wird. Die Lösung dieses Widerspruches oder vielmehr der Versuch, ihn zu lösen, hat in der Theologie und christenthümelnden Philosophie eine Menge von Spitzfindigkeiten, Sophismen, Distinctionen und Distinctiönchen herbeigeführt, die bei dem leisesten Hauche des rein philosophischen, klaren, ungetrübten Denkens wie ein Kartenhaus zusammenstürzen, und die alle erspart worden wären, hätte man nur jenen Grundwiderspruch zu vermeiden verstanden. Warum geht man denn über die Selbständigkeit der Welt in Natur, Geist und Menschheit hinaus? Kann das Selbständige noch einen Grund haben? Ist die Selbständigkeit nicht der gegenwärtige Gott selbst? Das, was in der Natur, im Geist, in der Menschheit, das Selbständige, Substantielle, Wesenliche ist, der Kern, ist ja der gegenwärtige Gott selbst. Jeder kann dieses offenbare Geheimniß allaugenblicklich in sich ergreifen, und auch draußen, in der objectiven Welt, ist dieses Mysterium Jedem, der es nur erst in sich gefunden hat, zugänglich. Es ist also, wie schon Fichte richtig bemerkte, gar kein Grund vorhanden, über die Welt als einem Begründeten hinaus zu ihrem Grunde fortzugehen. Vielmehr ist sich die Welt von Seiten ihrer Innerlichkeit, ihres Wesens, ihrer Substanz, die, allgegenwärtig, in Natur, Geist und Menschheit nur auf verschiedenen Stufen steht, selbst Grund; oder, was dasselbe ist, die Welt als innere ist Grund von sich als äußere. Natur, Geist und Menschheit sind also keineswegs bloße Attribute einer überweltlichen Substanz, sondern von Seiten ihrer Erscheinung sind sie Attribute ihres immanenten Wesens.

Durch das Krause'sche Philosophiren ist also noch eben so wenig, als durch das Schelling'sche und Hegel'sche, eine reine Philosophie zu Stande gekommen. Bei Schelling ist die Philosophie mit Poesie, mit Gebilden der Phantasie versetzt*). Bei Hegel ist sie von christlich-kirchlicher Dogmatik trüb angehaucht. Endlich bei Krause ist sie durch den vulgären Weltbegriff als eines aus Theilen zusammengesetzten Ganzen, zu welchem nun erst noch jenseits die ursprüngliche Einheit zu suchen wäre, verunreinigt. Schopenhauer ist unter den neueren Philosophen meines Wissens bis jetzt der einzige, welcher eine reine, eben so tief- als scharfsinnige Philosophie geliefert hat, die zwar bis jetzt noch wenig oder gar nicht beachtet worden, die aber dafür desto sicherer ihre Zukunft hat, wie er sich selbst auch dessen vollkommen bewußt und gewiß ist.

Nach dieser allgemeinen Beleuchtung der Krause'schen

*) Krause hat anno 1821 über Schelling folgendes nicht unwahre Urtheil gefällt: „Wenn Schelling Logik und Mathematik achten gelernt hat, so wird sein neubegonnenes Lehren von bleibenden Früchten sein, so wird er sich auch von seiner stolzen Grobheit reinigen, die ihn sonst auf dem Gebiete des Schauens, so wie Fichte'n, einem prachtvollen Raubthiere ähnlich machte, und von den schrecklichen Lehrsätzen der angebornen Sklavheit und Freiheit, der Geheimheit der Religion, der Abgefallenheit der Natur von Gott u. s. w. sich befreien. Ohne jenes wird es mit ihm beim Alten bleiben, er wird die Platonischen, Jordan-Brunonischen und Spinozischen Grundsätze mit Kraft und Schönheit lehren, aber an einen Wissenschaftbau, an einen Inausbau des Wesenschauens, wird er nicht kommen. — Alle die Urdenker, welche Wissenschaft wirklich und wirksam förderten, waren zugleich Mathematiker, strebten Logik und Sprache zu vervollkommenen, — achteten Fleiß im Größten und Kleinsten hoch, waren rein von grobem Stolz und Uebermuthe. So Platon, Spinoza, und annäherungsweise auch Leibnitz, Wolf. — Wie viel Rohes, Unvereinbares ist in Schelling's Schriften aus Platon, Spinoza, Jakob Böhme u. s. w. entlehnt!" — Zu diesem Urtheil setzt Frhr. v. Leonhardi richtig noch hinzu: „Ja Schelling hat den reinwissenschaftlichen Standpunkt verloren, indem er für die Philosophie, als solche, eine äußere, von ihm sogenannte geschichtliche Grundlage sucht."

Digitized by Google

Philosophie, in welcher ich die drei Theile der Krause'schen Welt: Natur, Geist und Menschheit, vorläufig habe gelten lassen, komme ich nun noch zu der Bemerkung, daß zwar die Begriffe der Natur und Menschheit keine bloße Hirngespinste, sondern reale Wesenheiten sind, da sie in den unzähligen, verschiedenstufigen Naturgebilden und Menschenindividuen zur Erscheinung kommen, also ihre Wirklichkeit beweisen: aber wie steht es mit dem Begriff des Geistes als eines selbstwesenlichen, für sich seienden, von der Natur und Körperwelt völlig unabhängigen Wesens? Giebt es einen reinen Geist? Hat nicht jeder Geist, er stehe noch so hoch, er sei noch so edel und gebildet, die Natur zu seiner Voraussetzung, den Organismus zu seiner Basis und unausweichlichen Bedingung? Und bleibt nicht vielleicht ewig der Geist mit dieser Bedingung behaftet? Diese Frage scheint auch an die Hegel'sche Philosophie gerichtet werden zu müssen, denn diese scheint mit dem „absoluten Geist," welcher über den in der Weltgeschichte, der höchsten Stufe des „objectiven" Geistes, beschlossenen Menschengeist hinausgeht, ebenfalls einen reinen Geist anzunehmen; indessen bei genauerer Ueberlegung zeigt sich doch sogleich, daß die Hegel'schen Stufen des absoluten Geistes: Kunst, Religion und Philosophie, noch dem Menschengeist angehören, denn die Kunst kommt ja nur im Künstler, die Religion im Religionsstifter, die Philosophie im Philosophen, also im Menschen, zu Stande, und wir sind somit in ihnen noch nicht über den Menschengeist hinausgekommen. Krause hingegen nimmt außer Natur und Menschheit als dritte Potenz noch den reinen Geist an, und da läßt sich denn billigerweise fragen: Ist dieser Geist nicht vielleicht eine bloße Hypothese? — Krause selbst hat dieses eingesehen und deshalb gesagt: „Andere Geister kennen wir freilich bis jetzt nicht, als die Geister der Menschen, mit denen wir hier auf Erden vereint sind; also wissen wir aus Erfahrung nur, daß es eine endliche Anzahl von Geistern giebt, weil auf dieser Erde immer nur eine endliche Anzahl Menschen lebt, so groß und unüberschaubar für jeden Einzelmenschen diese Anzahl Menschen auf Erden auch immer sein mag. Wenn wir aber erwägen, daß der Begriff eines endlichen Geistes eine Unendlichkeit von Wesenheiten in sich enthält, und daß die Bestimmung des endlichen Geistes eine in der Zeit unbeendbare ist, so kommt uns ein übersinnlicher Gedanke höherer Art ins Bewußtsein, der Gedanke eines Geisterreiches, welches aus unendlich vielen individuellen Geistern besteht. Ob aber diesem Gedanken Giltigkeit zukomme, das ist an dieser Stelle nicht abzusehen." Ich meine, es ist auch an keiner andern Stelle abzusehen, wir müßten denn einst selbst Bürger dieses reinen Geisterreiches werden und dann erkennen, daß es also doch ein solches Geisterreich giebt. Vorläufig wissen wir nur von dem mit der Natur behafteten Menschengeist.

Der Grundsitz, gleichsam die Residenz des Irrthums der Krause'schen Philosophie ist ihre Methode. Die Methode soll der Nachweg sein, d. h. die Verfolgung desselben Weges theoretisch, den die Sache in der Wirklichkeit, praktisch, verfolgt. Wird eine Methode nicht aus der Sache selbst herausgeschöpft, sondern im Voraus fertig angenommen, so muß dann natürlich die Sache in die Methode hineingezwängt werden. Es geht der armen Sache dann ungefähr wie einem armen Menschen, dem man einen Rock schenkt, zu dem der Schneider das Maß nicht nach seinem Körper genommen, und der sich dann jämmerlich in diesen Rock hinein zu zwängen sucht. Die Krause'sche Methode ist nämlich, wie die Hegel'sche, die trichotomische der Thesis, Antithesis und Synthesis, oder der unmittelbaren Einheit, des Gegensatzes und der concreten Einheit. Diese steht bei Krause, wie bei Hegel von vorn herein fest, und nun beginnt das Einschnüren. Schon Hegel mußte vielfach gegen diese Methode verstoßen, da das Leben nicht immer Stich hielt, nicht so geduldig war, sich erwürgen zu lassen. Bei Krause führt diese Methode die angegebenen Irrthümer seines Systems mit Nothwendigkeit herbei. Denn:

Thesis:
Gott
Antithesis:
Natur und Geist
Synthesis:
Menschheit.

Zuerst kommt die Einheit, dann der Gegensatz, die Differenz, und zuletzt die Vereinigung, oder, wie Krause es nennt, die Vereinheit. Bei dieser Methode bleibt natürlich nichts übrig, als den Gegensatz, die Differenz, für einen Abfall von der ursprünglichen Einheit zu erklären, ein Factum, das sich zwar imaginiren, aber nicht denken, nicht beweisen läßt. Wie kann ein wirklich mit sich einiges Wesen von sich abfallen, sich entzweien? — Vielmehr muß der Gegensatz, die Entzweiung als das Ursprüngliche angenommen werden und die Einheit als anfangs nur an sich seiend, *potentia*, wie ich dieses in meinen Studien und Kritiken, S. 232 nachgewiesen habe. Die wirkliche Einheit resultirt erst aus der Ueberwindung der Entzweiung, und will man daher die wirkliche Einheit Gott nennen, wogegen nichts einzuwenden, so muß man sich auch den Satz gefallen lassen, daß Gott nicht schon Anfangs ist, sondern erst von der Welt hervorgebracht wird und werden soll, insofern die durch das ganze Universum hindurchgehende Entzweiung aufgehoben und versöhnt werden soll, ein im höchsten Grade praktischer und fruchtbarer Satz, der wahrhafte Impuls aller sittlichen Thätigkeit. Natur und Geist, die von Anfang an Entzweiten, sollen in der Menschheit zur Versöhnung kommen und ihren göttlichen Frieden feiern. Natürlich wird bei Hegel die ganze Geschichte zu einem „Spiel der Liebe

Digitized by Google

Gottes mit sich selbst," weil es mit dem Schmerz, der Entzweiung, der Negativität, als aus dem ursprünglich einigen Gott hervorgegangen, nicht rechter Ernst sein kann. Die ganze Geschichte wird consequenter Weise zu einer Komödie, bei deren Anschauen sich Gott, seiner Unendlichkeit sicher, über den Jammer, das Elend, die Thorheit und Verkehrtheit der Welt ergötzt, — eine höchst unwürdige, gotteslästerliche Ansicht. Es kann aber mit dem Schmerz, der Entzweiung nicht Ernst sein, wenn diese nicht das erste, ursprüngliche, sondern nur Folge eines ursprünglich mit sich einigen Absoluten, Abfall desselben von sich ist. Die alte Methode taugt also nichts zur Lösung des Weltproblems; vielmehr erschwert sie dieselbe noch. Es muß also eine neue Methode eintreten, die dichotomische, die von der Entzweiung, als dem in der Wirklichkeit ersten, anhebend, die Einheit als Bestimmung und Aufgabe der Weltgeschichte darstellt. Dann werden auch alle Theodiceen, mit denen man sich bisher so vielfach abgemüht, von selbst hinwegfallen. Denn Theodiceen, Rechtfertigungen Gottes, können nur da entstehen, wo man annimmt, ein Gott habe diese traurige, zerrissene, kämpfende, in sich entzweite Welt gemacht. Bei einem Machwerk, einem Fabricat, läßt sich dann freilich fragen: Warum hat denn der Fabricant das Ding nicht besser gemacht? und da sucht man ihn denn von dem Vorwurf der Stümperei zu retten und rein zu waschen. Nimmt man aber die Sache nicht als ein Machwerk, — und so etwas, wie die Welt, läßt sich nicht machen — sondern als ein an sich seiendes an, so hört alles Klagen und Rechtfertigen auf; denn gegen ein Seiendes läßt sich nicht disputiren. Vielmehr tritt dann statt der theoretischen, unfruchtbaren Tendenz, das Weltübel zu rechtfertigen, die praktisch fruchtbare, Leben weckende und Leben bildende, das Uebel aufzuheben, ein. Ließe sich das Uebel rechtfertigen, so wäre ja gar kein Grund vorhanden, es aufzuheben. In der praktischen Tendenz, es aufzuheben, liegt ja implicite schon das Gegentheil jeder Theodicee.

Man hat, wie aus dem Gesagten einleuchtet, den nachkantischen, vom Absoluten als ursprünglicher Einheit ausgehenden Philosophieen, nicht mit Unrecht den Vorwurf der müßigen, unfruchtbaren, zum Quietismus führenden Beschaulichkeit gemacht. Hegel besonders hat viel zu verächtlich von dem Sollen gesprochen. Die Praxis darf eine wahre Theorie nicht Lügen strafen. So lange daher in der Wirklichkeit noch das Sollen, der kategorische Imperativ, regiert; so lange noch Vieles ist, was noch nicht ist, sondern sein soll, geschehen soll, darf auch die Philosophie nicht achselzuckend vom Sollen sprechen. Gott ist noch nicht in der Welt vollkommen realisirt; die Welt soll ihn erst noch immer vollkommener realisiren. Denn wozu wäre sonst die Zeit? (S. meine Studien und Kritiken, S. 233 ff.)*) Die Krause'sche Philosophie hat in Hinsicht der Anerkennung des Sollens einen bedeutenden Vorzug vor der Hegel'schen. Sie hat die praktischen Consequenzen, die aus der Idee des Unendlichen, Absoluten mit Nothwendigkeit folgen, in ihrer Forderung eines panharmonischen Systems, worin Natur, Geist und Menschheit zusammenstimmen und zusammenklingen, weit angelegentlicher, als Hegel, gezogen. Daher' ihre tiefe Sittlichkeit, ihre Wärme und Begeisterung für wahres Menschenthum, und das daraus hervorgehende Streben, die Philosophie populär zu machen, was Hegel so sträflich in seinen schwerfälligen Schriften vernachlässigt hat. „Ich beabsichtige," sagt Krause, „den lernfähigen, das ist zur Denkfähigkeit gebildeten, Leser (auch den Unstudirten, gebildeten Handwerker, Bauern, überhaupt den lernfähigen Menschen jeden Alters und Standes) dahin zu bringen: daß er, in inniger Verehrung der Wahrheit, selbstdenken, Wahrheit selbst erforschen, und Was ihm als Wahrheit angetragen wird, prüfen lernt; daß er insbesondere die Wissenschaft und die Wissenschaftforschung in ihrer Wesenheit erkennen, und dieselbe achten lernet, und soviel an ihm ist, selbst wissenschaftlich denkt und forscht; daß er die Befugniß und Sollheit anerkennt, die wissenschaftlich erkannte, auch die in wissenschaftlicher Ahnung oder in, von Wissenschaft begründetem Glauben erfaßte Wahrheit darzuleben; daß er weseninnig, wesenliebig, wesenliebinnig und wesenvereinliebinnig wird; daß er den Menschen und die Menschheit im Sinne und Gemüth aufnimmt, und sie durch sein ganzes Leben liebt und ehrt; daß er das göttliche Leben, und darin das gottgeweihte und gottvereinte Leben der Menschheit in Urbegriff und Urbild wesenhaft schaut, mit Gefühl,

*) Erfreulich ist es für den Philosophen, mit seinen durch strenges, unbestochenes, vorurtheilsfreies Forschen gewonnenen Resultaten auch denkende Laien übereinstimmen zu sehen. So eben ist eine Schrift: Eines Laien Weltdialektik, in drei eleusinischen Dialogen, von v. Schmitz-Aurbach, Mannheim 1841, erschienen, die ich zwar nicht in allen Punkten unterschreiben will, deren Tendenz aber, nachzuweisen, „daß ein absolut vollkommener Gott diese Welt nicht gemacht haben kann," ich als vollkommen wahr anerkennen muß. Der geistreiche Verf. sagt sehr gut: „Folgestreng müßte die heute geltende Hypervollkommenheits-Idee Gottes auf eine Art brahmanischen Gott, nämlich auf einen Gott in Unthätigkeit, auf eine Seligkeit in Ruhe führen und es müßte unsere Kunst und Wissenschaft und unser Staatsleben sich versteinern. Hingegen mein im Geistigen unermeßlich überragender und dennoch ewig fortschreitender Gott ist unserer kaukasischen, strebsamen Natur die einzig angemessene Idee. Ihre populäre Verbreitung würde in unserer Völker Geistesgluth wie ein Sturmwind fahren und hohe Flammen über den Erdkreis jagen; nicht etwa dadurch, daß die Massen ein blinder Religionseifer ergriffe, sondern vielmehr dadurch, daß jene Wenigeren, aber Tüchtigsten, welche der jetzt geltenden Religionsansichten Widersprüche erkennen und durch Geistestiefe gezwungen an deren Lösung sich abmühen, alsdann jene Befriedigung und Abrundung, welche ihr höchstes Bedürfniß ist, schon besitzen, so daß sie von Jugend auf ihre ganze Kraft ungetheilt, sei es einer Wissenschaft, sei es einem thatkräftigeren Leben, zuwenden mögen" (S. 201).

Digitized by Google

Willen, Sinn und Streben sich ihm ergiebt, und sich als ein Glied des Lebenbundes der Menschheit mit Gott — des Menschheitbundes, weiß, worin die Menschheit als Ein geselliges Ganzes, als wahrhaft Ein höherer Mensch, in Gott frei, und mit besonnenem Kunstbefleiß ihr Leben zu bilden, — auf die Einzelmenschen und die allartigen Vereine derselben, als gleichsam deren höherartiges, gesellschaftliches Gewissen, allein durch die Macht der Erkenntniß wirkend, — von Gott berufen ist; daß er dieser Menschheit Geschichte verstehen, würdigen, und im Geiste des vollwesenlichen Menschheit-Wesenlebens denken, empfinden, wollen, streben, leben, und dazu mit Andern friedlich und geselig vereinwirken und vereinleben lernt." In seinem Urbild der Menschheit (1811) hat Krause, mit Weglassung der Beweise, die reinen Ergebnisse der grundwissenschaftlichen Menschheitlehre für das ahnungsvolle Gemüth in volksverständlicher Sprache darzustellen gesucht. Ueber Krause's masonisches Wirken geben seine Schriften über Freimaurerei, die auch an Nichtmaurer abgegeben werden, Aufschluß.

Gehen wir nun vom Meister zum Jünger, zu Prof. Ahrens und seinen angegebenen Schriften über, so läßt sich nicht läugnen, daß sich Prof. Ahrens durch seine Vorlesungen, die er auf Cousin's und Guizot's Aufforderung in Paris gehalten und die nun in den zwei Bänden des cours de philosophie gedruckt vorliegen, so wie durch seinen cours de droit naturel ein großes Verdienst um die Verbreitung deutscher Philosophie unter den Franzosen erworben hat. Man möchte es beinahe als eine Fügung der Vorsehung ansehen, daß gerade ein Schüler der Krause'schen Philosophie, nicht ein Schellingianer oder Hegelianer oder sonstiger aner dazu ausersehen und dessen gewürdigt worden ist. Denn wenn irgend eine deutsche Philosophie, so ist es die Krause'sche, die recht geeignet ist, die Franzosen, die bekanntlich eine entschieden empirische Richtung und praktische Lebenstendenz haben, für deutsche Philosophie zu gewinnen, einmal wegen ihres die empirischen Wissenschaften nachahmenden analytischen Ganges, und sodann wegen ihrer praktischen, geselligkeitsliebenden und befördernden Tendenz. Die Vorlesungen eines Schellingianers oder Hegelianers würden vielleicht bald den Franzosen das Studium deutscher Philosophie verleidet haben.

Da Prof. Ahrens die Krause'sche Metaphysik, zu welcher er durch einen psychologischen Cursus vorbereitet, unverändert vorträgt und ich dieselbe schon im Vorigen beleuchtet habe, so beschränke ich mich hier, wegen des geringen mir verstatteten Raumes, nur noch über das zweite genannte Werk, das Naturrecht oder die Rechtsphilosophie einiges zu sagen. Die Krause'sche Rechtsphilosophie ist ihren tiefen und wahren, unwiderleglichen Principien zufolge unstreitig das Beste und Gediegenste, was bisher in diesem Gebiete geleistet worden ist. Vor dieser Rechtsphilosophie muß die gepriesene Hegel'sche, alle Zweige des Lebens, sogar die Moral, in den Staat absorbirende Rechtsphilosophie verstummen. Gegen die Hegel'sche Unterordnung der Moral unter den Staat hat jüngst K. Bayer (in s. Betrachtungen über den Begriff des sittlichen Geistes und über das Wesen der Tugend S. 189 ff.) treffend bemerkt: „Völlig verkehrt ist die Meinung derer, welche die sittliche Persönlichkeit als einen untergeordneten Standpunkt, als den der Moralität, von der zur Natur gewordenen Sittlichkeit, wie sie im Staate erscheint, unterscheiden." „Daß der Mensch aus den Verhältnissen des sittlichen Gemeinwesens, dem er angehört, lerne, was er thun müsse, um tugendhaft zu sein, dazu ist vielmehr erforderlich, daß dieses Gemeinwesen wirklich ein sittliches sei: sittlich aber ist es nur, sofern die in demselben begriffenen Persönlichkeiten dieses Verhältniß frei und selbstbewußt anerkennen, insofern diese Persönlichkeiten selbst sittlich und tugendhaft sind. So ist die Tugend der Individuen im sittlichen Gemeinwesen vielmehr die Bedingung und Voraussetzung für die Sittlichkeit des Gemeinwesens." „Hegel hat die persönliche Tugend nicht dargestellt, weil er das Princip nicht erkannte, aus dem dieser Begriff folgt und abzuleiten ist, weil er nicht gedacht hatte den Begriff des sittlichen Geistes als des selbständigen." „Es ist das Recht und das Bestehen des Rechtes die Bedingung, unter der die geistige und sittliche Freiheit sich äußere, das höchste äußere Lebensgut. Das Recht und das positive Gesetz soll der sittlichen Freiheit gewähren, was sie, um zu erscheinen, bedarf, nicht aber diese sittliche Freiheit in ihrer Entfaltung hemmen oder in ihrer Entwicklung leiten. Die Wissenschaft, als der geistigen Freiheit selbständiges Gebiet, bedarf, um äußerlich zu bestehen, um sich ungehemmt entwickeln und um sich verbreiten zu können, solcher Anstalten, in denen sie sich fortpflanzen, sich ausbreiten, sich darstellen kann, aber sie ist vor jedem fremdartigen Einflusse zu schützen, gegen jede äußere Hemmung zu vertheidigen, sie behauptet nur in freiester autonomischer Selbständigkeit die Stellung, die ihr gebührt, als höchste, heiligste, selbständigste sittliche Macht."

(Schluß folgt.)

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Digitized by Google

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

30. Juni. № 155. 1841.

Zur Kenntniß und Kritik der Krause'schen Philosophie.

(Schluß.)

Eben so wie hier Bayer die Sittlichkeit als ein selbständiges Gebiet vom Staate emancipirt, und statt sie, wie Hegel, dem Staate unterzuordnen, vielmehr diesen ihr als die Anstalt, welche ihr die Bedingungen zu ihrer Verwirklichung, die Garantie ihrer Freiheit gewährt, unterordnet: so emancipirt Krause und, an ihn sich anschließend, Ahrens, nicht nur die Sittlichkeit, sondern jegliches Gebiet des Menschenlebens, also auch Kunst, Religion, Wissenschaft, Unterricht, Handel und Industrie, als selbständige, sich selbst ihrer eigenthümlichen Natur nach Gesetz gebende Körperschaften, von der Staatsgewalt und betrachtet den Staat nur als die Rechtsanstalt, die jedem dieser selbständigen Gebiete die zur Verfolgung seiner Zwecke nothwendigen Lebensbedingungen gewährt. „Das Recht, sagt Krause, entspringt aus der Bedingtheit des Lebens der Vernunftwesen, und ist das organische Ganze der zeitlichen von der Freiheit der Vernunftwesen selbst abhängigen Bedingungen der Erreichung der ganzen Vernunftbestimmung oder des vernunftgemäßen Lebens. Das Recht der Menschheit also ist das Ganze der zeitlich freien Bedingnisse ihres ganzen Lebens, oder der Erreichung ihrer ganzen Vernunftbestimmung. Vernunftwesen, welche und sofern sie zu Herstellung des Rechtes gesellschaftlich freithätig wirken, sind der Staat." (Ahrens: La science du *Droit* expose l'ensemble des conditions dépendantes de la volonté humaine qui sont necessaires pour l'accomplissement du but assigné à l'homme par sa nature rationelle. Conformément à la notion du principe de Droit nous pouvons definir le but de *l'État* comme consistant dans l'application et le développement du Droit, qui réside essentiellement dans la répartition de l'ensemble des conditions et de moyens extérieurs dépendants de la liberté humaine, nécéssaires à l'accomplissement des buts rationels de l'homme et de l'humanité.)

Aus dieser unbestreitbar richtigen Definition von Recht und Staat folgt, daß der Staat, so gut wie Moral, Religion, Wissenschaft, Kunst, Handel, Industrie, nur eine besondere Function des gesammtorganischen Menschenlebens übt und sich also, wenn der Organismus gesund bleiben soll, keine Eingriffe in die andern Functionen zu erlauben hat, so wenig als z. B. der Magen sich Eingriffe in die Functionen des Gehirns erlauben darf, wenn das Gehirn etwas Gescheidtes zu Stande bringen soll. Der Staat hat Recht und Gerechtigkeit, im allgemeinsten Sinne des Wortes, d.h. für alle vernünftigen Lebenszwecke, zu verwalten und weiter nichts. Er hat weder der Wissenschaft, noch der Kirche, noch der Kunst, noch dem Handel und der Industrie Gesetze für ihre innere Bildung und Gestaltung vorzuschreiben, sondern nur darüber zu wachen, daß die Gesetze, die sich diese selbständigen Gebiete ihrer eigenthümlichen Natur nach selbst vorgeschrieben haben, mit und neben einander bestehen, keine dieser Körperschaften die andere beeinträchtige, sondern alle in freier Einheit und Harmonie zusammenstimmen, wozu er ihnen die nöthigen äußern Bedingungen zu gewähren hat. „La vraie théorie doit insister sur cette vérité importante que l'unité, pour ne pas produire la confusion des buts et des intérêts divers, doit laisser à chaque institution son but et son caractère particuliers. L'unité doit reposer sur l'accord libre et rationnel de toutes les institutions sociales dont chacune poursuit, dans sa sphère particulière, une des fins assignées à l'activité humaine."

Daß diese eben so einfache, als tiefe und wahre, den wesentlichen Bedürfnissen der Menschheit entsprechende, aber noch lange nicht praktisch durchgeführte Auffassung von Recht und Staat sich gleichweit entfernt hält von feigem Servilismus, als falschem, alles und jeden vernünftigen Gesetzes sich überhebenden Liberalismus, versteht sich von sich selbst. Prof. Ahrens spricht sich auch ausdrücklich darüber aus. Obgleich der Staat, sagt er, mit allen Lebenszwecken und allen Sphären der socialen Thätigkeit in Rapport steht, so darf er doch die ihm durch das Recht gezogenen Grenzen nicht überschreiten, und nicht in ihrer innern Organisation interveniren, sondern muß sich darauf beschränken, ihnen die Bedingungen ihrer Existenz und Ent-

Digitized by Google

wicklung zu gewähren. Dadurch, sagt er, wird jeder Despotismus, der einen Angriff auf die persönliche Freiheit, sei es in religiöser, moralischer oder physischer Beziehung, macht, unmöglich. Freiheit ist also die erste und unumgänglichste Bedingung, damit die Menschheit in allen Lebensgebieten, geistigen wie materiellen, ihren Zweck erreiche. Aber, sagt Ahrens anderseits eben so wahr, sie ist nur ein Instrument, welches eben so gut als schlecht angewendet werden kann, und welches jedenfalls, anstatt als Zweck an sich betrachtet zu werden, nur als Mittel zur Erreichung der vernünftigen Zwecke der Menschheit dienen muß. Die Gesundheit besteht nicht bloß in der Unabhängigkeit oder Freiheit der Organe, sondern eben so in der gerechten Relation und Harmonie ihrer Functionen, was die Anhänger des Liberalism oft vergessen zu haben scheinen. Es giebt, sagt Ahrens, zwei Arten von Liberalismus, einen negativen und einen positiven, organisirenden, der sich nicht damit begnügt, die Hindernisse zu entfernen, sondern der, die Vernunft zum Führer und die Freiheit zum Werkzeug wählend, sich daran begiebt, alle menschlichen Interessen, welche zu befriedigen sind, zu untersuchen, sorgfältig alle neuen Tendenzen, die sich in der Gesellschaft manifestiren, zu prüfen und die öffentliche Meinung durch Discussion und Association zu dem kommenden Werke vorzubereiten. Dieses System verfolgt positive Zwecke, strebt die Uebereinstimmung der allgemeinen Vernunft, des allgemeinen Willens an. Das öffentliche Recht, von diesem Gesichtspunkt aus, beschäftigt sich vor allen Dingen mit der Natur aller ursprünglichen Zwecke der Gesellschaft. Dieses neue Werk ist schwer und wird tüchtige intellectuelle Kräfte fordern, weil es sich mehr auf die Ideen der Zukunft, als auf die Traditionen der Vergangenheit stützt, aber es erhält eine mächtige Stütze an den Gesetzen der fortschreitenden Entwicklung, an allen neuen sich gebieterisch kundgebenden Tendenzen, an allen bisherigen Eroberungen, die der menschliche Geist in den verschiedenen Lebensgebieten gemacht.

Es schließt sich hieran die richtige Würdigung des Streites zwischen der historischen und philosophischen Rechtsschule. Ahrens nimmt, nach Krause's Vorgang, drei Arten von Wissenschaft an, die historische, statistische, die weiter nichts ist, als die Kenntniß der Beschaffenheit des wirklichen, gegenwärtigen Zustandes, wie er das Resultat der Vergangenheit ist; zweitens die philosophische, die mit den Ideen sich beschäftigt, mit dem an sich Wahren, Rechten und Guten; endlich die aus beiden sich bildende Vereinwissenschaft, die den wirklichen, gegenwärtigen Zustand nach den Ideen, den Sollbegriffen, wie Krause sie nennt, beurtheilt. Diese dritte concrete Wissenschaft heißt bei Krause die Philosophie der Geschichte. Hieraus folgt für das Recht: „Um zu beurtheilen, was gut und recht im Leben eines Volkes ist, muß man ein Princip, ein Kriterium haben, das nicht aus der Vergangenheit oder Gegenwart abstrahirt werden kann, sondern nur von der tiefen Erkenntniß der menschlichen Natur an die Hand gegeben wird.“ Die historische Schule ist also einseitig, unfähig zu einer gerechten Lebensgestaltung, wenn sie den factischen Zustand nicht nach der Idee beurtheilt und der Idee gemäß zu bilden sucht. Die Gründe, sagt Ahrens, welche gegen die historische Deduction der Rechtsprincipien sprechen, lassen sich auf drei Gesichtspunkte zurückführen: erstens darf man die Erklärung eines Factums oder einer Institution nicht mit dem Urtheil über dessen Güte und Gerechtigkeit verwechseln. Es ist evident, daß die Umstände nicht immer dieselben bleiben, die Gesetze oft wechseln müssen, weil jede Institution mit dem Wechsel der Verhältnisse, unter denen sie entstand, ihren Sinn und ihr Recht verliert. Zweitens kann der Begriff des Rechts und der Gerechtigkeit nicht aus der Erfahrung oder Geschichte gezogen werden, weil die Erfahrung oft widersprechend ist. Man findet verschiedene Institutionen bei verschiedenen Völkern, z. B. in Betreff der Ehe, des Eigenthums, der Form der Regierung u. s. w., es ist also unmöglich, daraus ein allgemeines Princip zu deduciren. Um eine Wahl zu treffen, müßte man schon die allgemeinen Principien, nach denen man wählt, kennen; man müßte unter den existirenden Gesetzen und Institutionen das Gute vom Schlechten unterscheiden, und diese Principien könnten nicht auf's Neue aus diesen so mannigfachen und oft entgegengesetzten Institutionen gezogen werden. Drittens behaupten diejenigen, welche das positive Recht als die Quelle der allgemeinen Rechtsprincipien betrachten, implicite, daß das Leben der Völker schon auf der höchsten Stufe seiner Entwicklung angelangt, und die Staaten, wie sie gegenwärtig sind, schon allen Bedürfnissen der individuellen und socialen Menschennatur genügen. Denn wenn dies noch nicht der Fall ist, so ist eine zukünftige Entwicklung, worin neue Bedürfnisse sich manifestiren, und folglich Erweiterung, Completirung der Institutionen nöthig wird, unvermeidlich.

Wie sehr aber Erweiterung und Ergänzung noch Noth thun, wie wenig noch bisher allen Bedürfnissen und ursprünglichen Anlagen der menschlichen Natur gleichmäßig genügt ist, zeigt Krause und mit ihm Ahrens ganz richtig darin, daß bisher Staat und Kirche alle Zweige des Lebens absorbirt und nach ihren particulären Zwecken determinirt haben, während doch Kunst, Wissenschaft, Moral, Industrie und Handel nicht minder auf ein selbständiges Leben in eignen, selbstgesetzgebenden Associationen Anspruch habe, als die politische und kirchliche Gemeinschaft. Um die synthetische Einheit des socialen Lebens wohl zu begreifen, sagt Ahrens, muß man wissen, daß die Gesellschaft ein Ensemble organischer Institutionen ist, die alle denselben Gesetzen der Unabhängigkeit und Correlation unterworfen sind; daß sie in

Digitized by Google

Wahrheit nicht ein einziger Staat, sondern eine Conföderation von Staaten ist, constituirt durch die Kunst, Religion, Wissenschaft, Moral und Industrie. Diese Staaten oder Ordnungen besitzen noch nicht alle eine eigene und centrale Organisation, weil die Entwicklung des socialen Lebens der Völker im Großen und Ganzen dieselben Gesetze befolgt, als die Entwicklung des menschlichen Körpers. Wie in diesem sich zuerst auf eine prädominirende Weise besondere Systeme entwickeln, wie der Kopf das erste Organ ist, das sich Anfangs außer aller Proportion mit dem übrigen Körper darstellt, eben so begegnen wir auch im ersten Alter der Menschheit der überwiegenden Herrschaft der Moral und der Religion vereint mit Wissenschaft. Im Orient verschlingt die Religion alle Domänen der Wissenschaft und des Lebens. In Griechenland und besonders in Rom entwickelt sich die Idee des Staates und der politischen Macht; bei diesen Völkern ist der Staat, umfaßt der Staat Alles. (Auch die französische Revolution, welche viele andere Institutionen des Alterthums copirt hat, hat in den Geistern diese heidnischen Ideen von Allmacht des Staates verbreitet. In Hinsicht dieser Ideen müssen wir also den Himmel bitten, uns von den Griechen und Römern zu befreien und von ihren modernen Nachahmern, welche die Menschheit um 2000 Jahre zurückwälzen). Das Christenthum, zwischen Mensch und Bürger unterscheidend, hat die Trennung zwischen Staat und Religion oder Kirche etablirt, zwischen der zeitlichen und geistlichen Macht. Gegenwärtig herrschen die materiellen, industriellen und commerciellen Interessen. Aber es thut Noth, damit diese Macht, so wie die andern, sich in den gehörigen Grenzen halte, daß die intellectuellen und moralischen Mächte sich organisiren, um die Gesellschaft vor allen exclusiven Tendenzen zu bewahren und die Gefahr zu verhüten, die den großen intellectuellen und moralischen Interessen der Menschheit droht, ihre Wichtigkeit durch die ungerechte Vorherrschaft der andern zu verlieren.

Harmonie aller Kräfte und Mächte, gleichmäßige Ausbildung aller wesentlichen, ursprünglichen Anlagen der menschlichen Natur, gerechte Befriedigung aller Bedürfnisse, ist die Losung der Krause'schen Philosophie, und wer möchte die Wahrheit und Fruchtbarkeit dieses vor aller Einseitigkeit bewahrenden Princips verkennen? Wenn die Menschheit, sagt Ahrens, alle ihre Kräfte social entwickelt und für alle ihre verschiedenen Functionen sich die Organe geschaffen haben wird, dann entsteht das letzte Problem, unter allen diesen Branchen der socialen Thätigkeit die completen Relationen nach der Idee der Einheit und Harmonie zu begründen. Wie die Menschheit Eine in ihrer Organisation und ihrer socialen Entwicklung ist, so muß die Einheit, welche unter allen ihren Functionen, unter allen Sphären ihrer Thätigkeit existirt, sich auch sichtbar in einer einen geeigneten Einfluß auf alle andern socialen Mächte übenden Centralmacht constituiren. Aber bei der Organisation dieser socialen Einheit muß man sich wohl vor dem schweren Irrthum hüten, eines der besondern socialen Organe als das Centrum, um welches sich die andern alle gruppiren, zu setzen. Alle socialen Sphären, die politische, religiöse, moralische, künstlerische, wissenschaftliche, industrielle, müssen zuvörderst jede in sich selbst ihren eigenen Mittelpunkt, ihre eigenen Repräsentanten haben, damit keine Confusion der verschiedenen Ordnungen entstehe, keine über ihre eigenthümlichen Grenzen hinausgehe. Die Centralmacht wird sodann keine andere Mission haben, als über die Interessen der Gemeinschaft, über die Erhaltung der Einheit zu wachen. Sie repräsentirt das sociale Gewissen in seiner Einheit, und fern davon, die besondere Repräsentation der andern particulären Ordnungen auszuschließen, stützt sie sich vielmehr auf dieselben, wie auf die Säulen des socialen Gebäudes. Dieser General- und Centralstaat wird die Menschheit als solche repräsentiren in ihrer übergreifenden Einheit über alle besonderen Functionen und Classen der Gesellschaft; sie wird allen Individuen und allen Körperschaften zurufen, daß die Menschheit und ihre Entwicklung die Basis und der Zweck der Gesellschaft ist. Krause hat in seinem „Urbild der Menschheit" diesen completen Organismus der menschlichen Gesellschaft auseinandergesetzt.

Von diesem wahren, universellen, über aller Einseitigkeit und Bornirtheit, die sich in den anderen bisherigen Rechtsphilosophieen geltend gemacht, erhabenen Gesichtspunkt aus, gewinnt Ahrens auch ein freies Urtheil über das Christenthum. Eine wahre religiöse Doctrin, sagt er, muß auf eine präcise Weise die wesentlichen Bezüge zwischen Gott und allen Ordnungen des Universums kennen lehren, damit der Mensch, im Centrum placirt und mehr oder minder intime Bezüge zu allen Wesen habend, nicht unwissend sei über die Art und Weise, wie er dieselben, conform ihrem Verhältniß zum höchsten Wesen, zu behandeln habe. Es giebt, sagt er, heut zu Tage noch keine religiöse Doctrin, welche diese Forderung erfüllte, weil alle in mehr oder minder vagen, unbestimmten Versicherungen sich halten. Einige alte, primitive Religionen giebt es, z. B. die alte indische, welche, obwohl viele Irrthümer enthaltend, sich jedoch am meisten dem Charakter der Universalität nähern, da sie den Ursprung und die Natur aller Dinge erklären, das Band, welches zwischen Gott und allen Ordnungen des Universums existirt, kennen lehren, und oft in dieser Hinsicht tiefe Ideen entwickeln. Diese Religionen umfassen Alles; die Theologie verbindet sich mit Kosmologie, mit Physik, mit Anthropologie wie mit Moral. Hingegen die Religionen, welche in anderer Beziehung eine höhere Stufe einnehmen, wie die jüdische und christliche, sind in Betreff ihres Umfangs, ihrer Ausdehnung, mangelhafter, weil ihr Dogma eine Abstraction von der ganzen einen Hälfte des

Digitized by Google

Universums, der Natur, macht und selbst bis zu dem Bekenntniß eines Hasses gegen dieses göttliche Werk fortgeht, eines Hasses, welcher die verderblichsten Folgen für das ganze menschliche Leben und alle seine Bezüge mit der Natur nach sich zieht.

Dieses Wenige wird hoffentlich genügen, auf die Bedeutsamkeit der Krause'schen Philosophie und der angegebenen Werke ihres geistreichen, feinen und gewandten Schülers, Prof. Ahrens', aufmerksam zu machen.

J. Frauenstädt.

1813. 1814. 1815. Vaterländisches Schauspiel in drei Abtheilungen von W. Held; Musik von Fr. Held. 12. Erfurt, 1841.

Dies an Ueberschriftszahlen reiche Machwerk ist vielleicht deshalb Schauspiel genannt worden, weil es für ein Lustspiel zu tragisch, für eine Tragödie zu komisch, allerdings rasenden Spectakel auf der Bühne machen muß, wenn der böse Genius einer kleinstädtschen Truppe es einstudiren ließe.

Als vorliegender Druck bliebe es allerdings besser unbemerkt, wenn nicht damit zugleich die unglückliche Weissagung der Buchhandlung verbunden wäre, daß es nur als Vorläufer von drei vollendeten Tragödien: Liebe, Feindschaft, Haß, die demnächst vom Stapel laufen würden, dem Volksgeschmack gefröhnt hätte.

Warum bei der so musterhaften deutschen Censur die Aesthetik immer noch so unbeachtet durchgeht, bleibt mir ein Räthsel. Ist Zeitverlust nicht unersetzbar, und Langeweile nicht abscheulich? Den klugen Einfall, man müsse seinen freien Willen bewahren, um Solches vermeiden zu können, hat dabei Jeder; das Recht aber, den freien Willen unnöthig zu machen, müßte einem gewissenhaften Censor übertragen sein.

Das Spiel jener Jahreszahlen fängt in Breslau an, hört in Paris auf; beginnt mit Liebe, endigt mit Tod; der erste Anblick ist ein siebenzigjähriger Geburtstag, der letzte ein Sterbetag, aber gründlich dargestellt; denn die Hauptperson des Stücks, der 72jährige Corporal äußert sich: das soll wohl hier ein Leichenhaus werden? Schließt nur die Thür dort zu, fest zu, ich will nicht in Gemeinschaft mit Preußens Feinden sterben! — Alle männlichen Personen darin sind Militärs; von den vier weiblichen zum wenigsten zwei. Die Sprache starrt voll martialischer Bilder, Sprüche, Flüche. Der unsichtbare Hauptacteur aber bleibt die aus dem siebenjährigen Kriege überlieferte Subordination, nach welcher der Vater-Corporal den Sohn-Lieutenant außerdienstlich belehrt, „daß der Dienst nichts weiß von Freundschaft und Verwandtschaft, nichts von Liebe und Haß; denn der Dienst ist Dienst, und damit Punctum."

Der Verf. scheint von dem Gefühle der Langenweile selbst auf Erheiterung durch Sang und Klang in seinem Stücke getrieben worden zu sein; denn 14 aus der Poesie gerissene Pieçen begleiten uns auf der Wanderung durch diesen soldatenreichen Wirrwar. Es scheint aus Mangel an eigener Inspiration und Scheu vor fremden Federn die schlechte Mitte der halben Travestie gewählt zu sein. So endet ein Lied:

Mag Fels und Eiche splittern,
Ich werde nicht erzittern;

das anfängt:

Ich bin ein Preuße, ob der Feind auch dräue.

Oder:

Prinz Eugenius auf der Rechten
Thät' als wie ein Löwe fechten.

Oder:

In der Krieger frohem Kreise.

Diese Gedichtmengerei, weiter ausgebildet, kann unstreitig die praktische Folge haben, daß die Deutschen ihre besten Gedichte, die zu singen ihnen ohnedies selten Gelegenheit geboten ist, bald gänzlich verwirrt und entstellt aus dem Gedächtniß verlieren.

Daß der Verf. „theoretische" Studien direct für die Bühne gemacht, und in Folge dieser geschrieben, wie in der Anzeige seiner Tragödie „Liebe" bemerkt wird, war überflüssig angezeigt, da man es aus seiner den Schauspielern ertheilten Affect-Anleitung in diesem Stücke entnehmen kann. Nicht so unnöthig scheint die Versicherung, „daß er aber ebensowohl für das lesende und denkende deutsche Publicum geschrieben habe." Wüßten wir, daß ein guter Rath eine gute Stelle fände, so theilten wir ihn zwischen Theaterdirectionen und Verfasser, und bäten Erstere, sie möchten nicht aus Gewinnsucht oder sonst welchem Antriebe ein bedauernswerthes deutsches Publicum auf die Marterbank dieses Stücks spannen, sondern es liegen lassen zu Nutz und Frommen der Leser, die nun einmal gelangweilt sein wollen; an Letzteren richteten wir anderseits aus bester Herzensmeinung die Bitte, zuerst noch alle Leidenschaften der Menschen in abstracto als Tragödien zu formuliren, und immerzu seine „eigenen Erfindungen ohne historischen Stoff in deutsche Originale umzuwandeln," ehe er eine dieser zarten Geburten dem rauhen Wetter der Wirklichkeit aussetzte.

Rtg.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Digitized by Google

Hallische Jahrbücher

für

deutsche Wissenschaft und Kunst.

Redactoren: Echtermeyer und Ruge in Halle. Verleger: Otto Wigand in Leipzig.

1. Juli. № 156. 1841.

Zur Nachricht.

Mit dem heutigen Tage hören die Hallischen Jahrbücher für deutsche Wissenschaft und Kunst auf zu erscheinen. An ihre Stelle treten: „Deutsche Jahrbücher für Wissenschaft und Kunst.“ Möge das Publicum dieser Zeitschrift, in der das Princip der freien und unabhängigen Wissenschaft, sowie der philosophischen Kritik aller eingreifenden Erscheinungen unsers Geisteslebens aufrecht erhalten werden wird, dieselbe Gunst, wie bisher den „Hallischen Jahrbüchern“ zuwenden.

Otto Wigand.

Oberon von Mons und die Pippine von Nivella. Untersuchungen über den Ursprung der Nibelungensage. Von Dr. Emil Rückert. Leipzig 1836. Weidmann'sche Buchhandlung.

Wir Deutsche genießen bei Beurtheilung unserer Heldensage den großen Vortheil, daß wir dieselbe mit der nebenher laufenden Geschichte vergleichen können, was von andern Völkern nicht in gleichem Maße gilt und namentlich den Griechen versagt war. So lassen sich nur mit Mühe die widerlegen, welche in den Homerischen Gesängen eine Zusammenfassung historischer Thatsachen sehen. Würde hingegen Jemand in der Heldensage von Dietrich wirklich Geschehenes zu erblicken glauben, so dürften wir ihm nur den geschichtlichen Theodorich den Großen vorhalten, und er müßte von seinem Irrthume zurückkommen. Von dem geschichtlichen Theodorich ist nichts geblieben als Aeußerlichkeiten: der Name, der Wohnsitz und die Oertlichkeit des Kampfes. Was jedoch die weitere Persönlichkeit Theodorich's des Großen ausmacht, das ist etwas ganz anderes, als die heldensagliche Persönlichkeit des Berners. Herr Rückert nun aber hat sich die Vortheile, welche die Vergleichung der Heldensage mit der Historie gewähren, nicht zu eigen gemacht. Er glaubt noch an ein heroisches Zeitalter der Deutschen, und vermeint dieses in den Kriegsthaten der deutschen Stämme vom 5. bis zum 10. Jahrhundert zu finden. Aber weder bei den Deutschen, noch bei irgend einem Volk gab es eine Heldenzeit, nämlich in dem Sinne, wie sie in der Sage dargestellt ist. Gleich tapfer war zwar kein Volk in allen Zeiträumen seines Völkerlebens. Aber auch während der Zeit seiner größten Thaten in Kampf und Krieg, lastete auf ihm die Prosa einer Gegenwart, die seiner Sehnsucht nach der Verwirklichung einer idealen Heldenwelt nicht entsprach. Was demnach die Wirklichkeit ihm versagte, das sucht' es durch das Medium schöpferischer Phantasie sich anzueignen, und so entstand die Heldensage mit eben der Nothwendigkeit, als die Göttersage, und zwar beide im Verein mit einander und in gegenseitiger Wechselwirkung. — Hr. Rückert hat den von W. Grimm gewonnenen richtigen Standpunkt, die Nibelungensage zu betrachten, wieder aufgegeben, nämlich den Standpunkt, nach welchem die Gestaltung der Heldensage, wie die Edda sie darbietet, die reinere ist. In ihr spiegeln sich noch die drei nordischen Welten und ihre drei Gegensätze, nämlich die Götter-, die Helden- und die Riesenwelt, wozu auch die Elfen- oder Zwergwelt gehört. In der deutschen Heldensage hingegen ist die Götterwelt verschwunden, und nur Bruchstücke der Riesenwelt finden sich noch. Wie wenig Hr. Rückert in den Geist echter Götter-, Helden- und Riesensage eingedrungen ist, dies zu zeigen, brauchen wir nur das eine anzuführen,

Digitized by Google

daß nach ihm Chlodio's drei unmündige Söhne, von Meroväus des väterlichen Erbes beraubt, die Ahnherren der Pipine und Karolinger, wie der Grafen von Hennegau, in der Sage die Kleinen, pupilli, pupini, blieben, und in Zwerge, in Berggeister mit der Nebelkappe, sich verwandelten. Der älteste unter ihnen, Albero von Mons, des Ostgothen Dietrich's Schwager, wurde zum Zwerge Alberich, Oberon, der im Berge die Schätze des alten Könighauses hütet, sein Bruder Ragnicar oder Regnier aber zum nordischen Zwerge Regin, während das verwandte Geschlecht von Giblou unter dem Namen Schilburg in die Sage überging. Hr. Rückert nimmt also nicht nur der Heldensage ihre Selbständigkeit und läßt sie aus der Geschichte entstehen, sondern auch der Riesen- und Zwergwelt, jener dritten der drei mythischen Welten, glaubte er eine menschengeschichtliche Grundlage verschaffen zu müssen, wenn er auch, wie wir weiter unten sehen werden, in der Wahl dieser Grundlage sehr unglücklich, und Albero von Mons, den er zum Zwergkönig Alberich umwandelt, nicht geschichtlich, sondern leere Erfindung eines Genealogieenschöpfers ist. Wohl ist die frühere Ansicht Mone's zu tadeln, nach welcher die Heldensage metamorphosirte Göttersage sein soll, z. B. die Nibelungennoth, die umgewandelte Göttervernichtung, die sogenannte Götterdämmerung. Aber noch mehr wird das Wesen der Götter- und Riesensage verkannt, wenn man sie als umgewandelte Menschengeschichte auffaßt. Hr. Rückert hat sich die richtige Erkenntniß der Heldensage dadurch unmöglich gemacht, daß er zwischen den heldensaglichen und den geschichtlichen Liedern nicht zu unterscheiden weiß. — Das Ludwigslied z. B. ist nicht epischer, sondern echt geschichtlicher Natur. Vergleichen wir nun dieses mit dem Bruchstücke des ältesten deutschen heldensaglichen Liedes, welches auf uns gekommen ist, mit dem Hildebrandsliede, so wird uns der Unterschied der geschichtlichen und der heldensaglichen Lieder völlig klar. Die geschichtlichen Lieder bezwecken die Aufbewahrung wichtiger Ereignisse oder folgenreicher Thaten, und die Feier derer, welche sie ausgeführt haben. In der Heldensage dagegen ist das Factische nicht Selbstzweck und die Kriegsthaten, welche vorgeführt werden, haben nur die Bedeutung, die Größe des Helden zu veranschaulichen, dessen tragische Verwicklungen Hauptsache der Darstellung sind. Da die im Epos niedergelegten Ideen an sich schon ihre Wichtigkeit haben, und sie nicht erst dadurch erhalten, daß sie an einen bestimmten historischen Namen sich knüpfen, daher auch ohne diesen Namen im Volke fortleben können, wenn sie mit einem andern geschichtlichen Namen verbunden werden, so läßt sich mit Leichtigkeit einsehen, daß die Heldensage älter sein kann, als die Geschichte, die auf uns gekommen ist. — Nach Hrn. Rückert verwehten die Stürme der Völkerwanderung alle früheren Erinnerungen, und die deutsche Heldensage, unter diesen Stürmen erwachsen, konnte auf nichts anderes gerichtet sein, als auf die Kriegsthaten der deutschen Stämme vom 5. bis zum 10. Jahrhundert. Aber die Deutschen hatten ja schon zu Tacitus' Zeit heroische Lieder. Ein Grund, warum die Heldensage mit den Stürmen der Völkerwanderung untergegangen sein sollte, ist nicht vorhanden. Waren die Deutschen des Tacitus weniger von kriegerischem Geiste beseelt, als die Deutschen der Völkerwanderung? Die heldensaglichen Ideen der Deutschen von der Völkerwanderung waren auch noch ganz für die Deutschen, welche in diese Bewegung oder später fielen, geeignet, und konnten und mußten also im Volke fortleben. Aber warum ist die deutsche Heldensage, wenn ihr Wesen aus früheren Zeiten als aus denen der Völkerwanderung stammt, an die Namen der Völker und Fürsten jener großen Kriegsstürme geknüpft? Hiervon ist der Grund dieser. Da man an die Heldensage, als wirklich Geschehenes enthaltend glaubte, und die früheren geschichtlichen Erinnerungen durch jene Stürme verweht wurden, die Heldensage aber doch an geschichtliche Namen anknüpfen mußte, so hielt sie sich an die Namen der Völker und Fürsten der Völkerwanderung, von welchen in den Völkerstämmen Erinnerungen fortlebten. Aus jenen in der Heldensage vorkommenden äußerlich-geschichtlichen Beziehungen hat man fälschlich geschlossen, daß auch das Wesen der Heldensage sich aus der Historie erklären lasse, und jene nichts anderes sei, als umgewandelte Geschichte. Oder hatte es mehr Schwierigkeit, wenn die schon vor der Völkerwanderung bestehende Heldensage sich an die Namen jener Völker und Fürsten knüpfte, als jetzt die Construction und Erschaffung der Heldensage aus der Geschichte der Völkerwanderung und der nachfolgenden Zeit darbietet? Was hat die Hunnenschlacht bei Chalon für Marne für einen geschichtlichen Zusammenhang mit dem Geschlechte von Giblou? Wie viel schöpferische Phantasie gehörte dazu, diese beiden und all die anderen Elemente, aus welchen die Nibelungensage zusammengesetzt sein soll, an einander zu bringen und zu einem schönen Ganzen zu verschmelzen! Gewiß war es leichter, den früheren Schauplatz der Heldensage umzuwandeln und in die Zeiten und Oertlichkeiten der Völkerwanderung zu verlegen, als die Heldensage aus der Geschichte der Hunnenschlacht, der beiden fränkischen Stegberte, der Brunhild und Fregunde, der Pippine von Nivella u. s. w. zu erschaffen. Warum hätte die Heldensage erst nach der Völkerwanderung entstehen sollen? Mußten die Zeitgenossen Armin's und Marbod's nicht eben so geneigt sein, ihre Ideen von einer mächtigeren und schönern Heldenwelt, als der sie selbst angehörten, in Liedern auszusprechen, als die Zeitgenossen der Merowinger und Karolinger? Oder mußte erst das Blutbad in der Hunnenschlacht auf den catalaunischen Feldern erfolgt sein, ehe man die Idee einer Nibelungennoth fassen konnte? Da es nirgends in der Welt und zu

Digitized by Google

keiner Zeit und unter keinem Volke eine heroische Zeit oder ein Heldenalter gab, sondern dieses stets nur im Gemüthe der Menschen vorhanden war, so konnte auch vor jener Hunnenschlacht der Vergleich zwischen dem wirklichen Weltzustande und der schöneren, in dem Glauben an die Sage fortlebenden früheren Heldenwelt gemacht und gefunden werden, daß die ausgezeichneten Krieger der Wirklichkeit und Gegenwart jenen idealischen Helden doch weit nachstanden. Es mußte also geschlossen werden, die Heldenwelt sei untergegangen und ihre Zeit vorüber. Aber wodurch hätten die Heroen anders untergehen können, als durch sich selbst? Sie mußten daher in einem großen Kampfe sich gegenseitig vernichten, und hierauf die Idee der Nibelungennoth, zu deren Conception es keiner Hunnenschlacht bedurfte. Und wenn für sie ja ein wirklicher Kampf als Vorbild nöthig war, hatte es nicht auch vor jener großen Niederlage blutige Schlachten gegeben? Doch die Hunnenschlacht, wird man sagen, war dadurch ausgezeichnet, daß darin auch deutsche Stämme gegen deutsche Stämme fochten. — Aber kämpften in den Armins-schlachten nicht auch Deutsche im Dienste der Römer gegen die freien Stammgenossen?

Obschon der Raum nicht gestattet, die Einzelnheiten der Rückert'schen Untersuchungen über den Ursprung der Nibelungensage zu beleuchten, so dürfen wir doch nicht unterlassen, den Ausgang und wesentlichen Mittelpunkt derselben zu bezeichnen. Worauf nun der Hauptsache nach Alles hinausläuft, ist dies, daß die Nibelungensage unter den salischen Franken in den Niederlanden entstanden sei, ihre wesentliche Ausbildung im Laufe des 7. und 8. Jahrhunderts erhalten habe, und die Thaten und Schicksale, theils einiger Sprößlinge des Merowingischen, theils der Ahnherren des Karolingischen Königshauses verherrliche. Aber eine schöne Verherrlichung, die ihre Helden zu Zwergen macht! Die Heerfahrt aber gegen die Sachsen im Nibelungenliede, durch welche der Frankenkönig Sigbert gefeiert werden soll, ist nicht um ihrer selbst willen dargestellt, sondern dient nur der Liebessage von Sigfrid und Chriemhild als untergeordnetes Motiv. — Aber was ist denn nun die Hauptidee der Nibelungenlieder? — Verwandtenrache wegen Verwandtenmordes, sodann der verderbliche Zwist um fluchbeladene Schätze, und der von diesen beiden Seiten her erfolgende Untergang des Heroenthums durch das Heroenthum. — Da die Blutrache in der ganzen germanischen Welt eine so wichtige Rolle spielt, so mußte auch die in der Heldendichtung veranschaulichte Idee, die sich wesentlich um dieses Motiv bewegt, unter allen Stämmen der Germanen gleiche Geltung haben, und die Nibelungensage ihrer Substanz nach überall heimisch sein, so weit die gesammt-deutsche oder germanische Sprache reichte. Es kann daher nicht anders als kleinlich, ja komisch erscheinen, wenn man Nivella, Nivelles als Ursitz der Nibelungen geltend zu machen sich bemüht. Wäre es auch möglich, daß der Name Nibelung aus Nivella gebildet wäre, so hätten wir doch dadurch noch nichts für die Erklärung des Wesentlichen der Nibelungensage selbst gewonnen. — Bei dem größten Ernste, welchen alterthümliche Forschungen so sehr erheischen, kann man sich doch eines Lächelns nicht enthalten, wenn Hr. Rückert die Normannen den Fiscus (Schatz des Herrschers) aus Mißverständniß zu dem in einen Fisch, Fisk, verwandelten Zwerg Andvari machen läßt, oder wenn man liest: „In dem hennegauischen Mons haben wir den Berg des Nibelungenhortes, und das Munbinsiöll der Normannen, in dem Moore von Gent die Gnitahaide, wo Fafnir haust, in Antwerpen die Wohnung des Riesen oder Zwergs Andvara" (Andvari), „in Beaumont die Werkstätte des Schwertes Balmung aufgespürt." Diese Stelle wird den Geist der Rückert'schen Forschung hinlänglich charakterisiren. Neben der größten Unwahrscheinlichkeit und Plattheit dieser Ableitungen liegt auch noch ein Irrthum in dem Schlusse, daß da, wohin der Schauplatz der angeblichen Ereignisse gelegt wird, oder wo man ihn vermuthet, auch die Heldensage entstanden sein müsse. Dieses hat nur bei Sagen statt, welche ihre Entstehung der Beschaffenheit einer Oertlichkeit verdanken. Aber was hat Nivelles mit jenem fluchbelegten Nibelungenhorte zu thun, die ganz entfernte Namensähnlichkeit abgerechnet? Aber Pipin von Landen und seine Gemahlin Itta liegen ja in Nivelles begraben? Doch was ist Pipin für die Nibelungensage? Nichts! Oder ist er für sie etwas dadurch, daß des Grafen Hildebrand's Sohn, Pipin's von Heristall Enkel, Nebelunch hieß — ein Eigenname, der auch anderwärts vorkommt? — Hr. Rückert hofft, wenn auch einzelne seiner Behauptungen sich als unhaltbar erweisen sollten, doch in der Hauptsache auf den richtigen Standpunkt geleitet zu haben, von welchem aus Belgien als das Wiegenland unseres Epos sich darstellt. Aber hätte die Heldensage ihren Ursprung nothwendig da, wo sie spielt, so würde vor allem Worms als Wiege der Nibelungensage gelten müssen, denn hier zeigte man ja Sigfrid's Grab, wenn auch, als Kaiser Friedrich III. im Jahr 1488 es eröffnete, hervorsprudelndes Wasser und keine Gebeine, und auch sonst keine Merkmale einer vorhanden gewesenen Leiche zu Tage kamen. Sonst könnte es keinen stärkeren Beweis für die geschichtliche Persönlichkeit dieses Helden geben, als ein solches Monument, wie denn auch Till Eulenspiegel's historische Existenz hinlänglich dadurch erwiesen ist, daß sein Grabmal zu Möllen bei Lübeck den staunenden Reisenden gezeigt wird. — Nach Hrn. Rückert lassen aus den in der Heldensage niedergelegten Erinnerungen unseres Volkes, wie verworren und traumhaft sie sein mögen, bei gehöriger Behandlung sich richtige Schlüsse auf die wirklichen Erlebnisse desselben gewinnen. Für die Alterthumskunde ist die Heldensage allerdings von großer Wichtigkeit

Digitized by Google

und manche Aufklärung daraus zu schöpfen. Aber für die Kenntniß geschichtlicher Persönlichkeiten ist die Heldensage ganz unbrauchbar. Man vergleiche nur den Etzel des Nibelungenliedes mit dem geschichtlichen Attila. Nach Hrn. Rückert verwuchs auch Sigurd, Regnar Lodbrok's Sohn, der Dänenkönig, mit dem Frankenkönig Sigbert in eine mythische Gestalt. Welche Niederlage der geschichtlichen Deutung der Heldensage! Der Frankenkönig Sigbert wird in einem geschichtlichen Liede des Venantius Fortunatus als Besieger der Dänen gefeiert, die in Deutschland eingefallen, um zu rauben; der Dänenkönig Sigurd, Regnar's Sohn, dagegen machte sich durch seine Deutschland besonders heimsuchenden Raubzüge berühmt. Gleichwohl geben der Besieger der Dänen und der Sieger durch die Dänen, der Beschützer Deutschlands und der Verheerer Deutschlands eine und dieselbe mythische Person! Und doch meint Hr. Rückert, der Zweck der Heldensage sei der, geschichtliche Personen zu verherrlichen. Hrn. Rückert's Bau fällt aber besonders dadurch gänzlich in Trümmer, daß er aus der Chronik von Hennegau, dem Werke einer späteren Zeit, Chlodio's mit der Basina, der Tochter des thüringischen Königs Widulf, erzeugten Söhne Albero, Ranicar und Reginald geschöpft, und somit auf die Dichtung eines jüngern Genealogen den lange vor dieser Dichtung bestehenden Nibelungenmythus als seinen Ursprung zurückgeführt hat. So unglaublich es auch scheinen mag, so ist es doch gewiß, daß Hr. Rückert das, was er S. 71—72 aus der Chronik von Hennegau anführt, für baare Historie hält, und damit für den dunkeln Punkt in der fränkischen Geschichte hinsichtlich Merowig's und Chlodio's einiges Licht gewonnen zu haben meint, ein Licht, welches zugleich den Zusammenhang unserer Sage (der Nibelungensage) mit der Geschichte zu Tage lege. Aber das Mährchen der hennegauer Chronik lernen wir ja nur aus dieser kennen, und sie ist ein späteres Werk, als die Edda und das Nibelungenlied. Daher fällt der angebliche Oberon von Mons als geschichtliche Person in Nichts zusammen, und hat nicht mehr Geltung, als die Grille eines Genealogieenschöpfers haben kann. So steht es mit der Grundlage des Gebäudes, welches Herr Rückert aufgeführt! Dabei ist der Verfasser im Nordischen ein völliger Fremdling, wie z. B. die Bemerkung zeigt, daß der Name Fafnir an das romanische Fabvier, Faber erinnere. Was wird hierzu Finn Magnusen sagen? — Doch nicht bloß in Beziehung auf das Nordische, sondern auf das Deutsche überhaupt erlaubt sich Hr. Rückert die ärgsten Verstöße gegen eine gesunde Etymologie. Zu diesen seltsamen, aus der Luft gegriffenen Erklärungen verleidet den Verf. der Wahn, durch Erhaschung zweier ähnlich klingender Worte, besonders Eigennamen, die Entstehung einer Mythe erklären zu können, und wenn er einen solchen Fang gethan, sie ohne weiteres erklärt zu haben. So z. B. deutet nach ihm der Ort Alt-Erl auf der Ostseite des Arlbergs darauf hin, daß dort der boshafte Erlkönig ursprünglich zu Hause gewesen. Bei dieser bewunderungswürdigen Leichtigkeit, mit welcher Hr. Rückert die Entstehung und Wanderung der Sagen nachzuweisen versteht, je nachdem es sein Zweck erfordert, kann es nun auch nicht anders geschehen, als daß er sich in Widersprüche verwickelt, und seine eigenen Behauptungen aufhebt. So war nach der zuletzt angeführten Stelle (S. 90) der Erlkönig ursprünglich in Alt-Erl zu Hause; auch S. 113 bemerkt der Verf., daß im Hintergrunde des Arlbergs die Sage „von Alberich oder dem Erlkönige" localisirt worden sei; S. 89 aber hat er gesagt: „Albero von Mons war des Ostgothenkönigs Schwager. Durch diese Verbindung wird Alberich der Zwerg aus seiner ursprünglichen Heimath, den Ardennen, nach Süddeutschland, namentlich nach Tyrol gezogen. Nun wird Alberich zum Gebieter der Alpen." Welcher Behauptung des Verf. sollen wir nun glauben? Der, nach welcher „Alberich oder der Erlkönig" ursprünglich zu Alt-Erl an dem Arlberge zu Hause war, oder der, nach welcher er seine ursprüngliche Heimath in den Ardennen hatte?

Ferdinand Wachter.

Von der

Encyclopädie der deutschen Nationallitteratur

oder biographisch-kritisches Lexicon der deutschen Dichter und Prosaisten seit den frühesten Zeiten, nebst Proben aus ihren Werken,

bearbeitet und herausgegeben von

Dr. L. O. B. Wolff,

Prof. in Jena

ist so eben der 6. Band, 51.—60. Lieferung (O bis Sch) erschienen. — Der 7. und Schlußband erscheint bis November 1841.

Leipzig, im Juni, 1841.

Otto Wigand.

Da die nöthigen, oft so schwer und erst nach großem Zeitverluste, besonders von lebenden Schriftstellern zu erhaltenden biographischen Notizen jetzt bis zum Schlusse sämmtlich vorräthig sind, so steht der Beendigung des ganzen Werkes durchaus Nichts mehr im Wege, und der Unterzeichnete kann dieselbe, im Verein mit Hrn. Wigand, unbedingt noch vor Ablauf dieses Jahres versprechen.

Jena, im Juni 1841.

Prof. Dr. **O. L. B. Wolff.**

Druck von **Breitkopf** und **Härtel** in Leipzig.

Digitized by Google

№ 1. Intelligenzblatt 1841.

zu den

Hallischen Jahrbüchern.

Philologie.

(1) Bei **K. F. Köhler** in Leipzig ist so eben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu haben:

Bode, G. H. Dr., Geschichte der **dramatischen Dichtkunst** der **Hellenen** bis auf Alexander den Grossen. 2r Theil: Komödien. (Auch unter d. Titel: Geschichte der hellen. Dichtkunst III. Bd. II. Abth.) gr. 8. (27½ Bogen.) 2 Thlr. 8 Gr.

Mit dieser Abtheilung ist nun das Werk vollendet und den Verehrern und Kennern der griech. Dichtkunst so wie den Studirenden der Philologie ein höchst brauchbares mit vielem Fleisse ausgearbeitetes Handbuch geboten. — Der Werth des Werkes wird auch durch die reichhaltige Literatur, vollständige Register etc. erhöhet.

Die Bände und Abtheilungen des Werkes, das nun komplett in III Bänden (5 Abtheil.) 153½ Bog. besteht und 11½ Thlr. kostet, sind auch stets einzeln zu haben, unter nachstehenden Titeln und Preisen:

Geschichte der hell. Dichtkunst: I. Band **Geschichte der epischen Dichtkunst.** (1838. 33½ Bog.) 2 Thlr. 8 Gr.

—— I. Band II. Abth.: **Jonische Lyrik**, nebst Abhandl. über ältesten Kultus in Volksliedern und Tonkunst der Hellenen. gr. 8. (1838.) (25 Bog.) 2 Thlr.

—— II. Band II Abth.: **Dorische und Aeolische Lyrik.** (1838.) gr. 8. (31½ Bog.) 2 Thlr. 8 Gr.

—— III. Band I. Abth.: **Tragödien und Satyrspiele.** (1839.) gr. 8. (36 Bog.) 2 Thlr. 12 Gr.

—— III. Bd. II. Abth.: **Komödien.** (1840.) 2 Thlr. 8 Gr.

Munk, Dr. E., de **Fabulis Atellanis** scripsit fragmentaque Atellanarum Poetarum. gr. 8. (12 Bog.) 1 Thlr.

Ein geachtetes krit. Blatt schliesst eine Recension über dieses Werk mit folgenden Worten:

Vollständigkeit auf der einen, und die Gründlichkeit der Untersuchungen auf der andern Seite, machen diese zeitgemässe Monographie zu einer höchst anziehenden, belehrenden Lectüre.

Plutarchi Vita Phocionis. Recensuit et Commentariis suis illustravit Fr. Kraner. gr. 8. (7½ Bog.) ½ Thlr.

Auch diese mit Gelehrsamkeit und vollständiger Kenntniss des Plutarchs bearbeitete Biographie des Phocion erfreute sich bereits der günstigsten Beurtheilung in kritischen Blättern.

C. Sallusti Cr. de **bello Jugurthino** liber. Grammatisch, kritisch und historisch erklärt von Dr. *C. G. Herzog*. gr. 8. (32 Bog.) 2 Thlr.

Der rühmlichst bekannte Herausgeber hat diese Abtheilung des Sallust mit derselben Sorgfalt, Sachkenntniss und Fleisse bearbeitet wie seine früher erschienenen commentirten Ausgaben von Sallust Catilina und der Werke Caesars.

Weissenborn, Dr. H., de Versibus Glyconicis Pars I. de Basi Versuum Glyconeorum. gr. 8. (4 Bog.) 8 Gr.

---

(2) Bei uns ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Junia Romana, das Wildhaus. Novelle. 2 Bände. gr. 12. br. 21½ Bogen. Rthlr. 2. — = fl. 3. 36 kr.

Rosa. Ländliche Erzählung in vier Idyllen von **Dr. W. Hesse.** gr. 12. gebunden. — 10 gr. = 45 kr.

Scheffer, Dr. H., Crayonsskizzen. Erster Band: Die **Chiotin. Bojarenleben.** gr. 12. br. 11½ Bogen. Rthlr. 1. — 1 fl. 48 kr.

Sternberg, Karl, Gedichte. gr. 12. br. 11½ Bogen. Rthlr. 1. — 1 fl. 48 kr.

N. G. Elwert in Marburg.

---

(3) Bei uns ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Abhandlungen über das Nervensystem.
Von Marshall Hall.
Aus dem Engl. mit Erläuterungen und Zusätzen
von Dr. *G. Kürschner zu Marburg.*
Mit einer lithograph. Tafel und einer Tabelle.
gr. 8. 14¼ Bog. br. Rthlr. 1. — = fl. 1. 48 kr.

Beiträge zur medicinischen und chirurgischen Heilkunde mit besonderer Berücksichtigung der Hospitalpraxis. Von Dr. *G. F. B. Adelmann* zu Marburg. Erster Band. gr. 8. br. 16 Bogen, Rthlr. 1 — = fl. 1. 48 kr.

Elemente der analytischen Chemie. Von Prof. Dr. *Winkelblech* zu Cassel. Mit einer Kupfertafel gr. 8. br. 29 Bogen. Rthlr. 2. 6 gr. = fl. 4. —

Marburg, im Nov. 1840.

N. G. Elwert's Universitäts-Buchhandlung.

---

(4) Bei **W. Einhorn** in Leipzig ist soeben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Pannonia. Blumenlese auf dem Felde der neuern magyarischen Lyrik in metrischen Uebertragungen v. G. Steinacker. 1e Abtheilung. brosch. Preis 12 Gr.

---

(5) So eben ist in meinem Verlage erschienen:

Kritik
der
evangelischen Geschichte
des
Johannes
von
Bruno Bauer.
gr. 8. 28½ Bogen Velinpap. 2 Thlr.

Bremen, November 1840.

Carl Schünemann.

---

(6) *Leipzig, T. O. Weigel* und in allen Buchhandlungen Deutschlands und des Auslandes zu haben.

So eben ist erschienen:

Ernst Gust. Vogel,
Literatur
früherer und noch bestehender Europäischer
öffentlicher
und **Corporations-Bibliotheken.**

gr. 8. Velinpapier. Pr.: 3 Thl. 20 Gr. Pr. Crt. = 5 fl. 45 kr. CM. = 6 fl. 36 kr. Rheinisch.

---

(7) *Leipzig, T. O. Weigel*, und in allen Buchhandlungen Deutschlands und des Auslandes zu haben.

So eben ist erschienen:

C. E. GEPPERT,
Ueber den Ursprung
der
Homerischen Gesänge.

Zwei Bände, gr. 8. Velinpapier, elegant geheftet Preis: 4 Thl. Pr. Crt. = 6 fl. C. M. = 7 fl. Rh.

Digitized by Google

(8) Neu erschienene Bücher der **Dietrichschen Buchhandlung** in Göttingen:

Bauer, A., Abhandlungen aus dem Strafrechte und dem Strafprocesse. Bd. I. gr. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

Beseler, G., die Lehre von den Erbverträgen. 2. Thl. 2. Bd. Besondere Arten des Erbeinsetzungsvertrags; die Erbverzichtung. gr. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

(Thl. I. Die Vergebungen von Todeswegen. Thl. II. Bd. 1. Der Erbeinsetzungsvertrag im Allgemeinen, nach dem ältern deutschen Rechte kosten 3 Thlr.

Brassii, J., Gradus ad Parnassum Graecus sive Lexicon, quo omnia vocabula Graeca, quae apud praestantissimos poetas indicatur ed. C. F. G. Siedhof. Vol. II. gr. 8. 1 Thlr. 12 Gr.

(Vol. I. P. 1. 2. kostet 2 Thlr.)

Fuchs, C. H., die krankhaften Veränderungen der Haut und ihrer Anhänge, in nosologischer und therapeutischer Beziehung dargestellt. Abth. 1. 2. gr. 8. 4 Thlr. 12 Gr.

(Abth. 3. erscheint Ende des Jahres.)

Grimm, Gebr., Kinder- und Hausmärchen. 2 Thle. 4te verb. und um 10 neue Märchen bereicherte Ausgabe, elegant geb. 4 Thlr.

Grimm, J., Deutsche Grammatik. 3e Ausg. Thl. I. Abth. I. gr. 8. 2 Thlr. 12 Gr.

(Diese 3. Ausgabe ist gleichsam als ein ganz neues Werk zu betrachten und wird jedem Gebildeten eine willkommene Erscheinung sein. Abthl. 2 folgt Ostern 1841. Theil 2 erscheint im nächsten Jahr in einer 2. Ausgabe. Thl. 3. 4. kosten 8 Thlr. 6 Gr.)

Herbart, Psychologische Untersuchungen. Heft 2. gr. 8. 1 Thlr. 16 Gr.

(Heft 1. kostet 1 Thlr. 8 Gr.)

Langenbeck, C. J. M., Icones anatomicae. Splanchnologia. fol. 6 Thlr. 12 Gr.

Mit diesem Fasc. ist das ganze Werk von 8 Fasc. geschlossen und kostet 60 Thlr. Gold.

Leist, G., de praejudiciis in concursu causarum criminalis et civilis evenientibus. gr. 4. 18 Gr.

Martens, nouveau Recueil de Traités, d'Alliance, de Paix, de Trêve, de Neutralité de Commerce continué per Fr. Murhard. Vol. XV. (Nouvelle Série Vol. VI). gr. 8. 4 Thlr. 16 Gr.

(Das Recueil Vol. I—VIII und Nouv. Recueil Vol. I—IX. 17 Vol. kosten im herabgesetzten Preis 36 Thlr. Nouv. Recueil Vol. X—XV. kosten 24 Thlr. 16 Gr.)

Richthofen, K. von, Altfriesisches Wörterbuch. gr. 4. 4 Thlr. 12 Gr.

Stoll, H. G., piis manibus Car. Odofredi Muelleri praeceptoris dilectissimi kalendis sextilibus anno MDCCCXL in itinere Athenis mortui. gr. 8. 6 Gr.

Weiss, L. L., Berta oder Hass und Liebe. Roman. 1 Thlr.

Zeitschrift für die Kunde des Morgenlandes herausg. von Ewald, v. d. Gabelentz, Rosegarten, Lassen, Neumann, Rödiger, Rückert. Bd. III. Heft 3. gr. 8. 20 Gr.

(Band I. II. III. compl. kosten 8 Thlr. 12 Gr.)

Religiöse Festgabe.

(9) Bei **C. F. Ostander** in Tübingen ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Christoterpe. Ein Taschenbuch für christliche Leser auf das Jahr 1841. Herausg., in Verbindung mit Andern, von Albert Knapp. Mit 6 Stahlstichen. 12°. Eleg. geb. mit Goldschn. und in Futteral 2 Thlr. od. 3 fl. 36 kr.

Haben die frühern 8 Jahrgänge durch ihre Gediegenheit dem Almanach nah und fern einen großen Leserkreis gewonnen, so dürfte dem obigen noch ein größeres Interesse geschenkt werden, da die Reihe der geschätzten bisherigen Mitarbeiter noch durch einige gefeierte Namen erweitert worden ist, und aus der Feder des Herrn Herausgebers dießmal mehr Beiträge geflossen sind, als demselben in den letzten Jahren zu geben möglich war.

Der Verleger erlaubt sich noch, die Uebersicht des Inhalts hier folgen zu lassen:

Harriet Bradford Stewart. Einfacher Umriß ihrer Lebensgeschichte. Von D. Chr. G. Barth. — Naturbilder aus der Schweiz. Von Abel Burkhardt. — Saul unter den Propheten. Von D. Eduard Eyth. — Gedichte von J. C. Lange. — Die Zeichen des Lebens. Von D. G. H. von Schubert. — Sprüche der Väter. Von Ebendemselben. — Gedichte von Ernst Moritz Arndt. — Die drei Freunde. Von L. Vogel. — Gedichte von D. Heinrich Puchta. — Schweizerische Wasserfälle. Von J. C. Lange. — Der Weihnachtsabend. Von D. Franz Theremin. — Die Bernsteinhexe. Proben aus einer ungedruckten Erzählung, von Wilhelm Meinhold. — Vermischte Gedichte. Vom Herausgeber. — Aus dem Leben der Herzogin Magdalena Sibylla von Würtemberg. Vom Herausgeber. — Gedichte der verborgenen Christin. Von Ebendemselben. — Gedichte von D. J. L. v. Meyer. — Dienst und Gegendienst. Eine Erzählung nach amerikanischen Quellen, von D. Chr. G. Barth. — Gedichte von Julius Krais.

Sigwart, Dr. H. C. W., Das Problem des Bösen oder die Theodice. gr. 8. 1 Thlr. 3 Gr. od. 1 fl. 48 kr.

Vorliegende Abhandlung schließt sich genau an die früher erschienene: Das Problem von der Freiheit oder Unfreiheit des menschlichen Willens, an. In letzterer hat der Herr Verf. mit Rücksicht auf die sogenannte speculative Zeitphilosophie die Frage gestellt: Wie sich die Lehre von der Unfreiheit des menschlichen Wollens in demjenigen System ausnehme, welches Gott als die ewige persönliche Vernunft, die Welt als Schöpfung dieser Vernunft, den menschlichen Geist als unsterbliches Wesen anerkennt, und von dem Ernst der sittlichen Idee durchdrungen ist. In derselben wurde die Lehre von der Unfreiheit des menschlichen Wollens selbst dargestellt, und in obiger, das Problem des Bösen oder die Theodice, wird der andere Theil der Frage behandelt. Die Wichtigkeit der hier beleuchteten philosophischen Lehre möchte dem Werke wohl allgemeines Interesse zuwenden.

Collection of English poems from the best modern authorities. 12mo. brosch. 12 gr. — 54 kr.

Eine Auswahl von Gedichten, geeignet, in der edelsten Form die englische Aussprache zu erlernen. Lehrer und Schüler sind für die Anstrengung, sich durch die Schwierigkeiten derselben durchzuarbeiten, durch diese Poesien reichlich entschädigt.

Die Namen von Wordsworth, Cowper, Byron, Moore, Mallet, Percy, Scott, Addison ꝛc., beurkunden den Werth derselben hinlänglich.

Keller, Dr. H. A., Altfranzösische Sagen. 2r Bd. 8. 1 Thlr. od. 1 fl. 45 kr.

Inhalt:

Sanct Brandan. Nach Juvinals Ausgabe in La legende latine de S. Brandaines. — Robert der Teufel. Nach Trebutiens Ausgabe. — Die lange Nacht. Nach dem Fablian dou prestre con porte bei Meon IV. 20. — Parthenoper von Blois. Nach Le Grand d'Aussy (V. 203) und Crapelets Ausgabe.

Mit diesem 2n Bande schließt die Sammlung. Der Verleger darf mit Recht hoffen, daß derselbe eben so günstig als der erste aufgenommen wird, welchem die gewichtigsten kritischen Journale entschiedenen Werth zugestanden haben.

Strauß, Dr. D. F., das Leben Jesu, kritisch bearbeitet 2 Bde. Vierte Aufl. 6 Rthlr. 8 Gr. od. 10 fl. 48 kr.

Das Werk, welches, obwohl gegen den ursprünglichen Plan des Verf., der es nur für Theologen geschrieben hatte, durch die Wichtigkeit seines Gegenstandes und seiner ansprechenden Form in die Hände von Lesern aus allen Ständen gekommen ist, bieten wir diesen hier in einer aufs Neue sorgfältig durchgesehenen Auflage zum erstenmale auch mit deutschen Lettern gedruckt, so daß sich nun an dasselbe die in der gleichen Verlagshandlung früher erschienenen „Streitschriften" in ganz gleichem Druck und Format anschließen. Letztere,

Digitized by Google

welche in 3 Lieferungen die Widerlegung von Steudel, Eschenmayer, Menzel, der evangelischen Kirchenzeitung, der Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik und der theologischen Studien und Kritiken enthalten, bilden ein nothwendiges Supplement zu dem Hauptwerk, und kosten zusammen

2 fl. 42 kr. od. 1 Rthlr. 16 gGr.

Die christliche Glaubenslehre in ihrer geschichtlichen Entwickelung und im Kampfe mit der modernen Wissenschaft, dargestellt von D. David Friedrich Strauß. Erster Band. gr. 8. 46 Bogen. 3 Thlr. 4 Gr. od. 5 fl. 24 kr.

Die Verlagshandlung übergiebt hiemit dem Publikum ein neues Werk des berühmten Verfassers des Lebens Jesu, welches mit Begier erwartet wurde. — Der zweite und letzte Theil wird im Laufe des Jahres 1841 erscheinen.

Anzeige
für
Mathematiker, Mineralogen, Chemiker, Apotheker ꝛc., Lehrer an Real- und Gewerbe-Schulen,
und alle, die sich für Naturwissenschaften interessiren.

Methode der Krystallographie.
Ein Lehrbuch
für Anfänger und Geübte
von
FR. AUG. QUENSTEDT,
Professor in Tübingen.

Mit 7 lithogr. Tafeln. gr. 8. 4 fl. — 2 Thlr. 12 gr.

Der Verfasser hat die Aufgabe zu lösen gesucht, das gesammte Gebiet der Krystallographie auf rein anschauliche Weise so darzustellen, daß auch dem mit Mathematik weniger Vertrauten dadurch eine gründliche Einsicht in die complicirtesten Krystallverhältnisse möglich wird. Das Werk beginnt auf eine ihm eigenthümliche Methode mit der Betrachtung der einzelnen Flächen, und schreitet von den Elementen langsam zu den verwickelten Flächenverbindungen fort. Indem bei dieser Art der Darstellung nichts vorausgesetzt ist, sondern die einfachsten Sätze bewiesen werden, so ist es ein Lehrbuch für Anfänger. Der weitere Verfolg des Weges führt aber zuletzt zu den schwierigsten Problemen der Krystallographie, und wenn diese mit den einfachen am Anfange gelehrten Sätzen gelöst sind, so wird auch der geübte Krystallograph gar manche Belehrung finden.

---

(10) Bei **Friedrich Perthes** ist erschienen:

Dr. J. P. Mynster
Bischof von Seeland,

Betrachtungen über die christlichen Glaubenslehren.

Zweite Aufl., in schwarz Leder gebunden. 2⅓ Thlr.
(Die erste Auflage kostete ungebunden 3 Thlr.)

„Dieses von dem ersten Geistlichen und Kanzelredner Dänemarks, einem auch in Deutschland rühmlichst bekannten Manne, herrührende Werk verdiente es in hohem Grade, auch auf deutschen Boden verpflanzt zu werden. Ruhend auf dem Grunde eines lebendigen und streng sittlichen Glaubens an den persönlichen Gott, mit inniger Ueberzeugung festhaltend an dem geschichtlichen Erlöser in seiner göttlichen Würde und menschlichen Schönheit, in seiner versöhnenden, erleuchtenden und heiligenden Kraft, voll kirchlichen Geistes, aber ohne ängstliches Anschließen an die kirchliche Form, entwickelt dasselbe mit tiefem psychologischen Blicke und reicher Erfahrung alle Glaubens- und Lebenslehren des Evangeliums in der Weise, daß es, die Mitte haltend zwischen homiletischer und systematischer Fassung, ebensowohl wahrhaft erbaut, als das Denken gebildeter Leser befriedigt. Der Ton ist durchaus ernst und rein, ein wohlthuender Ausdruck innerer Ueberzeugung; die Sprache würdig, edel und geistvoll, aber ohne Manier; das Ganze ein lebendiger Erguß, eine Arbeit aus einem Stück. Die Sprachunvollkommenheiten, die sich in der ersten Auflage fanden, sind ausgemerzt, so daß sich die Schrift jetzt wie ein vortrefflich geschriebenes Originalwerk liest. Wir empfehlen mit bester Ueberzeugung das Buch allen denen, die in unserer, von pantheistischen Doctrinen und kritischen Zweifeln zerrütteten Zeit eine gesunde und gediegene christliche Erbauung suchen; sie werden in Mynster einen zuverlässigen Führer finden, der ihnen einfach und treu den ernsten, königlichen Weg der vollen christlichen Wahrheit zeigt und ihnen Brot vom Brote des Lebens darreicht. Besonders eignet sich die Schrift zum Gebrauch in Familien, auch bietet sie dem Prediger einen reichen homiletischen Gedankenschatz."

Bericht
über den Stand und Gang
der
Geschichte der Europäischen Staaten,
herausgegeben
von
Heeren und Ukert.

Die erschienenen 16 Lieferungen dieses Werkes enthalten:

Geschichte der Teutschen bis zur Auflösung des Reichs, von Pfister. 5 Theile
— der Italienischen Staaten, von Leo. 5 Thle.
— von Sachsen, von Böttticher. 2 Thle.
— der Niederlande, von van Kampen. 2 Thl.
— des Preußischen Staats, v. Stenzel. 1r u. 2r Th.
— von Spanien, von Lembke. 1r Thl.
— von Rußland, von Strahl. 1r u. 2r Thl.
— von Schweden, von Geijer. 1r, 2r, 3r Thl.
— von England, von Lappenberg. 1r u. 2r Thl.
— des Oesterreichischen Kaiserstaats, von Graf Mailath. 1r u. 2r Theil.
— von Portugal, von Schäfer. 1r u. 2r Thl.
— von Dänemark, von Dahlmann. 1r Thl.
— von Frankreich, v. E. A. Schmidt. 1r u. 2r Th.
— — — während der Revolutionszeit, von Wachsmuth. 1r Thl.
— des Osmanischen Reichs in Europa, v. Zinkeisen. 1r Thl.
— von Polen, v. Roepell. 1r Th. (17. Lief. 1. Abth.)

Unter der Presse befinden sich:

— des Preußischen Staats, 3r Thl.
— Dänemarks, 2r Thl.
— des Osmanischen Reichs, 2r Thl.

Im Jahre 1841 werden noch mehrere Fortsetzungen geliefert werden. Herr Prof. Schäfer in Gießen setzt die Geschichte Spaniens fort; Herr Prof. Bülau in Leipzig liefert die Geschichte Deutschlands von Auflösung des Reichs bis jetzt; die Geschichte Rußlands hat zwar ihren Bearbeiter durch den Tod verloren, es ist aber Hoffnung ihn für die Fortsetzung vollkommen zu ersetzen. Somit hat die Geschichte jedes Staates anerkannt tüchtige Verfasser gefunden — nur nicht die Schweiz: der Stand der Parteien in diesem Lande wird erkennen lassen, weshalb es der Redaction bisher nicht gelingen konnte, was sie suchte, zu finden.

Einige Jahre sind verflossen, in welchen die Fortsetzungen sparsamer erschienen, als gewünscht wurde. Niemanden konnte dies weher thun und mehr beunruhigen als den Verleger: äußere Hindernisse traten bei den Verfassern ein, als Krankheiten, Geschäftsreisen oder amtliche Arbeiten ꝛc., wie z. B. Graf Mailath in der Ungarischen, Professor Geijer in der Schwedischen Ständeversammlung beschäftigt war. Jetzt darf man sicher erwarten, daß das Gesammtwerk in 5 bis 6 Jahren vollendet sein werde.

Digitized by Google

„Die Werke seien zu umfangreich," ist hie und da gesagt worden; — diese Klage möchte gegründet sein, insofern die Staatengeschichte als eine Sammlung geschichtlicher Handbücher betrachtet wird. Hat auch solche Ansicht anfänglich vorgelegen, so mußte sie doch aufgegeben werden, als das Unternehmen großartigere Gestaltung gewann durch die Theilnahme der ausgezeichnetsten Historiker, denen ein äußeres Maaß nicht vorgeschrieben werden konnte, — und so hat die Staaten-Geschichte eine Reihe historischer Werke zu einem Ganzen verbunden, die jeder Anforderung, die nach dem jetzigen Standpunkt der Geschichts-Wissenschaft gemacht werden kann, entsprechen.

Auch öffentlich erging mehrmals Ermahnung nicht zu beschränken, z. B. in der Preußischen Staatszeitung, bei Gelegenheit des Erscheinens von Stenzel's Preußischer Geschichte, 2r Theil: „Möchte es dem Verfasser doch gefallen, die weitere Fortsetzung dieser Geschichte unseres Vaterlandes wenigstens bis zum Tode des großen Königs in einem entsprechenden Umfange mit der hier behandelten Zeit herauszugeben und sich nicht durch ein äußerlich vorgeschriebenes Maaß binden zu lassen, damit nicht die folgende, so wichtige und interessante Zeit eine Verkümmerung erleide; das wird gewiß der Wunsch aller derjenigen sein, welche sich mit diesem Werke näher bekannt machen." — —

Das Ausland hat den Werth der Geschichte der Europäischen Staaten anerkannt, — von mehreren Abtheilungen sind in Italien, Frankreich und England Uebersetzungen erschienen, in Paris eine Sammlung ganz gleicher Gestaltung und Art.

Der Subscriptionspreis von 1¼ Thlr. für 24 Bogen, wie derselbe anfänglich bestimmt wurde, ist streng festgehalten worden. Einzeln diese historischen Werke herausgegeben, würden jede 24 Bogen 2 Thlr. kosten müssen.

Der unterzeichnete Verleger erkennt mit Dank die Theilnahme, welche das deutsche Publikum dieser seiner großen Unternehmung gewährt hat, und erwartet mit Sicherheit, daß es dabei bis zur Beendigung desselben beharren werde.

Zur Charakteristik
der
drei zuletzt erschienenen Abtheilungen
der
Geschichte der Europäischen Staaten,

Geschichte Frankreichs im Revolutionszeitalter, von Wilhelm Wachsmuth. Erster Theil.

Die Natur des in dem hier angezeigten Werke bearbeiteten historischen Stoffes und die rege Theilnahme der denkenden Menschen an demselben geben den Grund, warum die Verlagsbuchhandlung, im Einverständnisse mit dem Herrn Verfasser, dasselbe, neben der Reihe europäischer Staatengeschichten, welcher es angehört, auch einzeln und selbstständig erscheinen läßt. Trotz der Unzahl schon vorhandener Geschichten Frankreichs seit Ludwig XVI. haben Geschichtskundige ein Werk vermißt, das die große Aufgabe mit dem Geiste der Gründlichkeit, Wahrhaftigkeit und Parteilosigkeit, der unserer Nation geziemt, behandelte. Als solche kündigt sich die gegenwärtige Geschichte Frankreichs im Revolutionszeitalter an. Sie ist unabhängig von allen bisher erschienenen Arbeiten zweiter und folgender Hand. Die Gründlichkeit eigener Forschung wird bezeugt durch die Hinweisung auf die vorzüglichsten Quellen, welche vom Moniteur an bis zu Pamphlets und Placats dem Herrn Verfasser in einer außer Frankreich seltenen Fülle zur Hand gewesen sind. Fern von hochtönender Declamation und fern von Parteiansicht gibt dieses Werk im Tone der Mäßigung und Ruhe ein treues Gemälde der aus Mangel an kritischem und unbefangenem Sinne zum Theil noch immer in Nebel gehüllten oder in falschem Lichte dargestellten Thatsachen, welche Frankreich und Europa erschüttert haben; es wird zur „Vermittelung der Extreme" beitragen. Der vorliegende erste Theil geht bis zum Ende der gesetzgebenden Versammlung; der nächste, die „Geschichte des Nationalconvents und des Directoriums," wird im Jahre 1841 erscheinen, das Ganze in drei bis vier Jahren vollendet sein.

Geschichte des osmanischen Reiches in Europa, von Johann Wilhelm Zinkeisen. Erster Theil. Urgeschichte und Wachsthum des Reiches bis zum Jahre 1453.

Wir glauben, diese Abtheilung der „Geschichte der europäischen Staaten" um so mehr der öffentlichen Aufmerksamkeit empfehlen zu dürfen, je tiefer ihr Inhalt in die lebhaftesten Interessen der Politik der Gegenwart eingreift. Die Absicht des Verfassers ist, die Geschichte des osmanischen Reiches in diesem Werke vorzüglich in seinen Beziehungeg zu der europäischen Staatenwelt, in seiner diplomatischen Stellung, pragmatisch zu entwickeln und darzustellen. Daß dabei das innere Leben von Staat und Volk besonders berücksichtigt werden muß und die Geschichte des außereuropäischen osmanisches Reiches nicht unbeachtet bleiben darf, ist schon an sich die nothwendige Bedingung einer solchen pragmatischen Darstellung. Der Verfasser hat sie, durch die reichen Hülfsmittel, welche ihm ein langer Aufenthalt in Paris gewährte, vortrefflich unterstützt, in dem vorliegenden Bande bis zur Eroberung von Constantinopel durch Mohammed II. im Jahre 1453 durchgeführt. Eine gedrängte Uebersicht der früheren, vorosmanischen Verwandlungsgeschichte des östlichen Europa's und ein schärferes Herausheben der ältesten Beziehungen der Osmanen zu den europäischen Staaten, namentlich Ungarn, dem päpstlichen Stuhle und der Republik Venedig, können als wesentliche Vorzüge dieser durchgängig auf gründlichen und umfassenden Studien beruhenden Arbeit namhaft gemacht werden. Sie wird in demselben Geiste bis auf die neuesten Zeiten herabgeführt werden und folglich auch den für die Ereignisse der Gegenwart interessantesten Zeitraum der osmanischen Geschichte umfassen, welcher in dem bekannten Hammerschen Werke so ungern vermißt wird. Der zweite Band, welcher im nächsten Jahre erscheinen soll, wird uns das osmanische Reich in seiner Glanzperiode, auf der Höhe seiner Macht, unter Suleiman und Selim II. zeigen.

Geschichte Polens, von Richard Roepell. Erster Theil.

Seit dem Jahre 1777, in welchem der letzte Band der Geschichte Polen's von D. E. Wagner ausgegeben wurde, ist in Deutschland keine Bearbeitung der Geschichte dieses Reichs erschienen, die irgendwie Anspruch auf einen streng wissenschaftlichen Werth machen könnte, so daß diese neue Geschichte Polen's, welche auf einem selbstständigen und umfassendern Quellenstudium des Verfassers beruht, einem wesentlichen Bedürfniß unserer historischen Literatur um so mehr entgegenkömmt, als selbst die inzwischen von den Polen geliferten Arbeiten bei uns fast so gut wie gänzlich unbekannt geblieben sind.

Da gerade jetzt das Leben und Treiben der Slawenwelt die Aufmerksamkeit Europa's immer mehr und mehr auf sich zieht, wird ein solches Werk gewiß jedem Gebildeten willkommen seyn.

Die Europäische Staatengeschichte hat auch das Verdienst, Veranlassung gegeben zu haben zur Entwerfung des bekannten und schon viel verbreiteten

„Historischen Atlas von K. von Spruner"

eines Werkes, das, einen neuen eigenthümlichen Weg einschlagend, von Geschichtskundigen als ein tüchtiges Hülfsmittel bei geschichtlichen Studien und insbesondere als trefflicher Begleiter der Europäischen Staatengeschichte anerkannt wird. Bis jetzt sind außer einigen allgemeinen Blättern die Karten zur Geschichte Italiens (I. Lief. zu 2 Thlr.), die zur Geschichte Deutschlands (II. Lief. in 2 Abtheil. zu 4 Thlr.) und die zur Geschichte Frankreichs (III. Lief. zu 2 Thlr.) erschienen; — die Karten zur Geschichte Großbritanniens wird die kurz nach Anfang des Jahres 1841 erscheinende IV. Lieferung enthalten, und demnächst werden die zur Geschichte Spaniens und Portugals folgen.

Gotha, November 1840.

Friedrich Perthes aus Hamburg.

Druck von **Breitkopf & Härtel** in Leipzig.

Digitized by Google

№ 2. Intelligenzblatt 1841.

zu den

Hallischen Jahrbüchern.

(11) **Für Bibliotheken, Museen und Lesecirkel.**

Auch für 1841 erscheint die: **Allgemeine**

PRESS-ZEITUNG.

ANNALEN
der Presse, der Literatur
und des
Buchhandels.

Redigirt unter der Leitung von ***Dr.* Julius Eduard Hitzig**, Vorsitzendem im literarischen Sachverständigen-Verein für die Preuss. Staaten in Berlin.

II. Jahrgang, 104 No. ½ Bog. hoch 4. Preis 4 Thlr.

Leipzig, im December 1840.

J. J. Weber.

---

(12) Bei **J. Wunder** in Leipzig sind erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Dr. Ungewitter's Geographie.

I. Abthl. (58 Bog.) 2 Thlr.

Das neueste vollständigste geogr. Handbuch, mit Tabellen, Stammtafeln, Abbildungen ꝛc., aus dem sowohl geogr. als geschichtliche Auskunft über jeden Ort der Erde zu schöpfen ist. Die II. Abthl. (der Schluß) erscheint demnächst.

Eb's Engl. Grammatik

für den Selbstunterricht und die Lehrstunde, mit einem Vorworte von Zoller, Rector am Kathar.-Stifte und Lehrer der Engl. Sprache am Gymnas. zu Stuttgart. 1¾ Thlr.

Dr. Bassler's

Wörterbuch der engl. Aussprache.

1½ Thlr.

Mit einer vervollkommneten, sehr genauen und leicht fasslichen Bezeichnungsart durch Buchstaben.

G. Crabb's English Synonymes.

A new Edition, revised and corrected by *Hedley*. 3 Thlr.

C. C. Taciti, Historiarum libri V.

Textum recogn. animadvers. instrux. *Th. Kiesslingius*.

1¼ Thlr.

---

(13) **Herabgesetzter Preis.**

Seidel, Karl, Charinomus. Beiträge zur allgemeinen Theorie und Geschichte der schönen Künste.

2 Bände. Gr. 8. 1825 und 1828. Ladenpreis 5 Thlr. 16 Gr.

herabgesetzt auf 3 Thlr.

Berlin 1840.

Ferdinand Rubach.

---

(14) Bei uns ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Das Religionsgespräch

zu Marburg im Jahr 1529.

Von Licentiat, Pfarrer Schmitt zu Marburg.

gr. 8. br. 9¼ Bogen — 16 gr. = fl. 1. 12 kr.

Das Gesetz und die Verheißung. Handbuch zum Alten Testamente, sowie zu allen biblischen Geschichten. Für Lehrer und zum Selbstunterrichte für Gebildete. Von Pfarrer **Dr. Blackert**, Gymnasiallehrer zu Marburg. Zwei Bände. gr. 8. 39½ Bogen. Rthlr. 2. — = fl. 3. 36 kr.

Müller, Dr. Jul., Professor zu Halle, de miraculorum Jesu Christi natura et necessitate. Particula I. 4. br. 6 Bogen. — 10 Gr. = 45 kr.

Justi, Dr. K. W., Ober-Consistorialrath ꝛc. zu Marburg. Die Vorzeit. Zehnter Jahrgang. Mit fünf Kupfern. gr. 12. 18 Bogen. gebunden. Rthlr. 1. 16 gr. = fl. 3.—

Der Heidelberger Katechismus mit Bibelsprüchen. Zum bessern Verständnisse für die Katechumenen zergliedert und herausgegeben von Metropolitan **Dr. H. v. Noques.** Dritte verbesserte Auflage. 6 Bogen. — 4 gr. = 18 kr.

Bei Einführung in Schulen finden Parthiepreise statt und werden Freiexemplare verwilligt.

Der kurhessische Symbolstreit. Schriften von **Dr. Hupfeld, Dr. Kling, Dr. Vilmar**, Pfarrer **Martin** und Pfarrer **Exter**. Zwei Abtheilungen. gr. 8. 19¼ Bogen. Rthlr. 1. 8 gr. = fl. 2. 24 kr.

Marburg, im Nov. 1840.

N. G. Elwert's Universitäts-Buchhandlung.

---

(15) **Herabgesetzter Preis.**

Handbuch der Geschichte der abendländischen Literatur und Sprachen u. s. w. Erläutert durch eine Sammlung übersetzter Musterstücke. Im Verein mit literarischen Freunden bearbeitet und herausgegeben von Dr. J. W. Goethe.

1ster Bd., 1ste Abth.: Ital. prof. Literatur. 1832. 2 Thlr.
1ster = 2te = Ital. poet. = 1834. 2 Thlr. 12 Gr.
4ter = 1ste = Franz. prof. = 1833. 2 Thlr. 8 Gr.
zusammen Ladenpreis 6 Thlr. 20 Gr., auf **3 Thlr. 19 Gr.**

Einzeln bleiben die Ladenpreise.

Berlin 1840. **Ferdinand Rubach.**

Digitized by Google

(16) So eben erschien bei mir und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Müller, Fr. E., *De Solipsismo.* Commentatio ex decreto nobilissimi instituti de Ammoniani praemio primo ornata. gr. 8. brosch. 16 Gr.

In dieser Schrift, welche durch den ersten Preis auf die rühmlichste Weise ausgezeichnet worden ist, wird ein Gegenstand gründlich und lehrreich erörtert, der tief in das sittliche Leben eingreift und in allen seinen Beziehungen von höchstem Interesse ist.

Leipzig, Januar 1841.

Eduard Meißner.

---

(17) Im Verlage von **Duncker** und **Humblot** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

G. W. F. Hegel's Vorlesungen.

Neue zweite Ausgabe.

Von dieser im Anfang v. J. angekündigten zweiten Ausgabe ist bis jetzt erschienen:

Grundlinien der Philosophie des Rechts, oder Naturrecht und Staatswissenschaft im Grundrisse. Hrsg. von Dr. *Ed. Gans.* 2e Aufl. gr. 8. Subsc.-Pr. 1⅚ Thlr.

Vorlesungen über die Philosophie der Geschichte. Hrsg. von Dr. *Ed. Gans.* 2e Aufl. besorgt von Dr. *Karl Hegel.* gr. 8. Subsc.-Pr. 2¼ Thlr.

Vorlesungen über die Philosophie der Religion. Nebst einer Schrift über die Beweise vom Dasein Gottes. Hrsg. von Dr. *Philipp Marheineke.* 2 Thle. Zweite, verbesserte Auflage. gr. 8. Subsc.-Pr. 4⅙ Thlr.

Vorlesungen über die Geschichte der Philosophie. Hrsg. von Dr. *Carl Ludw. Michelet,* 1r Thl. Zweite, verbesserte Auflage. gr. 8. Subsc.-Pr. 1⁷/₁₂ Thlr.

Phänomenologie des Geistes. Hrsg. von Dr. *J. Schulze.* 2e Aufl. gr. 8. 3⅓ Thlr.

Anzeige

über die Herausgabe von

A. F. J. Thibaut's

juristischem Nachlass.

Zahlreiche Aufforderungen haben die Familie des seel. Geheimeraths Dr. *Anton Friedrich Justus Thibaut* bewogen, die Herausgabe der Collegienvorträge des Hingeschiedenen zu veranstalten; der Unterzeichnete als dankbarer Schüler und Verehrer Thibauts hat diese Herausgabe übernommen. Es würde überflüssig sein, bei Werken, an welchen ihr Urheber seit Dreissig und mehr Jahren unablässig gearbeitet, gefeilt und gebessert hat, und welche allgemeinen Ruf schon durch die mündliche Ueberlieferung erhielten, etwas zur Empfehlung zu sagen; nur das ist hier auszusprechen, dass ihre gegenwärtige Uebergabe an die Presse den Zweck hat, den Jüngeren, welchen Thibaut viel zu früh entrissen worden, seinen genialen Vortrag zu ersetzen und zur Belehrung zu dienen, den Aelteren zu zeigen, wie die Rechtswissenschaft, die *durch* Thibaut so mächtig gefördert worden, auch *in* ihm unausgesetzt fortschritt, den Tausenden seiner Schüler endlich zur Erinnerung an die herrliche Zeit zu dienen, da er ihr Meister war. Vorläufig sind nur die Vorträge über den *Code Napoleon*, über *Rechtsgeschichte und Institutionen*, und über *Hermeneutik* zum Drucke bestimmt; sie werden 2 Bände ausfüllen, und unter dem Titel: *Thibaut's juristischer Nachlass*, bis zum Mai k. J. erscheinen. Ueber den Druck der Pandectenvorträge, welche durch räuberische Hand zum Unkenntlichen verunstaltet, schon zweimal in das Publicum gekommen sind, behalten sich die Hinterlassenen Näheres bevor. Dass bei der Herausgabe des Ganzen die grossartige Eigenthümlichkeit des Verfassers unangetastet sich darstellen und der Herausgeber sich auf die gewissenhafteste Sichtung des mitunter verworrenen Materials beschränken wird, bedarf schliesslich kaum der Versicherung.

Jena, im Dezember 1840.

C. Guyet.
Ober-Appellations-Gerichts-Rath.

Zu Vorstehendem haben wir hinzuzufügen, dass wir den Verlag der gedachten Thibaut'schen Schriften übernommen haben. Es werden, wie schon Seitens des Herrn Herausgebers bemerkt worden, zunächst zwei Bände erscheinen. Davon soll der erste Band

Code Napoleon

im Laufe des März d. J. erscheinen und einzeln ausgegeben werden. Der zweite Band

Römische Rechtsgeschichte

Institutionen und Hermeneutik

wird ebenfalls einzeln käuflich sein. Jeder Band wird etwa 25 bis 30 Bogen umfassen.

Da nun bei der grossen Anzahl von Schülern des verewigten grossen Rechtslehrer und bei dem Interesse, welches sich von dem ganzen juristischen Publikum, besonders dem jüngeren erwarten lässt, wir auf einen grossen Absatz zu hoffen Ursach zu haben meinen, so bleibt uns nur zu wünschen, dass, um eine zureichende Auflage zu veranstalten, die Bestellungen uns recht bald bekannt werden. Es können diese bei jeder Buchhandlung gemacht werden.

Berlin, den 2. Januar 1841.

Duncker und Humblot.

---

(18) So eben erscheint im Verlage von **Alexander Duncker** in Berlin und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen, der

Gräfin Hahn-Hahn

neuestes Werk:

Gräfin Faustine.

8. Elegant geh. 2 Thlr.

Von derselben Verfasserin erschien ebendaselbst:

Der Rechte. 8. Geh. 2 Thlr. **Astralion.** 8. Geh. 5/12 Thlr.

Der Prozeß Lafarge,

beleuchtet nach

Preußischem Strafrechte

durch

J. D. H. Temme, Königl. Preuß. Inquisitoriats-Director und Criminal-Gerichts-Rath

und

G. A. Roerner, Königl. Preuß. Stadt-Gerichts- und Criminal-Gerichts-Rath

zu Berlin.

gr. 8. Geh. 1⅓ Thlr.

Diese Schrift enthält, außer der getreuen Geschichtserzählung des interessanten Vorfalles, die Ansicht zweier praktischen Criminalisten über das Verfahren bei dem berühmten Prozesse und beweist, daß nach Preußischem Rechte die Angeklagte nie hätte verurtheilt werden können. Da ganz Europa diesen Vorgang mit der größten Spannung verfolgt hat, so wird das Buch das Interesse der juristischen und nicht-juristischen Welt in hohem Grade in Anspruch nehmen.

---

(19) Bei **Joh. Ambr. Barth** in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Napoléon's Rückkehr.

Ballade

von **W. Gerhard.**

Mit einer historischen Notiz nach officiellen Berichten und Actenstücken, einer Abbildung des Kaiserlichen Sarges und zwei Vignetten.

gr. 8. brosch. 10 Ngr. (8 gGr.)

Digitized by Google

(20) So eben ist erschienen:

Jesus Christus

oder

das Leben unsers Herrn,

für

das evangelische Christenvolk

von

Ludwig Würkert,

Für fromme Herzen Sonnenschein, —
Nicht für Gelehrte soll es sein,
Nicht für den Dünkel und den Wahn,
Der Nacht wirft auf die lichte Bahn.

Dieses Werk erscheint elegant ausgestattet in **zwölf** Heften, geschmückt mit **24 schönen Bildern.**

Der Preis für jedes Heft beträgt mit **schwarzen** Bildern: 3 gGr. oder 3¼ Sgr. oder 12 Kr. Conv.-Mze. oder 14 Kr. Rhein. mit **colorirten** Bilder 4 gGr. oder 5 Sgr. oder 15 Kr. Conv.-Mze. oder 18 Kr. Rhein., so daß das Ganze schwarz 1 Thlr. 12 Gr., colorirt 2 Thlr. kosten wird.

Nur unter der Voraussetzung: das treffliche Buch werde bei vielen, vielen Tausenden als **ein liebes Haus- und Familienbuch** fromme Aufnahme finden, konnte der Preis für das Ganze so gering gesetzt werden.

Das erste Heft liegt in allen Buchhhandlungen des In- und Auslandes zur Ansicht vor, welche darauf Unterzeichnung und Bestellung annehmen, die folgenden Hefte erscheinen schnell hintereinander.

F. W. Goedsche in Meissen.

(21) In unterzeichnetem Verlag erschienen:

Die

beiden Grundprobleme

der

Ethik,

behandelt

in zwei akademischen Preisschriften

von

Dr. Arthur Schopenhauer,

Mitglied der Königl. Norwegischen Societät der Wissenschaften.

I. Ueber die Freiheit des menschlichen Willens, gekrönt von der Königl. Norwegischen Societät der Wissenschaften zu Drontheim am 26. Januar 1839.

II. Ueber das Fundament der Moral, nicht gekrönt von der Königl. Societät der Wissenschaften zu Kopenhagen den 30. Januar 1840.

gr. 8. 20 Bogen stark. Preis 1 Thlr. 16 Gr.

Frankfurt a. M. 1841.

Joh. Christ. Hermann'sche Buchhandlung.
F. E. Suchsland.

Verlags-Bericht

von

Otto Wigand, Buchhändler in Leipzig.

Ostermesse 1840 bis dahin 1841.

I. Zeitschriften.

1) **Argos,** medicinischer. Herausgegeben von den DD. *Hacker* und Prof. *Hohl.* gr. 8. II. Bd. 1840. Brosch. 2 Thlr. Desselben Werkes III. Bd. 1841. Broschirt 2 Thlr.

2) **Jahrbücher,** Hallische, für deutsche Wissenschaft und Kunst. Redigirt von Echtermeyer und Ruge. (Wöchentlich erscheinen 6 Nummern in halben Bogen und extra ein Intelligenzblatt.) gr. 4. 3r Jahrgang 1840. 12 Thlr. Desselben Werkes 4r Jahrgang. 1841. 12 Thlr.

3) **Jahrbücher** der in- und ausländischen gesammten Medicin. Herausgegeben von *C. C. Schmidt,* Dr. der Med. und Chir. Lex. 8. VII. Jahrgang. 1840. 12 Hefte. 12 Thlr. Desselben Werkes VIII. Jahrgang. 1841. 12 Hefte. 12 Thlr.

4) **Summarium** des Neuesten und Wissenswürdigsten aus der gesammten Medicin zum Gebrauche für practische Aerzte und Wundärzte. Herausgegeben von einem Vereine practischer Aerzte und Wundärzte. gr. 8. Jahrgang 1841. 24 Hefte 6 Thlr. 20 Ngr.

5) **Zeitschrift** für deutsches Recht und deutsche Rechtswissenschaft. In Verbindung mit vielen Gelehrten herausgegeben von Dr. A. L. Reyscher und Dr. W. E. Wilda. gr. 8. 3r 4r Band oder Jahrgang 1840. Broschirt 4 Thlr.

II. Fortsetzungen.

6) **Byron-Gallerie.** 12 Prachtstahlstiche zu Byron's Werken. Gestochen von A. H. Payne. Lexikon 8. 1841. (4 Lieferungen). 1e Lieferung 10 Ngr.

7) **Byron's, Lord,** sämmtliche Werke deutsch von Adolf Böttger. Zweite Auflage in 6 Lieferungen mit 12 Stahlstichen. Lex. 8. 1841. 1e Lieferung. 22½ Ngr.

8) **Conversations-Lexikon** der neuesten Litteratur-, Völker- und Staatengeschichte. Ein unentbehrlicher Supplementband zu jedem Conversations-Lexikon, bearbeitet von einer Gesellschaft deutscher Gelehrten. Lex. 8. 9s 10s 11s 12s Heft. 1840 und 1841. à Heft. 7½ Ngr.

Dasselbe Werk auf Velinpapier à Heft 11½ Ngr.

9) **Encyclopädie** der gesammten Medicin, im Vereine mit mehreren Aerzten herausgegeben von *C. C. Schmidt,* Dr. der Med. und Chir. 4 Bde. Lex. 8. I. Bd. 1841. 3 Thlr.

10) **Encyclopädie** der deutschen Nationalliteratur oder biographisch-kritisches Lexikon der deutschen Dichter und Prosaisten seit den frühesten Zeiten; nebst Proben aus ihren Werken. VI. Bd. oder 51s—60s Heft. gr. 4. 1840 und 1841. à Heft 7½ Ngr.

In Leinwand gebunden der Band 2 Thlr. 22½ Ngr.

11) **Gibbon's** Geschichte des Verfalles und Unterganges des römischen Weltreiches, nebst einer biographischen Skizze über den Verfasser. Uebersetzt von Joh. Sporschil. Taschenausgabe in 12 Bänden. 1840—1841. à Bd. 20 Ngr.

12) **Marbach, Dr. G. O.,** Lehrbuch der Geschichte der Philosophie, mit Angabe der Literatur nach den Quellen bearbeitet. II. Abtheilung: Geschichte der christlichen Philosophie. gr. 8. 1841.

13) **Rechtslexikon** für Juristen aller Teutschen Staaten, enthaltend die gesammte Rechtswissenschaft. In Verbindung mit vielen Gelehrten bearbeitet und redigirt von Dr. J. Weiske, Prof. in Leipzig. 1840—1841. IIIr Bd. in 5 Heften. à Heft 20 Ngr. auf Velinpapier 25 Ngr.

Digitized by Google

14) **Sue's, Eugen,** sämmtliche Werke. Deutsch von L. von Alvensleben. 50s—85s Bändchen. 16. à Bdchen. 5 Ngr.

50.—55. Bdchn. Die Fanatiker oder der Religionskrieg in den Cevennen. 9.—14s Bdchen. 1 Thlr.— 1.—14. Bdchn. 2 Thlr. 10 Ngr.

56.—59. Bdchn. Die Abentheuer des Hercules Kühn oder Guyana im Jahre 1772. 4 Bdchn. 20 Ngr.

60.—62. Bdchn. Der Oberst von Surville. Historischer Roman aus der Zeit des Kaiserreiches. 1810. 3 Bdchn. 15 Ngr.

63.—74. Bdchn. Der Wart-Thurm von Koat-Vën. Roman aus dem Seeleben 1780—1830. 12 Bdchn. 1 Thlr. 15 Ngr.

75.—77. Bdchn. Kardiki. Novellen. 3 Bdchn. 15 Ngr.

78.—85. Bdchn. Der Kommandant von Malta. 8 Bdchn. 1 Thlr. 10 Ngr.

15) **Theater-Lexikon.** Theoretisch-praktisches Handbuch für Vorstände, Mitglieder und Freunde des deutschen Theaters. Herausgegeben von Ph. J. Düringer und H. Bartels. 7s—12s Heft Schluß. gr. 8. 1841. à Heft 5 Ngr.

16) **Volksbücher,** deutsche. Herausgegeben von G. O. Marbach. 18s—24s Bdchn. 8. à Bdchn. 2½ Ngr.

18s Bdchn. Wigolais vom Rade.
19s u. 20s Bdchn. Lieder zu Schutz und Trutz.
21s Bdchn. Hirlanda.
22s Bdchn. Fortunatus.
23s Bdchn. Fortunat's Söhne.
24s Bdchn. Faust.

III. Neuigkeiten.

17) **Beschoren, Karl,** Historisch-geographisch-statistisch-topographische Uebersicht vom Preußischen Staate. gr. 8. 1841. 15 Ngr.

18) **Betrachtungen,** unbefangene, nähere, über das ächtereine Christenthum. Im Hinblicke auf die Menschen-, Welt-, Kirchen- und Literatur-Geschichte angestellt von C. F. L. in Magdeburg. gr. 8. 1841. 10 Ngr.

19) **Dautz,** Elementarlehre der landwirthschaftlichen Wissenschaften. 1r Bd. gr. 8. 1841. 1 Thlr. 10 Ngr.

20) **Feuerbach, L.,** die Wahrheit der Religion und die Selbsttäuschung der Theologie. Zur Kritik der unreinen Vernunft. gr. 8. 1841.

21) **Fremdwörterbuch,** nebst Erklärung der in unserer Sprache vorkommenden fremden Ausdrücke. 3e stark vermehrte Aufl. 16. 1841. 15 Ngr.

22) **Friederich, Ferdinand,** Symbolik der Mosaischen Stiftshütte. Eine Vertheidigung Dr. Luthers gegen Dr. Bähr. Mit 23 Tafel-Abbildungen. gr. 8. 1841. 3 Thlr.

23) **Friedrich Wilhelm** IV. in Königsberg. Ein Brief. gr. 8. 1840. 5 Ngr.

24) **Gedichte** von C. F. L. in Magdeburg. Mit dem Motto: „Such' in der Schale den Kern." 8. 1841. 1 Thlr. 15 Ngr.

25) **Gespräche,** allgemeine deutsch-französische. Diamant-Ausg. In zwei Theilen. I. Verzeichniß der gebräuchlichsten Wörter. II. Vertrauliche Gespräche über alle Gegenstände des geselligen Lebens, nebst einigen unterhaltenden Beschreibungen der Denkmäler, Paläste, Schlösser und anderer Merkwürdigkeiten der vorzüglichsten Städte Deutschlands. 8. 1841. 15 Ngr.

26) **Hirlanda.** 8. 1841. 2½ Ngr.

27) **Klöpper,** Dr. F. W., Liturgik oder Theorie der stehenden Cultusformen in der evangelischen Kirche, nebst practischen Beilagen. gr. 8. 1841. 2 Thlr.

28) **Landeskirche,** die evangelische, Preußens und die Wissenschaft. gr. 8. 1840. 26⅓ Ngr.

29) **Lieder,** zu Schutz und Trutz. 8. 1841. 5 Ngr.

30) **Marle, J. de,** Meine Beweggründe zum Uebertritt aus der römisch-katholischen in die freie evangelisch-christliche Kirche. Eine Schrift für Laien, mit besonderer Rücksicht auf die neuern kirchlichen Ereignisse und die Bestrebungen der gegenwärtigen Zeit. Zweite mit Vorwort und vielen Anmerkungen vermehrte Ausgabe. gr. 8. 1840. 10 Ngr.

31) **Müller,** Dr., Verzeichniß der in Wolff's poetischem Hausschatz enthaltenen Gedichte, nach den Dichtern geordnet. gr. 8. 1840. 2½ Ngr.

32) **Neuberth, Julius,** Original-Beiträge zur Geschichte des Somnambulismus. gr. 8. 1841. 22½ Ngr.

33) **Oesterreich** im Jahre 1840. Staat u. Staatsverwaltung, Verfassung und Kultur. Von einem österreichischen Staatsmanne. 2 Bände. gr. 8. 1840. 4 Thlr.

34) **Prutz, R. E.,** der Göttinger Dichterbund. Zur Geschichte der deutschen Literatur seit Opitz. gr. 8. 1841.

—— Ein Märchen. Gedicht. gr. 8. 1841. 15 Ngr.
—— Der Rhein. Gedicht. gr. 8. 1841. 1¼ Ngr.

35) **Rammler, O. F.,** Universalbriefsteller. 8e Aufl. gr. 8. 1840. Broschirt 15 Ngr.

36) **Rüffer, Theodor,** Lehrbuch des Renten-Wesens u. Beleuchtung der Renten-Versorgungs-Anstalten zu Wien, Stuttgart, Karlsruhe, Berlin und München, sowohl nach ihren statutenmäßigen Bestimmungen, als auch nach ihren bisherigen Leistungen. gr. 8. 1841.
—— Widerlegung der von dem Herrn Dr. etc. C. Krönce gegen die Renten-Anstalten herausgegebenen Schrift, betitelt: „Ueber Rentenanstalten." gr. 8. 1840. 5 Ngr.

37) **Schier, Heinrich Bernhard,** Polizeikunde von Sachsen. Eine alphabetische Zusammenstellung der im Königreiche Sachsen in Bezug auf die Polizei in allen ihren Theilen geltenden gesetzlichen Bestimmungen, für Stadt- und Landbewohner, Guts- und Haus-, sowie Grundstücksbesitzer überhaupt, Handel- und Gewerbtreibende, Reisende, Gast- und Schenkwirthe, Herbergsväter u. a. m., ingleichen für Communalverwaltungsbeamte in Stadt- und Landgemeinden, Dorfgerichtspersonen, sowie Gensd'armen und sonstige Polizeioffizianten. 8. 1841. 15 Ngr.

38) **Schönheiten,** aus Byron's Werken. Deutsch von Adolf Böttger. 8. 1841. 20 Ngr.

39) **Triarchie,** die europäische. gr. 8. 1841. 1 Thlr.

40) **Versuch** einer allgemein faßlichen, wahrhaft populär medicinischen Lehre von den Wirkungen und dem vernünftigen Gebrauche des kalten Wassers in Gesundheit und Krankheit. Von einem ärztlichen Beförderer der rationellen Wasserheilkunde. gr. 8. 1840. 15 Ngr.

41) **Wanderung,** die, in Großpolen und Masowien. Historische Erzählung aus der neuesten Zeit. 8. 1840. 1 Thlr. 10 Ngr.

42) **Wigolais** vom Rade. 8. 1841. 2½ Ngr.

43) **Wolff,** Dr. O. L. B., Poetischer Hausschatz des deutschen Volkes. Vollständigste Sammlung deutscher Gedichte nach den Gattungen geordnet, begleitet von einer Einleitung, die Gesetze der Dichtkunst im Allgemeinen, so wie der einzelnen Abtheilungen insbesondere enthaltend, nebst einer kurzen Uebersicht ihrer Bildungsgeschichte seit den frühsten Zeiten ihres Erscheinens in Deutschland bis auf unsere Tage, und biographischen Angaben über die Dichter, aus deren Werken Poesieen gewählt wurden. Dritte Auflage. gr. 8. 1841. 2 Thlr.

Druck von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Digitized by Google

№ 3. Intelligenzblatt 1841.

zu den

Hallischen Jahrbüchern.

In meinem Verlage ist so eben erschienen:

Liturgik

oder

Theorie der stehenden Kultusformen in der evangelischen Kirche,

nebst praktischen Beilagen,

verfaßt von

F. W. Klöpper,

Doctor der Theologie, Superintendent und Pastor zu Bergen.

Gr. 8. 1841. (420 Seiten.) Broschirt. 2 Thlr.

In einer Zeit, wo man wieder lebhaft zu fühlen beginnt, wie das kirchliche Leben nothwendig der Träger des religiösen sein muß, soll letzteres nicht in gänzlicher Verflachung, oder durch separatistische Bestrebungen in verkehrte Richtungen gerathend, seinen Untergang finden, wird vorliegendes Werk um so willkommner geheißen werden, als es, erfüllt von dem wahren Geiste des evangelischen Protestantismus, weder einer willkürlichen Neuerungssucht, noch einem starren Festhalten an todten Formen und Buchstaben, oder gar einer extravaganten Richtung huldigend, sich die Aufgabe gestellt hat, zur Herstellung eines rein christlichen, auf historische Grundlagen beruhenden kirchlichen Lebens beizutragen. Die allseitige und consequente Durchführung der Ansichten und Wünsche des würdigen Verfassers dürfte die evangelische, d. i. die christliche Kirche unserer Tage zu einer Höhe heben, die den kirchlichen Wirren im Volke ein erwünschtes Ende zu machen und wohl gar eine Einheit herbeizuführen im Stande wäre, der sich selbst die Mehrzahl der denkenden und wohlmeinenden Katholiken gern anschließen würde. Denn das äußere Kirchenthum ist es ja wohl nur eigentlich, was das christliche Volk noch trennt und es ist nicht zu leugnen, geht die römische Kirche in ihren kirchlichen Forderungen zu weit, so hat sich dagegen in der protestantischen Kirche vielfach das entgegengesetzte Uebel und eine Willkür ausgebildet, die dem wahren Protestantismus eben so sehr zuwiderläuft als ein bloß todtes Formelwesen dem Geiste des Christenthums fremd ist. Mögen die Bemühungen des Verfassers, diesem Uebel zu steuern, ihre Wirkung nicht verfehlen. —

Otto Wigand.

In meinem Verlage ist erschienen:

Versuch

einer allgemein faßlichen, wahrhaft populär-mediciniſchen Lehre von den Wirkungen und dem vernünftigen Gebrauche

des

kalten Wassers

in

Gesundheit und Krankheit.

Von einem ärztlichen Beförderer der rationellen Wasserheilkunde.

gr. 8. 1840. Brosch. 12 Gr.

Inhaltsverzeichniß.

Erstes Capitel.

Einleitung. Grenzen der Wasserheilung. Ueber Universalheilkraft des kalten Wassers. Verhältniß der Hydriatik zu der übrigen Medicin. Würdigung des Prießnitzischen Verfahrens. Dispositon des Buches.

Zweites Capitel.

Vom kalten Wasser überhaupt, von seinen Eigenschaften und den zum Gebrauche desselben nothwendigen Erfordernissen.

Drittes Capitel.

Von den Wirkungen des kalten Wassers auf den menschlichen Organismus.

Viertes Capitel.

Von den verschiedenen Arten der Anwendung des kalten Wassers und deren Wirkung.

Fünftes Capitel.

Vom diätetischen Gebrauch des kalten Wassers.

Regeln über den diätetischen innern Gebrauch des kalten Wassers.

Regeln über den diätetischen äußern Gebrauch des kalten Wassers.

Sechstes Capitel.

Vom Gebrauche des kalten Wassers als Heilmittel.

In meinem Verlage sind soeben vollständig erschienen:

Byron's sämmtliche Werke,

deutsch von **A. Böttger.** Mit 12 Prachtstahlstichen, dem Leben und dem Portrait des Verfassers. In 1 Band. 54 Bogen auf Velinpapier und in Doppelcolonnen. Preis Brosch. 4½ Thlr.

Böttger's Byron ist im Drucke beendigt und die erste Auflage in den Händen des Publicums. Die eigenthümliche Schwierigkeit, diesen Heros der englischen Dichter dem deutschen Genius entsprechend wiederzugeben, hat Herr Böttger auf so glänzende Weise überwunden, daß der Verleger mit vollem Rechte sagen und behaupten kann: **Hier ist Byron zum ersten Mal in deutscher Sprache.**

Ich habe eine neue Auflage veranstaltet, welche in 6 Lieferungen, à 9 Bogen und mit 2 Stahlstichen geziert, ausgegeben wird. Preis einer Lieferung: 22½ Ngr. (18 gGr.)

Schönheiten aus Byron's Werken

von **A. Böttger.** Mit 1 Stahlstich. 12. 1841. Broschirt. 20 Ngr. (16 gGr.)

Otto Wigand in Leipzig.

Digitized by Google

(22) Im Verlag von **Ebner** und **Seubert** in Stuttgart ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Gudrun

aus dem Mittelhochdeutschen übersetzt

von

Adelbert Keller.

Mit einem Titelbilde von F. Fellner.

In allegor. Umschlag cart. 3 fl. 36 kr. rhein. oder 2 Thlr. 6 Gr.

Das alte Lied von Gudrun gilt mit Recht für ein würdiges Seitenstück der Nibelungen, das neben diesen, wie die Odyssee neben der Ilias, hergeht. Allen Freunden vaterländischer Kunst, ja allen Freunden der Poesie überhaupt wird es daher erwünscht sein, diese Nebensonne der Nibelungen, wie sie Hagen nennt, in verjüngter Gestalt erscheinen zu sehen. Der Herausgeber, schon seit längerer Zeit mit dieser Umdichtung der Gudrun beschäftigt, hat sich die Aufgabe gestellt, bei möglichst treuer Anschließung an das Original doch soweit in der Erneuerung zu gehen, daß das alte Lied jedem Gebildeten zugänglich werde. Die Sage ist dabei nicht willkührlich verändert, vielmehr ist dieselbe in der ältesten Gestalt wiedergegeben, welche uns die Wiener Handschrift überhaupt aufbehalten hat, und mag auch in dieser Handschrift die Sage bereits getrübt sein, so hat sich der Herausgeber doch nicht erkühnen wollen, auf der unsichern Bahn der subjectiven Kritik und der Hypothese aus eigenen Mitteln die Sage bald der vermeintlich ältesten Form bald dem modernen Geschmack näher zu rücken, wie dies eine neuere freie Bearbeitung der Gudrun zu thun versucht hat, deren eigenthümliche Verdienste wir indeß nicht verkennen noch herabsetzen wollen.

---

(23) Bei **Fr. Volckmar** in Leipzig ist eben erschienen:

Hand-Atlas

der

Anatomie des Menschen

nebst einem tabellarischen Handbuche der menschlichen Anatomie

von

Prof. Dr. C. E. Bock.

Dieser Atlas enthält 28 fein illuminirte Kupfer nebst Erklärung und 9 Bogen Text. Letzterer ist nicht allein eine Zugabe und Erläuterung zum Atlas, sondern bildet zugleich ein für sich bestehendes, durch innere und äussere Einrichtung äusserst übersichtliches, tabellarisches Handbuch der Anatomie.

Die Abbildungen sind auf dem feinsten, starken Velinpapier. — Das Format der Bilder und des Textes ist ein bequemes gross 8vo.

Der Preis des ganzen Werks ist 7 Thlr.

Der enorme Absatz, den dieser Atlas fand, beweist, wie sehr er dem Bedürfnisse entsprach, und wie gründlich der Herr Verfasser (längst bekannt durch sein Handbuch und Taschenbuch der Anatomie, von welchen beiden in einem Jahre neue Auflagen erschienen) die schwierige Aufgabe löste. — Was schöne Ausführung und Billigkeit anlangt, so steht er bis jetzt in der medizinischen Literatur ohne Beispiel da! In jeder Buchhandlung liegt derselbe zur Ansicht bereit.

---

(24) So eben erschien bei **Ed. Meißner** in Leipzig und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Vogel, Dr. E. F., Der kirchliche Symbol-Zwang in seiner Unverträglichkeit mit dem wahren Geiste des Protestantismus. Ein Rechts-Gutachten zur Widerlegung der Schrift des Herrn Prof. Dr. Richter zu Marburg über das Kirchenregiment und die Symbole. gr. 8. brosch. 8 Gr. (10 Ngr.)

(25) In meinem Verlag hat die Presse verlassen und ist in allen Buchhandlungen zu haben:

C. E. A. Gröbel

Rector an der Kreuzschule in Dresden,

practisch-grammatisches

Elementarbuch

der

lateinischen Sprache.

Eine Sammlung progressiver, auf stete Wiederholung berechneter Beispiele, als Hülfsbuch für die untern und mittlern Classen der Gymnasien ꝛc.

gr. 8. 1840. Preis 18 Gr.

Gerhard Fleischer

in Dresden und Leipzig.

---

(26) Bei **Aug. Prinz** in Wesel ist so eben erschienen die zweite um mehr als das dreifache vermehrte Auflage von

Dr. Heinr. Fortmann, Ueber das Wesen und die Bedeutung der historischen Entwickelungen. Ein Beitrag zur Philosophie der Geschichte, 314 Seiten. Brosch. 1 Thlr.

Der Verfasser, bekannt durch seine historischen Studien und Werke, liefert hier nicht nur eine neue Auflage, sondern ein ganz neues Werk, da sich der Standpunkt der Philosophie seit Erscheinen der ersten Auflage gänzlich verändert hat. Daß der Verfasser die sich gestellte Aufgabe ehrenvoll gelöst hat, beweisen die von einigen bedeutenden Gelehrten bereits eingegangenen günstigen Beurtheilungen.

---

(27) Im Verlage der **Nicolai'schen Buchhandlung** in Berlin ist erschienen:

Paul Gerhardt und der große Churfürst.

Vorlesung am 25sten Stiftungsfeste der Berlinischen Gesellschaft für deutsche Sprache und als Ankündigung einer neuen Ausgabe von Paul Gerhardt's geistlichen Liedern zum Druck befördert durch

Otto Schulz, Königl. Provinzial-Schulrath.

Preis 2½ sgr., geheftet.

Binnen Kurzem erscheinen in demselben Verlage:

Paul Gerhardt's geistliche Andachten

in hundert und zwanzig Liedern.

Nach der ersten durch J. G. Ebeling besorgten Ausgabe, mit Anmerkungen und geschichtlicher Einleitung herausgegeben von

Otto Schulz, Königl. Provinzial-Schulrath.

Mit dem Bildnisse P. Gerhardt's.

Die Ausgabe wird enthalten: 1) Geschichtliche Nachrichten über P. Gerhardt's Leben und die auf seine Amtsentsetzung bezüglichen Dokumente. 2) Einen kritisch berichtigten Text der P. Gerhardt'schen Lieder nach der in der Ebeling'schen Ausgabe beobachteten Reihefolge. 3) Ebeling's Vorreden zu den einzelnen Heften seiner Ausgabe. 4) Eine Nachweisung der Quellen, aus denen die Lieder zum Theil genommen sind, und Anmerkungen zum Verständniß derselben.

Der Druck wird auf schönem Maschinen-Velinpapier, mit neuen scharfen Lettern vollzogen und der Ladenpreis 1⅔ Thlr. nicht übersteigen.

---

(28) Bei uns ist erschienen:

Lotze, Dr. Herm., Metaphysik. gr. 8. 1¼ Thlr.

Steinacker, G. F., animadversiones et emendat. in Ciceronis de republ. libros. (Gratulationsschrift für G. Hermann.) gr. 4. br. ⅓ Thlr.

Weidmann'sche Buchhandlung.

Digitized by Google

(29) Für gebildete **Confirmanden** und noch für höhere **Jugend-** und **Familienandacht** ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Das

Wort und Leben

unseres Herrn.

Ein Erbauungsbuch

für

das Jahr der Einsegnung und jedes nachfolgende Kirchenjahr des Lebens.

Von

M. August Friedrich Unger,

Pastor zu Berggießhübel.

(dem Verfasser der lateinischen Vorlesungen über die Parabeln Jesu, und der Reden an künftige Geistliche).

Leipzig, Gerhard Fleischer 1841.

Preis 1 Thlr. 12 Gr. Preuß. Cour.

Ein anerkannter Erbauungsschriftsteller hat über dieß Andachtsbuch geurtheilt, er wüßte für seine eigenen Kinder nichts Besseres zu empfehlen; und andere Geistliche haben erklärt, es dürfte auch für den Lehrer des Evangeliums selbst noch erbaulich werden. Eltern und Jugendlehrer werden übrigens gern beistimmen, daß für Erbauung, zumal von Confirmanden, keine bessere Grundlegung erwählt werden könnte, als das Wort und Leben Jesu; und werden es nur wünschenswerth finden, das Evangelium mit lichter, geweihter Auslegung und gemüthvoller, kräftiger, möglichst ergreifender Ansprache an's Leben begleitet zu sehen. Auch zur Mitgabe in die weiblichen Jugendjahre und auf die höheren Schulen, Gymnasien, Seminarien, wäre es wohl anzuempfehlen. Manchen denkenden Religionsverehrern und Familienkreisen möchte dieß Leben Jesu auch von der Seite nicht unwillkommen sein, daß es, während die Straußesche Ansicht heute Manche bedenklich machen will, gerade das treue Verständniß und zugleich die volle Kraft und Wahrheit der Worte und Werke unseres Herrn darzustellen zur Aufgabe hat. Wir unterlassen es, über die begeisterte Weise dieser Andachten viel vorauszusagen, und bitten nur Eltern, Lehrer und Seelsorger, sie näher kennen zu lernen.

---

(30) So eben erscheint in meinem Verlage und ist in allen Buchhandlungen zu erhalten:

Die Elemente

des

Staatsverbandes

von

Georg Siemens.

Gr. 8. Geh. 1⅙ Thlr.

Den Inhalt dieser anziehenden Schrift bilden folgende Capitel: **1. Die Erkenntniß. 2. Die Sitte. 3. Der Pöbel. 4. Die Verfeinerung. 5. Die Vornehmen. 6. Der Mittelstand. 7. Der Staat. 8. Die Gesetzgebung.**

Leipzig, im März 1841.

F. A. Brockhaus.

---

(31) In meinem Verlag ist so eben erschienen:

Huther, J. E., Cand. des Hamb. Ministeriums, Commentar über den Brief Pauli an die Colosser. Gr. 8. Geh. 2 Thlr. 6 gGr.

Hamburg, im März 1841.

Joh. Aug. Meißner.

---

(32) So eben ist erschienen:

Verhandlung der dritten Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Gotha 1840.

Gotha, Verlag von **C. Gläser.** gr. Quart. 1 Thlr.

---

(33) In **S. G. Liesching's** Verlagsbuchhandlung zu Stuttgart ist so eben erschienen und durch alle soliden Buchhandlungen Deutschlands und des Auslandes zu erhalten:

Das Deutsche Kirchenlied.

von Martin Luther bis auf Nic. Herman und Ambr. Blaurer.

Von

Dr. K. E. Ph. Wackernagel.

Royal-Oktav. 119 Bogen auf Velinpap. in 2 Abtheilungen.

Geh. Pr. 5½ Thlr. fl. 9. 36 kr. rhein. fl. 8. 15 kr. C. M.

Dieses ausgezeichnete Werk des geehrten Verfassers, die Arbeit eines Jahrzehents, darf mit vollem Rechte ein seinen Gegenstand erschöpfendes Nationalwerk genannt werden. Sein reicher und umfassender Inhalt ist von gleich hohem Werthe für die Geschichte der Kirche und des Kirchenliedes in seiner frühesten und wichtigsten Epoche, wie für die christliche Wissenschaft: es bietet ferner — neben seinem hervorragenden Interesse für die deutsche Sprachforschung — in **850** Liedern einen köstlichen Schatz der Erbauung und enthält unter anderm

Dr. M. Luther's sämmtliche geistliche Lieder,

nach drei Jahrhunderten zum erstenmale wieder in ihrer Urgestalt vereinigt.

Nachstehende übersichtliche Inhalts-Anzeige der fünf Haupt-Abtheilungen des Werkes möge das hier Gesagte bestätigen;

Einleitende Vorrede S. I—XXXVI. **I. Lateinische Hymnen und Sequenzen** (Soweit sie die Grundlage der evangelischen Lieder-Dichtung bilden) S. 1—37. **II. Deutsche Lieder und Leiche bis auf die Zeit M. Luther's.** (U. a. Lieder von Otfried, Spervogel, W. v. d. Vogelweide, G. v. Straßburg, Gesänge der Geißler, Tauler's, Heinrich's v. Loufenberg, Johannes v. Salzburg; Lieder aus dem Witzel'schen Psalter und dem Wehe'schen Gesangbuche) S. 38—128. 605—675. **III. Geistliche Lieder aus der Zeit der Reformation.** (Ulrich v. Hutten. Martin Luther. Lieder der Lutherischen Kirche — der Böhmischen Brüder — der Reformirten Kirche — von Burcard Waldis — Martyrer-Lieder) S. 129—603. 676—717. **IV. Lieder der ältesten katholischen Gesangbücher** (M. Wehe, G. Witzel. Leisentrit) S. 694—717. **V. Fünf Anhänge.** S. 718—894. 1. Beschreibung der alten Gesangbücher. 2. Vorreden derselben. 3. Neununddreißig weltliche, geistlich umgearbeitete Lieder. 4. Anmerkungen. 5. Ausführliche Register.

---

(34) So eben ist erschienen:

Zeitschrift

für deutsches Alterthum.

Herausgegeben

von

Moriz Haupt.

Ersten Bandes erstes Heft.

Mit Beiträgen von *Jacob* u. *Wilhelm Grimm*, *Lachmann*, *Benecke*, *Th. v. Karajan*, *W. Müller*, *Franz Pfeiffer*, u. d. Herausgeber.

gr. 8. br. Preis: 1 Thlr.

☞ Von dieser Zeitschrift soll jährlich ein Band erscheinen, welcher aus 3 Heften, jedes zu 12—13 Bogen, bestehen wird.

Leipzig.

Weidmann'sche Buchhandlung.

Digitized by Google

(35) Bei **Joh. Ambr. Barth** in Leipzig ist erschienen:

Sammlung
von
Rechtsfällen und Entscheidungen
derselben.
Herausgegeben
und
mit wissenschaftlichen Excursen versehen
von
Dr. Paul Ludolf Kritz.

1r bis 3r Band. gr. 8. Rthlr. 5. 18 Ggr. (22½ Ngr.)
(1r Bd. Rthlr. 2. — 2r Bd. Rthlr. 1. 18 Ggr. (22½ Ngr.) — 3r Bd. Rthlr. 2. —)

Der Verleger verweist ohne weitere besondere Empfehlung auf den, den gelesensten juristischen Zeitschriften beigefügten ausführlichen Prospectus dieser höchst interessanten, die schwierigsten Rechtsfragen (auch die der neuesten Zeit) geistreich lösenden Sammlung, die in keiner juristischen Bibliothek fehlen sollte und deren 4r Band im Laufe dieses Jahres den zahlreichen Besitzern der ersten 3 Bände geliefert werden wird.

---

(36) Durch alle Buchhandlungen ist *gratis* zu erhalten:

Verzeichniss
einer Auswahl von Romanen, Erzählungen, Schauspielen, Gedichten, Briefen, Biographien, Denkwürdigkeiten, Reisen, historischen und andern werthvollen Schriften aus dem Verlage von
F. A. Brockhaus in Leipzig,
welche sich zur Errichtung und Ergänzung von Privat- und Leihbibliotheken eignen und zu
bedeutend ermässigten Preisen
unter vortheilhaften Bedingungen erlassen werden.
(2 *Bog.*)

☞ Die Bedingungen sind aus dem Verzeichniss selbst zu ersehen; sie gelten nur auf 1 Jahr, bis Ende März 1842. ☜

Dieses Verzeichniss, welches auch die neuern und vorzüglichsten Werke enthält, kann allen Freunden der Literatur, besonders aber den Besitzern grösserer Privatsammlungen sowie Leihbibliotheken mit Recht empfohlen werden.

---

(37) Bei **Joh. Ambr. Barth** in Leipzig ist so eben erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben:

Das
gemeine deutsche
Criminalrecht,
als Grundlage der neueren deutschen
Strafgesetzgebungen.
Von
Dr. Theodor Marezoll.

gr. 8. 34 Bogen. Rthlr. 2. 6 Ggr. (7½ Ngr.

Dieses Lehrbuch, bestimmt die Verbindung der Theorie des gemeinen deutschen Strafrechtes mit der partikularen irgend eines deutschen Staates bei den academischen Vorträgen zu erleichtern, soll dadurch theils für die Darstellung des partikularen Strafrechtes mehr Zeit und Raum schaffen, theils zu den so interessanten Vergleichungen des gemeinen Rechtes mit den aus demselben hervorgegangenen neueren Legislationen Gelegenheit bieten, und darf daher mit voller Ueberzeugung um so dringender empfohlen werden, als außer ihm kein anderes der vorhandenen diesen Ansprüchen Genüge leistet. Der billige Preis wird seiner allgemeinen Einführung nur förderlich sein.

Zugleich wird wiederholend auf
desselben Verfassers Lehrbuch der Institutionen des römischen Rechts. gr. 8. Rthlr. 1. 18 Ggr. (22½ Ngr.)
aufmerksam gemacht.

---

(38) In unserm Verlage ist erschienen:

C. Cornelii Taciti
Historiarum libri quinque
Textum recognovit, animadversionibus
instruxit
Theoph. Kiesslingius.

Pr. 1¼ Thlr.

J. Wunder in Leipzig.

---

(39) Bei **C. W. Leske** in Darmstadt erschien so eben:

Dicaearchi Messenii quae supersunt composita, edita et illustrata a *Maximiliano Fuhr.*
Preis 2½ Thlr. oder 4 fl. 30 kr.

Die erste vollständige Sammlung der Bruchstücke des ausgezeichneten Philosophen, Geschichtsforschers, Geographen und trefflichen Schriftstellers Dicäarch, des Lieblings des Cicero. Was in neuester und früherer Zeit von einzelnen Gelehrten, wie Stephanus, Vulcanius, Hudson, Holstein, Marx, Celidonio Errante, Buttmann, Näke, Passow, Osann und anderen über einzelne Schriften und Stellen dieses Griechen erörtert wurde, findet sich in bezeichnetem Buche sorgfältig benutzt, kritisch verarbeitet und in ein lichtvolles und durch vielseitige Belehrung anziehendes Ganze vereinigt. Herr D. Fuhr gibt im ersten Abschnitte seiner Schrift ein anschauliches Gesammtbild der wissenschaftlichen Leistungen Dicäarchs, handelt im zweiten Capitel von den Urtheilen der Alten über Dicäarch, gibt im dritten sein Leben, bespricht in den darauf folgenden seine philosophischen, statistischen, literarhistorischen, geographischen und allgemein menschlichen Schriften, und erörtert in letzten Abschnitte die drei großen noch handschriftlich vorhandenen Fragmente des *Βιος τῆς Ἑλλάδος*, der *ἀναγραφὴ τοῦ Πηλίου* und der s. g. *ἀναγραφὴ τῆς Ἑλλάδος* von höherem kritischen und exegetisch-kritischem Standpunkt aus. Das Bestreben des Verfassers war hier, wie in der ganzen Arbeit, mehr darauf gerichtet, das historisch-sichere auszumitteln, als durch Vorbringen unhaltbarer Vermuthungen das Lob eines geistreichen Combinators verdienen zu wollen. Da diese Arbeit fernerhin durch viele sprachliche und kritische Bemerkungen belehren und weiter anregen wird, so kann sie um so mehr neben andern Fragmentensammlungen allen Freunden des klassischen Alterthums empfohlen werden.

Auserwählte Schriften
Lucians,
zum Gebrauch für die oberen Gymnasialklassen
herausgegeben von
Dr. Eduard Geist,
erstem Lehrer und Director des Gymnasiums zu Giessen.
gr. 8. 20½ Bog. geh. 25 sgr. oder 1 fl. 30 kr.

Der nächste und erste Zweck dieses Buches ist, durch, in Noten beigefügte Fragen, Winke, Andeutungen, die Schüler zu einer intensiven Vorbereitung anzuregen, nicht aber denselben Alles darzubieten, was in sprachlicher und sachlicher Hinsicht für das Verständniss des Schriftstellers erforderlich ist; demnach soll durch die Anmerkungen die weitere Erklärung des Lehrers durchaus nicht überflüssig gemacht werden, im Gegentheil die erstern können nur durch das Hinzutreten der letztern wahrhaft fruchtbar wirken. Unter den vielen höchst schätzbaren Schulausgaben Lucianischer Schriften, welche in neuerer Zeit neben den mehr gelehrte Zwecke im Auge habenden, erschienen sind, stimmt keine in der Bestimmung sowohl als in der Auswahl der Schriften und der Behandlungsweise so sehr mit der hierdurch angekündigten überein, dass diese nicht willkommen geheissen werden könnte.

Druck von **Breitkopf & Härtel** in Leipzig.

Digitized by Google

Das Wesen
des
Christenthums
von
Ludwig Feuerbach.

gr. 8. Velinp. broschirt 2⅓ Thlr.

Inhalt.

Einleitung.

Das Wesen des Menschen im Allgemeinen. — Das Wesen der Religion im Allgemeinen.

Erster Theil.

Die Religion in ihrer Uebereinstimmung mit dem Wesen des Menschen. — Gott als Gesetz oder als Wesen des Verstandes. — Das Geheimniß der Incarnation oder Gott als Liebe, als Herzenswesen. — Das Geheimniß des leidenden Gottes. — Das Mysterium der Trinität und Mutter Gottes. — Das Geheimniß des Logos und göttlichen Ebenbildes. — Das Geheimniß des kosmogonischen Princips in Gott. — Das Geheimniß der Natur in Gott. — Das Geheimniß der Vorsehung und Schöpfung aus Nichts. — Die Bedeutung der Creation im Judenthum. — Die Allmacht des Gemüths oder das Geheimniß des Gebetes. — Das Geheimniß des Glaubens. — Das Geheimniß des Wunders. — Das Geheimniß der Auferstehung und übernatürlichen Geburt. — Das Geheimniß des christlichen Christus oder des persönlichen Gottes. — Der Unterschied des Christenthums vom Heidenthum. — Die christliche Bedeutung des freien Cölibats und Mönchthums. — Der christliche Himmel oder die persönliche Unsterblichkeit. —

Zweiter Theil.

Die Religion in ihrem Widerspruch mit dem Wesen des Menschen. — Der wesentliche Standpunkt der Religion. — Der Widerspruch in dem Begriffe der Existenz Gottes. — Der Widerspruch in der Offenbarung Gottes. — Der Widerspruch in dem Wesen Gottes. — Der Widerspruch in den Sacramenten. — Der Widerspruch von Glaube und Liebe. — Schlußanwendung.

Anhang.

Anmerkungen und Beweisstellen.

Leipzig im Juni 1841.

Otto Wigand.

Digitized by Google

Inhalt:

№ 130. Die Berliner Juristenfacultät. Fortsetzung.
Granier von Cassagnac „Geschichte der arbeitenden und der bürgerlichen Classen." Von H. B. Oppenheim.

= 131. Zur Charakteristik des modernen Afterchristenthums.
Granier von Cassagnac „Geschichte der arbeitenden und der bürgerlichen Classen." Schluß.

= 132. Zur Charakteristik des modernen Afterchristenthums. Fortsetzung.
„Zeugnisse aus dem verborgenen Leben; oder Lebens- und Glaubens-Erfahrungen eines Ungenannten in Gesängen." Von C.
Rudolph Kuhlemann „Gedichte." Von C.

= 133. Zur Charakteristik des modernen Afterchristenthums. Fortsetzung.
Dr. Haupt „Allgemeine wissenschaftliche Alterthumskunde oder der koncrete Geist des Alterthums in seiner Entwickelung und in seinem System." Von B.

= 134. Zur Charakteristik des modernen Afterchristenthums. Schluß.
„Betrachtungen eines Militairs über einen bevorstehenden Krieg zwischen Deutschland und Frankreich." Von Arnold Ruge.

= 135. Der christliche Staat und unsere Zeit. Von B. Bauer.
„Betrachtungen eines Militairs ꝛc." Schluß.

= 136. Der christliche Staat und unsere Zeit. Fortsetzung.
Erklärung. Von Weiße.

= 137. Der christliche Staat und unsere Zeit. Fortsetzung.
Berliner Pietisten. Von Süßkind.

= 138. Der christliche Staat und unsere Zeit. Fortsetzung.
Berliner Pietisten. Fortsetzung.

= 139. Der christliche Staat und unsere Zeit. Fortsetzung.
Berliner Pietisten. Schluß.

= 140. Der christliche Staat und unsere Zeit. Schluß.
Griesselich und die Homöopathie.

= 141. Karl Wilh. Göttling „Geschichte der römischen Staatsverfassung von Erbauung der Stadt bis zu C. Cäsar's Tod." Von W. Hertzberg.
Griesselich und die Homöopathie. Fortsetzung.

= 142. K. W. Göttling „Geschichte der römischen Staatsverfassung von Erbauung der Stadt bis zu C. Cäsar's Tod." Fortsetzung.
Griesselich und die Homöopathie. Fortsetzung.

№ 143. K. W. Göttling „Geschichte der römischen Staatsverfassung ꝛc." Fortsetzung.
Griesselich und die Homöopathie. Schluß.

= 144. K. W. Göttling „Geschichte der römischen Staatsverfassung ꝛc." Fortsetzung.

= 145. K. W. Göttling „Geschichte der römischen Staatsverfassung ꝛc." Fortsetzung.
Rud. Heinrich Klausen „Aeneas und die Penaten. 2r Band." Von Dr. W. Hertzberg.

= 146. K. W. Göttling „Geschichte der römischen Staatsverfassung ꝛc." Fortsetzung.
R. H. Klausen „Aeneas und die Penaten." Fortsetzung.

= 147. K. W. Göttling „Geschichte der römischen Staatsverfassung ꝛc." Fortsetzung.
R. H. Klausen „Aeneas und die Penaten." Fortsetzung.

= 148. K. W. Göttling „Geschichte der römischen Staatsverfassung ꝛc." Schluß.
R. H. Klausen „Aeneas und die Penaten." Schluß.

= 149. Mager „Die deutsche Bürgerschule. Zweiter Artikel." Von Hermann Büttner.
(Moltke) „Briefe über Zustände und Begebenheiten in der Türkei; aus den Jahren 1835 bis 1839." Von L. Rellstab.

= 150. Mager „Die deutsche Bürgerschule." Fortsetzung.
(Moltke) „Briefe über Zustände und Begebenheiten in der Türkei ꝛc." Schluß.

= 151. Mager „Die deutsche Bürgerschule." Fortsetzung.
Uwe Lornsen „Die Unionsverfassung Dänemarks und Schleswig-Holsteins." Von W. Lüders.

= 152. Mager „Die deutsche Bürgerschule." Schluß.
Uwe Lornsen „Dit Unionsverfassung Dänemarks und Schleswig-Holsteins." Schluß.

= 153. Zur Kenntniß und Kritik der Krause'schen Philosophie. Von J. Frauenstädt.

= 154. Zur Kenntniß und Kritik der Krause'schen Philosophie. Fortsetzung.

= 155. Zur Kenntniß und Kritik der Krause'schen Philosophie. Schluß.
W. Held „1813, 1814, 1815. Vaterländisches Schauspiel." Von Rtg.

= 156. Dr. Emil Rückert „Untersuchungen über den Ursprung der Nibelungensage." Von Ferdinand Wachter.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google